Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

KPH
9001

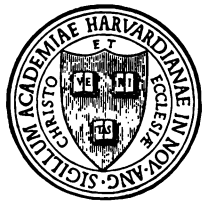
WIDENER LIBRARY

HX 799J 8

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library



FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Dr. Adolf Heilborn.

Künstler-Verein.
Bibliothek:
Eb 14
BREMEN

Vier-~~Zwei~~undsiebzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1908.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

KPH 9001

HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY

Digitized by Google

Register.

Vierundsiebzigster Band.

Politik und Sozialpolitik.

Seite

Bieberstein, Oberstleutnant, Rogalla v., Monopolisierung des Zeppelinschen Luftschiffs? 339
Bleibtreu, Karl, Der falsche Friedenspreis der Nobelstiftung 2. (418). 17. 36
Corbach, Otto, Die Balkankrise 241
— Englische Krankheit 321
Ernst, Friedrich, Die Aktie und der Sozialismus . . . 97. 113
Fürstenberg-Fürstenberg, A. Graf zu, Japans Finanzwirtschaft und sein Budget für das laufende Jahr . . . 129
M., Ober-Regierungsrat, Freiherr v., Zur Junggesellensteuer 222
Martin, Dr. Lindsay, Wesen, Entwicklung und Zukunft des englischen Sozialismus 161
— Regierungsrat, Rudolf, Graf Zeppelin und der Kaiser . 65
Schwimmer, Rosika, Kinderbekleidungs-„Feste“ 385
Silas, Die Besteuerung der mechanischen Energie 81
Solff, K., Motor-Luftschiffahrt und drahtlose Telegraphie . 49. 67
Sosnosky, Theodor v., Österreichs Moral in Zahlen . . . 84
— Götzendämmerung 196
Vibrans, Ökonomierat, Die Lage der Landwirtschaft in wirtschaftspolitischer Beleuchtung 209
Worble, J. P. Peter, Casablanca, das Interview, die Krise oder Was Ihr wollt 337

Kolonniales.

Henoch, Hubert, Die Makonde im Süden von Deutsch-Ostafrika 294
Hubert, Lucien, Europas Pflicht in Afrika 1. (417)

Militärisches.

Bieberstein, Oberstleutnant, Rogalla v.: Die militärische Situation Bulgariens und der Türkei 243
Boeck, Generalleutnant v. D., Sind wir stark genug? . . . 145
— Finanzreform und Heeresetat 353
Civis, Offizier und Beamter 305
Liersemann, Kapitänleutnant, Heinrich, Die Bedeutung der deutschen Schiffbau-Ausstellung zu Berlin 148
— Two-Ocean Standard und Panamakanal 177
— Zur jüngsten Kundgebung des deutschen Flottenvereins . . 257
Martin, Regierungsrat, Rudolf, Die deutsche Invasion . . 403

Rechtswissenschaft.

Burmester, Dr. Walter, Die Strafwürdigkeit des Bankbruchs 245
Hilse, Kriegsgerichtsrat, Dr. B., Zur Haftpflicht der Kraftfahrzeuge 100

Handel und Geldwesen.

Ernst, Friedrich, Die Aktie und der Sozialismus . . . 97. 113
Mercator, Aus der Finanzwelt 61. 142. 188. 316. 398

Naturwissenschaften und Technik.

Hagenbeck, Carl, Von Tieren und Menschen 390
Martin, Regierungsrat, Rudolf, Flugmaschine und Motorballons 193
— Zeppelin und Wright 273. 289
Neuberger, Dr. Albert, Die Lichtwellen als Längenmaße . 229
Ortlepp, Karl, Parthenogenese bei Tieren und Pflanzen . . 199
Scheerbart, Paul, Die Anziehungskraft als Hypothese . . . 308
Zell, Dr. Th., Die Angriffsweise der Raubtiere 179
— Frau Venus im Reiche der Tiere 370

Heilkunde.

Neumann, Oberstabsarzt Dr., Kulturhygiene 227
Sternberg, Dr. Wilhelm, Genuß und Genußmittel 164
— Heilkunst und Kochkunst 213

Erziehungswesen.

Budde, Professor Gerhard, Schule und Persönlichkeitsbildung 102
Filek, Dr. Egid v., Jugendlektüre 374. 387
Hammer, Professor W. A., Kinderlügen 115
Schiller, Stadtpfarrer Julius, Koedukation 340
Tolstoy, Graf Leo (a. Skarvan), Schule und Erziehung . . 147
Weber, Rev. Dr. Wilhelm, Studenten-Austausch mit Amerika 401

Philosophisches.

Engel, Bernhard Carl, Zur Wiedergeburt des Idealismus . 366
Nestor, Das Erbe Voltaires 3. (419.) . . 19. 33. 52. 70. 87
Meißner, Dr. Wilhelm, Friedrich Wilhelm Schelling . . . 150

Geschichte, Kulturgeschichte, Biographisches.

Froitzheim, Prof. Dr. †, Zur elsässischen Abstammung der spanischen Königin 225
Kohut, Dr. Adolph, Die österreichischen Preßverhältnisse von 1848 . . . . . 291. 30—18
Köster, Prof. Dr. Albert, Frau Aja 167
Newald, Dr. J. Ritter v., Arthur Graf Gobineau . . . 55. 71
Ohnefalsch-Richter, Dr. Max, Die Könige von Alasia. 117. 131
— Alasia, Homer und Bibel 258. 274. 296
Rahmer, Dr. S., Zum Gedenktage Varnhagens von Ense 276
Weber, Rev. Dr. Wilhelm, Die 150-Jahrfeier der Stadt Pittsburg 323

Aesthetisches.

Bethge, Hans: Holländische Eindrücke 157. 172
Brod, Dr. Max, Formkritik, Inhaltskritik, Detailkritik 91. 105
Eick, Dr. Hugo, Erziehung des Dichters 345. 359. 377
A. F., Jugendbriefe Geibels 309
Filek, Dr. Egid v., Der Brief 89
Friedegy, Dr. Ernst E., Juristendeutsch 54
Friedrich, Paul, Vom Geist unsrer Zeit 314
Kirchbach, Wolfgang †, Musikalischer Genuß 153. 166. 183. 201. 218
Meißner, Dr. Wilhelm, Romantisch und Klassisch 24
Rubinstein, Dr. Susanna, Über Schillers Sittlich-Schöne und Sittlich-Erhabene 298
Schlaikjer, Erich, Die Sentimentalen 6. (422.) 21
Stoessl, Dr. Otto, Der Ausgang der Moderne 406
Wulffen, Staatsanwalt Dr. Erich, Hauptmanns „Weber“ vor dem Forum der Kriminal-Psychologie und -Psychiatrie . 325

Digitized by Google

Literaturgeschichtliches.

Seite

Fredrik, Lothar v., Goethe und das deutsche Volkslied . . 135
Friedrich, Paul, Karl v. Holtei und die Kritik 119
Froitzheim, Professor Dr. Joh. †, Ein Nachwort zur Sesenheimer Feier 104
Geiger, Geh. Rat Prof. Dr. Ludwig, Wilhelm Jensens neuer Roman 404
Grautoff, Otto, Der neue Roman in Frankreich . . . 311. 328
Hille, Peter †, Algernon Swinburne 10. (426)
Houben, Dr. Heinrich Hubert, Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ in neuer Gestalt 263
Ježower, Ignaz, Reclam 39
— Dichter in Venedig 215. 233
Klemperer, Victor, Karl Emil Franzos 264. 282
Kurtz, Rudolf, Arthur Rimbaud 184. 202
Landsberg, Dr. Hans, Bismarck und die deutsche Literatur . 73
March, Otto Stauch v. D., Abraham a Santa Clara als Wiener 248
Mießner, Dr. Wilhelm, Romantisch und Klassisch 24
Stoessl, Dr. Otto, Gottfried Keller als Erzieher 37
— Hermann Lauscher 121
— Der Ausgang der Moderne 406
Wall, Viktor, Von der sexuellen russischen Revolution . . . 369

Dramatisches und Dramaturgisches.

Kinkel, Gottfried †, Künstlers Kampf und Sieg . . 41. 57. 76
Neißer, Dr. Arthur, Pariser Schwänke 30. 45
Pollatschek, Stefan, Wedekinds „Oaha“ 253
Scheerbart, Paul, Das Gastmahl des Assurnasirabal . . . 408

Musikwissenschaft.

Amplewitz, Rud., Die Mannheimer Schule und ihr Einfluß auf Mozart 342. 356. 375
Schweizer, Dr. Albert, Zum Todestage Bachs 74

Bildende Kunst und Kunstgewerbe.

Abeking, Hermann, Große Berliner Kunstausstellung . 22. 133
— Aus den Berliner Kunstsalons 222
— Belgische Kunst 261
— Wilhelm Busch als Maler 297
— Fritz von Uhde 327
— Walter Leistikow 358
Bethge, Dr. Hans, Olbrich 217
Lux, Sof. August, „Kunstschau“ (Die Ausstellung der Klimt-Gruppe) 7. (423.)
— Münchner Ausstellung 1908 180
— Große Kunstausstellung Dresden 1908 . . . . . 231. 246
— Die Hessische Landesausstellung zu Darmstadt (1908) . . 279
Mießner, Dr. Wilhelm, Die Aquarell-Ausstellung in der Königl. Akademie zu Berlin 302

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Aanrud, Hans, Marie Smehaugen 348
Asbjörnson-Moen (P. Kleiber): Zwei norwegische Volksmärchen 331
Atolla, Die Schwierigen 140. 155
Berndt, Martin, Der Nachruhm 235
Friedrich, Paul, Die goldene Mauer 60
Heilborn, Adolf, Quartett A-moll 170
Hemmer, Heinrich, Die Springerin 285
Hjortö, Knud (G. Kiy), Der Schuft 43
— Und es ward finster im Lande 267
Klemperer, Victor, Meister Cyrano 122
— Die wundertätige Erde 394
Kröger, Timm' Die alte Truhe 361
Molo, Walter v., Ein Ausflug des Herrn vom Fels . . . 300
— Der Brand der Freundschaftszeche 380
Ostwald, Hans, Der Lehrmeister . . . . . 93. 108.
Scheerbart, Paul, Die Nußbaumtorte 28
— Professor Kienbeins Abenteuer 205. 219
Schussen, Wilhelm, Mahnruf für Schriftsteller und andere Leute 252
— Teufel Theodor Trukenmiller 409
Wiener, Oskar, Der rote Rausch 12 (428)
— Puppenspieler 186

Gedichte.

Berstl, Julius, Fünf Gedichte des Bhartrihari 251
Beutler, Margarete, Zwei Gedichte 347
Friedrich, Paul, Jugendsonnen 408
Heller, Leo, Drei Gedichte 122
— Zwei Gedichte 219
Hemmer, Heinrich, Zwei Gedichte 139
Kamm, Hanns H., Eine Mädchenliebe 108
— Zwei Gedichte 205
Kunze, Wilhelm, Zwei Gedichte 267
Lion, Martin, Zwei Gedichte 155
Mell, Roman Albert, Zwei Gedichte 285
Picard, Jakob, Drei Gedichte 60
Pick, Otto, Zwei Gedichte 235
Rudorff, Hans, Zwei Gedichte 170
Schaukal, Richard, Zwei Gedichte 11 (427)
— Zwei Gedichte 394. 394
Schussen, Wilhelm, Zwei Gedichte 27
Sternberg, Leo, Zwei Gedichte 361
Strauß, Ludwig, Drei Liebeslieder 313
Wiegand, Carl Friedrich, Mondnacht 330
Wiener, Oskar, Böhmische Melodien 92

Zeitgedichte.

Terentius: Junggesellensteuer 14 (430)
— Ex oriente lux 30
— Der Minnesänger 46
— Der Entthronte 62
— Reiselektüre 78
— Lufttaumel 110
— Kongreßzeit 125
— Herbsternte 254

Aus den Berliner Theatern.

173. 189. 270. 317. 334. 366.
Thiessen, Enno, Sardanapal und die Kritik 237

Neue Bücher.

15. (431). 31. 47. 62. 79. 95. 111. 125. 142. 158. 174. 191. 207. 238. 255. 271. 286. 303. 318. 334. 350. 383. 398. 414.

Verschiedenes.

Kulturgesellschaft Ernst Abbe 318

Digitized by Google

Nr. 27. Berlin, den 4. Juli 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Europas Pflicht in Afrika. Von Lucien Hubert. — Der falsche Friedenspreis der Nobelstiftung I. Von Karl Bleibtreu (Zürich). — Das Erbe Voltaires I. Von Nestor. — Die Sentimentalen I. Von Erich Schlaikjer (Berlin). — „Kunstschau", die Ausstellung der Klimt-Gruppe. Von Jos. August Lux (Dresden). — Algernon Swinburne. Aus Peter Hilles Nachlaß. — Zwei Gedichte. Von Richard Schaukal (Wien). Der rote Rausch. Von Oskar Wiener (Prag). — Die Junggesellensteuer. Von Terentius. Neue Bücher. — Anzeigen.

Europas Pflicht in Afrika.

Von **Lucien Hubert**, Mitglied der „Chambre Des Députés" (Paris).

Es ist kein neuer Gedanke, den ich hiermit den Kolonialfreunden der in Afrika festgelegten Mächte unterbreiten will: die Idee eines Eingeborenenschutzes steht vielmehr seit langem auf der Tagesordnung. Überall tritt man für sie ein, wird sie diskutiert, bringt man ihr Sympathien entgegen, spricht man doch selbst von einer „Politik des Zusammengehens". Auf internationalen Kongressen, wo erlauchte Geister sich zusammenfinden, um bewunderungswürdige Grundsätze aufzustellen, wird diese Frage erörtert, freilich recht platonisch meist und ohne sichtlichen Erfolg. Die Behörden aber, die sie allein praktisch lösen könnten, verharren in hoffnungslosem Schweigen.

Und doch gilts hier ein Werk, das ein Kulturvolk wohl locken könnte.

Das 19. Jahrhundert wird in der Geschichte als das „Jahrhundert der Kolonisation" fortleben.

Eine außerordentliche Kraftanspannung charakterisiert und beseelt es. Früher oder später auf den Schauplatz tretend, streben die meisten Völker mit heißem Bemühen, im glühenden Schmelztiegel ihrer Zivilisation nach ihrer Art den Erdball umzumodeln. Und die Durchdringung und Erschließung Afrikas ist dieses ungeheuren Ringens Resultat. Hartnäckig entzog sich dieser Erdteil unsrer Wißbegier und unserm Mühen. Hier schlummerte eine Menschheit und — sie starb vielleicht. Da sprang die lange verschlossene Pforte auf, das Dunkel lichtete sich mählich, vergessene Kräfte erwachten aus dem starren Schlummer: Europa schien ernstlich besorgt, seine Aufgabe endlich besser zu begreifen, sie besser erfüllen zu können.

Die Geschichte kennt nur ein Ereignis, das sich mit diesem plötzlichen Erwachen des schwarzen Erdteils vergleichen ließe: die Entdeckung Amerikas.

Das habsüchtige Europa von damals erfüllte seine Mission nicht. Es spielte seine Rolle, die einen Gott — galts doch ein Erschaffen — reizen konnte, schändlich schlecht. Brutal und kindisch, nur auf den Raub armseliger Schätze bedacht, davon die gierigen Träume der Konquistadoren fieberten, zerstörte es die wahren Schätze der Natur. Es dezimierte den lebendigen Reichtum, der allein von Dauer, weil lebendig: die Bevölkerung. Und drei lange Jahrhunderte hat es gedauert, bis eine neue Menschheit, langsam wachsend, mit unserm Fleisch und unserm Blute mühsam aufgefrischt, endlich bereit war für die Erfüllung jener Aufgaben, die die autochthone Bevölkerung, recht geleitet und erzogen, wohl längst erfüllt hätte.

Das gleiche irrige Tun dürfte für Afrika noch schmählicher sein, noch verhängnisvollere Folgen haben.

Noch schmählicher wäre es, weil Europa, reif nun und seiner Mission sich bewußt, es seinem oft und laut gepriesenen Ideale schuldig ist, diese Völker von Kindern der Zivilisation entgegen zu führen.

Noch verhängnisvoller wären die Folgen, weil Afrikas Erde, unwirtlich uns Weißen, allein durch die Völker, die sie geboren, kultiviert und erschlossen werden kann. Zwischen dieser neuen Welt und unsrer alten Kultur wird die farbige Menschheit immer der unentbehrliche Mittler bleiben.

Hier gilt das Gesetz des Zusammengehens für die Rassen wie für die einzelnen Individuen. Der Weiße wird das planende Gehirn, der Farbige der ausführende Arm sein. Die Abschließung, die gegenseitige Unkenntnis war der starre Schlaf; die Ausrottung wäre Tod, das Zusammengehen wird Leben und Fortschritt sein.

Überdies, ist das Erziehungswerk nicht voller Reize, voll Verheißung? Ists nicht der Ehrgeiz einer höher entwickelten Menschheit, wie der unsern, nachdem sie selbst ihr Ideal sich erschaffen hat, zu diesem Ideale auch die schwarze Menschheit, uns so nah und doch so fern, zu leiten? Gibts einen herrlicheren Triumph als die Eroberung des Menschen durch den Menschen?

Welch schönes Friedenswerk winkt hier all diesen rivalisierenden Mächten, welche Selbstüberwindung gilt

Digitized by Google

es, den Blick auf jene großen, hohen Ziele zu richten, die in sich den ewigen Traum des Menschenherzens vom Frieden zu bergen scheinen.

Und sollte das Kolonisationswerk als ein Werk brüderlichen Einvernehmens zwischen Rassen, die einander zu wenig kennen, nicht zwischen Völkern, die einander beeifersüchteln, dank der gemeinsamen Arbeit den fruchtbaren Keim friedlicher Zukunft legen können? —

Es war mir vergönnt, diese Ideen in Berlin wie in London vorzutragen. Der warme Beifall, den ich hier wie dort bei den Kolonialfreunden und den bedeutendsten Politikern fand, bewies mir von vornherein, daß die Initiative, die ich jetzt ergreife, weder am unrechten Platze, noch verfrüht ist.

Wer immer die Bedeutung der Rolle begriffen hat, die Europa in Afrika zu spielen berufen ist, weiß auch, daß auf diesem Gebiete die weißen Nationen solidarisch sein und notgedrungen gemeinsam arbeiten müssen. Wenn sie nicht auch dorthin ihren Hader, die politischen Händel Europas verpflanzen wollten, könnte nichts sie trennen, müßte alles sie einen.

Sie würden zweifellos einsehen, wie wichtig gemeinsame Beratungen sind, ein Vergleichen der Methoden, der Programme. Sie würden einsehen, daß der Fehler des einen die Interessen des andern gefährden kann, und daß andrerseits jeder Erfolg, jede vernünftige Idee allen gemeinsam zugute kommt.

Ist es also bei dieser Lage der Dinge nicht hohe Zeit, offiziell, in bindender Form die wesentlichsten Prinzipien zu vereinbaren, darnach bei den unterschiedlichen Bestrebungen zu verfahren wäre, damit das gemeinsame Ziel erreicht würde?

Die Einberufung eines europäischen Kongresses mit der Aufgabe, die Hauptgrundsätze festzulegen, nach denen die moderne Kolonisierung bezüglich des Schutzes und der Erziehung der Negervölker vorzugehen hätte, wäre übrigens nicht solch beispielloses Novum, wie man zunächst wohl zu glauben geneigt ist.

Durch internationale Vereinbarung sind Sklavenhandel, Alkoholeinfuhr und Waffenschmuggel bekämpft und lahm gelegt worden.

Und wenn man bedenkt, daß gemeinsame Maßnahmen zum Schutze gewisser Tierarten getroffen worden sind, fragt man sich, ob es wirklich so erstaunlich sei, wenn man nach den Tieren sich nun auch ein wenig der Menschen annähme. Aufs Tapet gebracht ward diese Frage allerdings mehrfach schon. Ihrer praktischen Lösung jedoch ist man niemals näher getreten.

Und doch ließe sich das Programm in großen Umrissen leicht entwerfen. Es genügte, einige generelle Bestimmungen betreffend die Respektierung des status proprius der Eingeborenen auszuarbeiten, als da sind:

Achtung vor ihren Rechtsbegriffen von Eigentum und Familie;

Schutz ihrer besondern Lebensbedingung.

Garantie freier Arbeit und angemessene Entlohnung dafür. Die Erfahrungen der verschiedenen Kolonialmächte und ihr Streben nach kolonialer Gesetzgebung haben zudem schon mancherlei Lösungen vorbereitet, die leicht zu formulieren wären.

Die französische Revolution hat die Rechte des reifen Kulturmenschen proklamiert. An uns ist es nun, in einer größern Welt die Rechte des Kind gebliebenen Primitiven zu verkünden.

Ich unterbreite diese Angelegenheit ruhig dem Urteil und der Billigung der Kolonialfreunde aller Länder.

Europa hat, die verschlossene Pforte sprengend und das Dunkel des Vergessens lichtend, die schwarze Menschheit erweckt. Feiern wir nun die Hochzeit des Prinzen mit Dornröschen. Und möchten alle Feen unsrer Zivilisation: die Wissenschaft, Gerechtigkeit und Güte doch mit ihren Gaben sich zu dem Feste einstellen, auf daß die Verbindung fruchtbar sei, wohltätig und von ewiger Dauer.

(Deutsch von A. Hn.)

Der falsche Friedenspreis der Nobelstiftung.

Von **Karl Bleibtreu** (Zürich).

I.

Nobels hochherziges Vermächtnis setzt jährlich einen Preis für diejenigen aus, die zur Verbreitung der Friedenstendenz durch wertvolle Dienste beigetragen haben. Wer tat denn das? Die Stockholmer Akademie blieb offenbar auf ihr zugegangene Vorschläge beschränkt und ließ sich hierbei, wie bei Verteilung von Literaturpreisen durch offizielle Ästhetikprofessoren, durch sozusagen offizielle Bureaus von „Friedensfreunden“ belehren, jene neue eigenartige Industrie unbekannter Größen, die auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine gewisse Notorität erlangen möchten. Der einzige, dem man ein reales Verdienst in dieser Sache zusprechen dürfte, wäre der verstorbene russische Staatsrat v. Bloch. Dieser hat sich seine Bestrebungen wenigstens etwas kosten lassen, brachte bedeutende Opfer, insofern er einen sechshändigen Wälzer über das Wesen des modernen Krieges herausgab, literarisch wertlos, doch voll emsigem Bienenfleiß im Zusammenschleppen von Material, und ferner das Friedensmuseum in Luzern stiftete. Außerdem scheint sein Einfluß jenes Zarenmanifest veranlaßt zu haben, dessen gutgemeinte Absicht so wenig nachheriger Praxis entsprach. Schon dies, ein mörderischer, unheilvoller Krieg mit Japan als einzige Frucht der gespendeten Friedensblütenträume, beweist also, daß selbst der brave Bloch sehr weit vom Ziel in der Irre ging. Was soll man aber vollends zu andern Bewerbern um diesen Lorbeer sagen? Da hat Frau v. Suttner einen herzlich schlechten Roman geschrieben „Die Waffen nieder!“, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreut, weil er die erstaunliche Entdeckung predigt, daß der Krieg ein großes Übel sei. Diese Wahrheit schien so bahnbrechend und neu, daß nunmehr zahlreiche Stimmen sich meldeten, die ein Gleiches versicherten und mit Poloniuswürde die Welt auf-

Digitized by Google

klärten, daß der so viel besungene Kriegsgott ein sehr böser Geselle wäre. Wie viele bei diesem Einrennen offener Türen als bloße Phrasenmacher, und wie viele als geschickte Streber agieren, die ihre Unbedeutenheit nur so im bengalischen Licht einer „Idee" erstrahlen lassen können, mögen wir nicht untersuchen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, und wenn von Früchten hier überhaupt geredet werden kann, so sind es die tauben Nüsse der Haager Friedenskonferenz. Wer lacht da! Wenn man nur an diese diplomatischen Diners, die wir nicht mit pikanter Sauce beißender Ironie übergießen wollen, erinnert wird, bricht überall homerisches Gelächter los. Wir verzichten auf Unterscheidung, ob diese tragikomische Farce nur ein blutiger Hohn der Regierungen sei, um die Völker zu täuschen, oder ob man sich seufzend mit bestem Willen einer unabwendlichen Spiegelfechterei anbequemte. Was kann denn günstigsten Falls dabei herauskommen? Ein paar Klauseln über Seekriegsrechte oder Verwendung zu explosiver Geschosse — beides schon kaum theoretisch zu erreichen und praktisch überhaupt nicht durchführbar — oder wohlmeinende Vorschläge über Einschränkung der Rüstungen, worüber alle Auguren lächeln. Einführung von Schiedsgerichten — das ist nun zum Entzücken gar! Als ob irgendeine Großmacht sich in Wahrung berechtigter Interessen hindern lassen würde! Wie soll man sie in kriegerischem Auftreten hemmen? Doch offenbar nur durch eigenes, kriegerisches Einschreiten dagegen, also wieder durch Krieg! Eine reizende Friedensaussicht! Einschränkung der Rüstungen könnte man nur verlangen, wenn alle Mächte sich eidlich verpflichteten, nie und unter keinerlei Vorwand eine Gebietserweiterung zu erstreben. Solcher Verzicht wäre in gewissen Fällen, z. B. bezüglich Machtzuwachs durch Kolonien, geradezu Selbstmord. Die andern Mächte aber würden eiligst „Kompensation" verlangen und ihrerseits, selbst wenn es darob nicht zum sonstigen Kriege käme, sich Territorien außerhalb Europas (oder Amerikas) aneignen, was doch auch wieder Gewalttat wäre. Napoleons Wort: „So lange man sich in Europa schlägt, wird es stets nur ein Bruderkrieg sein", müßte also erst auf den ganzen Erdball erweitert werden.

Wie hohl und nichtig all diese Friedensindustrie, zeigt drastisch die Komik, daß man auch Roosevelt als Nobelpreiswürdigen feierte, weil er den Frieden zwischen Japan und Rußland förderte. Als ob dieser bedeutende Staatsmann es für die schönen Augen der Friedensengel getan hätte und nicht vielmehr aus höchst praktischen Gründen des amerikanischen Patriotismus, schon damals gegen Japan gerichtet! Roosevelt, der Kämpfer im Kuba-Krieg, der imperialistische Flottenausbauer, der Entsender seiner Flotte zur Einschüchterung Japans, als Bewerber um den Nobelpreis!

„Krieg dem Kriege?!" Schon eine contradictio in adjecto, als ob man sagte: Böses dem Bösen! Glaubt man, daß etwas Mächtiges und Gefährliches, wie der Militarismus, durch etwas Ohnmächtiges und Ungefährliches beseitigt werden kann, wie durch Friedenstiraden? Als der Revolutionär Kant, den auch preußische Reaktionsminister schon für sich zitierten, weil sie vom „kategorischen Imperativ" etwas läuten hörten, das Ideal des „Ewigen Friedens" aufstellte, geschah es im Bann des damaligen Freiheitsfrühlings. Unbedingter Anhänger der Französischen Revolution durch Dick und Dünn der Schreckenszeit, glaubte er an Menschheitsvereinung durch Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. In der Tat wäre ein steter Völkerfrieden nur auf diesem Wege denkbar, der sich aber seither noch als verfahren und voller Schlagbäume bewies. Alle Friedensschreier, die diese Konsequenz nicht ziehen, sind daher entweder Heuchler oder gänzlich verworrene Köpfe. Sie gleichen ästhetischen Damen, die über Kriegsgreuel jammern, weil ihre Gatten und Liebhaber dabei Fährnis erleiden, jedoch beileibe nicht die üblichen „Tanzhusaren" missen und besagte Gatten und Liebhaber am liebsten unter Uniformierten wählen möchten.

Ist denn also bisher gar nichts geschehen, was zu richtiger Verleihung des Nobelfriedenspreises einladen könnte? O doch, aber weil es sich dabei nicht um Phrasenhumbug von Ignoranten, sondern um wissenschaftliche Begründung und praktischen Ernst bestimmter Nachweise und Vorschläge handelt, hat die Streberclique der Friedensindustriellen nie darauf hingewiesen. Ein völliges Erlöschen der Kriegstendenz ist ausgeschlossen, so lange die Staatsidee im alten Stile weiterwährt. Kants Irrtum, der schon das goldene Zeitalter sozialer Freiheit gekommen wähnte, verfrühte eine solche Möglichkeit um viele Jahrhunderte. Auch liegen für verschiedene Nationen, darunter auch Deutschland, dringende Gründe vor, irgendwo ein Neuland sich anzugliedern, um die Übervölkerung los zu werden, da man doch nicht alle überschüssigen Kräfte als Auswanderer nach Amerika verlieren will. Dies alles malt kriegerische Verwickelungen an den Horizont, da die Mißgunst andrer Rivalen nie gutwillig einen Machtzuwachs einer einzelnen Großmacht gestattet. Eine europäische Zoll-Union der vereinigten Staaten von Europa in monarchischer Form, selbst wenn sie möglich wäre, würde kaum fruchten, so lange England nicht gestatten will, daß Deutschland ihm koloniale Konkurrenz macht und gewisse Kolonien durch Bundesvertrag an sich bringt. Eine Herabminderung der Flottenrüstungen darf daher vorerst nirgendwo erwartet werden. Ganz anders aber steht es mit der Landarmee.

Das Erbe Voltaires.

Von Nestor.

I.

Ein Blick auf die neuere, namentlich die deutsche Literatur zeigt, daß die Zahl der Aufsätze und Bücher über Voltaire und die Verbreitung einiger seiner Schriften und Gedanken immer mehr zunimmt. Und diese Tatsache kann wohl nicht als eine gleichsam zufällige oder als eine nur literarische, sondern muß als das Resultat einer, bei einigen bewußten, bei andren un-

Digitized by Google

bewußten Reaktion gegen das neuerliche Erstarken kirchlicher Prätensionen angesehen werden. Wenn man heute wiederum an Voltaire denkt, so erscheint dem ernsten Menschen alles das, was über seine Leistungen als Poet oder als Geschichtsschreiber oder als wissenschaftlicher Popularisator oder als Briefschreiber noch gesagt oder eventuell „zur Freude" der Philologen und Literarhistoriker neu entdeckt wird, als nur von relativ sehr geringer Bedeutung. Der Dank für derartige Bemühungen soll zwar nicht vorenthalten werden: allein in unsern Tagen rückt die Gestalt Voltaires in immer größern Dimensionen in unsern Gesichtskreis, als eines Napoleon in einem der wichtigsten Kämpfe, den die Menschheit seit jeher führte und leider noch immer führen muß, nämlich dem Kampfe gegen konfessionelle Gewaltsamkeit.

Man kann zugeben, daß Religionspsychologie und -philosophie wie auch Bibelforschung und -kritik seit dem Tode Vollaires bedeutende Fortschritte aufzuweisen haben, darf es aber zugleich mit Sicherheit aussprechen, daß der Prozeß der Purifikation in konfessioneller, d. i. in positiv-religiöser Beziehung verhältnismäßig nur sehr wenig vorgeschritten ist. Und das ist um so merkwürdiger, als die Naturwissenschaft sich so reich entwickelte, und als die naturwissenschaftliche Populärliteratur schon seit Dezennien in voller Blüte steht.

Alle die unzähligen Broschüren, Bücher und Zeitungsartikel, die gegen den Klerikalismus gerichtet sind, werden hauptsächlich doch nur immer wieder von denjenigen Bevölkerungsschichten gelesen, die schon ohnedies frei denken, in das Gros der Bevölkerung dringen solche Schriften nicht ein; der kleinere Mittelstand, die Bauern, die Arbeiter — von den Sozialdemokraten abgesehen — und das eigentliche Proletariat lesen sie nicht, erfahren nichts von ihnen, werden aber von den Predigten, Reden und Pamphleten des Klerus im Konfessionalismus festgehalten und täglich mehr bestärkt. Die ganze antikirchliche Literatur ist daher bis jetzt nur als eine Inzucht-Literatur anzusehen: die Gleichgesinnten geben einander fast lauter überflüssige Aufklärungen.

Zu Voltaires Zeit war die europäische Bevölkerung noch so ungebildet, daß nur der allergeringste Teil derselben der geistigen Befreiung durch kirchengegnerische Schriften zugänglich war. Und daher war es ganz richtig, wenn Voltaire sagte, er wende sich vorerst mit seinen Schriften an die fünfhundert Weisesten seines Landes, denen sich allerdings glücklicherweise zugleich die Weisesten auch andrer Länder anreihten. Aber bei dem heutigen Zustande der Kultur und der Entwickelung der Presse und der Kunst der Agitation behufs Verbreitung ihrer Erzeugnisse ist es möglich, auch in die großen Massen des Volkes die Befreiung von kirchlicher Knechtschaft und allen ihren schlimmen Folgen zu bringen. Man braucht nur den klerikalen Parteien nachzuahmen, die sich an ihren Predigten und sonstigen kirchlichen Institutionen und Arrangements aller Art nicht genug sein lassen, sondern auch noch jährlich Hunderttausende, ja Millionen von Traktätchen und Zeitungsblättern unter das Volk bringen.

Sonderbarerweise machen sich die Intellektuellen oft über die schlechte Mache, über die geistlose, unwissenschaftliche und derbe Art lustig, in der diese Propaganda betrieben wird. Allein das schadet dem Eindrucke auf das Volk gar nicht; ja ist ihm geradezu adäquat und ganz vorzüglich angepaßt: was hundertemale wiederholt wird, glaubt es am Ende, und jeder klerikale Redakteur oder Pamphletschreiber lacht sich über solche Vorwürfe gebildeter Freidenker ins Fäustchen und denkt aus gutem Grunde nur mit großem Behagen an seinen Erfolg.

Dieser Erfolg der konfessionellen Agitation wäre allerdings nicht so groß und seine Konsequenzen in unsrem politischen Leben, ja in unsrer ganzen Kultur wären nicht so weitausgreifend, wenn der Konfessionalismus nicht von politischen Parteien, namentlich vom Adel und den Angehörigen regierender Familien, so bedeutend unterstützt würde. Und in dieser Beziehung kann man mit voller Bestimmtheit behaupten, daß, wenn in allen Ländern Europas die Aristokratie aufhören würde zu existieren, sämtliche Kirchen den größten Teil ihrer Macht einbüßen würden.

Die Macht der Konfessionen liegt in ihrer hierarchischen Organisation und in der Unterstützung durch politische und soziale Mächte, aber zum allergeringsten Teile in ihren religiösen Fundamenten. Daher kommen die geistigen Gegenkräfte immer nur so langsam zur Wirksamkeit. Da aber in unsern Tagen eine politische Bewegung gegen den Adel, genauer gesprochen: gegen seine Präponderanz im staatlichen wie im gesellschaftlichen Leben nicht vorhanden ist, und zufolge der Gegnerschaft gegen den vorrückenden, noch dazu freigeistigen Sozialismus auch nicht so bald in Aussicht steht, so bleibt den aufgeklärten Freunden höherer moralischer und geistiger Kultur nichts andres übrig, als zu versuchen, die Massen, auf die sich Adel, Geistlichkeit und neuestens auch ein großer Teil der Bourgeoisie stützen, zu gewinnen.

* * *

Selbst vorgeschrittene Politiker halten es für genügend, die Cavoursche Maxime: „Freie Kirche im freien Staat" durchzuführen, und in neuster Zeit ist das auch, allerdings mit schwerer Mühe, in Frankreich und, seit der Volksabstimmung vom Jahre 1907, auch in Genf gelungen. Man kann sich darüber wohl freuen, und spezielle Genugtuung darüber empfinden, daß das Genf Calvins, das ehemalige „protestantische Rom", dem Beispiele der großen französischen Republik folgte. In andern Staaten aber, wie in Österreich und Deutschland, gehen die Dinge bekanntlich in entgegengesetzter Richtung, wie man besonders deutlich an der Behandlung des Schulwesens in diesen Staaten erkennt.

Ganz abgesehen jedoch von diesen retrograden politischen Bewegungen, muß man aber auch den von der Kirche befreiten Staaten, resp. ihren Schriftstellern und Staatsmännern, es zum Bewußtsein bringen, daß der Konfessionalismus prinzipiell ein passiver und aktiver Widersacher allen ethischen und geistigen Fortschritts ist und geradezu gesellschafts- und besonders staatswidrig genannt werden kann. Es ist sehr zu

Digitized by Google

verwundern, daß man das nicht sieht oder, wenn man das sieht — jeder Tag liefert ja Beweise dafür — es nicht in politischer Tätigkeit zum praktischen Ausdruck bringt. Mit letzterm meine ich natürlich nicht im Entferntesten, daß man die Anhänger der verschiedenen Konfessionen von Staats- und Gesellschaftswegen auch nur im Geringsten in ihren Gefühlen verletzen soll, sondern ich halte es für notwendig, in Wort, Schrift und Tat alles Mögliche zu tun, um schon in der Jugend den Sinn für Konfessionalismus im Keime zu ersticken und nicht minder die Erwachsenen gegenüber konfessionellen Suggestionen standfest zu machen.

Da der Einfluß religiöser Gefühle nach außen sich hauptsächlich als Kirchenglaube geltend macht, und Religion bei den allermeisten Menschen sich als Konfessionalismus, als Kirche manifestiert, so ist hier mit der Bekämpfung des Konfessionalismus natürlich auch die Bekämpfung des religiösen Sinnes gemeint. Und da der Konfessionalismus, wie die tägliche Beobachtung und die Geschichte zeigen, das größte Hindernis für ethischen und intellektuellen Fortschritt ist, so folgt, daß der Cavoursche Grundsatz: die Kirche im Staate und unabhängig vom Staate frei sich entwickeln zu lassen, nicht entfernt genügt, um der menschlichen Gesellschaft Ruhe, Glück und moralischen wie geistigen Fortschritt zu sichern. Der bloß praktische Staatsmann wie der Rechtsphilosoph muß allerdings schon bei nur einiger Aufmerksamkeit einsehen, daß Konfessionalismus dem Staate keinen Vorteil, wohl aber tiefeingreifende Nachteile bringt, Cavours Maxime kann wohl dem Politiker genügen, nicht aber dem Kulturkämpfer.

Wenn wir den speziellen Punkt der soldatischen Tugenden ins Auge fassen, also etwas, auf das der heutige Staat einen hohen Wert legt, in eine Beziehung zur Religion bringen, so wollen wir zwar die Ansicht Rousseaus in seinem Gesellschaftsvertrag, der es leugnet, daß „christliche Soldaten vortrefflich“ sein können, und das auch zu begründen sucht, angesichts so mancher gegenteiligen Erfahrungen nicht zu der unsern machen; aber noch weniger der Äußerung eines sehr einflußreichen Soldaten unsrer Zeit zustimmen, daß „nur ein guter Christ ein guter Soldat sein“ könne. Denn weder die mazedonische Phalanx unter Alexander dem Großen, noch die Legionen des Marius, Pompejus und Cäsar, noch die Soldaten Mohammeds und der ersten Kalifen, noch die Japaner in dem letzten russisch-japanischen Krieg waren — Christen, und jeder christliche Staat könnte sehr zufrieden sein, solche Soldaten zu besitzen. Damit ist es also einmal nichts. —

Ganz merkwürdig aber ist es, daß die Politiker bisher gar nicht darauf achteten, wie gänzlich unbrauchbar oder gefährlich für privates und öffentliches Leben eine bestimmte und sehr mächtige Abart des Konfessionalismus sei, insoweit es sich um Treue, um Worthalten und um Rechtssinn handelt, auf welchen Eigenschaften ja der friedliche Bestand innerhalb der Gesellschaft und der Staaten untereinander beruht.

Man schließt immerfort Verträge oder gibt Versprechen, leistet Eide — sei es vor Gericht, bei Eheschließungen, beim Antritt eines öffentlichen Amts usw. —, da ist es denn doch selbstverständlich, daß ein Bruch solcher Verträge und Versprechen oder ein Meineid für unmoralisch, meistens auch für strafbar angesehen wird, und daß eine Versuchung zu solcher Immoralität oder gar die Aufforderung und die Belobung derselben so sehr als möglich getadelt, verabscheut und zu verhindern gesucht wird. Allein, was sehen wir in der Wirklichkeit?

Wir sehen, daß Verträge, die Könige miteinander geschlossen hatten, von Päpsten annulliert wurden, daß Päpste sich das Recht zusprachen, die eine der Parteien eines internationalen Vertrags von ihrem Eide und auf diese Weise von der Pflicht der Vertragserfüllung zu entbinden. Und da dies alles im Namen der Religion, resp. ihres obersten Vertreters geschah, so ging man gewöhnlich nicht nur mit Freuden, sondern auch mit ruhigem Gewissen auf den Vertragsbruch ein. Wir wissen z. B., daß auf diese Weise König Franz I. von Frankreich von seinen Pflichten, die er im Madrider Vertrag übernommen hatte, entbunden wurde. Ebenso wissen wir, daß Kaiser Siegmund, der dem Johannes Huß sicheres Geleit für das Konstanzer Konzil versprochen hatte, sein Versprechen brach, weil der Papst ihm bedeutete, daß man Ketzern kein Wort zu halten brauche, und daß diese Maxime noch öfter zur Anwendung gebracht wurde. Papst Innocenz hob die magna charta auf, die Johann ohne Land gegeben, resp. mit den Großen vereinbart hatte. Ja, in dem Dekretale Novit ille wurde in allgemeinster Weise ausgesprochen, daß der Kirche überhaupt das Recht zustehe, Verträge zu brechen.

Da nun, wie jedermann weiß, die katholische Kirche niemals irgend einmal erhobene Ansprüche aufgibt und, wie die Enunziationen der drei letzten Päpste beweisen, selbst die weitestgehenden Forderungen der mittelalterlichen Bullen und Dekrete aufrecht hält, so ist auch heute und in Zukunft, so lange die katholische Kirche besteht, jeder Vertrag, jedes Versprechen und jeder Eid, den ein noch so ehrlicher und gesitteter, aber frommer Anhänger der römischen Kirche schließt oder ablegt, als „prekär“, provisorisch und unverläßlich anzusehn. Und zwar desto unverläßlicher, — es ist bedauerlich, das sagen zu müssen — ein je besserer und frömmerer Katholik es ist, der etwas versprach oder beschwor. Denn wer kann im voraus wissen, wann es dem Vertreter der katholischen Kirche als nützlich für dieselbe erscheint, jemanden von Pflicht und Treue zu entbinden? Das kann in jedem kirchenpolitisch passenden Augenblick geschehen, und daraus folgt, daß man sich weder auf einen Krönungseid, noch auf einen Verfassungseid, auf keinen Eid eines Staatsbeamten oder auf einen Fahneneid mit Sicherheit verlassen kann, wenn ein frommer Katholik ihn schwört. Aber nicht nur Eid und Versprechen in öffentlichen, auch solche in privaten Angelegenheiten, Eheversprechen usw. usw. sind auf Sand gebaut, wenn die Kirche es für vorteilhaft hält, vom Worthalten zu entbinden. Und alles das gilt jetzt und von nun an nicht weniger, sondern noch mehr, als in früheren Jahrhunderten, weil seit Pius IX. die römische Kirche sich vollständig die Prinzipien des Jesuitenordens angeeignet hat und durch die Opposition

Digitized by Google

der Wissenschaft und den Widerstand freiheitlicher politischer Parteien dazu getrieben werden wird, diese Prinzipien ohne Scheu und bis ins Extrem zu verwirklichen.

Man sieht daher ganz deutlich, wie schädlich der katholische Konfessionalismus für Staat und Gesellschaft schon kraft seines Autoritätsprinzips ist, das die weltliche Moral nur solange als eine Tugend ansieht und als solche gelten läßt, so lange sie nicht mit ihren Zielen oder Dogmen in Widerspruch gerät. Was nun hier gesagt wurde, soll nicht entfernt als der katholischen Kirche zum Ärger gesagt, aufgefaßt werden: es wird ja nur Tatsächliches hervorgehoben und in seinen Konsequenzen einer praktischen Betrachtung unterworfen.

Man könnte übrigens fragen, wie Staat und Gesellschaft sich vor diesem Übelstande, der durch katholische Frömmigkeit verursacht wird, schützen könnten. In früheren Jahrhunderten hatten die Päpste von ihrer angemaßten Befugnis, Vertragsbrüche zu gebieten, so häufigen Gebrauch gemacht, daß man sich dadurch zu schützen suchte, daß man in die Verträge die Klausel aufnahm, der Vertragschließende werde sich von seinem Schwure nicht durch den heiligen Stuhl entheben lassen. Und man könnte vielleicht glauben, man würde auch in unserer und in zukünftiger Zeit sich durch Aufnahme dieser Klausel genügend decken. Allein in dieser Methode steckt nicht wenig Naivität. Denn wer verbürgt uns, daß nicht auch diese Klausel von der Kirche für null und nichtig erklärt wird, gerade so wie der Schwur selbst?

Es gibt daher keine andere Hilfe, als jedem solchen Vortrag, Versprechen oder Eid eines Katholiken, von dessen aufrichtiger Frömmigkeit man Kenntnis hat, das größte Mißtrauen entgegen zu bringen, also auch stets in solchen Fällen die äußersten Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Wenn man aber einen solchen Zustand ernst ins Auge faßt, wird man wohl auch keinen Augenblick mehr die Ansicht haben, daß Religion — oder wenigstens jede Art von positiver Religion — dem Staate nützlich, geschweige notwendig sei. —

Die Sentimentalen.

Eine Studie von **Erich Schlaikjer** (Berlin).

I.

Wie die „Poetischen“ finden sich die Sentimentalen überall. Ein Sonntagskind, das mit ihnen nicht in Berührung gekommen wäre, wird es schwerlich geben. Besonders unangenehm ist, daß man sie nicht gleich erkennt. Lange Zeit vermögen sie zu täuschen, betragen sich wie vernünftige Wesen und genieren in keiner Weise. Plötzlich, durch irgend einen Anlaß, wird dann ihre Sentimentalität geweckt, und man sieht mit Schaudern, wem man in die Hände gefallen ist.

Gesetzt beispielsweise, daß man mit einem Sentimentalen einen größern Ausflug macht. Daß man von seinem innern Zustand keine Ahnung hat, ist ja selbstverständlich. Sonst würde man sich eben auf die Gefahr eines Ausflugs nicht einlassen. Allmählich also entrinnt man der Großstadt, und auf einer entlegenen Station verläßt man den Zug. Bisher ist alles gut gegangen, und man ahnt keine Gefahr. Im Coupé hat man sich von Politik, Literatur und gemeinsamen Bekannten unterhalten. Wie man nun aber ein Stück Weges querfeldein gegangen ist, bleibt der Sentimentale stehen und macht die Entdeckung, daß es hier draußen einsam ist. Von dem Augenblicke an ist man verloren. Daß es auf einem entlegenen märkischen Feld einsam ist, ist eine Tatsache, die einen Sentimentalen mit geradezu unheimlicher Gewalt ergreift. Er sieht sich um, bewegt langsam das Haupt, und indem er einen mit tiefer Schwermut ansieht, sagt er, nein, klagt er: Wie einsam! Wenn man Erfahrung hat, schneidet man hier das Gespräch durch einen schlechten Witz ab. Der Ahnungslose aber (und man ist fast immer ahnungslos) bestätigt die Einsamkeit, die er ja nicht bestreiten kann und ist damit geliefert. Die Gefühle strömen nun unaufhaltsam einher: „Sehen Sie das kleine Bauernhaus dort, dieses kleine Haus mit dem niedrigen Dach? Darunter wohnen nun Menschen, die gleichförmig ihr Tagewerk verrichten und sich abends zu gesundem Schlaf aufs Lager strecken. O, mein Verehrter, dort sehen Sie die wahrhaft Glücklichen unsrer Zeit, die Ruhe und Einsamkeit noch nicht verloren haben. Diese fleißigen, einsamen Menschen sind die Lehrmeister der Zukunft. Wir alle müssen von ihnen lernen. Ja, glauben Sie mir, mein Freund (Sie sind der Teuerste, den ich habe), glauben Sie mir, wir müssen alle zu den Füßen dieser Armen und Verachteten Platz nehmen. Wir müssen mit Ehrfurcht zu ihnen aufblicken und von ihnen empfangen, was wir verloren haben: die Einfalt des Herzens. Ja, Sie werden sich vielleicht wundern, aber ich sage Ihnen, wir alle werden noch dankbar die rauhen Hände dieser armen Leute küssen müssen ...“ usw.

Ein Sentimentaler kann in diesem Stil noch lange greinen; mir widerstrebt selbst die Kopie. Ich habe die Erfahrung gemacht und werde sie weiter unten psychologisch begründen, daß sentimentale Menschen im allgemeinen einen gesunden Appetit haben. Am besten also bringt man den Patienten ins nächste Wirtshaus und setzt ihm ein solides Abendessen vor. Bei dem ersten Bissen tritt noch kein Umschwung ein; vielmehr wird er noch im Kauen elegisch sein. Allmählich aber wird der bessere Teil seines Wesens — sein Magen — sich als stärker erweisen, und er beruhigt sich über das Elend dieser Zeit. Kann man ihm noch ein Glas Bier und einen Schnaps beibringen, wird er meistens wieder normal. In besonders glücklichen Fällen gelingt die Heilung so vollständig, daß er auf eigene Hand weiterkneipt. Aber nur in besonders glücklichen Fällen und bei gutem Schnaps.

Eine Quelle unerschöpflicher Gefühle ist für den Sentimentalen das Mitleid mit fremdem Elend, womit ich nicht gesagt haben will, daß er diesem Elend nun auch kräftig steuert. Man ist beispielsweise Theaterkritiker

Digitized by Google

und hat als solcher ein schlechtes Stück in schonungsloser Weise bekämpfen müssen. Am nächsten Tage macht der Sentimentale einen Besuch, feierlich im Anzug, wie es die Situation erheischt. Man bietet ihm den bequemsten Polsterstuhl an, opfert von seinen Sonntagszigarren, die er auch richtig raucht, so schwer es ihm natürlich auch ankommt, im Gedanken an fremdes Elend zu genießen. Nachdem er sich's so gemütlich wie nur immer möglich gemacht hat, legt er los. „O, es ist ein verantwortungsvoller Beruf, den Sie ausüben! Wie haben Sie diesen armen Menschen behandeln müssen! Bedenken Sie, wieviel Hoffnungen durch Sie und Ihre Kollegen vernichtet sind! Nun hat der bedauernswerte Mann gearbeitet, vielleicht jahrelang gearbeitet, und endlich ist die Stunde gekommen, von der er so lange geträumt hat. Das Publikum ist freundlich und bereitet ihm einen Erfolg. Er geht jubelnd nach Hause, sieht trunken in die Zukunft — und dann liest er am nächsten Morgen diese Kritiken. Sie mögen mich schelten, aber ich könnte das nicht. Ich bin dazu zu weich, habe allzuviel Herz. Mich quält das Schicksal des Mannes und läßt mich nicht los. O, nein, nein, nein! (hierbei himmelt er die Zimmerdecke an) — ich könnte es nicht." —

In solchen Fällen pflege ich dem Sentimentalen die Sonntagszigarre wieder fortzunehmen und ihm die Tür zu öffnen. Das hilft immer, wenn es ihn natürlich auch ein wenig verletzen muß. — Oder man ist Politiker und bekommt sentimentalen Besuch. Die unverfängliche Bemerkung, daß die Politik viel menschliches Glück verschlinge, genügt, um einen langen Monolog des Weinens hervorzurufen. Daß ein Volk ohne politischen Kampf zu Grunde geht, kommt dem Sentimentalen nicht bei. Ebenso wenig, daß man die schlechten Stücke bekämpfen muß, wenn man nicht Hebbel und Schiller preisgeben will. Der Sentimentale denkt gar nicht. Er greint, weil wir nicht mehr in Hütten auf dem Lande wohnen können, und bedenkt gar nicht, was denn eigentlich aus uns geworden wäre, wenn die historische Entwicklung uns wirklich so hätte wohnen lassen. Kurz: der Sentimentale erkennt nicht die Situation; er überschlägt nicht das Ganze und sieht die einzelnen Dinge nicht in ihrem allgemeinen Zusammenhang. Daher beweint er Dinge, die der Verstand als eine Notwendigkeit erkennt, vor der man sich einfach beugen muß.

In dieser Inferiorität des Verstandes, in diesem mangelnden Sinn für die Totalität liegt das eigentliche Wesen der Sentimentalität. Ich bemerke gleich, daß ich nur von der Sentimentalität rede, die echt ist. Daß ein geriebener Bursch mitunter zu bestimmten Zwecken den Sentimentalen spielt, hat mit der wirklichen Sentimentalität ja nichts zu tun. Es ist das Unglück der Sentimentalen, daß sie auch da lästig werden, wo zu Gefühlserregungen wirklich Grund vorhanden ist. Weil ihnen der Überblick fehlt, weil sie nie den allgemeinen Zusammenhang ermessen, fehlt ihnen völlig der Maßstab für den einzelnen Fall. Einem Schicksal gegenüber, das sehr wohl melancholisch stimmen kann, geraten sie gleich in eine Melancholie hinein, die weit überschwänglicher ist, als Hamlets männliche Melancholie am Grabe. Immer nur sehen sie den einzelnen Fall, und darum tun sie fast immer zu viel, mitunter allerdings auch zu wenig, weil sie die Tragweite des Falles nicht begreifen, die eben nur bei einem allgemeinen Überblick begriffen werden kann. Immer aber sehen und urteilen sie falsch und sind darum auch unter allen Umständen und in allen Situationen lästig. Jener Überblick über das Ganze, der ihnen fehlt; jene feste Wertbestimmung des Einzelnen in Rücksicht auf die Allgemeinheit; jenes wortlose Sich-Beugen vor dem als notwendig Erkannten, ist eine spezifisch männliche Eigenschaft. Die Sentimentalität hebt, wie wir sahen, alle diese Eigenschaften auf, und eben darum wirkt sie am peinlichsten, wenn ein Mann mit ihr behaftet ist. Sie ist — psychologisch gesehen — die Negation aller guten männlichen Eigenschaften. Frauen und Jünglingen verzeiht man sie schon leichter. — Aus dem Wesen der Sentimentalität fließt eine Konsequenz, die auf den ersten Blick sehr widerspruchsvoll aussieht, ohne es indessen zu sein. Die Sentimentalen sind einerseits zum Handeln unfähig, und andererseits handeln sie schroff und rücksichtslos. Wo es öffentliches Handeln, ein Handeln in größerm Stil gilt, sind sie unfähig, Der Sentimentale beklagt die Armut; aber da er völlig unfähig ist, eine Situation zu überschauen, da er die Armut in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang nicht begreifen kann, vermag er auch keine Hilfe zu finden. Er beklagt die Armen, und damit müssen sich die Armen schon zufrieden geben. Mehr darf man nicht von ihm verlangen. Ich spreche ohne jede Ironie: man darf wirklich nicht mehr verlangen; denn er hat nicht mehr. Wo es aber privates Handeln gilt, liegen die Dinge anders oder besser: sie liegen genau umgekehrt. Der Sentimentale sieht die Erscheinungen einzeln und überschätzt sie infolgedessen. Mithin sieht er auch seine eigenen Interessen einzeln, losgelöst vom Ganzen, in dem sie leben, und überschätzt sie also. Sentimentale Menschen sind infolgedessen fast immer rücksichtslose Egoisten.

...

„Kunstschau",
die Ausstellung der Klimt-Gruppe.

Von Jos. August Lux (Dresden).

Ein neuer Kunstfrühling ist über Wien gekommen. Hier hat die Klimt-Gruppe eine Ausstellung eröffnet, die als Glanzleistung der modernen Kunst dasteht und eine künstlerische Kraftprobe dieser Gruppe bedeutet, die das schöpferische Prinzip der Modernen in Wien am entschiedensten verkündet und betätigt hat. Diese „Kunstschau" ist in der Tat eine neue Offenbarung. Das Wien des Ver Sacrum hat die Augen aller Welt auf die hiesige Sezession gelenkt, wo jede

Digitized by Google

Ausstellung der Lösungsversuch eines neuen Problems war, an dem die Künstler ihre Kräfte entwickelten. Die Raumkunst-Ausstellung mit Klingers Beethoven (V 1903) bedeutete einen vorläufigen Höhepunkt und in der Hausgeschichte der Sezession den Abschluß einer jungen, aber ruhmreichen Tradition. Der künstlerische Genius schied aus dem Hause in der denkwürdigen Spaltung (1905); die Sezession hatte ihre historische Mission erfüllt. Sie hatte einigen genial begabten Künstlern den Mut zur unbeirrten Entfaltung ihrer Eigenart gegeben. Gustav Klimt ist neben einigen andren, die noch zu nennen sind, das wichtigste phänomenale Ereignis gewesen. An ihm ist eine solche Kostbarkeit, daß die Zeit, in der er lebt und schafft, und der Kreis, der ihn umgibt, ein Leuchten empfängt, wie wenn ein Begnadeter unter uns geht. Seine künstlerische Botschaft ist beglückend. Dieser Klimt ist ein Gnadengeschenk, das man bestenfalls alle fünfhundert Jahre einmal erwarten kann, nachdem die Natur künstlerisch tausende und tausende von verheißungsvollen Ansätzen gewagt und wieder vernichtet hat. Dann kommt alle heilige Zeit einmal einer, der alle Versuche summiert und sie zu einer Rieseneinheit, zu einer wunderreichen Harmonie vollendet. Die Kunst zählt nur wenige hohe Gipfel; Botticelli ist ein solcher Gipfel in der Ferne der Jahrhunderte, auf dem sehnsüchtige Malerträume des 19. Jahrhunderts zuzeiten ein Verweilen suchten. Gustav Klimt ist ein andrer Gipfel, auf dem die Träume der Zukunft liegen. Trotz der Sensibilität seiner Kunst liegt das Kolossale einer meisterlichen Kraftnatur darin, die alle edlen Gefäße, von der Entwicklung dargereicht, ausschöpft, und diese ganze ungeheure Last der Entwicklung ein gewaltiges Stück weiterbringt. Eine Christophorustat. Was Tausende von mühevollen Kräften nicht vermochten, das vermag der eine mit anscheinend spielender Grazie. Während andre eine Lebensarbeit daran setzen, nur einen Stein zu dem Kunstbau, an dem Jahrtausende arbeiten, herbeizuschaffen, türmt er allein das Gebäude zu einem Berg, dessen Gipfel über Malergenerationen hinaussieht. Er bedeutet alles, was die Malerei war und ist und noch ein Beträchtliches mehr. In seinen Naturstudien ist er fanatischer Naturalist; seine Zeichnung ist von einer Klarheit und eindringenden Schärfe der Charakteristik, die alle menschlichen Formen bis auf ihr letztes Geheimnis durchwühlt; aber sie ist gleichzeitig von einer Rhythmik durchflossen und zu einer Delikatesse gesteigert, die jedes Wagnis zu einer ästhetischen Freude macht. Koloristisch überbot er alle Möglichkeit des Impressionismus und erfand sich mit diesen Erfahrungen neue dekorative Farbenwerte, die in ihrer ungebrochenen Leuchtkraft juwelenhaft in seinen Bildern stehen. Aber die Einzelheiten, die bei andern schon Selbstzweck und Inhalt eines ganzen Lebensprogramms sind, bedeuten für ihn bloße Mittel, die er gleichsam hinter sich wirft und unterdrückt, nachdem es ihm gelungen ist, die höhere, stilvolle Einheit seiner Werke auf sie zu gründen. Nun stehen sie leuchtend über dem Alltag, Altarwerke der Kunst, ganz Fläche, strahlend in Gold, Weiß, in der Edelsteinhaftigkeit der dekorativ gesteigerten Farbe und in der dichterischen Kraft der Symbole, die er neu erschuf. Das „Liebespaar", „Drei Alter", die Porträts und die Landschaften, es sind Werke, die ganz entlastet sind von der Schwere des Handwerkes, von der Angst der Seele, die bebt, das Gewollte zu erreichen, von der Widrigkeit des Materials, das, ganz bezwungen, seinen Zauber preisgibt, wie es ihn noch keinen Händen preisgegeben hat. Seien wir ganz offen. Die Malerwerke der Besten unter den Heutigen sind nicht frei von dem Künstlerschweiß, nicht frei von dem lastenden Druck des Stoffes oder des Problems, das dem Künstler mit einer Grimasse über die Schulter sieht; aber in Klimts Bildern ist die Glückseligkeit der Überwindung; leicht und himmlisch wie die Vollendung, und darum gibt ihre Gegenwart ein unnennbares Glücksgefühl, eine heitere Seligkeit, die zu den höchsten Gnaden der Kunst gehört. Niemand möchte ahnen, welche schier übermenschliche Kraftanstrengung dazu gehört, um diese absolute Höhe zu erreichen. Der eindringende Blick mag es erkennen in der unauffälligen, ein fabelhaftes Naturstudium verratenden Durchbildung gewisser Partien, wie der Arme und Hände, und in der furchtlosen Charakteristik seiner Zeichnungen und Studien, die als Vorarbeiten seinen Werken zugrunde liegen, in denen jede Werkspur, jeder gewaltsame Zug der unerhörten Anstrengung in dem königlichen Lächeln der Vollendung besiegt worden ist, zum Zeichen, daß der Schöpfer über sich selbst steht. In drei ungeheuren Kurven ging der Künstler seinen Weg nach aufwärts. Die erste vorsezessionistische Entwicklung, die Burgtheaterzeit, hob ihn weit über seine Künstlerkollegen hinaus, damals, als ihn die Menge noch zu verstehen und zu lieben vermochte; die Sezession gab seinen Kräften einen neuen Schuß, der ihn in die vorderste Reihe der Malergrößen rückte, eine Entwicklung, die durch die drei Universitätsbilder charakterisiert ist; das Wien des Ver Sacrum fiel mit dem Bankrott der Sezession, aber die schöpferischen Kräfte, die für die Entwicklung überhaupt entscheiden, waren erstarkt genug, auf eigenen Voraussetzungen weiter zu bauen, Klimt unter ihnen, und nun sehen wir in der „Kunstschau" den Künstler in seiner dritten Epoche auf einer Höhe, in der er allein steht, zum Glück noch in jungen Jahren und in vollgereifter Meisterschaft, mit frischen, ungebrochenen Kräften begabt. Wie hoch sie ihn noch heben werden, können wir nur mit einer glücklichen und zitternden Ahnung erfassen. Was er aber für uns heute schon bedeutet, ist, auf die knappste Formel gebracht, dieses: daß er in dem ungeheuren Aufschwung der dekorativen Künste die Malerei, die vor dem neuen Glanz verdunkeln wollte, mit einer Riesenkraft emporhob und mit einer neuen künstlerischen Anziehungskraft beseelte, die die Menschheit von neuem in ihren Zauberbann zieht, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus.

Der andre Gipfel neben Klimt ist die „Wiener Werkstätte" oder, genauer gesagt, jene Künstlervereinigung, zu der im weiteren Sinne die ganze Klimt-Gruppe freundnachbarlich gehört. Wiener Werkstätte, das heißt Joseph Hoffmann und Kolo Moser.

Digitized by Google

Vor allem aber heißt es Joseph Hoffmann. Ich habe mich seit Jahren auf den Tag gefreut, wo wir dem Joseph Hoffmann sagen können, wie stolz wir auf ihn sind, wie wir uns seiner freuen, nicht nur wir, die den Vorzug haben seine unparteiische, sachlich gerechte Künstlerpersönlichkeit zu kennen, sondern auch der große weitere Kreis, der sein Schaffen als vorbildlich betrachtete. Fast keiner der modernen Künstler konnte sich seinem Einfluß entziehen, und einige kenne ich, bei denen der Einfluß fatalen Nachahmung führte. Aber Nachahmung ist das größte Kompliment. Durch die deutsche kunstgewerbliche Entwicklung geht seit einigen Jahren ein sehr auffallender wienerischer Zug, und dieser wienerische Zug ist Joseph Hoffmann oder „Wiener Werkstätte". Der Begriff der Qualität in seiner höchsten Steigerung gefaßt, hier ist er gegeben. Die besten Handwerker, das beste Material, die besten Entwürfe, das sind die Werkstättenfundamente. Buchbindekunst, Goldschmiedekunst, wir wüßten fast nicht mehr, wie das aussieht, wenn nicht die „Wiener Werkstätte" die künstlerischen Ideale des Handwerks zu neuem Glanz erhoben hätte. In dieser kunsthandwerklichen Vollendung lautet das Arbeitsprinzip: lieber zehn Tage an einem Stück, als zehn Stück an einem Tag. Das ist die Formel; denn in der Tat sind in der Silberwerkstätte Gegenstände, deren Herstellungszeit nach Jahren mißt. Den Einklang zwischen der künstlerischen Disziplin und der Handwerkstechnik herzustellen, ist hier vollends gelungen. Ich behaupte, daß es überhaupt der einzige vollkommen geglückte Versuch der Modernen ist. Der Geist des Materials ist hier lebendig geworden, die langverkannte, farbige Schönheit der Halbedelsteine, der seidige Glanz des Perlmutters, der farbentiefe Schmelz des Emails, das Plattenmosaik aus Glas, Marmor und glasiertem Ton, davon die kirchlichen Glasfenster und Wanddekorationen des Kolo Moser ein Beispiel großen Maßstabes bieten, darin das unermüdliche technisch stilistische Temperament des Oberbaurates Otto Wagner Anreger war, die farbige Keramik mit ihren unerschöpflichen plastischen Möglichkeiten, in Deutschland durch die Werkstätte Loeffler und Povolny eingeführt, die jetzt zur „Wiener Werkstätte" gehört, die Unsumme von neuen Techniken, die dem künstlerisch fruchtbaren Experiment entspringen, — sie bilden einen wesentlichen Teil der künstlerischen Besitzerweiterungen der „Wiener Werkstätte" und ihres Kreises. Das kann man nun alles bequem in der raumkünstlerischen Anwendung dieser Ausstellung betrachten. Es gibt kein Gebiet der architektonischen und dekorativen Künste, in dem nicht der universale Geist Hoffmanns disziplinierend eingegriffen hätte. Neben Klimt ist die „Wiener Werkstätte" die andere Krone in dieser „Kunstschau".

Auf die Ferne hin wirken diese Erscheinungen summarisch, im großen Umriß, wie die Kontur eines hohen Berges, der das Leben seiner Anwohner regelt und ihnen Gesetz ist. Ein rühriges Volk hat sich rundum angesiedelt und bringt in das Bild Farbe und Bewegung. Es sind der Mehrzahl nach die früheren Schüler dieser führenden Künstlergruppe, die zu einer schönen Selbständigkeit erwachsen und zu einer Eigenart erstarkt sind, die, unbeschadet der persönlichen Züge, ihre Wurzelfestigkeit hier finden, wo die geistige Zuflucht dieses Jung-Wiens ist. So kam von selbst Einheit in die bunte Vielheit. Die Ausstellung ist ein Riesenwerk, dem Hoffmann die architektonische Zucht und Ordnung gegeben hat. Die Leistung ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß diese, nur im großen Umriß geschilderte Gruppe durch kein Vereinsstatut und durch keinen Pflichtzwang, sondern als freie Gesellschaft lediglich durch ein geistiges Band zusammengehalten wird, und daß die ganze ungeheure Arbeit aus der freiwillig mitschaffenden Begeisterung dieses Künstlerfähnleins entstand. So groß ist die erzieherische Macht des künstlerischen Beispiels, das Klimt und Hoffmann bedeuten, daß es keines andern Ansporns bedurfte, die Kräfte über das gewöhnliche Maß hinaus zu steigern und zu vervielfachen. Die Ausstellung war begonnen als eine Improvisation und mit allem Bauwerk binnen sieben Wochen vollendet, als eine gereifte meisterliche Machtprobe, die hoffentlich auch den einheimischen Fremden und Kunstblinden den Star stechen wird. Hoffentlich wird das neue Arbeitsministerium erkennen, welchen unwägbaren, volkswirtschaftlichen Wert Österreich gerade in diesem künstlerischen Kraftzentrum besitzt. Kein Lebensgebiet und kein Gewerbegebiet, darin der Künstler gestaltend eingreifen kann, ist in dieser „Kunstschau" unbebaut geblieben und keines, dem nicht entscheidende Anregungen gegeben sind. In Österreich möchte ich nicht Herrgott sein, es gibt dort was Lustigeres; aber einen Tag lang möchte ich Arbeitsminister sein, ich wüßte, was ich zu tun hätte, und ich weiß auch, daß sie mir dann in hundert Jahren ein Denkmal dafür setzen würden. Ich hätte verschiedene Programme und bin bereit sie abzugeben, mit der einzigen Bedingung, daß sie durchgeführt werden. Aber der kluge, politische und kunstsinnige Berater der führenden Partei, Professor Sturm, wirds schon machen, denke ich.

Um die „Kunstschau" fortzusetzen: die Lösung von Problemen war die Absicht. Die kleine und die große Welt, der Ring ist fast geschlossen. Die Kunst des Kindes, das Plakat, die Kirche, Theater, Friedhof, Gartenhöfe und schöne Gärten, Graphik, Brunnen, allgemeine Architektur und Kunstgewerbe, Plastik und Malerei, Kaffeehausterrasse und Theatervorstellungen, Tracht und Schmuck, Wohnungskunst, ein ganzes, volleingerichtetes Landhaus, mehr kann man nicht verlangen. Das Entscheidende ist nicht das Was, sondern das Wie. Denn ähnliche Programme waren ja schon überall da und sind in den letzten zehn Jahren mehr oder weniger geschickt wiederholt durchgeführt worden. Aber dieses Sprudeln von Ideen, dieser Reichtum von geistvollen Materialanwendungen, von interessanten Techniken, und zugleich diese straffe Disziplin, das ist das Ungewöhnliche. Die Sezession ist seit Jahren tot, aber die Kunst in Wien lebt und hat ein kräftiges Gedeihen, das ist in der „Kunstschau" schlagend bewiesen. Der freundliche genius loci lebt in dem Neuen; er ist hier stärker als die Menschen, und er hat jede neue Geberde heimatlich bestimmt. Sein berückendes Lächeln stand über dem

Digitized by Google

Gartenhof, der von den Frauen und Mädchen am Eröffnungstage mit anmutiger Festlichkeit erfüllt war, umschlossen von dem Weiß und den klaren Farben der Galerien und der Säle. Die Impression war seltsam ergreifend, eine Stimmung war, eine geistige Atmosphäre, wie sie in jenem Wiener Kreis sein mochte, der mit Schwind, Schubert und den andern heimischen Größen ihrer Zeit eine liebliche Legende bildet. Noch hat der Genius dasselbe unverwüstliche Lächeln. Und es war eine frohe Gewißheit, daß diese Zeit nicht mit leeren und borgenden Händen nachtastet, sondern mit eigenen Werken ebenbürtig der selig lächelnden Kunstschwester der Vergangenheit entgegentritt. Ein beglückendes Gefühl, in diesem Kreis zu stehen und den Zusammenhang zu spüren, der uns im Großen und im Kleinen verbindet. Ein seltener, langentbehrter, tiefer Augenblick des Glückes.

Algernon Swinburne.

Aus Peter Hilles Nachlaß.

Ein dichterisches Temperament, eine literarische Gesundheit haben wir Deutschen seit Altvater Goethe nicht mehr aufgebracht. Sein Befinden war stylistisch.

Ob es nun den Späteren an Lust, an Geduld oder „materia peccans“, dichterischem Zeuge, gebrach, um diesen Anspruch auf Anerkennung einer andern Wesenheit folgerichtig durchzuführen? Nur ist soviel sicher, unsre Dichter krochen bürgerlich ineinander, suchten ihr Dichterisches möglichst unter die Bank zu schieben und überließen alle Äußerungen ihres vollmenschlichen dichterischen Bedürfnisses als Entartungen des Bürgerlichen scheu und verlegen der Zensur von Hinz und Kunz. Darum haben unsre Dichter und großen Männer so viel Fehler, darum setzt sie das Publikum unten an, mitten zwischen die Gewohnheitssünder. Daher der schöne, aber falsche Reim: je gelehrter, desto verkehrter, oder was die holländischen alten Weiber fabeln, sobald auf ihren Jan Steen die Rede kommt, von Geest und Beest. Die Streber und die Ehrlichen wechseln miteinander ab im Naturgesetz der Literatur; jetzt haben wir die Epoche der Ehrlichen.

Aber was wir nicht haben, die englischen Schriftsteller besitzen es: einen eigens ausgebildeten „man of letters character“. Mit Ernst und Wuchtigkeit tritt nicht nur die Individualität, nein, bereits der selbstbewußte Sinn einer ernst strebenden Schriftstellerkorporation vor uns hin. Wir haben es hier mit einer gesellschaftlichen Person zu tun, die sich bereits in den Tavernen des vorigen Jahrhunderts Geltung zu verschaffen wußte und wehrlose Mitglieder gleich Oliver Goldsmith gegen leichtwarige hämische Spötter à la Boswell nachdrücklich sicherstellte.

An Thackeray und Dickens, Bulwer, Payne, Lever und Reade merken wir diese gewichtige Stimmung, dieses Pathos des Standes, ohne das weder ausgiebiger Erfolg noch rechte Eigenart denkbar ist. Das Volk, die Laien, Publikum, Lesewelt will durch unsre Schriften auch eine tüchtige Persönlichkeit erkennen.

Wenn wir bei tüchtigen Leistungen das gehörige Selbstbewußtsein nicht etwa angenommen — das hilft nichts, ist Verzerrung — nein, herangelebt haben, dann werden wir nicht mehr am alleräußersten Ende des geistigen Horizontes entlang traben, bis vielleicht mal ein gewandter Verleger es noch einmal mit einem versucht, die Hand ausstreckt und das Jüngelchen dem Publikum präsentiert, das abwinkt. Dann natürlich wird die Pause noch länger, das Suchen noch ängstlicher, verwirrter, noch einmal vergreift sich unser Makler und wirft dann mit vollem Rechte die Flinte ins Korn.

Die Franzosen haben ebenfalls den literarischen Habitus im geistigen Stande, und daher der Nimbus der Anekdoten um ihre gefeierten Geistsprüher. Doch sind sie zu höflich, achten zu sehr auf das Publikum und haben darum auch nicht das andauernde, fast körperlich zwingende Ansehen eines echten englischen Schriftstellers. Schafft sie mal hinweg, die Charles Lamb, die Wilson und Darwin! Ob euch dabei die schiebende Schulter nicht auf Widerstand stößt! Die Franzosen steigen, aber nicht durch sich. Durchs Publikum, und dieses entzieht ihnen launisch ihre Höhe, und dann nimmts schnell ab. Was ist Lamartine noch?

Und nun noch eins! Die englischen Bücher erscheinen in London, die französischen in Paris. Wie würde uns das auffallen, sähen wir einmal ein Buch, Druckort Bordeaux oder Liverpool? Doch der Engländer und Franzose, der deutsche Bücher kauft, erstaunt nicht, daß er bald eins aus Berlin, ebenso häufig eins aus Stuttgart oder Leipzig bekommt. Woran mag das liegen?

Ebenso wenig ist Italien zentralisiert. Da finden wir Milano, Firenze, Roma. Oder Holland: Leyden, Utrecht, Haarlem, Haag, Hertogenbosch, Breda.

Ist das ein Vorzug oder ein Nachteil, ein Vorsprung oder ein Übergang, den wir noch durchzumachen haben, diese Zentralisation? Darüber wollen wir mal reiflich nachdenken und ein anderes Mal uns näher aussprechen.

In Frankreich sind die Erfolgreichsten wohl einseitig, die Zola, Daudet, Gustave Droz, aber immerhin höchst bedeutend.

Das ist bei uns nicht so. Ich möchte den sehen, der sich aus Paul Heyse, Georg Ebers, Friedrich Spielhagen deutsche Menschen herausholen kann! Oder aus Scheffel, dem die Gestalten erst zu leben beginnen, wenn sie für andere tot sind.

Storm ist tüchtig, aber so heimatstimmig, lyrisch, novellistisch, nicht episch genug zum Roman.

Gottfried Keller ist ein Schweizer und Sacher Masoch ein Galizier.

Bei Gustav Freytag aber sieht alles nach der vorigen Mode aus, er selbst aber wie ein Subalternbeamter der Dichtung.

Bei uns ist vielleicht das Leben zu gut und die Dichtung zu schwach. Wir schonen uns zu sehr, wollen uns nicht genug angreifen.

Digitized by Google

Aber wie sagt doch Simonides?

Nur durch seelenbeißenden Schweiß
Erklimmst du die Höh
Demantenen Ruhmes.

Wir müssen beides miteinander verbinden: das ehrliche Können der Schüchternen mit dem Selbstgefühl hiesiger Flachheit und dem damit wie ironisch zusammenhängenden Ansehen. Die Schüchternheit und die Flachheit sind gleich wertlos, mögen darum einander aufheben, wie auf beiden Seiten Vorkommendes in den Gleichungen sich aufhebt, selbander auch in die Rumpelkammer wandern. Dann wird das Selbstgefühl sich schon nach den Leistungen ziehen. Besser passen. Auch Achilles kann das Gewand des Thersites tragen, und es wird sich nach ihm recken.

In Algernon Swinburne, geboren am 5. April 1837 zu Henley on Thames, haben wir eine Natur, auf die sich die Dichtung voll hinabsenkte wie das Verhängnis, die Axt der Alten auf die Gezeichneten.

Wie Sappho zittert er auf in seinem feinen Nervensystem vor den prächtigen Versengungen, die die geradbrauige Venus herabdräut unter den furchtbaren Geäderrädern ihrer zornigfeinen Stirn. Wie trockenheiß und langsam flimmert der goldene Wagen mit seinen schwergekanteten Armbuchtungen gleich unterdrücktem Zorne. Dichtung und Liebe eröffnet den Sinn für alles Feinste, für die Tiefen der Welt, für das Verruchte und Gute, sie durchlöchert das Leben gegen das Unendliche hin und scheucht den friedlichen Geist hinaus wie einen Kain.

Wie Catullus sieht der unter sanft aufsteigender Röte seiner Raserei zu hartheißer Wut erwachende Dichter: „Alios incitatos, age, alios age rabidos!“

Wie ein Vorzug des Geliebten, wie dem himmelhochjauchzenden, todesbetrübten Klärchen, das versteckt sich hielt unter dem ehrenden Volke und dem leuchtenden Geliebten demütig jubelnd zusah, als ich im englischen Peeragebook immer wieder Byron, Shelley, Swinburne, und Swinburne, Shelley und Byron aufschlug. Arme Nobility, ihr wißt nicht, was ihr an diesen habt, die bei euch stehn und dennoch nicht eures Geschlechtes sind. Swinburne! Seine Lieder und Gesänge sind wie Wetter durch ihn hingebraust, das leidenschaftlich prächtige Gewitter der ersten „Ballads and Poems“, das in der zweiten Sammlung zu milder, weiser Menschlichkeit sich verzogen hat; die reinen, farbeninnig tiefen, mächtig weichen Rhythmen der „Songs of the Springtides“ und des „Thalassius“, die vergehende Feinheit des „Chastelard und Darnley“ in der Sackgasse der Leidenschaft; die stolz aufbäumende Trauer der Althäa in dem fluchweichen Chordrama „Atalanta in Calydon“.

Wie hat der Dichter nur diesen Zug der am Feinsten zerrenden Empfindungen und bacchantischer Klangtrunkenheit, Gedichte so hold und schwermütig wie das: „O swallow sister, o sister swallow“, so verrucht notwendig wie der Hermaphrodit, Anaktoria und Fragoletta aushalten können? Wie muß er gezittert haben, als die feinste, allgeschlechtliche Erregung des Weltalls durch ihn hinzog? Und wie zitterte er schon in ästhetischer Lyrik, in Wahrnehmung, wenn etwas Feines, ein Reiz der Kunst auf ihn einwirkte, ein Shelley oder Baudelaire, ein Villon, Victor Hugo oder William Blake!

Wie erregt war er im Beurteilen! Unsre Dichter leben zu sehr ein von ihren Dichtungen getrenntes Leben. Und die Kritik erst; die beachtet man kaum, ja, nimmt es förmlich übel, wenn man darin nicht mal parteiisch sein kann. Aber Swinburne — sein Gedicht vielleicht wahrer und tiefer als sein nachbleibendes, durch die heftigen Entladungen der Musengewitter zerrüttetes Leben! Meine Augen fielen auf Swinburnes Werke, als ich seine erregte, feine, mitgenommene edle Gestalt sah in der Dichterwohnung von Putney Hill. Weil Swinburne eine feine Natur ist und ihm die Kunst dicht auf den Fersen sitzt, ist wenig Biographisches an ihm. Die Persönlichkeit am Dichter ist ein Rest der Kunst und damit ein „testimonium segnitatis“.

(Geschrieben 1885.)

Zwei Gedichte

von **Richard Schaukal** (Wien).

Barock.

(Venedig des Tiepolo.)

Der Maler:

Nun da ich euern Leib genoß,
blonde kleine Dame,
den ich mit diesen Armen umschloß,
wilde zärtliche zahme,
du süßer seltner Vogel du,
will ich dich malen. Wie? Hör zu.
Als Herrscherin der seligen Auen,
Inbegriff aller Frauen,
Weltlusterbarmerin.
Laßt euch nur matt und träumend hin.
Doch mit euren sanften blauen
Augen müßt ihr vor euch schauen,
nicht so auf meinen Mund, Marquise. —
Ich küß dich später noch, Denise . . .

Die Ehebrecherin.

Erhöre meine Qual und laß mich beben
vor Glück und Schmerz in deinem starken Arm!
Sieh, ich bin jung, schön wie dein Traum und warm,
und meine Pflicht verbietet mir, zu leben.

Ich aber kann so harren nicht in Angst,
ob mich mein Gatte gnädig einmal will:
mein Blut steht in Verzweiflung flehend still,
ob du, mein Sieger, endlich mich verlangst.

Digitized by Google

Der rote Rausch.

Novelle von Oskar Wiener (Prag).

Kleine Ortschaften sind wie die Leute, die darin wohnen. Die Feste und Traurigkeiten der Menschen werfen einen Abglanz oder Schatten auf das Gemäuer ihrer Häuser, und die Glocken der Kirchtürme streuen die Botschaft über die Straßen aus und lassen die Lust und den Jammer des Einzelnen allen teilhaftig werden. Solch eine Stadt hat ein Herz wie ein lebendiges Wesen, nnd sie fühlt versonnen oder hastig, wild oder milde, und sie kennt den Haß und die Liebe. Und die Menschen, die dort gedrängt zusammenleben, arbeiten und sterben, lassen ihren Kindern diese Straßen und Marktplätze zum Erbe. Wie der bleibende Sand im rollenden Gestein ist es, oder wie eine Kette buntfarbiger Glieder, die sacht dahingleitet, oder wie ein Bilderbuch mit frohen und traurigen Bildern. Man freut sich des wechselvollen Eindrucks, bekommt empfindsame Gedanken und erkennt: kleine Ortschaften sind wie die Leute, die darin leben.

Es ist viel Neugier in solch einer Landstadt. Eine Taufe und ein Begräbnis des Nachbars sind wie ein Leichenschmaus und Taufgang im eigenen Hause. So rüsteten sich alle im Ort, die Hochzeit der jungen Anne-Marie mitzufeiern, und sie standen in der Kirche dichtgedrängt und lobten das schöne Kleid und die glücklichen Augen der Braut und waren sehr milde im Urteil über den Bräutigam, der aus der Residenz gekommen, sich das blonde Mädchen ans Herz zu legen, und drückten einander die Hände und verbeugten sich gravitätisch. Sie sagten: „Unserm Stadtmusikus ist das Glück zu gönnen“, und Hanns Bast, der Kapellmeister und Klavierlehrer, nickte den Bürgern freundlich zu, und das Myrtensträußchen im Knopfloch seines alten Bratenrockes nickte mit. Als der greise Pfarrer seinen Segen gesprochen, schritt alles im feierlichen Zuge nach dem kleinen, einstöckigen Häuschen, das am Marktplatz steht, und die nicht dabei sein durften, blieben unter den offenen Fenstern stehen, sahen empor zu den Mullgardinen und suchten die Worte, die sich der Wind von der Festtafel holte, einzufangen. Und dann, da es zu dunkeln begann, und die Musikanten zum ersten Tanz aufspielten im Stadtwäldchen, als der Reigen anhub für alle Mädchen im Ort, da suchte man nach Hanns Bast; denn der Brautvater sollte mit der Frau Bürgermeisterin würdevoll den Tanz eröffnen. Vor einer Weile noch war der Stadtmusikus bei seiner Tochter gestanden und hatte ihr zärtlich die heißen Wangen geküßt; nun war er nicht zu finden. Da nahm sich das junge Volk ungeduldig selbst sein Hochzeitsrecht und wirbelte dahin, ohne den Tanz der Würdigen abzuwarten. Und des Jubels war kein Ende. Hanns Bast lag zu dieser Zeit bereits mit kalten Schläfen in seiner Stube, er lag dort lang ausgestreckt auf der Diele, und sein Herz schlug nicht mehr. In der Hochzeitsnacht seiner Anne-Marie, um die Stunde, da die Sehnsucht seines Kindes gekrönt wurde von der Erfüllung, schoß sich Hanns Bast eine Kugel vor die Stirne. So reichen oft Glück und Unglück im Leben einander die Hände. Bei dem Toten fand man ein Schriftstück, ein Bekenntnis heimlicher Kämpfe war es, die in der Brust dieses ernsten und gutmütigen Menschen gelobt hatten, ohne je erkannt zu werden von seiner Umgebung, und die ihm selbst verhüllt blieben, ehe er das dumpfe Pochen seines Herzens verstehen gelernt. Eine Beichte war dieser Brief und sie sei hierhergesetzt als ein Denkmal für den Lebensmüden.

* * *

Ich bin in den Tod gegangen, weil ich zu schwach bin, das Glück meines Kindes zu tragen und weil ich müde bin, sehr müde vom Leben. Ich will alles sagen, was gesagt werden muß, um meine Tat zu verstehen; ich will nichts verbergen. Den Weg will ich noch einmal zurückschreiten, den ich gekommen bin, und will zeigen, warum ich einstens froh war und voll Hoffnung, und ich will euch begreiflich machen, daß mir nun nichts anders übrig geblieben ist, als still und heimlich aus dem Leben zu gehen.

Im Hause anständiger Eltern geboren, die ein gutes und friedliches Auskommen fanden, blühte meine Jugend wie ein Garten. Die Mutter nannte mich ihren Liebling und war eine stille Frau — der Vater saß in der Werkstatt mitten unter seinen Uhren, kam selten in unsre Wohnstube und sprach dann kaum ein Wort. Der Vater war ein Handwerker noch von alter Art. Jeder Satz seiner sparsamen Rede war eingeleitet durch ein würdiges: „Mit Gunst!“ Und im Glasschrank der guten Stube stand sein Meisterstück: eine Uhr, die hundert Räder hatte und viel spielerischen Schmuck. Und er dachte daran, ein Werk zu schaffen, einen Stundenzeiger, der immer ging, immer im selben ungestörten Gleichmaß, ohne zu wanken, in Ewigkeit — an das Perpetuum mobile dachte er. Und er hatte sich gemüht sein Leben lang, diese Sehnsucht zu verwirklichen. Aber er war daran gestorben.

Immer, wenn um die Mittagszeit alle Uhren im Laden schlugen, die ganz kleinen: mit einer hellen, schüchternen Stimme und die großen: vordringlich und dröhnend, oder manche mit einer feierlichen Andacht, immer um diese Stunde, wenn jene toten Dinge laut wurden wie ein Wesen aus Fleisch und Blut, fühlte ich mich hingezogen zu dem Beruf meines Vaters. Doch schon damals wußte ich, daß es nur die Stimme war in den Uhren, die mich fesselte, niemals aber ihr Räderwerk. Und Sonntags, wenn die Orgel mich mit mächtiger Stimme überwältigte, da ich als kleiner Knabe in der Kirche auf den Knien lag, fühlte ich schon damals, daß der Stand meines Vaters nicht der meine werden konnte. Nie hat es mir der alte Mann verziehen. Er sprach darüber, wie von einer Sünde: „Mein Hanns will ein Musikant werden.“ Und so kam es auch.

Eines Feierabends, als mein Vater im Gasthof saß unter Bürgern seiner Art und ernste Reden führte, setzte mir die Mutter die neue Mütze auf und geleitete mich zum Organisten der Jakobskirche. Dort lebte ich etliche Jahre, von einer sachten Herzlichkeit gehegt,

Digitized by Google

lernte die Geige spielen, trug dem Meister die Notenbücher nach, wenn er die schmalen Stiegen zur Orgel klomm und trat eifervoll die Blasebälge. Auch das morsche Spinett im Hause meines Lehrers wurde mir lieb. Und wir saßen vor dem zierlichen Gerät und versenkten uns in den schüchternen Reichtum des Josef Haydn. So wurde ich größer, und die Sanftmut meiner Umgebung teilte sich mir mit und war wie ein Stück von mir selbst. Und da ich endlich alles besaß, was der Greis zu verschenken hatte, da er mich alles gelehrt, wurde ich mit guten Worten bedacht und mußte gehen. Es fiel mir schwer. Ich erinnere mich heute noch der Tränen, die ich an der Brust des Meisters geweint, und dann trat ich vor meinen Vater hin. Ich hatte in den Jahren wenig mit ihm gesprochen, er war immer rückhaltsamer geworden und mir abgekehrt und nun, da ich mich über seine Hand beugte, um sie zu küssen, wehrte er mir und sprach: „Mit Gunst, Herr Sohn, ich wollte Dich zu einem ehrbaren Werkgesellen erziehen, zu einem, der das Handwerk grüßt und dessen güldenen Boden, Du aber hast es vorgezogen, ein Musikant zu werden, ein Fahrender. Deine Art schätze ich Seiltänzern gleich und Charlatanen, die auf den Märkten ihr Unding treiben.“ Und mein Vater schritt zur Truhe, holte dort einen Lederbeutel vor und zählte mir fünfzig blanke Taler auf den Tisch. „Dieses ist Dein Erbteil“ hub er abermals an, „wir beide sind quitt, Herr Sohn, Gott stärke Dich.“ Dann geleitete mich der alte Mann würdevoll zum Hause hinaus. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Meine Mutter aber schlief damals bereits unter dem grünen Rasen, und ich hatte lang vor dem von ihr Abschied genommen. Es war mein letzter Weg in der Heimat, ihr Grab zu besuchen, ehe ich davonging. Ich lag dort auf der Erde, hatte die Arme um den blumigen Hügel geschlagen und meinte schier zu sterben vor Schmerz. Und wie heute weiß ich noch, daß damals ein bunter Zeisig auf das Eisenkreuz geflogen kam und mir sein dürftig Lied zum Troste gesungen hatte. Da stand ich beruhigt auf und lief mit der Geige unterm Arm in die Welt hinaus.

Ich lief durch viele Monate und durchlief viele Städte und habe mir ein gutes Stück Geld erspielt. Endlich in einer fremden Gegend fesselte mich ein Ort, der nicht besser war als die andern, aber traulicher. Und dort blieb ich. Auf dem Ringplatz fand ich ein Stübchen, hoch oben unterm Dache eines giebeligen Hauses. Und unten über dem Tore ließ ich ein Schild prangen, auf diesem stand mit roten Lettern also zu lesen: „Hanns Bast — Musiklehrer.“ Und darunter: „Hier wird Klavier und Geige unterrichtet.“ — Aber es kamen nur wenige zu mir in meine Mansarde, und diese waren zudem arm.

So hatte ich viele müßige Stunden übrig und konnte meines Alleinseins gedenken. Eine große Sehnsucht kam über mich und eine trübe Empfindsamkeit, und wenn der Abend mit sanften Flügeln über die Stadt strich und der Rathausturm seinen Schatten in mein Stübchen warf, dann stellte ich mich vor das offene Fenster, griff nach der Geige und schenkte allen Schmerz und die Bitterkeit meines einsamen Herzens der Dämmerung. Dabei suchten meine Augen nach einem Menschen, der sich mir in Güte neigen wollte, aber sie suchten lange vergebens. Einmal, da der Abend schön war wie selten, sah ich meinem Fenster gegenüber, aus dem grauen Hause, das dort breitspurig den Ringplatz abschloß, das blonde Haupt einer Frau, sie neigte sich weit über, um meinen Liedern zu lauschen und sie nahm meine eindringlichen Klagen wie ein Geschenk entgegen, wie das Geschenk einer Seele, die um ein warmes Wort bittet und eine Fürsprache im Himmel. Nun wußte ich einen Menschen, nahe meiner Sehnsucht, und ich wußte mich nicht einsam mehr. Immer wenn der Abend kam, trat ich an das Fenster und ließ meine Geige reich werden wie eine Fürstin und andächtig wie einen Engel Gottes. Und die Frau im grauen Hause drüben war mir nahe.

Und wieder kam ein Abend, ich war traurig wie nie gewesen den langen Tag über, meinen Gram band ich zu einem Strauß dunkler Glockenblumen, und ich schenkte ihn der lauschenden Frau drüben am Fenster. Und sie nahm den tönenden Strauß mit zögernden Händen und stand wie gebannt hinter den schweren Vorhängen ihres Fensters. Und dann wand sie ein Spitzentuch um ihr Haupt und ich fühlte, wie sie langsam aus dem düsteren Zimmer schritt, aus dem Zimmer, dessen einziger Schmuck ihr helles Haupt gewesen. Wie ein Traum glitt sie über die Stiegen des Hauses, meiner Geige nach — so empfand ich, und sie ging mit kleinen vorsichtigen Schritten über den Ringplatz, trat in das Tor meines Hauses und tastete sich die Wendeltreppe empor. Ich fühlte jeden Schritt, den sie tat, ihren zarten Körper sah ich durch meine geschlossenen Augenlieder, und als sie mir gegenüber in der Mansarde stand, breitete ich weit die Arme aus und nahm die blonde Frau an mein Herz. So habe ich mir ein Weib erspielt in der fremden Stadt, ein liebes, gottgutes Weib, das mein Eigen ward und mein Heiligtum fürs Leben.

So habe ich mir ein Glück erspielt und eine treue Gattin. Aber unsres Bleibens war nicht lange in dem weißen Mansardenstübchen. Die Blutnelken und Levkojen, die sanften Winden, die seine Fenster umhegten, vermochten nicht ganz das drohende des grauen Palastes dort drüben zu mildern. Ich hatte einem ehrenfesten Senator sein Weib gestohlen, und er umkreiste nun unser Nest, um sein Eigentum zu fordern. Da ging ich mit meiner jungen Liebe eine neue Heimat suchen. Der Zufall ließ mich eine bescheidene Stellung finden. Ich wurde Stadtmusikus und Kapellmeister eines bewaffneten Bürgerkorps. Und ich habe ein schlichtes, aber notfreies Auskommen in diesem Ort hier gefunden, wo ich fast ein Menschenalter gelebt, wo ich mein Glück rosig blühen gesehen wie einen Strauch Sommerrosen, und wo ich es, ach so früh, zu Grabe trug. Denn meine blonde Elvira wurde bald heimgeholt zu den Engeln, die ihre Brüder sind. Lächelnd legte sie mir ein Kind in die Arme nach einem Jahr voll himmelblauer Stunden. Dann sah sie mich an, zärtlich und überwältigt von ihrer Liebe

Digitized by Google

— und starb. Ich aber blieb zurück, früh gealtert und enterbt und konnte und wollte es nicht begreifen.

Erst nach Jahren wieder, nach viel trüben und eintönigen Zeiten, als ich mein Kind seiner Mutter ähnlich werden sah, erkannte ich in der lichten zarten Erscheinung Anne-Maries das Erbteil der Verblichenen. Wenn ich dem muntern Ding die verwirrten Haare aus der Stirn strich, war mirs als ob ich mein Weib liebkoste. Und je älter das Mädchen wurde und ihrer Mutter verwandter, desto seltener befielen mich jene melancholischen Augenblicke, die mich aufschreien ließen und klagen, nach meinem versunkenen Stern. Dann kam eine Zeit wo ich ganz stille ward, wo ich aus den Augen der Anne-Marie meine Elvira blicken sah, ich versenkte mich so in die Erkenntnis, ein Stück meiner Jugend um mich zu haben, daß ich selbst wieder jung wurde darüber, und daß ich oft mein Kind mit dem Namen der Toten rief. Es waren Jahre eines neuen, eines zweiten Lebens, Stunden eines maßlosen Vaterglücks; heute aber weiß ich, es war schon damals eine Sünde, eine sanfte und mir selbst unbewußte Sucht, eine Sinnlichkeit, die sich in zarten Liebkosungen satt sein ließ, aber eine Sünde trotz alldem. Und dann wurde es mir jählings klar, ganz plötzlich, als eines Abends meine Tochter mir zu Füßen kniete, ihren Kopf auf meinem Schoß und schluchzend von ihrer Liebe sprach, ihrer Liebe zu einem Andern, Fremden. Steif saß ich im Lehnstuhl, meine Hände hingen wie gelähmt und ich hatte die Sprache verloren. Eine Schlange kroch mir zum Herzen und legte sich dicht darum und ringelte sich und zog und drückte und ich war von Sinnen. Eine unerhörte Eifersucht, ein grenzenloser Neid, ein Neid der kein Ende hat, machten mich krank, und es war fast wie Haß gegen mein Kind, meine Anne-Marie, was ich damals fühlte. Sie hatte einen andern mir vorgezogen, einen Hergelaufenen, mir, ihrem Vater, hatte sie ihn vorgezogen und sie lag da, zu meinen Füßen und schluchzte und schmeichelte und erzählte mir, wie sie ihn kennen gelernt. Es war ein Bildhauer, der in der Barbarakirche alten Figuren die zerbrochenen Gliedmaßen erneuerte. Es war ein junger Mensch aus der Hauptstadt und ein angesehener Künstler, und sie liebten einander. Und ich, ich mußte ja sagen und hätte tausendmal nein geschrien; ich mußte die Hände zum Segen erheben und gerührt lächeln und hätte doch mit diesen meinen segnenden Händen den Dieb, den fremden Räuber erwürgen mögen. Wie ein purpurner Rausch kam es über mich, wie eine Trunkenheit: Eine große rote Wolke senkte sich langsam, ganz langsam auf mich herab und hüllte mich ein. Mein Blick war getrübt von diesem roten Nebel; ich schwankte durch den Tag und tat meine Pflicht, aber ich hatte unsäglich zu kämpfen, damit mein Herz sich nicht verriet. Meinem Kinde wich ich aus, so oft ich nur konnte. Tausend Ausreden erfand ich, um mit ihr nicht allein zu sein in einem Zimmer. Wenn es ihr dann auffiel, daß wir uns so selten sahen, jetzt in ihrem Glücke, wenn sie zögernd fragte: „Väterchen, hast du mich nimmer lieb?“ dann hätte ich aufschreien mögen vor Qual, laut weinen, und mußte lächeln. Das schrecklichste war, wenn ich Anne-Marie ihren Bräutigam küssen sah. Dann tat ich Wunder an Überwindung, doch groß und grausam stand in mir die Erkenntnis, daß ich dies alles nicht lange mehr werde tragen können, daß ich zusammenbrechen werde unter der Wucht meiner Leidenschaft, oder ein Verbrechen begehen sonder Grenzen .....

Ich habe Gericht über meine Gier gehalten, ich will meine Sucht sühnen, den roten Rausch will ich ausschlafen und still aus diesem Leben gehen, weil kein Raum mehr darin ist für mich. Gott sei meiner Sünde gnädig. Amen.

Die Junggesellensteuer.

Diese dustre Wetterwolke
Hing schon lange überm Volke —
Seht nur, wie sie näher raucht!
Unsrer Freiheit, unsrer teuern,
Will man jetzt zu Leib mit Steuern,
Weil man wieder Gelder braucht.

... Zig .. zig ... zig Millionen sind es —
Die Regierung meint: Man schind es
Aus dem Junggesellenfett!
Weil sie sich darüber freuen,
Daß sie straflos können scheuen
Das beliebte Ehebett.

Diese ekle Ausnahmssache
Fordert längst des Staates Rache —
Rupft die Kerle blank und bloß.
Hah, sie können sich nicht wehren,
Wenn wir Kopf und Hintern scheeren,
Denn sie sind Gehilfin-los.

Volk! Wirst sehen, daß die Steuer
Auch moralisch ungeheuer:
Mancher, der die Eh verdammt,
Rennt, vom Steuerbann getroffen,
Ohne Furcht und ohne Hoffen
Blindlings hin zum Standesamt.

Das gelegentliche Schweifen,
Das verbotne Früchtegreifen,
Wird dem Hagestolz vergehn,
Und man wird im Lande wieder
Wie in Zeiten treu und bieder
Nichts als reine Jungfraun sehn.

Er allein trägt Schuld schon lange
An der Zeiten Niedergange
In dem sittlichen Betracht;
Darum müssen wir ihm zeigen,
Wie der Mann kann ethisch steigen
Durch der Ehe heilge Macht.

Daß er höhre Zwecke habe,
So ein alter Tatterknabe;
Daß er Frau und Sproß gewinnt!
Statt sich morgens lang zu strecken,
Abends sich das Maul zu lecken
Bei nem Stück von Wedekind.

Zwar (das sagt der Staat vertraulich) —
Immerhin wärs nicht erbaulich,
Wenn sich *einer* je bekehrt ...
Häh, das wäre zu bereuen,
Denn *jetzt* sind die Ehescheuen
... Zig .. zig ... zig Millionen wert.

Terentius.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Herausgegeben von Josef Ettlinger, mit der letzten Porträtaufnahme des Dichters und einer Originalzeichnung von Adolf v. Menzel. Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin). Preis geb. Mk. 4.

Ein echter Fontane, werden die Bewunderer sagen. In gewisser Weise haben sie recht. Der Roman oder soll man lieber sagen die Novelle: Mathilde Möhring, die den Hauptteil des vorliegenden Bandes ausmacht, zeigt des verstorbenen Schriftstellers Vorzüge und Schwächen. Seine Vorzüge: die gute Beobachtung, die scharfe, knappe Charakteristik, das feine Beachten des Berliner Lebens, diesmal zur Abwechslung nicht Berlin W., sondern NW., die Georgenstraße dicht am Zentralbahnhof. Gutmütige, schwatzhafte, neidische Witwen, einen protzigen Hausbesitzer, eine energische Jungfrau, einige kurz angedeutete zweifelhafte Berliner Damen und ein paar schwächliche Männer. Denn diesmal (oder bei Fontane immer?) sind die Frauen das stärkere Geschlecht. Aber das Buch deckt auch die Mängel des Schriftstellers auf. Ein gewisses bequemes Sichgehenlassen, Andeutungen statt Ausführungen, das ewig wiederkehrende Sticheln gegen die Juden und anderes. Die Geschichte selbst ist höchst einfach: Mathilde Möhring ein älteres, nicht besonders reizvolles Fräulein — nur ein schönes Profil, ein „Gemmengesicht" nennt sie ihr eigen — bringt es durch Sorglichkeit und gute Pflege fertig, daß Hugo Großmann, ein schöner, indolenter, älterer Student von 26 Jahren, der bei ihr, resp. ihrer Mutter, einer weinerlichen kränklichen Witwe zur Miete wohnt, sich in sie verliebt, sich mit ihr verlobt und sie heiratet. Kraft ihres energischen Drängens macht er das Referendarexamen, durch ihre umsichtige Fürsorge wird er auf die ausgeschriebene Bürgermeisterstelle in einer kleinen Stadt der Provinz Posen aufmerksam, bewirbt sich um sie und erhält sie, gleich nachdem er sich persönlich vorgestellt. Durch ihre rastlose Tätigkeit, ihren Verstand und ihre kluge Umsicht, rät er allerhand Verbesserungen an und führt sie durch und weiß sich gleich ihr in den verschiedensten Kreisen seines Amtsbezirks beliebt zu machen. Aber das Glück dauert nicht lange; der schwächliche, der Arbeit ungewohnte Körper kann den vielen Anstrengungen, die selbst einen Stärkeren besiegt hätten, nicht standhalten, der Bürgermeister stirbt nach ziemlich kurzer Amtszeit. Die Witwe geht nach Berlin zurück, macht mit glänzendem Erfolge das Lehrerinnenexamen und wirkt als Lehrerin.

Man sieht: eine recht alltägliche Geschichte. Der Charakter der Frau flößt Respekt ein, aber die Anmut fehlt. Und es fehlt auch jedes tiefere Gefühl: nur Verstand und Berechnung treiben ihr Spiel; es ist als wenn all diese Menschen wie Puppen einem lenkenden Faden gehorchten, aber nie aus innerem Triebe handelten. Nie und nirgends, auch in den spärlichen Liebesszenen ein herzliches oder erquickliches Wort. Die Angst vor Anklage der Sentimentalität hat das Ganze erstarren lassen, fast zu einem mathematischen Schema gemacht. Auch die Psychologie ist schwach, denn daß alle diese Kräfte und Gaben in dem reifen, aber anmutlosen Mädchen schlummern, muß man dem Autor zwar glauben; man kann aber nicht sagen, daß er dies wahrscheinlich macht und wirklich begründet. Einzelne Typen: eine schmutzige Aufwartefrau, ein verkommener Freund des schwächlichen Helden, der Schauspieler wird, in seiner Einbildung ein Genie, in Wirklichkeit ein Tagedieb ist, dessen Hauptkunst darin besteht, mit seinen Bräuten, bald einer Soubrette, bald einer Tragödin herumzuziehen, sind gut skizziert, aber wirklich mehr skizziert, als ordentlich gezeichnet. Es soll den Herausgebern keineswegs ein Vorwurf gemacht werden aus ihrer Veröffentlichung der Erzählung; das darf man aber wohl behaupten, daß sie nicht geeignet ist, den Ruhm des Dichters zu vermehren.

Der übrige Inhalt des Bandes ist verschiedenartig aber ungleichmäßig. Die Gedichte sind recht schwach. Manche Gelegenheitsverse in ihrer saloppen, fast mehr als prosaischen Ausdrucksweise können auch vor einer noch so liebevollen Kritik nicht bestehen. Unter den Abhandlungen ist die über Gottfried Keller durch ihre vollkommene Verständnislosigkeit geradezu abschreckend. Sie macht den Eindruck, den ich bei manchen Fontaneschen Arbeiten nicht los werde, daß er durchaus absonderlich sein und immer etwas anderes sagen wollte, als was die Menge zu hören gewohnt ist, aber auch als das, was die Kundigen nach verständiger reiflicher Überlegung für das Richtige erkannt haben. Diese Empfindung wird auch bei der Lektüre der meist ungedruckten Goetheeindrücke erregt, obwohl gerade diese manch Originelles, selbständig Gedachtes und auch annehmbar Ausgedrücktes enthalten. Nicht uninteressant ist der psychologisch historische Versuch „Die Märker und das Berlinertum, ein kulturhistorisches Problem"; wirklich bedeutsam ist eigentlich nur der Essay „Willibald Alexis". In diesen beiden Arbeiten bewegt sich Fontane auf dem Felde, das er, wie wenige, beherrschte. Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bad Reinerz. Nun ist auch bei uns der Frühling erwacht und der lange hinter uns liegende Winter vergessen. Von den Winterkurgästen sind noch verschiedene Familien hier, die auch über die Sommersaison bleiben. Neue Kurgäste kommen alle Tage an und weitere zahlreiche Anmeldungen sind ebenfalls eingegangen. Der hiesige Badeort, dessen herrliche Lage und köstliche Wald- und Höhenluft allbekannt sind, bietet Kranken und Gesunden einen bevorzugten und erwünschten Aufenthalt. Alljährlich steigt seine Besucherziffer. In Erkenntnis dessen, ist die Stadtverwaltung auch bemüht, nach Kräften immer weiter zu verbessern. Nach Herstellung von 2 Hochquellen-Wasserleitungen für Stadt und Bad und eines Gas- und Elektrizitätswerkes, soll jetzt die allgemeine Kanalisation des Gesamtortes in einem Umfange von 10 Kilometer erfolgen. Die örtlichen Aufnahmen haben stattgefunden und es wird an dem Bauplane rüstig gearbeitet, um das große Werk sobald als möglich zur Ausführung zu bringen.

„Agfa"-Spezialitäten:

- Tonfixiersalz
- Fixiersalz
- Schnellfixiersalz
- Blitzlicht
- Negativlack
- Verstärker
- Abschwächer

Näheres im 16seitigen „Agfa"-Prospekt. **Gratis** durch die Photohändler.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton**, von 78 M. an.

Illustr. Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den **neuen**

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bader, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande, umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garage.**

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad — Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee

Schweiz — Prospekt frei

Gicht

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen.

Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. **Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!** Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

Bad Reinerz Grafschaft Glatz Mittelschlesien Bahnstation

568 m, **waldreicher klimatischer Höhen- und Luftkurort, kohlensaure alkalische Eisenquellen,** modernes Heilverfahren, **Bäder aller Art, Inhalationen,** Kaltwasser-, Milch- und Molkenkuren. **Heilkräftig** bei Erkrankungen der **Nerven,** des **Herzens,** der **Atmungs-, Verdauungs-, Harn- und Unterleibs-Organe,** bei **Asthma, Gicht, Rheumatismus etc.** Prachtvolle Berglandschaften, herrliche Anlagen und Promenaden. — Elegantes Badeleben. — Brunnenversand durch Apotheke. Bücher frei durch **sämtliche Büros Rudolf Mosse u. die Badeverwaltung.** Besuch 10600 Personen. Saison Mai—Oktober.

Herders

Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 -- Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen. - Kataloge gratis und franko.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Albrechtstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Richter, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 47. Druck der Merzbachschen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 28. Berlin, den 11. Juli 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt: Der falsche Friedenspreis der Nobelstiftung. II. Von Karl Bleibtreu (Zürich). — Das Erbe Voltaires. II. Von Nestor. — Die Sentimentalen. II. Von Erich Schlaikjer (Berlin). — Große Berliner Kunstausstellung. I. Von Hermann Abeking (Berlin). — Romantisch und Klassisch. Von Dr. Wilhelm Meißner (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Hermann Schussen (Schwäbisch-Gmünd). — Die Nußbaumtorte. Von Paul Scheerbart (Berlin). — Pariser Schwänke. I. Von Arthur Neisser (Paris). — Ex oriente lux. Von Terentius. — Neue Bücher. — Zur gefl. Beachtung. — Anzeigen.

Der falsche Friedenspreis der Nobelstiftung.

Von **Karl Bleibtreu** (Zürich).

II.

Es ist unwahrscheinlich, daß auf dem Kontinent ein Landkrieg je wieder entbrennen wird. Einesteils weiß jeder, daß die Opfer übergroß wären, andrerseits fürchtet jede Regierung jeden Landkrieg als mögliche Quelle innerer Unruhen. Dies gilt geradesogut für die französische Republik, wo Sozialisten und Anarchisten lauern, wie für die deutsche und österreichische Monarchie. Lediglich England befindet sich in der Lage, ohne ein äußerstes Risiko Krieg zu führen. Ein solcher Seekrieg — denn nur darum könnte es sich drehen — hat aber nicht entfernt so einschneidende Folgen wie der Landkrieg. Dieser könnte nur eintreten, wenn Frankreich und gar Rußland sich dazu entschlössen, deutsch-englische Reibung zum Angriff auf Deutschland zu benutzen, wofür bei Rußland wohl wenig Neigung vorhanden wäre, bei Frankreich aber heilsame Furcht ein Sicherheitsventil bilden würde. Während also Herabsetzung der Seerüstungen von keiner Großmacht erwartet werden kann und zwar im Hinblick auf außereuropäische (speziell ostasiatische) Verhältnisse, bleibt Reduzierung der Landarmee keine zwingende Unmöglichkeit. Allein, um die Regierungen dazu zu bewegen, müßte eine Notwendigkeit obwalten. Nun, diese ist vorhanden. Durch nichts schürt man die allgemeine Unzufriedenheit derartig, als durch vermehrte Steuerauflagen für die Armee. Jede Vermehrung nach dieser Richtung bildet eine Etappe auf dem Wege der sozialen Revolution, immer des größten aller Übel, ganz gleichgültig, ob sie niedergeschlagen wird oder nicht. Deshalb bleibt diese Verminderung der staatlichen Rüstungen ein unbedingtes Gebot für jeden halbwegs Vernünftigen, der nicht eine schädliche Überstürzung sozialer Umgestaltungen wünscht. Die kindische Dummheit der Reaktionäre lacht freilich: „hoho, wir werden das Volk niederknallen, und dann ist alles gut.“ Diese Dummköpfe haben eben nichts gelernt und nichts vergessen. Die Lehren von 1830 und 1848 predigen bei ihnen nur tauben Ohren. Aber selbst die bestialisch grausame Niederschlagung der Pariser Kommune bewies nur, daß mit dem bloßen Schießen gar nichts getan ist. Denn die sozialistische und sogar anarchistische Tendenz wuchs seither in Frankreich unendlich, statt des gewollten Gegenteils. Eine weise Regierung aber weiß unabwendbare Strömungen zu regeln, indem sie ihnen Kanäle und Schleusen öffnet, durch die ihre Springflut abfließt. Ein solches Sicherheitsventil wird keine Regierung je finden, ehe sie nicht dem Militärismus zwar nicht den Garaus macht, aber ihn wenigstens tunlichst unterbindet. Denn das Volk wird immer hier den Grundsitz des Übels suchen, unter dem es leidet.

Was ist aber Militarismus? Hier liegt die große Frage. So lange die Erde steht, hat man Kriege durchfochten, oft aus wichtigen zwingenden Gründen, oft aus bloßer Ehrgier der Regenten, ohne daß ein nationaler Anlaß vorlag. Die Kriege Ludwigs des XIV. und XV. oder Karls des XII. von Schweden, um ein paar Beispiele zu wählen, gehörten zur letzteren Gattung, zu ersterer die Punischen Kriege, der Eroberungszug Alexanders, die Kämpfe Cäsars, Karls des Großen und im gewissen Sinne Friedrichs und Napoleons. Die gegen Napoleon unternommenen Befreiungskriege, ferner die der englischen, französischen und amerikanischen Revolution und der amerikanische Bürgerkrieg, sowie das Ringen der Italia Unita sind umgekehrt anschauliche Beispiele von Volkskriegen, wo man gerechterweise um höchste nationale Güter rang. Möchten die Friedensschwärmer auch diese Kriege ungeschehen machen? Sie werden auf diese Frage verlegen schweigen. Da aber ähnliche Verhältnisse sich immer wieder gestalten können, tritt hier der ganze Unsinn des „Die Waffen nieder!“ zu Tage. Wenn Tolstoi empfiehlt, nicht wider den Stachel zu löcken, dafür aber in passivem Widerstand den Kriegsdienst zu

Digitized by Google

verweigern, so sind dies eben Schrullen eines Muschik-Heilands, der nicht nur die menschliche Gesellschaft auf den Primitivzustand zurückschrauben, sondern auch noch die Menschennatur von Grund aus ändern möchte. Nun, der Krieg ist zwar ein rauh gewaltsam Handwerk, aber er ist oft eine heilsame Notwendigkeit, wenn nicht die Menschheit gänzlich in knechtischer Unterwürfigkeit unter die Gewalt des Stärkeren versumpfen will. Auch ist er nicht ohne weiteres als schlimmste Geißel zu betrachten. Denn nicht nur ein siegreicher, sondern auch ein unheilvoller Krieg führt oft zu nationaler Verjüngung und gesteigerter Regsamkeit. Die klassischen Beispiele hierfür sind 1806 und 1870, wo sogar der Unterliegende erst hierdurch alte innere Schäden von sich abstieß und zu gesunderer Kraft erstarkte. In diesem Sinne hat das viel gemißbrauchte Wort Moltkes eine gewisse Berechtigung: „ohne Krieg werde die Menschheit im Materialismus versumpfen, der ewige Friede sei nicht mal ein schöner Traum.“ Doch wohlverstanden nur dann, wenn man den Krieg als einen idealen nationalen Faktor betrachten darf, wenn der Krieg ein Examen über die innere Leistungsfähigkeit einer ganzen Rasse bedeutet, wie z. B. das Ringen Roms gegen Karthago. Dann wird die Weltgeschichte zum Weltgericht, und der Krieg ist nur ihr triftigster Exponent. So viel Entsetzliches er mit sich bringt, verliert er auch viel von seinen Schrecken, wenn man ihn mit dem täglichen Kampf ums Dasein vergleicht, wo Unzählige mit dem Existenzminimum langsam zu Tode siechen. Ist ein Schlachtfeld grausiger, als die Straßen New-Yorks bei der Finanzkrise voll arbeitsloser Bettler, die verhungern und erfrieren? Im Gegenteil tritt im Kriege das Solidaritätsgefühl, dessen verfluchte Pflicht und Schuldigkeit die Gesellschaft im sogenannten Friedenszustand nicht anerkennt, durchaus in seine Rechte. Mancher arme Teufel fand schon, daß man sich dann mehr um sein Wohlergehen als Soldat kümmerte, als sonst je im Leben. Aus dem Allen ergibt sich, daß nicht der Krieg an und für sich, gegen den die männlichen und weiblichen Effeminierten zetern, ein absolutes Grundübel sei. Sonst könnte man ebensogut eine Liga gegen den Tod stiften. Doch, um in diesem Bilde zu bleiben, wohl bilden alle Hygieniker eine berechtigte Liga dagegen, daß der Tod nicht zu frühzeitig eintrete, und daß seine jähen Ursachen möglichst eingeschränkt werden. Was aber erkennen wir als den zerstörenden Bazillus, der für Tod und Krieg den reichsten Nährboden findet? Den Militarismus, das System der riesigen stehenden Heere allgemeiner Wehrpflicht. Und nur wer diesem Ungeheuer zu Leibe geht, nur der verdient den Nobelpreis. Hier aber gibt es nur eine Methode: die theoretische Darlegung, daß nur das Milizsystem die Welt vom Bann der ewig drohenden Verwickelungen befreien könne. Denn innerhalb dieses Systems ist eine imperialistische Politik im übeln Sinne einfach unmöglich; unwillkürlich hat das Volk dabei mitzureden, und die dann noch tiefer einschneidende Wirkung einer Mobilisierung verwehrt den Regierungen ein für allemal, wegen dynastischer oder nicht das Volkswohl direkt berührender Interessen einen Krieg zu beginnen. Dagegen würden solche Kriege, die sich als Notwendigkeit aufdrängen, nicht nur zur Verteidigung des vaterländischen Bodens, sondern auch zur Aufrechterhaltung nationaler Wohlfahrt, mit stärkerer Gewalt als je zuvor durchfochten werden können. Denn die Behauptung, nur ein stehendes Heer verbürge erfolgreiche Kriegführung, gehört zum Plunder veralteter Vorurteile.

Die Geschichte lehrt auf Schritt und Tritt das Gegenteil. In ihrer glänzendsten Zeit kannten Hellas und Rom nur Milizen, das Mittelalter desgleichen. Nicht die Ritterschaft, sondern die Bürgerwehr der Städte bewährte sich hier. Man denke nur an die Schlachten von Legnano, Bouvines, Courtray. Die Flandrischen Milizen besiegten die große Übermacht französischer Adelsheere, und bei Cressy und Azincourt siegten die Yeoman-Milizen Englands über die französischen Ritter und Söldner. Das Beispiel der Schweizer und Dithmarschen kennt jeder. Im amerikanischen Befreiungskriege hätten die Milizen noch viel früher über englische und deutsche Söldner triumphiert, wenn politische und soziale Zustände eines egoistischen Handelsvolkes hier die nötige Opferfreudigkeit zugelassen hätten. Das schlecht gerüstete und elend bekleidete Aufgebot der französischen Revolution wuchs von Jahr zu Jahr mehr in seine Aufgabe hinein, bis zuletzt die zerlumpten Pikenmänner sich in die Alte Garde Napoleons verwandelt hatten. Die Große Armee, das ruhmreichste aller je dagewesenen Heere, entsprach auch keineswegs einem stehenden Kasernenheer. Denn selbst die Veteranen darunter wurden dies erst infolge der Kriege selber, die vorübende Dienstzeit war allgemein ganz gering, oft nicht größer als bei der heutigen Schweizer Miliz. Die Masse napoleonischer Aufgebote bestand aus blutjungen Rekruten, 1813/14 vollends entsprach sie einem Volksaufgebot geradeso sehr, wie etwa 1870 Gambettas Mobilgarden. Nie haben aber die Veteranen von Jena und Wagram Besseres geleistet, als die cochons de lait (so nannte man anfangs verächtlich diese milizartigen Gebilde) von Lützen bis Leipzig, von Montmirail bis Craonne. Sogar ihre unausgebildete schlechtberittene Reiterei zeigte sich den Drillschwadronen der Verbündeten gewachsen. Wenn man etwa einwirft, dies sei eben nur unter einem Napoleon möglich gewesen, so vergißt man umgekehrt, daß das Aufkommen der Napoleon und Cromwell nicht nur, sondern ihrer berühmten Marschälle und Generäle, die sämtlich entweder ursprünglich Civilisten waren oder aus den untersten Graden als Gemeine aufstiegen, lediglich im Milizsystem möglich war, niemals in stehenden Heeren. Das unerhörteste Beispiel für die Leistungsfähigkeit von Milizheeren bietet der amerikanische Bürgerkrieg. Denn hier schlugen sich bewaffnete Bürger nicht nur unübertrefflich, sondern Märsche wie der Shermans nach Atlanta und viele technische Leistungen, die das Äußerste von Geduld und echter Disziplin forderten, übertreffen alles von stehenden Heeren je Geleistete. Unwissende Einwände, der Krieg hätte unter stehenden Heeren nicht so lange gedauert oder die Milizen hätten

Digitized by Google

wenigstens im Anfang versagt, beruhen auf lächerlicher Verkennung der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse jenes ungeheuren Kriegstheaters und auf gefälschten Berichten. In Wahrheit schlugen sich die Yankees im ersten Kriegsjahr gerade so brav wie die sportmäßigen Südstaatler, die man aber auch in keiner Weise als Soldaten betrachten darf. Endlich: während das kriegsgewohnte Kasernenheer Louis Napoleons nach 4 Wochen von der Bildfläche verschwand, hielt das Milizaufgebot von Paris und Gambetta 5 Monate lang den siegverwöhnten Gegner in Schranken. Auch war es wahrlich kein Zufall, daß erst hier nach trostloser Unfähigkeit der kaiserlichen Generalität kriegerische Talente an die Oberfläche kamen, allen voran der Advokat Gambetta selber und der Zivilingenieur Freycinet.

Das Erbe Voltaires.

Von Nestor.

II.

Ein andres Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, in dem das Eingreifen der Religion oder einer gewissen Religion vom Übel, ist das sexuelle im weitesten Sinne des Wortes. Ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der menschlichen Natur wird seitens der katholischen Kirche eine ascetische Auffassung ihren Bekennern, namentlich ihren Priestern, aufgezwungen, was zur Folge hat, daß diese in unzähligen Fällen die kirchlichen Gebote durch Pfarrersköchin, Beziehungen zu beichtenden Frauen, zu Weltdamen, ja Ausschreitungen gegenüber Schulkindern korrigieren, bzw. annullieren. Da kann man wohl auch nicht von einem Nutzen der Religion für die Gesellschaft sprechen? Ebenso deutlich zeigt sich die Schädlichkeit konfessioneller Systeme speziell bei der römischen Kirche in ihren Ansichten über Ehescheidung und Wiederverehelichung bei Lebzeiten beider Gatten. Durch das Verbot dieser Wiederverehelichung wird über Hunderttausende Unglück gebracht, und ihr ganzes Leben verbittert, und dies nur darum, weil sich die Kirche auf eine Stelle in den Evangelien beruft. Möge diese Stelle von wem immer herrühren, jedenfalls stammt sie aus einer Zeit, die nahezu 1900 Jahre hinter uns liegt, und aus einem Kulturkreise, den man mit dem unsern nicht im entferntesten vergleichen kann. Vergebens protestieren jene Hunderttausende, man möge sie nicht auf Grund alter Manuskripte unglücklich machen, vergebens weisen sie auf die Erfahrungen bei andern Konfessionen hin, die ein solches Eheverbot nicht besitzen und demnach keinerlei ungünstigen gesellschaftlichen Resultate aufzuweisen haben, u. a. auf Konfessionen, die sogar ebenfalls christliche sind — die katholische Kirche willfahrt ihnen nicht, ihre Prinzipien verwehren es ihr. Also in dem so wichtigen Gebiete der Ehegesetzgebung gereicht Religion auch nicht zum Heile.

Dies alles ist nur ein geringer Teil von allem, was sich als Schädigungen der Gesellschaft und des Staates durch Religion aufführen ließe; es wird aber wohl vollauf genügen, um zur Evidenz zu beweisen, wie notwendig es sei, auf die Befreiung der Menschheit von jeder, namentlich vor der konfessionell formulierten Religion, hinzuarbeiten. Und wenn man einwenden wollte, ohne Religion können die Menschen überhaupt nicht auskommen, so zitiere ich die Worte des Professor K. Yoshida in Tokio*). „In Europa fragt man bisweilen, ob ein Leben ohne Religion überhaupt möglich ist. Diese Möglichkeit liegt heute klar zutage; die Frage könnte höchstens die sein, ob ein Leben ohne Religion ebenso gut ist, wie ein Leben mit Religion. Um diese Frage zu lösen, sollte man die Geschichte des fernen ostasiatischen Kulturlebens gründlich studieren. Soweit ich sehe, scheint das Leben unsrer alten Denker ebenso gesund und befriedigend ohne Religion gewesen zu sein, wie das andrer mit Religion. In Europa mögen viele auf Grund eigener Erfahrung zu derselben Erkenntnis gelangt sein.“ Was aber die große Masse der ungebildeten Bevölkerung in Japan wie in China betrifft, so besitzt sie wohl eine Art ethischen Kultus in Form eines Aberglaubens, aber Religion kann man das nicht nennen, denn sie haben weder eine organisierte Hierarchie noch ein System von Dogmen, und eben darauf kommt beinahe alles an.

* * *

In der Geschichte der ostasiatischen Völker, und ganz besonders Chinas, kann man in der Tat sehr gut erkennen, wie ein Leben „ohne Religion“ aussieht, und es ist sehr erfreulich, daß in neuester Zeit die gebildetsten Europäer es endlich offen aussprechen, daß jene Völker in sittlicher Beziehung den Europäern gleichstehen. Bei uns in Europa kann man nun aus der ganzen Kulturgeschichte lernen, wie sich in Jahrhunderten ein Leben „mit Religion“ gestaltet, insoferne diese in die Entwicklung desselben eingriff. Und da muß man wohl gestehen, daß alles das, was man als Fortschritt der politischen und sozialen Ethik bezeichnen kann, seit jeher ohne, und meistenteils sogar gegen die christlichen Kirchen ins Leben trat; fast immer waren Reformen den weltlichen Mächten und Faktoren zu danken, vielleicht wäre nur der politische Einfluß des Calvinismus eine Ausnahme. In den ersten Jahrhunderten des Christentums brachte es die erbittertsten religiösen Streitigkeiten, von denen die antike Welt gar keine Ahnung hatte, unter die Völker. Die Kultur, welche Priester, namentlich Mönche, den noch barbarischen Völkern brachten, und die sich hauptsächlich auf Agrikultur und zum geringsten Teile auf sehr primitive Kenntnisse bezog, war ein Erbteil des sinkenden römischen Staats. Was die Gesittung betrifft, die angeblich die Sendboten der neuen Religion in die Welt brachten, so sagt darüber die Frage eines Schriftstellers des 18. Jahrhunderts wohl das Entscheidende. „Glaubt man wirklich“, meint er, „daß ein Scipio, ein Cicero, ein Julius Cäsar von irgend einem Weltpriester oder Mönch hätten Gesittung lernen können?**) Wenn die

*) In dem Aufsatze „Über das Religionskonzil in Japan“ im „Freien Wort“.

**) Nach dem Gedächtnis zitiert.

Digitized by Google

Barbaren hierin etwas lernen konnten, so war es wiederum ein Erbstück des alten Rom, und bezeichnend und beweisend ist hierfür die Tatsache, daß der heilige Ambrosius für seine Sittenlehre Ciceros Buch über die Pflichten so fleißig benützte.

Andrerseits bewirkten oder benützten die Priester die größten Grausamkeiten der ehrgeizigen Politiker, wenn diese sich des Christentums annahmen, man denke nur an Konstantin und Chlodwig.

Die Sklaverei wurde von der Kirche nicht nur nicht bekämpft, sonder mancher Papst trieb selbst Sklavenhandel. Thomas von Aquino — der angesehenste Kirchenlehrer, nach dem noch heute in allen geistlichen Seminaren unterrichtet wird — verteidigte sogar die Institution der Sklaverei, ja, er begründete sie sogar, wie er ja auch die Ermordung von Ketzern vorschrieb. Und dasjenige Land, in dem die Sklaverei zuletzt von allen Ländern aufgehoben wurde, war das frömmste Europas: nämlich Spanien. Im späteren Mittelalter entwickelte die Kirche eine ganze Literatur von Fälschungen mannigfacher Art, hauptsächlich zu dem Zwecke, ihre Macht zu erhöhen, resp. ihre Machtansprüche zu begründen.

Weder gegen Leibeigenschaft noch gegen Hörigkeit trat die Kirche auf, das tat erst die antireligiöse oder wenigstens religionsfreie Aufklärungsliteratur. Hingegen waren die geistlichen Grundherren noch viel härter gegen ihre Untertanen, wie auch viel geldgieriger, als die Feudalen. Allen Bewegungen, denen das Verlangen nach geistiger und politischer Freiheit zugrunde lag, trat die Kirche entgegen, sie sprach und spricht immer (wieder vom Calvinismus, resp. dem Alten Testament, abgesehen) von „Thron und Altar", um die Zusammengehörigkeit von Absolutismus und Kirche auszudrücken, und besonders die neuere Geschichte zeigt deutlich, wie sämtliche Konfessionen, resp. ihre Priester, hierin eines Sinnes sind. Alles, was (leider erst) in neuester Zeit zugunsten der Arbeiter und des Proletariats geschieht, ist den weltlichen Faktoren der Politik, der Literatur und dem erwachten Bewußtsein jener Volksschichten zu danken; nur aus taktischen Gründen ahmen jetzt die Vertreter und Beschützer des Konfessionalismus jenen weltlichen Faktoren nach.

Während erst in unsren Tagen der Drang der Frauen, sich von den bisherigen Fesseln der sozialen Vorurteile und der ungerechten Gesetzgebung zu befreien, zutage tritt und auch schon so manches erreicht hat, stand und steht die Kirche immer diesen Bestrebungen gleichgültig oder feindlich gegenüber. Merkwürdiger Weise wird oft behauptet, daß es dem Christentum zu danken sei, wenn die Achtung und die gesellschaftliche Stellung der Frau jetzt eine weit höhere ist als im Altertum. Das wird aber schon dadurch widerlegt, daß die beschimpfendsten Pamphlete gegen das „Weib" von Mönchen herrühren, daß immer noch in der Kirche die Sage von der Verleitung zum Sündenfall durch Eva eine Grundvorstellung bildet, und daß Frauen keine Priester werden können — ganz im Gegensatz zu den Einrichtungen der Alten und Heiden, bei denen Frauen Priesterinnen waren. In der christlichen Kirche heißt es aber: Das Weib muß schweigen in der Kirche. Und wenn darauf hingewiesen wird, daß im Mittelalter zur Zeit der Minnepoesie die Frau die idealste Stufe in der Verehrung durch die Männer erreichte, und daß das eine Wirkung des Christentums in jener gläubigen Zeit war, so ist diese Behauptung als unrichtig zurückzuweisen; denn nicht entfernt dem frommen Glauben der damaligen, so gar nicht fromm, sondern sehr weltlich gesinnten Ritter war diese extreme Verehrung zu danken, sondern den Sarazenen, jenen edlen Arabern, die die Kreuzfahrer kennen lernten und in der Galanterie gegen Frauen nachahmten.

Man sollte meinen, daß, dem demokratischen Geiste der Evangelien entsprechend, die Priesterschaft und alle gläubigen Laien stets beflissen waren, die Gleichheit aller Menschen in so viel Beziehungen als möglich anzuerkennen und in der Gesellschaft und in der Gesetzgebung zur Geltung zu bringen. Aber, im Gegenteil, waren bis auf den heutigen Tag Geistlichkeit und fromme Laien stets mit dem Adel alliiert; nie bemühte sich die Kirche darum, jene alle Menschenwürde verleugnende und die Vernunft empörende Institution des Erbadels zu beseitigen, und in allen Ländern bilden Priester und Feudale gleichsam eine Familie. In Frankreich wie in Österreich und Spanien die katholischen, in England die anglikanischen, in Rußland die orthodoxen Geistlichen u. s. f. arbeiten immer Hand in Hand mit der Aristokratie.

Und wenn man den neusten politischen Fortschritt: das allgemeine Stimmrecht ins Auge faßt, so sehen wir in der ganzen Bewegung zur Erreichung desselben die Kirche als Gegner, der Syllabus Pius IX. verdammt ausdrücklich das Prinzip der Volkssouveränität, und nur ein einzigesmal arbeiteten katholische Priester und deren Gesinnungsgenossen für das allgemeine Stimmrecht. Das geschah in jüngster Zeit in Österreich, weil durch ein eigens präpariertes Wahlsystem und Mithülfe der Behörden es im Vorhinein gewiß war, daß die Mehrzahl der Gewählten kirchlich gesinnt sein werde.

Vielleicht wird man glauben, daß es von geringer Wichtigkeit sei, das allgemeine Stimmrecht hier anzuführen, um die Gegnerschaft der Kirchen gegen demokratische Tendenzen aufzuzeigen, da ja die ganze politische Institution nur formalen oder gar keinen Wert besitze. Dem ist aber nicht so.

Allerdings irren diejenigen, die von Etablierung des allgemeinen Stimmrechts erwarten, daß nunmehr lauter weise Gesetze verfaßt, und daß die schwierigsten politischen und sozialen Probleme mit Leichtigkeit gelöst würden. Aber die Vorteile sind dennoch ganz bedeutende. Denn es kommen die Wünsche der großen Massen deutlicher zum Vorschein als sonst, und wenn auch hiegegen Bedenken erhoben wurden, so steht doch die Hauptsache, die Grundbedeutung des allgemeinen (und gleichen) Stimmrechts fest: die Tatsache der Anerkennung der Gleichheit aller in einer wichtigen politischen Funktion, den Wahlen in ein Parlament oder der Stimmabgabe bei einem Referendum. Nunmehr kann jeder sagen: auch ich bin da, und durch den Stimmzettel erkennt der Staat das an und damit die

Digitized by Google

politische Existenz aller Staatsbürger, also, soweit es an ihm liegt, ihre Persönlichkeit, ihre politische Menschenwürde.

Das ist nicht nur ein idealer Fortschritt, sondern auch für die weitere praktische Sozialgesetzgebung sehr weittragend, und wieder eine Etappe mehr auf dem Wege zur Anerkennung jeder menschlichen Existenz als einzigartige und prinzipiell unersetzbare Individualität und zur positiven und direkten Fürsorge für deren Erhaltung.

So weit wir aber noch von diesem letzteren Ziel entfernt sind, so kann man doch behaupten, daß aller Fortschritt in der politischen Bewegung der Weltgeschichte darin besteht und bestanden hat, daß man immer mehr das einzelne Individuum beachtet, in wichtigen Beziehungen jedem andren gleich achtet und seine Menschenwürde wie die Bedingungen seiner physischen Existenz immer mehr in der Gesetzgebung berücksichtigt. Dieses Prinzip ist der rote Faden, der sich durch die ganze Geschichte hindurchzieht, und gibt den Maßstab an, inwiefern sie wert ist, auf das höchste ernst genommen zu werden. Alles andre, wovon uns die Geschichte berichtet, ist sekundär oder nichtig. Und wenn wir den Gang der Begebenheiten seit Jahrhunderten, in Europa wenigstens, überblicken, so müssen wir zugeben, daß jenes große Prinzip immer mehr verwirklicht wird, und niemals rascher verwirklicht wurde, als in der großen französischen Revolution und in unsern Tagen der sozialistischen Bewegung.

Was hat aber das Christentum hierzu beigetragen? Weniger als nichts, es stellte sich entgegen, und ein jeder Schritt vorwärts war begleitet von Reden und Schriften der Feudalen und der mit ihnen verbundenen Klerikalen.

Das ist die Bilanz des Konfessionalismus in dem wichtigsten aller weltlichen Gesellschaftsprozesse. Es ist daher in der Tat notwendig, dieses schädliche Element gründlich, d. h. in den Massen, zu beseitigen und sein Eindringen in dieselben für immer zu hindern.

Die Sentimentalen.

Eine Studie von **Erich Schlaikjer** (Berlin.)

II.

Wer sich als Bürger einer Stadt oder eines ganzen Landes fühlt, sieht seine Interessen im Verhältnis zu den Interessen der Gesamtheit und schätzt sie danach ein. Aus dem Überschauen des Ganzen folgt Verzicht und Duldung; man erkennt die Solidarität aller und räumt auch andren ihr Recht ein. Der Sentimentale — das liegt im Begriff — hat diesen Überblick nicht. Er sieht nur seine Interessen, und wo sie ins Spiel kommen, wird er ein schofler Egoist. Mit seinem üppigen Gefühlsleben scheint der Egoismus in einem sonderbaren Widerspruch zu stehen, und die Tatsache, die ja erfahrungsmäßig vielen bekannt ist, wird auch meistens als seltsam empfunden. Wir haben nun gesehen, daß es sich um gar keinen Widerspruch, sondern um eine unerbittliche psychologische Konsequenz handelt. In der Nachbarschaft der Sentimentalität finden wir häufig Worte, die mit dem Begriff „Lüge“ näher oder entfernter verwandt sind. Man spricht von verlogener Sentimentalität, von sentimentalen Krokodilstränen usw. In vielen Fällen irrt man wahrscheinlich damit, so verzeihlich der Irrtum auch ist. Die Sentimentalen dürfen sich nicht allzusehr beschweren, daß sie mit Heuchlern verwechselt werden. Auch wenn ihr Gefühl echt ist, wirkt es doch unecht. Wer die Dinge der Welt und des Lebens nach ihrer besonderen Haltung einzuschätzen weiß, empfindet den Kern des sentimentalen Gefühls als unberechtigt. Die Gefühlserregung steht zu ihrem Anlaß in einem durchaus falschen Verhältnis, sie beruht auf einer durchaus falschen Wertschätzung und ist somit objektiv unwahr. Unter dem Eindruck des Sentimentalen geschieht es häufig, daß diese objektive Unwahrheit mit subjektiver Lügenhaftigkeit verwechselt wird. Aus der sachlichen Unwahrheit schließt man auf eine heuchlerische Person und verwechselt so Gefühlsirrtum mit Gefühlslüge. Die Sentimentalen kommen dieser Verwechslung freilich sehr entgegen. Wir sahen schon, daß sie für die Leiden dieser Welt zwar viele Tränen, aber nur wenig Energie und Intelligenz zur Verfügung haben. Ihre Gefühlsergüsse sind darum häufig von tatenloser Schlaffheit begleitet, was den Eindruck des Unwahrhaften natürlich steigern muß. Der naive Zuschauer kennt die Psychologie der Sentimentalität nicht. Er sieht in den gefühlvollen Worten und dem schlaffen Verhalten einen psychologischen Widerspruch, obwohl er vor einer psychologischen Notwendigkeit steht. Er sagt kurz und bündig: der Mann handelt nicht, also sind seine Tränen nicht echt. Daß es derselbe psychologische Grund ist, der die Tränen hervorruft und das Handeln verhindert, weiß er nicht und kann er nicht wissen. Er schließt kurzerhand auf Heuchelei und ist in diesem Irrtum immer noch zehnmal sympathischer als die Sentimentalen in ihrer schönsten Wahrhaftigkeit. Daß es eine Sorte von Sentimentalität gibt, die man auch ohne Irrtum als verlogen einschätzen darf, versteht sich am Rande. Von jenen geriebenen Burschen, die einen Überfluß an Gefühl heucheln, um ihre unsauberen Zwecke zu verschleiern, sprachen wir schon. Wenn die Sentimentalität sich gar zu einer Zeitstimmung auswächst, kommen bald in Scharen die schlauen Spekulanten, die als Dichter, Maler usw. von den schlechten Instinkten des Publikums profitieren wollen. Ihre Sentimentalität läßt selbstverständlich an Verlogenheit nichts zu wünschen übrig.

Ich darf vielleicht daran erinnern, daß wir die Sentimentalität aus dem mangelnden Sinn für die Totalität des Lebens erklärten. Zum Wesen aristokratischer Geistesart gehört es nun, jene Totalität zu erkennen, die ganze Situation zu überschlagen und danach seine Maßnahmen zu treffen. Was gleichgültig ist, läßt man kalt fallen. Was unangenehm, aber doch notwendig ist, wird mit großer Selbstverständlichkeit ertragen. Was Hartes getan werden muß, wird schweigend getan, wird mit dem besten Gewissen von der Welt getan, weil die Situation es nun einmal fordert. Wer anders denkt, denkt wie ein Feldwebel, nicht aber wie ein Befehlshaber. Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, daß das Wort „aristokratisch“

Digitized by Google

hier einen geistigen, nicht einen parteipolitischen Wert bedeuten soll. Dieser aristokratischen Denkweise gegenüber enthüllt die Sentimentalität ihre unangenehmsten Seiten. Weil sie ohne Überblick und Besinnung flennt, wo man schweigend ertragen sollte, begibt sie sich jeder Würde und wird plebejisch und ordinär. Vom sentimentalen Egoismus und der sentimentalen Unwahrhaftigkeit haben wir bereits gesprochen. Hier haben wir es mit der sentimentalen Schäbigkeit zu tun. Unter allen Spielarten der Sentimentalität ist sie eine der unangenehmsten, weil sie im Gegensatz zu vornehmer menschlicher Art offenbar wird. Jeder Zug von ihr erniedrigt; sie ist eine ausgesprochen plebejische Eigenschaft.

Übrigens sind wir hier bei dem Punkte angelangt, wo die Sentimentalen anfangen gemeingefährlich zu werden. Solange sie einen notwendigen Prozeß nur bejammern, sind sie unangenehm, aber doch harmlos. Man erträgt sie dann, wie man allerlei anderes Ungemach erträgt, das mit der Unvollkommenheit dieses sündigen Lebens nun einmal verbunden ist. Die Sache wird aber sofort anders, wenn sie den Prozeß nicht nur bejammern, sondern auch beeinflussen können. Dann taucht die Gefahr auf, daß inferiore Wesen eine Situation verpfuschen, verderben, herabziehen, weil ihr gutes Herz Dinge nicht erträgt, die relativ harmlos wären. Eine sentimentale Mutter verzärtelt ihren Jungen, weil sie nicht mit ansehen kann, daß der kleine Bursche eine blaugefrorene Nase heimbringt. Daß sie dadurch das Leben des Kindes geradezu gefährdet, kommt ihr nicht bei, und diese Mischung von subjektivem Gefühl und objektiver Gemeingefährlichkeit dürfte so ziemlich das widerwärtigste Schauspiel sein, das Menschen bieten können. Ich stehe nicht an, die kalte, entschlossene, bewußte Gemeingefährlichkeit für sympathischer zu halten, soweit das Wort in diesem Zusammenhang überhaupt gebraucht werden kann. Die verheerende Wirkung ist beiden Sorten von Gemeingefährlichkeit eigentümlich; bei der sentimentalen kommt aber noch der unangenehme Umstand hinzu, daß sie eine Tugend — die Tugend des Gefühls nämlich — in der peinlichsten Weise diskreditiert. Auch nach dem allgemeinen Sprachgefühl wird ein Schurke erniedrigt, wenn man ihn einen „sentimentalen Schurken“ nennt.

In der Natur der Sentimentalität liegt es, daß das leicht erregte Gefühl sich auch leicht wieder beruhigt. Die Erscheinung, die das Gefühl hervorruft, wird vereinzelt erkannt; sie hat keinen festen Platz im Gefüge des Ganzen und wird daher leicht erschüttert; leicht durch anderes verdrängt; sie ist sozusagen wurzellos und damit haltlos. Ein Sentimentaler hat beispielsweise vor zehn Jahren ein Kind verloren und bekommt nun den Besuch eines oberflächlichen Bekannten. Er braucht nur durch irgend einen Zufall an den Verlust erinnert zu werden, und er bringt es sofort fertig, dem Bekannten in — ich habe kein andres Wort — geradezu unschicklicher Weise sein schmerzerfülltes Innere zu offenbaren. Wenn er dann die alten Wunden aufgerissen hat, daß sie scheinbar auf Jahre fließen müssen, trägt vielleicht seine Frau das Frühstück auf, und augenblicklich gibt er sich dem neuen Genuß (auch das Flennen ist für ihn ja ein Genuß) mit gesundem Eifer hin. Dieser schnelle Wechsel von erregten Gefühlsmomenten und ganz banalen Äußerungen der sinnlichen Natur ist für den Sentimentalen so bezeichnend, wie er in seiner ganzen psychologischen Konstruktion begründet ist. Von hier aus betrachtet, wird er entweder verächtlich oder komisch, gelegentlich beides. In der Literatur hat Ibsen ein Symbol dieser Menschengattung geschaffen — in seinem Hjalmar Ekdal in der „Wildente“. Ich will damit nicht sagen, daß Hjalmar sentimental sei; er vereinigt soviel Unechtes in sich, daß er mit dem einen Wort nicht zu fassen ist; einen sentimentalen Zug aber hat er. Die Darsteller der Rolle vergreifen sich meist, indem sie die Gemütsbewegungen Hjalmars als subjektiv erlogen spielen, während sie nur objektiv unwahr sind. Die Tragikomik der Gestalt beruht ja gerade darin, daß Hjalmar tatsächlich bewegt ist, und daß seine Gemütsbewegungen den Lockungen eines appetitlichen Butterbrotes nicht standhalten können.

Wir sprachen im Anfang davon, daß Sentimentalität und Egoismus sich nicht widersprechen, daß die beiden bei bestimmten Individuen vielmehr notwendig zusammengehören, daß es einen sentimentalen Egoismus gibt. Wir sind hoffentlich gegen das Mißverständnis geschützt, als ob wir damit jeden Sentimentalen als einen Egoisten bezeichnen wollten. Wir verwahren uns dabei nicht so sehr gegen das Wort Egoismus — denn es gibt einen Egoismus großen Stils, der gesund, berechtigt und notwendig ist, — als vielmehr gegen den Begriff sentimentalen Egoismus, der immer kleinlich, peinlich und schofel ist.

Die Natur ist so reich an Individuen, auch an minderwertigen, oder gerade an minderwertigen, daß selbstverständlich auch der Altruismus in sentimentaler Form vertreten ist. Unsre Definition der Sentimentalität, als einer Wertschätzung des einzelnen ohne Sinn für die Totalität, enthält nichts, das dem Begriff „sentimentaler Gutmütigkeit“ oder gar sentimentaler Aufopferung widerstrebe. Von dem theoretischen Hochmut, der alle Erscheinungen des mannigfaltigen Lebens ans Kreuz der Theorie schlagen will, sind wir weit entfernt. Nichtsdestoweniger ist uns bei der Arbeit kein Fall ins Gedächtnis gekommen, der sich nicht durch unsre Definition erledigen ließe. Das kann aber sowohl ein Mangel unsrer Erfahrung, als ein Vorzug unsrer Erkenntnis sein.

Die Große Berliner Kunstausstellung 1908.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

I.

Die diesjährige Große Berliner Kunstausstellung weist einen Fortschritt gegen frühere Jahre auf: die Bilder sind nicht mehr in Staffeln getürmt, bedrängen und beengen sich nicht und haben Licht und Luft. So ist der Gesamt-

Digitized by Google

eindruck günstiger denn je. Auch berührt es angenehm, daß das sogenannte Genre, die reizenden Histörchen von Mönchen und Landsknechten, von Dirndln, Buam und Jägern, von Großmütterchen und Enkelinnen, meist mit spitzem Pinsel und kindlicher Oberflächlichkeit gemalt, fast ganz verschwunden oder doch stark beiseite gedrängt ist. Das mag aber auch am mählichen Aussterben der Vertreter dieser Künste liegen. Allerdings hierbei ist es geblieben: der erste Saal gilt der Pflege patriotischer Gefühle, denn diesem Zwecke sollen die Schlachtenbilder und ähnliches wohl dienen. Es wird der Generation, die nicht mehr im großen Kriege gefochten hat, äußerst schwer, selbst noch der illustrativen Seite dieser Bilder, der einzigen, die überhaupt wohl in Betracht kommt, gerecht zu werden. Der Düsseldorfer Theodor Rocholl zeigt nochmals ein Stück aus dem Jahre 1896. In den neuern Bildern sucht er auch malerische Probleme zu Wort kommen zu lassen, ohne diese ganz mit seinem Stoffe, dem er nicht jede Betonung der historischen Einzelheiten rauben mag, in Einklang bringen zu können. Deutsche und französische Kürassiere fechten bei durch das Laub fallender Sonne um die Standarte; ein Infanterie-Regiment greift in der Schlacht bei Groß-Görschen unter einem Schwalle rosafarbener Blüten an. Karl Röchling bringt wie stets seine kolorierten Bilderbogen, in denen er die Figuren ausgeschnitten hart in die Landschaft stellt. Übel sind die hellblauen Uniformen der Bayern auf dem heftigen Grün. Noch Unangenehmeres hat Werner Schuch geleistet. Sein Zieten, sowie das Reiterbildnis des Kronprinzen, beide vor der Front ihrer Truppe, finden nur noch in den Werken tuschender Photographen ähnliches. Hans Bohrdts Seestück aus dem Seeräuberkrieg ist als Dekoration angängig. Das Ganze fließt in matten Tönen gut zusammen. Franz Scarbinas Kundgebung vor dem Königlichen Schloß in der Nacht des 6. Februar 1907 trachtet so gut als möglich den gegebenen Vorwurf malerisch zu verwerten. Die dunkle Volksmenge vor dem massigen Bau der weiße Schein der elektrischen Kugel und das rote Licht der großen Fenster fällt auf sie — gibt ein wirksames Bild. Mit genannten Stücken ist der Historien-Malerei für diesmal genug getan. Als bösestes Exempel zeigt man noch Adolf Schlabitz Bittgottesdienst 1639 zu Eilenburg nebst anhängender Beschreibung. Die Malerei ist unglaublich schlecht, durchaus zerrissen, einzeln und bunt. Nur der historische und religiöse Sinn, der hier belästigt wird, kann die Ausstellung dieser Riesenleinwand ermöglicht haben, sicher nicht ihr künstlerischer Gehalt.

Ein Mangel an guter Porträtmalerei macht sich immer fühlbarer. Unter der Unmenge ausgestellter Bildnisse scheint keines ernster Prüfung Stich zu halten. Es gibt gute Komposition, lebendigen Ausdruck und korrekte Zeichnung; aber Fleisch, wirkliches Fleisch, aus sich herausleuchtend, sich selbst als solches kennzeichnend vor Stoffen und Tapeten, ist nicht zu finden. Nicht daß man nach pastosem Auftrag leuchtender Farben schreit: die Ausstellung der Dietz-Schule im Salon Schulte hat es uns kürzlich wieder einmal gezeigt, daß es auch ohne dies geht. Man hat das Geheimnis doch gekannt; fast erscheint es da als Bequemlichkeit, daß so wenige auf den wirklichen Gehalt der Farbe gehen, und die meisten sich mit einer Oberfläche begnügen, dieser braun, der rosa, der grau und grün, wie's paßt. Alfred Schwarz Kaiserbildnis richtet sich wohl selbst. Fritz Burger, dessen Kollektion voriges Jahr mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, bringt das Bildnis eines Pianisten am Flügel. Hier scheint ein künstlerisches Wollen vorhanden zu sein, doch stört die allzu luftige Wand jeden Eindruck der Wirksamkeit. Georg Ludwig Meyns Familiengruppe ist im Aufbau geschickt, enthält aber nicht viel Qualität. Sein alter Herr ist unfleischig und zäh, seine Mlle. Gilliotte in Weiß, Blau und Grau ebenfalls durch jeglichen Verzicht auf Naturwahrheit der Haut unzulänglich. Auch Karl Zieglers Damenbildnis ist hell in einem Ton gehalten, ohne bei aller Übersetzung, die jedem Künstler gegeben sein soll und muß, auf Farbunterschiede zwischen Gesicht und Umgebung genügende Rücksicht zu nehmen. Dafür ist der Kopf eines alten Herrn im Kirchenstuhl umsomehr in gleichmäßiges Rot getaucht. Rudolf Schulte im Hof bringt als Porträt des Dr. Max Friedländer eine gobelinartige Stilisation. Die Sicherheit der Zeichnung und die Dezenz der Farbe wirken günstig.

Die Kunstrichter von Michael Ancher ragen in kraftvoller Komposition hervor. Hier spricht Leben und Ausdruck, wenn auch die Köpfe ein wenig kalkig sein mögen. Auch Wilhelm Schurs Maler Klarenbach interessiert. Der Maler steht warm verhüllt in grauer Schnee- und Eislandschaft vor der fest verankerten Leinwand. Hermann Richter gibt ebenfalls in seiner kleinen Amazone weitere Umgebung. Im Park hält der Reitknecht das Pferd, vor ihm steht die kleine Dame im roten Jackett, ein Hund sitzt zu ihren Füßen Das Ganze ist sehr geschickt, aber etwas süß und geleckt. Gut komponiert ist das Pfarrerbildnis Otto Heicherts; auch die Farbe ist bis auf den roten Kopf geglückt. Rudolf Tienhaus hat sich in das schier Überlebensgroße verstiegen. Um so aufdringlicher erscheint der Mangel an künstlerischer Qualität. Fritz August Pfuhles Bildnisse sind wie stets geschmackvoll; diesmal stört die recht wenig korrekte Zeichnung, so an den Händen der Dame im Shawl. Auch die Schatten sind etwas gleichmäßig in unwirklichem Grün. Otto Marcus Porträt seiner Frau ist gut und sicher gemalt. Das schwarze Kleid und der rote Lederstuhl geben einen ruhigen, vornehmen Kontrast. Ernst Heilemann, der geschickte Illustrator, hält als Porträtmaler wenig Stand. Seine Mrs. Withe ist wohl völlig mißglückt; besser sind die Kinderbilder, wenn auch hier eine allzurunde Modellierung und heftig gewaschene Fleischfarbe stört. Unter den Arbeiten jüngerer Kräfte fällt als sehr tonig und gut gemalt das Doppel-Porträt von Fr. Zillissen auf.

Günstiger als um die Porträtmalerei scheint es um die Landschaft zu stehen. Ein prächtiges Stück ist Alfred Scherres „Trüber Wintertag in Danzig". Mächtige Kähne liegen auf dem mit Eisschollen bedeckten Fluß. Im Hintergrunde sieht man die hohen bunten Häuser mit den beschneiten Dächern. Hans

Digitized by Google

Licht bringt ebenfalls sehr solide, markante und gekonnte Arbeiten. Meist liebt er das trübschwere Feld. In einem Herbstnachmittag über dem See stehen mächtige Kiefern gegen das duftige Land. Max Uth schließt sich ebenfalls mit guten Werken an. „Am Waldesrand" zeigt ein Motiv im Brachtschem Sinne und Ausführung. Unsympatisch berühren mich die Landschaften von Franz Hoffmann-Fallersleben. Hoffmann-Fallersleben dient nicht der Natur, er drückt ihr mit süßlicher Farbe den Stempel seiner Theatralik auf. Besonders verliebt ist er in ein giftiges Grün moosbewachsener Stämme zu brandig rotem Laub, ein Mißakkord, der jedes Auge beleidigen muß. Besondern Wert scheint er seinen Bildern dadurch geben zu wollen, daß er sie sinnlos durch Goldleisten in drei Teile teilt. So durchschneidet er in seinem Weimarischen Park eine Tanne vom Gipfel bis zum Fuße. Auch Paul Brockmüller findet an dieser Art Sport Gefallen, um doch wenigstens durch etwas seiner flachen Kunst eine Eigenart zu verleihen. Er malt einen langgestreckten See, dividiert ihn dann aber wieder durch drei. Das sind Scherze die mit dem Ernst zur Sache, der doch vorhanden sein soll, nichts zu tun haben.

Hans Hermann bleibt seinem Motiv eines holländischen Fischmarkts treu. So sehr er seinen Stoff beherrscht und ihn künstlerisch verwertet, kann man sich des Eindrucks nicht enthalten, daß allmählich eine allzu gewandte Routine fortstrebendes Studium auszuschalten beginnt. August von Brandis hat das Interieur zum Feld seiner Tätigkeit erwählt. Was auf den ersten Blick technisch etwas manieriert erscheinen könnte, fließt des weiteren zu einem tonigen, farbenfreudigen und harmonischen Ganzen zusammen. Sein Jäger vor dem Frühstückstisch aus rotpoliertem Holze und den grünglänzenden Flaschen darauf ist eine äußerst gute Arbeit. Zu den Bewohnern des Frieslandes führt Otto H. Engel. Er hat Freude an sauber sonniger Klarheit, dabei einen breiten Strich und gediegenes Können. Dennoch liegt über seinen Bildern eine gewisse Gleichmäßigkeit, die sie nicht allzu interessant machen und den Beschauer ein wenig langweilen. Hierzu mag auch die steife Tracht der Frauen beitragen. Am besten gefällt mir seine „Junge Mutter". Sehr kraftvoll ist Georg Kochs „Viehmarkt". Die Masse der durch ein enges Tor in die kleine Stadt drängenden Rinder und Pferde ist brillant gemeistert. Wenig erfreuen können die Tierstücke von Paul Meyerheim. Das Eisbären- sowie das Tigerbildnis bleiben bei ihrer gewaltigen Größe in Charakteristik und Umgebung sehr an der Oberfläche stehen. Nicht nur als Kuriosität, sondern auch als technisch schön und gediegen, sei Paul Harnischs Capriccio „Der grüne Turban" erwähnt. Eine nackte Frauengestalt kauert geschlossenen Auges an der Wand, von einer Schar neugieriger Affen umtanzt. Das Märchenstück „Die Prinzessin und der Frosch" ist in undetaillierter Großflächigkeit nur ein Stück Dekoration, nicht einmal geglückt in seiner gewollten grünen Buntheit.

Die Längswand eines ganzen Saales hat man der Riesen-Stilisation „Tatkraft" von Johann Bossard überlassen. Der Inhalt dieser Arbeit rechtfertigt nicht im geringsten ihr räumlich anspruchsvolles Auftreten. Es wird nicht einmal klar, ob diese Leinwand für Ausführung in Mosaik oder sonst etwas gedacht ist. Als Malerei ist es natürlich Unsinn, die einzelnen Muskeln der doch schließlich menschlichen Gestalten mit grünen, gelben und blauen geometrischen Figuren zu bedecken. Man wüßte auch keine kunsthistorische Epoche, die ein solches Verfahren rechtfertigen könnte. In den Seitenfeldern, die immerhin mehr naturalistisch gedacht sind, zeigt sich ein recht geringes Können, sodaß die Ansicht nahe liegt, daß im Allgemeinbild gewollter Stil künstlerische Unzulänglichkeit verdecken soll. Auch das Thema „Tatkraft" ist nicht erschöpft. Die meisten Figuren stehen posierend umher. Gänzlich überraschend wirkt es, an dieser Stelle ein pointilistisches Problem: Willy von Beckeraths „Johannes" zu sehen. Die große Berliner Kunstausstellung hat doch sonst ängstlich ihre Pforten derartigen Experimenten verschlossen. Und wohl mit Recht; wenigstens dürfte diese unschöne und wirre Komposition kaum Anspruch auf den großen Platz haben, den sie einnimmt. Ebenfalls ins Riesenhafte ist Sebastian Lucius Fries „Lebenslauf" gesteigert. Trotz solider Arbeit ist hier der Zweck nicht klar, da es sich um farblose Zeichnungen handelt. Sind diese nur als Vorstudien zu Gemälden gedacht? Dann wäre es doch besser, jene zu zeigen. Oder sind es Illustrationen? Dann hätte doch der richtige Maßstab gewählt werden müssen. Ein Zwitterding kann bei noch so guter Ausführung nicht befriedigen.

Etwas Zwitterhaftes scheint vielen Werken dieser Ausstellung anhaften zu wollen. Theoretisches Kalkulieren überwiegt allzu häufig das ernste, ruhige, fleißige Versenken in die wahre Quelle künstlerischen Schaffens — die Natur.

Romantisch und Klassisch.

Eine Studie von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin).

Romantisch ist jede Art selbsterlebten Widerspruchs, das heißt, der Widerspruch muß ganz seinetwillen da sein, nicht als Einschränkung für ein übergeordneles Ganzes. Dabei ist die Harmonie das höchste Ziel des Widersprechens. Tieck konnte so gut gegen alles Philistertum eifern, weil er selbst sehr viel von dieser staats- und lebenerhaltenden Eigenschaft besaß. Der Sinn des Lebens ist aber der Tod; ihn predigen, heißt ihn fürchten und lieben zugleich. Er predigte den Untergang und die Vernichtung seines eigenen Philistertums. Der Gipfel alles Romantischen ist das Sich-selbst-widersprechenkönnen. Alle wahre Poesie ist romantisch, sagten die alten Romantiker. Sie meinten damit, das Wesen der Dichtkunst ist jene frei schöpfende Phantasiekraft der Umkehrung alles Wirklichen, des Widerspruchs gegen alles Historische, gegen jede Wahrheit und Tatsache der Wissenschaft gegen den gesunden Menschenverstand, wie er sich durch jegliches Massenurteil proklamiert. Die Phantasiekraft ist ausschließliches Eigentum des Individuums und kann sich über sich selbst hinaus vermehren,

Digitized by Google

indem sie sich zuletzt noch selbst widerspricht. Diese letzte Folgerung, die eigentlich dem Romantischen erst seinen höchsten Abschluß gibt, nämlich die Aufhebung des einseitig Subjektiven durch das Subjekt selbst, nicht durch einen kategorischen Imperativ irgend einer aus Tatsachen abgeleiteten Abstraktion, also nicht durch Deduktion, noch viel weniger durch Induktion, sondern rein empirisch, ist erst durch die Romantik in ihrer ganzen Tragweite als Lebensform verwirklicht.

Weil die ersten Romantiker diesen Schritt nur erst zaghaft wagten und nicht absahen, konnte man sie in der Folge so oft für halbe Menschen erklären, die mehr Schaden angerichtet haben, als sie zu nutzen vermochten. Umgekehrt hat es sowohl im Kreise der Romantiker selbst als auch bei ihren Widersachern stets schaffende Künstler gegeben, die in diesem Sinne Romantiker waren, freilich, ohne sich dessen ganz bewußt zu werden.

Es braucht hier eigentlich nicht hervorgehoben zu werden, daß es zwei Stadien des Bewußtseins gibt, das tierische, dessen sich jeder deutsche Mitbürger erfreut, wenn er weiß, daß ihn die Natur an die Spitze der Lebewesen gestellt hat und welcher politischen Partei er angehört, und das Ichbewußtsein, jenes zu Gericht Sitzen über sich selbst, die Dämmerung einer Klarheit, die Freiheit und Notwendigkeit in einer prophetischen Selbstbestimmung zu vereinbaren anstrebt. Anstrebt, denn noch scheint sie nicht gelingen zu können, weil unser Wissen um uns noch zu verworren ist. Wie aber der Instinkt des Tieres eine Vorstufe, vielleicht eine ähnliche Dämmerung des ersten menschlichen oder noch tierischen Bewußtseins ist, so gibt es auch vor der Ichbewußtheit Lebensprozesse, die ihren Inhalt in sich abschließen: nämlich das starke naiv mit sich selbst umherspringende Ich, also das bedeutende schöpferische Ich, das Genie. Es ist nicht leicht, Vorgänge nachzuweisen, von denen die Menschheit bisher keine Notiz nahm, nicht einmal immer die, in denen sie sich abspielten. Die Literaturwissenschaft hat sie noch nicht auf ihren Fragebogen gesetzt, den sie jedem Talent vorlegt, um es auf das Prädikat Genie hin zu prüfen. Darum sind es oft bisher ganz unbeachtete Aussprüche, die auf die erwähnten Zusammenhänge deuten. Auch ist nicht gesagt, daß nach allgemeiner Kenntnisnahme des Gesetzes der Widersprüche im Ich, der Vielheit in der Einheit, die Genies wie Kartoffelstauden aus der Erde wachsen werden. So wenig eine Kulturpflanze mit künstlichem Dünger auf magerem Boden eher zu einem stattlichem Exemplar werden kann, als bis die Salze zu Erde geworden, und die Verdauung durch gesunde kräftige Wurzelfasern durch einen normalen Stoffumsatz, zu einem stattlichen Exemplar, nicht zu einem Ausnahmegeschöpf führt. Ebenso unmöglich ist das Vorwegnehmen zukünftiger allgemeiner Wahrheiten oder, um auf unsern Fall zurückzukommen, zukünftiger Bewußtseinselemente. Sofern aber jeder einzelne Mensch in den Höhepunkten seines seelischen Erlebens über sich selbst hinausweist, seinem Alltagsmenschen widerspricht, nimmt auch er teil an den Vorzügen des Genies. Genialisch sind wir alle einmal ohne deshalb schon Genies zu sein.

Es ist vielleicht ein fein ausgeklügeltes Spiel der kulturmachenden Natur, daß es den Deutschen zu gleicher Zeit zwei Dichter schenkte, wie Goethe und Schiller. Die Poesie nach ihnen mußte sich zuerst immer wieder mit diesen beiden Gegensatznaturen abfinden. Und gerade jener Kreis, dem zu allererst die wahrlich nicht leichte Aufgabe gestellt wurde, diese Widersprüche in sich aufzulösen, erfand für sich und für alle echte Poesie die Bezeichnung romantisch. Doch so schnell, als jene es erhofften, waren die Pole modernen Geisteslebens nicht zusammengefaßt. Man blieb zunächst noch ganz in ihnen stecken und bot jenes unerquickliche Bild der Unreife, des Kampfes, nicht der Überwindung. Bald wurde der eine verneint, der andre bejaht, bald umgekehrt, und dann machte man Front gegen beide. Einfach weil man sie nicht mehr überschauen konnte. So weit haben sich jene ersten Widerspruchsgeister in ihre eigne Subjektivität verrannt, daß eine Erlösung daraus vorerst unmöglich schien. Die andern verspotteten sie. Heute wissen wir, wie unendlich wertvoll es war, daß sie sich überhaupt des Widerspruchsgeistes an allem Schöpferischen zum ersten Male ganz ausschließlich bewußt wurden. Wenn sie es auch erst an den Dingen, noch nicht im eigentlichen Sinne an sich selbst erfuhren. Allen kommenden Bewußtseinsstadien des romantischen Ichgefühls wurde damit eine Bresche in die chinesische Mauer des Durchschnittsbewußtseins geschlagen.

Wackenroder und Tieck haben die Begeisterung und ihre Berge versetzende Macht entdeckt und sich als Lebensmacht zum Bewußtsein gebracht, eine Macht, die es mit jedem Nationalismus, jedem Verstandesaufklärerricht aufnehmen kann. Man blieb zwar oft genug im Widerspruch gegen das Philisterium stecken. Und die Philisterschnüffelei ging so weit, daß man in einer Aufwallung von Erfolgneid sogar Goethe des Philisteriums zieh. Er war ihnen zu real, und seine Poesie scheute sich nicht vor dem Alltagsleben. Das Bewußtseinsstadium der jugendlichen Paradoxie erkannte das höhere Bewußtsein des reifen Mannes nicht an, und man verwechselte wieder einmal das Dargestellte mit dem Darstellenden, das Geschöpf mit dem Schöpfer. Diese ganze Richtung zur Besonnenheit und Klarheit paßte ihnen nicht, den Jünglingen in Jena und Heidelberg von 1795 und 1805. Man wollte sich nicht auf Erklärungen des Lebens einlassen, Kampf war die einzig zulässige Devise, Kampf gegen alle moralischen, politischen und ästhetischen Vorurteile. Man lese nur in Schillers Briefwechsel mit Körner ihre ersten Äußerungen über Goethe und wird dort genau denselben Fehler, genau dieselbe Verkennung Goethescher Universalität beobachten. Unsre Romantiker also hielten es mit Schiller, dazu gehört Novalis. Sie berauschten sich nicht an der Kritik Kants, sondern an der Metaphysik seiner Kategorien. Die kleine Schrift über „Die Macht des Gemüts“ wird bei ihnen am häufigsten erwähnt. Von ihr geht die ganze Philosophie Novalis aus.

Wer konnte aber an diesem Gefühlspoeten die Kälte des Schillerschen Pathos, Höhe und Reinheit seiner Abstraktionen übersehen. Auch zu ihnen setzte

Digitized by Google

man sich in bewußtem Gegensatz. Schiller ist im eigentlichen Sinne kein Poet, er gestaltet nirgends aus dem vollen Leben, immer aus der mageren Idee. Es kommen einem fast die Tränen, wenn man heute liest, wie Schiller selbst allmählich zu dieser Erkenntnis kam in einer Zeit, in der er sich fortwährend an Goethe mißt und mit immer traurigeren Resultaten der Selbstverkleinerung, so daß er die Poesie ganz und gar an den Nagel hängen und sich der Geschichtsdisziplin widmen will. Er arbeitete sich aus diesem Bankerott heraus und wußte schließlich, was er an sich selbst hatte. Er merkte, daß seine Zeit dennoch nicht vorüber, daß er auch in der Dichtkunst seinem Volke nützen konnte, und sei es nur, um ihm einen ganz andern „Kerl" als den Goethe vor Augen zu führen. Ja, wäre es bei Schiller die Phantasie gewesen, die ihn vom Leben und der Wirklichkeit abführte, er hätte den Romantikern oder sie ihm viel näher kommen können als Goethe. So aber war es sein ideal denkender Geist. Man wurde eben mit beiden nicht fertig, bald zog es sie zur Volksdichtung Goethes, bald zur unumschränkten Macht der frei schöpferischen Ideenspekulation Schillers, die der verwandten geheimnisvollen Kraft der Phantasie so ähnlich sehen kann. Bei beiden war ihnen das Streben zur Antike verhaßt.

Wir lernen von den Irrtümern unsrer Vorfahren, wir lernen, indem wir die Gegensätze zur Harmonie führen und neue damit aufdecken, vor ihnen von neuem in Verzweiflung die Hände ringen. Wir wissen, daß Schiller der Antike im Grunde seines Wesens viel ferner stand als Goethe; sonst hätte er nicht Goethes meisterhafte moderne Nachahmung des Schicksalsdramas „Iphigenie" verurteilen und selbst ein so mißverstandenes Drama wie die „Braut von Messina" schreiben können; dann hätte er nicht unter Schicksal eine äußerliche Verknüpfung von ungünstigen Zufällen verstehen können. Er verwechselte eben auch die Kälte des Marmors mit der der Ideen, und die ganz andern in dem Körperleben wurzelnden Quellen und Leidenschaften hinter der Einfalt und Größe eines Goethe blieben ihm stumm. Sich widersprechen können heißt Dichten, und in dem Maße sich Goethe und Schiller näherten, näherten sie sich ihrem Gegensatzprinzip, wurden sie romantisch. Goethe hatte es allerdings weniger nötig, darum ist er, wie stets in seinem Leben, auch hier der ruhiger Abwartende gewesen.

Das Naive und das Sentimentalische konnte sich seitdem besser im deutschen Geistesleben mischen als zuvor, es konnte häufiger in Einzelwesen in gleicher Stärke auftreten, es konnte zu einer neuen Harmonie und damit zu einer neuen Periode in der Dichtkunst führen, eine neue Weltbetrachtung einleiten. Der wirkliche Dichter ist nicht naiv oder sentimentalisch, er ist immer beides zugleich, sagt Hebbel. Kleist und Hebbel im innerlichsten Sinne, Wagner mehr nach außen hin sind die nächsten Erscheinungen eines Hinausgehens über Goethe und Schiller mit ihnen beiden. Es ist eigentümlich, Kleist gehört nicht in den engeren Kreis der alten Romantiker, Hebbel hat sie verneint, und doch wird durch sie das Romantische stärker betont als etwa durch Tieck. Romantisch ist eben ein Erkenntnisweg, und zwar ein empirischer, nicht aber eine Ausdrucksform, wofür es zuerst gehalten wurde. Der romantische Sinn findet im Ich die Elemente der Welt so dicht beieinander, daß er sie zugleich einzeln und in ihrem Zusammenwirken beobachten kann. Er verachtet den Weg der abstrakten Wissenschaften, der trennt, wo er vereinigen sollte und vereinigt, was nebeneinander unmöglich ist. Romantisch ist daher ein Dichter, niemals eine Dichtkunst, der Schaffende, nicht mehr sein Werk. Der Romantiker zerfasert seine Seelenregungen und sitzt mit teuflischer Lust darüber zu Gericht, er vivisiziert sich selbst, er umfaßt auch das Gegensätzliche, indem er sich gierig in die entgegengesetzte Empfindungswelt versetzt, um sich selbst von dort anzugreifen, auszulachen, zu vernichten. Dieses Toben und Wüten gegen sich selbst ist die Vorarbeit zu einem großen Drama. Das Drama selbst aber muß vor uns stehen wie ein gewaltiges Werk der Plastik, seine Linien erhaben, seine Flächen glatt und alle Wildheit des dichterischen Lebensprozesses aufgelöst zur Harmonie in der Lösung des Problems.

Es ist kein Zufall, daß die ersten Romantiker mehr Lorbeern in der Kritik und im Entdecken neuer wissenschaftlicher Disziplinen pflückten als im fertigen Kunstwerk. Die Schlegel und Tieck, Brentano und Arnim lebten zu sehr in der klassischen Zeit deutscher Dichtung, als daß ihre Umkehr und ihr Kampf gegen Goethe und Schiller in der Poesie viel mehr als äußerlich sein konnte. Im Grunde opferten sie alle der hergebrachten Winkelmannschen Anschauung von der Kunst als einem freien, Anmut und Würde atmenden Formenspiel. Und nur als Kritiker stellen sie ihr Willkürgesetz auch für die Kunst auf. Als Kritiker schufen sie Programmstücke wie den Blaubart, Romane wie die Lucinde. Die Sprache der Klassiker war ihnen zu sehr Ruhe und Gleichmaß, nicht wild und willkürlich genug. Auf den Werdeprozeß eines Werkes im Künstler legten sie ebenso wenig Wert wie die Ästhetiker ihrer Zeit. Sie revolutionierten die Form, wo es auf den Inhalt ankam. Auch hierin waren sie schon von Goethe und Schiller überholt.

Grabbe und Kleist trugen erst wieder die ganze Last der Sehergabe, die Last unüberbrückbarer Widersprüche in sich selbst in ihre Marke hinein. Sie brachen schließlich unter ihrem Schicksal, nach innen schauen zu können, zusammen. Hebbel wurde der erste Vollender. Keiner hat das Romantische so tief gedeutet und in jeder Erfahrung wieder so erlebt wie er, ohne es mit dem jetzt gebräuchlichen Namen zu bezeichnen. Er erinnert wiederholt an den Ausspruch Platos, nach dem der große Dichter zugleich Tragödien und Komödien schreiben sollte. In seinen Erzählungen finden wir oft beides zu einem Ganzen verwoben. Er erfaßt die Gegensätze in Goethe und Schiller sehr scharf, ja man möchte sagen, er erlebt sie in sich selbst. Die Einheit seines eigenen Genius setzt sich aus diesen Gegensätzen zusammen. Grüblerisch veranlagt, mit einem trotzigen selbstherrlichen Willen, lagen Sinne und Verstand fortwährend in ihm in einem erbitterten Kampf, trieben sich gegenseitig zu ihren höchsten Leistungen, die im Drama ihr Spiegelbild suchten.

Digitized by Google

Und hier erst wurde Anfang und Ende irgendwie verknüpft, nachdem für den Augenblick der Lebensbetrachtung der Faden abgeschnitten war. Er ging nicht mehr wie Schiller und Goethe von einem aus, der Idee oder der Wahrnehmung, sondern sie waren immer zugleich in ihm, weil sein Leben täglich ihre Wechselbeziehungen herausforderte. So stark war das eine wie das andere in seiner zerrissenen Seele. Nirgends wie bei Hebbel ist Weltanschauung und dichterisches Schaffen so unbedingt aus dem Ich geboren, und bleibt fortwährend mit seinem Erleben in so engem Zusammenhang, daß eine Aufhebung der Scheinheit zur Vielheit im Erleben wie in einem Kunstwerk sich überall vor unseren Augen vollzieht: die Verneinung des Subjekts durch das Subjektive. Diese Veräußerung und Darstellung des Subjektiven ist im höchsten Sinne romantisch. Sie erst kann sich mit Recht allen jeden Gegenwirkungen gegen das Individuum und die Macht der Tatsachen, der Wissenschaft, der Geschichte sträuben, weil es sie alle in sich selbst schon zuvor überwunden hat. Auf die Frage, inwiefern muß das Drama historisch sein? antwortet Hebbel: „Ich glaube, daß ein reines Phantasiegemälde, selbst ein Lebensgemälde, wenn nur der Geist des Lebens in ihm weht und es für unsre Nachwelt, die nicht wissen will, wie unsre Großväter sich in unsren Köpfen abgebildet haben, sondern wie wir selbst beschaffen waren, frisch erhält, sehr historisch sein kann." Eine solche souveräne Verachtung der Geschichte hat mit dem Dichter der „Herodes und Marianne", „Agnes Bernauer", „Demetrius" nur noch Shakespeare selbst gemein. Und beide haben in ihren Dramen außer der Geschichte ihrer Zeit noch für allezeit Postulate menschlichen Ichlebens aufgestellt; sie haben im höchsten Sinn romantische Naturen geschildert, weil sie sich selbst zum Modell nahmen. Der romantische Sinn wird sich über die Unendlichkeit seiner seelischen Erlebnisse klar, deren Ausstrahlungen niemand auffängt als das eigne Bewußtsein. Mit diesen Erlebnissen und ihren Spiegelbildern läßt sich ein besseres Weltgemälde aufführen, als die Geschichte zu geben vermag. Der historische Sinn wird damit nicht verneint; denn auch er kann sich in den eignen Erfahrungen kund tun. Es gibt überhaupt keine von den unendlich vielen Beziehungen, die sich zwischen dem Individuum und der Allgemeinheit abspielen, keinen ihrer Gegensätze und unaufgelösten Widersprüche, die sich nicht in dem Wechselverkehr von Ich und Ichbewußtsein deutlicher noch erkennen lassen könnten. Und nirgends tritt das Bedürfnis nach Vereinigung dieser Gegensätze zu einer höheren Harmonie so sehr wie im Kampf der Individuums um eine Weltanschauung zu Tage, jenem Kampf zwischen Erleben und Darstellen, Ich und Bewußtheit. Nur so wird diese Weltanschauung jene höhere Einheit zwischen Individuum und Allgemeinheit, die als Postulat hinter jedem großen Kunstwerk steht. Die Kunst setzt eine zuvor im Individuum schwer errungene Harmonie voraus. Die Wissenschaft, weil sie zerlegt, erklärt und einteilt, ist in ihrem innersten Wesen dualistisch und darum jedem Verstande zugänglich. Die Kunst aber ist eine fertige Weltanschauung, so unsinnig das klingt, sie ist der Tod im Leben, kann nur von ganzen Menschen, von Einheiten geschaffen und gehandhabt werden, sie dient dem Tode, während die Wissenschaft dem Leben dient, dem Werdenden. Der Künstler schafft unsre einzig mögliche Bewußtheit vom Tode.

Das Romantische, das schon früher einmal als Mystik mit der derzeitigen Wissenschaft in enger Berührung stand, schließt eine Tatsachenwissenschaft nicht aus, sondern überwindet sie, indem sie die Tatsachen der Wissenschaft wichtiger Lebensprozesse darstellt. Der romantische Sinn birgt somit den wissenschaftlichen Sinn in sich, wenn wir ihn erst richtig bewerten lernen. Das lebende Ich spiegelt sich im Bewußtsein, wir sehen dem Schlage unsres eigenen Herzens zu, und es hört darum nicht auf zu schlagen. Das heißt, wir überwinden (töten) das einfache Bewußtsein durch das höhere. Wir machen alle Querschnitte durch unser Herz, die ein Chirurg nur an der Leiche ausführen kann. Wir sitzen an der Quelle des Lebens und überschauen den Weg, den wir gekommen sind, und den wir gehen müssen. Dann erst und so oft das im Einzelnen geschieht hat das Romantische das Klassische überwunden.

Zwei Gedichte.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäbisch-Gmünd).

Menschentage.

1.

Das war ein Tag
Rein zum Entlaufen!
Und sollt mir neues Schuhwerk kaufen.

Und sollt, mein Weib
Wills, zum Barbiere,
Auf daß er mir den Bart dressiere,

Und sollt, die Pflicht
Heischts, aufrecht stehen
Und Haus und Kind mit Brot versehen:

Und gilt die Welt und alles Leben
Mir nicht mehr als ein alter Fetzen,
Der nur noch Narren kann ergötzen.

Im nahen See ist kühl das Wasser
Und tief, und weiße Nebel rauchen.
Werd nie mehr neues Schuhwerk brauchen.

2.

Das war ein Kampf um Herz und Hüllen,
Wie nie ein' Seel' ihn hat erlitten.

Doch hielt ich Trutz und steh erstarkt
Am Brunnen mitten auf dem Markt.

Und hör ihn so vergnüglich brummen,
Als wäre gar nichts vorgekommen.

Und wenn ich auch seit vielen Jahren
Hab Gleiches hundertmal erfahren:

So sprech ich doch schon übermorgen
Von niegewesnen schwarzen Sorgen.

Digitized by Google

Lumpenliedchen.

Es war ein Herr von Nierenstein,
Zwiebel, zwabel, zwum,

Lebt nur von Senf und Branntenwein,
Zwiebel, zwabel, zwum,

Und sagt': Ich könnt ein Kaiser sein,
Fehlt nur die Kron und Fränselein,
Zwiebel, zwabel, zwum.

Er ging im Rausch bei Vollmondschein,
Zwiebel, zwabel, zwum,

Mit ausgesetztem Hut zum Rain,
Zwiebel, zwabel, zwum,

Und sagt' noch, eh er hier schlief ein:
Wohl neunundneunzig Edelstein
Tun funkeln an der Krone mein,
Zwiebel, zwabel, zwum.

Die Nußbaumtorte.

Eine Groteske von **Paul Scheerbart** (Berlin).

Auf der Pyramide des Cekrops, die in der Nähe der alten Sphinx zum Himmel aufragt, flüsterten die Gespenster; sieben durchsichtige Totengräber legten eine Mumie auf die zehnte Stufe der Pyramide vorsichtig hin.

Der Mond glänzte.

Und die sieben Totengräber steckten flüsternd sieben Streichhölzchen an und weckten die alte Mumie.

Nach dieser geheimnisvollen Tat verschwanden die sieben Totengräber -- wie Zigarrendampf verschwindet, wenn ein großer Wind kommt.

Und die Mumie, ein alter ägyptischer Priester, erhob sich und kletterte behende auf die Spitze der Pyramide, allwo ein europäischer Baumeister mit untergeschlagenen Beinen wie ein alter Pascha dasaß.

Die Herren begrüßten sich mit verschiedenen Verbeugungen — aber ohne Worte.

Vor dem Baumeister stand ein hohe Nußbaumtorte — ein Meisterwerk der höhern Konditorkunst -- gearbeitet nach einem alten arabischen Rezept, das zur Zeit des Kalifen Motawakkil berechtigtes Aufsehen hervorrief.

Der Priester nahm auf der andern Seite der Nußbaumtorte dem Baumeister gegenüber Platz, holte sein heiliges Steinmesser aus der Gürteltasche — und langte zu.

Die Herren aßen zusammen wie alte Bekannte.

Der Mond glänzte.

Und der Priester sprach, während er ein großes Tortenstück kunstgerecht zerschnitt:

„Mit dem ganzen Leben ist nicht viel los — darauf kannst Du Dich verlassen. Ich weiß das ganz genau, denn ich kenne die Erde bereits seit fünftausend Jahren. Heute feire ich wieder mal meinen Geburtstag. Ich sage Dir: Alles ist einfach miserabel. Als Geist hat man auch nichts von seinem Leben. Ich freue mich, Dich hier angetroffen zu haben — aber ich freue mich nur, weil ich jetzt wieder mal die beste Gelegenheit habe, einen Menschen von der absoluten Lächerlichkeit des Daseins überzeugen zu können. Nun rede Du, sonst komme ich zu kurz bei der Torte."

Der Baumeister blickte hinab in den Mondenschein, der auch die Wüste Sahara ganz hell machte, und sagte nach einer Weile:

„Meine liebe Mumie! Wenn Du noch ein Wesen bist, das menschliche Philosophie im Leibe hat, so wird es Dir nicht gelingen, mich von der Lächerlichkeit des Daseins zu überzeugen."

„Köstlich!" rief die Mumie, „warum denn nicht?"

„Weil Dir," versetzte der Baumeister, „klar sein muß, daß Du weder die Welt noch das Leben — weder das kosmische Dasein noch das menschlich-irdische Dasein -- durchschauen kannst. Und weil sich ein anständiger Mensch, der Philosophie im Leibe hat, nicht ein Urteil über Dinge bildet, die er nicht durchschauen kann."

Nun wurde die Mumie mächtig wütend und schrie laut in den afrikanischen Mondenschein hinein:

„Mensch aus Europa! Was erlaubst Du Dir? Ich bin ein alter Priester aus dem alten Ägypten! Nenne mich hinfort nicht mehr Mumie, sondern wie sichs gebührt. Ich habe fünf Jahrtausende durchlebt — und den größern Teil dieser Zeit als Geist durchlebt. Da werde ich die Welt und das Leben doch wohl kennen gelernt haben."

„Mit nichten," erwiderte gelassen der Baumeister, „und wenn Du fünf Millionen Jahre durchlebt hättest, Du wärest ebenfalls noch nicht so weit, um Welt und Leben ganz durchschauen zu können. Warst Du vielleicht vor zwei Jahrtausenden im nahen Alexandria?"

„Selbstverständlich!" brüllte der Priester.

„Da hast Du wohl auch," fuhr der andre fort, „die Skeptiker kennen gelernt, die da auseinandersetzten, daß wir nur Sinnbilder der Welt — diese selbst aber nicht zu erkennen vermögen."

„Ach, darauf willst Du hinaus!" rief nun wieder lachend die Mumie, „wenn Du mit so alten philosophischen Scharteken ankommst, so wirst Du mich nicht aus dem Text bringen. Wenn wir garnicht raus können aus unsern Sinnbildern, wie's die Skeptiker behaupten, so ist ja dieses famose Sinnbilderdasein erst recht ein Jammerdasein -- dann können wir doch erst recht kein Loblied auf unser irdisches Gefängnis singen. Diese schwarze Käseglocke, unter der wir hier sitzen, verdient es eben nicht, daß wir sie Himmel nennen, nicht wahr? Durch die paar hellen Löcher, die Ihr da oben Sterne nennt, kommt nicht allzu viel Licht in unser Dasein hinein, nicht wahr? Ja — ja — es ist kein erhebendes Gefühl, in dieser leeren Käseglocke wie eine Made dazusitzen und nicht weiter zu können · eingeklemmt von den inhaltlosen Bildern unsrer Sinne. Nun rede Du, sonst komme ich zu kurz bei der Torte."

Digitized by Google

Und der alte Priester aß wieder wie ein Scheunendrescher und versuchte mehrmals zu lächeln, was ihm aber bei dem permanenten Gekaue nicht gelang.

Der Baumeister klatschte während dem mehrere Male mit der flachen Rechten auf die eine Pyramidenseite wie auf einen Pferdeschenkel, daß es lustig durch den Mondschein schallte, und sprach dann, nachdem er noch ein gutes Stück von seiner Torte gegessen hatte, folgendermaßen:

„Vieledler Priester aus dem alten Ägypten! Deine Phantasie ist sehr madig — ich danke! Aber — um in Deinem ägyptischen Bilde vom Himmel zu bleiben, frage ich Dich: warum sollen wir denn nicht durch die hellen Löcher da oben durch können? Mit unsern Augen können wir doch die Löcher durchblicken und andre Welten sehen. Genügt das denn nicht? Haben wir denn nicht ein paar Augen im Kopf, die überall durchdringen können — und überall Alles sehen können? Und trotz unsrer herrlichen Augen nennst Du unsre Welt ein Gefängnis? Edler Priester, es steckt, wie ich gleich geahnt habe, so schrecklich wenig Philosophie in Deiner trübsinnigen Weltanschauung. Ich kriege beinahe die Schimpfsucht. Donnerwetter! Mit unsern herrlich leuchtenden Augen kommen wir eben aus unsrer dunklen Weltglocke raus — in Millionen andre Welträume hinein — in denen alles anders ist — so wie wirs gerade wollen — voll lachender Herrlichkeit und allmächtiger Grandiosität. Unsre Augen haben einen Weltenwert. Unser Sinnbilderdasein können wir so reich machen, daß uns die ganze Unendlichkeit dagegen klein erscheinen kann. Wir können doch mit unsern Augen, auch wenn sie blind geworden sind, zu allen Zeiten alles sehen, was wir wollen. Genügt das denn immer noch nicht? Ein Dasein, in dem wir schlechterdings alles haben, was von unsrer Natur empfangen und gehalten werden kann — ein solches Dasein sollen wir miserabel nennen? Ein herrlicheres Dasein können wir uns ja garnicht denken — das gibts ja garnicht."

Der Baumeister war ganz außer Atem gekommen. Eulen flogen fauchend an der Pyramide vorüber. Die Mumie hörte für ein paar Augenblicke mit ihrem Kauen auf und sagte hüstelnd:

„Rotbackige Begeisterungsweisheit! Jünglingspoesie! Deinen Reden fehlt ja das Rückgrat; Dein Augenamüsement bleibt doch nur eine simple Sinnenlust. Wenn Du mit der Sinnenlust allein zufrieden bist, so weiß man ja, was man von Dir zu halten hat. Na, bei genügsamen einfachen Gemütsmenschen wirst Du großen Anklang finden — bei denen kannst Du Triumphe feiern!"

Der alte Priester aß jetzt langsam weiter und besah den Rest der Nußbaumtorte mit größtem Eifer, als wenn er ihr Rezept — ihre Seele — entdecken wollte.

Da sagte der Baumeister, alle zehn Finger krallenartig erhebend:

„Ich übersehe das Witzige in Deiner Randglosse, denn es war nicht sachlich und nicht korrekt, aber ich verstehe wohl, daß Du von den menschlichen Sinnen nicht viel halten magst — Du hast ja eingeschrumpfte Sinne — eine eingeschrumpfte Nase, eingeschrumpfte Augen und Ohren — entschuldige, daß ich das nicht gleich bemerkte. Aber mit Deinen eingeschrumpften Sinnen darfst Du Dich nicht hier als Weltweiser aufspielen — das schickt sich nicht für einen Geist, der Philosophie im Leibe zu haben glaubt."

Der Baumeister reinigte sein silbernes Kuchenmesser, während der alte Priester aus dem Ägypterlande den ganzen Rest der Nußbaumtorte mit beiden Händen ergriff und ganz ungeniert hineinbiß wie ein wildes Tier.

„Aus einer Ärgerstimmung", fuhr der Herr aus Europa fort, während er sein Kuchenmesser in seinen Überzieher steckte, „macht man keine Weltanschauung. Es ist doch lächerlich, wenn man eine gelegentliche durch Verdauungsstörung oder sonstwie hervorgerufene Weltverachtung in Permanenz erklären möchte. Man kann ja nicht einmal eine gelegentliche Weltverulkung in Permanenz erklären."

„Man kann auch", entgegnete die Mumie, „eine gelegentliche Weltverhimmelung nicht in Permanenz erklären — das ist ebenfalls lächerlich."

„Aber nicht so dumm wie Deine Trübsinnsphilosophie!" gab der Baumeister zurück.

Die Mumie schluckte den letzten Happen von der Torte runter und fragte höhnisch:

„Was sagst Du nun?"

Der Baumeister klatschte wieder mit der Rechten auf seine Pyramide und blickte hinüber zur großen Sphinx, die im Mondenschein leuchtete wie ein Gespenst.

Und der Herr aus Europa verglich stillschweigend die alte Sphinx mit der alten Mumie, die vor ihm saß, sodaß es dieser unangenehm auffiel.

„Sage mir doch", sprach nun langsam der alte Priester, „warum wir Deine lächerliche Nußbaumtorte aufgegessen haben. Sag mir das, und ich gehe. Sags mir doch! Du bist ja so furchtbar schlau."

„Das kann ich", versetzte da der Baumeister, „erst dann Dir sagen, wenn Du mir gesagt hast, warum Du keine weißen Manschetten trägst."

Da schnürte sich die Mumie fester ihre Wickelbänder um — erhob sich — schrie laut: Pfui Deiwel! — und stürzte sich rücklings die Pyramide runter.

Auf jeder Stufe schlug der Mumienkörper kräftig auf — was sich so anhörte, als würde ein alter Sack ausgeklopft — ein Lumpensack!

Viel Staub kam aus dem Sacke raus; der Staub war sehr alt.

Der heilige Nil glitzerte wie der Gürtel einer alten ägyptischen Prinzessin — so viel Mondenschein kam von oben herunter.

Der Mond umglänzte auch die Pyramide des Cekrops von allen Seiten; denn das himmlische Licht stand nun oben grad über der Spitze der Pyramide, in der Cekrops — oder ein andrer Pharao — seinen langen Schlaf schlief.

Eulen flogen wieder fauchend an der Pyramide vorüber.

Digitized by Google

Ex oriente lux . . .

(Persischer Verfassungsmarsch. Frei nach Liliencron.)

Klingling, bumbum und tschingdada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Es dröhnt: Seht an den Mann des Lichts,
Wenns finster bleibt, so schad't es nichts —
Voran der Emir Bah'dur.

Brumbrumm, der große Mohammed
Hat stets das Parlament verschmäht.
Drum säbelt, Sabuls krumm und schlank,
Ein paar Kartätschenschüßchen mang — —!
Und dann der Herre Schah-Schah.

Der Schah-il-Schah in stolzer Lust,
Das Wanzenfläschchen auf der Brust,
Die Saphirschärpe schnürt den Balg,
Im Magen wälzt er Hammeltalg —
Und dann die Herrn Hitschm'zaulis.

Die Hitschmezaulis ockerbraun
Verstehn sich aufs Zusammenhaun —:
„Verfassung" naht! — Den Säbel los!
Die schlagen wir in Klump! — famos —!
Und dann die ganzen Parsen.

Der Parse krächzt und kracht und tobt,
Wobei er fleißig Allah lobt —
Der Schah indes wird friedlich sehr,
Er nimmt sein liebes Fläschchen her
Und sucht die kleinen Tierchen.

Terentius.

Pariser Schwänke.

Ein Saison-Epilog.

I.

Im hochmondänen „Femina-Saal", den der reichste Pariser Zeitschriftenverleger Pierre Lafitte im vornehmsten Teile des Champs-Elyseesviertels vor ein paar Jahren erbauen ließ, ist das Stammpublikum der Generalproben versammelt. Es ist vielleicht nicht ganz die typische Pariser Premierenligerschar; viele Journalisten, Autoren, Schauspieler vermißt man. Dafür aber sind die Freunde und Freundinnen des Autors, Tristan Bernard, vollzählig erschienen, und die Hauptvertreter der Presse fehlen nicht. Wir sind dafür ja auch nicht in irgend einem Boulevardtheater, sondern im Femina-Salon. Um 2 Uhr soll die Matinee beginnen. Man weiß in Paris niemals recht, wann eine Theatervorstellung anfängt, und ich habe immer das Gefühl, sie fängt überhaupt nicht an, so wenig wie man bei einer mondänen Soiree wissen soll, wann die ersten pünktlichen Gäste erschienen sind. . . . Aber ist's denn nicht heute ein besondres Ereignis? Ist's denn nicht das allererste Mal, daß Tristian Bernard als Conferencier vor seine Freundinnen und Freunde tritt, um ihnen über den alten römischen Schwankdichter Plautus und seine „Menächmen" etwas zu plaudern? Was tut dies zur Sache? Man echauffiert sich nicht in Paris. Man ist eingeladen, einer Matinee im Femina-Saale beizuwohnen — — voilà tout! . . . Dann ertönt plötzlich ganz fern ein diskretes Glockenzeichen. Nun kommen erst die eigentlichen Freunde des Autors in den Saal, begrüßen einander, es wird dunkel, der Vorhang der schmalen Bühne hebt sich, man sieht eine Salondekoration und vorn dicht an der Rampe einen schmalen Tisch . . dann naht mit stämmigen Schritten der Autor. Ist das wirklich ein Autor, ein Berühmter, ein Dichter, dieser behäbige, untersetzte Mann mit dem runden Gesicht und dem ungepflegten Vollbart? Ein Pariser Autor, dieser kernige Mensch, der ungeniert, wahrhaftig ohne Debütantenangst, vor dem kleinen Tisch Platz nimmt und nun seine Freunde begrüßt? Wie seine gemütliche Redeweise erwärmte, trotz oder besser vielleicht wegen des Sprachfehlers, der sich sogleich bei den ersten Worten bemerkbar macht! Wie dieses kichernde, fröhliche, lachende Wispern des eleganten Publikums von den mit hocharistokratischen Porträts bedeckten, stoffbespannten, grünlichen Wänden des schwülen, üppigen Saales abzuprallen scheint? . . . Plötzlich begriffen wir blitzartig, was „gauloiserie" bedeutet, nicht bloß „derber Spaß", wie die Lexika es nüchtern wörtlich übersetzen mögen, sondern HinwegläcHeIn über des Lebens Ernst! . . . Was Tristan Bernard da von dem alten römischen Spötter und seinen „Menächmen", was er in seiner eigenen freien Bearbeitung erzählte, dies erschien fast nebensächlich. Man griff nur gierig jeden der überreich eingeflochtenen Wortwitze auf und lachte, lachte, lachte! . . . Man war ja gekommen zu lachen, warum also ernsthaft über die Unterschiede zwischen Plautus „Menächmen" und Tristan Bernards „Jumeau de Brighton" nachdenken? Und doch geziemt es sich für uns ernsthaft lachende Deutsche, uns diesen Schwank etwas näher anzuschauen. Des alten Plautus „Menächmen" war ein von Laßivität triefender, brüllend derber Spaß; des modernen Parisers Bernards Schwank ist, alles in allem, doch nicht viel mehr als ein Durchschnitts-Vaudeville, mit ein paar echt Tristan Bernardschen Esprit-Schlaglichtern durchblitzt. Aus dem antiken Prologus hat Bernard einen ziemlichen überflüssigen Expositionsakt gemacht. Wir erfahren da, daß Herr Beaugerard in Brigthon Vater von Zwillingen ist, daß er aber gezwungen ist, diese Tatsache seinem reichen Onkel aus Amerika zu verheimlichen, weil dieser sein Vermögen nur ungeteilt vererbt wissen will. Beaugerard entschließt sich daher schleunigst, einen der Zwillinge seinem Freunde Roberdet aus Havre anzuvertrauen. Daraus ergibt sich nun die übliche Verwechslungskomödie, die ja wohl von Tristan Bernard mit der echten Pariser Autorenroutine aus dem Ärmel geschüttelt ist, die jedoch leider sowohl der Spannung in der Komik — denn auch im Komischen darf das erregende Spannungselement nie ausgeschaltet sein! — wie der rechten Steigerung im Aufbau entbehrt. Beaugerard in Havre ist nicht eben glücklich verheiratet und tröstet sich bei der hübschen Abenteuerin Nancy de Nancy, mit der natürlich auch sein ihm täuschend ähnlich sehender Zwillingsbruder, Beaugerard aus Brigthon, ein Techtelmechtel anknüpft. Für die Heiterkeit des Publikums sorgt jedoch diese Zwillingskomödie nur recht mangelhaft, und es müssen allerlei Episodenfiguren, darunter der angeblich unverändert aus der Plautusschen Originalfassung übernommene, stets betrunkene Koch der schönen Nancy die Lachmuskeln reizen. Da zudem die Zwillinge von zwei Schauspielern des Antoinetheaters gespielt wurden, die sonst tragische Charaktere zu verkörpern haben und unwillkürlich ihre Rollen allzu charakteristisch spielten, so kam kein echter Schwankerfolg, doch auch keine rechte literarische Teilnahme, sondern nur ein Pariser Autorenerfolg zustande. Mein Gott! Warum denn aber so ernsthaft darüber nachgrübeln? Gelacht haben wir ja doch auch. Freilich während des zweiten Aktes von Georges Feydeaus neuem Vaudeville „Occupe-tor d'Amélie!" im „Nouveautés" ward unserm Zwerchfell doch noch etwas ärger mitgespielt. Wie da dieser Marcel Courbois, dem sein zu einer Waffenübung einberufener Freund Etienne seine Geliebte Amélie anvertraut hat, plötzlich erkennt, daß er Etienne schmählich hintergangen hat, wie er, nach der eben erst verflossenen Liebesnacht mit Amélie, von seiner eigenen Geliebten Irène, überrascht und mit glühenden Küssen zu verliebten Tätlichkeiten verlockt wird, während Amélie unterm Bett Rachepläne schmiedet, wie dann gerade in dem Augenblick, da Marcel zur Liebesattacke gegen seine Geliebte, Irène, vorgehen will, Amélie als „Gespenst" einen erschütternd komischen Geistertanz aufführt — — dies wirkt doch un-

Digitized by Google

widerstehlich heiter aufreizend. Besonders in der Aufführung an diesem lachtränendurchtränkten Nouveautés-Theater, der Ruhmesstätte der übermütigen Cassive, der Schöpferin der fast schon unsterblichen „Dame von Maxim." Neben mir saßen vier biedere Provinzialen, darunter einer mit purpurrotem Kopf, zu dem die hinter den Brillengläsern munter hervorblinzelnden Äuglein ganz prächtig paßten. Es war direkt wohltuend, diesen Mann zu beobachten. „Lacht doch bloß tüchtig, Kinder! Seht doch nur wie komisch, hahahahahaaa!" . . . So schien er fortwährend vor sich hinzusummen. So lachte er auch noch während des Schlußaktes, während dessen ich unverbesserlicher Kritiker-Griesgram doch das Gefühl des Peinlichen nicht ganz unterdrücken konnte. Als nämlich Etienne nach seiner Rückkehr von der Militärübung erfährt, daß sein Freund ihn schmählich betrogen hat, nimmt er eine Rache, die sich von dem Wege des Schwankstiles doch allzuweit entfernt. Darauf pochend, daß Marcel von seinem Vormund van Putzebum ein Legat von einer Million am Tage seiner Heirat zur erwarten hat, überredet Etienne seinen Freund, mit Amélie eine Scheinehe einzugehen. Wir wohnen nun dieser Ceremonie in einer Pariser Mairie bei. Recht platte Mittelchen muß Feydeau aufwenden, um über diese eben doch nicht natürlich-komische Situation hinwegzutäuschen. Die „Brautjungfer", ein — — sechsjähriges Portierkind, verspürt gerade im feierlichsten Moment ein menschliches Rühren, der „Maire" hat auf der Stirn eine riesige Warze, die sich als künstlich erweist („komisch," nicht wahr?) usw. usw. Und im letzten Bilde erfährt dann Marcel von Etienne, daß er zur Strafe für seine Untreue mit Amélie wirklich verheiratet ist! Nun muß das oft erprobte, allerplumpeste Schwankmittelchen, der Revolver helfen, die Situation zu retten. Mit vorgehaltener Pistole zwingt Marcel seinen Freund Etienne, sich bis auf die Unterhosen zu entkleiden und sich von einem Polizeikommissar mit Amélie „in flagranti" ertappen zu lassen, auf daß er, Marcel, Grund zur Scheidung von Amélie hat, mit der sich dann Etienne wieder allein beschäftigen muß. . . . Aber was tut's? Wir haben ja doch gelacht über die Tollheiten der ersten Bilder, und unsre scheue Ehrfurcht vor dem Lachkitzelgenie Feydeaus wurzelt ja doch viel zu tief, um ihm die etwas erzwungene Lösung der Handlung seines neuen Opus übel nehmen zu können.

Arthur Neisser (Paris).

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Anton Schott: Gottestal. Preisgekrönter Roman. Buchschmuck von Philipp Schumacher. 2. Aufl. Verlag von J. P. Bachem (Köln). Preis geh. Mk. 5.

Paul Langenscheidt: Arme kleine Eva. Roman. 12.—16. Tausend. Verlag von Dr. P. Langenscheidt (Groß-Lichterfelde). Preis geh. Mk. 3.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

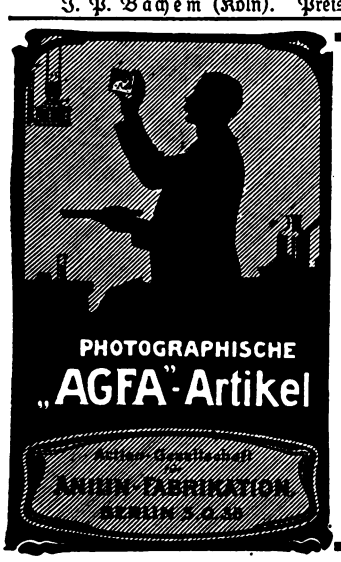
Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Genußmittel — Genußgifte? Unter diesem Titel hat der Arzt Dr. med. W. Röttger in Berlin eine mit einem Vorwort von Geh. Med.-Rat A. Eulenburg gezierte Schrift veröffentlicht, in der die Antworten verarbeitet sind, welche zahlreiche Ärzte des In- und Auslandes auf die Frage nach der Schädlichkeit des Kaffee- und Teegenusses gegeben haben. Die große Mehrzahl dieser Antworten läßt sich in dem Satze zusammenfassen, daß Tee und Kaffee — ersterer weniger, letzterer aber ganz besonders — in stärkerem Aufguß unbedingt auch gesunden Organismen schädlich sind; selbst in schwächerem Aufguß schaden sie Kindern, Blutarmen, Nervösen und Herzkranken und tragen, wenn sie, wie bei der ärmeren Bevölkerung, in großen Mengen über den ganzen Tag verteilt, wenn auch nur dünn getrunken werden, dazu bei, eine Unterernährung des Organismus zu begünstigen.

Solche Reizmittel zu bekämpfen — so schließt der Verfasser — ist durchaus notwendig in einer Zeit, in der alle Kräfte des Körpers und Geistes jedes Einzelnen in dem gemeinsamen Wettbewerb der Kulturvölker untereinander und in dem langsam näherrückenden Kampfe gegen ungeschwächte Naturvölker gebraucht werden müssen und können.

Der Verfasser läßt auch die zahllosen Ersatzgetränke für Kaffee — ihm sind allein 420 geschützte Warenzeichen für Kaffeesurrogate bekannt geworden — Revue passieren und kommt dabei zu einem recht unbefriedigenden Ergebnisse. Der Gedanke, die Kaffeebohne von dem jene Gesundheitsstörungen hervorrufenden Giftstoffe, dem Coffe'in, zu befreien, also wohlschmeckenden, coffe'infreien Kaffee herzustellen, war zurzeit der Veröffentlichung der Röttgerschen Schrift (im Jahre 1906) noch nicht verwirklicht. Ganz neuerdings wird nun von einer Bremer Gesellschaft eine Erfindung ausgebeutet, die nichts geringeres beansprucht, als einen Bohnenkaffee herzustellen, dem nur der Giftstoff, das Coffe'in, entzogen ist, während ihm alle wertvollen Eigenschaften der Kaffeebohne, insbesondere diejenigen Stoffe, welche das geschätzte Aroma des Kaffeegetränkes bilden, erhalten geblieben sind. Leistet diese Erfindung wirklich das, was man sich von ihr verspricht — und alle Anzeichen sprechen dafür, daß dies der Fall ist, — so wäre mit einem Schlage die gerade neuerdings so lebhaft diskutierte Frage nach dem Grade der Schädlichkeit des Kaffeegenusses gegenstandslos geworden, und selbst die Herzkranken, Nervösen und Blutarmen würden sich wieder dem beliebten Getränke zuwenden können.

Dr. Richard Kissling.



„Agfa"-Spezialitäten:

- Tonfixiersalz
- Fixiersalz
- Schnellfixiersalz
- Blitzlicht
- Negativlack
- Verstärker
- Abschwächer

Näheres im 16seitigen „Agfa"-Prospekt.

Gratis
durch die Photohändler.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton**, von 78 M. an.
Illustr. Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**

Prospekte auch über den **neuen**

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen Idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garage.**

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad — Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee

Schweiz — Prospekt frei

Gicht

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen. Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen. Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

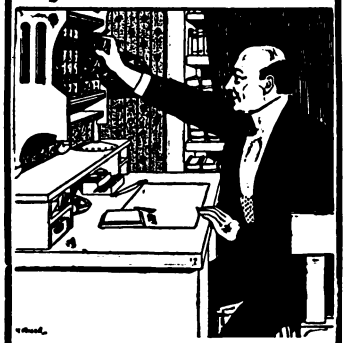
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Bad Reinerz Grafschaft Glatz, Mittelschlesien, Bahnstation

568 m, waldreicher klimatischer Höhen- und Luftkurort, kohlensaure alkalische Eisenquellen, modernes Heilverfahren, Bäder aller Art, Inhalationen, Kaltwasser-, Milch- und Molkenkuren. Heilkräftig bei Erkrankungen der Nerven, des Herzens, der Atmungs-, Verdauungs-, Harn- und Unterleibs-Organe, bei Asthma, Gicht, Rheumatismus. Prachtvolle Berglandschaften, herrliche Anlagen und Promenaden. — Elegantes Badeleben. — Brunnenversand durch Apotheke. Bücher frei durch sämtliche Rudolf Mosse u. die Badeverwaltung. Besuch 10600 Personen. Saison Mai—Okt.

Herders Konversations-Lexikon



Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen. — Kataloge gratis und franko.

„ALTVATER"

Gessler's echter Altvater-Liqueur.

Alleinige Fabrikation Siegfried Gessler, Jägerndorf. kais. u. kgl. Hoflieferant.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verlagsbuchhandlung, Berlin W 15, Kurfürstendamm. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Nr. 29. Berlin, den 18. Juli 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Das Erbe Voltaires. III. Von Nestor. — Der falsche Friedenspreis der Nobelstiftung. III (Schluß). Von Karl Bleibtreu (Zürich). — Gottfried Keller als Erzieher. (Zum 19. Juli.) Von Dr. Otto Stoessl (Wien). — Reclam. (Aus Anlaß des Erscheinens der fünftausendsten Nummer der Universal-Bibliothek). Von Ignaz Jeżower (Berlin). — Künstlers Kampf und Sieg. Eine Phantasie. Aus dem Nachlaß von Gottfried Kinkel. — Der Schuft. Ein Bericht von Knud Hjortö (Skelskör). — Pariser Schwänke. II (Schluß). Von Arthur Neisser (Paris). — Der Minnesänger. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Das Erbe Voltaires.

Von Nestor.

III.

Was wäre nun zu tun, um die Menschen, namentlich die große Masse, vom Konfessionalismus zu befreien?

Das könnte auf die Weise gelingen, daß sich — vorläufig in Deutschland und Österreich — eine Liga organisiert, die sich die systematische Verbreitung aufklärender, volksmäßig geschriebener Traktate und kleiner Zeitungen zur Aufgabe macht. Eine sehr wohlfeile Anti-Literatur würde an alle Volksbibliotheken, an möglichst viele Familien und vor allem an alle Schüler der Mittelschulen zu verteilen sein. Diese Volksliteratur hätte Geschichte der Religionen, Kirchen- und Kulturgeschichte zu umfassen. Und da es sich hier darum handelt, das lebhafte Interesse der Leser wach zu erhalten, so wären einige der betreffenden Schriften Voltaires als köstliche, belehrende und geradezu unersetzliche Stücke dieser Volksliteratur unbedingt, so wie sie uns eben vorliegen, zu benützen. Die Fortschritte in Bibelforschung, Geschichte und Psychologie der Religionen und Kulturgeschichte können als Ergänzungen diesen Voltaireschen Schriften ganz gut als Zusätze beigegeben werden.

Auf diese Weise wären zum Zwecke der (in der Hauptsache) richtigen Auffassuug der Bibel und der Kirchengeschichte kleine Hefte zu verbreiten, — die nahezu umsonst zu haben sein müßten — in welche namentlich folgende Voltairesche Aufsätze (in Übersetzungen) aufzunehmen wären: Examen important de Milord Bolingbroke, Questions de Zapata, Sermon des Cinquante, Diner du compte de Boulainvilliers, Histoire de l'établissement du Christianisme usw.

Von Hoensbroechs beiden Werken über das Papsttum wäre eine noch weit wohlfeilere Volksausgabe als die jetzige zu veranstalten. Namentlich unter die Schüler der Mittelschulen, die jüngeren Hörer der Universitäten und die Kleinbürger wäre ferner eine Übersetzung des Voltaireschen Essai sur les moeurs et l'esprit des nations zu verbreiten, ebenfalls mit einem Anhang versehen, der die seitherigen neuen Resultate der Geschichtsforschung übersichtlich vorführt.

Sehr nützlich wäre für jene Länder, in deren Schulen Religionsunterricht erteilt wird, die Abfassung von knapp gehaltenen Schriften, die als Erläuterungen gegen die konfessionellen Lehrbücher zu dienen hätten, und allen Schülern, d. h. ihren Eltern, nahezu gratis zur Verfügung zu stellen wären; diese Gegen-Bücher wären genau parallel zu den Kapiteln in den vorgeschriebenen Schulbüchern in Kapitel einzuteilen, die dieselben Themen in aufklärender Weise zu behandeln hätten, sodaß der Schüler immer Behauptung und Kritik dieser Behauptung beisammen hätte. Und da es bisher hauptsächlich an Aufklärung der ländlichen Bevölkerung fehlt, so wäre eine geeignete Propaganda in diesen Kreisen zu allererst ins Leben zu rufen. Sie hätte damit zu beginnen, daß größere Gruppen von aufgeklärten Männern, namentlich Städtern, Missions-Ausflüge in die kleinen Städte und Dörfer unternehmen, wobei bald dieses, bald jenes Thema aus dem Gebiete der Religion vorgetragen werden müßte. Wenn die Zahl der Ausflügler bei solchen Missionen passend, d. h. groß genug gewählt wird, so haben sie von den ohne Zweifel gegen sie aufgehetzten Bauern und Knechten nichts zu fürchten. Anfangs werden solche Missionen allein bleiben, später werden jedoch einige Gescheitere und Neugierige unter der Landbevölkerung kommen, und mit der Zeit wird die beabsichtigte Wirkung, wenigstens bis zum Stadium des Zweifelns hin, gewiß erreicht werden. Jene Kultur-Liga, wie man sie nennen könnte, bestünde aus einem Ausschusse für die allgemeine Leitung, einem für Ausarbeitung der Volksschriften, einem für die Pläne der lokalen Agitation und einem für Herbeischaffung der notwendigen Geldmittel. Ein eigner Fonds wäre zu dem Zwecke zu gründen, um jene freisinnigen Geistlichen und Theologen — eventuell

Digitized by Google

für ihr ganzes Leben — anständig zu unterstützen, die Gefahr laufen, von den Orthodoxen oder der kirchlichen Hierarchie wirtschaftlich ruiniert zu werden.

Daß alles Mögliche getan werden muß, um alles, was mit Konfessionalismus zusammenhängt, aus den Schulen zu beseitigen, ist nicht nur selbstverständlich, sondern wird auch schon seit ungefähr zwei Dezennien mit mehr oder weniger Erfolg angestrebt. Man kann es mit großer Freude konstatieren, daß — wie Dr. Rudolph Penzig in den „Dokumenten des Fortschritts" mitteilt — schon seit 1882 in Frankreich, beinahe ebenso lange in Italien und Holland, Religionsunterricht aus den staatlichen Schulen verbannt ist; die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben konfessionslose Schulen; in England und in fast allen englischen Kolonien wird kein Religionsunterricht von Staats wegen erteilt, von Japan und China ganz zu schweigen, wo seit jeher ein ethischer Unterricht den religiösen vertritt.

In Deutschland und Österreich-Ungarn wird es bekanntlich in dieser Beziehung täglich schlimmer, und es ist daher in diesen Ländern, wie überhaupt überall, wo Konfessionalismus in die Schule eindringt, um so notwendiger, in die Familien, in die Volksbibliotheken und namentlich direkt unter die Studierenden und jungen Leute die oben charakterisierte aufklärende Literatur zu bringen. — – –

Wenn man den Ausdruck „aufklärende" Literatur gebraucht, so kann das wohl leicht zum Mißverständnis führen, als ob ihre Wirkung bloß in einer Stärkung des Intellekts bestände. Aber weit mehr als das: eine solche Literatur fördert, auf indirektem Wege, die allgemeine Gesittung.

Und bei dieser Gelegenheit muß auf eine fehlerhafte Art aufmerksam gemacht werden, in der selbst der größte Teil der Freidenkenden die Frage des Ausschlusses alles Religiösen aus den Schulen behandelt. Sie sagen: Religion gehöre in die Familie, in das Haus und nicht in die Schule, oder: Religion sei Privatsache, oder: durch Konfessionalismus würde der Unterricht gehemmt, da ja eine Harmonie zwischen positiver Religion und Wissenschaft — wie u. A. die beiden Syllabi Pius IX. und Pius X. es selbst zugestehen — stets eine Unmöglichkeit bleiben werde. Dies alles trifft aber nicht die Hauptsache. Diese besteht vielmehr darin, daß die Jugend durch Konfessionalismus moralisch geschädigt wird, und daß also jeder religiöse Einfluß und Unterricht aus den Schulen verbannt werden muß — nicht weil letzterer ins Haus gehört oder die wissenschaftliche Belehrung schädigt, sondern — weil er eben moralisch schädlich wirkt. Und wenn das Leben und die fernere Ausbildung die Erwachsenen nicht von den religiösen Jugendeindrücken befreit, so bleiben auch die Erwachsenen moralisch verdorben. Daß dem so ist, zeigt die ganze Kultur- und namentlich die Kirchengeschichte.

Wenn es wahr wäre, wie die Vertreter der Religion behaupten, daß der Jugend eine „sittlich-religiöse" Erziehung gegeben werden müsse, weil ohne Religion keine Moralität möglich sei, so wäre die moralische Verderbtheit der frommen Volksmassen früherer wie neuerer Zeit und noch weniger die oft so überaus unmoralische Lebensführung der offiziellen Vertreter der positiven Religionen unmöglich gewesen. Und hier haben wir vorerst nur die Moral im Privatleben im Auge, von der wir ja genug wissen, um uns geradezu zu entsetzen. Man kennt in den weiteren Kreisen z. B. die Geschichte der Charaktere der Päpste viel zu wenig, denn sie wird entweder unrichtig oder sehr unvollständig abgefaßt und jedenfalls den Studierenden vollständig vorenthalten. Wenn man sich aber darum kümmert, so erstaunt man über die Summe von Verbrechen, die die Geschichte der Päpste von Anbeginn bis in die Zeit der Reformation aufweist. Und, gerade entgegengesetzt den Behauptungen der Vertreter einer sittlich-religiösen Erziehung, zeigt die Geschichte, daß es nur die sittliche Empörung der Reformatoren, der Spott der Humanisten und dann, bis auf unsere Zeit, der Fortschritt der gesellschaftlichen Moral überhaupt sind, denen es zu verdanken ist, daß solche Päpste, solche Oberhäupter der katholischen Welt, nicht mehr möglich sind, wie z. B. die meisten im früheren Mittelalter, über die man sich — wohl nur ganz kurz — u. a. bequem aus dem 12. Kapitel in Drapers „Geschichte der geistigen Entwicklung Europas" belehren kann; oder wie in viel neuerer Zeit ein Alexander VI., oder auch nur wie ein Leo X., der einmal sagte: Es ist doch gut, daß sich Jesus hat kreuzigen lassen; denn wie hätte ich sonst als Papst ein so angenehmes Leben führen können? Und gar heute ist ein Papst mit offen unmoralischem (privatem) Lebenswandel ganz undenkbar. Und was hindert ihn daran? Religion nicht! Denn dieselbe war schon im Beginne des Papsttums vorhanden und hat damals und später nichts gefruchtet; es ist eben die weitaus gesteigerte Empfindlichkeit im privatmoralischen Gebiete und namentlich die rasche Kenntnisnahme aller Handlungen in der Öffentlichkeit stehender und einflußreicher Personen, also: der Fortschritt in rein weltlichem Gebiet, der die Päpste und die Priester überhaupt moralisch erzogen hat.

* * *

Genau dieselbe Erscheinung wie bei den offiziellen Vertretern der positiven Religionen zeigen auch die moralischen Qualitäten der großen Massen. Wenn man die glaubensstarken Völker mit den schwachgläubigen oder glaubenslosen Völkern und Personen im Laufe der Zeiten oder in der Gegenwart vergleicht, so wird man, unter sonst gleichen Umständen, niemals einen moralischen Vorzug bei den ersteren finden, weit eher und öfter das Gegenteil. So z. B. wird wohl jeder zugestehen müssen, daß die heutige Bevölkerung Frankreichs oder der doch ziemlich freidenkenden Hauptstädte Deutschlands ethisch weit höher steht als diejenige Süditaliens; und ebenso, daß die frommen Volksmassen des Mittelalters keinesfalls tugendhafter, im Gegenteil viel roher, als im großen und ganzen die heutige Bevölkerung Europas waren.

Schon vor mehr als zweihundert Jahren behauptete und bewies Pierre Bayle etwas Ähnliches; er sprach es aus, daß der Mensch auch ohne Religion moralisch sein könnte, weil die meisten Menschen mit und trotz ihrer Religion unmoralisch seien. Für die damalige Zeit

Digitized by Google

war es kühn genug, so zu sprechen, aber, wie alle Erfahrung zeigt, fehlt noch ein wichtiger Zusatz in dem Bayleschen Ausspruch; denn nicht nur „mit und trotz“ ihrer Religion, sondern sehr oft durch ihre Religion leben die Menschen unmoralisch. Schon die Verachtung und Verfolgung Andersgläubiger ist ein Beweis dafür.

Das alles betraf die Moral im privaten Leben. Für die politische Moral, d. h. für das Verhalten bei Handlungen, die weniger oder doch nicht direkt im selbstischen Interesse des Individuums, sondern mehr im Interesse allgemeiner Zwecke geschehen, ist aber unbedingt der Konfessionalismus von größtem und weitgreifendstem Unheil. Das zeigt die ganze Kirchengeschichte und besonders die politische Geschichte, insofern die positive Religion mit hineinspielt. Damit stimmt auch die Tatsache überein, daß in allerneuester Zeit in jenen Ländern, in denen der politische Einfluß des Klerikalismus große Fortschritte macht, die allgemeine Sittlichkeit im öffentlichen Leben rapid sinkt, wobei es sich von selbst versteht, daß auch ein geistiger Rückschritt mit jenem Einfluß parallel geht. Das sehen wir z. B. in nächster Nähe, wo eine früher gutmütige Bevölkerung der Hauptstadt eines Großstaates durch die Bemühungen der Kirche und ihrer politischen Helfershelfer in kultureller Beziehung und namentlich in ihrer politischen Moral rasch herabsinkt.

Und worin besteht diese ethische Verderbnis? In Unduldsamkeit, in Belebung haßvoller Gesinnungen, in Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel für politische Zwecke, in Rohheit, in Verleumdungssucht. Was ein Jahrhundert gebraucht hat, um ein Volk humaner zu machen, vernichtet ein Jahrzehnt des frei schaltenden Konfessionalismus.

Und wiederum ist es der Fortschritt in der weltlichen Moral, die Verfeinerung des öffentlichen Gewissens, die es verhindert, daß, bisher wenigstens, die heutige Methode der Wirksamkeit der Kirche nicht direkt eine so barbarische ist, wie zur Zeit ihrer großen Macht in vergangenen Jahrhunderten. Heute wird kein Papst ein Tedeum anstimmen lassen, wenn Tausende Andersgläubiger von den Katholiken ermordet werden, wie das Papst Gregor XIII. anläßlich der Bartholomäusnacht getan. Auch wird kein Papst heute Mörder gegen einen protestantischen Souverain aussenden, wie das Papst Pius V. gegen Elisabeth von England unternahm. Auch wird heute kein Papst so verfahren, wie Paul V., der gegen P. Sarpi, den ihm unangenehmen Geschichtsschreiber des Tridentiner Konzils, sogleich eine ganze Anzahl von Mördern nach Venedig aussandte. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß es in unsren Tagen wieder deutlich wird, wie die Sittlichkeit im Gebiete der Bestrebungen der Kirche zugleich mit deren Machterweiterung progressiv sinkt. Schon wird in Wort und Schrift seitens vieler Vertreter des Katholizismus das Verbrennen von Ketzern gerechtfertigt und befürwortet. Und wer die politische Bewegung in Europa seit ungefähr 40 Jahren aufmerksam beobachtet hat, wird ersehen, daß sie — von der sozialistischen und nationalistischen Bewegung abgesehen — in letztem Grunde fast ausschließlich durch die Bestrebungen des Vatikans, durch seine Agitationen in allen Kabinetten und an allen Höfen und in großen Volksmassen auf einen europäischen Krieg hin dirigiert wird. Ihm handelt es sich darum, nicht nur den Katholizismus in den katholischen Ländern aufs äußerste zu stärken, sondern hauptsächlich den Protestantismus, und das vorerst in Deutschland, zu vernichten. Mit äußerster Konsequenz wird darauf hingearbeitet, eine große europäische Koalition gegen das Deutsche Reich als protestantisches Kaisertum zustande zu bringen. Das gegenreformatorisch organisierte Österreich, mittelst Aufstachelung der Slaven als Feinde der Deutschen und der Alpenländer als Feinde des Protestantismus, mit Benutzung namentlich der Polen und womöglich der Westfalen und Rheinländer, als Mauerbrecher gegen Preußen, in Allianz mit dem royalistisch-klerikal und durch den Revanchegedanken aufgehetzten Frankreich, mit Zuhilfenahme Dänemarks, vielleicht auch Rußlands, soll das deutsche Kaiserreich vernichtet werden. Nur darauf ist die ungeheure Minierarbeit des Vatikans in politischer Beziehung und die auch aus prinzipiellen Gründen erfolgende Zusammenfassung seiner geistigen Machtmittel mittelst Syllabus und Hirtenbriefen gegenüber der zersetzenden Kraft der freien Forschung gerichtet.

Und wenn dann nach allen diesen Vorbereitungen der Vatikan über Deutschland siegt, dann wehe den Protestanten! Man denkt gar nicht daran, daß die katholische Kirche die Gleichberechtigung der Konfessionen nicht nur im Syllabus des Papstes Pius IX. leugnet, sondern daß sie noch heute die Giltigkeit des westfälischen Friedens bezüglich der Gleichstellung des Protestantismus mit dem Katholizismus nicht anerkannt, resp. den Protest des damaligen Papstes Innocenz X. gegen diese Gleichstellung niemals widerrufen hat. In diesem Protest wird ja der westfälische Friede, der doch einen furchtbaren, dreißig Jahre andauernden Kriegszustand abschloß, für „null und nichtig, hinfällig, verdammenswert, ohne Kraft und Wirkung“ erklärt. Die katholische Kirche wird diesen Protest hervorholen — denn sie wartet oft Jahrhunderte lang, bevor sie einen Plan durchführt — und was dann der Protestanten wartet, kann jeder, der die Geschichte kennt, leicht erraten. Es ist nach allem höchst wahrscheinlich, daß die Jesuiten, die die Hauptagitatoren sind und immer sein werden, — ihr Orden ist ja ausdrücklich zu dem Zwecke der Vernichtung des Protestantismus gegründet worden — nach ihrem Siege den ganzen Apparat der Verfolgungen, den sie während der Gegenreformation und überall da, wo sie die Macht dazu hatten, so konsequent und rücksichtslos in Anwendung brachten, wieder in Gang bringen werden. Die schwache Hülle von Humanität, die heute noch die schlottrige Ethik der kirchlichen und politischen Parteien verhüllt, wird dann abgeworfen werden, und Europa wird, selbst wenn zufällig ein im Privatleben noch so milder Papst da wäre, wiederum die Greuel des dreißigjährigen Krieges erleben.

Digitized by Google

Der falsche Friedenspreis der Nobelstiftung.

Von Karl Bleibtreu (Zürich).

III (Schluß).

Somit ist über jeden Zweifel bewiesen, ohne daß wir noch die einzelnen, erstaunlichen Kriegstaten der Pariser Kommunards trotz gänzlicher Desorganisierung und Verräterei in der eigenen Mitte erwähnen wollen, daß ein Milizheer völlig den Kriegsanforderungen genügt, oft in weit höherm Maße als ein stehendes Heer mit seinem Schlendrian der Berufsroutine. Da heut mehr als je der Krieg alle Bürger in Mitleidenschaft zieht, ziemt es sich ohnehin, daß jedermann ohne Unterschied am nationalen Kampfe teilnehme. Es kommt aber noch hinzu, daß infolge der Vervollkommnung der Waffen heut der angebliche Unterschied zwischen gedrillten Soldaten und bewaffneten Bürgern ganz verschwindet. Früher hatte man bestimmte, verwickelte Exerzitien und taktische Evolutionen — in Linien- oder Kolonnenform — auszuführen. Heute, beim völlig aufgelösten Gefecht, fällt das weg. Der Vorwand, grade diese moderne Gefechtsform heische besondere Ausbildung, ist recht kindisch. Denn im Drange der Not lernt der Kämpfer in einer Schlachtstunde besser, „Deckung zu suchen", als in endlosen Drilljahren. Und in Todesfurcht wirkt der „Kadavergehorsam" des Soldaten gradeso wenig, ihn aus der Deckung „aufzureißen", als bei jedem andern Lebewesen. Sondern hier entscheiden allein die Imponderabilien der moralischen Werte, und diese wird man in einem für eigenste Lebenswerte fechtenden Milizmann meist viel stärker entwickelt finden, als beim Soldaten, der oft seine Drilloffiziere tödlich haßt. Übrigens lehrt das Beispiel unsrer Befreiungskriege, daß Linienssoldat und Landwehrmann von gleichem Patriotismus glühten, daß aber trotzdem die Todesverachtung der Landwehr (bei Möckern, Wachau, Dennewitz) oft den ersten Preis verdiente. Nun tritt aber heut mehr denn je das Gesetz der Masse in Kraft, und die Technik überwiegt so sehr, daß man heut bezeichnenderweise nicht mehr nach „Mann", sondern nach „Gewehren" rechnet. Das heißt: je mehr Gewehre man an den Feind bringt, desto sichrer der Erfolg. Dies geht soweit, daß ich stets die These verfocht: fünf schlechtere Gewehre sind immer stärker als drei bessere. (Noch ganz abgesehen von der Führung, die bei schlechterer Bewaffnung trotzdem der besseren Leitung den Sieg verbürgt.) Das Zündnadelgewehr stand dem Chassepot weit nach; trotzdem verloren die Franzosen bei Wörth mehr Tote und Verwundete (wie wir freilich erst heut wissen) in ihren guten Stellungen als die deutschen Stürmer, weil eben zuletzt immer die größere Masse den Ausschlag gibt.

Es bedarf keiner Darlegung, daß aber nur das Milizsystem die größtmögliche Masse und hiermit den Erfolg verbürgt. Denn auch der Einwand, daß besseres Schießen eine Ungleichheit der Zahl aufwiegen könne, ist heut illusorisch. Die beste Schießausbildung leistet bei den ungeheuren Entfernungen der heutigen Feuerzonen nicht mehr, als ziellosses Drauflosknallen in ungefährer Richtung. Das hat man 1870 erfahren, wo die Franzosen z. B. bei Beaumont und St. Privat durch völlig improvisiertes Schnellfeuer (feu à volonté) den Deutschen grausamste Verluste beibrachten. Sogar bei der Artillerie kann von Wertunterschied des Drillsoldaten und der Milizbatterie keine Rede sein; denn 1870 übertraf die Milizartillerie der Pariser und Gambettas, obschon völlig neu „aus dem Boden gestampft", bei weitem die alte, berühmte Berufsartillerie der kaiserlichen Armee. Da also Schußwirkung gleich, die Miliz aber stets mehr Waffen ins Feld bringt, als ein stehendes Heer, das ohne Reserven nur 1 % der Bevölkerung repräsentiert, so muß ersterer der Sieg beschieden sein.

Man behauptet nun noch, das Milizsystem sei kostspieliger, und das Beispiel der Schweiz spricht nicht unbedingt dagegen. Doch es waltet auch hier ein äußerlicher Trugschluß ob. Man rechnet eben nur die jährlichen reinen Militärausgaben und diese sind insofern hier und da größer, als natürlich für eine so durchgängig allgemeine Bewaffnung des Volkes noch mehr Waffen erforderlich sind. Blickt man freilich auf die in Festungen liegenden Reservevorräte stehender Heere, so gleicht auch dies sich aus. Rechnet man aber die ungeheure Summen verschlingenden Offizierspensionen sowie unablässige Mehrforderungen für Kasernen hinzu, so wird das Mißverhältnis sich mindestens ausgleichen. Völlig verschiebt es sich aber zu Ungunsten der stehenden Heere, sobald man den unberechenbaren ökonomischen Schaden erwägt, den eine zweijährige dauernde Dienstpflicht und das Einziehen der Reservisten ohne entsprechende Vergütung anrichtet. Da letztere dem Milizmann (wie in der Schweiz) gewährt werden muß, so kommt nur hierdurch die scheinbare Mehrbelastung des Militärbudgets heraus. Aber das wiegt federleicht neben der Tatsache, daß eben im Milizsystem nicht das stete Unterbrechen des bürgerlichen Erwerbslebens und das Entziehen gesundester Kräfte für die produktive Arbeit vorkommt. So bietet das Milizsystem auch eine enorme ökonomische Erleichterung, im großen betrachtet.

Wenn die Berufsoffiziere sich wütend gegen jede Empfehlung dieser Vorzüge sträuben, obschon diese sogar militärische Verbesserung der Heeresmasse mit sich bringen, so sind die Gründe durchsichtig genug. Wenn sie freilich ein Aufhören und Einschränken ihres Metiers befürchten, so trifft dies nicht ganz zu. Denn ein so riesiger Betrieb wie Milizeinrichtung einer großen Nation erfordert genau so viel berufliche „Instruktionsoffiziere" wie ein stehendes Heer von heute, das ja im Kriegsfall ohnehin zur Hälfte aus nichtberuflichen Reserveoffizieren ergänzt wird. Was in monarchischen Staaten sie mit Recht fürchten, das ist das Schwinden einer übertriebenen und schrankenlosen „Autorität", d. h. ihres anmaßenden Herrschaftdünkels gegen den Untergebenen, kurz: die Demokratisierung des Wehrstandes. Dies macht auch bei den Regierenden jedes Milizsystem, ja sogar schon die Landwehr, verhaßt. Ihnen gilt die

Digitized by Google

„Armee“, worunter sie im Grunde nur die Offiziere verstehen, als Paradespielzeug ihrer Repräsentationsgelüste und als Bollwerk gegen den innern Feind, worunter sie nicht etwa die soziale Revolution, sondern überhaupt jede liberale Anlastung ihrer Allmacht verstehen. Es braucht aber kaum gesagt zu werden, daß ein Milizsystem durchaus nicht mit Revolution und Republik identisch zu sein braucht. Die zahlreichen Elemente, die von Diktatur des Proletariats nichts wissen wollen, sind ja darin gradesogut vertreten und werden zur Abwehr gerüstet, wie die Umsturzkreise. Das gesetzmäßige Verabreichen der Waffen hat ja außerdem die Regierung selber in Händen, sodaß sie in dieser Hinsicht nichts zu fürchten hätte. Es sind also weder inner- noch außenpolitische Gründe vorhanden, das allein zeitgemäße, ökonomisch und außerdem militärisch gebotene Einführen des Milizsystems zu verpönen, sondern diese Gründe stammen nur aus Köpfen, die den längst zur Vernichtung verurteillen Feudalunrat des Kastenstaats bis ans Ende aller Tage weiterschleppen möchten. Nicht das monarchische Prinzip an sich, das relativ geradesoviel Berechtigung hat wie das republikanische und sogar oft den Vorzug verdient, sobald es sich (siehe Friedrich den Großen) dem Zeitgeiste anpaßt, sondern nur der Feudalismus würde durch diese Neuerung bedroht. Solange aber diese allein praktische und ernsthafte Befehdung des eigentlichen Militarismus taube Ohren findet, wird das Phrasengeschwätz der Friedensligen und Haager Konferenzen das Übel nur verschlimmern.

Gottfried Keller als Erzieher.

(Zum 19. Juli.)

Von Dr. Otto Stoessl (Wien).

Man kann mit Recht jeden großen Künstler, jedes bedeutende Werk auch ohne sichtlichen unmittelbaren Lehrzweck als Erzieher betrachten. Durch seine eigentümliche sinnliche und geistige Mitteilung, dadurch daß es sowohl das Geheimnis der schöpferischen Persönlichkeit großartig ahnen läßt, als auch in seinem Stoffe irgend ein einzelnes Geschick im Urzusammenhange mit dem Ganzen der Welt darstellt, belehrt das Kunstwerk den Betrachter, soweit Anschauung, Erfahrung, Gefühl, Sittlichkeit im weitesten Sinne überhaupt irgend lehrbar sind. Ja, die Erziehung durch das Kunstwerk ist im Grunde die höhere, freiere Form der verwandten unwillkürlichen Belehrung, die nur etwa das Leben als die Quelle der Erfahrung sonst mit sich bringt, wenn man den Unterricht nicht bloß in der Aneignung von Kenntnissen verschiedener Wissensgebiete beschlossen sehen will.

Das ganze Reich des Empfindungslebens, der sinnvollen Anschauung des unendlichen, ringsum wuchernden innern und äußern Geschehens, die zarte Würdigung alles Menschlichen, kurz die innig hergestellte Verknüpfung des Einzelnen mit dem Ganzen, diese Verbrüderung des Empfangenden mit der Gesamtheit der sich darbietenden Welt, wird durch die Kunst erwirkt, gelehrt. Es ist ein ewig erneutes Mysterium, wie der eingeborene menschliche Trieb nach einer über alles Wissen hinausgehenden Umfassung des Seins durch Gefühl und Sinnenkraft sich in der menschlichen Schöpfung des Kunstwerks entladet und zugleich erlöst. Seine Motive, aus dem Bereich des Wahrnehmbaren, aus dem Einzelnen ins Allgemeine, aus dem Deutlichen ins Bedeutende, aus dem Gegenständlichen ins Umfassende erweitert, sein ganzer stofflicher und geistiger Gehalt wird eine unversiegliche Erkenntnisquelle. So bleibt jedes Kunstwerk im tiefsten Sinne lehrhaft und seiner Wirkung nach mit dem Wachstum des erschauenden, wählenden, geistigen, sittlichen Vermögens verbunden, was immer der einzelne Stoff, die besondere Form behandle. Die seelische Belehrung und Steigerung gehört zum innersten Wesen alles Künstlerischen. Aber es gibt Einzelfälle und Persönlichkeiten, bei denen diese Wirkung kräftig betont und mitgewollt ist, wenngleich die natürliche Unbedingtheit der künstlerischen Leistung irgend eine utilitarisch-einfältige Zweckmäßigkeit ausschließt. Ohne zur Tendenzpoesie zu entarten, der die mißliche Tendenz von der Poesie weg innewohnt, bedeutet die Art des Schaffens, die wir im Sinne haben, eine bewußte sittliche Orientierung und Führung des gestaltenden Geistes.

Ein solches Problem der erzieherischen Wirkung des Kunstwerkes, wobei der zarte Faden des mittelbar Lehrreichen von dem Weber gleichsam verdoppelt in die Kette eingeschossen wird, sodaß er das bunte Muster des Geschehens sinnvoll verstärkt und die eigentümliche Wirkung der bedeutenden Mitteilung der Erfahrung willkürlich erhöht, wird man bei Gottfried Keller erkennen und ihn als einen wahren Lehrmeister in unsrer Dichtung getrost ansprechen dürfen.

Aus dem Leben jedes schöpferischen Geistes kann der Betrachter unschwer die treibenden Ursachen, die wesentlichen Grundprobleme bestimmen, in denen sich das Schicksal des Dichters als in reinen, befreiten Symbolen geheimnisvoll und allgemein gültig wiederholt und dadurch auch erlöst.

Probleme der Erziehung liegen dem Schaffen Kellers zugrunde, dessen Jugendleben eigentlich eine problematische Erziehung oder Erziehungslosigkeit war im Sinne des alten griechischen Wortes, wonach nur, wer vom Leben geschunden, wahrhaft erzogen sei. Der Knabe wuchs einsam ohne Beobachtung durch verständige und wachsame Vateraugen bei einer zwar durchaus tüchtigen, aber geistig immerhin kargen, seelisch dürftigen Mutter, von den irrenden Trieben einer ziellosen Phantasie, eines führerlosen Erfahrungsdranges erhitzt, recht als ein verlassenes Kinderunkräutlein auf, vor der Zeit durch das grobe Verschulden einer törichten Schulverwaltung überhaupt aus der Gemeinschaft geregelten Unterrichts gestoßen, damit aus der natürlichen Kinderumwelt hinausgedrängt durch eine Art geistigen Blutgerichts, das er nie verwand. Seine ganze Entwicklung war nichts weiter, als die unablässige, rührende Suche eines Geistes nach geeigneter Erziehung und

Digitized by Google

rechten Lehrern, eine Suche, die sich auf verschiedenen Wegen und Gebieten bis in die Mannesjahre hinein vergeblich erstreckte, um mit der späten Erkenntnis zu enden, daß er in all der Zeit alles Lernbare selber habe finden, gleichsam auf eigene Gefahr von allen Zäunen habe stehlen müssen, was ihm ein geregelter Lehrverlauf willig und gerecht ohne übergroßen Aufwand hätte bieten sollen.

Er mußte sich selber Objekt und Maßstab sein, und dies noch ohne das Glück eines sorglosen Jugendwachstums, das die innere, unentrinnbare, leidvolle Mühsal einer schöpferischen Natur wenigstens durch das äußere Gleichgewicht läßlicher Zustände mildert. So blieb ein von dunklen Geboten Erschütterter auf ein Sichtreibenlassen verwiesen, das selbst die dürftige Existenz nur in unleidlichen Veränderungen gestattete, als sollte jede Klärung gestört oder unmöglich gemacht werden. Nur seiner Kerngesundheit, die den schlichten Verhältnissen eines ehrenfesten, wenngleich beschränkten Standes verdankt wird, darf man es zuschreiben, daß der so Umhergeworfene nicht in zügelloser Schwarmgeisterei seine Kräfte wie jene hilflosen Irrgenies verschwendete, sondern zusammenhielt. Er zog sich sozusagen an den eignen Haaren aus dem Wasser.

Als er schließlich gereift, halbwegs beruhigt und befreit, daran ging, die Gaben seiner spät erkannten dichterischen Natur einzusammeln, war sein ganzes Schaffen eine unablässige Auseinandersetzung mit den erlebten und erlittenen Grundfragen der Erziehung.

Die erste Fassung des „grünen Heinrich", zu einer Zeit begonnen, da sein Schicksal noch keineswegs in gutem Sinne entschieden war, ist auf die tragische Verneinung des eignen Wesens und Werdens angelegt, indem die Bitterkeit und Verzweiflung dem abenteuerlichen Produkte der armen Erziehungslosigkeit jedes gute Ende und schließliche Gelingen absprachen. Als er nachher, dem Unheil entronnen, in gesicherten Zuständen, der eignen Haltung bewußt, den Jugendroman überarbeitete, hatte er das freie skeptische Mannesläcbeln gewonnen und betrachtete sein Schicksal und seine besondere Art von passiver Erziehung als Gewinn. Das tragisch Verwickelte und Verdüsterte des Erlebens hatte sich bis zu einem gewissen Grade aufgehellt und sogar ziervoll aufgelöst ins ruhig Zuständliche, Epische der Betrachtung. In meinem Essai über Keller (in der von Brandes herausgegebenen Sammlung „Die Literatur", Bard, Marquardt & Co., Berlin) habe ich diese typische Entwicklung zum männlich-epischen, die im Gegensatze zum vorwiegend tragisch gestimmten Jugendalter, nicht schlechthin bejaht und verneint, annimmt oder verwirft, überhaupt die Entscheidungen auf Tod und Leben, Sein und Nichtsein gegen das duldsame, von der Natur gewollte Nebeneinander der Menschen und Dinge in seiner reichen Abfolge hintansetzt, ausführlich gezeigt. Dieser epischen Natur ist immer ein gewisses Maß von Humor als zugleich einschränkender und vertiefender Bejahung zubeschieden, bei Keller zu besonderer Fülle und Süße verstärkt.

Was den „grünen Heinrich" anlangt, sagte sich Keller wohl mit seiner erworbenen heiteren, männlich-epischen Skepsis: „Jede Erziehung hat irgendwie im Letzten und Tiefsten einen schweren, offenen oder geheimen Grundfehler und schicksalsvollen, ja tragischen Mangel, indem der Mensch selbst dem Nächsten fremd bleibt, und wenn er ihn führen will, nur den eignen Wunsch, nicht den unsagbaren, ja unerkennbaren Willen des Zöglings als Wegweiser bekommt. Am Ende bleibt dann doch jeder dort, wo die Entscheidung und das Schicksal beginnt, allein und sich selber überlassen. Freilich kann einem die Kraftverschwendung zielloser Umherirrens erspart bleiben. Da aber der „grüne Heinrich" in natura schließlich doch auf einen grünen Zweig kam und tröstlich zu singen anhub, wird die Verlassenheit und Einsamkeit dieses Vogels doch die richtige Erziehung gewesen sein. So ließ Keller denn sein Ebenbild getrost sich des geretteten Daseins als tätiger Mann an der Seite einer stattlichen Geliebten erfreuen.

In seinen weiteren Erzählungen hat er das Problem der Erziehung nicht mehr wie im Roman der eigenen Jugend auf das höchst Persönliche bezogen. Er konnte darum eine sichere Meinung und Gestaltung entwickeln; denn die Charaktere, die, bei aller Sonderung und Wunderlichkeit im einzelnen, schließlich doch nur eben die Gesamtheit ausmachen, ohne mit dem Fluch und Segen des schöpferischen Genius sich von ihr zu lösen, dessen überwallende Anlage sich jeder erzieherischen Formulierung entschlägt, haben gewisse typische Züge, die auch gewisse Gesetze der moralischen Bildung sowohl verraten, als verlangen.

Keller der Epiker war so recht ein Gärtner, der an dem tüchtigen Gedeihen des Menschenwuchses seine Lust hatte und, wenigstens was sein dichterisches Zutun betraf, für ein „gutes Menschenjahr" Sorge trug. Bei aller barocken Laune, die sich am Abenteuerlichen, an den schrulligen Gewächsen des Lebens und der Erfindung erfreute, behielt er in seiner zuchtvollen, im besten Sinne bürgerlichen Grundanschauung ein gewisses, nicht engherziges, aber strenges Maß des Möglichen, Erlaubten und Billigen, mehr, eine politische Absicht auf das Zweckmäßige, sozial und gesellschaftlich Vereinigende, Positive, so daß er Eigenmächtigkeit, Ausschreitung und willkürliche Narrheit dem notwendigen Ausgleich des Gesamtdaseins bewußt entgegensetzte, um die Würde der Norm dadurch recht eigentlich herauszustellen. Hier ist er lehrhaft, ja moralisierend, und wäre sein Herz nicht so jugendwarm, seine Phantasie nicht so frei und heiter gewesen, so möchte sein bürgerlicher, schweizerisch-republikanischer Hausverstand am Ende gar in einer bissigen Satire sich eingesäuert haben, was am Abschluß seines Schaffens, als die recht eigentlichen poetischen Säfte gemach eintrockneten, im „Martin Salander" teilweis auch geschah, wo eine gewisse Galligkeit den ursprünglichen Humor beizt und zersetzt.

Auf diesen wohlgemuten bürgerlich-sittlichen Erzieherwillen sehe man sich seine köstlichsten Novellen an: Pankraz den Schmoller, der von der unduldsamen Vereinzelung durch den Grimmblick eines Löwen kuriert, wieder in die Gemeinschaft der Menschen zurückfindet. „Kleider

Digitized by Google

machen Leute.“ Wer das Kleid der Lüge umtut, muß es schimpflich ablegen, um das bescheidne Gewand der bürgerlichen Wahrhaftigkeit zu tragen. Überhaupt liegt dem ganzen Seldwyler Zyklus ein patriotischer Erziehungswille und Lehrgedanke zum Grunde. Aus barocken Schwindlern, Bankrottierern, fragwürdigen Gesellen aller Art wird eine komisch-ideale Stadt mit den wunderlichsten Erkern, Türmen, Mauerzinnen und Bauabenteuern aufgerichtet, in der jeder Schweizer ein Stück heimatliche Narrenburg zur abschreckenden Erheiterung erkennen soll. Regel Amrain leitet mit starker, strenger und milder Mutterhand ihren Jüngsten durch die kleine, aber immerhin lebensgefährliche Not der Überhebung und Vermessenheit in das ruhige Gleis des männlichen Anstandes. Oder das „Fähnlein der sieben Aufrechten“. Welche glückliche, nur dichterisch mögliche Vereinigung demokratischer Gesamtauffassung und aristokratischer Selbstbewußtheit! Ein junger Bursch lehrt sieben alte Kracher in einer Stegreiffestrede sich selbst und das Vaterland verstehen und gewinnt dabei noch die Braut. Selbst im Ausformen des ganz und gar Unzulässigen, Schwindelhaften, der verlogenen Gespreiztheit und Windbeutelei, welches Behagen des gerechten Erzieherhumors, welche Sicherheit des Besinnens auf das Bleibende, Menschlichgemäße und Gerechte!

Sogar John Kabys, der Schmied seines Glückes, der mittels eines schönen Namens allerhand Ungebührliches angeln möchte, darf zu guterletzt in einer bescheidnen Nagelschmiede den richtigen Nagel auf den Kopf treffen und ist zur Arbeit verurteilt, um, was er im Saus der Lüge verscherzt, in dürftigem Ernst zurückzugewinnen: das primitive Recht, da zu sein. Das Gegenstück: das tragikomische Mißlingen aller eileln Selbstgerechtigkeit und sich bespiegelnden Tugendeselei, die Zwecklosigkeit alles äußerlichen Bravseins und Schöntuns, die „drei gerechten Kammacher“, sollen das abschreckende Beispiel jener unfruchtbaren, gotteslästerlichen Rechtschaffenheit abgeben, die keinen Heller wert ist und ihren Lohn nicht an sich selber, sondern an einem zungenfertigen, öden Weibstück sucht und findet. Züs Bünzlin ist das negative, ins Grandiose gesteigerte Idealweib. Steht Regel Amrain gleichsam am Eingang des bürgerlichen Paradieses, so bewacht diese fürchterliche Ehrenjungfrau die Pforte der bürgerlichen Hölle.

Gottfried Keller hat den ganzen Umkreis der gewohnten heimatlichen Gemeinschaft mit allen ihren wesentlichen Erlebnissen, tragischen Entscheidungen, heitern Lösungen, bestimmenden Charakteren in seinem Werke recht als ein guter Gärtner gepflanzt und sich der Blumen und Früchte lächelnd erfreut, die an der starken Sonne seines Vaterlandes erwuchsen. Aber alle die mannigfaltigen Triebe sind von einem starken Gemeingefühl und strengem erzieherischen Schöpferwillen gerichtet. Gott ist die Verschwendung, er streut die unfaßbare Vielgestalt der Dinge, Sturm und Glanz, Wogenlärm und Himmelsbläue, Schlimmes und Gutes über die Erde; der Dichter aber ist ein genaurer Verwalter der verliehenen Gaben. Der Dichter-Gärtner muß auf das „gute Menschenjahr“ bedacht sein, denn ihm ist nicht die ausgleichende Ewigkeit, sondern die gemessene Zeitlichkeit gewährt, seine Saat zu pflanzen, grün in die Halme schießen, die unendliche Fülle des Blühens entfalten und als nährende Frucht dem gemeinen Dasein zuwachsen zu sehen. Das war Gottfried Kellers erzieherische Dichtermeinung und Gabe. Diesem Willen, dieser strengen Arbeitsabsicht hat er sein ganzes Tagewerk bestimmt.

Wir sehen ihn als Gärtner durch das bunte Gehege gehen und den Überwuchs mit der großen Scheere zurechtweisen, daß es den schattigsten Laubbogen gibt, durch den die hellste Sonne scheint und der blaueste Himmel leuchtet, und worin es sich von Herzen wohl sein läßt.

Reclam.

(Aus Anlaß des Erscheinens der fünftausendsten Nummer der Universal-Bibliothek.)

Von **Ignaz Ježower** (Berlin).

Goethe unterscheidet vier Epochen geselliger Bildung. In der ersten idyllischen Epoche entstehen enge Kreise, schließen sich nach außen noch ab, beschränken sich auf die Muttersprache. In der zweiten sozialen oder civischen Epoche vermehren sich die engen Kreise, „die innere Zirkulation wird lebhafter, den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht, die Kreise bleiben abgesondert, aber nähern sich und lassen einander gewähren“. Es folgt eine Übergangszeit, die allgemeinere Epoche, in der das Wachstum der Kreise gedeiht, so daß sie sich berühren; aber noch können sie, obwohl sie eines Zweckes sich bewußt werden, nicht zu einer Einheit, zur Harmonie sich vermischen. Erst in der vierten Epoche wird das So-sein auch Zusammensein. Gabs Ahnungen, sie sollen jetzt zur Wirklichkeit werden; gabs Wünsche, sie müssen in Erfüllung gehen, ein Zweck ist vorhanden: die Ganzheit. So darf die Epoche den Namen der universellen mit Recht führen.

Die vierte Epoche der geselligen Bildung herbeizuführen, zu vermitteln und zu fördern, war das Ziel, das sich Philipp Reclam gesetzt hatte.

Mit seinen Bändchen, die er als Sechszigjähriger 1867 herauszugeben beginnt, will er eine Universal-Bibliothek schaffen. Schon die Benennung drückt ein Goethe'sches Programm aus, und was Goethe als Charakteristikum der universellen Epoche rühmt, wird auch die Idee der Reclamschen Sammlung ausmachen: „Alle fremden Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück“.

Die Idee gilt es praktisch zu fundieren, ihren Erfolg zu sichern. Auch hier ist Reclam ein Neuerer. Bisher wurden Bücher zu hohen Preisen herausgegeben, und nur Bemittelte konnten als Käufer in Betracht kommen. Reclam setzt den Kaufpreis seiner Bändchen ganz niedrig und ermöglicht auf diese Weise Jedem, Bücher zu erstehen. Man müßte glauben, daß die Tat Reclams gleich begriffen, gewürdigt, anerkannt würde. Publikum

Digitized by Google

und Verleger verhalten sich aber vorerst ablehnend. Die Buchhändler befürchten, sie würden fortan kein teures Buch mehr verkaufen; das Publikum meint, man könnte ihm für zwei Silbergroschen doch kein gutes Buch bieten. Aber Reclam verfolgt sicher seinen Plan. Er gibt alle vier Wochen zehn neue Bändchen heraus, nach einem Jahre sind schon hundertdreißig beisammen, ihre Zahl wächst, und immer deutlicher zeigt sie an, daß sich hier etwas vorbereite, was Bestand haben müsse. Langsam lernt auch das Publikum den Wert der Sammlung schätzen, und die Buchhändler müssen einsehen, daß ein neuer Stand der Käufer sich ausbilde, im Zunehmen begriffen sei, und daß die Masse den Umsatz ungeheuer steigere und dadurch den Gewinn mehre.

Reclam kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er die Fernen herbeigeholt, die Gleichgültigen geweckt und erwärmt, die Bildung sozialisiert habe. Sein Wirken ist breit und tief zugleich. Er ist ein Kulturträger, hat Schaffenden den Weg gebahnt, Aufnehmende und Genießende ausgebildet. Er hat die Masse gelehrt: Bücher zu erwerben. Bis zum Jahre 1897 hat er von „Wilhelm Tell" 619 000, von „Hermann und Dorothea" 490 000, vom „Faust" 290 000 Exemplare verkauft; er hat das „Nibelungenlied" in 150 000, die Gedichte Walthers von der Vogelweide in 66 000 Exemplaren abgesetzt. Für Kants „Kritik der reinen Vernunft" hat er 65 000, für Schopenhauers Werke 33 000, für Hebbels „Nibelungen" 20 000 Käufer gefunden.

Reclam hat in seiner Universal-Bibliothek Bücher herausgegeben, in die man sich ganz vertiefen, die man studieren muß; er hat aber auch Bücher gebracht, die man lesen kann zur Erholung und zum Amüsement, „wenn man auf dem Sopha liegt". Kein Gebiet ist vernachlässigt, zweiunddreißig Literaturen sind vertreten. Wer sich „emporlesen" will, dem bietet sich bei Reclam die beste Gelegenheit. Denn die Sammlung soll verschiedenen Bedürfnissen entgegenkommen, sie soll Entwickelungsmöglichkeiten fördern, soll treiben, vorbereiten, ausbilden und vervollkommnen. „In einer solchen Sammlung" — schreibt Goethe über den Plan eines lyrischen Volksbuches — „gäbe es ein Oberstes, das vielleicht die Fassungskraft der Menge überstiege. Sie soll daran ihr Ideenvermögen, ihre Ahnungsfähigkeit üben. Sie soll verehren und achten lernen; etwas Unerreichbares über sich sehen, wodurch wenigstens eine Anzahl Individuen auf die höheren Stufen der Kultur herangelockt würden. Ein Mittleres fände sich alsdann, und dies wäre dasjenige, wozu man sie bilden wollte, was man wünschte, nach und nach von ihr aufgenommen zu sehen. Das Untere ist das zu nennen, was ihr sogleich gemäß ist, was sie befriedigt und anlockt." So, wie die Reclamsche Sammlung angelegt wurde, wie sie weitergeführt wird, entspricht sie den Goetheschen Aufstellungen. Man braucht nur die letzte Serie der Universal-Bibliothek in Betracht zu ziehen: Wilhelm Ostwalds „Grundriß der Naturphilosophie", Rankes geschichtliche Darstellung der Erhebung Preußens im Jahre 1813, dann eine Erzählung von Heinrich Hansjakob, zwei römische Novellen von Richard Voß, ein Trauerspiel von Adolph Wilbrandt, Novellen von Otto Ernst und ein Roman von Paul Bourget.

Philipp Reclam hat im November 1867 als erstes und zweites Bändchen den „Faust" herausgegeben, dann als hundertstes Bändchen „Die Mitschuldigen". Im März 1878 ist das tausendste Bändchen erschienen (Heyses „Zwei Gefangene"), im Mai 1885 das zweitausendste (Raabes „Zum wilden Mann"), im November 1892 das dreitausendste Bändchen (Jensens „Hunnenblut"). — Im Jahre 1896 stirbt Philipp Reclam. Sein Sohn Heinrich setzt das Werk des Vaters fort. Er konnte im September 1899 die Ausgabe des Bandes 4000 (Roseggers „Geschichten und Gestalten aus den Alpen"), kann jetzt die Ausgabe es Bandes 5000 (Otto Ernsts „Vom Strande des Lebens") feiern.

Natürlich hat Reclam überall Nachahmer gefunden. Schon im Jahre 1869 wird in Polen eine Sammlung „Mrówki" herausgegeben, in den letzten Jahren erscheint im Verlag Zuckerkandel in Zloczow eine Sammlung billiger Bücher. In Deutschland folgt Hesse mit seiner Volksbücherei, Hendel im Jahre 1886 mit der Bibliothek der Gesammtliteratur. - In England ist Howard Wilford Bell, der die „Unit Library" gegründet hat, Reclams Schüler. „Wir betrachten Sie" — schrieb Bell an Reclam — „als den Pionier auf diesem Gebiete, und es dürfte Sie daher wohl interessieren, zu erfahren, daß der Verleger der „Unit Library" auch der »Englische Reclam« genannt wird." — In Italien gibt Sonzogno in Mailand eine „Biblioteca universale" heraus. Schon als dritte Nummer erschien in dieser Sammlung eine Übersetzung des „Faust". Außer Goethe, der auch mit andern Werken vertreten ist, brachte die „Biblioteca universale" Lessing, Schiller, Kant, Kleist, Lenau, E. T. A. Hoffmann, Hölderlin, Heine, Platen, Jean Paul, Heyse, Keller heraus.

Wir freuen uns, daß die Universal-Bibliothek schon bis zur Nummer 5000 gediehen ist, erkennen die Verdienste Reclams voll an, möchten aber doch nicht unerwähnt lassen, daß Reclam jetzt engern Anschluß an Schaffende suchen, lebende und noch unbekannte Autoren mehr popularisieren müßte. - Immer wieder werden ältere Autoren, die schon bei Reclam billig zu haben sind, in teuren Neuausgaben gedruckt. Sollte es Reclam nicht möglich sein, umgekehrt Werke von Autoren, die noch nicht „frei" sind, in seine Bibliothek aufzunehmen. Unsre Zeit der Konjunkturen würde solch ein Verfahren begünstigen. - Andrerseits würden lebende Autoren, deren Werke „gangbar" sind, der Erkenntnis sich nicht verschließen können, daß die Masse den Gewinn erst bringe. Ich hoffe, in absehbarer Zeit Werke von Simmel, Wölfflin, Lamprecht, Dilthey, Wassermann und andern in der Universal-Bibliothek zu finden.

So bleibt viel Verdienst noch übrig.

Wenn wir aber in Zukunft ein Mehr verlangen und erwarten: für das Vortreffliche, das uns schon reichlich gegeben wurde, wollen wir dankbar sein und bleiben.

Digitized by Google

Künstlers Kampf und Sieg.

Eine Phantasie.

Aus dem Nachlaß von **Gottfried Kinkel.**

An Ferdinand Weiß.

In der Nacht geheimsten Stunden
schrieb ich dies Gedicht für Dich.
Mögst Du so daran gesunden
wie ich selber dran verblich!
Mai 1836. G. K.*)

Erste Abteilung.

Frühmorgen. Atelier. Bild eines betenden Mädchens auf der Staffelei.

Der Zweifel:
(erhabene, riesige Figur, dunkles Gewand).

Auf Feindesboden wag ich mich hinaus,
den Feind bezwingt nur, wer ihm kecklich naht;
hier muß ich heimisch werden, wo die Luft,
wo jeder Zierrat feindlich mich berührt.
Da hangen viele Skizzen. Hier ein wildes
Gefecht — ein Wassersturz, ein Reh darin
zerschmettert — Bäume, von dem Sturm entrafft —
dort eines Kriegers Bild, der schwer verscheidet.
Die sind wohl aus des Malers erster Zeit!
Der ungewisse Geist erfliegt das Höchste,
in alle Bahnen drängt er kühn sich ein,
Beschränkung haßt er, nur das Große wollend.
Das fürcht ich nicht! So lang ihm selber noch
nicht klar ist, was er bildet, schadet mir
der Künstler nicht, vielmehr er ist mein Knecht.

Doch dieser hat die Wildheit überwunden!
Hier folgen Bildchen nicht mehr form- und maßlos,
nicht ungeheuer mehr, nur groß und edel.
Ein Ritterfräulein in des Vaters Schoß,
der weit in blaue Hügelferne deutet,
die Burgen zeigend, die er einst gebrochen! —
Sieh, eine Schnitterin, in Mittagschwüle —
wie sanft, wie mild! Und all die andern Bilder!
Fürwahr, der weiß nun, was er will! Das kann
gefährlich werden! Klarheit, böse Klarheit,
bist du allein, dich kann der Zweifel töten —
doch hier ist Glut, Gefühl und Phantasie
im Bund mit Klarheit — das wird mich besiegen!

Beim ew'gen Nichts! welch wunderbares Bild!
ein süßes Mädchen, betend hingegossen!
O diese Glut des Auges, diese Inbrunst
der vollen Andacht — Zweifel, bleibe Zweifel!
Könnt ich nur glauben, hier ja müßt ich sagen:
es ist ein Gott, wer könnte sonst noch beten?
Noch gibt es Liebe, gibt es Glauben, weh mir!
sonst sprächen sie nicht so aus diesem Bilde.
Und dieses Bild — einst wird es herrlich prangen,
von tausend Augen liebevoll bewundert.
Mich rührt es so — und sie, die schwachen Menschen,
wie werden sie erglühen an dem Feuer
der Andacht, das auf diesen Wangen brennt!
Wie werden sie den halberstorbnen Glauben
von diesen Lippen wieder in sich saugen!
Wie wird die Liebe, die ich fast erstickt,
aufblühn von dieser Augen Sonnenstrahle!

Du schwacher Geist der Ohnmacht! Seltsam Spiel!
Ich habe viel getan auf dieser Erde,
die Gottes Werk sich nennt! Ich hauchte Samum
aus meinem Munde auf so manche Blüte —
sie ist verwelkt! — —
Ich blies, ein Sturmwind, auf die Kirche ein,
die sich von Gottes Sohn gegründet glaubt —
ich hauchte in die Säle, wo die Alten
die Jungen in des Glaubens Truge schulen.
Kalt blies ich an die Herzen: „gibts denn noch
ein Wahres und ein Gutes auf der Erde?
Beweise fordernd, zu dem Denken treibend,
vereiste ich des Herzens Glut und Brand. —
Das hat gewirkt! Die Kirche steht verödet,
das Kreuz hab ich geworfen von den Türmen,
und meine graue Flagge aufgesteckt.
Ins Lieben warf ich mich! Die heil'ge Sitte,
die von den Vätern auf die Kinder erbt,
stellt' ich als unwert dar der neuen Zeit,
all die Gesetze, die gleich Angelsternen
der Jugend einst gestrahlt — ich häufte Wolken,
sie sind verdeckt — die eignen Pfade wandelt
ein jeder, leugnend Sitte und Gebot.
Doch eins vergaß ich! Außer Wissenschaft
und außer Leben gibt es noch ein Etwas —
ein unbedeutend Ding, ein Kinderspielzeug,
ein klarer Geist bekümmert sich nicht drum —
sie nennens Kunst — 's ist nichts als ein Gefühl,
von dem erregt, das Herz sie immer nennen.
Was ist denn Herz? Ich hab es nie verspürt!
Drum hab ichs überseh'n, daß sie vielleicht —
die eitle Kunst — mein großes Werk verhindert.
Nun aber, da ich diese Bilder sehe,

*) Ferdinand Weiß, gleich seinem berühmteren Bruder Hermann (dem nachmaligen Direktor der Sammlungen des Königlichen Zeughauses zu Berlin) Zeichner und Maler, gehörte zu Kinkels intimsten Freunden während des Dichters Berliner Studienzeit (1834—35). In Berlin, wo er die reichste geistige Anregung empfing, begann der zwanzigjährige Dichter seinem eben erwachten poetischen Schaffensdrange bereits größere Aufgaben zu stellen. Wie die Titel der hier geplanten und entstandenen, epischen und dramatischen Erstlinge („Prexaspes", „des Kreuzes Triumph" u. s. f.) verraten, strömten Kinkel die poetischen Stimmungen damals noch wesentlich aus seinen religiösen Überzeugungen und theologischen Studien. (Vergl. Adolf Stern: Gottfried Kinkel. Braunschweig 1884.) Religiöse Ideen spielen auch in der hier zum ersten Male veröffentlichten Dichtung „Künstlers Kampf und Sieg" eine bedeutsame Rolle. Gleichzeitig aber klingt bereits aus dieser „Phantasie" jener Gedankengang vernehmlich, dem Kinkel in seinem Tagebuche 1838 zuerst bewußt folgendermaßen Worte gab: „Noch bleibt das dritte übrig: Der Kampf des Christentums für die Idee des Schönen, die Ergänzung der christlichen Kunst. Die Theologen behaupten meist, das sei ein gleichgültiger Punkt; der rechte Mensch aber weiß das Christentum erst dann heimisch auf Erden, wenn der Geist Materie geworden ist und das Gebild sich verkörpert hat. Die Richtung aufs Schöne bringt erst der Kirche die Eintracht, sie wird als großartiges Gefühl des Menschengeschlechts das Kleinliche hinwegtun!" So erscheint des „Künstlers Kampf und Sieg" für das Werden der Weltanschauung und dichterischen Persönlichkeit Kinkels nicht ohne Bedeutung.

Digitized by Google

Erkenn' ich meinen Irrtum — — — Aber wie?
was soll ich tun dagegen? Dieses Bild
zerstören?

(Eine rasche Bewegung.)

Weh mir, ich bin nur ein Geist!
Wenn ich des Zornes Glut, des Denkens Kraft,
des Hasses Eis, das ungeheure Maß
der Mächte, die in meinem Innern ruhen,
zusammenraffte zu gewalt'gem Stoß,
nicht einen Pinselstrich könnt ich zerstören!
Nur in den Geistern hab ich meine Macht,
doch ist sie da nicht maßlos? Aber wehe!
Hier richtet nicht der Geist — das Leibesauge
schaut dieser Farben Pracht, durch äußern Sinn
wird auf den Geist gewirkt. Das kann ich nicht,
daß ich die Augen blende. Wahrheit falsch,
und Gutes böser machen, ja — doch Schönes,
sie werdens nimmermehr für häßlich halten.
Verdammte Sonnenblume, diese Menschheit,
unwiderstehlich sich zum Lichte wendend!
Ja, das ist klar! wird dieses Bild vollendet,
entreißt es manche Menschenseele mir;
Dies kleine Werk kreuzt meine Riesenpläne.

(Sinnend.)

Doch halt! es darf dies Bild nicht fertig werden —
noch gibts ein Mittel! In dem eignen Land
will ich den Feind bekämpfen! Wo dies Bild
entsprang, im Geist des Künstlers will ich wohnen!
Verstopfen will ich der Erfindung Brunnen,
will dämpfen der Begeistrung treibend Feuer!
Da schaff ich geistig, da vermag ich alles!
Ein Glaube ist es, der das Bild erschuf,
der Glaube an sich selbst. Den raub ich ihm.
Noch dieser letzte Feind, die letzte Glut!
Ist sie bekämpft, dann auf dem eis'gen Schreckhorn
thron ich als des erstarrten Weltalls König!

(Er zerstiebt in Schneeflocken, die sich auf Bildern, Simsen u. s. f. niederlassen.)

Der Künstler:

(tritt ein)

Sonniger Morgen!
Rufest mich frühe zum Werk des Tages!
Heute doch dank ich dir nicht;
denn du vertriebest
einen wonnigen,
herzbewegenden Morgentraum.

Aus den Armen des Schlafes
legte mich freundlich Morpheus
in deine Arme, Maria,
die du, so ferne, ach! des Geliebten
auch wohl gedachtest in dieser Stunde!

Doch Träume bann ich
ferne vom ernsten, bedächtigen Schaffen!
Nur in dich noch ein Blick,
hohe, herrliche Mutter Natur!
Wie der Nebel dort wallt
um die Berge geschmiegt!
Auf den rosigen Morgenwölkchen
blüht empor dein Bild, Maria!
Drüben, drüben, da wohnst du,
über den Fluß hin
weit, weit hin über die Berge!

Schau, sie nahet,
Sonne, die mächtige, hebet das Haupt,
küßt die Gipfel der Berge —
rötlich glüh'n sie im feurigen Kusse!
Einst in der Frühe
eines sonnenhellen, himmlischen Maitags
trat auch ich nach nächtlicher Wandrung,
wie jetzt die Sonne zur schlummernden Erde,
leise, leise zu dir hinein
in das bekannte Zimmer,
wo du sitzest,
neigend das Haupt zu dem zierlichen Rahmen.
Glühende Küsse
spend ich deinen blendenden Werken,
und auch du glühst auf in errötender Freude!

Doch ab nun ihr Träume der Jugend,
schüttl ich euch aus den wallenden Locken!
Ernst und mit Ehrfurcht
tret ich, o Kunst, ins Heiligtum!
Zwar du bist milde,
lächelst den Zagenden an,
zeigst mir nach rüstigem Streben
der Ehre lockenden Lorbeerkranz,
und zum Lohne versprichst du Marias Besitz.
Eine Wonne folget der andern!
Erst ja träumt ich, Maria, von dir —
dann gedacht ich, du Liebliche! dein —
nun ist voll mein Herz und mein Geist,
voll deines Bildes!
Dich ja soll ich nun bilden!
Denn du bists ja — niemand erfährt es —
die ich male als Krone der Schönheit!
Jene Blicke der brennenden Liebe,
die du auf mich einst, den Armen, gerichtet,
ich richte sie aufs Bolpult,
und so vollend ich die göttlichste Liebe!

Ja, da liegt sie, die Zeichnung,
die zum Urbild mir dient;
zu der du saßest
im traulichen Stübchen
in der ersten aufschwellenden Liebe Tagen!

Schon wieder Träume?
Ernst, männlicher Ernst
sporne zum Werke!

(Er schaut das Bild an — fährt erschreckend zurück.)

Aber was ist das?
Fleißig hab ich doch gestern geschafft,
und wie verwandelt das Bild?
Das bist du nicht, Maria!
wie im Traume du schwebtest,
wie du tanztest auf Morgenwölkchen!

Digitized by Google

Das ist graue und grobe Leinwand,
das sind ekle, gestaltlose Flecken — —
Farben und Töne, wo seid ihr geblieben?
(Er rückt die Staffelei zum Licht.)

Nur immer wüster!
Wie mißgestaltet das alles!
Des braunen Auges sonniger Glanz
wie ein Nebelfleck trübe!
Der Wangen Blüte
schal und matt, wie verglommene Rosen!
Ha! der Nacken
samt des Busens gewölbter Rundung,
das alles liegt flach auf der Leinwand —
kalt und tot das alles!
(Pause.)
Und doch treu die Studien,
die Züge scharf und richtig — —
aber kein Geist darin,
und ach, was schlimmer, kein Herz!

Doch Mut!
Du, o Himmlische, füllest die Brust mir.
Freundlich warest du stets dem Geliebten,
ihm dich fügend,
ihm allein, doch andern oft launisch.
Sei milde auch jetzt,
laß dich bannen in diese Farben,
bannen des Reizes Unendlichkeit
in die Enge des Rahmens!
Auf zum Werke!
Noch einmal versuch ichs mit frischerem Mut!
(Er arbeitet.)

Der Schuft.

Ein Bericht von **Knud Hjortö** (Skelskör).

Eigentlich hatte er Theologie studieren und Pfarrer werden sollen; er beschäftigte sich jedoch mit der Literatur und wollte lieber Dichter werden. Der Keim zu diesem innern Zwiespalt lag bereits in ihm, ehe er entdeckt wurde, und sein Geschick sich entschied.

Es war im Beginn der neunziger Jahre, und es waren schwere Zeiten für die in Scharen auftauchenden Talente der dänischen Literatur. Die Großen, Drachmann und J. P. Jacobsen, waren damals schon berühmt; aber es hatte den Anschein, als wollte die Kritik die nächste Generation nicht dulden, die ersichtlich weniger leicht zu bändigen war.

Die „Jungen“ hatten natürlich ihr Stammcafé, wo sie diskutierten und sich ihre neuen Schöpfungen vorlasen, in der Regel aber mit Bezug auf die fertigen Werke einer Meinung waren. Als Dichter waren sie durchgehends lebensmüde — das war man damals, — als Menschen aber amüsierten sie sich; sie leerten hohe Pokale, auf deren Grunde sie oft gute Ideen und neue Theorien fanden, häufiger aber einen Katzenjammer —: gut, dann besangen sie eben den Katzenjammer, und diese Verse waren gewöhnlich die besten. Oft waren auch Mädchen mit dabei, und Mädchen und Katzenjammer taten wohl not, um bei Laune zu erhalten; es waren, wie gesagt, schwere Zeiten.

Derjenige, von dem hier erzählt werden soll, wurde von den Kameraden zu den Vielversprechenden gerechnet. Wie er hieß, mag auf sich beruhen, er hatte damals keinen Namen und hat ihn auch später nicht bekommen; wir können ihn Petersen nennen.

Die Seele des Ganzen aber hieß Salmonsen. Sein Talent war keins von den großen; aber er hatte Geld und Geschäftssinn. Er brachte auch eine Zeitschrift für die junge Richtung zustande; die hatte einen überaus ernsten Charakter, und es wurde überaus viel über sie gelächelt. — Das war damals. Die Zeitschrift ging später ein, als die, aus denen etwas werden sollte, groß geworden waren. Salmonsen stand, weil er ein wohlhabender Mann war, bei den Rechtgläubigen im Verdachte, Dilettant zu sein; aber er schrieb gute kleine Geschichten, die von kleinen Mädels handelten und die Zweifler eines Bessern belehrten. Es kamen ungewöhnlich viele Mädchen vor in allem, was damals geschrieben wurde; entweder waren sie geschminkt oder dämonisch oder eigenartig, stets aber ein bischen verdorben. Unter der jungen Generation brauchte man ja damals nicht an die Reinheit des Weibes zu glauben.

Entdeckt wurde Petersen von keinem andern als Salmonsen. Der erschien eines Abends mit ihm im Klub, stellte ihn vor, spendierte eine Runde und teilte mit, daß Herr Petersen aus seinen Dichtungen vorlesen wolle. Und man betrachtete Petersen: er hatte eine lange, neckische Nase, die zugleich krumm und spitz war, geblichenen Teint und hohle Wangen. Er war nicht schön, was sofort als Empfehlung galt. Seine guten Verse las er schlecht vor, und sein Talent wurde auf der Stelle konstatiert. Es hielt jemand eine kurze Ansprache, die darauf hinauslief, daß er von nun ab unter die jungen Talente gerechnet werde. Und er dankte und sah zu Boden, trank aus und bekam von einem ungenannten Bewunderer noch ein Glas gespendet.

Petersen wurde sehr gründlich erörtert: er war eigenartig; es hieß auch, daß er hungre, was ihm natürlich eine Sonderstellung einräumte, denn so schlimm war es nur um wenige der jungen Talente bestellt, wennschon es das vornehmste war.

Petersen nahm alles an, was ihm dargeboten wurde, obwohl er nicht die Mittel hatte, sich jemals zu revanchieren; stolz war er in dieser Hinsicht nicht. Sehr häufig trank er zu viel, aber das inspirierte ihn, und er begann zu improvisieren. Es endigte dann damit, daß er auf die andern als auf untergeordnete Talente herabsah; doch dazu hatte man — ungeschriebenen Gesetzen der Gesellschaft zufolge — ein Recht, wenn man betrunken war. Dem Dichter Petersen wurde eine große Zukunft prophezeit, und Salmonsen konnte stolz auf seinen Protégé sein. Er traktierte Petersen denn auch am häufigsten mit Getränken, abgesehen davon, daß er ihm Geld lieh.

Nun tritt das Mädchen in der Geschichte auf. Es hatte den runden, drallen Namen Gudrun und gehörte

Digitized by Google

nicht zu dem Kreise, sondern wurde entdeckt und eingeführt, man weiß nicht von wem. Gudrun war in einem Magazin beschäftigt, wie sie sagte; mehr brauchte man nicht von ihr zu wissen, da sie einen frischen Teint hatte, und da es amüsant war, sie anzusehen und ihr zuzuhören. Meistens trank sie Kaffee mit einem kleinen Kognak dazu. Und sie konnte es vertragen, einen ganzen Abend über aus runder Brust und vollem Halse zu lachen; aber sie gewöhnte sich auch daran, zu schweigen, wenn vorgelesen wurde. Wenn sie jedoch angedichtet wurde, so lachte sie, ob es nun so gemeint war oder nicht.

Petersen lachte nicht. Er saß in einer Ecke; das Haar hing ihm tief auf die Schläfen herab, und die Augen staken ihm tief im Kopfe. So starrte er Gudrun an und rauchte seine Zigarre dazu, die ihm irgend jemand verehrt hatte, und die er nie ungezwungen zwischen zwei Fingern halten lernte. Petersen war verliebt in Gudrun. Und auch sie war offenbar ziemlich eingenommen für ihn und lachte nicht, wenn er mit tiefer, unsichrer Stimme eine bruchstückhafte Bemerkung an sie richtete. Aber Salmonsen war derjenige, der sie mit sich in seine elegante Junggesellenwohnung nahm; Salmonsen war ja auch der Schönere von den beiden, und die Freundschaft — man hatte in dem Kreise beschlossen, es so zu nennen — zwischen Gudrun und Salmonsen dauerte nicht länger, als seine Freundschaften zu dauern pflegten.

Am Abend kam Gudrun wieder. Petersen sagte nichts, er war bloß noch etwas schweigsamer und stierte mit bösem Blick zu Salmonsen hinüber, nahm jedoch stets den dargebotenen Becher entgegen und vergaß beim Anstoßen auch das „Prosit“ nicht. Doch Gudruns Verlust ging ihm zweifellos sehr nahe. Eines Abends las er einige Verse von unglücklicher Liebe vor, die Salmonsen veranlaßten, Madeira zu spendieren.

Zwei Mitglieder des Kreises besprachen die Angelegenheit eines Abends. „Es ist unvernünftig von Petersen“, sagte der eine, „sich die Sache so zu Herzen zu nehmen, als ob Gudrun ein anständiges Mädchen wäre, das ein Mann ernst nehmen könnte.“ Der andre aber machte den berechtigten Einwand: da Petersen ja nicht die Tugend, sondern die Liebe besinge, so habe er wirklich einen ernsten Verlust erlitten und habe ein Recht darauf, Salmonsen zu hassen.

Übrigens entlieh Petersen fortwährend Geld von Salmonsen, und man erklärte das unfreundlicherweise damit: Salmonsen habe dem Petersen das Mädchen abgekauft.

Alles schien sich aber auf die beste Art zu ordnen, als auch zwischen Petersen und Gudrun „Freundschaft“ entstand. Doch sie dauerte gleichfalls nicht gerade lange; und Gudrun war es, die das Verhältnis abbrach. Wenn Petersen einmal des Abends ausblieb, so kam es vor, daß Gudrun von seiner Eifersucht auf Salmonsen und von seinen Quälereien Dinge erzählte, darob die jüngeren Leute ausgelassen lachten, da sie ja nur Menschen waren. Wenn sie jedoch nach Hause kamen und allein waren, und ihr besseres Ich in ihnen erwachte, dann waren sie wohl tief ergriffen von Petersens Schicksal, das sich ihrem Bewußtsein offenbarte als „bittre Wissenschaft von grausamen und ungerechten Lebensbedingungen“.

— Was Gudrun von dem armen Petersen zum besten gab, bewies — in Kürze sei's gesagt — daß er als Dichter zweifellos größere Chancen hatte denn als Mensch.

Petersen besuchte den Klub während der drei Jahre seines Bestehens. Er wurde verhältnismäßig gefeiert und reichlich traktiert; er trank gut und schrieb noch besser. Wenigstens sagten so seine Freunde. Mehrere seiner Arbeiten wurden in der Zeitschrift der jungen Generation veröffentlicht, und er versäumte seine Studien. Von seinem Privatleben ist wenig bekannt, es soll jedoch elend und bewegt gewesen sein. Und obwohl er die Ausschweifungen, denen sich die jungen Dichter sonst meist auf dem Papiere hingaben, jedenfalls in die Praxis umsetzte, hatte er doch nie Glück.

Der Kreis löste sich um die Mitte der neunziger Jahre auf, indem einige seiner Mitglieder Erfolg hatten und sich einen Namen schufen, während andre unters Rad gerieten, und noch andre in das praktische Leben übertraten, das sie verhöhnt hatten, und heirateten, — was sie verschworen hatten.

Salmonsen aber wurde der vielgelesene, angesehene Schriftsteller, von dem mit Recht gesagt wurde, keiner verstehe es so wie er, die verwegensten Dinge in der süssigsten Form vorzubringen, die gewagtesten Situationen in den elegantesten Wendungen zu schildern, sodaß es fast unmöglich sei, Anstoß daran zu nehmen. Doch gerade als Salmonsen bekannt zu werden im Begriffe war, erstand in einer angesehenen christlichen Zeitung ein Kritiker, der sich offenbar vorgenommen hatte, Salmonsen zu zerreißen. In mehreren Artikeln wurde dargetan, wie leichtfertig Salmonsens ganzes Schriftstellertum sei; wie es ihm nicht darauf ankomme, Menschen zu schildern, sondern nur zu versuchen, wieweit er sich auf das Schlüpfrige hinauswagen könne, ohne einzubrechen. Es könne nicht die Rede davon sein, etwas andres an Salmonsen zu bewundern, als eben diese Behendigkeit; und verdiene dergleichen denn eigentlich Bewunderung? Es fielen auch Andeutungen auf Salmonsens Privatleben, das zum Charakter seiner Schriftstellerei recht gut passe.

Die Artikel erweckten Aufsehen, weltliche Zeitungen zitierten sie und bekamen Gewissensbisse: vielleicht waren sie doch zu nachsichtig gegenüber diesem sich einschmeichelnden Talente gewesen; vielleicht war wirklich Gefahr für die Moral im Verzuge. Mehrere konservative Zeitungen griffen Salmonsen an, und es wurden sogar Protestversammlungen abgehalten. Salmonsens Stellung war bedroht, noch ehe sie ganz gefestigt war. Diese Reklame diente nicht ohne weiteres zu seinem Nutzen. Und er begann, Untersuchungen anzustellen. Eines Tages sagte er zu einem Freunde: „Jetzt hab ich entdeckt, was das für ein Schuft ist, der meine Bücher so verreißt. Aber ich werd ihn so gründlich entlarven, daß er die Sprache verlieren wird.“ - „Viel Glück!“ erwiderte der Freund.

Am nächsten Tage stand folgender Brief in der größten freisinnigen Zeitung der Hauptstadt:

Herr Redakteur!

Bisher habe ich geschwiegen zu den gehässigen Angriffen auf meine literarische Wirksamkeit und die Verleumdungen meines Privatlebens, denen „die

Digitized by Google

christliche Zeitung" ihre Spalten bereitwilligst geöffnet hat. Es war ja denkbar, daß die Artikel einer ehrlichen, wenn auch bornierten Indignation entsprangen. Und so lange diese Annahme möglich war, fand ich mich schweigend in alles. Den Christen soll ja die freie Aussprache auch nicht verwehrt sein. Aber jetzt habe ich ganz zufällig entdeckt, was für ein Bewenden es mit der moralischen Indignation des anonymen Skandalschreibers hat. Ich will seinen Namen nicht nennen. Es ist eine Person, die ich früher ein wenig gekannt habe, und der ich verschiedene Gefälligkeiten erwiesen habe. Unter anderm habe ich diesem Herrn Geld geliehn, ohne je daran zu denken, es zurückzuverlangen, weil er es dringend zu brauchen schien, und weil ich gutmütig genug war, an ein gewisses Talent bei ihm zu glauben, das er aber, wie seine jüngsten Schreibereien zeigen, längst vergeudet hat. Ich bin in der Lage, von seinem Privatleben mehr zu wissen, als er von meinem weiß. Das seine steht in seltsamem Gegensatz zu seiner erheuchelten Indignation in moralischer Hinsicht. Er hat seinerzeit zusammen mit einigen andern verpfuschten Existenzen in einem Café verkehrt, wo — — — Aber ich will es lieber dem Blatte, das er hinters Licht geführt hat, überlassen, seine Vergangenheit näher zu untersuchen. Dazu, in einem spezifisch christlichen Blatte Moral zu predigen, scheint diese Person sich nicht zu eignen, sofern das Blatt es sich nicht etwa zur Aufgabe macht, sich verlorner Söhne huldvollst anzunehmen. — Ich ersuche Sie, Herr Redakteur, das Honorar für diese Zeilen der „Gesellschaft zur Unterstützung unglücklich situierter Mütter" zu überweisen.

Mit bestem Dank für die Aufnahme
hochachtungsvoll
L. Salmonsen.

Danach las man in dem christlichen Blatt keine Artikel mehr aus Petersens Feder. Niemand weiß, wo er später geblieben ist.

(Deutsch von H. Kiy, Berlin.)

Pariser Schwänke.

Ein Saison-Epilog.

II.

Literarisch steht Feydeaus Schwank bei weitem tiefer als das heitere Lustspiel „Le Boute-en-Train (Der Spaßvogel)" von Alfred Athis, das nun schon an die hundert Male das Publikum des Athénée-theaters in herzliche Heiterkeit versetzt. In diesem Werk haben wir in der Tat einmal einen Lustspiel-Schwank im besten Sinne des Wortes zu erblicken. Alfred Athis ist der erste Typus des literarischen Schwankdichters. Er ist nur, soweit der eigentliche Kern der Handlung seines Stückes in Betracht kommt, Vaudevillist, zeigt sich aber in der sorgsamen Steigerung und Ausgestaltung der Handlung, ferner in der ruhigen Logik, mit der er die Vorgänge bis zum letzten Moment ohne Überstürzung und ohne Willkür auf einander folgen läßt, als ein hochbegabter Autor, beinahe als echter Poet. Schon in dem Geschick, mit dem zwei Handlungen verflochten werden, verrät sich eine ausgesprochene Originalität. Wir haben da auf der einen Seite eine der lustspielmäßigen Spannung nicht ermangelnde wirkliche Intrigue, auf der anderen eine harmlose Schwankintrigue. Die „echten" Intriguanten sind Théodore Poulette, ein armer Tropf, der hinter einer scheinbaren dummen Gutmütigkeit große Raffiniertheit verbirgt und eine Kokotte, Léa, die beide dem einfältigen Bürgermeister, Malardier, eines kleinen normännischen Seebades Villerboeuf versprochen haben, Reklame für den Badeort zu machen. Théodore gibt sich für einen Sylvanier aus, der mit dem Hofe von Sylvanien engste Beziehungen habe und den Souverän dieses Königreiches zu einer Reise in das Seebad Villerboeuf zu bestimmen hofft. Der Fürst Ernst von Sylvanien hat in der Tat Paris mit einer Kokotte, Nini, verlassen, die er ihrem Freunde, dem Grafen Vavincourt, entführt hat. Den Zeitungen zufolge muß der Fürst und Nini „noch heute" in Villerboeuf ankommen, und als drei lustige Kumpane Brézard und das Ehepaar Radinot eintreffen, werden sie — die Schwankintriguanten! — für den Fürsten und seine Geliebte samt Adjutant gehalten. Die Situation wird dadurch ungemein witzig, daß dieser Brézard, eben der „Spaßvogel", während der Reise von Paris nach Villerboeuf das gesamte Reisegeld, das ihm Radinot anvertraut hat, verspielt hat und daß Frau Radinot in der Tat die Geliebte Brézards, des falschen Fürsten, ist. Aber auch die ganze Idee des inkognito reisenden Fürsten ist vom Autor ganz köstlich ausgenutzt worden. Eine Depesche trifft ein, die den Fürsten von Unruhen im Königreich in Kenntnis setzt, ein Geheimagent beginnt, „sylvanisch" mit seiner Durchlaucht, dem falschen Fürsten zu reden, und ganz besonders liebenswürdig und fein ist dann zuletzt das Zusammentreffen des echten und des Pseudofürsten geschildert. Athis verabscheut die herkömmlichen Utensilien, wie Revolver, verdunkelte Schlafzimmer und ähnliche Dinge. Selbst wo er uns Leute in Badekostümen zeigt, wie im letzten Akt, der im Vorraum der Badeanstalt des Kasinos spielt, wird er niemals ordinär, und wenn sich in der letzten Szene des anmutigen Stückes der falsche und der echte Sylvanierfürst gegenübertreten, und der „Spaßvogel" endlich zugibt, daß er nur eine harmlose Komödie gespielt habe, so erscheint uns, den Zuschauern, ein solcher Vorfall wenigstens nicht so völlig unmöglich, wie die mühsam konstruierten Geschehnisse so vieler französischer Schwänke. Allerdings hat Athis zur Personifizierung der Titelrolle seines Stückes in Felix Galipaux einen Künstler zur Verfügung, dem diese Gestalt ganz prächtig liegt. Daß Galipaux ein vorzüglicher Komiker ist, hat er in vielen Vaudevilles bewiesen. Diesmal aber zeigte er sich als einen völlig eigenartigen Künstler. Er stellte einen echten und rechten Pariser Spaßvogel hin, keinen „beau garçon" und Herzensbrecher von Beruf, der mit faden Schmeicheleien und durch die Modeeleganz der Kleidung die Frauen verführt, sondern einen lustigen Gesellschafter, der durch seine stets muntere Laune die Weiberherzen mühelos einfängt, fast eine ins Heitere gewendete Variation des Henry Bataille'schen „Poliche". Während des ganzen Stückes wechselt Galipaux nicht den Anzug, kaum ein Stäubchen Schminke bemerkt man auf seinem nicht uninteressanten Gesicht. Nur zu Zeiten, wenn er besonders spaßig aufgelegt ist, fährt er sich durchs Haar, und dann sträubt sich ihm die für ihn typische Galipaux-Locke, und man lacht noch herzlicher als sonst. Dabei hat er in den Bewegungen etwas Clownhaftes, ohne doch äußerliche Spielwirkungen zu erstreben. Ein origineller, liebenswerter Künstler! . . . Den diametralen Gegensatz zu seiner akrobatenmäßigen Gelenkigkeit bildet das regungslose Phlegma des köstlichen Charles Lamy, der jetzt in dem intimen Capucinestheater die Hauptrolle der indisch-pariserischen Operette „Le coq d'Inde" („Der Truthahn") von Claude Terrasse spielt, einen Diener Bengali, der für seinen,

Digitized by Google

alle frivolen Liebesmanöver verabscheuenden Herrn, den Prinzen Alil, die ermüdendsten amourösen Geschäfte zu verrichten hat, eines Tages jedoch Lust bekommt, sich „selbständig zu etablieren“ und bei diesem Versuch, den poetischen Schwärmer zu spielen, kläglich Schiffbruch leidet. Ich kann mir keinen einzigen Komiker in Deutschland oder Österreich vorstellen, dem es gelänge, die grenzenlose Frivolität dieses „Liebesdurststillers von Beruf“ so gleichsam ins gutmütig Onkelhafte abzuwenden, wie es die famose Komik Lamys vermag. Prachtvoll wirkt besonders die Mimik Lamys, die alle Schauspielertricks und herkömmlichen Grimassen verschmäht. . . . Übrigens spielte auch seine Partnerin, die anmutige Alice Bonheur, das Liebesopfer, die sinnliche Gallierin Aricie, voll prickelndster Grazie, und die Gestalt des Prinzen Alil ist eine neue Glanzrolle der Polaire. Ihr dunkelbrauner Teint, ihr breiter, pervers sinnlicher Mund, ihre nachtschwarzen, abgrundtiefen, geheimnisvollen Augen und ihr überschlanker Leib ließen diese Figur des indischen Prinzen wie für sie geschaffen erscheinen. Zu der Handlung, die ich im einzelnen verschweige, nicht etwa aus Prüderie, sondern lediglich, um die Neugierde der Leser auf die deutsche Aufführung zu spannen, — hat Claude Terrasse eine graziöse Musik geschrieben, der man es anmerkt, mit welcher Lust und Liebe er bei der Sache war. Das flirrt und sprüht nur so von anmutig schalkhaften Melodien und stets wechselnden Rhythmen! . . . Wie armselig erscheinen doch dagegen die trivialen gleichförmigen langsamen Walzer Rodolphe Berger's in dessen neuer Ausstattungsoperette „Le Chevalier d'Eon“, die die Direktion des Porte-Saint-Martin-Theaters gewaltsam als Attraktion für die Sommersaison herausstaffiert hat und die dort wohl kaum höchstens 30 Aufführungen erleben dürfte. Berger ist ein gebürtiger Wiener, der in Paris seit langen Jahren heimisch geworden ist, so heimisch, daß er den Charme des echten Wiener Walzers mit der schwülen Sentimentalität des französischen Chansons zu überschminken sich angewöhnt hat. Als Café-Konzert-Komponist soll er sich gleichwohl großer Beliebtheit in Paris erfreuen. Warum schielt er nun nach dem Ruhm der Opéra-comique? Warum schmückt er sich mit den fremden Federn französischer Menuetts und Duette? . . . Echt wirkt trotzdem seine Partitur nicht. Man fühlt den Zwang, den er sich antun muß, um seine angeborene Wienerische Feschheit einzudämmen. Immerhin erfreuen hie und da überraschend eigenartige Wendungen, und seine Musik paßt sich dem Textbuch A. Silvestres und H. Cains äußerlich gewandt an. Der „Chevalier d'Eon“ ist eine historisch beglaubigte Gestalt. Noch heute sind sich die Gelehrten darüber uneinig, ob dieser Geheimsekretär Ludwigs XV. ein „Mannd!“ oder ein „Weibl“ war. Fest steht nur, daß er zuletzt gezwungen wurde, Frauenkleider zu tragen und daß er im Elend in England gestorben ist. . . Die Librettisten nahmen die Gestalt natürlich von der heitern Seite. Ihr Chevalier d'Eon verliebt sich in die Tänzerin Rosita, kommt in Frauenkleidern an den Hof zu Versailles und wird von der Dubarry dem König für eine nicht ungefährliche diplomatische Mission nach Rußland empfohlen, von der er glücklich heimkehrt. Ein paar echte Operettentrottel, darunter namentlich ein tölpelhafter Diplomatenrivale des Chevalier d'Eon, bringen die erforderliche Heiterkeit in das preziöse Liebesgeplänkel. . . Der Hauptreiz für das Publikum liegt darin, daß die Titelrolle von einer Dame, der bildhübschen Dancray, gesungen wird, die sich mit großem Charme und mit mutigem Schwung in die Rolle einlebte. Für die stilechten Dekorationen waren Tausende ausgegeben worden. Allein die Hofkarosse, in welcher im letzten Bild der König Ludwig XV. über die Bühne fährt, soll 50 000 Francs gekostet haben. Ein trauriges Zeichen für die Äußerlichkeit, mit der man heute in Frankreich vor allen Dingen an die Inszenierung einer Opéra-comique denkt, die immer mehr und mehr zur Ausstattungspantomine, zur Variéténummer degradiert wird. . .

Wenn ich heute in diesem den letzten Pariser Schwänken geweihten Aufsatz auch noch von der Novität des Réjanetheaters, von dem fünfaktigen Schauspiel „Qui perd gagne“ spreche, das Pierre Veber aus einem Jugendroman von Capus gezogen hat, so tue ich dies nicht etwa deswegen, weil Veber sonst ein Schwankautor ist, sondern weil der eigentliche Gehalt des Stückes zwar ernst, die Fassung der Handlung indessen durchaus heiter ist, wenn auch freilich im spezifisch Capus'schen ironischen Verstande. Wir blicken in das Treiben in den Salons des einflußreichen Pariser Zeitungskönigs Verugna. Wir lernen da in der Umgebung und im Dienste dieses Presse-Napoleon die verschiedenen Typen der Pariser Journalistik kennen und sehen, wie das Ewig-Weibliche in Paris alles herab- und zugleich hinaufzieht zu Stellung, Ehre, Geld. Um ihren Gatten hochzubringen, scheut Emma, ursprünglich eine einfache Pariser Grisette, vor keinem Opfer zurück. Sie gibt sich skrupellos zuerst dem eleganten Chefredakteur, Velard, des Verugna'schen Blattes hin, da sie weiß, daß dadurch ihr Mann eine „große Affäre“ zur Erledigung erhält. Auch des Zeitungskönigs Verugna Bitte, sein liebeleeres Berufsleben durch ein paar süße Stunden an ihrer Seite zu verschönen, erfüllt sie, da sie weiß, daß sein Einfluß stark genug ist, ihren Gatten, der wegen Börsenveruntreuungen ins Gefängnis wandern mußte, zu befreien. . . Daß dieses Stück weder ermüdete, noch peinlich wirkte, dies ist in erster Linie das Werk der Réjane. Sie hat mit ihrer entzückenden Verkörperung der Emma seit langem wieder eine Glanzleistung geboten. Stets ließ sie die schalkhafte Anmut der Grisette durchblicken. Ihre müde Heiterkeit, ihre unschuldige Sündigkeit, ihre erzwungene Eleganz im Salon Verugna, ihre anmutig plaudernde Sprechweise, die Lässigkeit, mit der sie ihre Toilette trug, all dies vereinigte sich zu einer unmittelbar menschlich wahren Schöpfung. Geradezu zauberhaft wirkte die Jugendlichkeit ihrer Erscheinung. Wenn sie lächelte, lächelte auch das Publikum, und gleichwohl ward man des tiefen Grundgehaltes des Stückes inne. . .

Der Minnesänger.

Es sang der hohe Skalde
Von Neck und Nixe fein,
Von Feen im Sommerwalde,
Von Ros' und Veigelein,
Von sanften Ritterdamen
Aus blütigem Geschlecht,
Und fern in dunklem Rahmen
Erschien der Fischerknecht.

Der fuhr im leichten Kähnchen
Im Wogenschaukeln weit;
Es zogen weiße Schwänchen
Romantisch durchs Gebreit.
Es sang der Minnesänger
Vom Wellenspielgeräusch,
Sein Lied ward lang und länger,
Und alles war so keusch.

O Zeit voll Geibelsegen,
So hold, so süß und rein!
Wie schnöde ists dagegen
Ein Diplomate sein!
Mißgünstge Welt, du achtest
Nicht Minnesängerrecht,
Dieweil du nie betrachtest
So einen Fischerknecht.

Als hin die Jahre gingen,
Schwand, ach, das Jugendglück,
Von all den Zauberdingen
Blieb keine Spur zurück.

Digitized by Google

Man sieht das Frühbegrab'ne
Noch einmal wie im Traum,
Man wandert ins Erhab'ne — —
Den Fischer kennt man kaum.

Man kennt nicht mehr das Wörtchen:
„Auch ich war einmal jung!"
Wo ist das traute Örtchen
Der See-Erinnerung?
Das Temp'rament wird stille,
Der Trieb von einst erlischt —
Man nimmt die blaue Brille
Und sagt: „Ich weiß von nischt."

Jetzt wird man brav und bieder,
Familiensinn erwacht;
Ade, ihr Rosenlieder
Aus junger Maiennacht!
Ade, o Jugend, stecke
Ihn ein, den falschen Ruhm —
Ich schmeiße in die Ecke
Das ganze Bardentum!

Was willst Du, Dunstgeselle?
Du hast kein Daseinsrecht!
Verschlinge Dich die Welle,
Du loser Fischerknecht!
Ich singe von den Veilchen
Nie mehr mein lebenlang
Und fasse jetzt ein Weilchen, —
Leb wohl, o Minnesang.

Terentius.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Walter Pater: Marius der Epikureer. Deutsch von Felix Paul Greve. 2 Bände. Insel-Verlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 6.50.

Markus Zucker: Albrecht Dürer in seinen Briefen. Mit 12 Tafeln und Abbild. im Texte. Deutsche Charakterköpfe (Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften). Herausgegeben von Wilhelm Capelle. Band II. Verlag von B. G. Teubner (Leipzig). Preis geb. Mk. 2.

Hermann Hesse: Hermann Lauscher. 3. Auflage. Verlag der Rheinlande (Düsseldorf). Preis in Sackleinen geb. Mk. 3.

Prof. Dr. Eugen Kühnemann: Schiller. Mit einer Wiedergabe der Schiller-Büste von Dannecker in Kupferdruck. 3. Auflage. Verlag von C. H. Beck (München). Preis geb. Mk. 6.50.

In der hier mehrfach besprochenen Sammlung „Aus der Gedankenwelt großer Geister", herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel im Verlag von Robert Lutz (Stuttgart), erschienen:

Hebbel. Ein verkleinertes Bild seines Gedankenlebens. Zusammengestellt von Dr. Egon Friedell. Preis geh. Mk. 2.50.

Balzac. Sein Weltbild aus den Werken. Bearbeitet von Stefan Zweig. Preis geh. Mk. 2.50.

Walther Zierfch: Zwei Brüder. Roman in zwei Bänden. Verlag von R. Piper u. Co. (München).

Karl v. Freymann (†): Masken. Drei Einakter. (Francesca. Nach dem neunten Thermidor. Masken.) Mit einem Bildnis und biographischem Vorwort, ebenda.

Parabellum: Banzai! Verlag der Dietrichschen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher (Leipzig.) Preis geh. Mk. 3, gebd. Mk. 3.60.

Rudolf v. Koschutzki: Siehdichum. Roman. Verlag von Oskar Hellmann (Jauer). Preis geh. Mk. 4.

Der E. A. Seemannsche Verlag (Leipzig) veröffentlicht folgende Neuheiten:

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Heft IV und V (Kröyer. Nagel. Opsomer. Delaunois. Moreau-Nélaton. Zilcken. Roth. Migliaro. Ciardi. Fehr. Muirhead. Spitzweg). Preis des Heftes Mk. 3, des einzelnen Blattes Mk. 1.

Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts. Heft 4—6. (Düsseldorf: Gebhardt, Dücker, Vautier, Oeder, Sohn; Frankfurt: Steinle, Eysen, Thoma, Scholderer, Schmitson; Berlin: Menzel, Blechen, Liebermann, Leistikow, Chodowiecki). Preis des Heftes Mk. 3, des einzelnen Blattes Mk. 1.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

„Agfa"-Entwickler:

- Rodinal
- Eikonogen
- Metol
- Amidol
- Glycin
- Ortol
- Pyrosäure
- Hydrochinon

in **Substanz,** resp.
in **Patronen,** resp.
in **Lösungen.**

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande, umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. Privat-Badezimmer, Auto-Garage.

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt Uhlenhorst.

See- und Soolbad

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. Kinder guter Kreise mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee

Schweiz Prospekt frei

Halsleiden

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der Ost-Holsteinschen Schweiz. Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen. Kurhaus Sellin

früher: Hotel Fürst Wilhelm. Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

Bei allen Bestellungen

wolle man sich gütigst auf die

„GEGENWART“

beziehen.

Herders Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 M. an.

Illustr. Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 30. Berlin, den 25. Juli 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Motor-Luftschiffahrt und drahtlose Telegraphie. Eine zeitgemäße Parallele von Oberleutnant a. D. und Ingenieur K. Solff (Steglitz). — Das Erbe Voltaires. IV. Von Nestor. — Juristendeutsch. Von Dr. jur. Ernst E. Friedegg (Berlin). — Arthur Graf Gobineau. I. Von Dr. J. Ritter v. Newald (Melk, Nieder-Österreich) — Künstlers Kampf und Sieg. Eine Phantasie. II. Aus dem Nachlaß von Gottfried Kinkel. — Drei Gedichte. Von Jakob Picard (Konstanz). — Die Goldene Mauer. Novelle von Paul Friedrich (Berlin). — Aus der Finanzwelt. Von Mercator (Berlin). — Der Entthronte. Von Terentius. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Motor-Luftschiffahrt und drahtlose Telegraphie.

Eine zeitgemäße Parallele

von

Oberleutnant a. D. und Ingenieur K. Solff (Steglitz).

I.

Starr, halbstarr, unstarr! — Gedämpft, halbgedämpft, ungedämpft! — Hie Welf' - - hie Waiblingen! — Ein merkwürdiger Gleichklang liegt in diesen Schlachtrufen, die augenblicklich die Lager der Anhänger der jüngsten und nach wie vor das Tagesinteresse in Anspruch nehmenden Kinder unserer modernen Technik, Motorballon und Radio-Telegraphie, durchbrausen! Aber nicht nur diese rein äußerlichen Umstände sind es, die eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen ihnen dokumentieren; sie haben auch sonst viele gemeinsame Züge, die zu einer vergleichenden Nebeneinanderstellung herausfordern.

Manchen begeisterten Anhänger des so plötzlich in die Mode gekommenen „Luftsports" wird ja wohl ein leichtes Gruseln überlaufen bei dem Gedanken, wie man etwas so Banales, wie Elektrizität, „von der man so viel hört und so wenig versteht", mit etwas so Erhabenem wie Aeronautik, die ja bereits in die Reihe der offiziell anerkannten Sports aufgenommen ist, überhaupt vergleichen mag.

Ich kann den Herren aber leider nicht verhehlen: Von einer rein sportlichen Betätigung ist beim Motorballon vorläufig noch ebenso wenig die Rede, wie bei der drahtlosen Telegraphie von einer ihrer Bedeutung entsprechenden ausgedehnten Verwendung als überall anerkanntes, öffentliches Verkehrsmittel! Der Schwerpunkt beider liegt vorläufig noch auf rein militärischem Gebiet, wo ihnen als Aufklärung-, Erkundungs- und Nachrichten-Mittel eine gleichwertige große Bedeutung beizulegen ist. Darin beruht zunächst einmal eine gewisse innere Wesensgleichheit. Dazu kommt, daß die ersten Anfänge beider noch in die letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts zurückreichen, wodurch ihnen schon von vornherein die Ehre zugesprochen wurde, dem neuen Säkulum ihre gemeinsame Signatur aufdrücken zu dürfen.

Allerdings hat die „Drahtlose" vor dem Lenkballon das eine voraus, daß sie schon etliche Jahre früher, als jener, an das grelle Licht der Öffentlichkeit gerückt wurde, und sich infolgedessen schon wieder auf dem absteigenden Ast des allgemeinen Interesses befindet. Gerade dadurch ist sie aber in der angenehmen Lage, ihre jüngere Schwester an den inzwischen gesammelten Erfahrungen teilnehmen zu lassen und ihr manchen praktischen Wink geben zu können, wie sie in der gefährlichen Periode der Kinderkrankheiten die Klippen vermeiden kann, an denen jene selbst Schaden genommen.

Das militärische Gebiet ist für technische Neuerungen, die sich auf ihm ihre ersten Sporen verdienen müssen, speziell bei uns in Deutschland, gerade kein angenehmer Tummelplatz! — Es liegt das einmal, ganz allgemein, daran, daß sich auf diesem Gebiet naturgemäß stets starke Gegensätze gegenüberstehen, die meist erst nach harten Kämpfen und gegenseitigen Kompromissen die Einigung auf der mit Recht so beliebten mittleren Linie finden. Die von militärischer Seite stets geforderte größtmögliche Einfachheit, leichte Bedienbarkeit und absolute Zuverlässigkeit aller Teile kollidiert dabei dauernd mit dem auf technischer Seite erklärlicher Weise vorhandenen Drang nach Erzielung möglichst vollkommener Leistungen unter Anwendung der kompliziertesten und modernsten Hilfsmittel.

Dazu kommt noch bei uns die nicht zu bestreitende Tatsache, daß wir, ganz im Gegensatz zu unserm westlichen Nachbarn, der sich allen auftauchenden Neuerungen mit dem ihm eigenen Elan in die Arme stürzt, solchen technischen Errungenschaften in den maßgebenden militärischen Kreisen zunächst immer sehr skeptisch gegenüberstehen. Wir basteren mit unseren Kriegserfahrungen ja noch immer auf der großen Zeit vor 37 Jahren, als

Digitized by Google

unsere heute so hoch entwickelte Technik noch in den Kinderschuhen stak. Damals ist es doch ohne diesen ganzen modernen Kram gegangen! Auch ist es nicht jedermanns Sache, sich auf seine alten Tage noch mit Dingen zu beschäftigen, zu deren vollem Verständnis der einfache gesunde Menschenverstand nicht immer ausreicht. Die Generation unserer Offiziere, die sich nach der so überaus segensreichen und zeitgemäßen Einrichtung der „militär-technischen Akademie", einer abgeschlossenen technischen Vorbildung erfreut, ist noch zu jung, um sich schon in absehbarer Zeit an maßgebender Stelle bemerkbar machen zu können. Unter diesen Umständen müssen sich eben die in Betracht kommenden Behörden mehr, als das sonst in der Armee Brauch ist, auf das Urteil der für solche Spezialgebiete herangezogenen Zivil-Ingenieure verlassen, was naturgemäß seine zwei Seiten hat, weil darunter oft die rein militärischen Interessen leiden.

In diesem noch etwas unklaren Zustande des Übergangs ist wohl hauptsächlich die Quelle jener Animosität zu suchen, auf die alle technischen Neuerungen bei unsrer Heeresverwaltung zunächst stoßen, und die sie anfangs überwinden müssen. Die Folge davon ist, daß wir auf technischem Gebiet meist immer etwas nachhinken, und uns oft erst zur Einführung einer Neuerung entschließen, wenn es gar nicht mehr zu umgehen ist. Es läßt sich das nachweisen — um nur einzelne Punkte herauszugreifen — bei den Kapiteln: Mehrladegewehr, Rohrrücklaufgeschütz, Ballon, Automobil, Unterseeboot usw. Selbst da, wo wir einmal einen Vorsprung hatten, wie bei der drahtlosen Telegraphie, lassen wir uns ruhig wieder überholen. Wir haben es ja nicht so nötig, wie unser westlicher Nachbar, denn die Überlegenheit an Zahl ist immer auf unserer Seite; auch hat uns wohl der Umstand, daß unsre hochentwickelte Technik und Industrie uns bisher immer noch in die Lage versetzt haben, solche kleinen Unterlassungssünden schnell wieder gutzumachen, in eine gewisse Sicherheit gewiegt. Gerade der Entwicklungsgang unsrer beiden „Jüngsten" ist dafür ein eklatantes Beispiel.

Die bekannten Erfolge des französischen Militärluftschiffs „Patrie" waren für uns das Signal zu einer ganz plötzlich einsetzenden, nervösen Tätigkeit auf aeronautischem Gebiet. Nachdem man — alle nachträglichen Anerkennungen und Ehrungen können diese Tatsachen nicht aus der Welt schaffen — bis dahin den Bestrebungen unsrer Pioniere der Luftschiffahrt, wie Graf Zeppelin und Major von Parseval, sehr skeptisch gegenübergestanden hatte, wurde das nun mit einem Schlage anders. Es fanden sich erstaunlich schnell die bis dahin so schwer zu beschaffenden Mittel zum weiteren Ausbau des Zeppelin'schen starren Modells; die Munifizenz unsrer Industrie- und Hochfinanzkreise schuf die pekuniäre Unterlage für die Motorluftschiff-Studien-Gesellschaft, die sich des Parsevalschen unstarren Modells besonders annahm; das Luftschiffer-Bataillon wollte auch nicht zurückstehen und stellte sich die Aufgabe, ein dem bereits bewährten französischen ähnliches Luftschiff nach dem halbstarren System zu konstruieren.

Es hat wohl jeden Deutschen mit tiefster Befriedigung erfüllt, als im Laufe des vergangenen Jahres Schlag auf Schlag diese drei Modelle an die Öffentlichkeit traten und — jedes nach seiner Eigenart — allen billigerweise zu stellenden Anforderungen genügten. Fürwahr ein schöner Erfolg, der allein schon seiner moralischen Wirkung wegen die pekuniären Opfer reichlich aufwog. Ein schönes Zeugnis ferner für den hohen Stand unsrer heimischen Technik und Industrie, daß sie in der Lage war, allen so plötzlich an sie herantretenden Ansprüchen zu genügen; ist doch an keinem der drei Luftschiffe irgend ein Teil verwendet worden, der nicht deutsches Fabrikat wäre! Dazu kommt noch, daß das starre Aluminium-Schiff Zeppelins und das unstarre Ballonettschiff Parsevals etwas völlig Neues darstellen, während sich das Militärluftschiff in mancher Beziehung an das bereits vorhandene Vorbild anlehnt. In den Augen jedes billig Denkenden tut das dem Erfolg unsrer Militär-Konstrukteure nicht den geringsten Abbruch; im Gegenteil, es wäre merkwürdig, wenn man sich die Erfahrungen andrer nicht zunutze gemacht hätte.

Jedenfalls besaßen wir nun mit einem Schlage drei brauchbare Systeme von Lenkballons, deren jedes seine besonderen Vorzüge hat, und waren damit unserm Konkurrenten nicht nur auf den Leib gerückt, sondern sogar noch ein Stück voraus. Beruhigt schweiften die Blicke wieder hinüber nach dem noch immer offenen Vogesenloch: Was ihr könnt, das können wir auch — allemal! —

In einer ähnlich glänzenden Position befand sich vor etwa acht Jahren die drahtlose Telegraphie.

Auch hier kam der Anstoß zu einem energischen Vorgehen unsrerseits von außen. Die Erfolge Marconis, die unser zweiter guter Freund, England, sich sofort zu sichern verstand, erregten damals ein ähnliches Aufsehen und Interesse in den davon betroffenen Kreisen, wie vor kurzem die Frage des Motorballons. Auch hier hatte man früheren Versuchen, die auf den grundlegenden Entdeckungen von Heinrich Hertz basierten, zunächst wenig Beachtung geschenkt, bis uns das Ausland die Augen öffnete.

Wieder traten Pioniere der Wissenschaft, die Professoren Slaby und Braun, in die Lücke; Armee und Marine zeigten das bekannte lebhafte Interesse, und schnell war unter eifrigem Zusammenwirken etwas Brauchbares geschaffen, das uns wieder auf die Höhe der Situation brachte. Unsre beiden größten Elektrizitätsfirmen nahmen sich der Sache an und konnten schon nach kurzer Zeit, natürlich unter großen pekuniären Opfern, sowohl der Marine wie dem Landheer Stationsmodelle zur Verfügung stellen, die sich in der Praxis völlig bewährten. Wiederum allgemeiner Triumph über den Sieg deutscher Geistesarbeit, der dem Nationalvermögen Millionen gespart hatte, die sonst in die Taschen des Auslands geflossen wären! —

Also genau der Standpunkt, auf dem sich heute der Lenkballon befindet! — Aus dem Entwicklungsgang, den nun die drahtlose Telegraphie von hier aus genommen hat, kann ihre jüngere Schwester, die ja von jetzt ab unter genau denselben Verhältnissen aufzuwachsen berufen ist, die bereits im Eingang angedeuteten Lehren ziehen.

Digitized by Google

Wir hatten also, genau wie jetzt drei erprobte Typen von Lenkballons, um 1900 in Deutschland zwei gleichwertige Systeme von drahtloser Telegraphie. Sobald nun der neue Zweig der Technik aus dem ersten Versuchsstadium heraus war und der fabrikmäßige Betrieb anhob, begann man natürlich sich gegenseitig Konkurrenz zu machen, wobei die in solchen Fällen üblichen Mißhelligkeiten und Störungen der Sache selbst nicht gerade förderlich waren.

Wie einige sich in letzter Zeit bemerkbar machende Symptome zeigen, ist die Motorluftschiff-Industrie — von einer solchen ist man nach der Gründung einer deutschen „Luftfahrzeug-Gesellschaft" ja wohl schon zu sprechen berechtigt — bereits mit einem Fuß in diese Periode eingetreten. Trotz aller Versicherungen gegenseitiger Hochachtung und Anerkennung wird sich das auch gar nicht vermeiden lassen, denn wenn die „idealen" Gesichtspunkte erst mal zurückgedrängt sind und das „Verdienen" in den Vordergrund tritt, dann hört die Gemütlichkeit auf.

Da also dieser naturgemäße Zustand bei der „Drahtlosen" an den leitenden Stellen unliebsam empfunden wurde, so kam man auf den naheliegenden Gedanken: Kinder, was wollt ihr euch im eigenen Lande das Leben sauer machen; — vereinigt euch, dann seid ihr nach außen hin doppelt stark! — Und so geschah es: Aus den feindlichen Brüdern „System Slaby-Arco" und „System Braun-Siemens" wurde der siamesische Zwilling „Telefunken"; die beiden größten deutschen Elektrizitätsfirmen und natürlichen Antipoden A. E. G. und S. u. H. hatten plötzlich ein gemeinsames Kind! Es braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden, daß es keine leichte Geburt war, und daß der Druck ein ziemlich starker gewesen sein muß, der dieses Unikum hervorbrachte.

Der Erfolg dieser Operation war verblüffend; gelang es doch nun den vereinten Kräften innerhalb weniger Jahre, den großen Gegner auf dem Weltmarkt, Marconi, nicht nur einzuholen, sondern sogar bedeutend zu überflügeln. Eine kürzlich veröffentlichte, auf statistischem Material beruhende Zusammenstellung, die von amerikanischer — also nicht deutscher! — Seite herausgegeben worden ist, berechnet die Zahl der auf der ganzen bewohnten Erde vorhandenen radiotelegraphischen Stationen auf rund 1500. Davon sind 40 Prozent nach System Telefunken, 20 Prozent nach System Marconi, während sich der Rest auf etwa noch ein Dutzend andere Systeme verteilt.

Daß mit dieser kaufmännischen Entwickelung auch die technische gleichen Schritt hielt, wird dem Nicht-Fachmann am schnellsten klar aus der beifolgenden Tabelle über die von den deutschen fahrbaren Militär-Funkenstationen während der ersten 8 Jahre ihrer Entwicklung erzielten Reichweiten:

1898—1900	= 30 km	(über mittleres Gelände)
1900—1902	= 50 „	„ „ „
1902—1905	= 100 „	„ „ „
1904—1906	= 150 „	„ „ „

Es sind das Durchschnittszahlen, wie sie von der Firma Telefunken bei der Lieferung garantiert wurden und wie sie z. B. von den für Südwestafrika gebauten Stationen wegen günstiger klimatischer Verhältnisse bisweilen um das Doppelte überschritten wurden. Dabei muß besonders betont werden, daß diese erhöhten Leistungen erzielt wurden ohne eine Erhöhung der aufgewendeten primären Energie, die von vorn herein mit Rücksicht auf das zu transportierende Gewicht der zugehörigen Kraftquelle auf c. l. K. W. festgelegt war und von der Firma bei allen Neukonstruktionen als Norm beibehalten wurde.

Jene militärische Stelle, die sich um die Einführung der Funkentelegraphie in die Landarmee so verdient gemacht hat — es war bezeichnender Weise dieselbe, in deren Händen jetzt auch die Weiterentwicklung des Motorluftschiffs liegt, das Luftschifferbataillon! — hatte sich gleich von vorn herein mit dem Generalstab dahin geeinigt, daß das neue Nachrichtenmittel in erster Linie zur Verwendung bei der vordersten Staffel der fechtenden Truppen ausgebildet werden und besonders der Kavallerie bei ihrer Aufklärungsarbeit zugute kommen solle. Darauf wurde nun auch der ganze Aufbau und die Ausrüstung der Stationen zugeschnitten. Die größte Schwierigkeit machte hierbei die Aufbringung der „Antenne", bis dann schließlich nach langwierigen Versuchen eine durchaus feldmäßige Lösung in Form von einfachen, durch kleine Ballons oder Drachen hochgeführten, Luftdrähten gefunden wurde.

Nun hatte man, was man brauchte: ein sechsspänniges Protzfahrzeug enthielt die ganze Station einschließlich des Gases zum Füllen der Ballons und der Bedienung. Das Inbetriebsetzen der Station aus der Marschformation heraus dauerte zehn Minuten. Wie alljährlich in den Kaisermanövern bewiesen wurde, waren die naturgemäß etwas schweren Fahrzeuge doch imstande, auch eine vor der Front aufklärende Kavalleriedivision zu begleiten und ihre dauernde Verbindung mit dem Armee-Oberkommando aufrecht zu erhalten.

Vor allem aber hatten wir damit etwas, was andere noch nicht hatten! — An dieser ersten, nach militärischen Gesichtspunkten festgelegten und in der Praxis bewährten Form hat man dann auch jahrelang festgehalten. Wenn man später mit Rücksicht auf die Wegeverhältnisse in den Kolonien die für Südwestafrika bestimmten Stationen auf mehreren zweirädrigen Karren verteilte, so bedeutet das nur eine rein äußerliche Anpassung an die Verhältnisse des Kriegsschauplatzes. Die aus der oben angeführten Entfernungstabelle ersichtlichen Fortschritte sind also nur erzielt worden durch eine größere technische Vervollkommnung der elektrischen Apparate.

Man kann demnach wohl nicht gut auf den Gedanken kommen, daß die technische Weiterbildung der drahtlosen Telegraphie stagniert hätte! — Im Gegenteil: Ich möchte behaupten, wenn es dem Motor-Luftschiff gelingt, innerhalb sechs Jahren Eigenbewegung und Aktionsradius um das Fünffache zu steigern, ohne die Maschinenkraft und das Volumen des Tragekörpers zu erhöhen, dann ist die „Luftflottille" des Regierungsrats Martin keine Utopie mehr, und seine Spazierfahrt Berlin—Bagdad wird uns in greifbare Nähe gerückt.

Digitized by Google

Sollte sich aber ein solch' verlockend schneller Fortschritt auch hier nur erzielen lassen durch eine „Fusion", d. h., dadurch, daß man im Interesse eines Systems auf die andern beiden Verzicht leistet, dann möchte ich jedem, dem die Zukunft der deutschen Motorluftschiffahrt am Herzen liegt, zurufen: „Nur das nicht!" --

Wenn neulich die Zeitungen wissen wollten, daß sich unser Generalstab für das Zeppelinsche Modell ausgesprochen habe, während die Vertreter der technischen Truppe mehr den kleineren, schnell zerlegbaren und transportierbaren Typen zuneigten, was will das bedeuten? Kriegskunst ist veränderlich, und solche Ansichten haben eine genau so beschränkte Tragezeit, wie ihre Vertreter! Heute gilt das Motorluftschiff ganz selbstverständlich als ein Aufklärungs- und Erkundungsmittel, dessen Verwendungsgebiet vor der Front der Armee liegt. Wer kann wissen, ob nicht, wenn das erste Interesse an dem Neuen sich gelegt hat, und die bei der Einstellung in den eigentlichen Truppendienst stets hervortretenden Komplikationen sich bemerkbar machen, plötzlich die Ansicht auftaucht, daß es sich besser zur — Regelung des Munitionsersatzes hinter der Front der fechtenden Truppen eigne! Das mag absurd klingen, ist aber, wenn man den weiteren Werdegang der „Drahtlosen" in der Armee verfolgt, durchaus nicht so fernliegend.

Das Erbe Voltaires.

Von Nestor.

IV.

Vielen ernstdenkenden Männern erscheint es nun als ein fast unlösbares Rätsel, daß die offiziellen Vertreter wie auch die gläubigen Anhänger einer positiven Religion in ihrem öffentlichen und ganz besonders im politischen und kirchlichen Leben im Grunde ihres Wesens so wenig Gesittung, so viel Härte, so wenig Menschenliebe und so viel Grausamkeit offenbaren, wo nur immer ihnen die Möglichkeit, ihrem bösen Trieb freien Lauf zu lassen, offen steht, während doch die für heilig gehaltenen alten Fundamentalschriften dieser Religion so manche wunderschöne, höchst zarte und edle, an ethischer Wärme nicht übertroffenen Maximen und Aussprüche enthalten.

Man denkt immer: Wie nur konnte die Bergpredigt nicht stark genug sein, um Ketzerverbrennungen unmöglich zu machen? Wie reimen sich die Korintherbriefe des Apostels Paulus mit Verfolgungen Andersgläubiger zusammen? Wie verträgt sich die Verehrung so vieler edler Heiliger, z. B. eines Franz v. Assisi, mit all den rücksichtslosen Ausschreitungen der europäischen Religionen? Das Rätsel ist aber nicht schwer zu lösen. In den beiden älteren monotheistischen Religionen, die in Europa vertreten sind, gilt als oberste Maxime und als Konzentration der religiösen Weltanschauung der direkt ausgesprochene Satz: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst" und überdies gilt der Satz: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" bei den Christen für selbstverständlich. Damit aber ist alles nicht nur erlaubt, sondern sogar vorgeschrieben, was man gegen Menschen unternehmen will, und sei es auch das Schrecklichste, sobald man glaubt, es Gott zuliebe zu tun.

„Gott zuliebe", zur „größern Ehre Gottes" ist der Grundton aller monotheistischen, aber auch, nur nicht so ausdrücklich hervorgehoben, jeder polytheistischen Religion, und wir in Europa denken nur mit Schaudern an alles das, was unter dieser Devise schon seit vielen Jahrhunderten Schreckliches oder Schlechtes verübt wurde. „Nur Gott allein ist zu lieben, diese ganze Welt aber ist zu verachten", sagt der Kirchenvater Augustin, und Luther schrieb „Gott will entweder allein oder kein Freund sein".*) Da muß denn natürlich jede Rücksicht auf Menschen weichen und ein Wesen der Phantasie ihnen als ihr größter Feind entgegentreten, und das bei jeder Art von Religion. „Als einmal eine Hungersnot die Ägypter drückte", berichtet Diodor,*) „so haben sich, sagt man, viele gezwungen gesehen, einander selbst aufzuzehren; aber durchaus niemand sei beschuldigt worden, eines der heiligen Tiere gegessen zu haben."

Und selbst ein so ungläubiger Mann wie Friedrich II. von Hohenstaufen verordnete, als er sich aus politischen Gründen als Verteidiger des Christentums aufspielen und sein tiefes Verständnis seiner Pflichten in dieser Eigenschaft beweisen wollte, in seinem Dekret gegen die Ketzer:

„Da das Majestätsverbrechen gegen Gott größer ist als gegen Menschen, und da Gott die Sünden der Väter an den Kindern heimsucht, so sollen die Kinder der Ketzer aller öffentlichen Ämter und Ehrenstellen unfähig sein, mit Ausnahme derjenigen ihrer Kinder, welche ihren Vater angegeben haben."*)

Wir sehen also ganz deutlich, wie Religion ein Feind der Menschheit werden konnte und immer wieder werden kann und heute wie in aller Zukunft sein würde, und daß so manche vielleicht unersetzliche Vorteile oder Vorzüge derselben durch Nachteile bei weitem aufgewogen werden.

„Gott zuliebe", „Zur größern Ehre Gottes", „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" — das ist Grundlage und Richtschnur jeder Religion, und geschieht es nicht für Gott, so geschieht es für Götter. --

Es ist daher ungerecht, den Priestern oder den Laien wegen ihrer Grausamkeit oder Rücksichts- und Erbarmungslosigkeit in Sachen der Religion Vorwürfe zu machen; es liegt weniger an ihrem bösen Naturell, als an der Grundidee ihres Glaubens.

Aber auch das Naturell spricht da mit! Es ist eine leider nicht wegzuleugnende Tatsache, daß entgegengesetzt der in Sachen der Religion so toleranten mongolischen Rasse die Europäer in hohem Grade unduldsam und verfolgungssüchtig sind. Und wenn mit Recht so oft darüber gestaunt wird, daß ein solcher Kontrast

*) Diese Zitate entnehme ich Feuerbach.

Digitized by Google

zwischen den mehrfachen schönen Sprüchen der Evangelien, die immer im Munde geführt werden, und der Intoleranz und der oft plötzlich hervorbrechenden Brutalität auch nur möglich ist, wie das doch die Kulturgeschichte Europas bis zum heutigen Tag beweist, so kann nur zum Verständnis dieser Erscheinung immer wieder auf den latenten Fond von Ungüle und Grausamkeit im Charakter der Europäer hingewiesen werden. Wer z. B. die Geschichte des sogenannten weißen Schreckens, d. i. die Grausamkeiten, welche die kirchlichen und feudalen Anhänger der Bourbonen nach dem Jahre 1815 gegen ihre Gegner verübten, oder die Schreckenstaten der unter dem Namen der „Sanfedisten" bekannten Anhänger des Papstes Leo XII. in den letzten zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts näher kennen lernt, der wird Klarheit darüber gewinnen, wie selbst in neuerer Zeit kirchliche Frömmigkeit zum Vorwande von Brutalität, und zwar nicht nur seitens des Pöbels, sondern hauptsächlich seitens der höchstgestellten Klassen dient, welche selbst die der Schreckenszeit an gleichzeitiger Tücke und Freude an der Bosheit übertreffen. Von dem Vorgehen der Europäer noch heutigen Tags in ihren Kriegen gegen die nichtchristlichen Völker anderer Erdteile, dessen Ungerechtigkeit und Brutalität ja jeder kennt, garnicht zu sprechen.

Wozu dienen also den Europäern jene wunderschönen ethischen Vorschriften und Geschichten im Neuen Testament? Sie dienen ihnen als spanische Wand für Unrecht und Verbrechen, sie ersticken das Gewissen und hindern jede Selbsterkenntnis. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß gerade infolge der sittlich-religiösen Erziehungsmethode die Tatsache einer wie die tiefste Heuchelei aussehenden Charakterbeschaffenheit der Europäer jedem Menschenfreund und besonders den nichteuropäischen Völkern so furchtbar und rätselhaft entgegentritt, die es mit unbeschreiblichem Widerwillen so oft vor sich sehen, wie schön Europa spricht und wie schlecht es handelt. Denn es gibt in der Tat sonst kein Volk auf der Erde, das, wenn auch ebenfalls nicht frei von Brutalität, doch so von Tugendbeteuerungen trieft, wie das religiöse Europa. Es ist daher ganz richtig - - und wir müssen das mit Bedauern zugestehn —, wenn es in einem für den Moralunterricht in den elementaren Klassen Japans bestimmten Lehrbuch heißt: „In den fremden Ländern predigten Propheten die Moral und die Menschen dort blieben grausam und den wilden Tieren ähnlich. In Japan gab es niemals Propheten, aber das Volk ist sanft".

* * *

Soll nun die Ethik auf eine religionsfreie Basis gestellt und der positiv-religiöse Geist als ein im Gesamtresultat überaus schädliches Element überhaupt aus dem Vorstellungskreise der Menschen eliminiert werden, so erscheint es auch notwendig, daß die freieren und gebildeteren Geister in ihrer theoretischen wie in praktischer Tätigkeit mehrere Irrtümer in ihren diesbezüglichen Auffassungen vermeiden.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die positiven Religionen, also die Konfessionen, hehre Ideale und Wünsche als Wirklichkeiten hinstellen, damit die Gläubigen sich an ihnen erheben. Man nehme irgend eine beliebige Konfession her, betrachte ihre Dogmen und Vorschriften, und frage sich, wie viele davon auch nur das Geringste mit Idealen zu tun haben, an denen den Menschen irgendwie gelegen ist. Wie relativ glücklich leben die religions- resp. dogmen- und überhaupt konfessionslosen Ostasiaten, und wie ruhig sterben sie, sie, die weder an Himmel noch Hölle glauben! Wo bleibt da die Notwendigkeit, durch Dogmen Trost im Leben und Mut angesichts des Todes zu gewähren? Selbst so dogmenlose niedrig zivilisierte Völker wie die Neger fürchten den Tod nicht, ja sie sollen mit demselben förmlich spielen. Vielleicht kein einziges der Wunder und keines der Geheimnisse der konfessionellen Lehrgebäude enthält einen Kern oder ist auch nur ein Symbol dessen, was Menschen vorher dunkel geahnt oder sehnlichst gewünscht hätten. Nachdem solche Dinge einmal da sind und mit allen erdenklichen Mitteln eingeprägt wurden, werden sie allerdings akzeptiert und sogar mit Eifer festgehalten und verteidigt, teils aus Respekt vor geistlicher Autorität, teils aus Furcht vor weltlicher Gewalt, welche Dogmen mittels Strafgesetz und anderen Mitteln staatlicher Pression stützt, besonders aber aus einem eigentümlichen psychologischen Grunde, der hier wie auch im politischen Leben eine große Rolle spielt, nämlich: aus Parteitrotz.

Der Parteitrotz bringt es mit sich, daß die Menschen irgend eine Ansicht verteidigen, ja sich für sie in den heftigsten Kampf begeben und selbst ihr Leben riskieren, ohne ihr eigentlich mit ihrem ganzen Wesen ergeben zu sein, ohne ihr einen Nutzen oder eine Bedeutung zuzuschreiben, oft ohne sie zu verstehn, oder sich um sie zu kümmern bis zu dem Augenblick, wo man ihnen die Notwendigkeit für diese Ansicht zu kämpfen, suggeriert. Dann geraten sie in Eifer, in Wut und kämpfen, wie die Löwin um ihr Junges, für Dinge, denen sie bisher ohne alle innere Teilnahme gegenüber gestanden hatten. Sie verteidigen ihren Konfessionalismus, so wie in den meisten Kriegen die Soldaten ihr „Vaterland", sie schlagen nämlich auf diejenigen los, die eine andere Uniform tragen. Dieselben Menschen, die heute Feinde der Protestanten sind, weil sie zufällig katholisch erzogen wurden, würden ebenso eifrig die Katholiken anfeinden, wenn sie protestantisch erzogen worden wären. So kommt es, daß bei beharrlicher und geschickter Bearbeitung der Volksmassen der Schein erweckt wird, als ob dieselben für ihre heiligsten Güter einstehn wollten und als ob wirklich ein religiöses Bedürfnis durch dieses oder jenes Dogma befriedigt, durch die Kritik desselben gestört und die Menschheit um ihr größtes Glück gebracht würde. Die der betreffenden Konfession Zugehörigen schreien dann „wir lassen uns unsre Religion nicht rauben", sind darüber entrüstet, daß man Dinge kritisiert, denen sie doch ohne jedes Verständnis oder Bedürfnis sich zugeordnet fühlen, betrachten das so wie eine Beleidigung ihrer Uniform und erwecken durch diesen ihren heftigen Parteitrotz den Anschein, als ob dieses ganze Volk wirklich religiös wäre; während es doch nur auf so tiefer Kulturstufe steht, daß es in

Digitized by Google

konfessioneller Gebundenheit fortlebt, sich an ihre geistigen Fesseln gewöhnt hat und in gegebenem Moment in die Höhe springt, um ihrem Herrn und Meister zu Gefallen zu sein. Man darf daher ja nicht Religiosität der Volksmassen voraussetzen oder benennen, was nur Gewohnheit eines bestimmten Konfessionalismus ist. Und ebenso wie es unrichtig wäre, anzunehmen, die Völker Europas seien während der sogenannten Religionskriege wirklich religiös gewesen, ist es auch falsch, zu glauben, die ihrer Kirche ergebenen Volksmassen unserer Zeit seien religiös; nein, sie sind nur parteimäßig konfessionell. Diesen Irrtum begehen die meisten Politiker und die angesehensten heutigen Religions-Philosophen.

(Schluß folgt.)

Juristendeutsch.

Von Dr. **Ernst E. Friedegg** (Berlin).

Wie in jedem Witze steckt auch in dem Spaß, der jüngst wieder durch die Witzblätter ging, daß der Jurist zu allem eher tauge, als zum Richter, sein gutes Stück Wahrheit. Der tüchtige Jurist sieht in hundert Fällen vor dem dürren Laube der Paragraphen den immergrünen Wald von Menschlichkeit nicht. Er schlägt über das blühende Leben das trockne Fell des toten Paragraphen, und wenn der lebende Fall dafür zu kurz oder zu lang ist, wird nicht das Fell verkürzt oder in die Länge gezogen, sondern dem wirklichen Leben werden einige Beine abgehackt, oder das Leben wird nach der fürchterlichen Paragraphendecke gestreckt. Aber um die Ecke des guten Juristen möchte ich keinen guten Christenmenschen schicken: In jedem freien Hause, wo der schlechte Jurist wohnt, wird das Rechtsbewußtsein erst recht tausendfach verkauft und verraten. Man tauscht dort für Pedanterie nur Frivolität und kranken Zynismus ein. Schlechte Juristen stehen nicht nur jenseits aller Gesetzeskenntnisse, sondern auch jenseits von Gut und Böse. Das Hantieren mit dem Gesetze wird so für das Leben oft gefährlich.

Aber es ist nicht nur wünschenswert, daß der Jurist kein Richter sei. Er sei auch kein Dichter. Sein Umgang mit der deutschen Sprache wird ihr immer gefährlich. Es ist erwiesen, daß der deutsche Fachjurist nicht Deutsch kann. Er redet sich dabei gerne auf seine lateinischen Kenntnisse aus. Was ihn nicht hindert, auch nicht Latein zu können. Wenn man jenes Kauderwelsch beobachtet, das man Juristendeutsch nur dann nennen darf, wenn sich ein Charakter aus Anomalien zusammensetzt, dann sieht jeder Laie, daß dahinter nicht Kenntnisse des Lateinischen, sondern solide Unwissenheit im Deutschen stecken.

Der gebildete Jurist schreibt nicht „von mir", sondern „seitens meiner". Also er geht nicht zu Gericht, um dort Akten anzusehn, sondern „seitens seiner" werden Versuche gemacht (nicht wird versucht), behufs Einsichtnahme in die Akten gerichtliche Schritte einzuleiten. Daß dabei der ganze Satz verhaun ist, bemerkt er in seiner klassischen Weisheit gar nicht. Die Dinge, die der Jurist bei Gericht erfährt, haben nicht den Zweck, für eine Klage oder dergl. verwendet zu werden, sondern sie werden ins Auge gefaßt und gelangen zur Verwendung. Er verhält seinen Gegner im Wege eines Schiedsgerichtes (nicht durch ein Schiedsgericht), nicht zur Büchereinsicht, sondern zur Gestattung der Büchereinsicht, obwohl der Gegner nichts gestattet und erst durchs Gericht dazu gezwungen werden muß; er zwingt ihn jedoch nicht, sondern übt im gerichtlichen Wege einen Zwang auf ihn aus. Der Gegner ist nämlich ein Kaufmann, der die Einsichtnahme (ja nicht: die Einsicht!) in die Bücher verweigert. Der Jurist erfährt davon durch ein merkwürdiges Verfahren, das er die Kenntnisnahme nennt. Und ohne Rücksichtnahme auf die tägliche Gebrauchnahme der Bücher will er die kaufmännischen Abrechnungen (d. h. Rechnungslegungen) beanstanden beziehungsweise (nicht: oder) diese sogenannten Abrechnungen als solche nicht gelten lassen (als solche hat große Bedeutung im Sprachlexikon des Juristen). In dieser Hinsicht kommt nämlich in Betracht, daß anläßlich einer vergleichsweisen Übereinkunft vereinbart wurde, bezüglich der Abrechnung beziehungsweise der Rechnunglegung in Konsequenz des vom Gegner vorgeschlagenen Verfahrens den zweiten Teil des Vertrags als solchen in Kraft treten zu lassen. Ins Deutsche übersetzt, hieße das ungefähr: Es wurde durch Vergleich vereinbart, daß wegen der Abrechnung infolge des Verhaltens des Gegners der zweite Teil des Vertrags gelte. . . . Der Beklagte verweigerte mir die Einsichtnahme in die Bücher, sagt der Jurist, unter der Vorgabe, daß das angeblich Geheimbücher seien. Deutsch hieße das: Der Beklagte verweigerte mir die Einsicht in die Bücher, weil sie geheim seien.

In dem Gesetz, das den österreichischen Völkern das gleiche, allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht gibt, steht neben viel anderm, blühendem Sprachunsinn: „Wer echte, jedoch einem Dritten gehörige Legitimationen benützt, begeht das Delikt des Wahlschwindels nicht." Der Dritte ist aber niemand anders als irgend ein andrer.

Eine Anklageschrift der Wiener Staatsanwaltschaft schildert einen gefährlichen Angeklagten: Der Angeklagte ist ein gefährlicher Mensch von athletischer Kraft, der mit Rücksicht darauf, daß er schon einmal im Irrenhause war, vor keiner Gewalt zurückscheut.

Ohne Rücksicht aber auf die Gesetze der deutschen Sprache entschied der österreichische Verwaltungsgerichtshof am 12. April 1905: „Wider die den gegen diese Vorschreibung erhobenen Rekurs in letzter Instanz zurückweisende Entscheidung des Justizministeriums richtet sich die vorliegende Beschwerde des Eugen W."

Immer schreibt der gebildete Jurist: Es wird noch weiter unten (nicht später, denn er muß alles sehn: oben, unten!) ausführlich davon zu sprechen sein (nicht gesprochen werden!), welche wichtigen Kautelen einer gesunden Rechtsprechung das Gericht außer Acht gelassen hat, um die Sachlage richtig beurteilen zu können

Digitized by Google

(statt zu beurteilen). Er kann sich im Deutlichkeitsstreben nie genug tun, und er bittet das Gericht, die Frist um noch weitere vierzehn Tage zu verlängern. Dreimal muß er das sagen: verlängern, weitere und noch. Er glaubt, diesbezüglich nie weit genug zu gehn (d. h. gehn zu können). Er spricht deshalb immer von einer weitgehendsten Verbreitung eines Heilmittels. . .

Es ist ein weit (d. h. weitgehend) verbreitetes Übel, gegen das noch kein Heilmittel erfunden worden ist, daß Juristen schreiben: Jene Aufkündigung, die später rechtskräftig wird, ist eine die frühere Aufkündigung aufhebende Tatsache. Nie sagt er: Jene Aufkündigung hebt die frühere auf.

Im Gesetz über das allgemeine Wahlrecht (Juristendeutsch: hinsichtlich beziehungsweise bezüglich des allgemeinen Wahlrechts) steht: Das Delikt ist nur bei vorsätzlicher Begehung strafbar. Man sollte glauben, daß es ohne Begehung überhaupt nicht strafbar sei. Aber der Jurist scheint doch etwas Besonderes damit zu meinen. In der österreichischen Zivilprozeßordnung steht nämlich ungezähltemal die Wendung: eine Tathandlung begehen.

Täglich sendet der Jurist etwas anliegend. Aber nie legt er sich einem Briefe bei.

„Der Einwand ist eingehend gewürdigt worden". Man weiß aber nie, wer dabei eingeht — außer der deutschen Sprache. So meint auch ein kritischer Betrachter eines Kommentars: Der Verfasser mißt den Fragen anscheinend geringe Bedeutung bei. Diesem Sprachgehirn scheint die Bedeutung von scheinbar „anzuscheinen".

Juristen, die es zum Gesetzgeber (Juristendeutsch: zu Gesetzgebern) bringen, betreiben (nicht treiben) eine merkwürdige Politik gegen die deutsche Sprache, indem sie sich eine Einflußnahme auf die staatliche Gesetzgebung bezüglich der Strafprozeßordnung sichern. Sie beziehn in den Kreis ihrer pflichtgemäßen Obsorge nur die deutsche Sprache nicht ein, sie nehmen an allen Kommissionssitzungen Anteil. Das ist nämlich mehr als Teil. Dieses Delikt gegen die deutsche Sprache fällt nicht aus dem Rahmen ihrer juristischen Denkweise heraus. Der Jurist muß nämlich genau sehn, wohin solche abstrakte Dinge fallen. Deshalb paßt es ihm auch nicht (besser gesagt: ist es nicht der Juristensprache entsprechend), zu sagen (d. h. festzustellen), daß etwas größer sei, sondern er meint vorsichtig: Es erscheint größer. Da sieht ers, und zugleich hat er das Scheinen drin. Jedem geschickten Juristen erscheint es ein Leichtes (d. h. ist es leicht), zwecks Ausgleichs (zum Ausgleich) einer Forderung dem Gegner die Hälfte anzubieten (d. h. in Antrag zu bringen). Der Klient des Rechtsanwalts kann dabei mit ihm zusammen die andre Hälfte „ins Verdienen bringen". Die deutsche Sprache freilich „verdient" bei dieser Gelegenheit einen Fußtritt.

Ein gründlicher Theoretiker, der zur Zerlegung eines Gesetzes schreitet, fängt an: „Was die zwangsweise Durchsetzung von Aufkündigungen oder über Einwendungen ergangenen Urteilen betrifft, so scheinen mir zwei Streitfragen erwähnenswert." Man kann mir, ohne das Folgende zu lesen, ohne weiteres glauben, daß der ganze Satz samt allen Sprachfehlern überflüssig ist.

Aber es gibt auch Nichtjuristen, die von diesen Sprachhelden gerne lernen. So schreibt ein bekannter Gelehrter über Ruskin: Bald darauf wurde bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages durch den Widerhall der großartigen Huldigung in England für den letzten lebenden Schriftsteller ersten Ranges englischer Sprache auch in Deutschland die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt... Wenn man über einen solchen Satz gestolpert ist, meint man zuerst, der Schriftsteller habe zuviel hineinstopfen wollen. Dann richtet man sich auf, sieht genau hin und bemerkt, daß er im ganzen langen Satz gar nichts gesagt hat.

Arthur Graf Gobineau.

Von Dr. J. Ritter v. Newald (Melk, Nieder-Österreich).

I.

Eine quellenmäßige Biographie Gobineaus, den man lange unterschätzte und in neuester Zeit wohl auch überschätzt, gibt es noch nicht. Es lohnt sich der Mühe, dem Lebensgang dieses unzweifelhaft bedeutenden Menschen zu überblicken. Äußerlich betrachtet ist es ein in geregelten Bahnen verlaufendes Diplomatendasein, wie hundert andere: Studien, Attaché- und Gesandtenposten, schließlich eine etwas unsanfte Zurruhesetzung aus persönlichen Gründen, wie sie gerade in diesem Stande oft genug vorkommt.

Arthur Gobineau war am 14. Juni 1816 in Ville d'Avray aus einer alten normannischen Adelsfamilie entsprossen. Der Urahn Ottar Jarl, aus Norwegen vertrieben, soll die Landschaft Bray erobert haben. Es handelt sich da ums neunte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, eine dunkle Zeit also, in die nicht einmal die ältesten europäischen Dynastien ihren Stammbaum hinaufzuführen vermögen. Aber die Annahme dieser nordisch-urgermanischen Abstammung, in der sich Gobineau stets gefiel, hat auf sein Fühlen, ja auf sein wissenschaftliches Denken unleugbaren Einfluß geübt. Seine Kindheit und Jünglingsjahre verlebte er in glücklicher Ungestörtheit, als Knabe schon von einem schier übermenschlichen Lern- und Arbeitsdrang beseelt. Wie dann das „Laboremus" die große Devise und die einzige Leidenschaft seines Lebens blieb. 1849 sehen wir ihn, der zum Soldatenstande keine Neigung empfand, im Ministerium des Äußern, das damals für kurze Zeit der berühmte Publizist Alexis de Toqueville inne hatte. Dann ist Gobineau den Gesandtschaften in Bern, Hannover, Frankfurt und Teheran zugeteilt, 1859 auf einer Spezialmission in New-Foundland, 1861—1864 Gesandter in Persien — die glücklichste Zeit seines Lebens — dann in Athen, in Brasilien und seit 1872 in Stockholm, nunmehr der Vertreter der Republik, zu der er, der in streng legitimistischer Tradition aufgewachsene Aristokrat, niemals in ein gesundes Verhältnis getreten ist.

Digitized by Google

Es waren durchweg Posten von minderer politischer Bedeutung, auf die Gobineau gestellt wurde. Auch hört man wenig von einer hervorragenden Betätigung in diesem seinem Brotberuf. Aber gerade auf solchen Posten hatte er Zeit und Ruhe, seinen Studien und Arbeiten zu leben. Er hatte ferne Lande und Kulturen gründlich kennen gelernt. Des Persischen war er so mächtig, daß er ohne Dolmetscher arbeiten konnte, und mit einer großen Zahl geistig bedeutender Männer des Morgenlandes war er in Berührung getreten. Auch Prokesch-Osten, Österreichs Präsidialgesandten in Frankfurt am Main, hatte er kennen gelernt, denselben Prokesch, der, (wie abträglich auch sonst von seinem politischen Charakter geurteilt worden ist), unzweifelhaft ein gründlicher Kenner des Orients war. Ihm bewahrte Gobineau Zeit seines Lebens eine begeisterte Freundschaft.

In Stockholm trat er in Beziehungen zum Grafen Philipp Eulenburg (dem nachmaligen Fürsten und Botschafter), der dem hochgesinnten Franzosen erst in den Bayreuther Blättern und vor kurzem in einer eigenen Broschüre ein literarisches Freundschaftsdenkmal setzte*), Gobineaus Eigenart schilderte und Proben aus dessen Korrespondenz gab. Gobineaus Ton ist auch in seinen Privatbriefen meist ein getragener, rhetorischer, nach unsern deutschen Begriffen manchmal ein überschwänglicher. Aber man kann gerade aus diesen vertraulichen Äußerungen die geistige und ethische Höhe ermessen, auf der dieser französische Freund deutschen Wesens stand. Zu Stockholm bewohnte der Gesandte im zweiten Stock eines Privathauses ein mit Erinnerungen an den Orient geschmücktes, sonst aber einfaches Heim. Mit einem syrischen Diener und einer Anzahl von Tieren führte er hier ein zurückgezogenes Leben, das durchaus nicht den Anforderungen entsprach, welche die Franzosen an ihre Vertreter im Auslande stellen. Sein Verkehr beschränkte sich auf einen engen Kreis von Freunden, in dem die Gräfin Mathilde Latour, — Gattin des italienischen Gesandten, Französin und treffliche Malerin — eine künstlerisch anregende Rolle spielte. Das leichte Treiben der Durchschnittssalons hat Gobineau nie geliebt. Um so anziehender und hinreißender konnte er im vertraulichen Verkehre sein.

Als Schriftsteller war er schon frühzeitig aufgetreten, allerdings ohne irgend welche öffentliche Würdigung zu finden. Er, der monatelang mit Bekannten verkehren konnte, ohne daß sie überhaupt etwas von seiner literarischen „Nebenbeschäftigung" erfuhren, hatte offenbar nicht das Zeug, sich in Szene zu setzen. Es war aber vermutlich mehr Stolz als Bescheidenheit, wenn er nicht von seinen Leistungen sprach. Denn seinen Wert kannte er selbst sehr wohl. Es macht den Eindruck, als wollte er es wenigstens in Dingen des Schrifttums jenen Universalmenschen des Cinquecento gleichtun, die er in seiner „Renaissance" geschildert hat. Gobineau war Historiker, Archäolog, Orientalist; er war Anthropolog, Ethnograph, Philosoph und Kritiker, Novellist, Epiker und Reisebeschreiber. Deutsche Sprache und deutsche Bildung hatte er frühzeitig lieben gelernt. Daneben besaß der Orient, zumal der dem indogermanischen nahestehende Stamm der Perser, seine besondere Zuneigung. Dieser Vorliebe entsprangen die „Asiatischen Novellen", „Drei Jahre in Persien", eine zweibändige Geschichte der Perser, ein Werk über die Religionen und Philosophien Zentralasiens, ein umfangreiches Buch über die Keilschriften und vieles andre. All dies wurde in weiteren Kreisen so wenig beachtet, wie sein wissenschaftliches Hauptwerk „Essai sur l'inégalité des races humaines", 1853–55 in vier Bänden erschienen, worin er ein Problem behandelte, das ihn von Jugend auf bis in seine letzte Zeit beschäftigt hat. In diesem Werke schien eine so gewaltige Summe von Wissen, Arbeit und Geist zusammengedrängt, daß Prokesch-Osten den jungen Attaché Gobineau fragte, ob der Verfasser des Buches sein Vater sei. Auch Schopenhauer äußerte sich anerkennend. Um neuerliche Herausgabe und Übersetzung dieses großen Werkes haben sich Professor Schemann in Freiburg und die Gobineau-Vereinigung verdient gemacht. Das Buch, — dem freilich von sachgelehrter Seite oft das Epitheton des Dilettantismus beigelegt, der Vorwurf fragwürdiger und zweifelhafter Aufstellungen gemacht wurde, — hat nach Schemanns trefflichem Resumé diesen Grundgedanken: Weder die Verschiedenheit des Klimas und der Umgebung, noch irgend welche soziale und sittliche Entwicklung, noch überhaupt irgendwelche Zeitereignisse vermögen dem Geiste der bevorzugten Menschenrassen etwas anzuhaben. Daher auch ihre Zivilisation nicht durch gemeinhin angenommene Ursachen als Luxus und Sittenverderbnis, Mißregierungen, Verfall der Religion und dergleichen zum Falle kommt, sondern einzig der bei den Hauptvölkern der Geschichte nachgewiesene Vorgang der Degeneration, das heißt der unebenbürtigen Vermischung mit andern Rassen, den Schlüssel zum Gesamtverlaufe der Weltgeschichte als einer Succession herrschender Rassen oder gestürzter Zivilisationen zu bieten vermag. Für Gobineau war nur die weiße Rasse und unter dieser wieder die germanische die bevorzugte, die weltordnende.

So viel tiefe Kenntnis, so viel Scharfsinn und so viel (freilich nicht immer einwandfreie) Auffassung das Rassenwerk zeigen mag — Gobineaus Name wird doch durch ein Buch ganz andrer Art dauernd fortleben. Es ist die „Renaissance", 1877 zuerst erschienen und in Deutschland heute bekannter, als manches trefflichste deutsche Buch. Auch diese dramatischen Szenen oder richtiger dramatisierten Gespräche weisen unleugbare Schwächen auf. Selbst Schemann tadelt „die schleppende Entfaltung des historischen Kleinkrams, die wiederholte Herzählung der ewigen Umgruppierungen der Parteien im italienischen Wirrwarr;" diese Tat- und Genußmenschen des 16. Jahrhunderts sind oft von einer ermüdenden Redelust und scheinen manchmal eine Sitten- oder Kunstgeschichte vorwegnehmen zu wollen. Auch die Auffassung, daß diese große Zeit des Erwachens eine Zeit der Unmoral und der Sünde, daß ihre Kunst eine seelenlose war, dürfte manchem Einwand begegnen. Gleichwohl gehört die „Renaissance", die eine an Vorzügen wie an Lastern

*) Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. Stuttgart bei Fr. Frommann 1906.

Digitized by Google

große Zeit mit intuitiver Kraft malt, zu dem Besten, was in dieser Art geschaffen wurde. Der große Erfolg des Buches, der freilich erst spät kam, erklärt sich aber vielleicht weniger aus dem hohen inneren Werte des Gebotenen, als aus der Vortragsweise, die außer Belehrung ästhetischen Genuß bringt. Ohne daß wir uns mit gelehrtem Materiale abzuplagen haben, sehen wir die großen Gestalten der Renaissance, den ruchlosen Papst Alexander, seinen dämonischen Sohn Cesare Borgia, den Eiferer Savonarola, Rafael, Tizian, den (mit sichtlicher Vorliebe behandelten) Michelangelo, den berühmten Theoretiker und Praktiker politischer Skrupellosigkeit Macchiavelli und so fort ins tägliche Leben herabsteigen, vor uns handeln, schaffen, sündigen. Das ist die Art, Geschichte und Dichtung zu verquicken, die dem strengen Forscher nie sympathisch ist, die aber um so sicherer den großen Kreis jener anzieht, die von Staats-, Menschen- und Kulturhistorie hören, eine Zeit kennen lernen wollen, die jedermann interessiert, die aber weder Muße noch Geduld haben, sich in wissenschaftliche Werke zu vertiefen.

Gewiß war Gobineau, der Mensch, ein liebenswürdiges Original. Man hat ihn, ein bischen hoch hinausgreifend, mit Schiller verglichen, bei dem ja auch der Mensch die Krone des Künstlers und Dichters war. Das schöne, von der geschickten Hand der Gräfin Latour gemalte Bild, das heute die Perle der Gobineau-Sammlung in Straßburg ist, zeigt uns einen feingeschnittenen Diplomatenkopf mit weißem Napoleonbart, — eine vornehme Erscheinung, halb ancien régime, halb zweites Kaiserreich. Man bewunderte an Gobineau die hohe bedeutende Stirne, die von Geist und Güte strahlenden Augen, die einen so tiefsinnigen Ausdruck annahmen, wenn ihn etwas interessierte, die lebhafte, echt aristokratische Ungezwungenheit seiner Manieren. Man rühmt seinen blendenden Witz, seine Redegewalt, daneben die rührende Anspruchslosigkeit, die kindliche Herzensgüte seines lauteren Charakters. Nach übereinstimmenden Berichten verstand er es, ein treuer hingebender Freund zu sein, der fremden Kummer sehr wohl verstand. Er, der selbst viel gelitten, hatte sich eine edle Lebensphilosophie zurecht gelegt. „Nichts stiftet so viel Gutes, als das Leid“ sagte er. Und an Eulenburg schreibt er 1877 aus Paris: „Lehnen wir uns fest an die Herzen, die uns lieben, und sagen wir uns eines: wenn wir viel leiden, so gibt man uns auch viel Liebe, und das läßt uns manche Last tragen. Geliebt zu werden, ist so viel. Aber vergessen wir auch nicht Septimus Severus und seinen Wahlspruch, das größte aller Worte „Laboremus“. Die Liebe geht allem vor, dann kommt die Arbeit — und weiter gibt es nichts.“

Das Beste, was über Gobineau bisher vielleicht geschrieben wurde (das Beste, denke ich, schon deshalb, weil es keine unbedingte Loberei, sondern eine wirkliche Charakteristik ist) scheint mir das „Erinnerungsbild aus Wahnfried“, das 1882, bald nach des Dichters Tode, in den Bayreuther Blättern erschien und vor kurzem „mit Zustimmung der Witwe des Bayreuther Meisters“ als Büchlein herausgegeben wurde*). Der Autor ist unbekannt oder will es doch bleiben. Aber auf diesen wenigen Seiten ist Gobineaus Art und Lebensanschauung mit so viel Verständnis, mit so schlichter Kraft und in so edler Form geschildert, daß man neugierig wäre zu erfahren, wer der Autor des Erinnerungsbildes wohl sein kann.

Gobineau und Wagner!

„Das wäre ein Bund, — Normann und Sachse, — Was da noch gesund, — daß das blühe und wachse.“

schrieb Richard Wagner als Widmung auf seine Schriften für Gobineau. In seinem Buche über Wagner sagt Chamberlain, daß die ersten und eifrigsten Anhänger des Dichter-Komponisten durchweg Männer von ungewöhnlichem Geistesrange gewesen sind: Liszt, König Ludwig, Baudelaire, Nietzsche, Wolzogen. Dazu trat Gobineau, der, ohne selbst musikalisch zu sein, einer der glühendsten Verehrer Wagners wurde. „Darum liebe ich Wagner so innig“, schreibt er, „weil ich poetisch das empfinde, was er durch die Musik ausdrückt.“ Sie stimmten zusammen in Dingen der allgemeinen Weltanschauung, auch in mancher Nebensache, so in der Verachtung der modernen süßlichen Lyrik und in der Geringschätzung der periodischen Presse. Persönlich trafen sie sich nur einigemale. Gobineau lernte 1876 in Rom Richard Wagner kennen, sah ihn zu Venedig 1880, besuchte ihn 1881 in Bayreuth, um mit ihm nach Berlin zu gehen, und neuerlich und zum letzten Male 1882 wieder in Bayreuth. Das Verhältnis blieb, was bekanntlich nicht von allen Freundschaften Wagners gilt, bis zuletzt ein ungetrübtes.

—

Künstlers Kampf und Sieg.

Eine Phantasie.

Aus dem Nachlaß von Gottfried Kinkel.

II.

Stimme des Zweifels
(durchs Zimmer tönend):

Nur fortgebildet, o du armes Menschlein!
Die Geister bilden mit — das hilft dir schaffen!
Ich selber konnt' ihn besser nicht bezwingen
als jener Traum und seine eignen Worte!
Vom höchsten Ideal ist er erfüllt,
Natur, sie winkt ihm voller Herrlichkeit —
er muß vergessen, daß des Menschen Kunst
nie eines Weltgebildes Pracht erreicht,
und doch, erfahren soll er's und verzweifeln!

Künstler
(springt auf):

Nein, ich trag es nicht! Die höchste Begeisterung der Kunst, die süße romantische Poesie des Lebens, in die vor einem Augenblick ich mich versenkt — wie ist sie in die kälteste, schalste Prosa umgeschlagen! Und doch tobt es in meinem Innern — es drängt und treibet mich zu schaffen — aber es wird nichts und wird nichts!

*) Arthur Graf Gobineau. Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. Stuttgart bei Frommann 1907.

Digitized by Google

Wir armen Affen unsers Herrgotts! Könnte ich, wie er, Odem und Seele meinem Bild einhauchen, wie wollte ich's erfüllen mit der Jugend Glut, mit der Liebe, die flammend mir im Herzen wohnt! Das ists, was uns unglücklich macht, das ist das Leiden des Künstlers! Ich hab einen sterben sehen, der hatte ein schwer und bang Geheimnis im Herzen und wollt' es gern bekennen und sich Luft machen, aber die Zunge vermocht' es nicht mehr! So gehts mit der Begeist'rung uns im Herzen; die einzige Weise, wie wir kund sie geben, die einzige Sprache des Malers: die Farbe — weh mir, ich bin stumm und sprachlos geworden!

Oder täusche ich mich selbst? Ist das alles dennoch schön? Sind diese Augen Gazellenaugen? Ist dieser Nacken Fleisch? Lacht dieser Mund? Wölbt sich über dem feuchten Auge diese Braue, wie ein Regenbogen über der tränenden Wolke? Vielleicht doch! Ich darf ja nicht verzweifeln an der Kunst, wenn ich zugleich an Liebe nicht und Leben verzweifeln soll! Ja, ich seh es: hier ein wärmrer Ton — dort mehr Glanz des Kolorits — — es geht doch noch!

(Er setzt sich nieder und arbeitet mit Emsigkeit.)

Stimme des Zweifels:

Das ist die erste Stufe! An dem
was nur dem Handwerk angehört, da sucht er
den Feind! Dich hab ich, schwacher Sohn der Kunst!

Künstler

(wieder aufspringend):

So! das wäre gelungen. — — Und doch immer
noch nicht recht!

(Pause.)

O Gott, ich bin kein Künstler! Die Begeisterung habe ich gelästert, habe sie Quelle unsres Leidens genannt. Nun ist sie von mir gewichen, nun wirkt dies mißlungene Bild auf mich zerstörend zurück! Matt, wie diese Töne, ist mein Herz; unrein, wie dieses Kolorit, mein Geist; gedankenlos mein Haupt wie das Auge meines Machwerks!

(Er blickt durchs Fenster.)

O herrliche Schöpfung Gottes! wie du mich spottend ansiehst! Eben noch trugst du meinen Geist empor, jetzt drückst Du mich nieder! O wie kalt ist mein Herz — wehe, die Kunst hat mich verlassen! Und doch freuen sich die Meister an meinem Bilde, die jüngern Genossen beneiden mich darum — es ist eher verkauft worden, als vollendet. — — — Mag denn die Kunst mich verlassen, mag ich mir selber ein Nichts sein, ein Stümper, ein elender Affe der Natur, wenn sie mich draußen nur für was halten! Handwerker will ich denn sein, der Pinsel soll mir dienen statt Hobels und Plättkolbens. Wenn sie mir zu essen geben für meine Arbeiten, was will ich mehr? — — — Ach — leider, ich kann ja nichts mehr wollen!

Sonst hört ich auf in böser Stunde: aber heute will ich arbeiten, will dies Bild fertig malen, auf dem ewig der Fluch ruhen wird, daß es mir die Seligkeit geraubt!

(Wieder malend.)

Stimme des Zweifels:

Den Schwärmer zwingen ist doch mehr als leicht!
Nun ist verrauscht ihm der Begeistrung Flut,
Das Ideal sogar hab ich getilgt,
zum schnöden Handwerk ward ihm seine Kunst.
Die äußre Ruhe, die er sich erkämpft,
wird bald durchbrochen von der innern Zornglut —
Noch ein Moment, dann kann ich keck mich zeigen
in meiner eignen, schrecklichsten Gestalt!

Künstler:

Das war der letzte Strich — nun ists fertig, — ach, nicht fertig gedichtet, nicht fertig gemalt, nur fertig gemacht! — Ist doch gleich! Noch zwei solcher Bilder, noch zweimal diese Verzweiflung — und ich darf hoffen, dein zu sein, mein Liebchen!

(Wirft Pinsel und Platte weg, tritt vor das Bild):

'S ist eigentlich doch was Hübsches, wenn man selbst nicht mehr an sein Werk glaubt! Nun stelle ichs morgen aus, da kommen sie, alt und jung, Narren und die für Weise gelten, und gaffens an und schwatzen: „Wie wahr, wie köstlich! Welche Karnation! Und dies Kolorit! Wie ist das mit Liebe, mit wahrer Künstlerandacht gemalt!" Und ich stehe in der Ecke und denke dieser Stunde des Schmerzes und — lache sie aus!

(Pause.)

Lachen? Und worüber denn? Über ihre Begeistrung, über ihr Gefühl? O Fernando, es ist weit mit dir gekommen! Einen Menschen auslachen um seines herzlichen Gefühls willen? Und Gefühl haben sie doch, wenns auch ein verkehrtes ist — sonst würden sie nicht kommen, das Bild zu sehen! Auslachen sollte ich, was mir selbst einst das Herz bewegt, spotten der Andacht, die einst auch meine Knie gebeugt?

Und doch, es ist nicht anders! Ich habe tagelang gearbeitet an diesem Bilde und Nächte hindurch gedacht an dies Bild und geträumt von dem Bilde; mein Leib ist zerbrochen, mein Geist ist schlaff geworden von steter Anspannung. Und du warst mein Ideal, Maria! Und alle sagen, daß ich nie so gemalt habe, wie jetzt. Was muß ich nicht erreicht haben! Aber jetzt sehe ich, woran es liegt! Ich bin so gut wie mancher andere auch und male nicht schlechter als sie alle. Und doch, das helle, klare Bewußtsein, daß das alles nichts ist, was ich gearbeitet, daß die Gedanken null waren, die mein Hirn zersprengten, daß ich die Flut der Begeisterung nur erträumt hatte, die meinen Busen zerriß! Da hab ich es, das große Geheimnis — es gibt keine Kunst! Es gibt keine Begeisterung, gibt keine Andacht und Inbrunst des Künstlers — es ist alles Traum und Nichtigkeit! — — —

(Lange Pause.)

So fahret denn hin, ihr Träume des Jünglings! Fahr hin, du aufstrebender Mut! Schlage nicht mehr, wallendes, wogendes Jünglingsherz! Fort mit der Glut! Frost sei die Losung, kaltes, starrendes Eis! — Heiliger Gott! Aber wie wird mir? Ich habe

Digitized by Google

ertragen die Trennung vom Liebchen, ich habe überlebt
die Zeit, da der teuerste Freund mir untreu ward!
Aber wenn die himmlische Geliebte, wenn die Kunst
scheidet, da bricht das Herz! Bist du es, o Tod?

(Er stürzt zusammen.)

(Das Zimmer füllt sich mit wildem Schlossenregen und Schneegestöber, dazwischen zucken blaue Blitze. Das Eis ballt sich zusammen; der Zweifel erscheint riesenhaft, furchtbar schön, als Fürst der Finsternis.)

Der Fürst der Finsternis
(großartig):

Vollbracht das Werk! Gebrochen ist des Jünglings Kraft,
der Zweifel, siegend, wandelt in Verzweiflung sich!
Nichts schafft die Hand mehr, Wahnsinn deckt den kühnen Geist,
in trübem Mißmut ist das starke Herz verhüllt.
Nun gilts, die andern alle zu verderben so,
die jetzt noch rüstig schaffen an dem muntern Werk.
Sie stürz ich all in der Verzweiflung Dämmernacht,
die Bilder werf ich von den Staffelein herab,
die Marmorstatuen brech ich, wandle sie in Staub.
Es kommen Tage, da man nicht mehr wissen soll,
was Meißel und Palette man vorzeit genannt.
Dann brach der letzte Anker aller Menschenkraft,
dann losch das letzte Licht, an dem der Glaube sich,
an dem die Liebe sich entzündet ihre Glut,
und aus dem Erdkern, siegend, bricht die Hölle vor.
Auf jedem Haupte ruht mein Fuß, wie jetzt er drückt
des Jünglings Nacken! Hölle, Hölle, dein der Sieg!!

(Plastische Stellung. Lange Pause.)

*

Zweite Abteilung.

(Rosen und Funken sprühen und tanzen ins Gemach. Jene gestalten sich zu einer weiblichen Figur, der Liebe; diese fließen zusammen in einen schönen Jüngling, auf dessen Haupt eine Flamme weht: der Glaube.)

Liebe:

In unserm Tempel grüß ich, Bruder, dich,
und fordre deine Hilfe. Schau den Geist,
der uns verneint, und, da wir dennoch leben,
uns zu vertilgen trachtet. Starker Bruder,
strahl aus dein heilig Feuer! Wie der Blitz,
der zündend in die Menschenwohnung schlägt,
die Feuer all erstickt, so lösche du
mit Himmelsglut der Hölle Flammen aus!

Fürst der Finsternis:

Was wollt ihr Sklavengeister? Dienend dem,
des, wenn er wäre, ich mit Schrecken dächte.
Was wollt ihr meinen freien Nacken beugen?
Was bleibt ihr nicht in euerm schönen Himmel,
den ihr ja selbst als wunderselig preist?
Was gibt euch Recht auf diese meine Erde?
Die Erd' ist dunkel, nicht aus sich erhellt,
Vom Himmel nur strahlt dürftig Licht herab —
und weil sie dunkel, ist sie einzig mein,
denn ich, ich bin der Fürst der Finsternis!

Glaube:

Nicht recht' ich mit dir um die tote Masse!
Die magst du haben, magst aus ihrem Innern
durch der Vesuve und der Hekla Essen
die Zornglut, die dich quält, zum Himmel dampfen!
Doch Funken aus der Himmelsgeistersonne,
aus jenen Räumen, die du nie berührst
mit deiner zorngeballten Krallenfaust,
sie fielen nieder, nieder auf die Erde.
Und sie sind unser, diese Himmelsfunken,
die Menschengeister, die nicht Ruhe finden,
bis sie dem Urgeist wieder sich vereint!
So wisse denn, bei unserm steten Kampf,
bei Lichtes Ewigkeit, bei dessen Namen,
den hier zu nennen Frevel wär und Lästrung:
Nicht werd ich ruhn, bis ich den Funken rette,
den höhnisch jetzt dein Fuß zu löschen strebt!
Frei gib den Jüngling, der uns treu gedient —
Erkenne an der Fordrung hohes Recht!

Fürst der Finsternis:

Euch gäb ich frei die schwererrungne Beute?
Denkt ihr den ewig klaren Geist des Zweifels
durch eurer Tücke Zauberlicht zu blenden?
Wer bist du denn, du Weib, das Lieb sich nennt?
Was für ein Recht hast du an diesen Jüngling?
Du bist ein weltlich Weib, bist niedre Liebe.
Du hast verführt ihn, daß er sich verlobt
mit einem Weibe, Staub, wie du und er!
Nicht zu dem Himmel hast du ihn gewiesen,
nur an die Erde bandest du ihn fest!
Und du, der Glaube? Was denn für ein Glaube?
Des Stolzen Glaube an den eignen Wert,
an seine Geisteskraft, an seine Hand,
die Lorbeern ihm und schnödes Gold soll bringen. —
Das Euer Ziel, ihr lügenhaften Geister!

Liebe:

Weil ich gerecht will sein, so muß ich reden,
so ungeschickt mit Haß auch Liebe redet!
Der Jüngling ist ein glühendstark Gemüt,
das früh dem Dienst des Schönen sich geweiht.
Durchs Schöne mußt ich erstlich ihn bezwingen,
er mußte schaun die ewge Himmelsliebe
in ihrem Abbild, einem Frauenbilde.
Doch diese Liebe ist die Brücke nur,
auf der ich ihn zu jener Liebe führe,
die einst vom Weltenanfang war bei Ihm,
durch die Er dieser Erde Bau gegründet,
zu jener Liebe, die magnetisch stark
der Welt erstarrtes Eisen an sich zog
und sie erhub am Hebel eines Kreuzes!

Glaube:

Der Schwester Rede laß mich jetzo enden!
Daß ihm der volle, ganze Glaube würde,
gab ich ihm Glauben, den du niedrig schiltst,
den Glauben an die Kunst! Nicht an sich selbst,
denn Demut ist des Künstlers erste Zier!

Digitized by Google

Da lernt er kennen, daß das höchste Schöne,
das auf der Erde blüht in Sonnenlichtern,
in Farben, Blumen und in Frauenaugen,
nur Abbild eines höhern Schönen ist.
Er wirds erfahren, daß, wer Schönes bildet,
die Wahrheit selbst gewinnt — er hats erfahren!
Drum ist er mein: du laß mir, was mein eigen!

(Schluß folgt.)

Drei Gedichte.

Von **Jakob Picard** (Konstanz).

Trunkener Abend.

Nun laß ich schauernd mich den Heimlichkeiten
Des Abends und dem blanken Ziehn
Des Flusses. Die Kastanien blühn
Und eng umschlungen viele Paare schreiten.

Sie spüren bebend das verworrne Pochen
Von ihren Körpern und sind so betäubt,
Daß ihnen kein Besinnen bleibt,
Wie Kindern, die an schweren Blumen rochen...

Ich muß mich trunken am Geländer halten,
Da ich dies heiße Leben schau:
Heut ahnte mir aus ihres Kleides Falten
Die Schönheit einer reifen Frau.

Gewitternacht.

Über meines Hauses Treppen
Ziehen nächtlich rauschend Schleppen,
Türen schlagen ohne Zahl.

Blitze leuchten in das Zimmer,
Mein Gesicht seh ich im Schimmer
Eines Spiegels furchtsam fahl.

Einst in solch beklommnen Stunden
Habe ich Dich überwunden
Und in Demut angefleht.

Weinend preß ich in die Kissen,
Die allein von Dir noch wissen,
Stirne, Mund und ein Gebet.

Nachher.

Nicht, daß ich Dich verloren habe,
Ist, was mir die Gedanken lähmt
Und wie an einem offnen Grabe
Die Dinge dunkel mir verbrämt:

Daß Du den Schleier Deiner Reue
Vor der Erinnrung Spiegel hängst
Und leichten Sinns der reinen Weihe
Der glückbeladnen Nächte denkst,

Und daß Du jetzt schon kalt und groß
Den Menschen kannst von unsrer Liebe sprechen, —
Das will in mir erbarmunglos
Die feinen blassen Schwingen brechen.

Die goldene Mauer.

Novelle von **Paul Friedrich** (Berlin.)

Das ist's ja . . . wenn ich das sage, so ist das eben so gemeint, wie es gefühlt ist . . . so wenig mit übereinandergeschlagenen Napoleonsarmen und der Miene eines Mannes, der eben ein heroisches Drama zu schreiben glaubte, da es doch nur ein totgeborener Ratlenschwanz von aufgestachelten Schwächlingslaunen war. . . sondern es ist auch mit untereinandergeschlagenen Armen, aber mit denen eines blassen, hypothetischen Prinzen aus Nirgendwo, dem alles Handeln überflüssig erscheint, weil Worte ja so unendlich vieldeutiger sind. . . es ist so dänenhaft-hamletisch wie unsre ganze blutarme Gegenwart. . . . Sie hat den Mund voll von unausführbaren Programmen und „legt eben noch die letzte Feile" an das entscheidende Wort, aber sie weiß ganz genau, daß es in diesem Jahrhundert der Neurasthenie nicht mehr gesprochen werden wird und daß — Worte — nichts entscheiden. — Und in diesem hamletischen Grübeln lehne ich nun an diesem grauen Tag, dessen Herbstnebel mit dem trüben, umflorten Gaslicht einen ungeheuren Skeptizismus am eignen Dasein erweckt, auf dem alten, vollgestopften Kirchhof an der Baruther Straße, der Schlafstelle für manchen, dem vier Pferde im Leben zu wenig rasch fuhren.

Wenn ich den grauen Marmorblock betrachte, wie er so steif, so stockpreußisch aus dem Blumengewirr hervorragt, mit den goldnen Ehrenzeichen auf der Brust, die in die Dämmerung schneidend leuchten, dann dächte ich eher an irgend einen treuen, menschlich-neufundländisch-biedern Grönland-Bureaukraten, so einen, von dem man sich nicht wunderte, wenn er als Schatten jeden Morgen Glock sieben den Versuch machte, an sein gewohntes Pult zu kommen, um mit seinen Geisteraugen noch einmal in die unvergeßlichen Akten zu stieren, . . . aber nie und nimmer an dich, die du so früh aus diesem Leben schiedst, ohne es je gekannt zu haben.

Wenn irgendwem, so hätte es dir zweifelhaft, ungewiß sein müssen . . . und doch . . . das ist das Wunder deines Geschlechts . . . du hättest jeden mit deinen großen Schleieraugen angesehn wie jemand, der im Begriff ist, den Verstand zu verlieren, der dir gesagt hätte, er zweifelte am Dasein.

Nein . . . dazu warst du zu kindlich-klug . . . die Erde, die dich trug und schuf . . . hast du nie verleugnet . . . und warst doch nur eine Sylphe, ein flüchtig-länzelnder, schöner Falter.

An deinen Füßen hing keine Kette der Pflicht, die dich von deinen stolzen Flügen ins fernste Mohrenland der Phantasie zurückriß in das graue Leben; kein kalter Zwang lag wie ein Joch auf deinen schmalen Schultern, die strahlend-hell aus weißem Schwanenflaum und schwerem Zobel lachten.

In deinem goldenen Reichtum schienst du dazu auserkoren, nur ein Sonnenstrahl zu sein, der hell durch alle Stuben huschte und einen Augenblick verschönte, worauf er lag. Aber . . . dein Herz war nicht bei deiner Schönheit . . . und das war der

Digitized by Google

größte Zauber an dir . . . es wollte nicht der klare, spiegelglatte Diamant in einem Rahmen schöner Steine sein . . . dein Herz war nicht bei deiner Schönheit, Hilde. . . . Und so sahen wir deinen Elfenleib sich in sich selbst bewegen . . . ohne Leben . . . denn all dein Leben war weit weit von uns . . . im Lande Nirgendwo.

Ich habe dich besser gekannt, als jene, die erstaunt ob deiner Phantasien, die du in zartem Bild und derbem Wort vereint in deine Fabelbücher grubst . . . in dir ein Sonntagskind aus jenem dritten Reich zu sehen glaubten, das zwischen Tod und Leben in unzerstörbarer Dauer ruht . . . ich habe dich besser gekannt.

Ich sah die goldne Fessel, die der Vogel trug, an der er zog und zog, und die doch zu schwer zu sprengen war — denn alles, was du liebtest, hing an ihr.

Ich sah die goldne Mauer deines Vaterhauses, von der mir jeder andre auf den Kopf geschworen hätte, sie sei von Backstein . . . und ich sah dich, wie du an ihr hinflatterteſt, sehnsüchtig, einmal ohne Schaden hinüberzublicken in das, was draußen dumpf herüberklang . . . hart . . . grell . . . und doch verheißungsvoll, wie jene ewige Schlacht, in der entschieden wird über die letzten Dinge des Menschen. . . . Deine Kette war zu schwer, du hast nie hinübergesehen.

Man wird mir einwerfen, du hättest im väterlichen Hause davon zu hören bekommen, wenn es dich darnach gelüstete.

Von Schneiderrechnungen und Kohlenpreisen wohl, und im Theater hab ich dich oft gesehn, auch auf der Eisbahn, den Stahlschuh an den schmalen Mädchenfüßen . . . aber von dem Leben, das mit Hunger anfängt und mit Not aufhört, von seiner wahrsten Wahrheit wußtest du — nichts. Und die . . . Gemeinheit . . .? Sobald die lebenslustigen Herrn über die Schwelle traten, ließen sie das Tier draußen, meinethalben beim Portier . . . oder sie führten es an einer so kurzen Leine mit drei umwickelten Maulkörben, daß du ein Gott hättest sein müssen, um es zu bemerken. Und dennoch glaub ich, ahntest du etwas davon . . . dann drücktest du doppelt der Vorsehung die Hand und küßtest deine goldene Sklavinnenkette . . . und flüchtetest dich lächelnd in das dir offene Paradies. . . .

Dort war es traumstill . . . wenn du wolltest, und traumbunt, wenn es dich darnach verlangte . . . aber nie laut. Der Lärm fehlte ganz in jenem schönen Garten, den die goldne Mauer einschloß — denn er war — leer. . . .

Und dann packte dich wieder das ferne Aveläuten der Glocken, und du hättest so gern gewußt, was „Feierabend“ heißt . . . denn du hattest nichts als Lust, wurdest an- und ausgekleidet wie eine Puppe, die „Mama“ sagt . . . und der erste Feierabend wäre für dich der geworden, wo du mit zitterndem Herzen die Nachtwache bei einem fremden Sterbenden hättest halten müssen.

Wie komme ich darauf? — Ich stehe noch immer hier, nicht weit von jener Grube, in der der wunderlichste Narr Gottes schläft, „ausgezeichnet im Amte, als Dichter, Tonkünstler, als Maler und — Mensch.“

Das war ein romantischer Prospero, . . . der ebenso mit dem hinkenden, gelbsüchtigen Leben als mit allen Schlangen und Feuersalamandern der Elemente und allen Geistern der Weinmeere auf Du und Du stand . . . dem wurde das Leben zum Traum, weil er seine letzten Grenzsteine weiterrückte; aber du maltest deine blassen, erfabelten Phantasien an das Innere der goldnen Mauer, weil du mußtest . . . weil du nicht anders konntest.

Und nun liegen all die schönen, bleichen Bücher wie Leichen in deines Vaters Hause, in Ehren bewahrt, mit Liebe staunend bewundert.

Wärst du über die goldne Mauer gesprungen, Hilde! Die Welt hätte eine Künstlerin mehr . . . denn du warst eine in deiner innersten Seele . . . und nun stehe ich hier am Grabe eines unbekannten Etwas, das hinging, ehe es Mensch wurde, dahinging aus einem Leben, von dem es nie mehr wußte, als seine armseligen Fabelgeschöpfe, dessen Glocken ihm zum ersten Mal lauter klangen, als es vorüber war.

Du bist nicht die einzige, Hilde! . . . auch wir sind arme, hypothetische Dänenprinzen mit untereinandergeschlagenen Armen und stehen auch, indes die Zeit verrinnt und reden, reden . . . vom Leben — das nichts weiter ist als ein gigantischer Feldherr — siegend und sterbend . . . in — Wirklichkeit.

Aus der Finanzwelt.

Der Gesetzgeber dürfte nicht wenig überrascht gewesen sein über die Wirkung, die das am 1. v. M. in Kraft getretene Börsengesetz hervorgerufen hat. Er mochte wohl angenommen haben, daß ein unbeschreiblicher Jubel an der Börse die Folge des neuen Gesetzes sein würde, und muß nun die Wahrnehmung machen, daß im Gegenteil eine förmliche Katerstimmung seit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes an der Börse zum Durchbruch gekommen ist. Wie ist das zu verstehen? Seit zwölf Jahren ertönt doch das ewige Weh und Ach an der Börse über die schweren gesetzgeberischen Bedrückungen und nun, da ihr die Fesseln abgenommen werden, macht sich überall ein tiefgehender Pessimismus geltend. Zunächst muß man berücksichtigen, daß, wenn jemand ein Jahrzehnt hindurch schwere Ketten mit sich herumgeschleppt hat, er mit der Freiheit nicht gleich auch seine früheren Kräfte wieder erlangt, sondern daß er sich zunächst sammeln muß, um wieder schaffen zu können. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß es mit unserer Industrie nicht mehr zum besten bestellt ist. Die Rheinisch-Westfälischen Blätter stimmen Tag für Tag dieselbe Melodie an, und da auch das Ausland in bezug auf die Lage der Industrie manche ungünstige Symptome aufweist, so erscheint es nicht verwunderlich, daß die Börse hierauf reagiert. Solange der Terminhandel nicht zugelassen war, konnten diese Tendenzen niemals recht zum Ausdruck kommen, weil gerade die Baisse-Spekulation ohne Terminhandel außerordentlich erschwert war. Es scheint nun, daß die Wiedereinführung des Terminhandels gerade dazu Anlaß gegeben hat, die auf dem Kohlen- und Eisen-Aktienmarkte bestehenden ungünstigen Tendenzen schärfer in die Erscheinung treten zu lassen. Dieser Vorgang ist um so bemerkenswerter, als inzwischen doch auch der zweite Faktor, auf dessen Erfüllung die Börse solange gewartet hat, sich endlich realisiert hat. Der Geldmarkt ist erheblich leichter geworden, nicht nur im Auslande, sondern auch in Deutschland. In London ist der Diskont in diesem Jahre von 7 Proz. auf 2½ Proz. herabgegangen. In Amerika sind die Zinssätze überaus niedrig, und Gold ist in den letzten Monaten nach Europa, insbesondere nach Deutschland, gegangen. Gleichwohl ließ sich nicht verkennen, daß die Lage des Geldmarktes hier noch lange Zeit gespannter war als im Auslande, erst vor kurzem ging der Diskont unter 3 Proz. herab. Jeden-

Digitized by Google

falls kann es nun auch nicht mehr dem geringsten Zweifel unterliegen, daß es erst in zweiter Linie die Bedürfnisse des Auslandes waren, die die große Geldkalamität bei uns hervorgerufen haben, was mit vollster Sicherheit daraus hervorgeht, daß der ausländische Diskont sich lange Zeit erheblich unter dem deutschen Diskont bewegte, ein sicherer Beweis, daß es inländische Ansprüche waren, die den Geldmarkt verteuerten. Erst neuerdings, eben weil die Industrie nachzulassen scheint, wird Geld auch bei uns flüssiger. Das wird wohl auch immer so bleiben, solange diejenigen, die über die Geldkalamität schreien, nicht auch das Mittel entdecken, wie es eigentlich möglich gemacht werden soll, daß bei zunehmendem Geldbedarf das Geld immer — billiger werden soll. Solange die Interessen desjenigen, der das Geld geben soll, den Interessen desjenigen, der dessen bedarf, entgegengesetzt sind, wird sich in dieser Beziehung wohl auch schwerlich etwas ändern. In den letzten Tagen hat sich die Haltung der Kurse wieder ein wenig gebessert.

Inzwischen wird die Wühlarbeit wegen der jetzigen Verfassung der Reichsbank von den Agrariern munter fortgesetzt. Da veröffentlichte unlängst einer der ersten in dieser Beziehung, der Abgeordnete Arendt, in der freikonservativen Korrespondenz eine Mitteilung, wonach die Reichsbank verstaatlicht werden müsse, weil sie Dividendenpolitik triebe. Wenn der Dr. Arendt etwa planen sollte, durch solche Argumente zur Würde eines zukünftigen Präsidenten der verstaatlichten Reichsbank zu gelangen, so dürfte er sich doch in einer schweren Täuschung befinden. Man kann sich wohl überhaupt keinen wärmeren Anwalt der jetzigen Verfassung der Deutschen Reichsbank denken als den genannten Herrn, wenn er die jetzige Verfassung mit solchen Gründen angreift, denn wenn man der Reichsbank etwas nicht vorwerfen kann, dann ist es eben dies, daß sie Dividendenpolitik getrieben habe. Es ist dem genannten Herrn natürlich auch nicht im Traume eingefallen, seine Behauptung zu begründen, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil das Gegenteil einer solchen Behauptung ohne weiteres ersichtlich ist. Denn die Reichsbank hat bisher an Notensteuern 25 Millionen Mark bezahlt — eine Zahlung, die eben aus dem Bestreben hervorgegangen ist, Dividendenpolitik — nicht zu treiben. So oft die Reichsbank vor die Frage gestellt war, ob sie bei einer Überschreitung des Notenkontingents den Notenumlauf wieder hinter die Kontingentsgrenze zurückbringen oder, um der Öffentlichkeit den Diskont nicht zu verteuern, die Notensteuer lieber bezahlen solle, hat sie sich für die letztere Eventualität entschieden, und aus dieser Entschließung heraus, durch die eine Dividendenpolitik geradezu perhorresziert wird, erklärt es sich, daß die Bank im ganzen bisher 25 Millionen Mark an Notensteuern bezahlt hat. Im übrigen widerlegt sich die Behauptung, daß die Reichsbank Dividendenpolitik treibe, auch durch die weiter ausgesprochene Ansicht, daß die Aktionäre der Reichsbank keinen Einfluß auf die Leitung haben. Ist das nicht der Fall, so ist die Möglichkeit einer Diskontbeeinflussung durch Dividendenpolitik von vornherein ausgeschlossen, denn nur um der Aktionäre willen kann Dividendenpolitik getrieben werden.

Die Börse, die nur für den Tag lebt, beschäftigt sich zur Zeit noch nicht mit diesen Fragen, da ihre Aufmerksamkeit durch die industriellen Märkte in Anspruch genommen ist. Wenn aber der jetzige Zustand andauern sollte, wenn die industriellen Werte weiter sinken und der Geldstand gleichzeitig eine rückgängige Tendenz zeigten sollte, so wird damit zu rechnen sein, daß diese Umstände sich auch für den Anlagemarkt geltend machen werden. Zur Zeit steht das Publikum noch unter den ungünstigen Einwirkungen, denen der Rentenmarkt seit langer Zeit ausgesetzt war; wenn aber die Auffassung erst wieder durchdringt, daß die Verhältnisse des Zinsfußes auf dem eigentlichen Anlagemarkt doch in Wirklichkeit die Realisierung eines langersehnten Wunsches darstellen, des Wunsches nämlich, ein solides Anlagepapier bei angemessener Verzinsung erhalten zu können, dann dürfte diese Auffassung doch stärker auf diesem Gebiete wieder zur Geltung kommen. Auch haben die großen Finanzfirmen, die mit Werten dieser Art reichlich gesegnet sind, ein Interesse an einer solchen Entwicklung. Aber auch für die fremden Fonds scheinen die Verhältnisse wiederum etwas günstiger zu liegen. Eine russische Anleihe unter der Ägide Englands liegt noch in der Luft, und die internationalen Kapitalisten dürften es Rußland nicht vergessen, daß es unter den schwierigsten Verhältnissen seinen Verpflichtungen nachgekommen ist. Es wäre also garnicht unmöglich, daß der so lange Zeit vernachlässigte Rentenmarkt wieder einmal eine bevorzugte Stellung an der Börse einnehmen wird, namentlich wenn der Zinsfuß auf seinem niedrigen Stande verharren sollte.

Mercator (Berlin).

Der Entthronte.

Einst übt' er des Briten Erfinderwitz
Als Meister des neuesten Westenschnitts.

Er zierte den Gehrock mit schwarzem Band,
Worauf er den Hut ohne Futter erfand.

Und auch in der männlichen Taillenform
War seines Geistes Vertiefung enorm,

So daß Europens Modenkultur
Mit Recht marschierte auf seiner Spur.

Es blüht' ihm zur Ehre des Vaterlands
Als „king of tailors" der Ruhmeskranz.

Drum setzte ihn früh auf den Herrscherthron
Die ganze Elite der Konfektion,

Und manches Jahrzehnt pries der letzte Kommis,
Das unüberwindliche Westengenie ...

Nun aber, zwecks Herrschaftsbekräftigung,
Ersann er 'ne Nebenbeschäftigung:

Er hielt es zur Taillenverengung für chic,
Ein wenig zu schneidern in Politik.

Und siehe, es zeigte sich über Nacht,
Daß er 'ne glückliche Naht gemacht,

Worauf man voll Anerkennung sprach:
„Er holt jetzt versäumte Talente nach —"

Und lobte die Kunst seiner Diplomatei —
Ihm aber war gar nicht recht wohl dabei.

Denn als er nach mancher politischen Nahl
Mal wieder was Eignes zur Mode tat

Und stolz im neuesten „dress" erschien
(Die Krawatte war lila, die Weste grün) —

Da sah er mit heimlichem Seelengram,
Daß keiner Notiz von der Neuheit nahm.

Kein Brite, kein Franke, kein Deutscher mal
Zog lila mit grün in engre Wahl!

Und traurig im Herzen ob solcher Schmach
Der siegreiche tailor von früher sprach:

„O, daß man Erfindern so schändlich lohnt!
Ich fühl es tiefinnen: ich bin entthront!

Was nützt mir das schönste Regieren denn
Von Irland bis nach Ostindien?

Come by, Leibschneider, die Welt ist mir fremd —
Hier ist der Schnitt für mein Totenhemd!"

Terentius.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. **werden** dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der **Redaktion** vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht **stattfinden.**

Richard Schaukal: Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten. Fünfte neuerlich verbesserte Auflage. Verlag von Georg Müller (München). Preis geh. Mk. 4.

Digitized by Google

Für die auf eine vollkommen rechtwinklige epische Kunst eingelesenen Leute kann dieser sehr aparte Dandismus nicht sein. Das durchaus Schrägwinklige und Diagonale an ihm muß alle kurzsichtigen Bürger irritieren. Ein etwas ironisches Buch hat überhaupt etwas Fragwürdiges, Nichtvertrauenerweckendes, weil die letzte, profunde Ansicht seines Verfassers nicht sicher zu bestimmen und namentlich nicht wiederzugeben ist. Ein ironisches Buch, bei dem der Verfasser sich aber gar auf den Herausgeber ausspielt, sodaß man beides nicht bestimmt weiß: was Herr von Balthesser meint und was Herr Schaukal — das geht über die zuzulassende Hutschnur. Dabei ist die Ironie durchaus nicht einmal verbürgt! Herr Schaukal mag seinen Andreas für sehr ernst und nur Andreas mag sich ironisch nehmen; oder Herr Schaukal den Andreas sehr ironisch und nur Andreas sich selbst sehr ernst; oder — nein, man muß mit den Variationen aufhören, denn es gibt noch mehr von ihnen, und dieser Herr Schaukal scheint ein rechter saltimbanque. (Sie verstehen doch, was das heißt? Sie halten uns nämlich jetzt schon sicher für Snobs und wir Sie darum für das Gleiche!)

Daher ist es selbstverständlich, daß der liebe Andreas so sehr viel mißverstanden worden ist. Denn Herr von Balthesser empfindet selbst „solche Dinge mit notwendigerweise aufdringlichen Worten Menschen zu zeigen, denen sie nichts Verwandtes anregen", als „Unkultur". Die Gemeinde, für die dieser Andreas von Balthesser seine stilisierten Bemerkungen herausgeben ließ, ist eben nicht zu groß. Die Herren (Damen sind überhaupt nicht die rechten Genießer einer solchen preziösen Kunst), bei denen sie das Verständnis findet, k ö n n e n nicht sehr zahlreich sein. Es müssen Herrschaften sein, die schon an der Wiedergabe eines potentiellen Charakters ihre rechtschaffene Freude haben — bloß wegen der Bemerkungen, die man (potentiell) über das Leben machen kann (denken Sie! machen k ö n n t e), und denen ganz besonders ein gar nicht imaginäres Porträt einen ungeheueren Genuß bereitet, selbst wenn es „bloß" ein Porträt ist, ein Porträt etwa eines gewissen Kapellmeisters Kreisler (das von demselben Richard Schaukal stammt und nur zur Zeit der Vigilie, dann aber mit angepreßtem Atem und mit Armen, die vor Begeisterung durch die Luft fahren, zu lesen ist) oder eben eines durchaus dandyhaften Herrn von Balthesser, wobei man gar nicht, wie die Kritiker zumal geglaubt haben, den Herrn Brummel oder den Oskar Wilde zu zitieren braucht, weil dieser Dandy ein völlig andrer ist, den man ironisch nehmen kann oder auch sehr ernst, je nach Stimmung, Temperament und Stellung. Denn das Wunderliche an solchen bedeutenden Büchern ist, daß man sie, wie gute Porträte, von allen Standorten aus betrachten kann und sie immer sich zugewendet findet. Ich habe das Buch einmal ironisch und einmal sentimental gelesen, und wenn man es übersinnt, kann man es wirklich nur sentimentalisch nehmen. Aber auch das kann nur an der Stimmung liegen.

Es ist richtig, wenn Herr Andreas von Balthesser (dessen Lebensgang hier gar nicht interessiert) erzählt, daß die Schriftsteller heute leider mehr können — als sie sind. Aber es ist eben so richtig, daß ein begabter Schriftsteller nicht immer das ist, was er kann. Schaukal kann nach diesem Buche den Dandysmus geliebt haben, ihn lieben, als „überwunden" hassen. Er muß nur in irgend einer, gar nicht interessierenden Weise ihn je empfunden haben. Gerade, daß das nicht von Interesse zu sein braucht, ist das Köstliche an solchen in der Luft schwebenden Büchern. Für unselbständige Naturen, die aus einem Buch eine Weltanschauung für vier Mark beziehen wollen, die sie gleich am Abend anwenden können (sollen sie morgen das neue rosa Kleid anziehen? oder sollen sie es wagen, der Dame einen Brief zu schreiben?), sind sie allerdings in jeder Weise verfehlt. Für Leute aber, die sich aus jeder Stimmung eine neue Anschauung vom Leben machen (man muß das wohl) oder aus einer ganz bestimmten Auffassung der Dinge heraus alle anderen Auffassungen (selbst die nur hingespielten, angedeuteten) in sich aufzunehmen vermögen, wird dieses meisterlich geschriebene Buch eine Gourmandise sein. Sie werden auch nach den Lyrismen der „Großmutter", der Pathetik des „Kreisler", der . . . (was sage ich nun?) der angenommenen Kälte des Balthesser weder den lyrischen, noch den pathetischen oder den sentimentalen Ton dem nächsten Schaukalschen Buche vorausagen wollen. Wenn Schaukal auf einen dieser Töne zurückgreift, werden sie ihn verstehen; und wenn er einen andern anschlägt, eben so sehr. Denn es gehen viele Stimmungen durch die Seele eines Dichters.

M a r t i n B e r a d t (Berlin).

A l f r e d W a l t e r H e y m e l: Zeiten. Ein Buch Gedichte. Titel- und Einbandvignette zeichnete R. A. S c h r o e d e r. Verlag der I n s e l (Leipzig). Preis geh. Mk. 4.

A r t h u r S a k h e i m: E. T. A. H o f f m a n n. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken. Mit zwei Abbildungen. Verlag von H. H a e s s e l (Leipzig). Preis geh. im Geschmack der Zeit Mk. 6.

A l b e r t S c h w e i t z e r: J. S. B a c h. Vorrede von C h a r l e s M a r i e W i d o r. Mit Porträts und zahlreichen Notenbeispielen im Text. Verlag von B r e i t k o p f u n d H ä r t e l (Leipzig). Preis geh. Mk. 15.

M a x B r o d: Schloß N o r n e p y g g e. Der Roman des Indifferenten. Umschlagzeichnung und Initialen von L u c i a n B e r n h a r d. Verlag von A x e l J u n c k e r (Stuttgart). Preis geh. Mk. 5.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. A d o l f H e i l b o r n, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

U n v e r l a n g t eingesandten Manuskripten und Anfragen ist R ü c k p o r t o beizufügen.

„Agfa"-Entwickler:

- Rodinal
- Eikonogen
- Metol
- Amidol
- Glycin
- Ortol
- Pyrosäure
- Hydrochinon

in **Substanz,** resp.
in **Patronen,** resp.
in **Lösungen.**

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande, umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. Privat-Badezimmer, Auto-Garage.

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg See- und Soolbad — Dr. Lücke's Kuranstalt Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. Kinder guter Kreise mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee

Schweiz — Prospekt frei 12

Herzleiden

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der Ost-Holsteinschen Schweiz. Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen. Kurhaus Sellin

früher: Hotel Fürst Wilhelm. Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

Bei allen Bestellungen

wolle man sich gütigst auf die

„GEGENWART“

beziehen.

Herders Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

---

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 M. an.

Illustr. Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 31. Berlin, den 1. August 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Graf Zeppelin und der Kaiser. Von Regierungsrat Rudolf Martin (z. Z. Friedrichshafen). — Motor-Luftschiffahrt und drahtlose Telegraphie. II (Schluß). Eine zeitgemäße Parallele von Oberleutnant a. D. und Ingenieur K. Solff (Steglitz). — Das Erbe Voltaires. V. Von Nestor. — Arthur Graf Gobineau. II (Schluß). Von Dr. J. Ritter v. Newald (Melk, Nieder-Österreich). — Bismarck und die deutsche Literatur. Von Dr. Hans Landsberg (Berlin). — Zum 28. Juli, dem Todestage Bachs. Von Dr. Albert Schweizer (Straßburg). — Künstlers Kampf und Sieg. Eine Phantasie. III (Schluß). Aus dem Nachlaß von Gottfried Kinkel. — Reiselektüre. Von Terentius. — Neue Bücher — Anzeigen.

Graf Zeppelin und der Kaiser.

Von Regierungsrat **Rudolf Martin** (z. Z. Friedrichshafen).

Bald nach den ersten Fahrten des Grafen Zeppelin mit seinem Aluminiumluftschiff Nr. 1 im Jahre 1900 hat Kaiser Wilhelm II. in einem überaus gnädigen Handschreiben an den Grafen Zeppelin dessen Verdienste um die Motorluftschiffahrt anerkannt und ihm durch die Verleihung des Großkreuzes des Roten Adlerordens einen sichtbaren Beweis dieser Anerkennung gegeben. Nachdem Graf Zeppelin am 1. Juli 1908 in 12 stündiger Dauerfahrt über eine Strecke von 400 Kilometern den nördlichen Teil der Schweiz befahren hatte, beglückwünschte ihn abermals der Kaiser mit der Versicherung: „Ich halte Ihnen nach wie vor die Stange“. Kaiser Wilhelms Talent für das Maschinenwesen und Schiffswesen hat den Monarchen eher die Bedeutung der Zeppelinschen Erfindung erkennen lassen, als seine Umgebung und die Spitzen des Militärs dies vermochten. Wie kam es nun aber, daß das Reich bis zur Gegenwart das Zeppelinsche Unternehmen mit Geldmitteln fast garnicht unterstützte?

„Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit“ sagt ein altes russisches Sprichwort. Auch die besten Absichten Kaiser Wilhelms dringen angesichts des passiven Widerstandes der allmächtigen Bureaukratie oftmals nicht durch. Und in der Tat: in einem konstitutionellen Staate ist es für das Staatsoberhaupt garnicht so einfach, gegen die Bureaukratie anzukämpfen. Die Gutachten der Sachverständigen, die dem Kaiser bis in die jüngste Zeit über das Zeppelinsche Unternehmen vorgelegt wurden, lauteten durchweg fast vollkommen absprechend. Der Kaiser hatte das Gefühl, daß er unter seinen Räten in dieser Richtung isoliert dastehe.

Die Abneigung des Fürsten Bülow und des Grafen Posadowsky gegen die Motorluftschiffahrt ist in weiteren Kreisen bekannt. Seit dem Jahre 1898 baute Graf Zeppelin an seinen Luftschiffen, und seit dieser Zeit suchte er auf direktem und indirektem Wege den Staatssekretär des Innern Grafen Posadowsky und den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe und später vom Jahre 1900 ab den Reichskanzler Grafen Bülow für seine Sache zu interessieren. Der Körbe, die sich der geniale schwäbische Erfinder von dem Grafen Posadowsky und dem Fürsten Bülow bei seinen direkten und indirekten Versuchen, eine Unterstützung und Förderung zu erlangen, geholt hat, sind Legion. Meines Erachtens hätte es aber der Gesuche des Grafen Zeppelin garnicht bedurft. Es war die Pflicht des Grafen Posadowsky als Staatssekretär für das Innere, das Verkehrswesen und die Wohlfahrt des Deutschen Reiches, eine Erfindung von so hervorragender Bedeutung aus eigener Initiative zu unterstützen. Als ich am Ende des Jahres 1906 und Anfang 1907 mit meinen ersten Publikationen auf dem Gebiete der Motorluftschiffahrt hervortrat und mich insonderheit für das Aluminiumsystem des Grafen Zeppelin in die Schanze warf, sah Graf Posadowsky in dieser meiner schriftstellerischen Betätigung zugunsten einer so aussichtslosen Sache den Beweis, daß ich für eine ernste Tätigkeit als Beamter nicht geeignet sei. Nur ungern und gedrängt durch die öffentliche Meinung, entschloß sich Graf Posadowsky schließlich, einige spärliche Zuwendungen aus Reichsmitteln für die ihm unsympathische Motorluftschiffahrt zu verwenden. Statt im Jahre 1900 setzte die Unterstützung des Reichs erst im Jahre 1907, also mit einer Verspätung von acht Jahren, ein. In gewissem Umfange mag an dieser Verzögerung auch die Rivalität zwischen dem starren Systeme einerseits und dem unstarren und halbstarren Systeme anderseits Schuld haben.

Am 1. Juli d. J. hing das halbstarre Motorluftschiff des Majors Groß als Wrack in den Gipfeln der Bäume des Grunewalds, während Graf Zeppelin als Eroberer der Luft in seinem Aluminiumluftschiff Nr. 4 in 12 stündiger Fahrt über den Vierwaldstättersee fuhr. Am 15. Juli hing das Riesenluftschiff des Grafen Zeppelin mit zerfetztem Höhensteuer hilflos an der schwimmenden Reichsmotorballonhalle, während der Militärballon des Majors Groß eine neue erfolgreiche

Digitized by Google

Fahrt bis zur Höhe von 500 Metern vor dem Generalinspekteur der Verkehrstruppen Generalleutnant Freiherrn von Lynker zurücklegte. Aus dem Wechsel dieser beiden Tage geht die Lehre hervor, daß beide Systeme ihre Berechtigung haben und sich gegenseitig ergänzen.

Man spricht von einem Gegensatz zwischen dem General der Kavallerie Graf Zeppelin und dem Major Groß, der als Kommandeur dem Luftschifferbataillon vorsteht. Niemand wird es dem Major Groß verdenken können, daß er das freiwillige Anerbieten seines größern Rivalen angenommen hat, der dem Reiche eine 24stündige Dauerfahrt in seinem Aluminiumluftschiff Nr. 4 vor der offiziellen Abnahme versprach. Major Groß traut seiner eigenen Erfindung auch Großes zu und ist daher geneigt, die höchste Leistung von seinem Rivalen zu verlangen. Es war Sache der beiden Reichskommissare, des Geheimen Oberregierungsrats Lewald und des Professors Hergesell, zu erklären, daß das Reich auf eine 24stündige Dauerfahrt verzichte, und mit der Zurücklegung einer Luftreise von 350 Kilometern in siebenstündiger Fahrt (am 30. September 1907) das Zeppelin'sche Aluminiumsystem für brauchbar halte. Vielleicht hat Geheimrat Lewald sich nicht selbst ein Urteil in diesen Dingen zugetraut. Wenn der Reichskanzler einen seiner Rangstufe nach hervorragenden Beamten des Reichsamts des Innern mit einer so wichtigen Aufgabe betraut, so kann allerdings die deutsche Nation verlangen, daß er sich fachmännische Kenntnisse anzueignen versucht. Es gibt mehrere Juristen in verschiedenen Ländern, die die Technik der Motorluftschiffahrt sowohl auf dem Gebiet der von Gas getragenen Motorluftschiffe, als auf dem Gebiet der nicht von Gas getragenen Flugmaschinen so beherrschen, daß ihnen die Dimensionen jedes einzelnen Luftfahrzeuges der Gegenwart vollkommen bekannt sind und jederzeit im Gedächtnis stehen. Es ist zu beklagen, daß das Urteil der höchsten Reichsbehörden, sowie der Heeresverwaltung und der Marineverwaltung in Ermanglung von Sachkennern schließlich lediglich auf das sachverständige Urteil des Kommandeurs des Luftschifferbataillons gestellt ist. Major Groß entscheidet über den General der Kavallerie Grafen Zeppelin. Der Kaiser selbst fühlt sich veranlaßt, dem Grafen Zeppelin zu telegraphieren: „Ich halte Ihnen nach wie vor die Stange.“ Gegen wen anders hält der Kaiser die Stange als gegen den Major Groß?

Wer die Schriften des Majors Groß gelesen hat, wird mir darin recht geben, daß sie Satz für Satz fachmännisch richtig und in mancher Hinsicht geradezu mustergiltig sind. Er ist ein ebenso gewandter Schriftsteller als erfindungsreicher Konstrukteur. Gerade gegenüber einer solchen Autorität war es nötig, daß der Vertreter des Reichsamts des Innern, Geheimrat Lewald, sich selbst ein Urteil bildete und mit eigenem Urteil und eigener Autorität für den Grafen Zeppelin in die Schanze sprang. Wer das amtliche Verfahren bei solchen Kommissionsberatungen der verschiedenen Reichsämter und Ministerien kennt und einige Kenntnisse von der deutschen Reichsverfassung hat, dem muß es klar sein, daß der Vertreter des Stellvertreters des Reichskanzlers und daher des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten stets die gewichtigste, wenn nicht in vielen Fällen einfach die Ausschlag gebende Stimme hat. Die ganze deutsche Nation ist heute der Ansicht, daß es ein großer Fehler ist, wenn man länger die Übernahme der beiden Zeppelinschen Luftschiffe 3 und 4 durch das Reich von der Bedingung der 24stündigen Dauerfahrt nach Mainz abhängig macht. Die Entwicklung der Motorluftschiffahrt, und insonderheit des Aluminiumsystems, wird durch eine solche erschwerende Bedingung einfach aufgehalten. Hierunter leidet die Vorbereitung der nationalen Verteidigung und die Fortbildung unsers Verkehrswesens. Wäre Graf Zeppelin am 14. Juli auf der Höhe von Konstanz mit seinem Aluminiumluftschiff nicht umgekehrt, so wären heute bereits beide Aluminiumluftschiffe durch das Reich übernommen und es wären von dem Kriegsministerium und Reichsmarineamt weitere Aufträge erteilt worden. Der Defekt des Kühlapparates war noch in der Luft innerhalb einer Stunde erledigt. Während dieser Zeit hatte aber das Luftschiff nur einen Motor benutzen können. Da nun das Aluminiumluftschiff in Rücksicht auf die 24stündige Dauerfahrt um 200 Kilogramm schwerer als die Luft und lediglich durch dynamische Kraft vermittelst der Höhensteuer aufgestiegen war, so hatte es in dieser Stunde erheblich Ballast auswerfen müssen. Man beschloß daher, trotz des Ersatzes der zerbrochenen Schraube am Kühlapparat durch eine Ersatzschraube, umzukehren und am nächsten Tage mit vollem Ballast die 24stündige Fahrt anzutreten.

Das Gelingen einer solchen Riesenfahrt hängt vom Zufall ab. Wenn Graf Zeppelin in 3 Wochen eine Dauerfahrt von 23 Stunden zustande bringt, so ist das Reich nach den bestehenden Abmachungen in der Lage, auf den Ankauf der Aluminiumluftschiffe wegen Nichterfüllung der Bedingungen zu verzichten. Angesichts der gespannten internationalen politischen Situation ist dieser Zustand unhaltbar. Es ist allgemein bekannt, welchen bedeutsamen Eindruck die 12stündige Dauerfahrt des Grafen Zeppelin am 1. Juli d. J. in England, Frankreich und Rußland gemacht hat. Jeder Ausländer kann sich ausrechnen, wieviel Soldaten der deutsche Kaiser mit 8000 Aluminiumluftschiffen transportieren kann, wenn das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff 50 Mann auf eine kurze Entfernung von 35 Kilometer, wie etwa von Calais nach Dover, zu tragen vermag. Da Deutschland in einem Jahre 6000 und in 2 Jahren 12 000 Aluminiumluftschiffe nach Maßgabe der Aluminiumproduktion der Aluminiumwerke Rheinfelden-Neuhausen herzustellen vermag, so ist die Beschaffung einer Luftflotte von 8000 Aluminiumluftschiffen, die 400 000 Mann tragen, innerhalb von etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren nur eine Geldfrage. Eine solche Luftflotte würde dem Reiche im Kriege nach den Herstellungskosten des Aluminiumluftschiffs Nr. 4 nicht mehr als 4 Milliarden Mark kosten. In Wirklichkeit würden in der großindustriellen Herstellungsweise sich die Kosten um ein Viertel oder die Hälfte verringern. Diese Zahlen, die ich vor einer Woche in einem Interview dem Vertreter der Londoner „Daily Mail“

Digitized by Google

in Berlin mitgeteilt habe, sind von fast jeder englischen Zeitung nachgedruckt und kommentiert worden.

Durch das Festhalten an der Bedingung der 24stündigen Dauerfahrt halten wir aber künstlich die Ausbildung dieses wichtigen Zweiges unsrer Kriegsrüstung auf. Wenn wir ein nur parlamentarisch regierter Staat wären, so würde ich die Einsetzung einer Untersuchungskommission beantragen zur Feststellung der Schuld für diese gewaltsame Zurückhaltung der nationalen Wehrkraft. Deutschland ist aber, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich ein monarchischer Staat. Daher geben wir uns der Hoffnung hin, daß der Kaiser, der dem Grafen Zeppelin die Stange zu halten versprochen hat, endlich mit der Kraft seines Befehls die Macht des passiven Widerstandes der seinen Intentionen entgegenhandelnden Persönlichkeiten brechen wird.

Motor-Luftschiffahrt und drahtlose Telegraphie.

Eine zeitgemäße Parallele

von

Oberleutnant a. D. und Ingenieur K. Solff (Steglitz).

II (Schluß).

Unsere beiden „Jüngsten“ haben weiter einen gemeinsamen Zug darin, daß ihr Tummelplatz der noch wenig erforschte, weite Ozean des Luftmeeres ist. Der Zustand der uns umgebenden Atmosphäre kann ihre Tätigkeit erheblich beschränken und oft ganz lahm legen. Das ist vom militärischen Standpunkt aus gewiß bedauerlich; man wird aber immer damit rechnen müssen, da sich dies völlig wohl niemals abstellen lassen wird. Dazu kommen natürliche Mängel, die man als Kinderkrankheiten bezeichnen kann, und zu deren Abstellung viel Arbeit und vor allen Dingen Zeit gehört, ein Wort, das im Militärlexikon einen äußerst beschränkten Platz einnimmt. In diesen, allem Menschenwerk anhaftenden Eigentümlichkeiten liegt es begründet, daß der Periode der ersten Begeisterung oft sehr schnell eine Zeit des Zweifels und der Geringschätzung folgt. Das ist jene gefährliche Periode, in der man, um möglichst schnell über sie hinwegzukommen, leicht geneigt ist, der Theorie einen übermäßig großen Einfluß einzuräumen und den Zivil-Sachverständigen mehr zu Worte kommen zu lassen, als es der stetigen militärischen Entwicklung der Sache zuträglich ist.

Wenn eine Funkspruch-Stelle ihre Zeichen dem Weltäther zur Übermittlung anvertraut, so tut der uns leider nicht den Gefallen, sie nur dorthin zu tragen, wohin wir sie haben möchten, sondern er trägt sie nach allen Seiten, also auch dorthin, wohin wir sie gerade nicht haben möchten. Jede innerhalb des Bereichs einer sendenden Station stehende Funkenstation kann deren Zeichen auffangen, wenn sie will. Gegen das Mitlesen der Depeschen kann man sich dabei aber immerhin durch Anwendung einer Chiffre schützen. Sollte es hingegen dieser Station einfallen, zur selben Zeit, wie die erste, Zeichen auszusenden, so würde die dritte Station, an die die Depesche der ersten gerichtet ist, doppelte, d. h. unleserliche Zeichen empfangen. Und das ist natürlich schlimm.

Unsre Pfadfinder auf diesem Gebiet hatten sofort erkannt, daß hiermit der eigentliche Lebensnerv der neuen Erfindung bloßgelegt, und die Lösung dieser Frage von viel größerer Bedeutung sei, als ein nur den Laien interessierender Entfernungsrekord, der im Grunde doch nur eine Funktion der aufgewendeten Mittel ist. Professor Slaby war der erste, der bei uns schon im Jahre 1900 mit seiner „abgestimmten“ Telegraphie in dieser Richtung praktische Erfolge erzielte und nachzuweisen vermochte, daß mit dem der Akustik entnommenen Begriff der elektrischen Resonanz auch dieser Mangel des neuen Verkehrsmittels fast völlig zu beheben sei.

Die Sache hatte nur militärisch den einen großen Fehler: der ganze bis dahin so einfache Apparat einer Funkenstation wurde nunmehr komplizierter. Man trat in die Periode der gegenseitigen Kompromisse ein, die naturgemäß eine Quelle für mancherlei Reibungen und Mißverständnisse bildet. Man zeigte sich auf militärischer Seite zu Konzessionen wenig geneigt. Um nur eins herauszugreifen: der von technischer Seite geführte Nachweis, daß bei Verzicht auf eine rein objektive Aufnahme der Zeichen durch einen Schreibempfänger durch Zwischenschaltung eines so fein konstruierten Apparates, wie es das menschliche Ohr ist, viele der oben erwähnten Komplikationen sich vermeiden ließen, fand durchaus keine Gegenliebe; „Schwarz auf Weiß“ blieb Parole! Nun hat ja gewiß jede Ansicht ihre Berechtigung, solange nicht, wie hier, die Praxis beweist, daß sie veraltet ist. Jeder geübte Funkentelegraphist greift, wenn ihm die Wahl gelassen wird, sofort zum Hörer; während des ganzen Feldzuges in Südwestafrika ist kein einziges Telegramm mit dem Schreiber aufgenommen worden: Engländer und Amerikaner, in denen wir ja mit Vorliebe in allen Fragen der Praxis unsre Lehrmeister sehen, kennen den Schreiber in der drahtlosen Telegraphie überhaupt nicht! Schließlich beruht auch die ganze Drahttelephonie, die wir ja bis jetzt in die vorderste Gefechtslinie vorgezogen haben, doch nur auf einer rein subjektiven Aufnahme nach Gehör; und wer da glaubt, daß die Aufnahme einer Zeichensprache einem geübten Menschen mehr Schwierigkeiten mache, als die des gesprochenen Wortes, der sehe sich einmal an, mit welcher verblüffenden Geschwindigkeit sich der Verkehr zwischen zwei Heliographen-Stationen oder von Schiff zu Schiff mittelst Flaggensignalen abspielt! Es ist aber bekanntlich außerordentlich schwer, gegen sogenannte Grundsätze mit Vernunftgründen anzukämpfen. Die Theorie war jetzt Trumpf geworden, und der Theorie wurden alle unsre bisherigen Erfolge und Errungenschaften zum Opfer gebracht. Der einfache, von Ballon und Drachen getragene Luftleiter konnte den erhöhten Ansprüchen an „Abstimmfähigkeit“ nicht mehr genügen und fiel zuerst. An seine Stelle traten Masten mit ausgedehnten Drahtnetzen, die, da man gleichzeitig eine Vergrößerung der Reichweite von 150 auf 200 Kilometer als unbedingt

Digitized by Google

erforderlich erachtete, die Gestalt kleiner Kirchtürme von 45 Meter Höhe annahmen. Die Energiequelle wurde verstärkt, die Einrichtung für Senden und Empfangen zu wandelnden Laboratorien ausgebildet, und das hohe Ziel war erreicht: der Theoretiker triumphierte! — Als man aber näher zusah, hatte man statt der bisherigen leichten Feldgeschütze schwere Mörser!

Was vorher ein sechsspänniges Fahrzeug bequem gefaßt hatte, verlangte jetzt deren zwei, die man aber ihrer, dem komplizierten Material angepaßten Bauart und ihres Gewichts wegen nicht mehr als feldmäßig bezeichnen konnte. Das Inbetriebsetzen der Station dauerte statt 10 Minuten jetzt etwa eine Stunde, und damit war eine Verwendung solcher Stationen in der vordersten Linie der fechtenden Truppen unmöglich geworden.

Nun mußte man logischer Weise auch noch die letzten Konsequenzen ziehen und versetzte die arme Funkentelegraphie zur Strafe wegen totaler Untauglichkeit zum feldmäßigen Nachrichtenmittel von der Spitze an die Queue der Kolonne.

Dabei schreit unsre Kavallerie vorne nach wie vor nach einem schnellen Verbindungsmittel, das ihr die schwere Aufgabe der Aufklärung, vor allem aber der Deckung und Verschleierung bei Nacht, erleichtert. Denn Telegraphen- oder Telephonleitungen von 50—75 Kilometer Länge zu legen, das verlangt Zeit und vor allem einen Fuhrwerkstroß, wie ihn unsere Kavallerie mit Rücksicht auf ihre sonstigen Aufgaben nicht mitschleppen kann. Hinten aber haben wir unsre so vorzüglich aufgezogenen Korps-Telegraphenabteilungen, die einer Ergänzung durch drahtlose Telegraphie nicht bedürfen. Wahrlich ein eklatantes Beispiel für die Richtigkeit der im Anfang aufgestellten Behauptung, daß die militärischen Gesichtspunkte stets in den Hintergrund gedrängt werden, sobald dem Theoretiker ein zu großer Einfluß eingeräumt wird.

Es ist derselbe Zug, der sich bei dem Motorluftschiff in dem Drang nach immer größerm Volumen, stärkern Maschinen usw. behufs Erzielung höherer Leistungen geltend macht. Die Strafversetzung des Luftschiffs zu den Munitions-Kolonnen liegt also gar nicht so außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, wie das oben scheinen mochte. Das beste Mittel gegen solche Entgleisungen bleibt immer, daß sich die Truppe den entscheidenden Einfluß wahrt und das Heft nicht aus der Hand gibt. Wie schwer es ist, eine Sache, die einmal verfahren ist, wieder einzurenken, zeigt die weitere Geschichte der „Drahtlosen".

Die Erkenntnis, daß man da einen falschen Weg eingeschlagen, kam natürlich sehr bald; es folgte nunmehr die Reaktion, indem man zunächst ein Karnickel suchte, dem man die Schuld an dem Mißgriff zuschieben konnte. Das war auch sehr schnell gefunden: es war die deutsche Gesellschaft, die die Stationen der Bestellung gemäß so gebaut hatte. Natürlich, seit sie keine Konkurrenz mehr im Lande fürchtete, stagnierte sie und hatte mit den neuzeitlichen Anforderungen nicht mehr Schritt gehalten! — Hätten wir nun noch, wie zu Anfang, unser zweites System gehabt, dann hätte das weiter gar nichts geschadet; dann wäre jetzt eben das an die Reihe gekommen, und das schöne deutsche Geld dem Lande erhalten geblieben. So aber ließ man die Blicke weiter schweifen, und siehe da: lieblich erklang da von jenseits der Grenze die Schalmei von dem neuen „ungedämpften" System des Dänen Poulsen! —

Da hatte man ja, was man wollte! — Daß es vom Auslande kam, was schadete das: hier stand die Schlagfertigkeit unserer Armee auf dem Spiel! — Mit diesem stets wirksamen Differenz-Einwand schmetterte man alle Gegenvorstellungen zu Boden! —

Wenn unsre deutschen Koryphäen auf diesem Gebiet zwar rückhaltlos die Vorzüge der neuen Methode zur Erzeugung elektrischer Schwingungen anerkannten, aber, vor einer übertriebenen Wertschätzung warnend, auf ihre mancherlei Mängel hinwiesen, so waren die eben voreingenommen! — Wenn die deutsche Gesellschaft nachwies, daß man ohne die Millionen, die ein englisches Konsortium Poulsen für seine Patente gezahlt hatte, die „Ungedämpften" auch auf anderm Wege erzeugen könne, und mit ihrer Methode die besten praktischen Erfolge erzielte, so war das Konkurrenzneid!

Es ist wohl noch in aller Erinnerung, wie vor kurzem die Amerikaner Wright mit ihrem Drachen-Flieger bei den europäischen Regierungen hausieren gingen, und ihn unter andern auch uns anboten. Damals hatte man doch nur ein mitleidiges Lächeln für diese Idee und meinte ganz richtig, wenn sich das Patent so leicht umgehen ließe, daß die Erfinder aus diesem Grunde sich konsequent weigerten, eine Probe ihres Könnens abzulegen, sei es wertlos. Welches Patent ließe sich aber nicht umgehen, besonders, wenn es sich um seine Verwendung für rein militärische Zwecke handelt? Wo ist in diesem Falle die Logik?

Die englische Gesellschaft stürzte sich natürlich mit Emphase auf dieses verlockende Geschäft: was konnte das für ein „Rout" werden, wenn die größte Militärmacht der Welt von ihrem einheimischen System, das bisher auch den Weltmarkt dominierend beherrscht und fast die Hälfte aller existierenden Stationen gebaut hatte, abging!

Natürlich werden solche Sachen nicht so dumm gemacht, daß man nun die Apparate pp. etwa aus dem Auslande bezieht; die Fabrikation übernimmt in solchem Falle eine einheimische Firma. Es weiß aber doch jeder, daß die Patentlizenzen usw. von dem Abnehmer getragen werden müssen, und damit immer ein schönes Stück deutschen Geldes in die Taschen des ausländischen Inhabers fließt.

Dabei wird immer betont, daß der leitende Grundsatz aller unsrer Behörden sein muß, die ungeheueren Ausgaben für unsre Kriegsrüstungen nur dem eignen Lande zufließen zu lassen!

Unsre großen, hier in Betracht kommenden Elektrizitätsfirmen mit ihrem Hundertmillionen-Kapital können natürlich diesen für ihre Verhältnisse überhaupt nicht merkbaren pekuniären Ausfall leicht verschmerzen. Hier stehen aber ganz andre, ideelle Werte auf dem Spiel,

Digitized by Google

die unsre maßgebenden Stellen bei ihrem Vorgehen wohl kaum in Betracht gezogen haben.

Unsre elektrotechnische Industrie spielt unbestritten die führende Rolle auf dem Weltmarkt, und unsre Regierung hat doch wahrlich ein Interesse daran, ihr diese Stellung zu erhalten. Nun hat wohl kaum ein Spezialgebiet dieser Industrie ein solch allgemeines Aufsehen und Interesse auch im Ausland erweckt, wie gerade die drahtlose Telegraphie. Nur aus diesem Grunde, d. h. um des äußeren Prestige willen, haben unsre Firmen bisher diesen Zweig der Technik besonders eifrig gepflegt: denn, das muß hier einmal offen ausgesprochen werden: verdient ist daran bisher noch nichts worden! Im Gegenteil, die stets gesteigerten Anforderungen gerade unsrer Militärbehörden haben das Konto für Versuche alljährlich so anschwellen lassen, daß der ganze Betrieb immer nur mit bedeutenden Zuschüssen aufrecht zu erhalten war. Man konnte doch an maßgebender Stelle keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welchen moralischen Schlag man unsrer Industrie mit diesem plötzlichen Übergang zu einem ausländischen System versetzte! Zufällig geschah dies, kurz nachdem man an die Hochherzigkeit gerade dieser Industriekreise im Interesse einer schnellern Entwicklung der Frage des Motorluftschiffes so dringend appelliert und dabei auch weitgehendes Entgegenkommen gefunden hatte!

Nun weiß man natürlich, daß sich die entscheidende Behörde in solchen Fragen auf das Urteil ihrer Spezialisten verlassen muß und nicht immer in der Lage ist, sich selbst davon zu überzeugen, ob dieses Urteil auch das richtige ist. Da sie aber schließlich dem Lande gegenüber die Verantwortung trägt, so mußte doch, bevor man sich zu einer so einschneidenden Veränderung entschloß, deren nationalpolitische Folgen durchaus nicht zu übersehen waren, der Grundsatz des „Audiatur et altera pars" etwas mehr befolgt werden. Wollte man dann absolut zu den „ungedämpften" Schwingungen übergehen, so konnte schon damals nachgewiesen werden, daß die Methode der deutschen Gesellschaft hierin dasselbe leistete, wie die von Poulsen. Sie hat sich nur immer auf den Standpunkt gestellt, daß die „Ungedämpften" gerade für fahrbare Militärstationen nicht geeignet seien; denn die Stationen würden dann stets die beiden Kardinalfehler zeigen: zu schwer und zu kompliziert. Die Praxis hat das auch vollkommen bestätigt, sodaß diese Tatsache jetzt von militärischer Seite kaum mehr bestritten wird. Der Leidtragende ist natürlich die Truppe, die nun in ihrer weitern Entwickelung um Jahre aufgehalten wird und sich mit dem, was man ihr aufoktroyiert hat, abfinden muß, so gut es geht. Denn natürlich wird das, was man nun einmal hat, so lange durchgeschleppt, bis man, ohne eingestehen zu müssen, daß man einen Fehlgriff getan, zu dem übergehen kann, was schon jetzt als das für die Zwecke der Landarmee voraussichtlich Geeignetste anerkannt wird: die „halb" oder „schwach gedämpften" Wellen!

„Und das hat mit ihrem Singen die Fusion getan!"

Die beiden Lehren, die der jüngere Teil unsres Geschwisterpaares im Reiche des blauen Äthers aus dem Verlauf des ersten Dezenniums ihrer älteren Schwester ziehen kann, sind also einmal, dem Theoretiker niemals ein zu großes Übergewicht über den Praktiker einzuräumen. Dagegen wird sich die Truppe, in deren Hände die weitere Entwickelung der Militär-Luftschiffahrt gelegt ist, schon zu schützen wissen. Auch ist wohl beim Lenkballon hierfür der Boden kaum besonders günstig, weil der hier vorherrschende sportliche Einschlag ein natürliches Bollwerk gegen das Überhandnehmen der reinen Theorie bildet.

Hingegen kann man der eben im Entstehen begriffenen Motorluftschiff-Industrie die zweite Lehre nicht eindringlich genug ans Herz legen: vermeidet jegliche Fusion! — Mag sie auch noch so verführerisch und plausibel klingen die Theorie von der Konzentration der Kräfte — hier ist sie jedenfalls nicht am Platze.

Wenn der schöne Kompromißname „Telefunken", der der deutschen Sache im Auslande mehr genutzt hat, als man hier zu ahnen scheint, nicht völlig von der Bildfläche verschwunden ist, so hat man das am allerwenigsten dem Verhalten unsrer Behörden in dieser Angelegenheit zu verdanken. Als die Engländer in richtiger Erkenntnis des hohen Propagandawertes der ihnen in Aussicht gestellten Lieferungen für die deutsche Armee durch Verdopplung der bei uns üblichen Gehälter und Löhne der deutschen Firma die Hälfte ihres geübten Personals entzogen, sah man dem ruhig zu; in der dann erfolgenden Erteilung von offiziellen Aufträgen lag sogar eine gewisse, stillschweigende Billigung dieses Vorgehens, das doch den Behörden unmöglich entgangen sein kann. Die weitere Fortdauer seiner Existenz verdankt das deutsche System lediglich der eigenartigen, wissenschaftlich noch nicht geklärten Erscheinung, daß die Zusammensetzung der höhern Atmosphäre über der norddeutschen Tiefebene eine den „ungedämpften" Schwingungen des Systems Poulsen besonders günstige ist; denn nur hier ist es ihnen bisher gelungen, ihre so eklatante Überlegenheit über andere Systeme nachzuweisen!

Mögen also auch die drei Typen von Motorluftschiffen, die wir besitzen, bei ihrem nun zu erwartenden weitern Entwicklungsgang sich immerhin ein wenig gegenseitig im Wege stehen und stoßen und hemmen — das ist wohl unangenehm, schadet aber weiter nichts, denn es bleibt wenigstens in der Familie!

Je mehr Typen von Luftschiffen wir haben und weiter entwickeln, desto geringer ist die Gefahr, daß man jemals auf den Gedanken kommt, hierfür die Hilfe der ausländischen Industrie in Anspruch zu nehmen.

Geld ist ja wohl immer noch das wichtigste aller Kriegsmittel, und jeder Pfennig unsers Nationalvermögens, der unnötigerweise dem Auslande zufließt, schwächt unsre eigene Wehrkraft und stärkt die der andern.

Digitized by Google

Das Erbe Voltaires.

Von Nestor.

V.

Es gibt überhaupt nur sehr wenige Menschen, die in der Tat ein religiöses Bedürfnis oder gar eine volle religiöse Natur besitzen. Dazu gehört ein gewisses Überschwänglichkeitsgefühl, das um so echter ist, je weniger es ausgesprochen wird, wie das bei den seltenen, rein mystisch angelegten Menschen vorkommt, insoweit sie rein und frei von jedem Konfessionalismus sind und das aus ihrer Gefühlstiefe hervorbrechende Stammeln nicht durch ihre positiv religiösen Jugendeindrücke degradieren. Alle Achtung und alle Sympathie gegenüber solchen „sehnsuchtsvollen Hungerleidern", die in Transcendenz zu schwimmen meinen. Ihre Zahl ist gering und sie schaden der Menschheit nicht; im Gegenteil, ihre Schriften können viele erfreuen, die, selbst frei von Mystik, sie dennoch mit Interesse, mit Hochachtung und einer eigenen Art von Rührung oder sogar von erkenntniskritischem Mitleid studieren. Alle positiven Religionen, die eine so große und meistenteils schädliche Rolle in der Welt spielen, haben mit den wirklich religiösen Naturen, diesen harmlosen, stillen Zechern in der Schenke des Lebens, nichts gemein. Die konfessionellen Heeresmassen, die Schreier und Raufbolde jedoch, die diese Schenke füllen, können nicht anders unschädlich gemacht werden als durch systematisches Hinarbeiten auf ihre Mäßigkeit und schließlich auf ihre gänzliche konfessionelle Abstinenz.

* * *

Daher sollen diejenigen, die über Religion sprechen und schreiben, auch aufhören, die unrichtige These zu behaupten, daß Religion den Menschen angeboren sei, und daß sie ein eigenes Organ dafür besitzen. Denn diese Behauptung wird nicht nur durch das Vorhandensein von religionsfreien Völkern mit geringer Zivilisation sondern auch dadurch widerlegt, daß in unserm eigenen Kulturkreise Millionen von Menschen leben, die vollständig religionsfrei sind und auch das Bedürfnis, sei es nach einer Konfession noch nach Religion, in metaphysischem Sinne verstanden, nicht im geringsten besitzen.

Schon Ludwig Feuerbach hat sich gegen die Annahme ausgesprochen, daß es „ein besonderes Organ der Religion oder ein ganz spezifisches, besonderes, religiöses Gefühl" als etwas Angeborenes gebe. „Mit größerm Rechte", meint Feuerbach, „könnte man ein besonderes Organ des Aberglaubens annehmen", die Quelle und Stärke des Aberglaubens sei aber die Macht der Unwissenheit, der Furcht und der Einbildungskraft. Aus dieser ganz richtigen Bemerkung folgt aber sofort, daß wissenschaftlicher Fortschritt und entsprechende Erziehung der Jugend diese Quellen des Aberglaubens zum Versiegen bringen können. Wer die Entstehung und Geschichte der Religion ohne Ausnahme kennen lernt, wer überdies auch nur einigermaßen die Hauptresultate der Naturwissenschaften in sich aufgenommen hat und während des Unterrichtes auf das Verhältnis dieser Resultate zu den Behauptungen der Religion (ohne Ausnahme) aufmerksam gemacht wurde — nur auf diese Weise kann die Naturwissenschaft in religiöser Beziehung aufklärend wirken — dem wird es nicht einfallen, vor Phantasiewesen oder -Personen Furcht zu haben, ihnen zu opfern, sie um etwas zu bitten, oder ihnen für irgend etwas zu danken. Und damit hört alle Religion, und um so mehr aller Konfessionalismus von selber auf. In der Tat ist es nichts anderes als ein solches „Abhängigkeitsgefühl", das jeder Religion, von der gröbsten bis zur feinst ausgearbeiteten, zugrunde liegt. Das hat ebenfalls Feuerbach in seinem „Wesen der Religion" und vor ihm schon Schleiermacher ausgesprochen, und die auf ethnographischen Tatsachen basierenden Ansichten Tylors über den Animismus stimmen vollständig damit überein. Speziell bei Schleiermacher bezieht sich jenes Abhängigkeitsgefühl nicht auf einzelne Phantasiewesen wie beim Fetischismus und Polytheismus, auch nicht auf eine einzige solche Phantasieperson, die man „Gott" zu nennen pflegt, sondern auf das ganze Universum als eines unbestimmten Unendlichen; Schleiermacher — obwohl er in verschiedenen Stellen seines Hauptwerks über Religion und ganz besonders in andern Schriften, wie auch als Hofprediger, ins konfessionelle Niveau herabglitt — wollte mit diesem Gedanken das noch reine, metaphysische, durch positive Gestaltungen und Lehren noch unbefleckte Gefühl, gewissermaßen ein demutbewirkendes Weltgefühl, begründen und rechtfertigen.

Allerdings wollte ihn Hegel durch die satyrische Bemerkung widerlegen, nach dieser Theorie müsse auch der Hund Religion haben; denn er fühle sich von seinem Herrn abhängig. Aber, obwohl dieser Witz seinerzeit sehr wirksam war, kann er doch nicht im geringsten als eine richtige Einwendung gelten; denn, wie schon Bacon von Verulam sagte: „für den Hund ist der Herr sein Gott", und die Analogie dieses Verhältnisses mit jenem des Menschen zum Universum, oder in seiner Einbildung zu einem mächtigen Phantasiewesen, ist unbedingt vorhanden; Hegels Bemerkung ist daher viel mehr geeignet, Schleiermachers Idee zu illustrieren und zu verstärken, als zu annullieren.

Diese sonderbare Neigung bei vielen Intellektuellen, einen angeborenen Sinn für Religion und das Vorhandensein eines religiösen Bedürfnisses zu verfechten, stammt zum großen Teile aus einer persönlichen, d. h. aus Charakterschwäche. Sie haben nämlich vor drei Dingen eine wahre Furcht: sie befürchten, für nicht objektiv zu gelten, wenn sie angesichts der Verbreitung und der Macht positiver Religionen deren Notwendigkeit preisgeben würden; für nicht philosophisch zu gelten, wenn sie diese Tatsache, die doch fast gänzlich durch die politischen Gewalten zu erklären ist, nicht auf anthropologische Grundelemente zurückzuführen versuchen; und endlich besorgen sie gar sehr, für nicht „tief" gehalten zu werden, wenn sie jene unleugbaren schönen Empfindungen gering schätzen oder gar aus unsrer Kultur zu eliminieren suchen, die — unter andern häß-

Digitized by Google

lichen — fast jede positiv als Konfession auftretende Religion in ihren Anhängern auszulösen vermag.

Diese dreifache Zaghaftigkeit solcher Art von Intellektuellen wird den Lauf der gesitteten Kultur nur verzögern, aber nicht hemmen. Auch gegen diesen störenden Faktor in unserm Kulturgange wird sich der Sieg über allen Konfessionalismus nicht aufhalten lassen, und teils gleichzeitig, teils etwas später wird auch jeder Versuch im Keime erstickt werden, religiösen Stimmungen überhaupt eine plastische Gestalt zu verleihen. Man muß nur die oben angegebene Methode anwenden, mit den großen Volksmassen in aufklärenden Verkehr zu treten.

In der heutigen Literatur nehmen Betrachtungen über Philosophie, Psychologie und Geschichte der Religion einen noch immer zunehmenden Raum ein, und fast allgemein glaubt man nun, das beweise das Wachstum des religiösen Bedürfnisses in unsrer Zeit. Ich halte das Gegenteil für richtig. Die Fortschritte der Wissenschaften unterminieren die Kraft des religiösen Glaubens jeder Art im zivilisierten Europa, zwar ohne Lärm, aber so intensiv und ununterbrochen, daß die Kirchen in dem Bewußtsein ihrer kontinuierlichen Schwächung sich krampfhaft winden und mit forcierter Pression gegen die Freiheit der Wissenschaft arbeiten. Alle ihre Bemühungen sind daher nur ein Beweis nicht ihrer Siegesgewißheit, sondern des Bewußtwerdens der Notwendigkeit äußerster Anstrengung gegen den geistig unüberwindlichen Gegner, und eben deshalb rufen sie auch die Gewalt des Staates und der interessierten Gesellschaftsschichten zu Hilfe. Und ebenso ist die so reiche religiöse und theologische Literatur nur ein Zeichen, daß die Intellektuellen den Gang der Dinge sehen oder fühlen und sich durch kritische Betrachtungen hiervon Rechenschaft geben wollen. Sie sehen, daß die Stadt ihrem Untergang entgegen geht und sehen sich noch einmal nach ihr um. Je mehr studiert und geschrieben wird, desto mehr bröckelt von dem früher ernst genommenen Konfessionalismus ab.

Zu leugnen ist übrigens nicht, daß sich in den meisten dieser Schriften leider ein beträchtlicher Grad von Schwäche und von Halbheit vorfindet, und das Äußerste wird hierin in der philosophischen Behandlung der Wunderberichte geleistet. Häufig wird die Möglichkeit irgend einer Wundergeschichte aus alter oder neuer Zeit aus dem Grunde behauptet, weil man ihre Unwahrheit oder Unmöglichkeit nicht beweisen kann, während man doch in jedem Augenblick beliebig viele Wundergeschichten erfinden und niemand sie widerlegen kann! Denn man könnte mit dem besten Humor von der Welt jeden Zweifler auffordern, er solle doch einen strikten Beweis dafür geben, daß diese oder jene noch so absurde Geschichte sich nicht ereignet habe, und auf diese Weise könnte man allen Forschern auf der ganzen Welt lebenslang Beschäftigung verschaffen, nämlich in allen historischen Dokumenten und in allen Winkeln der Erde negatives Beweismaterial herbeizuschaffen, und man würde dennoch sicher sein, daß sie damit nicht zu Ende kommen.

Arthur Graf Gobineau.

Von Dr. J. Ritter v. Newald (Melk, Nieder-Österreich).

II (Schluß).

Interessant ist, was das „Erinnerungsbild“ über Gobineaus Verhältnis zur Religion oder richtiger: zum positiven Glauben mitteilt. Da zeigte sich bei Gobineau eine absonderliche Mischung zwischen dem Angeerbten, Anerzogenen, Traditionellen und der vorurteils- und voraussetzungslosen Geistesanschauung. In katholischen Dingen gab er sich oft streng konservativ und äußerte sich über die „Ketzer“ gelegentlich in einer Weise, die bei so erleuchtetem Geiste verblüffen mußte. Er verschloß sich — so lesen wir — nicht den Wunderwirkungen der Offenbarung; er stellte die christliche Kunst des Mittelalters höher als die erlesensten Meisterwerke der Antike. Persönlich aber wollte er von der Religion der Liebe, der Armen, der Massen nichts wissen. Der katholische Royalist, der stets nordischer Abkunft sein wollte, sympathisierte mit dem altgermanischen Heidentume. „Der christlichen Ergebung stellte er den heidnischen Stolz entgegen, dem sanft beredten Verzeihen das schweigsam trutzige Dahinnehmen und der begeisterten Entsagung das geringschätzige Verzichten.“ Von der Gleichheit der Menschen aber mochte er unter keinerlei Form das Mindeste wissen. Das war aber bei ihm nur Theorie. Denn in der Praxis war er ein guter, hilfsbereiter Mensch, der bei aller Vornehmheit des Wesens niemand durch aristokratischen Hochmut verletzte. Der modernen Entwicklung in Gesellschaft und Politik stand er allezeit als ein Fremder gegenüber. Gegen das Parteigetriebe des Tages fühlte er größten Widerwillen. Bemerkenswert ist auch, daß Gobineau, der trotz seiner Vorliebe für die germanische Rasse doch so viel Französisches an sich hatte, zu seinem großen Vaterlande niemals ein rechtes Verhältnis gewinnen konnte. Als Sohn Frankreichs hatte er sich eigentlich nur gefühlt, da er während des Krieges von 1870 auf seinem Schlosse Trye wohnte und als Maire des Ortes für die Organisation der Verteidigung und der Krankenpflege wirkte, später sich um ein leidliches Verhältnis zwischen Besiegten und Siegern abmühte — eine Arbeit, für die ihm seine Landsleute wenig Dank wußten. Politische Kandidaturen hat er immer abgelehnt. Es mochte vielleicht eine Konsequenz seiner Rassentheorie sein, wenn er von der Zukunft seines Vaterlandes nichts Gutes erwartete. Er hielt Frankreich dem Verfalle preisgegeben, alle Stände und Berufsklassen zernagt. In nationalen Dingen war er für einen Franzosen merkwürdig pessimistisch und merkwürdig indifferent. So schreibt er, da ihm Eulenburg einmal vom Vaterlande gesprochen, die absonderlichen Worte: „Erklären Sie mir, bitte, den Sinn dieses Wortes, wenn es im Grunde nichts anderes bedeutet als Herrn Gambetta, Herrn Grévy, die Orleanisten, die Imperialisten, die Demokraten und überall das ausschließliche Bestreben, Geld zu gewinnen. Nein, nein, liebster Freund, ich

Digitized by Google

bin von wo anders hergekommen, ich denke, wie man anderswo dachte“ usw.

Wenn zwischen Frankreich und einem seiner begabtesten, ethisch edelsten Söhne eine völlige Entfremdung eintrat, lag die Schuld auf beiden Seiten. Gobineau fand seinem eigenen Lande gegenüber, — wie Schemann trefflich bemerkt — nicht die Gerechtigkeit und Unbefangenheit. Die reichen Schätze französischen Geistes waren für ihn halb verloren. Wiederholt hatte er sich sehr abfällig über das anmaßende Wesen, das seine Landsleute gelegentlich im Auslande zeigten, geäußert. Auch seine strenge Verurteilung alles Zweideutigen wurde im Frankreich des zweiten Kaiserreiches gewiß nicht verstanden. So waren fast bald alle Bande zwischen ihm und dem offiziellen wie dem intellektuellen Frankreich zerschnitten. Der französische Gesandte in Stockholm stand außer Verkehr selbst mit seinen Standes- und Berufsgenossen. Literarisch wurde er von seinen Landsleuten ignoriert, als Diplomat wurde er in den leitenden Kreisen mißliebig. Und im Jahre 1877 trat er nach dreißigjähriger Beamtentätigkeit, geistig und körperlich noch völlig frisch, in den Ruhestand. Nicht freiwillig. Sein Minister, der Herzog von Décazes, soll ihm nahegelegt haben, um seinen Abschied einzukommen, den er sonst unverlangt erhalten würde. Man brauchte, sagte Gobineau, den Stockholmer Posten für einen andern. Sein Nachfolger war der Marquis von Tamisier, ein Enkel jenes Carrier, der in der Zeit des Schreckens die Massenertränkungen in der Loire erfunden hatte.

„Man hat mir den Abschied erteilt“ schreibt Gobineau an Eulenburg „Sie wissen, daß mir dies eigentlich mehr lieb als unangenehm ist. Nur die materielle Seite peinigt mich. Aber man wird darüber hinauskommen.“ Für ihn, der bei aller Anspruchslosigkeit doch gewohnt war, als Aristokrat zu leben, bedeutet die Pensionierung kaum weniger als einen finanziellen Zusammenbruch. Er war ohne Vermögen, sein Gehalt hatte kaum ausgereicht, um die Ansprüche seiner entfernt von ihm lebenden Familie zu decken. Es kamen bittere Stunden für den 60 jährigen Mann. Er mußte sich manche Entbehrung auferlegen, sein Schloß Trye, das er ganz verwahrlost wiederfand, verkaufen, sich sogar von seinem alten Diener trennen. Als ein Heimatloser verließ er Schweden. Zu Rom ließ er sich nieder und logierte sich „wie ein Student“ ein. Die Stadt der Antike und des Mittelalters, das Rom der Päpste und das moderne, wirkte bewälligend auf ihn. „Ich glaube“ schreibt er „mich niemals wie hier in einem Kreise befunden zu haben, der mich annähernd so interessiert, so sehr mein Fall gewesen wäre“. Hier widmete er sich noch uneingeschränkter als sonst seiner Arbeit. „Sie sehen“ berichtet er, „wie ich völlig in der Welt von oben lebe, und mag der Teufel die von unten holen. Denn sie wird täglich gemeiner“.

Hier, im gelobten Lande der bildenden Kunst, warf er sich auch mit jugendlichem Eifer auf ein neues Feld. Die Bildhauerei hielt er bald für seinen eigentlichen Beruf und stellte nun die bescheidenste künstlerische Produktion höher als alles Wissen und Forschen. Seine skulpturalen Arbeiten sind sehr zahlreich. Es sind meist Porträt- oder Charakterbüsten, in Marmor ausgeführt (die Pia Dantes, die verwundete Liebe, Queen Mab, eine Walküre, die viel bewundert wird, eine Mimik u. s. f.). Die Werke, die dem modernen Typus der Skulptur nahe stehen, fanden nur wenig Beifall.

Daneben war er aber auch wissenschaftlich und dichterisch unermüdlich tätig. Er arbeitete, möchte man sagen, mit einer Art Berserkerwut und hat zeitlebens — was er später büßen mußte, — seine körperliche Erholung vernachlässigt, Sport und Leibesübung immer als nichtige Beschäftigungen verachtet. In Rom arbeitete er an seinem „Ottar Jarl“ der die Geschichte seines eigenen Geschlechts sein sollte, und an der großen Heldendichtung „Amadis“, die Gobineau selbst für seine beste Schöpfung hielt. Sie ist nicht völlig vollendet; für ihren zweiten und dritten Teil konnte er keinen Verleger finden. Mit seinem wissenschaftlichen Hauptwerke wollte er der Rasse, mit dem Buche über Persien dem Volke, mit Ottar Jarl dem Stamme und mit Amadis dem Individuum ein Denkmal gesetzt haben. Daneben beschäftigten den Unermüdlichen andere weitgreifende Pläne, die unausgeführt bleiben sollten. Ein Buch über Spanien im 15. und 16. Jahrhundert sollte ein Seitenstück zur „Renaissance“ werden. Über Neugriechenland, Rußland und Asien wollte er schreiben. Für die Nachdichtung des persischen Heldenlieds Kusch Nameh setzte er sich selbst eine Frist von 7 bis 8 Jahren, usw. Die Leiden des Alters hatten sich aber bei dem einst so Widerstandskräftigen eingestellt. Das Augenlicht nahm ab, die Beweglichkeit der Glieder war vermindert, der Schlaf floh, das Gedächtnis wurde untreu. Gobineau trug dies alles schweigend in seiner vornehmen Art. Aber bald machte er seinen Freunden den Eindruck eines Müden, der aufgehört hat zu kämpfen. Eine Gasteiner Kur half nichts mehr. Aus der Auvergne heimkehrend, um in Pisa einen Freund zu besuchen und dann nach Rom zu gehen, erlitt er in Turin einen Schlaganfall. „Und hier“ (sagt die Verfasserin des „Erinnerungsbildes“) „in einer Gaststube unter Fremden besiegelte ein gänzlich vereinsamter Tod dieses verödete Leben.“ (13. Oktober 1882.)

Gobineaus Name war damals in Deutschland und noch mehr in seinem Vaterlande schier unbekannt. Die „Bayreuther Blätter“ waren die ersten, die auf die Bedeutung dieses Franzosen, der kein Franzose sein wollte, hinwiesen. Dann war es Professor Ludwig Schemann in Freiburg, der Jahre hindurch mit dem rastlosem Eifer des begeisterten Verehrers daran arbeitete und noch arbeitet, um den Mann bekannt zu machen, in dem er mit vollem Rechte einen der außerordentlichsten Geister des zur Neige gehenden Jahrhunderts sieht. Schemann ist es zu danken, wenn Gobineau heute in Deutschland weit besser gekannt wird, als in seiner Heimat. Auf Schemanns Betreiben entstand auch 1894 die „Gobineau-Vereinigung“, die sich zur Aufgabe setzte, den künstlerischen und schriftstellerischen Werken ihres Helden weiteste Verbreitung zu erwirken, die Herausgabe und Übersetzung seiner Arbeiten und Werke,

Digitized by Google

namentlich auch des noch unveröffentlichten Nachlasses zu fördern, eine quellenmäßige Biographie des Meisters und ein Denkmal auf seinem Grabe in Turin zustande zu bringen. All dies ein löbliches, uneigennütziges Tun im Sinne einer über die Grenzen der Völker hinausreichenden Geistespflege. Nur wollen wir dabei in der Würdigung eines wahrhaft Tüchtigen nicht übers Ziel schießen und keinen Heroen-Kult treiben. Denn daß Gobineau zu jenen führenden Geistern auf dem Gebiete des Gedankens und der Dichtung gehöre, dergleichen Deutschland seit längerer Zeit entbehrt, scheint mir denn doch etwas zu weit ausgeholt.

Professor Schemanns Bemühungen ist es endlich zu danken, daß die wertvollsten Bestandteile von Gobineaus Nachlaß (die Einrichtung seines Studio, eine Anzahl seiner skulpturalen Werke, Handschriften seiner wichtigsten Bücher, hinterlassene ungedruckte Manuskripte, seine Korrespondenz und anderes) 1903 von der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg angekauft wurden und dort als Gobineau-Sammlung ein Heim für alle Zeiten fanden.* Der nachträgliche versöhnende Abschluß eines Lebens, daß bei all seinem überreichen Geistesinhalte ein unvollkommenes gewesen ist. Unvollkommen, denken wir aus dem schlichten Grunde, weil auch die genialste Persönlichkeit den tiefen, lebendigen Zusammenhang mit dem eigenen Volke, dem eigenen Vaterlande nicht ungestraft missen kann.

Bismarck und die deutsche Literatur.

Von Dr. Hans Landsberg (Berlin).

Die gewohnte literarhistorische Methode: das Thema einfach durch die Aufzählung von Gedichten, Romanen und Dramen, in denen der Kanzler eine gewisse Rolle spielt, zu erledigen, mußte, wenn sie überhaupt auf Wert Anspruch machen darf, in unserm Falle zu einem ziemlich traurigen Ergebnis führen. Die ganze Bismarckliteratur ist mit geradezu verschwindenden Ausnahmen Gelegenheitspoesie schlimmster Art. Auch diese Dichtung der Stunde erfüllt eine gewisse Mission, falls sie wie die Verse, die ein Dohm, Loewenstein und Trojan zwei Menschenalter hindurch für den „Kladderadatsch" geschrieben haben, wirklich in besonderm Maße zur Illustrierung des augenblicklichen Geisteslebens beitragen. Aber für den betrachtenden Literarhistoriker ergibt sich die Tatsache, daß gerade diese Kladderadatsch-Gedichte so ziemlich das einzige sind, was von der poetischen Bismarckliteratur dereinst bleiben dürfte. Die Verse setzen mit einem kräftigen Protest gegen den späteren Kanzler ein, um allmählich immer stärker in den Bann dieser großen Persönlichkeit zu geraten. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, das Bild des Kanzlers zu formen, wie es im Volke weiterlebt. Hier hat also die satirische Presse einmal das geleistet, was bisher der freien Dichtung vorbehalten war.

Woran lag es aber, daß die eigentlichen Repräsentanten deutscher Poesie so wenig imstande waren, das Bild des Kanzlers im Liede festzuhalten?

Die politische Lyrik hatte sich seit den Tagen Herweghs und Freiligraths erschöpft; sie war allenfalls imstande, Poesie aus dem Geiste der Opposition, die sich gegen die Unterdrückung der Freiheit auflehnt, zu schaffen, aber sie vermochte nicht, da die Ideale Wahrheit wurden, das Lebendige mit dem Schleier der Dichtung zu umhüllen. Den Bismarckgedichten, die aus der Freude über die endlich errungene deutsche Einheit erwuchsen, spürt man doch überall jenes falsche Pathos an, das durch Schillersches Epigonentum entstanden war und erst im deutschen Naturalismus sein so notwendiges Gegengewicht fand. Die Spielarten dieser Bismarckpoesie können hier nur ganz kurz gestreift werden. Da ließ etwa der Hallenser Gustav Schwetschke schon 1867 ein Epos „Bismarckias" ausgehen, dem drei Jahre später eine „Varzinias" folgte. Es waren Verse, die deutlich von dem ohnehin nicht tiefen Humor eines Scheffel inspiriert wurden; aber sie sind immer noch bequemer zu lesen als das hohle Pathos, das sich in den lyrischen Ergüssen eines Scherenberg oder des Grafen Westarp spiegelt und in den Versen eines Kreuzzeitungsabonnenten bis zu der traurigen Tiefe des nachstehenden Gedichtes fiel:

„Wohl ist es schön, im Vollbesitz der Macht
Des Lebens steile Pfade zu beschreiten.
Wenn Huldigung aus aller Augen lacht,
Glück zu empfinden und Glück zu verbreiten."

Der siebzigste Geburtstag des Fürsten gab natürlich neben solchen Dichterlingen auch den berufenen Poeten Gelegenheit, ihre Stimme zum Lobe des Schmiedes deutscher Einheit erschallen zu lassen:

„Was er uns war, das bleibet unvergessen:
Das bleibt auch wenn er längst geschieden.
Was er uns ist, so lang er weilt hinieden,
Das soll er stolz mit ernstem Sinn ermessen."

So sang Hans Hoffmann, während Wolfgang Kirchbach das Lied ertönen ließ, das mit den Worten anhebt: „Webt nicht der Frühling schon durch den Wald, säuselts nicht dumpf um die Eichen?" Immerhin höher steht das Lied, das damals Heyse zum Jubeltage des Fürsten schrieb:

„Wem soll das Lied erklingen?
Dem Mann, dem keiner gleich,
Der in gewalt'gem Ringen
Uns neu erschuf das Reich!
Zu Schanden ward der Feinde List,
Versöhnt der alte Bruderzwist ---
Der das getan, wir bringen
Den Dank ihm freudenreich."

Man wird solche Verse zur Kenntnis nehmen, aber sie schließlich zum übrigen legen, weil sie dem neuen Probleme, das sich dem Dichter darbietet, so garnicht gerecht wurden. Es galt eine Gestalt, die mitten unter uns lebte, und die wir oft genug in der

*) Vgl. die Gobineau-Sammlung der Kais. Universitäts und Landesbibliothek zu Straßburg von Ludwig Schemann, Straßburg bei Trübner 1907.

Digitized by Google

Kürassieruniform durch die „Linden“ fahren sahen, in ähnlicher Weise für die Poesie zu erschließen, wie es etwa Lenbach und Hugo Lederer, von den wichtigen Karikaturisten wie Wilhelm Scholz ganz abgesehen, für die bildende Kunst getan hatten. Es galt Bismarck als den Typus des modernen, völlig realpolitischen Staatsmanns in seiner nüchternen Größe vor uns hinzustellen. Ein Kleist hätte dies mit seiner wundervollen Gabe, die reale Welt zu idealisieren, vermocht; aber es war kein Kleist da. Bei diesem Mangel hat das höchst mögliche ein anderer Märker: Fontane in zwei Gedichten „Jung Bismarck“ und „Wo Bismarck liegen soll“ geleistet:

„Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr,
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr;
Leben und Sterben dem Vaterland —
Gott segne fürder deine Hand,
Jung-Bismarck!“

Und dann war noch unter der jüngeren Generation ein andrer Poet, Liliencron, der, allem festlichen Pathos abhold, das Wesentliche dieser großartigen Existenz gelegentlich, und wie von dem Bilde des Kanzlers überrascht, in zwei Zeilen faßte:

„Den großen Kanzler zeig ich Dir: Tritt wo
Sein Fuß, das ist ein Gruß: es schallt die Welt.“

Es war ein Lieblingsgedanke Hermann Grimms, gerade an dem Beispiel Bismarcks zu zeigen, wie große Gestalten, etwa die historischen Helden des Nibelungenliedes, erst für die dichterische Behandlung reif werden, wenn sie den notwendigen mythischen Prozeß durchgemacht haben. Schiller versuchte vergebens, in einem Epos der nicht einmal unpoetischen Gestalt des großen Friedrichs Herr zu werden, und der Wunsch, Napoleon kongenial dargestellt zu sehen, ist, wenn man vielleicht von dem Wurfe Grabbes absieht, bei unzähligen ohnmächtigen Versuchen bis heute unerfüllt geblieben.

Andrerseits muß hervorgehoben werden, daß auch Bismarck der zeitgenössischen Literatur wie den schönen Künsten überhaupt das denkbar geringste Interesse entgegenbrachte. Dieser preußische Junker las den Shakespeare englisch und benutzte wohl auch seine Figuren gelegentlich als Masken für einen vertrauten Briefwechsel, wußte von Goethe und Schiller, was der Gebildete wissen muß, war aber ein völlig amusischer Mann, der Stindes „Wilhelmine Buchholz“ zu seinem Lieblingsbuche erlesen konnte und den Erfolg dieses Humoristikons recht eigentlich erst geschaffen hat. Die vielgerühmte Universalität des deutschen Geistes hörte bei der einseitigen Genialität dieses Staatsmannes und Diplomaten auf. Ein Gladstone mochte zur selben Zeit Homerstudien pflegen, Bismarcks Gegner und zeitweiliger Bundesgenosse Lassalle Trauerspiele verfassen und den mystischen Heraklit ergründen, die Lasker, Bamberger, Schurz den Traditionen des Frankfurter Parlaments nachfolgen, — ein Bismarck schob diese „Zerstreuungen“ von sich als etwas Störendes, das ihn in seiner Lebensarbeit aufhalten könnte. So gewöhnten sich die Gelehrten der Zeit, ihn als außerhalb ihrer Sphäre stehend zu betrachten. In der neuen Geschichte des Preußentums, das in Friedrich dem Großen einen Literaturphilosophen an seiner Spitze gesehen hatte, stand der Leiter der Geschicke dem Geistesleben der Nation beinahe gleichgültig gegenüber. Es kam für ihn nur in Geltung, sobald es sich, wie beim Kulturkampf, um staatspolitische Faktoren handelt. Auf dem Boden dieser antihumanistischen Gesinnung, die sich in Bismarck verkörperte, ist dann Nietzsche als Prophet eines Neuidealismus erwachsen.

Zum 28. Juli, dem Todestage Bachs.

Von Dr. Albert Schweizer (Straßburg).

Im Jahre 1808 mögen wohl nicht viele des Todestags Bachs gedacht haben. Zwar war sechs Jahre vorher die begeisterte kleine Biographie von Forkel, dem Freunde der Söhne Bachs, erschienen; aber der Kreis, der sich dadurch zum Meister bekehren ließ, war ganz klein. Bach gehörte noch zu den Vergessenen. Nun aber ist seine Zeit gekommen. Der 28. Juli ist ein Gedenktag, den kaum ein Musiker unbeachtet vorübergehen läßt. Manche Orgel erklingt am Abend dieses Tages in dunkler, leerer Kirche, weil der Organist sich gedrungen fühlt, in Bachschen Fugen und Choralvorspielen für sich einen Erinnerungsgottesdienst abzuhalten. Und wenn dann die Akkorde von Bachs letztem Werk, dem Choralvorspiel über „Wenn wir in höchsten Nöten sind“ in die Kirche hinausziehen, ist es, als ob die Orgel mit Engelszungen den Glauben und den Frieden des Mannes predigte, der im dunklen Zimmer, schon mit dem Tode ringend, seinem treuen Schüler und Schwiegersohn diese Fantasie in die Feder diktierte.

Bach starb an den Folgen einer unglücklichen Operation. Er hatte sich ihr unterzogen, um von einer schmerzhaften Augenkrankheit befreit zu werden, die ihm das Arbeiten zuletzt unmöglich gemacht hatte. Nach der Operation fing er an zu kränkeln; die verordneten Medikamente hatten seinen Körper vergiftet. Seine Augen wurden von Tag zu Tag schlechter. Ein halbes Jahr hatte dieses Siechtum gedauert. Da trat eine plötzliche Besserung ein. Eines Morgens beim Erwachen konnte er wieder ganz gut sehen und vermochte auch das Licht zu ertragen. Wenige Stunden später rührte ihn der Schlag. „Auf diesen“, berichtet Forkel, „erfolgte ein hitziges Fieber, an welchem er, ungeachtet aller möglichen Sorgfalt zweier der geschicktesten Leipziger Ärzte, am 28. Juli 1750 des Abends nach einem Viertel auf neun Uhr im sechsundsechzigsten Jahre seines Alters auf das Verdienst seines Erlösers sanft und selig verschied“.

Was der noch diesseits des Greisenalters dem Leben entrissene Künstler geschaffen hat, vermögen wir besser zu überblicken als die, welche seinem Sarge folgten. Bachs Werke füllen in der Ausgabe der alten Bachgesellschaft fünfzig starke Bände. Den Grundstock bilden kirchliche Kompositionen: zwei große

Digitized by Google

Passionen, eine große Messe, ein Magnificat, hundertundneunzig Kantaten; dazu kommen etwa zehn weltliche Kantaten, Orchestersuiten und Orchesterkonzerte, Kammermusikwerke, Orgel- und Klavierkompositionen und geistliche Lieder. Selbst wenn man annimmt, daß uns ein Viertel oder ein Fünftel der Bachschen Kompositionen verloren gegangen sei, wird man zugestehen müssen, daß er im Verhältnis zu seiner Lebensdauer viel, aber nicht übermäßig viel geschaffen hat. Die Fruchtbarkeit eines Händel und eines Schubert hat er bei weitem nicht erreicht. Man hat den Eindruck, daß er viel, aber nicht hastig arbeitete, außer wenn es sich um Bestellungen handelte, oder er gerade keine Kantate für einen der kommenden Sonntage bereit hatte. Er nahm sich Zeit, die Kompositionen, auf die er Wert legte, nicht nur mehrmals durchzusehen, sondern auch öfters in Reinschrift abzuschreiben. Als die beiden älteren Söhne das väterliche Haus verließen, bekam jeder von ihnen den ersten Teil des Wohltemperierten Klavieres in einer eigenhändigen Kopie des Vaters geschenkt. In den letzten zehn Jahren seines Lebens hat der Meister nur noch verhältnismäßig wenig komponiert; er befaßte sich in dieser Zeit hauptsächlich mit der Durchsicht und Verbesserung der vorhandenen Werke.

Wie kam es, daß er nach seinem Tode so schnell in Vergessenheit geriet? Zunächst, weil niemand seine Werke kannte. Von diesen waren nur einige Klavierkompositionen, das musikalische Opfer und die Kunst der Fuge im Stich erschienen. Von dem Komponisten der Passionen und Kantaten wußte man fast nichts. Diese Werke waren nur in den Gottesdiensten zu St. Thomä und St. Nicolai aufgeführt worden, und die Leipziger fanden sie so wenig hervorragend, daß sie für die Verbreitung des Ruhms des Kirchenkomponisten Bach wohl kaum etwas getan haben. Sie waren stolz darauf, den größten Organisten Deutschlands zu besitzen und nahmen es mit in Kauf, daß es ihrem Kantor augenscheinlich versagt war, schöne und „rührende“ Kirchenmusik nach dem besten Zeitgeschmack zu schreiben. Die schlechten Kräfte, über die Bach verfügte, mögen das ihrige mit beigetragen haben, daß der Wert der Kantaten und Passionen verborgen blieb. Der Meister selber hat nicht geahnt, wie gewaltig er sich in diesen Werken über seine Zeit erhob; an eine Veröffentlichung hat er niemals gedacht. Nach seinem Tode kamen die Partituren an seine Söhne und wurden zum Teil verschleudert. Nur die Kantaten, deren Stimmen man an der Thomasschule besaß, wurden zuweilen aufgeführt. Die „Aufklärung“, die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zur Herrschaft kam, war nicht geschaffen, etwas für Bach zu tun. Sie war in Religion, Denken und Kunst nur mit der Gegenwart beschäftigt und hatte keinen Sinn für das Große in der Vergangenheit. Ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet, mit dem Alten aufzuräumen. In den rationalistischen Gottesdiensten waren Bachs Werke ihrer altorthodoxen Tente wegen unmöglich; in den pietistischen wollte man von Kunst überhaupt nichts wissen.

In der Restaurationszeit kehrte die Ehrfurcht für das Große der Vergangenheit wieder in die Herzen der Menschen zurück. Aber das Ideal der Gottesdienstmusik hatte sich so gewandelt, daß die Bachsche Kunst nicht als wahre kirchliche Kunst anerkannt werden konnte; sie war zu „konzertierend“. Reiner Chorgesang, etwa noch mit Orgelbegleitung, sei die einzig wahre Gottesdienstmusik, erklärte der sonst für Bach begeisterte v. Winterfeld. Richard Wagner ist derselben Meinung in seinen ersten Schriften. Der Gottesdienst in der Form, die er angenommen hatte, bot keinen Raum mehr für Kantaten und Passionen. Bis aber das geistliche außergottesdienstliche Konzert, das man zu Bachs Zeiten nicht kannte, aufkam und sich einbürgerte, dauerte es anderthalb Generationen; bis dahin war kaum Möglichkeit und Gelegenheit, die Kantaten und Passionen aufzuführen.

Auch die Entwicklung der Musik war dem Kultus Bachs nicht günstig. Gleich nach seinem Tode schlägt die Tonkunst die Bahn ein, die sie zu Beethoven, der Musik des reinen Gefühlsaffekts, führen soll. Man will nichts mehr von der alten Arie hören; die Fuge kommt in Mißkredit. Die Musik der Vergangenheit erscheint jenen Menschen gekünstelt; sie sehnen sich nach Einfachheit und Freiheit von gegossenen Formen. Diese Reaktion konnte Bach noch den Tribut des herkömmlichen Lobens und Bewunderns darbringen; ihn zu lieben und zu verstehen, war ihr nicht gegeben.

Dazu kam, daß die Instrumente und die Kunstfertigkeit, die Bach voraussetzte, zum Teil verschwanden, wodurch seine Werke unaufführbar wurden. Die Oboe d'amore wurde nicht mehr gebaut und nicht mehr geblasen; die Kunst, die hohen Töne auf der Trompete und dem Horn hervorzubringen, verlor sich, weil man diese Instrumente anders baute, und die Komponisten solche Kunstfertigkeit nicht mehr von den Bläsern verlangten. Auch die neue Sängergeneration verfügte nicht mehr über die Technik, die Bachsche Arien voraussetzten. Die alten Schülerchöre waren in Abgang gekommen; gemischte Chöre gab es erst wenige.

Man bedenke auch, daß Bach'sche Partituren nicht zu beschaffen waren. Die meisten Musiker wußten von ihnen nur vom Hörensagen. Wie wenig haben Mozart, Haydn, Beethoven, Weber von Bach gekannt! Mendelssohn war der einzige, der eine ungefähre Kenntnis von den Hauptwerken des Meisters besaß; er verdankte sie seinen Reisen, dem Zufall, der viele Bachhandschriften nach Berlin verschlagen hatte, und den Freunden, die ihn in seinen Nachforschungen unterstützten.

So blieb das, was die Verehrer in Wort und Schrift für Bach taten, mehr oder weniger illusorisch. Auch die Aufführung der Matthäuspassion in der Berliner Singakademie im Jahre 1829 war, genau genommen, ein glänzender Augenblickserfolg, kaum mehr.

Es gab nur ein Mittel, Bach bekannt zu machen: die Veröffentlichung seiner Werke. Kein Verleger wollte das Unternehmen riskieren. Da gründete sich unter Schumann eine Gesellschaft, die es wagte. Daß die Ausgabe zustande kam, ist das Verdienst Rusts. Der erste Band erschien 1851; der letzte erst 1900.

Während dieser Zeit vollzog sich der Umschwung in dem musikalischen Empfinden, der Bach wieder zu

Digitized by Google

Ehren bringen sollte. Wagner stellte ein neues Kunstideal auf und proklamierte die Einheit von Wort und Ton. Mit ihm zugleich hat Bach gesiegt. Die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die „Altklassiker“ und Antiwagnerianer die Sache Bachs vertraten und sich auf den Thomas-Kantor gegen den Bayreuther Meister beriefen, vermag an der Konstatierung, daß Wagner der Wegbereiter Bachs war, nichts zu ändern. Nicht Bach, der Meister der „reinen“ Musik und der „reinen Form“, den sie verteidigen zu müssen glaubten, ist populär geworden, sondern Bach, der Tondichter, der sich uns in den Kantaten und Passionen offenbart. Weil wir die innere Beziehung zwischen Wort und Ton bei ihm entdecken und seine Musik als den vollendeten Ausdruck des im Text angedeuteten dichterischen Gedankens auf uns wirken lassen, vermögen wir von der veralteten zuweilen schablonenhaften Form, in der sich diese Tonkunst kundgibt, abzusehen. Der dichterische Geist der Musik und die gewaltige Darstellung in Tönen lassen uns vergessen, daß wir Da-Capo-Arien und in Form von Orgel-Choralvorspielen gearbeitete Chöre hören. Bach steht uns nahe, weil wir an ihm erkennen, daß er nicht ein Spiel in Themen und Formen aufführt, sondern in Tönen etwas aussprechen will. In ihrer etwas hyperbolischen Sprache sagen die Musiker, Bach sei der modernste der Modernen. Das ist zwar etwas unvorsichtig formuliert, da man doch nicht weiß, ob damit gerade ein Lob ausgesprochen ist; aber das elementare Empfinden der Menge, die sich in unsern Tagen für Bach begeistert, ist damit jedenfalls ausgedrückt. Bach ist also populär geworden.

Damit ist freilich für einen großen Geist seines Schlages nicht eitel Gewinn gegeben. Schon möchte man etwas weniger Lärm um Bach wünschen. Der Kult, der ihm geweiht wird, entspricht seinem Wesen und seiner Kunst nicht immer. Selten, daß man seine Klavier- und Orgelwerke gut gespielt hört. Das schlecht Virtuosenhafte unsrer Zeit macht sich in der Wiedergabe der Bachschen Musik manchmal beängstigend breit. Man prahlt mit Bach und sucht nicht ihn, sondern sich selbst. „Bachautoritäten“ treten breitspurig auf; Bachausleger schreiben lange Textbücher zu den Programmen, als hätten sie des Meisters Werke erst entdeckt, und es könnten diese ohne ihre Erklärung nicht genossen und verstanden werden. Die Geschmacklosigkeiten, die sich darin breit machen, würden ein Buch füllen. So verrät uns einer der neuesten Mystagogen Bachs in einem Textbuch zur Matthäuspassion, daß in dem „Kreuzige“, die Flöte des zweiten Orchesters „auf die Frau des Pilatus zurückgehe“, und daß dann im Verlaufe des Stückes „die Flötenmelodie der Frau allmählich untergehe und sich mit der des Mannes vereinige, als umklammerte die Frau ihren Mann“.

Sehr viele Interpreten produzieren sich seit einigen Jahren mit Bach, ohne die Vertiefung an sich zu erleben, die Bach in jedem wahren Künstler zu wirken berufen ist. Die meisten unsrer Sänger und Sängerinnen sind in der Technik viel zu weit zurück, um Bach richtig zu singen. Den Geist dieser Musik können nur wenige unter ihnen wiedergeben; die andern sind in die Ideenwelt des Meisters nicht eingedrungen; sie empfinden nicht, was Bach sagen will, und können es also nicht mitteilen. Und das Schlimmste: sie halten sich für hervorragende Bachinterpreten und merken nicht, was ihnen fehlt. Manchmal fragt man sich, wie es dem Publikum bei so weiheloſen Aufführungen dennoch möglich ist, etwas von der Tiefe Bachscher Musik zu verspüren.

Kenner der Verhältnisse werden diese Ausführungen nicht für übertrieben pessimistisch ansehen. Unsre Bachbegeisterung macht eine Krise durch. Es ist Gefahr, daß sie zu oberflächlich wird, und daß sich zu viel Eitelkeit und Selbstgefälligkeit mit einmische. Das klägliche Epigonenhafte unsrer Zeit tritt auch in der Art, wie wir uns Bachs bemächtigen, schon allzu merkbar zutage. Wir tun, als wollten wir ihn rühmen, und rühmen in Wirklichkeit uns . . ., daß wir ihn wieder entdeckt haben und ihn verstehen und wiedergeben wie nie zuvor. Etwas weniger Lärm, etwas weniger „Bachrechthaberei“, etwas mehr Können, etwas mehr Bescheidenheit, etwas mehr Tiefe und Verinnerlichung, etwas mehr Schlichtheit, etwas mehr Weihe . . . so wird Bach mehr im Geist und in der Wahrheit verehrt werden, als bisher.*)

Künstlers Kampf und Sieg.

Eine Phantasie.

Aus dem Nachlaß von **Gottfried Kinkel.**

III (Schluß.)

Fürst der Finsternis.

Euch selber leugn' ich. Wesenlose Schatten,
Gedanken seid ihr, die in meinem Innern
sich bilden und nach außen sich verkörpern.
Kein Glaube ist und keine Lieb' auf Erden!
Einst war die Zeit, da kam von Osten her
ein Bote, der von einem Menschen zeugte,
von einem, der gestorben an dem Kreuz.
Da hattest du, o zarter Knabe, Macht,
Da siegtest du einmal, du weiche Liebe!
Nun aber lenkt der Eigennutz die Welt,
ein jeder hält für wahr nur, was ihm nutzt —
Da kam mein Reich! Weg jene matte Wollust,
die euch begleitet! Haß und kalter Gleichmut
samt Leidenschaft und Neid, das ist mein Werk!
Und immer weiter wandelt noch mein Fuß,
und immer kälter wird es auf der Erde!
Man sagt, einst habe sich ins Fleisch gehüllt
ein Wesen, das ihr gut nennt — nun, der Böse
(so heiß' ich euch, weil ich kein Weichling bin),

*) Von Albert Schweizer, dem Verfasser dieser Arbeit, ist kürzlich im Verlage von Breitkopf & Härtel (Leipzig) ein feinsinniges Werk über Bach erschienen, das ganz neue Perspektiven eröffnet und bei aller Gelehrsamkeit so geschrieben ist, mit dem Herzen geschrieben ist, daß gerade auch der Kunstfreund Genuß und Gewinn aus der Lektüre ziehen wird. Ich komme auf das bedeutende Werk hier gelegentlich noch einmal ausführlicher zurück. II.

Digitized by Google

der Böse lebt sich auch in alles Fleisch,
und Teufel müssen alle Menschen werden!
Sie müssen spotten jenes Kinderwahns,
daß es noch Geister gebe außer mir —
Dann sind sie gleich wie ich und gleich beglückt!

Glaube.

Nun denn, du überfalscher, böser Geist,
Hier steh ich vor dir! Bei der Macht der Wahrheit
sprich: glaubst du wahrhaft, daß kein Glaube sei?
Wag's denn zu sagen, und ich will zerfließen,
den Geist verströmend in des Himmels Äther!
Doch wisse, wenn du alle Wahrheit leugnest,
daß du auch selber dein Verderben zimmerst,
denn nur, weil Wahrheit, bist auch du: die Lüge!

Liebe.

Mich auch sieh mutig vor dein Auge treten —
nun leugne frisch die uranfängliche!
Ich setze kühn mein Wesen an das deine:
du selber leugnest dich! Nicht ist die Nacht,
wenn nicht ihr Gegensatz, das Licht, besteht,
nicht ist die Hölle, wenn der Himmel fehlt,
nicht lebst du, Haß, wenn du vertilgst die Liebe.
Drum frisch! Was scheust du dich? bekenne, Feigling!
Ein Wort, es stürzt uns beide in Vernichtung!
Doch sieh, du schweigst! Dann weh, du bist gerichtet!
Durch deine Zweifel bricht die Wahrheit durch,
die du vergebens selber dir verbirgst.
Nun hülle dich in deine Dunkelheit,
und Nebel türme vor dem Sonnenlicht!
Doch hier kannst du nicht fürder mehr verweilen
Den Haß bezwang die Liebe! Fahr zur Hölle!

Glaube.

Das Letzte sei gesagt: du, leugne Gott!
Ha, wie das Wort mit Schauder dich durchzuckt!
Du Heuchelgeist, von gift'ger Lüge schwellend,
nun wag' es, wenn du kannst! Sprich dieses Wort:
„Es ist kein Gott!" Sobald du das vermagst
zu führen über die verfluchten Lippen,
so will ich schwinden - doch vermagst du's nicht,
laß mir den Platz und fahr zu deiner Hölle!

Fürst der Finsternis.

Fluch euch und ihm, daß ich euch weichen muß!
Doch weich ich nur von euch und nicht von ihm!
Ich will nicht glauben, will nicht euern Wagen
als Überwundner ziehen! Drum hinweg
zur tiefsten Hölle! In die heißen Flammen
will ich mich werfen, dann, von Zorn durchglüht,
mich tauchen in den ew'gen kalten Schnee.
Nur Fluch auf Fluch soll meine Lippe sprechen,
nur Haß auf Haß durch meine Adern rinnen,
und leugnen will ich, was ich dennoch glaube!
Hinweg! Und bin ich nur ein halber Zweifel,
Doch meid ich euch und bleib' ein ganzer Teufel!

(Er versinkt).

Glaube:

Jetzt, da der Feind entfloh, von uns besiegt,
Gedenken wir des Jünglings, der dort liegt!

Liebe:

Ich hauche Rosenduft statt Höllendunst,
Zu rein'gen erst dies Heiligtum der Kunst.

Glaube:

Mit meinen reinen Flammen will durchglühn
Ich diese Luft, daß alle Nebel fliehn.

Liebe:

Nun löf' ich seinen eisernfesten Schlaf:
Verschwind, o Zauber, der den Geist ihm traf!

Glaube:

Noch nicht! Wer kämpfet, werde auch gekrönt;
Ihm zeige sich das Schicksal neu versöhnt!

Liebe:

Er hat getragen der Erwartung Pein;
Nicht ferne mehr soll die Erfüllung sein!

Glaube:

Enthüllen will ich ihm des Bildes Glanz,
Und glücklich sei er, schaut sein Werk er ganz!

Liebe:

Die treue Sehnsucht lohn ich überreich;
Was redlich er erstrebt, werd' ihm sogleich!

Glaube, Liebe
(zusammen):

Und so, durch Glauben und durch Lieb' entzückt,
Sei er dem Zweifel ewig nun entrückt!

Liebe
(zum Künstler):

Da du geboren wardst, mit Mutterkuß
haucht' ich dir zu den ersten Erdengruß;
Da wardst du wach — ich küsse dich auch jetzt:
Erhebe, Geist und Leib, dich unverletzt!

(Sie küßt ihn leise auf die Stirn. Beide treten zurück. Der Künstler erwacht, so daß sein erster Blick auf das Bild fällt):

Künstler:

Maria, du bist's!
Wie kommst du hierher?
Trug dich ein Ostwind
über die Berge?
Wie bist du schön geworden und wundervoll,
wie ich nie dich gesehn?
Oder träume ich?
Sprich, süße Gestalt! Was ists mit dir?
O wenn du lebest,
komme her zu mir,
an den klopfenden Mannesbusen
an das freudeschwellende Jünglingsherz!
Siehe, du nahest,

Digitized by Google

es lebt die Gestalt!
Sei stark, mein Herz, und brich nicht in Wonnen!

(Das Bild löset sich von der Leinewand. Maria, in reichem, weißem Brautkleide, mittelalterlich geschmückt, tritt aus dem Rahmen; sie steigt langsam von der Staffelei herab und sinkt in die Arme des Künstlers. Pause).

Liebe:

(hinzutretend):

Seid glücklich, aber fragt nicht, wie's geschah!
Dem reinen Sinn ist stets das Wunder nah!

Glaube:

Ihr habt geglaubt, und so ist Euch geschehn,
Der Glaube rückt ja Berg', so fest sie stehn!

Liebe:

Die Liebe hat euch wonnig nun vereint,
Vergeßt der Tränen, die ihr einst geweint!

(Künstler und Maria sinken auf die Knie).

Künstler:

Wie dank ich solches, hoher Glaube, dir?

Glaube:

Sei treu der Kunst, so dienst du treu auch mir!

Maria:

Was bring ich Arme dir, o Lieb', zum Dank?

Liebe:

Den Trauten liebe stets und ohne Wank!

Glaube:

Nun richtet von der Kunst hinauf den Blick;
Der höchste Glaube ist erst höchstes Glück!

Liebe:

Zur Himmelsliebe richtet euer Herz,
Sonst wird euch auch die ird'sche nur zum Schmerz!

Glaube, Liebe

(zusammen):

Fahrt wohl, beglückte Kinder dieser Welt!
Im Himmel werden wir aufs neu' gesellt!

(Sie verschwinden. Künstler und Maria halten sich umschlungen. Die Liebe verduftet in Rosen, die sich nach leichtem Tanze als Krone auf Marias Locken niederlassen. Der Glaube zerfunkelt in Sterne, welche kreisend sich auf dem Haupte des Künstlers zum leuchtenden Kranze bilden. Beide stehen durch einen vom Fenster hereinbrechenden Lichtglanz in hoher Verklärung).

* * *

Der Dichter beschließt:

Wenn die Welt in Schlaf versunken
in das Reich der Träume flieht,
wach ich noch begeistrungstrunken,
und zum Himmel steigt mein Lied.

Wenn die Freunde heiter scherzen,
dringet mir die heiße Flut
aus dem Geiste, aus dem Herzen
recht wie rotes Lebensblut.

Wie die Flamm am Öle zehret,
also zehret mein Gesang
mir am Herzen, und es währet
Dichterleben minder lang.

Nur das eine möcht ich wissen:
ob wohl irgend je mein Lied
aus den ird'schen Finsternissen
eine Seele aufwärts zieht?

O wie gerne gäb' ich singend
Dann mein junges Leben hin,
eines andern Seel erringend
als den einzigen Gewinn!

Reiselektüre.

Ich kenn' einen Sortimenter,
Den noch kein Andrer gekannt —
Der ist für die besseren Kreise
Heimlicher Hoflieferant.

Schon von fünf Zacken aufwärts
Hat er sein Publikum;
Dem schafft er das Lesefutter
Um die Reisezeit herum.

Er hält seine Bücherkiste
Verschlossen recht diskret —
Doch neulich hab ich ne Liste
Mit schönem Inhalt erspäht.

Da stand: Für Bernhard wie immer
Die neueste Auflage von — — —
(Mit schwarz-weiß-rotem Einband)
Und Brockhaus' Lexikon.

Für Phili: „Psalter und Harfe"
Und für den Herrn Lucan:
„Jobs' Leben, Meinungen, Taten",
„Gedichte" von Ida Hahn — Hahn.

An Holle: Taschenausgaben
Von Nietzsche und Renan;
An Abdul Hamid in Stambul:
Les oeuvres de Frédéric le grand.

An Frau Toselli: Von Gerok
„Palmblätter" „Der letzte Strauß";
An Nicki: Dostojewski,
„Aus einem Totenhaus."

An Alfons: „Liebesfrühling"
(Von Rückert in Verse gebracht)
Und eine Prachtausgabe
Von „Tausend und einer Nacht."

„Ovidius Naso" an Nandle
Und: Dumas „Der Herr der Welt";
Der „Lederstrumpf" von Cooper
Wurde von Theddy bestellt.

Und dann war noch eine Adresse
Vom Sortimenter notiert —
Sie war verwischt, und vergebens
Hab ich dran rumstudiert.

Es stand: „An — —" zu liefern
Bädeker zwanzig Stück,
„Kunstmonographien" von Knackfuß
Und Tolstoi: „Familienglück".

Terentius.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Karl Frey: Michelagniolo Buonarroti. Am 19. Juli feierte der bekannte Kunsthistoriker an der Universität Berlin, Professor Dr. Karl Frey, ein Schüler unsres unvergeßlichen Hermann Grimm, dem er in späteren Jahren bis zum Tode als treuster Mitarbeiter zur Seite stand, und der ihm als Freund stets einen bevorzugten Platz im Herzen bewahrte, sein 25jähriges Dozenten-Jubiläum. Bis auf eine kurze Zeit, die Karl Frey in die alte rheinische Kunstmetropole Düsseldorf führte, wirkt er nun seit 25 Jahren an des Reiches erster Universität. Mit ungeschwächter Kraft sieht er, auf der Höhe wissenschaftlicher Betätigung stehend, auf ein volles Maß fruchtbarer Arbeit zurück. Zahlreich ist die Schar derer, die als Schüler zu seinen Füßen saßen und nunmehr bereits selbst wieder als Lehrer wirken. Nicht wenige danken ihm, dem lebhaften, scharfsinnigen Forscher und stets hilfsbereiten Lehrer, die Wege zum kunsthistorischen und schöpferischen Vorwärtsschreiten. Was er durch sein unermüdliches Eindringen in die Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance der wissenschaftlichen Welt geleistet hat, übertrifft bereits heute ein schlechthin als „Lebenswerk" zu bezeichnendes Schaffensquantum. Wie Hermann Grimm gehört aber Frey zu denjenigen aus der Tiefe schöpfenden Gelehrten, die ihr Ziel nicht nur in der nie rastenden Forschung lediglich zur Bereicherung der Wissenschaft erblicken, sondern die darüber hinaus zu gehen streben, denen es zumal auch um die Erweiterung und Vertiefung der kunsthistorischen Kenntnisse der breitesten Massen, des ganzen Volkes zu tun ist. Er gehört zu denen, die auch „populär" im edelsten und besten Sinne zu belehren streben, und dieser Gesichtspunkt verdient heute auch besonders erwähnt und allseits, auch von der Wissenschaft anerkannt zu werden. Geradezu ein Denkmal seiner reichen Forschungsarbeit, die in Michelagniolo Buonarroti, dem größten Künstler der Renaissance, einem der größten Künstler aller Zeiten überhaupt, stets seinen Kulminationspunkt findet, ein Dokument soeben erwähnter wissenschaftlicher Betätigung erhielten wir vor kurzem in seinem groß angelegten „Michelagniolo Buonarroti, Sein Leben und seine Werke" (Verlag von Karl Curtius, Berlin), einer Michelagniolo-Biographie, wie wir sie bisher, trotz des s. Z. epochemachenden „Leben Michelagniolos" Hermann Grimms nicht besaßen, und wie wir sie in seiner wissenschaftlichen Tiefe, die in dem ihm allein zugängig gemachten Michelagniolo-Archiv zu Florenz wurzelt, ebensowohl wie in seiner überraschend klaren, den Leser geradezu fesselnden und zum interessantesten Mitstudium hinreißenden Darstellung kaum je zum zweiten Mal erhalten werden. Angesichts eines solchen, mit seinen reichen Quellen und Forschungen in der Tat als Fundamentalwerk zu bezeichnenden Produktes rührigsten und unermüdlichsten, peinlichsten und genausten Schaffens muß es freilich seltsam, um nicht zu sagen lächerlich wirken, wenn ein jüngerer Kunsthistoriker, Hans Mackowski, der sich seine Sporen erst verdienen will, jetzt eine Michelagniolo-Biographie herausbringt, in der er glaubt, Frey's durchaus grundlegendes Werk als nicht existierend „totschweigen" (wie man oft so treffend zu sagen pflegt) zu können. Nun mag ihm das, wenn auch nicht wissenschaftlich, so doch persönlich zu verzeihen sein. Wenn Mackowsky aber sein, nebenbei bemerkt, trotz seiner zahlreichen, wenn auch nicht immer schönen Abbildungen recht bedeutungsloses Buch durch seinen Verleger mit folgenden, einen Prospekt einleitenden Text: „Seit Hermann Grimms Epoche machendem „Leben Michelangelos", das vor fast einem halben Jahrhundert erschien, ist der Versuch, die Biographie des großen Florentiners zu schreiben, in Deutschland wenigstens, nicht wieder unternommen worden." ankündigen läßt, so dürfte es schwer sein, für solches Gebaren eines Mannes, der als wissenschaftlicher Forscher ernst genommen zu werden wünscht, die gebührende Bezeichnung zu finden. Denn daß ihm Freys Werk ebenso wie Springers, Justis, Thodes Arbeiten unbekannt seien, kann nicht angenommen werden, sodaß man auf eine beabsichtigte Irreführung des Publikums bedenklichster Art zu schließen wohl berechtigt wäre.

Wir aber wollen uns des bedeutenden Werkes Freys, dessen I. Band (Michelangiolos Jugendjahre) wir erst besitzen, freuen und wünschen, auch den zweiten Teil bald als Allgemeingut begrüßen zu können.

Karl Frey, dem unermüdlichen Forscher und wertgeschätzten Lehrer aber mögen noch viele Jahre segensreichen Schaffens beschieden sein. L. Wikander (Düsseldorf).

Dr. Paul Liman: Bismarck. Zum 10. Todestag. Ein Gedenkblatt auf sein Grab. Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn (Berlin). Preis geh. Mk. 2.

Dr. Paul Krische: Worte, Werte, Werke. Lebensfragen der Gegenwart. 2. Auflage. Asgard-Verlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.50.

Dr. Paul Schulte vom Bühl: Wir Untertanen der Mittelmäßigkeit. Zeitgemäße Betrachtungen. Ebenda. Preis geh. Mk. 1.80.

Dr. Bruno Bauch: Geschichte der Philosophie. IV. Neuere Philosophie bis Kant. Sammlung Göschen Nr. 394. Preis geb. Mk. 0.80.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

„Agfa"-Entwickler:

- Rodinal
- Eikonogen
- Metol
- Amidol
- Glycin
- Ortol
- Pyrosäure
- Hydrochinon

in **Substanz,** resp.
in **Patronen,** resp.
in **Lösungen.**

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande, umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garage.**

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt Uhlenhorst.

See- und Soolbad

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee
Schweiz Prospekt frei 13
Nierenleiden

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen.

Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10. – franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Bei allen Bestellungen
wolle man sich gütigst auf die
„GEGENWART“
beziehen.

Herders Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.– Kr 120.– Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton,** von 78 M. an.

Illustr. Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**

Prospekte auch über den **neuen**

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verlagsanst., Berlin W 15, Kurfürstendamm 17. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 32. Berlin, den 8. August 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Die Besteuerung der mechanischen Energie. Ein Entwurf von Oberingenieur Silas (Berlin). — Österreichs Moral in Zahlen. Ein Kommentar von Theodor v. Sosnosky. — Das Erbe Voltaires. VI (Schluß). Von Nestor. — Der Brief. Von Dr. Egid v. Filek (Wien). — Formkritik, Inhaltskritik, Detailkritik. I. Von Dr. Max Brod (Prag). — Böhmische Melodien. Vier Lieder von Oskar Wiener (Prag). — Der Lehrmeister. I. Eine Erzählung von Hans Ostwald (Neubabelsberg). — Neue Bücher. — Anzeigen.

Die Besteuerung der mechanischen Energie.

Ein Entwurf von Oberingenieur Silas (Berlin).*)

I. Die allgemeinen Motive.

Es kann einem ernsten Zweifel nicht unterliegen, daß als volkswirtschaftlich unveränderliche Werte in letzter Instanz — und im Gegensatze zu der Marxschen Hypothese — lediglich die Nahrungsmittel gelten können. Die psychologische und physiologische Arbeitsleistung und das Wohlgefühl des Individuums ist als sekundäre Folgeerscheinung stets an die priore Existenz hinlänglicher Nahrungsmittel gebunden.

Die Völkergeschichte beweist hinreichend, daß die soziale Frage im letzten Grunde eine Magenfrage, eine Drohung des Hungers darstellt, daß soziale Not und nationale Mißstimmung mit der Sorge um das tägliche Brot identisch sind.

Die Landwirtschaft repräsentiert somit den im eigensten Sinne des Wortes produzierenden Stand, den Stand, der in seinen Betrieben unumgänglich notwendige, unveränderliche Werte, „Notwerte", schafft.

Den Erzeugnissen der industriellen Fabrikation, den Tauschwerten, wohnt demgegenüber nur ein bedingter Wert inne, insofern als der Besitzer von Nahrungsmitteln gemeinhin, keineswegs jedoch immer, gewillt und auch in der Lage ist, für ein Erzeugnis der Industrie oder dessen veränderlichen Geldwert eine gewisse Menge von Nahrungsmitteln abzutreten bzw. zu entbehren. Blockierungen von Einzelstaaten, Einschließungen großer Städte haben hinreichend erwiesen, daß der Tauschwert industrieller Produkte außerordentlich sinken kann und daß er an einen jeweiligen Überschuß von Nährwerten und an Wohlleben gebunden ist.

Diese national-ökonomische Inferiorität der industriellen Produkte gegenüber den Notwerten der landwirtschaftlichen Produktion kann nicht in Frage stehen, sofern man den internationalen Gesamtbetrieb der Völkergemeinschaften — also die Weltwirtschaft als Einheit — im Auge behält.

Gemeinhin pflegt man diese an sich klare Fragestellung gewöhnlich dadurch zu trüben, daß man sie auf Nebengeleise führt: auf den Tauschverkehr mit Nachbarstaaten. Die Industrie exportiere Maschinen, tausche dafür vom Auslande her Getreide etc. ein und dergl. so fort.

Es liegt auf der Hand, daß die Beschaffung von Nährwerten, die im Auslande erzeugt werden, überhaupt nur so lange durch Export industrieller Erzeugnisse möglich ist, als der friedliche Handelsverkehr nicht durch zollpolitische oder kriegerische Maßnahmen des Auslandes unterbunden wird.

Die Industrie arbeitet nun z. Zt. mit einem ungeheuren Maschinenpark und den diesem Maschinenpark dienenden Arbeitern im letzten Ende auf Schaffung von Werten hinaus, die geeignet sind, die äußern Daseinsformen des Menschen zu verschönern, bequemer zu gestalten, und die kurz als Kommoditätswerte (Bequemlichkeit und Erleichterung in Verkehr, Arbeit, Kleidung, Wohnlichkeit; Gebrauchs- und Luxusartikel usw.) bezeichnet werden können.

Der industrielle Unternehmer muß daher darauf bedacht sein, durch suggestive Pflege des Behaglichkeits- und Luxusbedürfnisses sowie des allgemeinen Kauftriebes (Reklame, Warenhäuser usw.) seinen Erzeugnissen Nachfrage und Absatz zu verschaffen.

Hierbei arbeiten Kunst, Presse und die moderne Frau durch suggestive Pflege des Luxusbedürfnisses einerseits und durch bereitwillige Konzeption desselben andrerseits der Industrie in die Hand: auf diesen Kauftrieb ist jedoch die Industrie ausschließlich angewiesen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die suggestive Züchtung übertriebener Luxus- und Kommoditätsbedürfnisse, die bis in die wirtschaftlich bedrängten Volksklassen hinabgreift, große volkswirtschaftliche und sittliche Gefahren gezeitigt hat. Die Verweichlichung,

*) Dieser Entwurf stammt aus dem Februar des Jahres 1905.

Digitized by Google

die Entsittlichung unsrer zu raffiniertem Luxus aufgepeitschten Zeit, die Besitzgier und der Kaufrieb, der mit dem Soll und Haben der meisten Familienwesen in keinem Einklange steht, sind nicht zufällige Begleiterscheinungen, sondern eine unvermeidliche Folge unsres industriellen Zeitalters und des Systems der technischen Arbeit.

In den meisten zivilisierten Ländern ist nun die Aufnahmefähigkeit der eigenen Bevölkerung für die Erzeugnisse der Industrie bereits längst erschöpft: man ist auf den Export angewiesen und muß diesen gegebenen Falles, den unzivilisierten Ländern gegenüber jetzt schon erzwingen. (Kolonisation.) Es muß unbedingt eine Zeit kommen, da die Absatzgebiete durch internationale Produktion übersättigt sein werden, und es zu den Unmöglichkeiten gehören wird, die Ausfuhr unterzubringen, ja selbst durch kriegerische Verwickelungen zu erzwingen, zumal da die meisten Erzeugnisse der Industrie, wie Gebrauchsgegenstände usw., einem nur langsamen Verschleiß, nicht jedoch einem ständigen Konsum wie die Nährwerte der landwirtschaftlichen Produktion unterliegen.

Im Gegensatze dazu fällt der Landwirtschaft die Aufgabe zu, Nahrungsmittel, Getreide, Fleisch, Rohmaterialien für Kleidung zu produzieren, die zur Erhaltung des physiologischen Lebens bedingungslos und ständig notwendig sind und von denen das Dasein des Einzelindividuums abhängt. Diese nationalökonomisch hochwertige Produktion ist zum Teil mit hohen Zöllen belegt, während die Pseudoproduktion der Industrie von jeder Steuer freigeblieben ist.

Die auf Nährwerte und Genußmittel gelegten Zölle stammen aus einer Zeitepoche, da die destruktive Tendenz der Industrie noch nicht erkannt werden konnte. Die industrielle Produktion ist von jeder Besteuerung frei geblieben, weil man in Verkennung der volkswirtschaftlichen Folgewirkungen auf die Systeme der technischen Arbeit die Hoffnung setzte, daß sie „Werte“ im wahren Sinne des Begriffes schaffen werde oder könne, die zu einer sozialen Erleichterung der Daseinsbedingungen der Gesamtbevölkerung dienen werde.

Die Schädigung des Staatskörpers durch die Folgeerscheinungen industrieller Überproduktion ist jedoch inzwischen gewissermaßen durch das experimentum in corpore vili hinreichend erwiesen worden.

Die Industrie hat mit ihrer Kapitalsanhäufung und ihren Trustkonsequenzen zu unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen der Besitzgier des Unternehmers und dem Selbsterhaltungstrieb ihrer Arbeiter und technischen Beamten geführt.

Sie entzieht der Produktion von Nährwerten, der Landwirtschaft, einen großen Prozentsatz der Arbeiter und absorbiert diese bei der Fabrikation von Kommoditätswerten, deren Absatz durch Export in dauernd verschärftem Maßstabe zu internationalen Schwierigkeiten und Verwickelungen führt.

Die Ersetzung der Handarbeit durch die maschinelle, die Einführung der motorischen Betriebskraft hat Generationen hindurch Millionen von Arbeiter brotarm gemacht und den Wert des Individuums, der Persönlichkeit, dauernd vermindert. Die Erhaltung dieser Elemente fällt auf die Lasten der Allgemeinheit, des Staates.

Die hoch entwickelte Ausnutzung motorischer Antriebsmaschinen (Dampfmaschinen, Gasmotoren usw.) hat es der Großindustrie ermöglicht, den selbständigen Mittelstand, den Handwerkerstand, das Kleingewerbe zu unterbinden. Der „neue Mittelstand“: die Privatbeamten (Ingenieure, Chemiker, Techniker, Kaufleute) stehen unter dem Druck wirtschaftlicher Unfreiheit und rigoros ausgenutzter individueller Unfreiheit. Es steht zu befürchten, daß die berechtigte Unzufriedenheit dieser Gruppen (Bund der techn.-industriellen Beamten 1904) über kurz oder lang eine bedenkliche Stützung der sozialistischen Tendenzen abgeben kann.*)

Wenn nun die Besteuerung von Nähr- und Genußwerten (Zucker, Salz usw.) auf nationalökonomische Bedenken nicht gestoßen ist, so ist es eine Forderung der volkswirtschaftlichen Gerechtigkeit, daß die Industrie als Äquivalent für die ihrem Arbeitssystem innewohnenden sozialen Schädigungen eine Ausgleichssteuer an den Staat entrichtet. Als solche wird die Besteuerung der motorischen Antriebskraft, die Besteuerung der maschinellen Energie verlangt.

Die Erniedrigung der Dividenden industrieller Großunternehmungen — selbst wenn es zu solchen käme — würde auf einen gerechten Ausgleich der z. Z. staatlicherseits nicht behinderten Kapitalsanhäufung und auf einen Ausgleich der durch die Industrie geschaffenen Besitz- und Klassengegensätze bewirken, und dieses ist im letzten Grunde eine Aufgabe, deren Lösung bei der sozialen Frage anzustreben ist.

II. Steuertechnische Einzelheiten.

Zu besteuern wäre: die durch Kraftanlagen (Dampfmaschinen, Gasmotoren usw.) erzeugte Energie, deren Messung in Pferdekraftstunden erfolgt. Steuerobjekt ist also die mechanische Energie,**)

*) So hat bekanntlich in allerletzter Zeit der süddeutsche Trust industrieller Unternehmer auch gegen die wissenschaftlich-technisch gebildeten „Arbeiterklassen“ („Bund der technisch-industriellen Beamten“) unverhüllt-brutale Vergewaltigungsmaßnahmen (Boykottierung der Verbandsmitglieder, Abkauf der Koalitionsfreiheit usw.) aufgenommen, die darauf auslaufen müssen, wissenschaftlich gebildete Berufsklassen, die ihrer ganzen Struktur nach z. Z. einen integrierenden Bestandteil der staatserhaltenden politischen Gruppierungen und die eigentlichen Pioniere der technischen Arbeit darstellen, gewaltsam an die destruktiven Parteien abzudrängen.

Diese skrupellos-staatsgefährdende Art der Vertretung nackter Unternehmergewinne ist in der Öffentlichkeit mit einer Einmütigkeit verurteilt worden, die ein erfreuliches nationales Verantwortlichkeitsgefühl der Presse bei ernsten Fragestellungen bekundet.

**) Die in letzter Zeit wiederholt diskutierte Elektrizitätssteuer würde eine durchaus unglückliche Maßnahme darstellen. Erzeugung und Verteilung elektrischer Energie ist keineswegs mit den Schädigungen sozialer und nationaler Natur verknüpft, die dem Systeme der fabrikatorischen Großbetriebe zu eigen sind. Die Phrase, daß hierdurch „Arbeiter brotlos“ werden könnten, wäre gedankenlos flach. Sie werden vielmehr in landwirtschaftlichen Betrieben Brot im wahren Sinne des Wortes schaffen, während z. Z. ihre Arbeitskraft zur Hervorbringung industrieller Pseudowerte (Maschinen 2c.) absorbiert wird.

Digitized by Google

nicht etwa die Kraftmaschine (Dampfmaschine, Gasmotor usw.) als solche, oder etwa die Fabrikation von Kraftmaschinen. Steuerfrei ist also auch eine ruhende Kraftanlage. Die Leistung der Kraftanlage wird versuchsmäßig durch technische Staatsbeamte festgestellt. (Indikator- bzw. Bremsversuch.) Die Benutzungsdauer wird durch die Umdrehungszahl der Maschine an einem seitens der Steuerbehörde unter Verschluß gehaltenen Tourenzähler bestimmt.

Die Energiesteuer muß eine progressive sein.

Diese Maßnahme ist sowohl sozialethisch als auch technisch begründet. Die spezifischen Gestehungskosten pro PS-Std. sind bei großen Maschinenaggregaten weitaus kleiner, als bei kleinen Kraftanlagen. (Thermischer Wirkungsgrad.)

Die progressive Belastung der Großbetriebe wirkt der Akkumulierung des Großkapitals entgegen und stärkt die Mittelbetriebe.

Für jede wirtschaftliche Betriebseinheit (Fabrik) müßte die Benutzung einer Kraftanlage bis zu 5 Pferdestärken pro Arbeitstag (à 10 Stunden) steuerfrei, sein (d. h. 50×10×300 = 15000 PS-Stunden pro Steuerjahr).

Diese Maßnahme führt gleichfalls zu einer wirtschaftlichen Kräftigung der Kleingewerbetreibenden und Handwerker gegenüber dem bisherigen Übergewicht der Großunternehmungen und ist auch technisch durch die relativ größeren Gestehungs- und Amortisationskosten von Kleinanlagen begründet.

Die mechanische Energie von Wasserkraftanlagen müßte vom Tage der Inbetriebnahme an auf die Dauer von 10 Jahren steuerfrei, für die Dauer der nächsten 10 Jahre mit der halben Steuerquote heranzuziehen sein.

Die Nutzbarmachung von Wasserkräften ist volkswirtschaftlich zu begünstigen, der Konsum an Kohle, Gas, Petroleum dadurch zu entlasten. Der Raubabbau der erschöpfbaren Kohlenfelder ist hintanzuhalten.

Die mechanische Energie von Windkraftanlagen müßte steuerfrei sein; denn sie begünstigt die agrikulturtechnische Melioration und die Erhöhung des Bodenerträgnisses.

III. Die Ergiebigkeit der Energiesteuer.

Die Statistik der letzten Jahrzehnte weist bezüglich des Nachweises der z. Z. benutzten motorischen Maschinen eine mehr als zufällige Lückenhaftigkeit auf.

Nach den für die Pariser Weltausstellung 1900 mitgeteilten Zahlen*) standen im Deutschen Reich im Jahre 1900 Kraftmaschinen mit insgesamt 5 Millionen PS im Betrieb. Denselben Angaben gemäß würde ferner folgen, daß die Anzahl der industriell ausgenutzten Pferdekräfte jährlich um ca. 13,33 % des jeweiligen Jahreswertes anwächst. (Statistik von 1895 bis 1898.) Diese Zahlen erscheinen sehr niedrig, wie die Statistik für die Dampfmaschinen Preußens erweist. Dieser gemäß wurden nämlich allein an Dampfmaschinen in Preußen im Jahre 1878 insgesamt benutzt 2 891 867 PS. Der jährliche Zuwachs betrug im statistischen Mittel 13 bis 14 % des jeweiligen Jahres-PS-Wertes.

Das enorme Wachstum wirtschaftlicher Werte (N) dieser Art ergibt sich — allgemein gültig — als Funktion der Zeit (Betriebsjahr = J) aus der Exponentialgleichung

$$\log \text{nat. } N = \alpha (J - J_1)$$

wobei J_1 eine Zeitkonstante und α eine das Wachstum und den Unternehmertrieb charakterisierende Konstante ($\alpha = \frac{\text{prozentuales Wachstum pro Jahr}}{100}$) bedeutet. N bezeichnet für den vorliegenden Fall die Anzahl der im Jahre J im Betrieb stehenden Pferdekräfte.

Für das enorme Anwachsen der motorischen Antriebskräfte gibt ferner jene Statistik Einblick, die sich auf die allein für elektrische Zwecke in Preußen benutzten Dampfmaschinen bezieht. Es standen für diesen speziellen und beschränkten Zweck in Preußen im Betrieb

im Jahre	1892	55 396 PS
„	1897	149 046 „
„	1902	573 405 „
„	1905 berechn. . . .	870 096 „

Das Wachstum pro Jahr betrug im statistischen Mittel rund 21,2 % des jeweilig benutzten PS-Wertes (α = 0,212). Die elektrisch ausgenutzte PS-Zahl wächst mithin in einem Zeitintervall von ca. 4,72 Jahren auf den doppelten Wert.

Zieht man die Tatsache in Betracht, daß die Dampfkräfte Preußens bei einem jährlichen Wachstumskoeffizienten α = 0,133 bereits 2,892 Millionen PS betrugen, so ist es sicher, daß die Angaben des Katalogs der Pariser Weltausstellung um ein Vielfaches — vielleicht um das Zehnfache — zu niedrig sind. Man geht daher völlig sicher, wenn man als Minimum der effektiven Betriebskräfte die aus den Pariser Ausgaben berechneten in Ansatz stellen wollte.

Diesen offensichtlich zu niedrig angegebenen Daten*) gemäß belaufen sich die motorischen Kräfte Deutschlands

im Jahre		auf mehr als
1900	5	Millionen PS
1905	9,75	„ „
1906	11,14	„ „
1907**)	12,74	„ „
1908	14,55	„ „
1909	16,63	„ „
1910	19,00	„ „

Wie erwähnt werden diese Daten sehr wahrscheinlich um ein Vielfaches übertroffen.

Nimmt man für das Jahr 1906/1907 nur diese Zahl von 12 Millionen PS als sicher an und beachtet man ferner, daß nach dem Sozialstatistiker

*) Katalog der Pariser Weltausstellung. Inoffizielle Mittlg. d. Reichsamtes. (Private Berichte.)

*) Nach einer anderen Literaturangabe betrug die motorische Energie Deutschlands bereits im Jahre 1879 . . . 4 510 637 PS. Beim Wachstumskoeffizienten α = 0,133 (Stat. Preußens) ergäbe dies pro 1905 . . . 145 Millionen PS (!). Eine Kontrolle dieser Angaben ist mangels statistischer Unterlagen unmöglich.

**) Der Anschlußwert der Elektrizitätswerke betrug am 1. April 1907 1,10 Millionen KW = 1,5 Millionen PS.

Digitized by Google

Engel jede mechanische Pferdekraft die Arbeitsleistung von 24 Menschen ersetzt, so ergibt sich, daß diese motorische Energie die Leistung von ca. 288 Millionen Menschen ersetzt und empfindlich entwertet, während die Gesamtbevölkerung Deutschlands (1906/07) 56 Millionen Köpfe beträgt.

Die Ersetzung des physiologischen Arbeitswertes des Menschen durch motorische Surrogate wirkt somit wie ein — im Interesse der Wehrkraft nutzloser — lebloser Übervölkerungsmechanismus von stupender Zeugungsfähigkeit.

Bei einer jährlichen Benutzungsdauer von nur 200×10 Arbeitsstunden betrüge pro Jahr die in Deutschland industriell ausgebeutete motorische Energie in Minimo 24 Milliarden Pferdekraftstunden, wahrscheinlich jedoch ein Vielfaches hiervon.

Bei einer Steuerquote von 0,5 Pfennig pro Pferdekraftstunde ergäbe die Energiesteuer für das Deutsche Reich eine jährliche Mindesteinnahme von 120 Millionen Mark*), mit großer Wahrscheinlichkeit jedoch ein Vielfaches dieser Summe.

Österreichs Moral in Zahlen.

Ein Kommentar von **Theodor v. Sosnosky** (Wien).

Die Statistik ist eine Wissenschaft, die für die überwiegende Mehrzahl des Publikums ein Buch mit sieben Siegeln ist; und nicht nur etwa für das ungebildete: auch gebildete Menschen pflegen von ihrem Vorhandensein keine Notiz zu nehmen, es kaum zu ahnen, oder sie haben eine ungünstige Meinung von ihr, halten sie für eine müßige, wichtigtuende Spielerei, die man nicht ernst zu nehmen brauche.

Dieses Fremdsein, diese Gleichgiltigkeit, ja Abneigung gegen die Statistik erklärt sich zum Teil aus der verhältnismäßigen Jugend dieser Wissenschaft, zum Teil wohl auch aus der allgemein verbreiteten Scheu vor Zahlen, aus dem Schauder, den lange Zahlenreihen der Bequemlichkeit und Denkträgheit einzuflößen pflegen. Und da man sich an unsern Mittelschulen bemüßigt glaubt, die Knaben mit dem endlosen Heer der unregelmäßigen lateinischen und griechischen Zeitwörter zu drangsalieren, ihren Köpfen völlig zwecklose arithmetische Spielereien einzubläuen und sie mit den überflüssigsten physikalischen Beweisen zu quälen, so bleibt natürlich keine Zeit dafür, die jungen Leute wenigstens in der höchsten Klasse mit den Grundbegriffen der Statistik vertraut zu machen, diese Wissenschaft dadurch dem allgemeinen Verständnis näherzubringen und ihr die Geltung zu verschaffen, die ihr zukäme. Wenn es einmal so weit sein sollte, wird das Publikum auch begreifen, daß die Statistik, obschon sie keine eigentliche Wissenschaft ist, sondern nur eine Hilfswissenschaft, gerade als solche eine außerordentliche Bedeutung hat, weil sie allein es ermöglicht, über die verschiedensten Fragen des sozialen Lebens bestimmte Auskunft zu erhalten und sichere Schlüsse zu ziehen; weil sie jedes Gebiet des Wissens umfaßt und in jedes tief hineinleuchtet. Wäre die Statistik nicht, so wüßten wir z. B. nichts von den just für uns Österreicher so außerordentlich wichtigen nationalen Verhältnissen des Reiches, wüßten wir nichts von den Produktions-, Handels- und Wehrverhältnissen der andern Staaten, also gerade von jenen Dingen, die vor allem den Gang der internationalen Politik bestimmen; wir könnten uns ferner kein klares Bild von der sozialen Gefahr gewisser Krankheiten und Laster machen wie beispielsweise von den Folgen der Tuberkulose und des Alkoholismus; und ebensowenig wären wir über den jeweiligen numerischen, hygienischen und moralischen Zustand der Bevölkerung unterrichtet. Alles, was wir über diese Dinge sicher wissen, danken wir einzig und allein der Statistik; ohne sie wären wir auf bloße Wahrscheinlichkeitsberechnungen angewiesen, müßten wir uns auf unsre Schätzungsfähigkeit verlassen; die aber läßt uns oft arg im Stich und verleitet uns zu den krassesten Irrtümern. Wie sehr unser Augenmaß zu täuschen vermag, davon kann sich jedermann auf der Stelle selber überzeugen, wenn er angeben soll, bis zu welcher Höhe an der Wand, vom Fußboden gerechnet, sein Hut oder ein beliebiger andrer reichen werde. In neun von zehn Fällen wird die Probe ergeben, daß er ihn viel zu hoch, ja selbst doppelt so hoch bemessen hat. Dieses Experiment beweist freilich nur die außerordentliche Unsicherheit unsers physischen Augenmaßes; aber mit dem psychischen ist es ganz ähnlich bestellt: auch das kann uns grausam irreführen. Die Statistik ist es nun, die uns vor solchen Irrtümern bewahrt, oder, wenn sie schon gemacht worden sind, sie doch berichtigt....

Nach diesem Hohenlied auf die so arg verkannte Statistik im Allgemeinen nun endlich zu dem statistischen Werke, mit dem wir uns im besonderm befassen wollen!

Es behandelt „Verbrechen und Verbrechertum in Österreich," (Tübingen, H. Laupp. 1908) und sein Verfasser, Dr. Hugo Herz, Privatdozent in Brünn, stellt darin „kritische Untersuchungen über Zusammenhänge von Wirtschaft uud Verbrechen" an. Es würde viel zu weit führen, den reichen Inhalt des interessanten Buches hier auch nur auszugsweise mitzuteilen; aber einiges besonders Wissenwerte soll doch des nähern erörtert werden. Zahlenscheuen Lesern sei gleich hier abgewinkt, denn ohne Zahlen gehts nun einmal nicht, wenn von statistischen Ergebnissen die Rede ist; sie ist nun einmal wie die Mathematik eine Wissenschaft der Zahlen, nur mit dem Unterschiede, daß diese in der Mathematik tote, stumme Ziffern sind, in der Statistik aber lebendige Symbole, die eine überaus beredte Sprache führen...

Was uns Dr. Herz in seinem Buche zeigt, ist im Grunde nichts andres als die Moral in Österreich, in Zahlen ausgedrückt. Das mag Lesern, denen die

*) Auf das Jahr 1906/1907 berechnet. Für das Jahr 1909 bis 1910 würde bei derselben Steuerquote eine Einnahme von etwa 185 Millionen Mark zu erwarten sein. Da die zu Grunde gelegten statistischen Angaben viel zu niedrig erscheinen, so dürfte zur Erzielung derselben Einnahme die halbe Steuerquote (0,25 Pf. pro PS-Stunde) sehr wohl hinreichend sein.

Digitized by Google

Statistik ganz fremd ist, etwas seltsam klingen, und sie werden es vielleicht für ein allzukühnes Unterfangen halten, die Sittlichkeit sozusagen mathematisch darzustellen; aber in Wahrheit ist die Sache ganz und gar nicht so sonderbar, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag, sondern sehr einleuchtend. Die zahlenmäßig festgestellten gerichtlichen Bestrafungen wegen Verbrechen und Vergehen lassen doch einen Rückschluß auf den moralischen Zustand der betreffenden Bevölkerung zu und geben somit ein festumrissenes, klares Bild von diesem. Und da der Verfasser seine Untersuchungen im Hinblick auf die wirtschaftlichen Verhältnisse angestellt hat, so erhalten wir zugleich auch ein Bild von diesen. Eine Vergleichung der einzelnen Kronländer Österreichs bezüglich ihrer Kriminalität einer- und ihres Vermögens anderseits ergibt nachstehende Daten:

	Durchschnittliches Einkommen auf den Kopf der Bevölkerung in Kronen:	Gesamtkriminalitäts-frequenz auf 10000 Bewohner im Durchschnitt der Jahre 1890/1899:
Niederösterreich	803	241
Salzburg	393	248
Küstenland	287	201
Vorarlberg	277	142
Steiermark	246	163
Oberösterreich	243	128
Böhmen	227	220
Schlesien	201	269
Mähren	198	226
Tirol	181	173
Kärnten	180	185
Krain	111	211
Bukowina	110	348
Dalmatien	85	196
Galizien	73	291
Reichsdurchschnitt	241	218

Diesen Zahlen entnehmen wir, daß Verbrechen und Vermögen im allgemeinen zwar im entgegengesetzten Verhältnis zu- beziehungsweise abnehmen, daß ein geringeres Einkommen aber in dem betreffenden Lande doch keineswegs eine höhere Verbrecherzahl zur Folge haben muß und umgekehrt ein höheres Einkommen nicht eine geringere Verbrecherzahl. Das zeigt sich besonders deutlich bei Niederösterreich, das den höchsten Wohlstand aufweist, dabei aber eine höhere Kriminalfrequenz als Krain, das kaum mehr als den achten Teil seines Einkommens hat. Dasselbe ist beim Küstenland und Salzburg der Fall; das beweisen ferner Kärnten, Tirol und Dalmatien, deren Einkommen unter dem Reichsmittel bleibt, ohne daß darum ihre Kriminalitätsfrequenz über dieses hinausgehen würde. In allen diesen Fällen wird aus dem sonst divergierenden Verhältnis zwischen Vermögen und Verbrechen ein konvergierendes.

Beiläufig sei hierzu bemerkt, daß diese Zusammenstellung gleich ein Beispiel für die vorhin erwähnte Behauptung bietet, daß die Statistik unser Schätzungsvermögen zuweilen arg Lügen strafe; die meisten Leser dürften nämlich in Böhmen das reichste Land vermutet haben, während es tatsächlich erst an siebenter Stelle kommt; umgekehrt wieder dürften die Bergländer Salzburg und Vorarlberg allgemein für arm gehalten werden, während sie doch den zweiten und vierten Platz einnehmen . . . .

Sehr interessant sind die Daten, die der Verfasser bezüglich der Arten der Kriminalität im Hinblick auf die einzelnen Kronländer gibt. So zeigt der Jahresdurchschnitt des Quinquenniums 1895/99 bei Diebstahl eine ganz andere Deliktfrequenz als bei dem ihm doch scheinbar so nahe verwandten Verbrechen des Betrugs.

Wir finden auf 10000 Einwohner in

	Diebstähle	Betrugsfälle
Vorarlberg	19,8	6,7
Tirol	22,7	6
Oberösterreich	24,3	6,2
Niederösterreich	30,7	5,8
Salzburg	32,5	7,7
Steiermark	33,9	4,5
Krain	34	3,1
Kärnten	35,8	5
Böhmen	39,4	3
Küstenland	46,4	5,1
Dalmatien	47,8	4,4
Galizien	57,5	3,6
Mähren	65,9	4,9
Schlesien	67,5	4,2
Bukowina	78,8	5,7
Reichsmittel	42,5	5,1

Auch hier korrigiert die Statistik unsre oberflächliche Schätzung sehr nachdrücklich: dürfte es doch kaum jemand vermuten, daß Alpenländer wie Vorarlberg, Salzburg und Tirol eine höhere Betrugszahl aufweisen als Niederösterreich — trotz Wien! — und daß Böhmen die niederste zeigt. Die starke Divergenz zwischen Diebstahl und Betrug pflegt so erklärt zu werden, daß bei geringerer Intelligenz der Bevölkerung der Diebstahl, bei höherer der Betrug vorherrsche; eine Erklärung, die psychologisch sicher sehr gerechtfertigt erscheint, aber doch nicht unbedingte Geltung hat; denn wir finden den Betrug in Böhmen, also bei einer doch sehr intelligenten Bevölkerung, am seltensten. Daß die so naheliegende psychologische Erklärung überhaupt nur bedingt gerechtfertigt ist, zeigt der Verfasser durch folgende Zusammenstellung:

	Betrugsfälle auf 10000 Einwohner:	von 100 über 6 Jahre alten Schulkindern sind des Lesens und Schreibens kundig:
Böhmen	3	93,96
Krain	3,1	56,59
Galizien	3,6	27,39
Schlesien	4,2	87,10
Dalmatien	4,4	23,10
Steiermark	4,5	77,83
Mähren	4,9	91,4

Digitized by Google

	Betrugsfälle auf 10 000 Einwohner:	von 100 über 6 Jahre alten Schulkindern sind des Lesens und Schreibens kundig:
Kärnten	5	70,3
Küstenland ...	5,1	56,95
Bukowina	5,7	23,07
Niederösterreich	5,8	93,97
Tirol	6	88,55
Oberösterreich .	6,2	92,04
Vorarlberg ...	6,7	92,09
Salzburg	7,7	88,33

Wir ersehen hieraus, daß das kulturell verhältnismäßig tiefstehende Krain mit dem hochstehenden Böhmen fast dieselbe Betrugsfrequenz zeigt und kulturell noch weit rückständigere Kronländer wie Dalmatien, Galizien und die Bukowina weit mehr Betrugsfälle aufweisen. Man wird sich also hüten müssen, den Betrug ohne weiteres als eine Deliktdomäne höherer Intelligenz anzusehen, während man den Diebstahl entschieden als eine Deliktform tieferen Bildungsniveaus ansehen darf. Ganz sicher ist jedoch, daß der Betrug in den westlichen, von Deutschen bewohnten Kronländern häufiger ist, als in den von Slaven bewohnten östlichen, während hinsichtlich des Diebstahls gerade das Gegenteil der Fall ist, was sich besonders drastisch offenbart, indem das westlichste Kronland, Vorarlberg, den niedersten, das östlichste, die Bukowina, den höchsten Prozentsatz der Diebstahlsfrequenz zeigt.

Ähnlich wie beim Diebstahl gestaltet sich das Verhältnis zwischen Verbrechen und Bildungsgrad auch bei den sträflichen Gewaltakten. Auch hier finden wir bei tieferem Bildungsniveau eine höhere Deliktfrequenz und umgekehrt. Gewalt-Verbrechen und -Vergehen kommen am häufigsten in Galizien (55,9 auf 10 000 Einwohner), Krain, der Bukowina vor, also in den Ländern mit der geringsten Schulbildung, am seltensten in Böhmen (11 auf 10 000 Einwohner), Tirol, Mähren und Niederösterreich, die durchwegs eine günstige Entwicklung der Schulverhältnisse zeigen. Zugleich sehen wir, daß die Frequenz der Gewaltdelikte im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Einkommens zu stehen pflegt. Im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht, daß Gewalttätigkeiten besonders dort häufig vorkommen, wo Italiener leben, finden wir solche im Küstenland nicht einmal halb so oft wie in Galizien und kaum mehr als halb so oft wie im benachbarten Krain. Es scheint also, daß die slavische Bevölkerung mehr zu Gewalttätigkeiten neige als die romanische und germanische. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist auch die Tatsache, daß die Gewaltdelikte im deutschen Bezirke von Gottschee weit seltener sind als in den slowenischen Bezirken des übrigen Krain. Dagegen erreicht die Frequenz bei Delikten gegen die Amtsautorität nirgends eine so hohe Zahl wie im Küstenland, was die Wiedersetzlichkeit und Unbotmäßigkeit des romanischen Volkscharakters drastisch illustriert und auch mit der bekannten Tatsache stimmt, daß der Anarchismus, also die vollkommenste Ausdrucksform dieser Eigenschaften, nirgends so blüht wie in den romanischen Ländern.

Was die Sittlichkeitsdelikte betrifft, so scheinen sie weder von den wirtschaftlichen noch von den Bildungsverhältnissen wesentlich beeinflußt zu werden; denn wir finden einerseits im kulturell und wirtschaftlich hoch entwickelten Böhmen weit weniger solcher Delikte, als in dem annähernd auf derselben Stufe stehenden Oberösterreich und in den noch günstiger entwickelten Ländern Vorarlberg, Salzburg und Niederösterreich, anderseits aber auch weit weniger als in den viel ärmern und kulturell tiefer stehenden Kronländern Kärnten und Krain. Die meisten Delikte dieser Art trifft man in Vorarlberg, die wenigsten in Krain. Der Verfasser leitet diese scheinbar unerklärbare Frequenz-Verteilung der Sittlichkeitsdelikte aus dem Zahlenverhältnis zwischen Männern und Frauen her und zeigt, daß sie dort zunehmen, wo der normale Überschuß an Frauen geringer wird, was namentlich in den Alpenländern der Fall ist, wogegen die an weiblicher Bevölkerung reicheren Sudetenländer eine geringere Frequenz zeigen. Ganz stimmt diese Theorie freilich auch nicht; denn das hinsichtlich seiner Geschlechter-Verteilung mit Oberösterreich ganz gleichstehende Galizien weist nur den fünften Teil der Sittlichkeitsdelikte Oberösterreichs auf.

Sehr interessant und bedeutsam ist ferner der Zusammenhang zwischen Alkoholverbrauch und Gewaltdelikten. Der Verfasser stellt ihn in folgendem Zahlenbilde dar:

	Auf 10 000 Einw. Gewaltdelikte:	Bier in hl auf den Kopf	Branntwein in l auf den Kopf
Böhmen	11,0	1,46	3,1
Tirol	16,0	0,42	2,5
Niederösterreich	16,2	1,21	3,7
Mähren	16,4	0,84	7,2
Vorarlberg ...	18,8	0,42	1,6
Oberösterreich ..	21,4	1,21	1,1
Salzburg	24,9	2,83	3,0
Küstenland	25,5	0,08	1,5
Schlesien	27,5	0,62	8,4
Steiermark ...	30,3	0,69	2,4
Dalmatien ...	30,5	—	0,9
Kärnten	30,7	0,60	7,1
Bukowina	39,0	0,17	4,6
Krain	48,7	0,13	3,3
Galizien	55,9	0,15	4,1
Reichsmittel ..	25	0,78	3,4

Dieser Zusammenstellung entnehmen wir, daß im allgemeinen jene Kronländer, die einen hohen Branntweinkonsum aufweisen, also Schlesien und Kärnten, auch eine hohe Deliktfrequenz zeigen. Aber zur Regel darf man auch diese Erscheinung nicht machen; denn Mähren mit seinem hohen Branntweinkonsum und seiner niedern Deliktfrequenz spricht geradezu dagegen. Und ebenso zeigt ein Vergleich zwischen Niederösterreich und Dalmatien, daß es ganz und gar ungerechtfertigt wäre, dem Alkohol bezüglich der Gewaltdelikte jene kriminelle Rolle zuzuschreiben, die man ihm aufzubürden geneigt ist; denn

Digitized by Google

Galizien, dessen Branntweinverbrauch — entgegen der landläufigen Ansicht — nicht viel höher ist als der Niederösterreichs, stellt ein mehr als dreifach so hohes Kontingent an Gewaltdelikten.

Sieht man bei dieser Zusammenstellung von der Kriminalität ab, so zeigt sich, daß Dalmatien im Punkte Alkohol das mäßigste Kronland ist, nächst ihm das Küstenland und Vorarlberg, wogegen Schlesien den höchsten Branntweinkonsum und Salzburg den höchsten Bierkonsum (Nachbarschaft Bayerns!) aufweist. Schade, daß der Verfasser nicht auch den Weinkonsum in diese Zusammenstellung mit einbezogen hat; denn seine Behauptung, dieser komme außer bei Dalmatien und beim Küstenlande nicht in Betracht, ist im Hinblick auf Weinländer wie Niederösterreich, Tirol und Steiermark kaum zutreffend.

Es ließe sich noch eine ganze Menge interessanter Einzelheiten aus dem inhaltreichen Buche des Verfassers anführen, wenn der Raum es nicht verböte. Wer sich über die Zusammenhänge des Verbrechens mit dem Geschlecht, dem Alter, den Jahreszeiten, dem Gesundheitszustand und mit der Prostitution unterrichten will, wen die eigenartige Kriminalität der Juden und Zigeuner interessiert, der nehme das Buch selbst zur Hand. Hier seien zum Schlusse nur noch einige Lehren oder, wie der Verfasser sagt, „Leitsätze" hervorgehoben, die das Ergebnis der statistischen Untersuchungen kurz zusammenfassen.

So steht es fest, daß die schweren Verbrecher gegen Leben und Eigentum ständig abnehmen, die leichten dagegen zunehmen, daß die Intensität der Verbrechen sich somit abschwächt, die Extensität aber steigert. Der Diebstahl, als die gröbere Ausdrucksform verbrecherischen Handelns, wird ferner seltener, während der Betrug, als die feinere Form, häufiger wird; ein ebenso deutlicher als unerfreulicher Beweis dafür, daß die fortschreitende Bildung keine ethische Besserung zur Folge hat, wie man zu glauben pflegt. Noch überraschender ist das Ergebnis, daß sich die Gewaltakte auf Kosten der Eigentumsdelikte stark vermehren, eine Tatsache, die den Wechselbeziehungen, wie wir sie bei den einzelnen Kronländern zwischen Bildungsgrad und Deliktfrequenz getroffen haben, direkt widerspricht. Wenig schmeichelhaft für unsre vielgerühmte Bildung ist ferner die Tatsache, daß die Sittlichkeitsdelikte ständig im Wachsen begriffen sind und im Laufe der letzten 40 Jahre von 1,3 (auf 100 000 Bewohner) auf 5,4 gestiegen sind, also um mehr als das vierfache! Dieselbe ungünstige Steigerung finden wir bei dem Anteil der Jugend am Verbrechen. Er ist im selben Zeitraum von 16,3 (auf 100 Verbrecher jedes Alters) auf 21,1 gestiegen! Wir haben also ganz und gar keine Ursache, uns auf unseren Fortschritt und unsre Bildung viel zu gute zu tun, und da sich diese unerfreulichen Erscheinungen nicht nur bei uns in Österreich zeigen, sondern auch in andern Staaten, so folgt daraus, daß die Menschheit nicht besser wird, sondern schlechter. Die modernen Fortschrittsapostel sind zwar andrer Ansicht, aber die Statistik weiß es besser; jene können sich bloß auf Worte stützen, diese aber führt Zahlen ins Gefecht, und Zahlen beweisen. . . .

Das Erbe Voltaires.

Von Nestor.

VI (Schluß).

Besonders religiös gesinnte Naturforscher und Schriftsteller über Religion überhaupt (namentlich Engländer) trachten mitunter, die sonderbarsten Erweiterungen naturwissenschaftlicher Betrachtung und Erfahrung zu versuchen, um die Möglichkeit des Durchbrechens natürlicher Erscheinungen seitens einer göttlichen Persönlichkeit darzulegen. Es ist hier nicht der Ort, solche Beispiele von unbefugten Extrapolationen und foppenden Analogien näher anzuführen und zu kritisieren.

Allein es genügt, alles Jonglieren mit Philosophie und Naturwissenschaft in diesem Gebiete in seinem wahren Werte zu zeigen, wenn man allen jenen religiösen Naturforschern, Theologen oder Philosophen die Bitte vorlegt, sie mögen doch nachweisen, daß irgend eine Wunderlegende einer nichtchristlichen Religion unmöglich sei. Der Koran z. B. soll schon vor Erschaffung der Welt geschrieben und durch den Engel Gabriel Mohammed aus dem Himmel überbracht worden sein.

Haben nun die mehr oder weniger eifrigen Verfechter der Möglichkeit von Wundern überhaupt an dieses oder an irgend ein Wunder aus der Religion des Islam gedacht? Haben sie im entferntesten je daran gedacht, nebst den Wundern im Gebiet des Christentums auch die Wundergeschichten aller andern Religionen auf der ganzen Erde, der Vergangenheit und der Gegenwart, für möglich oder gar für wahr zu halten? Gewiß nicht. Kein europäischer Gelehrter oder Schriftsteller, wenn er auch noch so sehr christliche Wunder für wahr oder möglich hält, hält es für seiner würdig, auch nur einen Moment die eben angeführte Geschichte vom Koran für wahr, für wahrscheinlich oder auch nur für möglich zu halten. Es wird ihm nicht einfallen, diesen Wunderbericht einer kritischen Analyse zu unterwerfen, sinnreiche, wissenschaftlich angehauchte Argumente hervorzuholen, um ihn zu retten, wie er das mit den Wundern der Evangelien unverdrossen tut. Und ebenso wenig wie der Gelehrte wird — was noch charakteristischer ist — bei uns der Ungebildete „aus dem Volke" jene Koranlegende glauben; er wird sie nicht einen Augenblick ernst nehmen. Hieraus sieht man deutlich, welcher Mangel an Unparteilichkeit, an Wahrheitssinn auf diesem Gebiete herrscht. — Wenn Religion angeboren und ein Bedürfnis ist, warum glaubt der Bauer in Neapel oder Tirol nicht an die Wunder des Korans, wenn man sie ihm vorerzählt? Warum verlacht er sie? —

Zu all dem bisher Angeführten gehört aber noch der Hinweis auf den nahezu sklavenhaften Mangel an Selbstgefühl bei den allermeisten Intellektuellen gegenüber der Ungleichartigkeit, mit der in vielen Ländern die Staatsgewalt noch immer die konfessionellen Gefühle gegenüber dem Wahrheitsgefühl, einer doch höchst edlen und der Menschheit notwendigen — wenn man will, ebenfalls „heiligen" — Empfindung behandelt. Man läßt es sich in jenen Ländern ruhig gefallen, daß die Gesetze alles Mögliche tun, damit religiöse

Digitized by Google

Gefühle nicht verletzt werden; man verlangt aber nicht und versucht gar nicht, darauf hinzuarbeiten, daß eine solche Gesetzgebung auch gerechterweise vervollständigt werde, indem auch die Gefühle der Vertreter der Wissenschaft und Vernunft, oder überhaupt irgend welche starke Gefühle von größerer Verbreitung, vor Beschimpfung oder Nichtachtung geschützt werden. Die Konfessionellen dürfen in vielen Staaten die Materialisten und die wahrheitsliebenden Naturforscher und Philosophen nach Belieben beschimpfen, über sie spotten, ja sie aufs Äußerste verleumden, diese aber dürfen nicht einmal kritisieren, tadeln und schon gar nicht spotten. Ist man aber schon empfindlich und ruft die weltliche Gewalt an, so müßte diese für alle großen und verbreiteten Gefühle überhaupt als Schutzwehr zu haben sein.

Auch in dieser Beziehung hört man oft die Intellektuellen den Schutz der Religion im allerweitesten Sinne, ja in übertriebenster Form befürworten, und damit begründen, daß man, auch wenn es sich nicht gerade um die Religion handeln würde, die „Volksgefühle" achten muß. Einverstanden! Jede mutwillige oder boshafte Verletzung dieser muß man tadeln; allein eine Verallgemeinerung dieses Zartgefühls sucht man bei jenen Befürwortern der einschlägigen Strafgesetze vergebens. Es gibt auch antireligiöse Volksgefühle und ebensolche Gefühle bei Millionen von Intellektuellen, auch diese müßten, wenn es nach Gerechtigkeit ginge, geschont und eventuell geschützt werden. Denn nicht nur die staatlich erlaubten Angriffe der Konfessionellen auf die Gegner der Religion oder Konfession, schon das Anhören und Ansehen der konfessionellen Lehren und Zeremonien sind geeignet, jene hochachtenswerten Gefühle zu verletzen. Wenn irgend Jemand, sogar ein Andersgläubiger, nicht den Hut vor einer katholischen Prozession abnimmt, so wird er in manchen Staaten bestraft. Nicht nur Staatsanwälte, sondern auch religionsfreie Schriftsteller in ihrer Objektivitätskoketterie finden das ganz in der Ordnung; denn man solle überhaupt „so hohe Gefühle der Volksmassen achten und sich ihnen daher akkommodieren".

Nun wollen wir aber einmal annehmen, es ziehe eine große, nach vielen Tausenden zählende Arbeiterprozession mit roten Fahnen und dergl. vorbei. Die Ideen und Ideale dieser Volksmasse — man mag über deren Wert denken, wie man will — sitzen tief und stark in ihren Gemütern. Jener Theorie der gemütvollen Staatsanwälte und „objektiv" denkenden Intellektuellen zufolge müßte Jeder, der einer solchen Arbeiter-Prozession begegnet, um deren Gefühle nicht zu verletzen, vor ihren Fahnen den Hut abnehmen, und wenn er das unterläßt, bestraft werden. Auch der Kardinal von so und so müßte sein Käppchen lüften. Wird das je von den „objektiven" Gesetzauslegern verlangt werden? Ist auf solchen Gerechtigkeitssinn je zu hoffen?

Man ersieht leicht schon aus diesem Beispiel, daß es gänzlich unangemessen ist, der Religion und speziell der sogenannten positiven Religion irgend einen besondern Schutz seitens des Staates zu gewähren; denn wenn einmal doch zu erwarten ist, daß gerechte Männer ein diesbezügliches Strafgesetz verfassen, so geriete man mit dem Bestreben, vor Polemik irgend welcher Art zu „schützen", ins Endlose. So gut wie man nach dem heutigen Strafgesetz z. B. in Deutschland die „Beschimpfung einer Religionsgesellschaft, ihrer Einrichtungen und Gebräuche" und in Österreich die „Herabwürdigung der Lehren und Einrichtungen einer gesetzlich anerkannten Kirche" bestraft, so müßte auch jede Beschimpfung irgend einer Nationalität, einer Gesellschaftsklasse, einer politischen Partei bestraft werden; alle diese können ihre Ansichten, ihre Gefühle und eventuellen Gebräuche für schutzbedürftig oder -würdig, sogar für „heilig", halten. Wohin käme man aber mit solcher zarten Rücksichtnahme auf soziale Empfindlichkeiten? Und hat eine solche Empfindlichkeit überhaupt einen Sinn?

Kritik, geistiger Kampf ist in einer lebendigen, nicht zum geistigen Tode erstarrten menschlichen Gesellschaft selbstverständlich, und kein einziger Fortschritt ist möglich ohne derartige polemische Tätigkeit. Man braucht nur an die Polemik der ersten Kirchenväter gegen das Heidentum zu denken, deren Frucht — zusammen mit Gewaltsfaktoren — der Sieg des Christentums war. Und so blieb es bis zum heutigen Tag: gar keine Reform ist ohne, mitunter sehr heftige, Polemik gegen Bestehendes realisiert worden. Es beweist aber nur das uneingestandene Vorhandensein des Gefühls der schwachen Position aller positiven Religionen in den Gemütern ihrer Anhänger, wenn man durch moralische Pressionen mannigfacher Art und durch die physische Gewaltätigkeit der Strafgesetze, also durch äußerliche Mittel, diese „heiligen" Gefühle zu beschützen sucht.

Es ist daher eine der wichtigsten Aufgaben, aus den Strafgesetzen jene Bestimmungen hinauszuweisen, die Religion, Religionsgesellschaften, Gott und dergl. vor Polemik irgend welcher Art zu schützen suchen. Diese Bestrebung ist unter allen antikonfessionellen Aufgaben wohl die dringendste.

Fassen wir alles hier Gesagte oder bloß Angedeutete zusammen, so finden wir folgende charakteristische Eigenschaften positiver Religionen, die für sie alle in mehr oder weniger voller Entwickelung — in der römisch-katholischen am meisten — gelten:

Da jede positive Religion ihre eigene Autorität über alles Andere stellt und stellen muß, so muß sie auch den Sinn für Achtung der Wahrheit prinzipiell entbehren und ihn auch bei ihren Anhängern so viel als möglich als untergeordnet und oft als gefährlich hinstellen. Sie ist daher, so oft irgend welche Forschung nach Wahrheit das religiöse Gebiet tangiert, der unerbittlichste Feind aller Wissenschaft, der sie an Stelle des Suchens nach Wahrheit die Autorität alter Manuskripte, alter und neuer Bücher sowie mündlicher Tradition als Damm entgegenstellt. Und wie gegen Wahrheitssuchen muß die Religion, um ihre oberste Autorität aufrecht zu erhalten, auch gegen Achtung vor Tatsachen, vor vernunftgemäßer Rücksichtnahme auf Erfahrungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, sich entschließen, so oft es sich um Reformen handelt, die ihren Lehren und Traditionen irgendwie entgegenstehn oder zu stehen scheinen. Also ist Religion sowohl in der Theorie wie in

Digitized by Google

der Praxis in unzähligen Fällen dem Kulturfortschritt prinzipiell ein Gegner.

Aber sie hat auch keine Achtung vor den religiösen Gefühlen überhaupt, also vor der Basis ihres eigenen Gebäudes, sie achtet nur sich selbst; denn sie muß, wenn sie ihre Autorität behaupten will, alle andern positiven Religionen mißachten, ja verfolgen und tut dies auch, wenn es die Umstände erlauben. Welcher gesittete Mensch kann also zögern, auf Befreiung der Menschheit von jeder Art von Religion hinzuarbeiten?

Der Brief.

Von Dr. **Egid v. Filek** (Wien).

Der Brief ist das Stiefkind unsrer modernen Kultur. Leider mit Unrecht. Würde uns der erschreckliche Lärm, mit dem die Maschine der heutigen Zivilisation arbeitet, ein wenig Zeit zur Sammlung lassen; würden wir ein bischen schärfer die Unterschiede zwischen Kultur und Zivilisation wahrnehmen, dann könnte er unmöglich so vernachlässigt werden, wie es tatsächlich geschieht. Dem war nicht immer so. Im vorigen Jahrhundert gehörte die Kunst des Briefschreibens unbedingt zur Bildung eines feinen Menschen, einerlei, welchen Geschlechtes er war, und wurde sorgsam gepflegt. Nun, Jeremiaden über die „gute alte Zeit“ sind geschmacklos. Aber ich stehe nicht an zu behaupten, daß die Kultur der Gegenwart einen großen Verlust erlitt, als das Briefschreiben in jenem Sinn abkam, in dem es in früheren Zeiten gepflegt wurde.

Damals bedeutete der Brief unendlich mehr als heute. Die Menschen hatten mehr Zeit, schrieben sich seltener und deshalb ausführlicher, legten in diese Blätter ein Stück ihres eigenen Selbsts und gaben dem Empfänger gleichsam eine Photographie der Seele, wenn auch zugestanden werden muß, daß gefällige Retouchen ebenso wenig fehlten wie bei den Lichtbildern unsrer Tage, mit denen wir Freunde und Verwandte beschenken. Gewiß, es schlich sich manche Selbstbespiegelung, manche Selbstverhimmelung in diese Zeilen. Waren doch die Briefe eigentlich nichts andres als Tagebuchblätter — und jedes Tagebuch verleitet zu einem Kokettieren mit sich selbst. Aber zweierlei steht fest: zunächst, daß ohne die Freude am Schreiben und Empfangen ausführlicher Briefe die ganze ausgebreitete Memoirenliteratur, der wir so unschätzbare Beiträge zur Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts verdanken, unmöglich gewesen wäre. Unmöglich auch jene vielseitige Ausbildung der Persönlichkeit, wie wir sie beispielsweise an Goethe bewundern, dessen Korrespondenz mit zunehmendem Alter wie ein breiter Strom ins Riesenhafte anschwillt. Der Blick so mancher erlauchter Geisteshelden, die wir unsre Zeilgenossen nennen dürfen, schweift sehnsuchtsvoll ins achtzehnte Jahrhundert hinüber; damals gab es eine große Anzahl von wirklichen Persönlichkeiten, deren Interesse auf die verschiedensten Gebiete des Wissens und Könnens zugleich gerichtet war, und die aus eben dieser Vielseitigkeit Anregungen zu geistigen Taten auf scheinbar ganz getrennten Arbeitsfeldern schöpften. Heute schreiben und reden wir viel zu viel über die Persönlichkeit, preisen in der Theorie den Individualismus und drücken uns in der Praxis unter das Joch des Durchschnittsmäßigen. Wir opfern die vielseitigen Anlagen, die die Natur in so manchen von uns gelegt hat, auf dem Altar der Einseitigkeit und des Spezialistentums. Das hat uns so arm, so öde im Herzen gemacht, und die glänzenden Erfolge unsrer Technik und Industrie können uns nicht über diese Leere hinwegtäuschen. Es ist eben nur der Ausdruck dieser inneren Leere, daß wir keine Briefe im eigentlichen Sinn des Wortes mehr schreiben. Denn die trockenen Notizen über Familienangelegenheiten, die Mitteilung äußerer Ereignisse, die Nachricht von der Verlobung der Tochter oder vom glücklich bestandenen Examen des Sohnes, das alles sind keine Briefe, sondern nur Nachrichten.

Zunächst und vor allem gehört zum Briefe die Darlegung des Verhältnisses, das unser eigenes Ich zu irgend einem Geschehnis hat. Das setzt natürlich voraus, daß das Ich reich und bedeutend genug sei, um dieses Geschehnis zu erfassen und jene Werte daraus zu ziehen, die zur Förderung der eigenen Persönlichkeit dienlich sind. Wir schieben dem Telegraphen, dem Telephon, der Zeitung die Schuld daran zu, daß wir heute fast gar keine langen und in dem oben erwähnten Sinn persönlichen Briefe schreiben. Das ist aber nur eine bequeme Ausrede. Gerade die vielen Ereignisse, die uns jene Förderungsmittel geistigen Verkehrs vermitteln, sollten anregend auf unser Ich einwirken, schlummernde Gedanken und Empfindungen in ihm wecken, zu neuen Taten, zu frischer Arbeit am Ausbau der Persönlichkeit anspornen.

Es ist von hohem Interesse, die verschiedenen Formen, die der Brief im Lauf der Zeiten angenommen hat, miteinander zu vergleichen, und eine geschickt zusammengestellte Reihe charakteristischer Briefe könnte eine ebenso originelle als einwandfreie Kulturgeschichte der Menschheit bilden. Sehen wir von den Befehlen der Pharaonen und der Assyrerkönige an ihre Beamten ab, die ja den Namen von Briefen eigentlich nicht verdienen,*) so tritt uns zuerst bei den alten Griechen ein Schreiben entgegen, das wir schon einen Brief in unserm Sinn nennen können. Otto Seeck hat es in der „Deutschen Rundschau“ mitgeteilt. Es stammt aus der Zeit der Perserkriege; ein Konzept davon fand sich im Nachlaß des Verräters Pausanias, der an den König Xerxes schreibt: „Pausanias schickt Dir (dem Xerxes) diese (Kriegsgefangenen) zurück, um Dir einen Gefallen zu tun. Ich hege die Meinung,

*) Dem Verfasser sind augenscheinlich jene teilweise ganz köstlichen Briefe asiatischer Könige entgangen, die der Tontafelfund von El-Amarna zu Tage gefördert hat. Diese Briefe, von denen einige u. a. Niebuhr in dem Heftchen: „Die Amarna-Zeit“ (Verlag von J. C. Hinrichs, Leipzig) im Auszuge mitteilt, sind denn doch weit mehr Persönlichkeitsdokumente als der von Seeck mitgeteilte Pausaniasbrief — man lese nur einmal die Bettelbriefe des Königs Tuschratta — und viel älter als dieser. So schuf denn auch die griechische Geisteswelt nicht die Urform des Briefes. H.

Digitized by Google

wenn es Dir gut scheint, Deine Tochter zu heiraten und Dir Sparta und ganz Griechenland untertänig zu machen. Wenn es Dir gefällt, so sende einen verläßlichen Mann an das Meer, durch den wir weiter unsre Reden führen werden."

Man erkennt unschwer die leitenden Motive, die jedem Brief zugrunde liegen, auch aus diesem recht naiven Schreiben: das Ausgehen vom tatsächlichen Ereignis, das in Beziehung zu den Wünschen und Absichten des Schreibers gesetzt wird. Die griechische Geisteswelt, so unendlich reich und schöpferisch tätig auf den verschiedensten Gebieten, sie schuf auch die Urform des Briefes. Freilich hat diese in den folgenden Epochen menschheitlicher Entwicklung starke Veränderungen erlitten. Es ist kein Zufall, daß im römischen Reich der Brief sich erst in der Kaiserzeit entwickelte, daß er dann nach langem Verfall in der Renaissance zu großartiger Blüte sich entfaltet, weil damals eben eine Zeit starker Persönlichkeiten war; und auf jenen Grundlagen baute das achtzehnte Jahrhundert, die letzten Wellen der Renaissancebewegung kommen in den sogenannten Klassikern zur Ruhe. Man muß irgend eine Sammlung Schillerscher oder Goethescher Briefe studieren, um zu erkennen, wie solch ein Briefwechsel sich entwickelt wie ein Roman oder ein Drama, wie er von förmlicher, gemessener Haltung zum Tone warmer Freundschaft übergeht, von der Vielseitigkeit der Gedankenwelt des Schreibers deutliche Kunde gibt und endlich mit seinen wissenschaftlichen Bekenntnissen ein Bild der ganzen geistigen Umwelt des Verfassers bietet.

Und doch gab es damals kein Grundgesetz, das das Briefgeheimnis geschützt hätte; die Verkehrsmittel waren so bescheiden, daß eine alte Botenfrau die Korrespondenz Goethes und Schillers zwischen Weimar und Jena befördern mußte und ein Brief von Frankfurt am Main nach Berlin neun Tage brauchte. Und doch blühte der Briefstil, ja er wurde sogar zur Kunst ausgebildet. Wieder ein deutliches Zeichen, daß die äußerlichen Förderungsmittel der Kultur nicht an und für sich Kultur bedeuten — eine Tatsache, auf die man heutzutage nicht eindringlich genug hinweisen kann.

Wir haben keine Briefe, weil die Dinge, die uns umgeben, nur die Oberfläche unsrer Persönlichkeit berühren und uns eigentlich nicht wirklich nahegehen. Vielleicht ist die Entwicklung der Zivilisation in den letzten Jahrzehnten zu rasch gewesen. Es wurde eine enorme Menge von Stoff in den Gehirnen angesammelt; aber es fehlt die Zeit, um das Neue gleichsam zu verdauen, sich einzuleben in die neuen kulturellen Verhältnisse, und so gleicht die Menschheit von heute einem Knaben in den Entwicklungsjahren, da sich der Körper zu ungewohnter Länge streckt, während das Wachstum der Muskeln nicht Schritt mit dieser Entwicklung halten kann und die Ruhe, Stetigkeit und harmonische Ausbildung aller Glieder vermissen läßt, die in reiferem Alter eintritt. Vielleicht liegt jener scheinbar rückschrittlichen Tendenz, die sich zweifellos bei allen Staaten Europas erkennen läßt, der unbewußte Trieb zugrunde, die Errungenschaften der Vergangenheit in sich aufzunehmen und um der Erreichung dieses Zieles willen lieber eine Zeitlang auf den sogenannten Fortschritt zu verzichten.

Damit hängt zusammen, daß uns außer der Fähigkeit zum Briefschreiben auch die Lust dazu fehlt. Wir wagen es kaum, uns über die Wirkung Rechenschaft zu geben, die irgend eine neue Tatsache, die man entdeckt, ein neues Ereignis, das sich irgendwo vollzieht, auf uns ausübt, in der unbestimmten Furcht, morgen schon könnte das veraltet sein, was vorgestern neu und unerhört war. Und natürlich ist die Scheu, andern von dieser Wirkung mitzuteilen, noch größer als die Unsicherheit sich selbst gegenüber. Gerade der gesteigerte Weltverkehr, der täglich neue Erfindungen und Entdeckungen aus fremden Ländern zu unsern Füßen ausschüttet, wirkt auf die innere, persönliche Kultur hemmend statt fördernd ein.

Und endlich kommen wir zu dem tiefsten Grunde, warum wir heute kein Briefstil mehr haben und haben können: weil wir viel zu sehr Berufssklaven geworden sind. Jeder von uns wirft sich auf sein Spezialfach, bildet sich zum einseitigen Arbeitstier, zur Maschine aus, die nur eine ganz bestimmte Arbeit verrichten kann. Was er dadurch an Fertigkeit gewinnt, geht ihm an Vertiefung der Persönlichkeit verloren; zum Briefschreiben aber gehört unbedingt eine persönliche Note. Nur derjenige ist imstande, einen in höherem Sinne lesbaren Brief zu schreiben, bei dem das Hasten nach Erfolg nicht den weiteren Blick ins Leben getrübt hat; nur wer kein Fachmensch ist, vermag von höherer Warte aus die Erscheinungen des Daseins zu betrachten und in Beziehung zum eigenen Ich zu setzen, und der Ausdruck dieser Beziehung ist eben der Brief. Es ist kein Zufall, daß eine der feinsten Blüten geselliger Kultur, der französische Salon mit seiner bunten Menge geistvoller, bedeutender und interessanter Persönlichkeiten, die sich gegenseitig durch feinpointierte, kluge Gespräche anzuregen, das Beste und Tiefste aus sich herauszuholen wissen, mit dem Brief in engem geistigen Zusammenhang stand. Auch dieses Kulturgut ist uns verloren gegangen; was wir heute „Gesellschaft" nennen, ist weiter nichts als eine Reihe konzentrischer Kreise um den einen, sehr realen Mittelpunkt: das opulente Souper. Man muß schon lange suchen, ehe man einen Kreis gleichgestimmter, wirklich von hoher Kultur erfüllter Menschen findet, die durch den harmonischen Zusammenklang ihrer Anschauungen jene Symphonie schaffen, die man mit Fug und Recht veredelte Geselligkeit nennen darf. Erst dann, wenn sich die Überzeugung durchgerungen haben wird, daß wir unser geselliges Leben viel innerlicher, freier und leichter gestalten müssen, dann werden wir auch wieder eine Blüte des Briefes erleben und dieses edle Kulturgut in neuem Glanze aufleuchten sehen.

Digitized by Google

Formkritik, Inhaltskritik, Detailkritik.

Von Dr. Max Brod (Prag).

I.

1.

Die alte Kontroverse, die mit der Geltung der Begriffe „Form“ und „Inhalt“ sich befaßt, erschien zuletzt und neulich als Debatte über Julius Babs anregende „Kritik der Sprachkunst“ verkleidet.

Es besteht nämlich gegen alle Proteste Flauberts, und den sorgsamen Betrachtungen von Franz Blei, Meier-Graefe u. a. zum Trotz immer noch die landläufige, oberflächliche Ansicht in Kraft, daß an einem Kunstwerk als zwei voneinander trennbare Bestandteile Form und Inhalt unterschieden werden. Ein Was und ein Wie; ein Stoff und eine Ausführung. Wie Menschen etwa in ihren Toiletten, sollen die Handlungen und Vorfälle eines Werkes in ihren Einkleidungen stecken.

Und fast täglich kann man in Kritiken lesen, daß an dem und jenem Produkt gute Ideen zu bemerken seien, die indes an der schlimmen Durchführung litten; daß ein andres Werk zwar einen großen Formkünstler verrate, dessen artistische Spielerei aber tiefern Sinnes entbehre u. s. f.

Und immer wieder diese Vergleiche mit dem ungeschliffenen Diamanten oder der zwar goldverzierten, aber tauben Nuß . . .

Es müßten eigentlich diese Herrn Kritiker, die so eifrig und geschickt die Begriffe „Form“ und „Inhalt“ jonglieren, die Frage beantworten, ob sie denselben Inhalt in zwei verschiedenen Formen dargestellt sich denken können.

Denn ist die Form eine vom Kern glatt ablösbare Hülle, warum sollte nicht derselbe Kern die eine Hülle abwerfen und in einer andern unverändert sich zeigen?

Ein einfaches Experiment; aber es mißlingt, dieses Experiment.

2.

Versucht man nämlich einen realen Eindruck in zwei verschiedenen Sätzen zu erzählen, so hat man unmerklich auch zwei verschiedene Eindrücke erzählt. Man wird finden, daß diese zwei verschiedenen Eindrücke einander doch in manchem ähneln. Jedoch nur soweit, als auch ihre Formen einander ähneln . . .

Den Sätzen „die Sonne geht unter“ und „die Sonne sinkt“ ist inhaltlich etwas Gemeinsames, nämlich die Sonne und ihre Funktion. Also ungefähr das, was auch den zwei Formen gemeinsam ist. Im übrigen geben aber die beiden Sätze zwei verschiedene Eindrücke; jeder für sich ruft andere Assoziationen hervor, teilt dem Vorgang ein andres Tempo zu, eine andre Bewegung, andre Klänge und Färbungen.

Hiervon machen auch die wenigen Synonyma einer Sprache keine Ausnahme. Der Satz „der Spatz lärmt“ hat einen andern, vielleicht volkstümlicheren Anstrich als das etwas zoologische „der Sperling lärmt“.

Nur in rohen Umrissen können zwei Berichte dasselbe Geschehnis darstellen. Dann stellt sich aber heraus, daß sie auch im Formalen einander stellenweise gleichen, in Worten, Wortstellungen, Satzlängen, Konstruktionen u. s. f. In dem Augenblick, da man das Wie der Erzählung abändert, fließt auch das Was in die neue Richtung mit. Anders kann es ja garnicht sein. Jedem Partikelchen Form muß ein Partikelchen Inhalt entsprechen, und umgekehrt. Form und Inhalt stellen Avers und Revers derselben Münze dar, die eigentlich gar keine Ausdehnung in der Dicke hat, sie fallen zusammen wie bei einer zweidimensionalen Fläche, und nur für den Beschauer haben hier die Worte „vorn“ und „hinten“ einen Sinn . . .

Wie kommt es aber, daß trotz dieser so einfachen Erwägung immer wieder vom „Inhalt“ einer Novelle geredet wird, daß man sagt, mehrere Dichter haben denselben „Stoff“ in verschiedener Auffassung behandelt (oder gar: der eine in epischer, der andere in dramatischer Form), daß in der Schule die klassischen Theaterstücke „nacherzählt“ werden.

Ich glaube, gerade dieses „Nacherzählen“ kann uns die vulgäre unwissenschaftliche Bedeutung und Gebrauchsweise des Wortes „Inhalt“ verstehen lehren.

3.

Ich habe seit langer Zeit beobachtet, wie man dies und das nacherzählt, und bin dahin gelangt, gewisse allgemeine Gesetze zu vermuten, die diesen psychischen Akt des Inhaltangebens beherrschen. Die vollständige Auffindung dieser Gesetze, eine exakte Psychologie des Nacherzählens, wäre vielleicht für die Theorie der Kritik sehr wertvoll,

Wenn beispielsweise in einer Novelle ein Mensch erdolcht wird, so dürften nur wenige Nacherzähler vergessen, diese Todesszene und den Dolch in ihrer Darstellung zu erwähnen. Sie werden aber wahrscheinlich alle die Beschreibung des Zimmers, in dem sich der Vorgang abspielt, auslassen, selbst dann, wenn der Dichter besonders viel künstlerische Mühe auf diese Beschreibung verwendet hat und mit allerfeinsten Seelenschwingungen den Raum und die Möbel zu beleben wußte.

Die meisten Leser halten trotzdem die Erdolchung für das Eigentliche, worum es sich handelt.

Der Tod ist für sie: Sujet, Handlung, Hauptsache. Das Zimmer: Form, Manier, eine stilistische Schönheit, Ausführung.

In der Ilias nennen sie Hauptproblem: den Zorn des Achilles; alles übrige, die Vergleiche, der Schild des Achilles, das Meer scheint ihnen als ausschmückendes Beiwerk weit weniger wesentlich.

Diesen Irrtum erkläre ich mir durch eine merkwürdige unwillkürliche Transposition des Kunstwerks, die in den meisten Köpfen vorgeht, wenn sie den Inhalt des Werkes wiedergeben sollen . . . Sie stellen sich nämlich einen Augenblick lang vor, sie hätten nicht

Digitized by Google

über etwas Erdichtetes Bericht zu geben, sondern über einen tatsächlichen Vorfall des Lebens. Sie transponieren das Kunstwerk in die reale Welt. Und nun heben sie natürlich als seinen „Inhalt" das hervor, was auf sie den heftigsten Eindruck gemacht hätte, falls sie den ganzen geschilderten Vorgang tatsächlich miterlebt hätten. Das Menschliche, die großen Leidenschaften, das Aufwühlend-Erregende, Katastrophale drängt sich in den Vordergrund, alles übrige verblaßt als uninteressantes Detail.

Böhmische Melodien.

Vier Lieder von **Oskar Wiener** (Prag).

Gewitter.

Die Hütte ist verfallen;
Der Regen rinnt durchs Dach,
Ich hör die Tropfen fallen,
Es rauscht der nahe Bach.

Wie soll ich es ertragen?
Ich wein den ganzen Tag:
Die Liebste ließ mir sagen,
Daß sie mich nimmer mag.

Es rauscht der Bach so böse,
Als ob er zornig wär;
Mit Donner und Getöse
Kommt ein Gewitter schwer.

Ich hab Dein Bild getragen
Im Herzen manches Jahr;
Der Blitz soll mich erschlagen,
Wenn ich Dir treulos war!

Das schwermütige Mädchen.

Vor unserm Fenster eilt munter ein Flüßchen - -
„He, tränke mein durstig Roß - - ich schenk dir ein
Ach, ich laß mir nichts schenken, [Küßchen!"
Ich hab Angst, es zu tränken,
Habe Angst, es zu tränken,
Weil ich noch so klein bin.

Vor unserm Fenster hoch ragen zwei Buchen -
„Sage mir Mädel, wer kommt Euch besuchen?"
Glaubst Du, daß ich hehle?
Es kommt keine Seele,
Kommt nicht eine Seele,
Weil ich gar so arm bin.

Vor unserm Fenster, da grünen die Matten -
„So jung bist Du, Mädel, und schon wie ein Schatten."
Ich möcht fort aus der Welt,
Weil mich hier nichts mehr hält,
Weil mich hier gar nichts hält,
Bitter weinen muß ich.

Prager Mädchen singen:

Mir erblühten weiße Rosen,
Ach, wer wird sie pflücken?
Mag von Liebe nichts mehr hören;
Wandte ihr den Rücken.

Einen Burschen hatt' ich gerne,
Hielt ihm Treue immer;
Daß er mich betrüben könnte,
Daran dacht ich nimmer.

Ging mein Liebster auf der Gasse,
Keck den Hut zur Seite;
Daß am Weg sein Mädel warte,
Sagten ihm die Leute.

„Schweigt mir still von Josefinen,
Bin ihr nicht gewogen,
Wenn ich sie von weitem sehe,
Mach ich einen Bogen."

Die Lorello-Kirchenglocken
Fragen in der Ferne:
Sind wir schuld, daß ihr euch beide
Nimmer habt so gerne?

Nicht das Glockenspiel am Turme
Schuld hat an dem Streite;
Daß Du treulos mich geliebt hast,
Dies nur uns entzweite!

Nicht das Glockenspiel am Turme
Hat den Streit verschuldet,
Daß Dich andre küssen durften,
Hab ich nicht geduldet.

Ein spätes Lied.

Der grüne Gottesacker
In voller Blüte steht;
Mit kostbarem Samen
Ist dies Feld gesät.

Immer neue Saaten
Senkt man in die Erden,
Saaten, die da niemals
Früchte tragen werden.

An ein Kreuz gebunden
Hab ich Rosen hoch;
Sage mir, ach sag mir,
Wie lange schläfst Du noch?

Sage mir, ach sag mir:
Schlummerst Du noch lang? — —
Du, mein Heißgeliebtes,
Mir ist nach Dir bang!

Digitized by Google

Der Lehrmeister.

Eine Erzählung von Hans Ostwald (Neubabelsberg).

I.

Der reiche Tischlermeister Hasse ging die Hauptstraße hinunter. Er hatte es heute nicht so eilig wie sonst. Wichtige Geschäfte riefen ihn nicht. Er wollte nur in die Expedition des Kreisanzeigers, um dort ein Inserat aufzugeben und bei der Gelegenheit ein wenig mit dem Druckereibesitzer zu plaudern. Das war sein guter Freund — nun schon an die zwanzig Jahre.

Er schmunzelte und sah mit seinen kleinen grauen Augen recht zufrieden über den Marktplatz, an dessen Ecke er angelangt war.

Dort drüben war die Druckerei — genau hinter der Germania, die sich mit der linken Hand aufs Schild stützte und mit der Rechten einen Lorbeerkranz in die Luft reckte. Wie oft war er um die Germania herumgegangen — zum Zeichen für Frau Block, daß er nach dem Schützenpark hinaus wolle und sie dort in den dichten Laubengängen erwarte.

Und sie war auch immer gekommen.

Er hatte ihr helles Kleid schon immer von weitem gesehn, wenn sie die lange Kastanienallee herunter kam. Dann hatte er seinen Schützenbrüdern gesagt, das Geschäft rufe ihn.

Ach — die dummen Kerle!

Keiner hatte gesehn, wie er anstatt zur Stadt in den Park abgeschwenkt war.

Schade — daß die Sache nur einen Sommer lang gedauert hatte. Vom Schützenfest an. War die Frau Block — die Elfriede — lustig gewesen! Erst war sie wohl nur zum Spaß mit ihm nach den Würfelbuden gegangen. Und hatte für ihn getrudelt — und gelacht, als sie gewonnen — eine große glänzende Glasvase — und Pfefferkuchen — und einen Blumentopf. Dann war sie mit ihm aufs Karussel gestiegen. Und hatte sich mit ihm in solch kleines kreisendes rundes Gestell gesetzt. Als das losgegangen, hatte sie fürchterlich gejucht und sich am Tischlermeister festgehalten . . .

Was für ein famoser Sommer war das damals gewesen.

Immer Sonnenschein und Sonnenschein!

Nur der Herbst war scheußlich geworden.

Sie hatte ja dann auch so viel geheult.

I was — Weiber heulen immer, wenn's so weit ist.

Und als zu Ostern Taufe war, da war sie ja auch wieder lustig! Stolz war sie ja auch, endlich nach den drei Mädchen einen Jungen zu haben. . .

Wie lange mochte das nun wohl her sein?

Zehn — elf — zwölf — dreizehn — vierzehn Jahre.

Wie die Zeit vergeht!

Der Bengel mußte also jetzt vierzehn Jahre alt sein. Gerade reif für die Lehre. Wenn ihn Block was lernen ließ. Aber der steckte ihn gewiß in die hohe Schule und wollte einen Doktor draus machen. Recht hatte er. So'n Studierter gilt doch mehr als ein Handwerksmann.

Natürlich, wenns den Handwerkern so gut ging wie ihm, dann wars ja auch recht. Das kam eben daher, weil ers so gut hielt mit den Pastoren. Jeden Sonntag saß er in der Marienkirche, die da in der Ecke beim Markt ihren Feldsteinturm mit den Ziegelornamenten in die Luft reckte. Und der Pastor sorgte schon dafür, daß er die städtischen Tischlerarbeiten — und auch die in der Kaserne bekam.

Ja — ja, er hatte doch ein recht beglücktes und gesegnetes Dasein.

Der einzige Ärger in seinem Leben war doch gewesen, daß Frau Block nichts mehr hatte von ihm wissen wollen — seit der Taufe von dem Jungen. Höchstens — daß er noch mal hier oder da einen Kuß, heimlich in irgend einer Ecke erwischt hatte.

Na — besser als nichts.

Vielleicht konnte er jetzt wieder einen erobern.

Um diese Zeit hatte Block ja in seiner Druckerei zu tun — hinten auf dem Hof.

Hasse ging, so rasch wie ihm seine kleinen Beine es erlaubten, über den Marktplatz. Er vermied nicht die spitzen Steine, sondern nahm den nächsten Weg.

Da kam aus dem Blockschen Hause ein Junge herausgestürzt. Wild und verwildert. Seine Jacke riß er ab und warf sie hinter sich auf die Stufen. Mit einem jähen Satz tanzte er dann davon.

Das war ja der Karl!

Hasse rief ihn an.

Aber der Junge zeigte ihm nur die Zunge und lief davon.

Hasse drohte ihm — und dachte sich:

Junge — du — ich bin ja dein Vater! Von Rechts wegen dürfte ich dich ja gründlich verdreschen.

Aber dann fiel ihm der rote Mund von Frau Block ein. — Rasch ging er ins Haus hinein und öffnete die Tür, die nach links in die Wohnung führte.

In dem ersten Zimmer lag noch die Kühle, die auch in den warmen Frühlingstagen in solchen Zimmern liegt, die nur selten geheizt werden. Im nächsten Zimmer umfing ihn die familiäre Wärme des Wohnraumes.

Frau Elfriede lag in der einen Ecke des Sofas nnd weinte herzbrechend. Ihr Mann gin hin und her, raufte mit beiden Händeu den dichten rotblonden Bart und schrie:

„Den Lümmel schlag ich tot! Den faulen Bengel! Faul ist er nur. Weiter nichts. . . Der hält die Schule aus wie kein Zweiter! Aber der Bengel will nicht. . . Blos darum haben sie ihn rausgeschmissen — weil er mit seiner Faulheit die Schule schimpfiert."

„Aber Willy!" bat Elfriede mit weinerlicher Stimme, in der sich der gekränkte Mutterstolz aussprach.

„Kinder — was habt ihr denn?" fragte Hasse.

„Ach, dieser Lümmel von Junge, der Karl — den haben sie aus die Schule rausgefeuert. Und nun will ich ihn in eine Lehre geben, wo er ordentlich was lernt. Aber sie" — er wies verächtlich auf seine Frau — „sie will nicht!"

Er begann wieder durch das Zimmer zu wandern.

Digitized by Google

„Na ja, nu hat man bloß den einzigen Jungen — und man möchte doch was aus ihm machen — und —“

Sie fing wieder an zu weinen.

„Heul nicht so lange!“ schrie Block sie an.

Da winkte Hasse ihm, er solle nur still sein. Mit den Weibern sei das nun mal so . . .

Er setzte sich zu ihr an den Tisch und redete ihr gut zu. Sie solle mal ganz ruhig zuhören. Wenn doch der Junge kein Sitzefleisch zum Lernen und Studieren habe, müsse er was anderes anfangen.

Wenn er so ungebärdig sei, wie Block sage, müsse er eben körperliche Beschäftigung haben.

Nach langem Reden gelang es ihm, sie zu beruhigen und ihr die Überzeugung beizubringen, daß es am besten sei, wenn Karl bei ihm in die Lehre komme. Und damit der Junge keine dummen Streiche mehr mache, nahm er ihn gleich mit.

Anfangs schien es, als sei nun das Richtige für den Jungen gefunden. Mit größtem Interesse besah er sich alles, was in der Werkstatt herumstand, und beobachtete auch mit Eifer die Gesellen und die Lehrkollegen bei der Arbeit. Am liebsten aber stand er an der Hobelmaschine, wo das Holz unter fürchterlichem Lärm mit rasender Schnelligkeit glatt gehobelt wurde. Auch machte es ihm in der ersten Zeit Spaß, den Gesellen allerlei Handreichungen zu machen, Holz, Leim, Werkzeuge zuzureichen und beim Forttragen der fertigen Arbeiten zu helfen. Das beanspruchte seine Kraft und bändigte sie.

Als er gar selbst an die Hobelbank durfte und zuerst den Hobel in die Hand bekam, um ein Brett glatt zu hobeln, da erzählte er zu Hause voll Stolz von seinen Fortschritten.

Seine Mutter ward freudig erregt. Nun also sollte sich doch noch alles zum Bessern wenden. Sie hatte schon die Hoffnung auf die erwarteten Freuden aufgegeben und gewünscht, keinen Sohn zu haben. Jetzt quoll alle ihre mütterliche Liebe wieder hervor. Sie schloß Karl in ihre Arme und bat ihn, stets recht folgsam zu sein. Dabei flossen ihr Freudentränen aus den Augen.

Dem Jungen wurde es ganz eigen zumute. Nachdenklich ging er zur Werkstatt, als die Mittagspause vorüber war. Er wollte sich wirklich Mühe geben — wenn seiner Mutter so viel daran gelegen war.

Und er nahm das Brett vor und hobelte mit aller Vorsicht, aller Geduld und allem Eifer, die er aufbringen konnte. Er wollte schon zeigen, daß er ein Brett glatt bekomme. Wie eine Fensterscheibe, so eben müsse er das Brett hobeln, hatte Meister Hasse gesagt. Wenn man mit den Fingern darüber fahre, müsse man glauben, es sei schon poliert. Früher bekäme er kein andres Holz, keine andre Arbeit in die Hände. Erst müsse er lernen, mit dem Hobel umzugehn.

Na gewiß, das wollte er ja auch.

Bloß — das dauerte wirklich scheußlich lange.

Die Vesperzeit kam — und das Brett war noch lange nicht glatt. Ja, an einigen Stellen hatte er tiefe Rillen und Mulden hineingehobelt.

Er nahm wieder alle seine Kraft zusammen, um die Ruhe zu behalten. Mehrmals schon hatte er Lust gehabt, das Werkzeug in die Ecke zu feuern. Das war ja eine Quälerei, sowas zu verlangen! Erst sollte er lernen, ein Brett glatt zu hobeln! Das konnte ja Wochen dauern.

Zum Glück kam die Vesperzeit. Da konnte er den verfluchten Hobel hinlegen und mit den andern Lehrburschen hinausgehn in den Hof, auf dem unter Birn- und Pflaumenbäumen Bretter aufgestapelt waren. Auf denen saß es sich ganz gut — so in der Frühlingssonne. Mit dem Butterbrot in der einen Hand, die von der Meisterin Hasse gespendete Kaffeetasse in der andern. Nachdem er gegessen, spielte er mit den Lehrburschen. Sie haschten sich von Baum zu Baum, liefen wohl auch in den angrenzenden Garten.

Das alles hatte ihn vollkommen beruhigt und abgelenkt.

Als er wieder am Werkbrett stand, trat Meister Hasse auf ihn zu:

„Na laß mal sehn“.

Er lobte ihn für einige Stellen, für andere jedoch tadelte er ihn — sprach ihm aber Mut zu: er solle nur so weiter hobeln, dann hätte er es bald heraus. Und er zeigte ihm auch noch einmal, wie er den Hobel anfassen müsse.

Karl hatte wieder Mut bekommen und machte sich wieder über seine Arbeit, eifriger und feuriger als zuvor. Seine Ohren fingen an, ihm zu glühen. Seine Stirn wurde rot. Die Adern am Halse schwollen ihm an. Er achtete nicht auf das, was um ihn herum vorging, sondern war durchaus in seine Arbeit vertieft.

Merkwürdig schien es ihm, daß die Mulden, die er mit Gewalt forthobeln wollte, immer tiefer wurden. Und da, wo er vorhin ganz glatte Stellen gehabt, zeigten sich nichts als Höcker und Höcker. Je mehr er sich quälte, das Brett glatt zu bekommen, je rauher und unebener wurde es.

Er fing an zu verzweifeln.

Mit einer müden Geberde ließ er den Hobel stehn — und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und aus dem kurzgeschnittenen schwarzborstigen Haar.

„Na, immer flott! flott!“ rief ihm da Meister Hasse in die Ohren und klopfte ihm mit harter Hand auf die Schulter.

Im ersten Augenblick wollte Karl jungenhaft auftrotzen. Aber er besann sich — jetzt hieß es ja nachgeben. Das hatte er schon gemerkt. Selbst die ältesten Lehrlinge wagten nicht zu mucken. Und die Gesellen mußten ja auch manches Wort hinunterschlucken; selbst alte, bärtige Männer. Fein war Meister Hasse gerade nicht. Im Gegenteil. Wenn er so durch den Werkstattstaub angewandelt kam, sah er schon aus wie die leibhaftige Standpauke. Wie höhnisch er manchmal so einen Gesellen fragen konnte, was denn das wieder für ein Schrank werden sollte.

Karl ließ sich von der Überlegenheit des Meisters bezwingen und nahm seinen Hobel wieder in die Hand.

Also weiter!

Digitized by Google

Nur keine Müdigkeit vorschützen!

Ihn sollte Meister Hasse nicht so spöttisch und herablassend behandeln.

Er raffte noch einmal alle seine Kraft und seine Ausdauer zusammen und arbeitete mit dem Hobel, was er irgend konnte.

Und wirklich — schien sich da nicht eine glatte Ebene zu bilden?

Ja — wahrhaftig — die Stelle dort wurde flach wie eine Glasplatte.

Mit neuem Mut ging er an die andern Stellen heran.

Aber das wollte und wollte nicht werden.

Da rief ihn ein Geselle zur Hobelmaschine. Dem sollte er dort helfen. Während er ihm die Bretter zureichte, konnte er sich in der Werkstatt umsehn. Meister Hasse war nicht mehr zu sehen.

Da sah er die Bretter glatt und blinkend aus der Maschine herauskommen.

Wozu muß ich mich so quälen? dachte er bei sich, wenn doch die Maschine die Arbeit viel sicherer und ordentlicher besorgt.

Und als der Geselle auf einen Augenblick fortging und ihn allein an der Hobelmaschine ließ, holte er sich rasch sein vermurkstes Brett und steckte es in die Maschine,

Er hatte nicht bedacht, daß die Maschine immer nur für gewisse Stärken eingestellt war.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Geschichten der Bettina von Arnim. Herausgegeben von Karl Hans Strobl und Karl Wilhelm Fritsch. Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 3.50.

Über die Bettina von Arnim ließ Strobl vor etwa Jahresfrist ein schmuckes und gehaltvolles Bändchen in den von Hanns von Zobeltitz bei Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig herausgegebenen Monographien „Frauenleben" erscheinen, worin er ein anschauliches Bild der fesselnden Persönlichkeit der berühmten Romantikerin und ihrer Zeit entwirft. Es war ein glücklicher und verdienstvoller Gedanke, den Strobl mit Fritsch vollführte, nun in einem zweiten Buche Bettina selbst mit einer geschickt zusammengestellten und lebendigen Auslese aus ihren verschiedenen Schriften zu uns reden zu lassen. Jener schickte der Auswahl einen knappen Lebensabriß voraus, während dieser in einer gescheiten Vorrede deren Zweck erläutert: „Dieses Buch", heißt es da u. a., „wendet sich an den Genießenden, der sich an dem feinfühligen Leben der Romantik und an den Reizen anmutiger Erzählungskunst zu erfreuen versteht." Dieser Absicht kommt die Sammlung in der Tat in der glücklichsten Weise nach. Seltsam frisch und warmblütig tritt daraus die quecksilberne Persönlichkeit der geistvollen Frau hervor, deren erquickender Plauderton trotz dem Staub auf manchen ihrer in Archiven begrabenen Bücher so entzückend wie einst in unser Ohr klingt. Die blaue Blume der Romantik blüht und duftet aufs neu in diesen Geschichten, deren starken und unverminderten Reiz sich die Gegenwart gern und nachhaltig hingegeben zu fühlen vermag.

Viktor Wall (Wien).

Reg.-Rat Rudolf Martin: Stehen wir vor einem Weltkrieg? Verlag von Friedrich Engelmann (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.

Clemens Brentanos Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte, von Bettina v. Arnim. Herausgabe, Textprüfung und Einleitung besorgte Hugo Königsdorf, den Buchschmuck Heinrich Vogeler-Worpswede. Satz und Druck in der ursprünglichen Type von 1844. Verlag von Paul Aderjahn (Königsberg i. Pr.). Preis in Pappband geb. Mk. 9,50.

Truth: Großfürstenliebe. Novellen. Verlag von Marquardt u. Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 2.

Bram Stoker: Dracula. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Heinz Widtmann. Verlag von Max Altmann (Leipzig). Preis geh. Mk. 4.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garage.**

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad — Uhlenhorst. —

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee

Schweiz — Prospekt frei 15

Neurasthenie

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen.

Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft

JANUS in HAMBURG

Lebens-Renten-Versicherung — Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Gegründet 1848.

Liberalste Versicherungs-Bedingungen. Lebens-Versicherung für Abgelehnte.

Kostenlose Auskunft, gewissenhafte Beratung durch Direction und Vertreter. **An allen Orten Vertreter und Inspektoren gesucht.** Bezugnahme auf dieses Inserat erbeten!

Herders Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Professor Dr. W. Sklarek.

Preis vierteljährlich 4 Mark.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau" ihrer hohen Aufgabe mit so grosser Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, dass sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements- und Leserkreis stetig erweitert hat.

Probenummern gratis.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau Adolf Schustermann Berlin O. 27.

Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 33. Berlin, den 15. August 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Die Aktie und der Sozialismus I. Von Friedrich Ernst (Berlin). — Zur Haftpflicht der Kraftfahrzeuge. Vom Kreisgerichtsrat Dr. B. Hilse (Berlin). — Schule und Persönlichkeitsbildung. Von Professor Gerhard Budde (Hannover). — Ein Nachwort zur Sesenheimer Feier. Von Professor Dr. Joh. Froitzheim (Straßburg). — Formkritik, Inhaltskritik, Detailkritik. (Schluß.) Von Dr. Max Brod (Prag). — Eine Mädchenliebe. Vier Gedichte. Von Hanns H. Kamm (Leipzig). — Der Lehrmeister. (Schluß.) Eine Erzählung von Hans Ostwald (Neubabelsberg). — Lufttaumel. Von Terentius. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Die Aktie und der Sozialismus.

Von **Friedrich Ernst** (Berlin).

I.

Vor kurzem veröffentlichte die statistische Korrespondenz eine interessante Zusammenstellung über den Stand der Aktiengesellschaften in Preußen für das Jahr 1906. Darnach bestanden in Preußen im Jahre 1906 insgesamt 2985 Aktiengesellschaften gegen 2810 Aktiengesellschaften im Jahre 1905. Diese Gesellschaften umfaßten ein Nominalkapital von 9172 Millionen Mark gegen 8427 Millionen Mark im Jahre 1905. Unter Berücksichtigung der in Konkurs, in Liquidation sowie neugegründeter und einiger anderer Gesellschaften blieben 2650 Aktiengesellschaften mit einem Nominalkapital von 8611 Millionen Mark und einem eingezahlten Kapital von 8056 Millionen Mark gegen 2584 Aktiengesellschaften mit einem Nominalkapital von 8031 Millionen Mark und einem eingezahlten Kapital von 7561 Millionen Mark.

Angesichts der alljährlichen Zunahme der Aktiengesellschaften erscheint die Bedeutung dieser Gesellschaftsform für die Vermögensbildung im allgemeinen von Interesse. Im Jahre 1899 erschien von dem Abgeordneten Eduard Bernstein eine Schrift: „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie". In dieser Schrift wurde in einem besonderen Abschnitte die Einkommensbewegung in der modernen Gesellschaft untersucht und hierbei ebenfalls die Wirkung der Aktienform erörtert. Der Verfasser der genannten Schrift, die damals großes Aufsehen hervorrief und die Veranlassung des sogenannten Revisionismus in der Sozialdemokratie wurde, bemerkte auf Seite 47: „In der Sozialdemokratie herrscht demgemäß die Vorstellung oder drängt sie sich immer wieder dem Geiste auf, daß der Konzentration der industriellen Bewegung eine Konzentration der Vermögen parallel läuft. Das ist aber keineswegs der Fall. Die Form der Aktiengesellschaft wirkt der Tendenz: Zentralisierung der Vermögen durch Zentralisation der Betriebe in sehr bedeutendem Umfange entgegen. Sie erlaubt eine weitgehende Spaltung schon konzentrierter Kapitalien und macht Aneignung von Kapital durch einzelne Magnaten zum Zwecke der Konzentrierung gewerblicher Unternehmungen überflüssig." Dann fügte er hinzu: Wenn nicht-sozialistische Ökonomen diese Tatsache zum Zwecke der Beschönigung der sozialen Zustände ausgenutzt haben, so sei das für die Sozialisten noch kein Grund, sie zu verheimlichen oder sie hinweg zu täuschen. Im weitern führte der Verfasser verschiedene Trusts auf, um darzutun, daß gerade diese Vereinigungen auf der Gemeinschaft außerordentlich vieler kleiner Kapitalisten beruhen, und daß damit die dezentralisierende Kraft der aktiengesellschaftlichen Form bewiesen sei.

Die Bernsteinsche Schrift, insbesondere die Auslassungen über die Aktiengesellschaften sind seiner Zeit von verschiedenen Blättern, denen es hauptsächlich darauf ankam, aus dieser Schrift politisches Kapital zu schlagen, mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden. Es erscheint jedoch sehr zweifelhaft, ob ein Verfahren, das darauf ausgeht, jedes Vorkommnis auf seine Brauchbarkeit für politische Zwecke zu prüfen, einer sachlichen Beurteilung solcher Fragen förderlich ist. Die Hauptsache bleibt doch immer die Beschaffenheit der Gründe, mit denen die eine oder die andere Ansicht unterstützt werden kann, und von diesen Gründen allein sollte das Urteil abhängig gemacht werden ohne Rücksicht darauf, ob irgend eine Meinung in einer bestimmten Grundanschauung Platz findet. Es erscheint immer richtiger, eine Weltanschauung nach der Beurteilung einzelner Fragen beständig zu modifizieren, statt diesen einzelnen Fragen bei dem Versuch, sie in eine bestimmte Weltanschauung einzufügen, Gewalt anzutun. Welche Schlüsse also auch aus einer solchen Anschauung für die Beurteilung sozialer Zustände gezogen werden mögen: die Ansicht, daß die Form der Aktiengesellschaft dezentralisierend auf die Vermögensbildung wirke, d. h. große Vermögen in kleine zerteile, ist unrichtig. Ich will mich auf statistische Untersuchungen, die für das Thema

Digitized by Google

nur eine sehr unsichere Beweisführung gestatten, nicht einlassen, ich gebe dem Verfasser des Buches in seiner Behauptung, daß die Aktiengesellschaft sich gerade in viele kleine Aktionäre zersplittere, durchaus Recht: aber eben dieser Umstand erscheint mir als der hauptsächlichste Grund, der zu der entgegengesetzten Folgerung nötigt. Je größer die Spaltung bestimmter Vermögen durch die Form der Aktiengesellschaft, um so größer im Gegenteil ihre zentralisierende Wirkung auf die Vermögensbildung, d. h. auf die Mehrung einzelner großer Vermögen bei Verminderung vieler kleiner Vermögen. Es mag daher zunächst einmal das Prinzip der Frage ins Auge gefaßt und dann an einem besonderen Falle, der neuerdings die Aufmerksamkeit speziell auch der Finanzwelt wieder lebhafter in Anspruch nimmt, erörtert werden.

Derjenige, dem zum ersten Mal die Idee Aktienform aufgestiegen ist, konnte unter dem ersten Eindruck dieser Idee in der Tat zu der Annahme gelangen, daß mit dieser Form tatsächlich das Mittel zur Lösung der sozialen Frage gefunden sei. Welch eine unermeßliche Aussicht eröffnete sich doch bei dem Gedanken, jedes einzelne Unternehmen in beliebig viele Anteile zu zerlegen und sie unter beliebig viele Teilnehmer zu verteilen! Nun war theoretisch die Möglichkeit gegeben, den Weltbesitz durch Aktien zu zerteilen, die ganze Welt gleichsam in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln, deren Aktionäre durch die gesamte Menschheit repräsentiert wurden! Eine großartige Theorie, aber weiter auch nichts! Denn sie hatte nur den einen Haken: Die Anteile der Aktiengesellschaft, durch die man diese unter viele zu teilen suchte, waren zwar völlig gleich, nicht aber gleich waren die — — Leute, unter die diese Anteile verteilt wurden. Und dieser kleine Mangel hatte zur Folge, daß die theoretisch auf den ersten Anblick so berechtigt erscheinende Annahme in Betreff einer Dezentralisation der Aktienform in der Praxis ins direkte Gegenteil umschlug. Die Leute, die die Anteile bekamen, waren in ihren Fähigkeiten durchaus verschieden, und dieser Umstand hat bewirkt, daß trotz der sog. Gleichberechtigung der Aktionäre eine Verschiebung der Vermögensverhältnisse der an der Aktiengesellschaft Beteiligten zu Gunsten einzelner und zu Ungunsten der Mehrheit stattgefunden hat. Dieses trat aber grade dann ein, wenn die Bernsteinsche Voraussetzung von der möglichst großen Vielheit der Aktionäre bei der Aktiengesellschaft erfüllt war. Mit verhältnismäßig geringem Kapital viele kleine, zerstreut wohnende Aktionäre zu beherrschen, das macht ein Doppeltes verständlich: erstens die Vielheit selbst und zweitens, daß eben infolge dieser Vielheit die Vermögensbildung in zentralisierendem Sinne beeinflußt werden kann. Durch die Aktiengesellschaft sind zweifellos ungeheure Werte geschaffen worden, aber doch immer mit der Tendenz oder der Wirkung, daß innerhalb der betreffenden Unternehmungen die Vermögensbildung zu Gunsten einzelner beeinflußt worden ist.

Und wie könnte es auch anders sein! Man braucht nur den Organismus der Aktiengesellschaft ins Auge zu fassen, um die Richtigkeit dieser Anschauung ohne weiteres bestätigt zu finden. Man braucht nur den fundamentalen Widerspruch zu berücksichtigen, daß der eigentliche Eigentümer der Aktiengesellschaft in Wahrheit sich in der Regel niemals als Eigentümer des betreffenden Unternehmens fühlen kann. Es ist ihm zwar gesetzlich, aber im allgemeinen nicht in der Wirklichkeit die Möglichkeit geboten, seine Rechte zur Geltung zu bringen. Ebensowenig hat der Eigentümer des Unternehmens auch nur die geringste Kenntnis von der Beschaffenheit seines Unternehmens. Die Generalversammlung der Aktionäre, die die oberste Instanz bildet, findet alljährlich an einem bestimmten Platze statt. Die Aktionäre sind in aller Herren Länder verstreut, und nur die wenigen Aktionäre, die die Aktiengesellschaft zu leiten haben, befinden sich in der Regel an Ort und Stelle. Es ist aber ferner den Aktionären geradezu unmöglich gemacht, ihrem Unternehmen irgend ein Interesse entgegenzubringen; denn wie sollte man sich für ein Unternehmen interessieren, dessen innere Beschaffenheit die Aktionäre niemals zu erfahren bekommen. Niemals — man darf dieses Wort wohl unterstreichen. Eine einmalige Veröffentlichung des Jahresberichtes ist in Ansehung ihres orientierenden Wertes für die Aktionäre soviel wie garnichts, und in der Generalversammlung kann der einzelne Aktionär, selbst wenn er den Versuch machen wollte, nichts durchsetzen. Im übrigen hat auch das neue Handelsgesetzbuch, das im § 260 die Erläuterung der Bilanzziffern vorschreibt, nicht das geringste an der üblichen Methode ändern können. Bei diesen „Erläuterungen" kann es daher vorkommen, daß beispielsweise im Jahre 1901 die Leipziger Bank einen „ihre Verhältnisse entwickelnden Bericht" veröffentlichte, der ganz die übliche Schablone aufwies, und drei Monate nach diesen Erläuterungen wurde über diese Bank der Konkurs verhängt. In den Geschäftsberichten werden die verschiedensten Konten summarisch aufgeführt, im übrigen aber Mitteilungen zum besten gegeben, die mit der Gesellschaft überhaupt nichts zu tun haben. Der Durchschnittsaktionär besitzt somit weder eine nähere Kenntnis seines Unternehmens, noch ist er imstande, einen tatsächlichen Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben, noch kann er irgend ein Interesse an seinem Besitz haben. Dahingegen haben die leitenden Persönlichkeiten erstens die genaue Kenntnis der Dinge, und zweitens die beständige Möglichkeit, einen Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben. Schon hier also leuchtet ein gewaltiger Unterschied im Verhältnis der Aktionäre zur Aktiengesellschaft deutlich hervor. Es ist ein erheblicher Unterschied für die Frage der Ausnutzung eines Unternehmens, ob ein Aktionär Kenntnis des Unternehmens und die Möglichkeit, es zu beeinflussen, besitzt oder nicht. Zwischen dem Durchschnittsaktionär und der Aktiengesellschaft besteht kein andrer als ein formaler Zusammenhang. Der Durchschnittsaktionär fühlt sich, wie erwähnt, überhaupt nicht als Miteigentümer eines Unternehmens, sondern lediglich als Besitzer eines Wertpapieres. Dementsprechend ist ihm auch jederzeit die Möglichkeit gegeben, sich von seinem Unternehmen loszusagen.

Digitized by Google

Der Zusammenhang zwischen der Aktienform und den leitenden Aktionären besteht somit tatsächlich, der Zusammenhang zwischen der Aktienform und dem Durchschnittsaktionär dagegen besteht nur gesetzlich — das ist der Hauptunterschied, den die gleichmäßige Zerteilung des Unternehmens in gleiche Anteile zunächst mit sich bringt, und der es in erster Linie begreiflich macht, daß die Annahme von der dezentralisierenden Kraft der Aktienform nur eine Phrase ist. Das grundsätzliche Verhältnis des Durchschnittsaktionärs zur Aktiengesellschaft, das, bei Lichte besehen, eigentlich mehr den Mangel eines Verhältnisses darstellt, ist die Fundamentalursache für die zentralisierende Kraft der Aktienform, namentlich aber gerade dann, wenn die Bernsteinsche Voraussetzung der Vielheit der Aktionäre gegeben ist. Je größer die Vielheit, umso leichter die Zentralisierung der Vermögen einzelner Aktionäre. Denn gerade dann kann seitens der wenigen maßgebenden Männer der Aktiengesellschaft nach dem Prinzipe: „Teile und herrsche“ die Aufsaugung der Kleinen durch die „Individualitäten der Aktiengesellschaft“ bewirkt werden.

Man braucht in der Tat nur die Geschichte der Fusionen und Sanierungen zahlreicher Aktiengesellschaften ins Auge zu fassen, um die Richtigkeit dieser Ansicht ohne weiteres bestätigt zu finden, um sich darüber klar zu werden, daß die Aktienform als ein Prinzip der schärfsten Zentralisierung und nicht der Dezentralisation zu betrachten ist. Eine Geschichte der Sanierungen und Fusionen, die zweifellos zu den unterhaltendsten Kapiteln der Finanzgeschichte gehört, ist bisher nicht geschrieben worden und dürfte wohl auch kaum jemals geschrieben werden, da diejenigen, die durch ihre Erfahrungen am ehesten dazu berufen wären, eine solche Geschichte zu schreiben, wenig Neigung verspüren dürften, ihre Fähigkeiten als Sachverständige auf diesem Gebiete publizistisch zu verwerten. Immerhin gibt es einige Unternehmungen, an deren Entwicklungsgeschichte sich für jeden die Richtigkeit dieses Prinzips gleichsam als Musterbeispiel zur Evidenz dartun läßt, und die überhaupt charakteristisch für die Schattenseiten des Aktienwesens sind. Zu diesen Unternehmungen gehört eines der größten in ganz Deutschland, die Dortmunder Union, die, wie schon erwähnt, erst vor kurzen die Finanzwelt in höherem Maße beschäftigt hat, und an deren Entwicklungsgeschichte sich die Richtigkeit des Prinzips der Aktiengesellschaft dartun läßt. Die Geschichte dieses Unternehmens, die ein vollständiges Kapitel und zwar eins der traurigsten Kapitel des deutschen Aktienwesens bildet, mag daher in Rücksicht auf das erörterte Prinzip einmal näher besprochen werden.

Die Dortmunder Union wurde am 2. Februar 1872 mit einem Kapital von 33 Millionen Mark von der Diskontogesellschaft gegründet und übernahm bei ihrer Gründung verschiedene Strousbergsche und einige andere Werke, bei denen die Diskontogesellschaft beteiligt war. Kurz darauf wurde das Kapital um 6,6 Millionen Mark also auf 39,6 Millionen Mark erhöht. Zwei Jahre darauf aber trat bereits die Katastrophe ein: die Aktien wurden im Verhältnis von 3 zu 2 auf 26,4 Millionen Mark reduziert, unter gleichzeitiger Ausgabe von 15 Millionen Mark sog. Stammprioritätsaktien, d. h. Aktien, die in bezug auf Stimm- und Dividendenrechte große Vorrechte hatten. Wiederum zwei Jahre später wurden die alten Aktien von 26,4 Millionen Mark auf 19,8 Millionen Mark Aktien und die Stammprioritäten von 15 Millionen auf $11^1/_4$ Millionen Mark herabgesetzt. Eine abermalige Herabsetzung erfuhren nun die bereits auf die Hälfte herabgesetzten 19,8 Millionen Mark Stammaktien durch Umtausch in Stammprioritätsaktien auf 6,6 Millionen Mark, sodaß also von den ursprünglichen 39,6 Millionen Mark noch 6,6 Millionen Mark unter der veränderten Form von Stammprioritäten übrig blieben. In den Jahren 1878—1883 wurden ferner ausgegeben 21,15 Millionen Mark Stammprioritätsaktien, die sodann mit den reduzierten $11^1/_4$ Millionen Mark Stammprioritätsaktien und den 6,6 Millionen Mark Stammprioritätsaktien ein Gesamtkapital von wiederum 39 Millionen Mark darstellten. Dieses Kapital wurde im Jahre 1896 einer abermaligen Reduktion auf die Hälfte, nämlich auf $19^1/_2$ Millionen Mark Lit. C. unterworfen, während ferner $13^1/_2$ Millionen Mark Vorzugsakten Lit. C. ausgegeben wurden, sodaß nunmehr ein gleichmäßiges Vorzugsaktienkapital von 33 Millionen Mark bestand. Im Jahre 1899 wurde sodann eine abermalige Ausgabe von 9 Millionen Mark, Lit. C., Aktien zum Zwecke des Ankaufs der Zeche Adolf von Hansemann bewirkt, eine Transaktion, die, wie noch gezeigt werden soll, mit zu den bedauerlichsten Vorgängen im Aktienwesen gezählt werden muß, und wodurch das Aktienkapital wieder auf 42 Millionen Mark erhöht wurde. Die Wirkung dieser Transaktion sollte nicht lange auf sich warten lassen: Drei Jahre darauf mußte das Aktienkapital wiederum von 42 Millionen Mark im Verhältnis von 5 : 3 zusammengelegt werden und gleichzeitig wurden 10,8 Millionen Mark neue Vorzugsaktien Lit. D. ausgegeben, sodaß das Gesamtkapital jetzt wieder 36 Millionen Mark betrug. Zu diesen sind im Jahre 1906 weitere 6 Millionen Mark Vorzugsaktien Lit. D. hinzugetreten, wodurch sich das Aktienkapital wiederum auf 42 Millionen Mark erhöhte. Die Kapitalsveränderungen der Dortmunder Union seit Bestehen des Unternehmens stellen sich mithin folgendermaßen. Es wurden

Im Jahre	Emittiert Aktienbeträge Millionen Mark	Reduziert insgesamt von Millionen Mark	auf Millionen Mark
Ursprünglich	33	20 auf 1	1,98
II. Emission	6,6		
1873—74	15,0	40 „ 9	3,375
1878—83	21,15	10 „ 3	6,345
1896	13,5	5 „ 3	8,1
1899	9,0	5 „ 3	5,4
	98,25 Mill. Mk. reduz. auf		25,2 Lit. C.
1902	10,80 „ unverändert		10,8 Lit. D.
1906	6,0 „ „		6
Zusammen	115,05 Mill. Mk. reduz. auf		42,0 Mill.

Die Dortmunder Union hat also bis jetzt ein Aktienkapital im Nominalbetrage von rund 115 Millionen

Digitized by Google

Mark Aktien ausgegeben, von denen zur Zeit noch 42 Millionen Mark existieren. Von diesen 115 Millionen Mark sind im ganzen, wie aus der vorstehenden Tabelle ersichtlich, rund 98 Millionen Mark auf —25,2 Millionen Mark reduziert worden, sodaß also ein Aktienkapital von nicht weniger als 73 Millionen Mark bei dieser einzigen Unternehmung aus der Welt geschafft worden ist. Dies gibt aber bei weitem noch nicht die wahre Größe der Verluste an, die die Aktionäre bei diesem Unternehmen erlitten haben, sondern nur die durch Verschwinden des Nominalkapitals entstandenen Verluste; hierzu treten die durch den Kursrückgang hervorgerufenen, viel größeren Verluste. So waren, um eins anzuführen, die ursprünglich ausgegebenen Aktien (Lit. B.) im Betrage von 39,6 Millionen Mark, die nach der vorstehenden Tabelle gegenwärtig nur noch in einer zwanzigfachen Reduktion existieren, s. Zt. von 110 % auf etwa 230 % getrieben und zu diesem letzteren Kurse erwarb sie gerade das Publikum, d. h. der Durchschnittsaktionär, während die Kenner der Verhältnisse die Aktien abstießen. Die erste Emission von 39,6 Millionen Mark wurde somit bei einem Kurse von 230 % mit etwa 90 Millionen Mark bewertet, gegenwärtig haben die Trümmer dieser Emission im Nominalbetrage von 1,98 Millionen Mark bei einem Kurs von 55 % einen Wert von — — einer Million Mark! Noch deutlicher tritt diese Entwickelung zu Tage, wenn man sie auf den einzelnen Aktionär anwendet, der seit Bestehen des Unternehmens diesem, wenn wir uns so ausdrücken sollen, treu geblieben ist. Für einen solchen Aktionär, der eine Aktie der ursprünglichen Emission der Dortmunder Union zum Preise von 230 % erwarb und sich mit dieser Aktie an dem Unternehmen bis auf den heutigen Tag beteiligt hat, stellt sich die Rechnung folgendermaßen: er bezahlte für 600 Mark Nominalkapital rund 1400 Mark und besitzt davon zurzeit noch ein auf den 20. Teil reduziertes Nominalkapital in Höhe von 30 Mark, das einen Kurswert (55 %) von etwa 15 Mark besitzt. Mithin ist dem Aktionär, der eine Aktie unter diesen Umständen erworben hat — und es sind ihrer nicht wenige, die es verstehen, die Aktien bei den höchsten Kursen zu erwerben — seine ursprüngliche Beteiligung an der Dortmunder Union von rund 1400 Mark auf — — 15 Mark, sage und schreibe fünfzehn Mark, mithin etwa auf den hundertsten Teil reduziert worden — eine Leistung, die in der an solchen Transaktionen nicht gerade armen Geschichte des Aktienwesens ihresgleichen suchen dürfte.

Zur Haftpflicht der Kraftfahrzeuge.

Vom Kreisgerichtsrat Dr. B. Hilse (Berlin).

Die hohe Bedeutung, die die Kraftfahrzeuge für den Verkehr sowohl innerhalb geschlossener Ortschaften, wie als Beförderungsmittel von Personen und Lasten auf weitere Entfernungen bereits gewonnen haben, läßt sich nicht verkennen und deshalb darf mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß sie in noch weiterem Maße sich Geltung verschaffen werden. Allerdings wird ihre Beliebtheit für sportliche Übungen nachlassen, je mehr sie ihre Aufgabe erfüllen, dem öffentlichen Verkehrsinteresse dienstbar zu sein. Dies können sie aber nur, wenn es gelingt, die Gefahren einzuschränken, die beim Betriebe der Kraftfahrzeuge die auf den Straßen verkehrenden Personen und sonstigen Gefährte stark bedrohen. Zur Zeit sind die durch solche herbeigeführten schädigenden Ereignisse in steter Zunahme begriffen, was die Ziffern der Unfälle beweisen, von denen die Staatsbürger in ihrem Leben, ihrer Gesundheit, ihrer Erwerbsfähigkeit und ihrem Vermögen getroffen werden. Konnten doch die Tagesblätter berichten, daß in München an einem einzigen Tage, nämlich am 6. Juli, sieben Personen von Automobilen überfahren wurden, während kein Tag vergeht, an dem nicht mehr oder minder schwere Unfälle der in Kraftwagen beförderten Personen sich zutrugen. Angesichts dessen ist auch schon längst das Bedürfnis erkannt worden, nach dieser Richtung hin Abhilfe zu schaffen.

Den ersten Anstoß hierzu gab der deutsche Juristentag zu Posen 1898 durch meinen Antrag, über das Bedürfnis einer Haftpflicht der Automobile Ermittlungen zu erheben, die dahin führten, daß die Tagung zu Berlin 1902 nach vorerstattetem Gutachten durch den Straßenbahnsyndikus Professor Dr. K. Hilse und eingehenden Verhandlungen zu dem Beschlusse gelangte, die Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes vom 7. Juni 1871 auf die Automobile zu befürworten und als Trägerin der Entschädigungspflicht eine Haftpflichtzwangsgenossenschaft in Vorschlag zu bringen. Seiner Anregung schlossen sich der Reichstag und die Landtage der Bundesstaaten insofern an, als auch innerhalb dieser Initiativanträge gestellt und beraten wurden, die der Reichsregierung das Verlangen auf Ausarbeitung einer diesbezüglichen Gesetzvorlage aussprachen. Infolgedessen ging am 1. März 1906 dem Reichstage der Entwurf eines Gesetzes über die Haftpflicht für den bei dem Betriebe von Kraftfahrzeugen entstehenden Schaden zu, der wegen Auflösung des Reichstags aber nicht verabschiedet werden konnte. Am 12. Februar 1908 forderte der Reichstag in zwei Resolutionen wirksamere Maßregeln zur Verhütung von Unfällen und eine Verschärfung sowohl der Haftung für den Schaden, als der Strafen für Überschreitungen der polizeilichen Vorschriften. Diesen Forderungen soll der vom Reichsjustizamte ausgearbeitete, auch bereits von dem Bundesrate geprüfte und gutgeheißene Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen gerecht werden, der voraussichtlich baldigst dem Reichstage zur verfassungsgemäßen Bestätigung zugehen wird. Ob er in seiner jetzigen Gestalt die gestellte Aufgabe zu erfüllen geeignet ist und die dabei beteiligten Gruppen der Staatsbürger befriedigen wird, erscheint jedoch zweifelhaft. Denn den einen wird er zu streng, den andern zu mild und wieder andern ungeeignet erscheinen, die Auswüchse eines ungesunden Automobilsports zu verhindern.

Digitized by Google

Der Entwurf zerfällt in drei Abschnitte, deren erster die Haftpflicht (§§ 1—13), der zweite die Fahrerlaubnis (§§ 14—16), der dritte Strafbestimmungen (§§ 17—19) behandelt. Um mit den letztern zu beginnen, so kennzeichnen sie sich im wesentlichen als bloße Ordnungsstrafen für Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Fahrerlaubnis. Als Strafübel sind in erster Linie Geldstrafen (bis 150 Mk. § 17, 300 Mk. § 18, 500 Mk. § 19) angedroht, statt deren auf Haft bzw. auf Gefängnis bis zu 2 oder 3 Monaten erkannt werden darf. Daß diese Strafübel eine abschreckende Wirkung insonderheit den Inhabern von Luxuskraftwagen gegenüber zu äußern geeignet seien, wird wohl niemand behaupten wollen. Ihnen gegenüber kann nur eine Freiheitsstrafe den erhofften Erfolg sichern; auch würde es sich empfehlen, in dem Gesetze zum Ausdrucke zu bringen, daß gleichsam als Buße für den Rückfall stets dann auf Freiheitsstrafen zu erkennen ist, wenn wegen der gleichen Übertretung der Täter bereits 2 oder 3 mal vorbestraft war.

Wer ein Kraftfahrzeug führen will, bedarf (§ 14) der Erlaubnis der zuständigen Behörde, die jedoch nur erteilt werden darf, wenn der Nachsuchende seine Befähigung dargetan hat. Über die erteilte Erlaubnis wird dem Führer eine Bescheinigung (Führerschein) ausgestellt, die für das ganze Reich gilt, aber gleichfalls für das ganze Reich bindend (§ 15) dauernd oder auf bestimmte Zeit wieder entzogen werden kann, wenn Tatsachen vorliegen, die die Annahme rechtfertigen, daß eine Person zum Führen von Kraftwagen ungeeignet ist. Hieraus ist in logischer Gedankenfolge das Ergebnis zu gewinnen, daß auch der Kraftwagenhalter, d. h. der Eigentümer eines Kraftfahrzeuges sich im Besitze eines Führerscheines befinden muß, wenn er das Fahrzeug selbst führen will, sowie daß weder der Halter noch der Führer befugt ist, auch bloß vorübergehend jemandem die Leitung des Automobils anzuvertrauen, der den Befähigungsnachweis nicht geführt hat und darüber sich nicht durch einen Führerschein auszuweisen vermag. Wird durch die Verwaltungsbehörden die Erfüllung dieser Schutzvorschriften gewissenhaft überwacht und von der Entziehung des Führerscheines reichhaltiger Gebrauch gemacht, dann ist allerdings mit Sicherheit zu erwarten, daß die durch leichtfertige, gewissenlose Kraftwagenführer verschuldeten Unfälle abnehmen werden, also eine günstige Wirkung des Gesetzes erzielt wird.

Als Kraftfahrzeuge im gesetzlichen Sinne gelten Wagen oder Fahrräder, die durch Maschinenkraft bewegt werden, ohne an Bahngeleise gebunden zu sein, mithin auch die zwecks schneller Überwindung größerer Entfernungen oder rascher Beförderung kleinerer Lasten insonderheit im gewerblichen Kleinbetriebe beliebten Motordreiräder. Wird durch ein im Betriebe befindliches Kraftfahrzeug ein Mensch getötet, der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist (§ 1) der Halter bzw. (§ 12) der Führer des Kraftfahrzeuges verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstandenen Schaden zu ersetzen. Der Umfang des Schadens erstreckt sich im Falle der Tötung (§ 4) auf den Ersatz der Kosten einer versuchten Heilung, der Beerdigung und des Vermögensnachteiles, den jemand erleidet, dem der Getötete unterhaltspflichtig war, bezw. (§ 5) im Falle der Verletzung des Körpers oder der Gesundheit auf den Ersatz der Kosten der Heilung sowie des Vermögensnachteils, den der Verletzte dadurch erleidet, daß infolge der Verletzung zeitweise oder dauernd seine Erwerbsfähigkeit aufgehoben oder gemindert oder eine Vermehrung seiner Bedürfnisse eingetreten ist. Doch ist diese Haftung keine unbegrenzte; sie wird vielmehr (§ 6) im Falle der Tötung oder der Verletzung eines Menschen nur bis zu einem Kapitalbetrage von 50000 Mk. oder bis zu einem Rentenbetrage von jährlich 3000 Mk., im Falle der Tötung oder Verletzung mehrerer Menschen durch dasselbe Ereignis nur bis zu einem Kapitalbetrage von insgesamt 150000 Mk. oder bis zu einem Rentenbetrage von insgesamt 9000 Mk., im Falle der Sachbeschädigung nur bis zum Betrage von 5000 Mk. zugebilligt. Bei einem zusammentreffenden Mitverschulden des Getöteten oder Verletzten an dem Eintritte des schädigenden Ereignisses bzw. mehrerer Fahrzeuge als Schadensurheber ist eine Verteilung des Vermögensschadens unter diese nach dem Grade ihres Verschuldens dem § 254 B. G. B. entsprechend vorgesehen. Die Ersatzpflicht ist ausgeschlossen, wenn der Schaden weder durch ein Verschulden des Fahrzeughallers oder einer von ihm zur Führung des Fahrzeugs bestellten oder ermächtigten Person noch durch Betriebsfehler oder Betriebsstörungen verursacht worden ist. Auch finden die Haftungsgrundsätze (§ 2) keine Anwendung, wenn zur Zeit des Unfalls das Fahrzeug zur Beförderung des Verletzten oder der beschädigten Sache diente, oder der Verletzte bei dem Betriebe des Fahrzeugs tätig war, bezw. wenn der Unfall durch ein Fahrzeug verursacht wird, das auf ebener Bahn eine bestimmte Geschwindigkeit nicht überschreiten kann und mit einer amtlichen Marke hierüber versehen ist. Wird nicht von dem Tage, an dem der Ersatzberechtigte von dem Schaden und von der Person des Ersatzpflichtigen Kenntnis erhielt, ab gerechnet innerhalb eines Monats dem letzteren der Schaden angezeigt, so verliert jener (§ 9) die ihm zustehenden Rechte, während der Anspruch selbst (§ 8) mit Ablauf zweier Jahre verjährt.

Aus der klaren und unzweideutigen Fassung der vorgeschlagenen Rechtsregeln geht unzweideutig hervor, daß die Haftung sich nur auf die sonstigen Straßengänger bzw. Straßenfahrzeuge erstrecken, die Insassen und Führer des Kraftfahrzeuges aber nicht mitumfassen soll, sowie daß nur diejenigen Unfälle in Betracht gezogen werden, die auf überschnelle Bewegung der Kraftfahrzeuge ursächlich zurückzuführen sind. In dieser Begrenzung entspricht die Vorlage den Beschlüssen des Reichstages. Durch Hineinziehen des Sachschadens wird das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 erweitert, während von ihm und von der Rechtsüberzeugung des Juristentages insofern Abstand genommen ist, als nicht die Rechtsvermutung des Kraftwagenhalters bzw. Führers als Schadensurheber aufgestellt, vielmehr von dem Verletzten verlangt wird, daß er die Person des Ersatzpflichtigen glaubhaft nachweise. Dies wird

Digitized by Google

ihm jedoch meist nicht gelingen, weil einmal er selbst durch das unvermutet genahte Kraftfahrzeug in Bestürzung versetzt, auch wegen des erlittenen Unfalles außer Stande sein wird, dessen Nummer festzustellen, sodann aber der Führer des Wagens sich schnell aus dem Staube machen wird, um seiner Feststellung sich zu entziehen. Soll das geplante Gesetz seinen Zweck auch erfüllen, dann müssen die Grundzüge der Haftpflicht darauf übertragen werden. Bemängelt wird zwar von verschiedener Seite die Höchstbegrenzung des Schadenersatzes von 50000 M. bzw. 150000 M. Kapitalabfindung oder 3000 M. bzw. 9000 M. Jahresrente; allein zu Unrecht, denn die bei den privaten Versicherungsgesellschaften gewonnenen Ermittelungen bestätigen, daß Ansprüche in dieser Höhe nur in außergewöhnlichen Fällen geltend gemacht, aber regelmäßig darunter zurück anerkannt und infolge beiderseitiger Vereinbarung festgestellt wurden. Überdies wird überwiegend der Automobilhalter bzw. Führer aus eigenem Vermögen einen so hohen Entschädigungsanspruch gar nicht befriedigen können, vielmehr darauf angewiesen sein, durch Versicherungsnahme bei einer privaten Versicherungsgesellschaft hiergegen Deckung zu nehmen. Das Interesse des Ersatzberechtigten bedingt deshalb, daß nicht der unmittelbare Schadensurheber, vielmehr die Gesamtheit der Kraftwagenhalter und Führer als Trägerin der Versicherung anerkannt wird. Dies führt zu der von dem Juristentage begehrten Haftpflichtgenossenschaft, der Kraft des Gesetzes jeder Halter und Führer eines Kraftfahrzeuges als Mitglied angehören soll. Der Entwurf erklärt sich dagegen aus der Erwägung, es würden die vorsichtigen und tüchtigen Fahrer für die leichtsinnigen und untauglichen miteinzustehen haben, und weil es zur Zeit noch an ausreichenden Grundlagen für Abgrenzung der Gefahrenklassen und Festsetzen der Prämientarife fehlen soll. Allein diese Bedenken sind nicht stichhaltige. Denn als die Berufsgenossenschaften als Träger der Entschädigung für die in gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben zugestoßenen Betriebsunfälle durch die Gesetze vom 6. Juli 1884, 5. Mai 1886, 11. und 13. Juli 1887 errichtet wurden, fehlte es gleichfalls noch an diesbezüglichen Unterlagen. Demungeachtet trug man kein Bedenken, die Industrie und die Landwirtschaft damit zu belasten, obschon auch hier der gewissenhafte für die Verfehlungen des leichtfertigen Fachgenossen wirtschaftlich mit zu leiden hat. Ja, es bestätigen sogar die Ergebnisse der Berufsgenossenschaften, daß an Zahl und Folgeschwere die im Kleinbetriebe sich ereignenden Unfälle die der Großbetriebe weit übertreffen. Und dennoch wurde in dem Unfallgesetze vom 30. Juni 1900 an diesem Grundsatze festgehalten. Für die Kraftfahrzeug-Haftpflicht-Zwangsgenossenschaft bieten die Erfahrungen, die in den Betrieben der auf Grund des Gesetzes vom 28. Mai 1885 versicherungspflichtigen Post, Eisenbahn, Straßenbahn gemacht sind, ferner bei der Tiefbaugenossenschaft und bei den 12 Baugewerksberufsgenossenschaften angegliederten Versicherungsanstalten bezüglich der auf der Grundlage des Kapitaldeckungsverfahrens aufgestellten Prämientarifen und Gefahrenklassen sich herausstellten, ausreichende Anhaltspunkte, so daß es gar nicht schwer fallen kann, durch Verwertung dieser richtige Grundzüge zu gewinnen. Etwa gemachte Fehlgriffe werden durch eine Revision sei es nach oben, sei es nach unten hin sich leicht abstellen lassen. Infolgedessen wird nach dieser Richtung hin der Entwurf zu verbessern sein, um dem beabsichtigten Zwecke auch wirklich dienen zu können.

Schule und Persönlichkeitsbildung.

Von Professor **Gerhard Budde** (Hannover).

Es liegt in der Entwicklung der Kultur der Gegenwart begründet, daß die moderne Pädagogik individualistische Tendenzen zeigt. In der Vertretung dieser Tendenzen treten zwei Richtungen hervor. Die eine ist radikal, sie will das ganze bestehende Erziehungssystem und seine Organisationen stürzen, sie umfaßt in gleicher Weise Volksschulen und höhere Schulen, sie richtet ihren Kampf vor allem gegen die herrschende Schulzucht und verlangt im Namen der menschlichen Natur Befreiung des Kindes von allen Schranken der Pädagogik des Gehorsams. Die andre Richtung knüpft besonnen an die geschichtliche Entwicklung an, sie richtet sich bloß an die höheren Schulen, sie läßt die Zucht unangetastet uud verlangt nur eine stärkere Berücksichtigung der geistigen Eigenart der Schüler der Oberstufe, bei denen diese Eigenart sich bemerkbar macht. Während die erste Richtung für alle Schüler die Befreiung der sinnlichen Individualität von allen Schranken der Schulzucht verlangt, fordert die andre nur eine größere Berücksichtigung der geistigen Individualität der Jünglinge in den obern Klassen der höhern Schulen, damit diese Schulen mehr zur Persönlichkeitsbildung, die das moderne Kulturleben auf allen Gebieten immer dringender geltend macht, beitragen, als es bislang der Fall war. Zwischen beiden Richtungen besteht ein himmelweiter Unterschied.

Die individualistische Pädagogik extremer Richtung geht auf Rousseau zurück und zwar speziell auf seinen Grundsatz: „Alles geht gut aus der Hand des Schöpfers der Dinge hervor und entartet in den Händen der Menschen.“ Sie hat besonders viele Vertreter in Amerika, wo es Schulen gibt, die überhaupt keine Disziplin haben, in denen die Kinder machen können, was sie wollen, und alle Unarten ungestraft durchgehen. Man glaubt auf diese Weise Persönlichkeiten zu erziehen. Diese Pädagogik ist meines Erachtens von dem Züricher Pädagogen Dr. Foerster in seiner Schrift „Schule und Charakter“ in ihrer ganzen Unklarheit richtig gewürdigt worden. „Sie ist,“ sagt er, „von zu viel Abstraktionen und allgemeinen Phrasen und von zu wenig konkreter Anschauung des wirklichen Menschen und der wirklichen Sache getragen. Hätte man die ganze Kompliziertheit, die ganze Mischung dessen, was menschliche Natur ist, klar vor Augen, so würde man nicht so allgemein und verschwommen von Freiheit und Persönlichkeit reden, sondern genau definieren, was man damit meint und

Digitized by Google

was man nicht meint. In der menschlichen Natur sind solche Gegensätze, daß die Freiheit des einen Teils tatsächlich untrennbar mit der Unterwerfung des andern Teils verbunden ist. Welcher Teil unsers Wesens soll nun Freiheit erhalten? Was ist Persönlichkeit? Diese Unklarheit, dieser Mangel an tieferer psychologischer Grundlegung bringt es mit sich, daß unter dem Namen der freiheitlichen Pädagogik eine ganze Reihe verworrener und einseitiger Bestrebungen einhergeht, und daß überhaupt das Gute in dieser Bewegung ganz und gar durchwachsen ist mit Mißverstand und Unverstand." Diese Pädagogik verwechselt sinnliche Individualität mit geistiger Persönlichkeit und übersieht, daß geistige Persönlichkeit erst dann entstehen kann, wenn die sinnliche Individualität mit ihren Launen und Leidenschaften unterdrückt wird. Wenn sie in die Praxis umgesetzt würde, würde die Zügellosigkeit unsrer Jugend noch größer werden als sie jetzt schon ist, und deshalb wird auch der Staat sie im wohlverstandenen eigenen Interesse entschieden ablehnen müssen. Zur Charakterbildung bedürfen wir unbedingt in unsern Schulen der Pädagogik des Gehorsams. Die Verzärtelung der individuellen Eigenart ist zweifellos die größte Gefahr für eine wirkliche Charakterbildung. Eine gewisse Starrheit des Schulbetriebes ist eine äußerst heilsame Gegenwirkung gegen das Auswuchern des Subjektiven mit all seinen Einseitigkeiten, Schwächen und Verkehrtheiten. Der junge Mensch bedarf solcher Abhärtungskur noch viel mehr als der physischen Abhärtungsprozeduren." Dies Wort Foersters unterschreibe ich in vollem Umfange.

Wenn nun aber auch schon denen, die für eine gewisse Berücksichtigung der geistigen Eigenart der Primaner unsrer höhern Schulen im Unterricht eintreten und deshalb für die Oberstufe größere „Bewegungsfreiheit" verlangen, von den Gegnern der Vorwurf der Verzärtlichung der Individualität und damit einer Gefährdung der Charakterentwickelung gemacht wird, so ist dieser Vorwurf völlig ungerechtfertigt. Man vergegenwärtige sich nur einmal, um was es sich denn eigentlich bei dieser Bewegungsfreiheit handelt, und welche organisatorischen Änderungen sie in dem höhern Schulbetrieb bedingt. Ich erwähnte schon, daß auf allen Gebieten des modernen Geisteslebens, in der Religion, der Literatur usw. Persönlichkeitsbildung, d. h. die Ausbildung des einzelnen Menschen nach seiner persönlichen geistigen Eigenart verlangt wird. Dieser Forderung soll nun die höhere Schule dadurch entgegenkommen und an ihrem Teil zur Persönlichkeitsbildung dadurch beitragen, daß sie die erfahrungsmäßig im Primaneralter sich deutlich zeigende Gablung der Anlagen und Neigungen nach der sprachlich-historischen, der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der philosophisch-literarischen Richtung in der Weise berücksichtigt, daß sie den Primaner je nach der Art seiner geistigen Eigenart von sprachlichen oder von mathematischen Übungen entlastet und ihn dafür in Fächern, die seiner Anlage und Neigung entsprechen, über das Durchschnittsmaß der Schule in besondern Kursen hinausführt. Also zunächst bleibt die Schulzucht durch diese Bewegungsfreiheit völlig unangetastet; von der Seite droht also keine Gefahr für die Charakterentwickelung. Ferner wird an der Organisation der höhern Knabenschule von Sexta bis Obersekunda einschließlich nicht das geringste geändert. Auch in der Prima werden die Schüler in einer ganzen Reihe von Fächern, wie Religion, Deutsch, am Gymnasium Französisch und Englisch oder Französisch oder Englisch, Geschichte, Erdkunde, Physik gemeinsam unterrichtet wie bislang. Nur werden an Gymnasien für die alten Sprachen und für die Mathematik verschiedene Gruppen gebildet, die — das muß immer wieder hervorgehoben werden — aber getrennt unterrichtet werden müssen, und außerdem werden Sonderkurse oder Selekten eingerichtet und zwar entsprechend der oben skizzierten Gabelung der Hauptanlagen und Neigungen am richtigsten eine sprachlich-historische, eine philosophisch-literarische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. Was dem einzelnen Primaner auf der einen Seite, nämlich im allsprachlichen oder im mathematischen Unterricht an Arbeit erlassen wird, das hat er in einer der Selekten mehr zu leisten. Es wird ihm also an sich durchaus keine Arbeit erlassen, sondern sie darf sich nur mehr als bisher auf das geistige Gebiet richten, für das der einzelne besondere Veranlagung zeigt. Es ist durchaus falsch, wenn behauptet wird, daß durch die Bewegungsfreiheit Bequemlichkeit und Faulheit großgezogen und durch die Aufhebung der Zwangsarbeit die sittliche Charakterbildung gefährdet werde. Zunächst ist bei der Bewegungsfreiheit von einer Aufhebung jeder Zwangsarbeit überhaupt nicht die Rede, sie wäre auch im Hinblick auf das spätere Leben, das häufig Arbeit verlangt, die den Neigungen nicht entspricht, unbedingt zu verwerfen. Aber man bedenke doch, wie viel solcher Arbeit ein Schüler schon leisten muß, wenn von Sexta bis Obersekunda mehr oder weniger gar keine Rücksicht auf seine individuelle Begabung genommen wird und dies in der Prima nur in bestimmten Fächern in der oben geschilderten Form geschieht. Das wird doch genügen, um ihn nach dieser Richtung hin hinreichend für das Leben zu wappnen. Doch es scheint Pädagogen zu geben, die glauben, daß jede Arbeit, wenn sie sittlich bildend sein soll, möglichst den Neigungen widersprechen, und also möglichst alle Schularbeit Zwangsarbeit sein müsse. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, verhängnisvoll besonders wegen der Folgen. Die eine Folge solcher rücksichtslosen Zwangsarbeit ist die Ertötung der Lust zur Arbeit und die Züchtung einer Arbeitsscheu, die dann auf der Universität, wo der Zwang aufhört, manchmal erschreckend in die Erscheinung tritt. Die ethisch viel schlimmere Folge einer Übertreibung dieses pädagogischen Prinzips ist aber die dadurch bei den Schülern entstehende Neigung, sich der widerwärtigen Arbeit durch Betrügereien aller Art zu entziehen. Das Raffinement im Erfinden betrügerischer Mittel wächst mit den Jahren und ist am ausgebildetsten in der Prima, wenn das Interesse an der Arbeit fehlt. Wenn es sich dagegen um Arbeiten handelt, die der Schüler gern tut, die seinen Anlagen und Neigungen tunlichst entgegenkommen,

Digitized by Google

dann wird er naturgemäß gar nicht daran denken, zu solchen Betrügereien seine Zuflucht zu nehmen. Deshalb bedeutet die geforderte Bewegungsfreiheit nicht, wie ihre Gegner vielfach behaupten, eine Gefahr für die Charakterbildung, sondern vielmehr ein wertvolles Mittel, um den jetzt tatsächlich an den höhern Schulen und ganz besonders auf der Oberstufe grassierenden „Mogeleien", die auf die Charakterentwickelung so sehr verderblich wirken, das Wasser abzugraben. So würde die Bewegungsfreiheit also nicht ethisch hemmend, sondern gerade fördernd wirken. Und diese Wirkung würde sich auch noch in der Richtung zeigen, daß die Schüler bei einem solchen Entgegenkommen gegen ihre geistige Eigenart die Arbeit lieb gewönnen, statt sie zu hassen, daß sie auf ihrem Gebiete mit „leidenschaftlichem Fleiß" arbeiteten und diesen Fleiß mit ins Studentenleben hinübernähmen. Welch ein ethischer Wert liegt allein darin! Sollte man angesichts solcher Vorteile nicht gerne darauf verzichten, daß nun gerade alle Schüler dasselbe Maß an fremdsprachlichen und mathematischen Kenntnissen beim Verlassen der Schule nachweisen, daß alle die gleiche „allgemeine Bildung", d. h. in diesem Falle die gleiche Summe von Einzelkenntnissen und Einzelübungen besitzen? Es ist wiederum ein großer Irrtum, wenn man glaubt, daß auf diese Weise der fremdsprachliche Unterricht und die Mathematik an unsern höhern Schulen geschädigt und ihr Bildungswert beeinträchtigt würde. Diese Befürchtung wird scheinbar besonders von Altphilologen in bezug auf die alten Sprachen am Gymnasium gehegt. Und doch ist es für den altsprachlichen Unterricht dieser Anstalten ohne Frage ein großer Vorteil, wenn er widerstrebende Schüler an andere Gebiete teilweise abtritt und auf der Oberstufe vorwiegend mit Schülern zu arbeiten hat, die dem Gegenstand des Unterrichts Interesse entgegenbringen. Wenn er dann noch in einem besondern Selektakursus die interessierten Schüler tiefer in die Schätze der antiken Welt einführen kann, dann wird er ganz andere Wirkungen erzielen können, als es jetzt der Fall ist. Zwar wird der altsprachliche Unterricht an Zahl der Schüler verlieren, aber an Interesse und Begeisterung gewinnen, und ist es nicht besser, daß wenige Schüler mit wirklicher Begeisterung für die antike Welt, für ihre Sprache und Literatur die Schule verlassen, als daß die große Mehrzahl, wie es leider jetzt meist der Fall ist, über die Maßen froh ist, wenn sie den Staub von Hellas und Rom von ihren Füßen schütteln kann, und nie wieder in diese Gefilde zurückkehrt, um dort geistige Erhebung zu suchen? Mich dünkt, daß die Antwort nicht zweifelhaft sein kann. Durch die Bewegungsfreiheit würde der altsprachliche Unterricht an den Gymnasien nicht an bildender Wirkung verlieren, sondern gewinnen. Also auch diese Befürchtung, die, wie ich glaube, besonders viele Altsprachler zu Gegnern der Bewegungsfreiheit macht, ist hinfällig. Übrigens könnten die Mathematiker dasselbe geltend machen für ihr Fach; sie tun es aber meines Wissens nicht und scheinen also ihren Vorteil besser zu verstehen als viele Altsprachler.

Somit können alle die Einwände, die gegen eine freiere Gestaltung des Unterrichts in der Prima unsrer höhern Knabenschulen gemacht werden, vor einer objektiven Kritik nicht standhalten; es ist vielmehr sicher, daß Arbeitslust und Ehrlichkeit der Schüler durch sie wesentlich gefördert werden wird. Das ist ihr großer ethischer Wert. Ferner kann durch diese freiere Gestaltung schon der Primaner, statt von einem Tag zum andern die bestimmte vorgeschriebene Pensenarbeit zu leisten, wie der Sextaner, besonders in den Selekten an selbständiges wissenschaftliches Arbeiten gewöhnt und damit eine bessere Vorbildung für die Universität erzielt werden; darin liegt ihr pädagogisch-methodischer Wert. Endlich wird durch diese freiere Gestaltung die Möglichkeit gegeben, die persönliche Eigenart der einzelnen Primaner im Unterricht mehr zu berücksichtigen und die Persönlichkeitsbildung des einzelnen zu fördern. Dadurch stellt sich die höhere Schule in Einklang mit dem Bildungsideal unsrer Zeit, die auf allen Gebieten des geistigen Lebens auf Persönlichkeitsbildung drängt. Durch eine solche Anpassung an das Bildungsideal wird aber der Teil der Schulverdrossenheit gehoben werden, der aus dem Widerspruch entspringt, der zwischen dem Bildungsideal der höhern Schule und dem des modernen Lebens heute noch besteht, und darin liegt der große soziale Wert der Bewegungsfreiheit.

Angesichts solcher Vorteile, die mit einer freieren Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe unsrer höhern Schulen verbunden sind, ist zu hoffen, daß die Gegner mehr und mehr davon überzeugt und bekehrt werden, und daß bald und überall ihre so wünschenswerte Durchführung in die Wege geleitet wird.

Ein Nachwort zur Sesenheimer Feier.

Von Professor Dr. **Joh. Froitzheim** (Straßburg).

Nach meiner Heimkehr ins Elsaß mit der Durchsicht der zurückgelegten Nummern der „Straßburger Post" beschäftigt, sehe ich mich, um Legendenbildung zu verhindern, als unmittelbar Betroffener genötigt, der Sesenheimer Rede des Herrn Professor Martin (Nr. 587) folgende Bemerkungen entgegenzusetzen.

„Im Sinne des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens", sagte Professor Martin, „ist Goethe nicht schuldig geworden." Dagegen gestand der Großneffe Friederikens, der vor einigen Jahren verstorbene Architekt Aug. Brion, dem Schulrat Dr. Baumeister (1871—1882), der ihn nach der Vergangenheit der Familie befragte: Goethe sei ein leichtsinniger Verführer gewesen.

Ferner sagte Martin: „Goethe hat nichts gegeben, was nicht verziehen werden konnte, und es ist ihm verziehen worden. Dafür gibt es einen vollgültigen Beweis" — und nun beruft er sich auf Goethes nochmaligen Sesenheimer Besuch im Jahre 1779, von dem schon Erich Schmidt (Charakteristiken I S. 278) behauptete: „Goethe hätte nicht hingehen dürfen, wäre das Vergangene unsühnbar gewesen."

Digitized by Google

Über diesen Besuch im Jahre 1779 habe ich mich bereits in der „Gegenwart“ 1902 Nr. 40 des Näheren ausgelassen. Ich wiederhole hier: Goethes Brief darüber an Frau v. Stein ist sehr schöne Dichtung ohne geschichtliche Wahrheit. Als Goethe im Herbst 1779 die Schwelle des Brionschen Hauses nochmals überschritt, befand sich die Familie in peinlichster Verlegenheit, da Friederike in andern Umständen war. Die Tatsache, daß Goethe sich bereits im Sommer 1775 zweimal mehrere Tage in Straßburg aufgehalten hat, ohne das Bedürfnis zu empfinden, sich in Sesenheim zu versöhnen, legt die Vermutung nahe, daß er 1779 absichtlich gekommen ist, da er von dem Zustande Friederikens vorher gehört hatte.

Diesen Zustand hat nicht nur der gut unterrichtete Sesenheimer Pfarrer Schweppenhäuser, dessen Bruder der unmittelbare Nachfolger des alten Brion gewesen, dem Bonner Professor Näke im Jahre 1822 persönlich mitgeteilt, sondern auch Goethe selbst, dem der Bericht Näkes zugeschickt wurde, bestätigte ihn, indem er Schweppenhäuser in seiner Antwort einen „unterrichteten“ Mann nannte. Und auch der Dichter Lenz spielt auf jenes Ereignis an in einer von Theodor Falck verstandenen und deshalb in „Friederike Brion“ (S. 75) leider unterschlagenen Stelle seines 1780 aus Petersburg an Friederike gerichteten Schreibens, wo es in dem satirischen Tone des koboldartigen Briefstellers heißt:

„Wie? Sie sollten sich verändert haben? Nimmermehr! so wenig, als F. B. sich verändern kann — von den Veränderungen des Karacklers zu verstehen, denn das andere, deucht mich, würde nur dann nicht zu verzeyhen seyn, wenn es eine Veränderung zum Schlimmen wäre.“

Um kurz zu sein: Goethe ist mit seinen Sesenheimer Erlebnissen willkürlich verfahren. In Wirklichkeit war er nicht der erste und einzige Geliebte Friederikens. Wie nach ihm der Theologe Gambs und auch Lenz, hat er, was ich bei Abfassung meiner Friederiken-Schrift noch nicht wußte, mit Friederike aus Eifersucht gebrochen. Friederikens Liebschaften hinter seinem Rücken, wobei im Pfarrhaus verkehrende junge Offiziere des benachbarten Fort Louis eine Rolle spielten, waren, wie er seinem Straßburger Freunde Salzmann klagt, „die Zugabe, die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt. Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden.“

Die Mitteilung über Friederikens Untreue hinter Goethes Rücken ist mir aus dem Munde eines der zahlreichen Verwandten der noch heute sehr gut unterrichteten Familie Brion zugekommen.

Übrigens ist auch Goethe schuldig geworden, wenn auch in andrer Art, als man bisher vermutete. Architekt Brion nannte ihn nicht ohne Absicht einen leichtsinnigen Verführer, und Goethe selbst idealisierte diese Schuld in den Versen:

„Und Zärtlichkeit für mich, — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.“

Der 1902 verstorbene Straßburger Universitäts-Professor Lucius erklärte dem Berliner Schriftsteller Otto Genschen im Jahre 1896, daß das Buch seines Vaters, des Sesenheimer Pfarrers Lucius, zu Gunsten Goethes und Friederikens ungeschrieben geblieben wäre, wenn der Vater gewußt hätte, was er ihm noch wenige Monate vor seinem Tode mitzuteilen imstande gewesen sei.

Aus dem Nachlaß Salzmanns seien nämlich nicht 5, sondern 6 Goethe-Briefe auf die Straßburger Bibliothek gekommen; einer dieser Briefe aber habe einen so offnen und unzweideutigen Kommentar zu Goethes Briefstelle: „conscia mens und leider nicht recti, die mit mir herumgeht“ enthalten, daß der damalige Stadtbibliothekar Professor Dr. Jung auf Wunsch der Familie Brion jenen Brief vernichtet habe. (Gegenwart 1906 Nr. 43.)

Professor Lucius, der selbst in Sesenheim aufgewachsen war, schrieb an Genschen:

Die Sesenheimer Geschichte ist mir in den letzten Jahren immer fremder geworden. Sie scheint mir eben nur genießbar in der traditionellen Gestaltung. Die ist aber leider nicht mehr haltbar.“

Mit diesem Urteil bricht der Sohn über das Lieblings- und Lebenswerk des Vaters den Stab! Übrigens hat der Vater kurz vor seinem Tode sein Unrecht gut zu machen gesucht, indem er dem Konsistorialrat Leyser in Speyer, der in seiner Schrift „Goethe zu Straßburg“ (S. 212) das Dasein wenigstens eines Friederikenkindes behauptet hatte, seine Zustimmung aussprach, wie auch Geheimrat Gockel in Karlsruhe, Friederikens Großneffe, der ebenfalls früher alles abgestritten, Leyser zuletzt brieflich eingestand: „Friederikens Fall sei Familiengeheimnis.“

Zum Schluß noch folgende Erklärung: im Jahre 1888 zeigte mir Professor Martin mit der Bemerkung: „Die Geschichte mit Friederikens späterem Kinde habe wohl ihre Richtigkeit“ einen darauf bezüglichen Brief der alten Magd des Dr. Küß, die Friederike persönlich gekannt und erzählt hat, sie habe jene in der Kirche (beim Begräbnis ihres Sohnes 1807?) heftig weinen sehen.

Ich meine, dieser wichtige Brief, den Martin auch dem Direktor Veil gezeigt hat, hätte längst veröffentlicht werden müssen. Denn hat er auch mit Goethes Verhältnis zu Friederike nichts zu tun, so wird er doch die Überzeugung befestigen, daß Friederike niemals das reine und ideale Mädchen gewesen ist, für das sie die Veranstalter der Sesenheimer Feier gehalten und ausgegeben haben, indem sie Poesie mit Geschichte verwechselten.

Formkritik, Inhaltskritik, Detailkritik.

Von Dr. Max Brod (Prag).

II.

Die Auswahl aus den vorhandenen Inhaltselementen fällt für jeden nach seinem subjektiven Geschmack aus. Für jeden ist etwas andres das Real-Wichtige, für jeden hat das Stück einen andern Inhalt. Und nur der nach rein ästhetischen Werten Urteilende, auf den die Details des

Digitized by Google

Werkes mit ihrer künstlerischen Potenz wirken, und nicht nach ihrer Fähigkeit, eventuell im Leben zu agieren, nur dieser gewinnt den vollen Inhalt des Werkes, eben jenen Inhalt, der mit der gesamten Form sich deckt.

Die andern übertragen unbedenklich und ihrer Fiktion fast unbewußt die erfundenen Ereignisse in wirkliche und, als geschähe all dies vor ihren Augen, erschreckt sie der Knall einer Pistole mehr, als der geschmückte Lauf entzücken kann.

In einer weitern Fiktion übertragen sie ferner ihre Anschauungsweise auf den Autor des Werkes, muten sie ihm zu, daß auch ihm sein Werk in „Hauptsachen" und „Nebensachen" nach ihrem Geschmack zerfalle. Was für sie (vom Standpunkt einer fingierten Lebendigkeit) wichtiger, ergreifender ist, soll auch des Künstlers Stoff, Fabel, Thema, Ausgangspunkt gewesen sein. Alles andre nur nachträglich hinzugefügtes Ornament . . . Während doch im Gegenteil der Künstler ebenso leicht durch ein düsteres Zimmer angeregt werden kann, eine Ermordungsszene zu schaffen, wie durch eine Ermordungsszene, ein düstres Zimmer zu erbauen. Und in jedem Fall hat jedes seiner Details sein Herz und Anteil am Inhalt des Werkes.

Immer ist der Gedankengang des Nicht-Ästhetikers dieser . . . Frage: Was ist der Inhalt von „Othello"? — Erste Fiktion: Wenn die Geschichte mit Othello wirklich im Leben passierte, was würde mich da am meisten packen? — Antwort: Die Erwürgung der Gattin durch ihren grundlos eifersüchtigen Mann. — Zweite Fiktion: Also hat auch den Shakespeare das am meisten gepackt. — Antwort: Also ist der Inhalt von Othello die Erwürgung der Gattin durch ihren grundlos eifersüchtigen Mann.

An dem Fiktiven dieses Gedankenganges ändert es nichts, daß gelegentlich auch ein Dichter mit dem Publikum übereinstimmt, daß Homer selbst den Zorn des Achilles für den Hauptinhalt der Ilias hält. Denn auch der Dichter selbst ist nachträglich seinem eigenen Produkte gegenüber ein Fremder und auf Fiktionen angewiesen . . .

Einer andern Täuschung fallen die meisten Nacherzähler zum Opfer, wenn in dem betreffenden Werke einige Sätze mit den Allüren eines Berichtes über wirklich Geschehenes oder einer wissenschaftlichen Erkenntnis auftreten. Solche Stellen stechen wie durch eine eigenartige Lokalfrage aus ihrer Umgebung hervor, für den Nacherzähler werden sie wichtiger als das andre, aus beigeordneten zu übergeordneten Einzelheiten, schließlich zum „Inhalt", während alles übrige als „formales Element, Stil" neben ihnen erlischt.

Es ist nur der realistische wissenschaftliche Mensch, dem die zwei Sätze „Die Sonne sinkt" „Die Sonne geht unter" oder „Zweimal zwei ist vier" „Deux fois deux font quatre" inhaltlich gleichbedeutend und nur in der Form verschieden klingen. In Wahrheit ist mit ihrer Form auch ihr Inhalt verschieden. Nur teilweise decken sich ihre Inhalte. Da aber gerade diese sich deckenden Teile der Inhalte die Lebenstatsache, die mathematische Wahrheit enthalten, also das, was dem nicht ästhetisch Wertenden gerade am Herzen liegt, sieht dieser von allen Ungleichheiten der restlichen Inhaltsteile ab (von den Nüancen der Bedeutung, den Assoziationen) und konstatiert: gleicher Inhalt, ungleiche Form.

Dringt man beim Nacherzählen auf Genauigkeit, so wird der Nacherzählende immer mehr Teilchen, die er vorher zur Form rechnete, zum Inhalt schlagen müssen. Es werden sich gleichsam alle Formteilchen mit Inhalt füllen, die Form wird Blut und Leben bekommen, schließlich wird bei äußerster Genauigkeit das Werk des Dichters, das man nacherzählen wollte, vollkommen und mit jedem seiner Wörtchen als Inhalt erscheinen.

In diesem Sinne ist der Satz richtig, daß Form „eigentlich nichts andres als der komplizierte Inhalt ist." (Franz Kafka.)

4.

Resultat der bisherigen Betrachtung:

Die Zerfällung eines Werkes in Form und Inhalt ist nur durch eine Kritik möglich, die statt ästhetischer realistische oder wissenschaftliche Werte betrachtet.

Dem ästhetischen Kritiker ist es undenkbar, daß man an einem Werke z. B. die Sprache schön und den Inhalt banal finden kann. Er erkennt, daß er zugleich mit dem Stückchen Sprache, das er in die Hand nimmt, auch ein Stückchen Inhalt in die Hand bekommt. Und umgekehrt mit jedem Stückchen Inhalt Worte.

Der ästhetische Kritiker hat gleichsam eine Legierung von Form und Inhalt vor sich und betrachtet sie wertend nach ästhetischen Kriterien.

5.

Ästhetische Kriterien:

Unter den zahllosen Eindrücken, denen der Intellekt ausgesetzt ist, und die durch Vermittlung des Intellekts dem Ich angenehm oder unangenehm werden, hebt sich eine Gruppe scharf hervor. Die Gruppe der Eindrücke, die dadurch, daß sie neu sind, angenehm oder unangenehm wirken.

Daß diese Eindrücke es sind, die wir ästhetisch werten, habe ich vorläufig in einem kleinen Essay „Zur Ästhetik" („Gegenwart" vom 17. u. 24. Febr. 1906) darzulegen versucht.

Ich schrieb damals etwa dieses: schön ist alles, was einen solchen Grad von Neuheit besitzt, daß es von einem bestimmten Menschen unter Lustaffekten apperzipiert werden kann. Das Schöne ist mithin ein relativer Begriff. Was für einen bestimmten Menschen schön oder noch schön ist, hängt nicht allein von dem objektiven Neuheitsgrade des Kunstwerkes ab, sondern auch subjektiv vom apperzipierenden Komplex dieses Menschen, d. h. von den Vorstellungsmassen, die im Laufe der Erfahrung in seinem Gehirn sich gesammelt haben, und von seiner ästhetischen Zone, d. h. seiner Empfänglichkeit für hohe und niedrige Neuheitsgrade. Das Schöne gehört in die Kategorie des Angenehmen, es ist das durch Neuheit Angenehme, und als solches sondert es sich von allen übrigen Arten des Angenehmen

Digitized by Google

(von allem, was dem Willen des Ich in andrer Art entgegenkommt und schmeichelt) scharf ab.

Diese meine Theorie habe ich seitdem oft bestätigt gefunden. So sehr energisch bei Lafargue. Neuerdings durch Kerr, in manchem. Durch Bab („Jedes dichterische Erlebnis bedeutet, daß zwei vom Wort umschriebene Vorstellungskreise in eine neue Beziehung gebracht sind, in deren Licht jedes einzelne der formbildenden Worte einen neuen Klang, der Kreis seiner Vorstellungsmöglichkeiten eine ungeahnte Betonung erhält.") . . . Die Ablehnung einiger Mißverständnisse bleibe einer größern Arbeit vorbehalten. Für den Zweck dieser Untersuchung will ich meine Theorie als bewiesen und unwidersprochen voraussetzen.

Ist nun wirklich das relativ Neue und das Schöne identisch, und ist Form und Inhalt, wie oben dargelegt, undenkbar: so muß einem neuen Inhalt stets eine neue Form, eine neue Form stets einem neuen Inhalt entsprechen. Oder wie René Schickele aus offenbar ähnlichen Überlegungen heraus sagt: „Es ist klar, daß keiner einen bedeutenden Stil schreibt, der nicht bedeutungsvolle Empfindungen hat. Und wer neue eigenartige Empfindungen hat, muß für sie den Ausdruck finden, der sie getreu übersetzt; der also ebenfalls neu, eigenartig sein muß."

Tatsächlich wird man finden, daß an Stellen, die neuartige Stimmungen oder Gedanken enthalten, auch Worte sich zusammenfinden, die man noch niemals beisammen gesehn hat, daß gleichsam vom Ende der Welt Adjektiva zu einem ihnen noch fremden Substantiv herbeieilen, um es überraschend zu erhellen, daß die Stellung der Satzglieder in neue Wellen gerät, daß seltene Worte aus der Sprache der Spezialwissenschaften, des Volkes, neue Bilder, neue Worte sogar auftauchen. Liest man einen Dichter in fremder Sprache, so signalisiert förmlich häufigeres Aufschlagen des Lexikons herannahende Prachtstellen. Und als man die Verse des Bakchylides aus der Erde grub, hatte man unversehens mehrere Hunderte neuer griechischer Worte und Wortverbindungen mitausgegraben. . . . Umgekehrt deutet originelle Form auf originellen Inhalt. Nicht eine Interpunktion steht da, die nicht im Gedanklichen einen entsprechenden Inhalt fände. Im Einklang miteinander, wie in prästabilierter Harmonie, bewegen sich die beiden Welten des Inhalts und der Form im gleichen Takt nebeneinander hin.

Flaubert schreibt einmal in einem Briefe: „Wenn ich in einem meiner Sätze eine schlimme Assonanz oder eine Wiederholung finde, so bin ich gewiß, daß ich auf dem falschen Wege bin. Durch fortwährendes Suchen finde ich den richtigen Ausdruck, und der ist der einzige und zugleich der harmonische." . . . So ist das schöne Wort Index des ästhetischen Inhalts, gleichsam ein Signal, ein Manometer des innern Dampfdrucks.

Es ist unrichtig zu sagen, daß bei Detektivgeschichten oder bei den Romanen von Jules Verne das Sujet neuartig erfunden, die Darstellung konventionell sei. Nein, ein Teil des Inhalts (der sich bei Jules Verne z. B. auf die physikalischen Probleme bezieht) ist neu, und dieser Teil ist gewiß auch in der Form neu, während die Liebespaare und die Landschaften innerlich oft wenig gefühlt und deshalb auch in schablonenhaften Sätzen manifestiert sind.

All dies gilt unbestreitbar, solange man die Begriffe „schön" und „neu" für gleichbedeutend (mit den angeführten Modifikationen) hält. Neuer Form entspricht neuer Inhalt, und umgekehrt.

Kompliziert wird die Frage erst durch die verschiedenartige Bedeutung des Wortes „schön". Man spricht von schönen Versen auch im Sinne von angenehmen klangvollen Versen. Man hat eine dauernde (also von Neuheit unbeeinflußte) Vorliebe für gewisse Vokale, die dem Ohre wohltun, so wie transparente Farben (Schopenhauer) das Auge freuen. Angenehm im außerästhetischen Sinne ist meist auch der Rhythmus, dessen Wirksamkeit von Spencer so treffend auf das ökonomische Prinzip zurückgeführt wurde: „Ebenso wie der Körper, wenn er hintereinander Stöße von wechselnder Intensität enthält, seine Muskeln so anspannen muß, daß sie den stärksten Stößen widerstehen können, da er nicht weiß, wann diese kommen; so muß der Geist, wenn er Laute ohne Ordnung vernimmt, seine Aufnahmsfähigkeit derart wachhalten, daß er noch die schwierigsten empfängt. Und ebenso wie der Körper, wenn die Stöße in einer bestimmten Ordnung kommen, seine Widerstandskräfte nach Proportion der Stöße sparen kann, so kann der Geist, wenn die Silben rhythmisch aufeinander folgen, mit seinen Kräften haushalten . . ." Die Freude an der Abwechslung der Laute beruht nach Marcel Braunschwig auf dem physiologischen Grunde, daß die Organe weniger durch die Abwechslung als durch ein Einerlei in Abspannung geraten u. s. f.

Diesen rein sinnlichen Formelementen entsprechen natürlich keine Inhaltselemente.

Also: jeder Rhythmus (vgl. Spencers Erklärung), auch der banalste, ist an sich angenehm. Man nennt ihn „schön", aber das gehört nicht ins Gebiet der Ästhetik. Einem solchen „schönen" Rhythmus entspricht nicht notwendig ein „schöner" Inhalt. Hier ist Form und Inhalt durch die Kritik trennbar! Nur hier!

Aber nichts hindert, daß auch der Rhythmus ursprünglich erfunden werde und diese wirkliche Schönheit der sogenannten hinzutrete. Und ein solcher neuer Rhythmus muß auch im Inhalt das Gegenstück einer neuen, also schönen Begriffsbewegung haben.

Assonanzen, musikalische Mittel der Sprache sind in der Regel zufällige Äußerlichkeiten des Materials, denen nichts Innerliches entspricht, wenn sie erstarrte gewohnte Bildungen der Sprache sind, die aber so virtuos-schöpferisch wie etwa von Rilke behandelt, zu Kunstmitteln werden und als solche am Inhalt teilhaftig.

6.

All dies beachtet, ergibt sich als praktisches Postulat:

Nicht Formkritik, nicht Inhaltskritik. Sondern Detailkritik.

Digitized by Google

Der Kritiker stehe nicht auf dem Standpunkt des naiven realistischen Menschen (vgl. III.), dem das Werk in Form und Inhalt nach seinem Lebensgehalt, nach der fiktiven Potenz seiner Tatsachen auseinanderfällt. Er würdige die Einzelheiten und halte das „Leitmotiv, das Thema, den Aufbau, das Ethos, das Hauptproblem“ eines Werkes nicht für mehr als eine koordinierte Einzelheit. Wenn auch im Leben dieser Bestandteil der Handlung wichtiger wäre als die übrigen: in der Kunst sind alle Moleküle gleichberechtigt und nur nach ihrem Neuheitsgehalt zu beurteilen.

Ob der Kritiker bei dieser Analyse der Details von der Sprache ausgeht, wie Bab es verlangt, oder von den Elementen psychischer Komplexe, erscheint mir ziemlich gleichgiltig, da mir Sprache und Psyche nur als zwei Seiten desselben Dinges erscheinen. (Vgl. auch Bab: „Ich weiß sehr wohl, daß Worte nur als Träger geistiger Inhalte, als Signal psychischer Aktionen dichterisch wirksam sind.“) Aber wichtig und sehr dankenswert scheint es mir, daß Bab so entschieden den Blick der Kritiker auf die Einzelheiten der Kunstwerke gegenüber den von ihnen beliebten „Konstruktionsfehlern“ und „kulturellen Wertungen“ leiten will.

Eine Mädchenliebe.

Vier Gedichte. Von **Hanns H. Kamm** (Leipzig).

I.

War wohl ein rechter Sonnentag.
Der Sommer wogte ins Gemach
so warm, so düfteschwer.
Da ward ich müd von all der Glut;
die Augen macht ich zu.
Doch in mir sang ein Lied mein Blut,
ein seltsam Lied. Das gab nicht Ruh,
und bang verwirrt bald schaut ich auf
und sah im Fenster hin und her
noch wiegen sich ein Falterpaar.
Und dann, dann sah ich Deine Augen, Du.
Und Du — Du lösest sacht mein Haar — — —.

Ach, Deine Augen wußten so zu fragen,
und Deine Worte so zu schmeicheln,
und Deine Hände so zu streicheln — —.
Wußt nicht, wo da mein Klagen,
wo da mein Zagen blieb. —
Ich halt' Dich ja so lieb, so — lieb.

II.

Da so selig nun mein Haupt
ruht in Deinen lieben Händen,
heißt ein Bangen doch mich fragen:
Du — wird unsre Liebe enden?

Küßst Du mir die Lippen zu?
Ja, hast recht! Komm, laß uns träumen.
Fällt doch Nebel, blinken Sterne,
singt der Wind doch in den Bäumen. — — —

III.

Noch rauscht der Regen draußen nieder.
Ich schluchze laut in sein Gebraus;
ich glaub, Du kommst wohl niemals mehr. —
Trüb schwelend lischt die Lampe aus — — —.

Schwer ging der schwüle Tag zu Ende;
und neben Dir schritt ich so schwer
und scheu. — Du warst so eigen still. —
Ein Wetter zog wohl zögernd her.

Dann drohten uns die Wolkenfäuste.
Da bot ich noch den Mund Dir frei
zum Kuß. — Du aber wandtest Dich. —
Fuhr fauchend nicht ein Wind vorbei?

Und grollend klang's aus fahler Ferne.
Da lag in Deiner meine Hand
so bang. — Doch wortlos gingst Du fort,
und flackernd fiel der Blitz ins Land. —

Noch rauscht der Regen draußen nieder.
Ich schluchze leis in sein Gebraus;
ich weiß: Du kommst nun niemals mehr. —
Längst schwelend losch die Lampe aus.

IV.

Nein Du, ich will Dich nimmer schmähen,
daß Du so wild mich hast umfangen
und bist so wortlos doch gegangen;
Du hast wohl müssen von mir gehen:

Oft war ein Mal verhaltner Qualen
auf Deiner Stirn, der tiefgebeugten.
Dann brach aus Deinem Aug ein Leuchten
wie Widerschein von Wetterstrahlen.

Dann rangst die Hände, die geballten,
Du mühsam los von meinen Hüften
und suchtest tastend in den Lüften,
als wolltest Du ein Fremdes halten.

Und dann! wie Mitleid war Dein Küssen,
wenn Du die dunklen Qualen banntest,
wenn Du zu mir Dich wieder wandtest. —
Du hast von mir wohl gehen müssen.

Der Lehrmeister.

Eine Erzählung von **Hans Ostwald** (Neubabelsberg).

II (Schluß).

Ein entsetzliches Geknatter und Gepolter hub an — als schössen mehrere Batterien zu gleicher Zeit ihre Geschütze ab.

Alle Arbeiter kamen zur Hobelmaschine gelaufen. Und aus dem Kontor, das an die Werkstatt angrenzte, kam Meister Hasse herbei.

Ihm machten alle Platz.

Ein Lehrling sagte noch:

Na — nu paß auf.

Dann erhielt Karl vom Meister eine derbe Ohrfeige.

Digitized by Google

Fast hätte sie ihn in den hohen Berg von Hobelspähnen hingestreckt, der die Maschine umgab. Mit Gewalt hielt sich der Junge aufrecht. Bis ihn ein zweiter Schlag traf.

Er weinte nicht. Ein Schrei, der wie das unterdrückte Krächzen einer Krähe klang, kam aus seinem Munde durch die zusammengebissenen Zähne.

Den Kopf vorgebeugt, die geballten Fäuste an den Seiten, schoß er wie ein streitlustiger Bock auf den Meister los, rannte ihn an und fiel über ihn hin. Wie ein Sack war Meister Hasse in die Hobelspähne geflogen.

Ehe er sich aufrappeln, ehe ein andrer zuspringen konnte, war Karl aufgesprungen und zur Werkstatt hinausgeeilt.

Meister Hasse richtete sich langsam auf. Er sah ganz verstört aus. Die Lehrburschen, die zuerst gelacht hatten, schwiegen still vor Schreck über das bleiche und zerrissene Gesicht. Die älteren Gesellen sprangen hinzu:

„Haben Sie sich was getan?"

Meister Hasse schüttelte sie von sich:

„Nein — nein!"

Einen Augenblick lehnte er sich an das Gestell der Hobelmaschine. Er schnaufte laut. Aber mit aller Gewalt unterdrückte er seine Erregung und winkte den Leuten zu:

„An die Arbeit!"

Es dauerte nicht lange, da klang das zischende Geräusch des Hobels, das Klopfen der Hämmer auf die Stemmeisen und das Schnarren der Sägen wieder im Raum.

Meister Hasse klopfte sich die Hobelspähne ab, gelassen, als sei nichts geschehen. Er beherrschte sich, als könne ihn solche Kleinigkeit nicht aus der Fassung bringen. In seinem Innern aber sah es aus wie auf dem Grund eines plötzlich eingestürzten Hauses. Wirr und wüst lag alles durcheinander.

Was, dieser Lümmel hatte sich gegen die gerechte Züchtigung empört?

Und betrügen hatte er wollen — war an die Maschine gegangen, anstatt mit dem Handhobel zu arbeiten.

Das war ja eine nette Bescherung!

Und doch mußte Meister Hasse innerlich lachen.

Das war doch Blut von seinem Blut. Immer listig und verschlagen — und für jeden Hieb zwei austeilend.

Er begann, den Jungen lieb zu gewinnen. Ja, er fühlte, wie ihn eine Sehnsucht nach dem Jungen packte. Aus dem würde mal ein Kerl . . . Anders würde der als die drei Jungen, die Hasse von seiner Frau hatte, und die alle studierten — blasse, hochgeschossene Jünglinge . . . Wenn er den unter seiner Leitung hatte, konnte er wohl aus ihm was Tüchtiges machen. So leicht wollte er ihn jedenfalls nicht laufen lassen. Jetzt hatte er ihn ja kennen gelernt. Jetzt wußte er ja, wie er behandelt werden mußte. Streng — aber mehr mit Hohn als mit Härte.

Meister Hasse beschloß, sofort zu Karls Eltern zu gehen, um mit ihnen den Vorfall zu besprechen und sich den Jungen zurückzuholen.

Unterwegs wurde ihm der Gang doch ein wenig schwer. Er war noch nie einem Lehrling nachgelaufen. Wer weiß, was sich Block einbildete, wenn er des Jungen wegen zu ihm kam. Aber Block war doch sein alter Freund und fand es schließlich ganz richtig, wenn der Meister sofort die Sache aus der Welt schaffen wollte.

Nur — was Elfriede zu der Sache sagen würde — das war ihm unklar.

Die war gewiß ganz und gar für den Jungen eingenommen.

Die fühlte sich vielleicht tief gekränkt, daß er den Karl unsanft angefaßt hatte.

Aber — er war ja doch der Vater von dem Jungen. Er mußte doch ein Recht haben, ihn zurecht zu stutzen, wenn der in seiner Wildheit Dummheiten machte.

Jedenfalls — er wollte sich den Jungen wieder holen. Der gefiel ihm. An dem konnte er Freude haben . . .

Als er in das Blocksche Haus trat, hörte er lautes, aufgeregtes Sprechen. Karl heulte und die Mutter beruhigte ihn. Block aber schlug auf den Tisch und schien seine Wut nicht meistern zu können.

Ohne zu zögern, ging Meister Hasse durch das gute Zimmer in den Wohnraum.

Als er eintrat, ward alles still.

Karl tat, als fürchte er sich vor ihm, und verbarg sein Gesicht in dem Kleid seiner Mutter. Leise setzte er wieder mit seinem Weinen ein und wurde nach und nach immer lauter und ergreifender.

Frau Elfriede streichelte ihn und drückte ihn an sich:

„Nu, nu — laß nur — er darf dir nichts wieder tun!"

Sie sah Meister Hasse mit Blicken an, wie sie nur von tiefverletzten Müttern ausgehen.

Block stand verlegen und wußte nicht recht, ob er in die dargebotene Hand Meister Hasses einschlagen solle.

„Na!" forderte der ihn auf. „wegen solcher Kleinigkeit wirst du doch nich —!"

Zögernd legte Block die Hand in die des Meisters. Den Blick der kleinen grauen Augen konnte er nicht ertragen und wendete sich ab nach dem Fenster.

Nun sah Meister Hasse starr und fest Elfrieden an. Und ein Kampf mit den Augen begann, den er nicht erwartet hatte. Ihre großen, dunkelblauen Augen wurden grün und hell vor Zorn. Sie wehrte ihn ab mit ihren Blicken. Sie wies ihn hinaus.

Er trat näher und kniff seine Augen zusammen, um seine ganze Kraft in ihnen zusammen zu ziehen.

Sie aber sah ihn von oben bis unten an, als wolle sie ihm ihre volle Verachtung bezeugen.

Das kränkte ihn und er sagte:

„Was ist denn dabei, wenn solch strammer Junge auch 'mal derb angefaßt wird?"

„Aber nicht so!" schrie Elfriede.

Digitized by Google

„I — das härtet Leib und Seele ab!“ meinte er, sich mit allen Fasern zur Ruhe zwingend.

„Nein — du siehst ja, wie es ihn mitgenommen hat, den armen Jungen!“ sagte Elfriede. „Er kann sich noch nicht beruhigen.“

„Das gibt sich, das gibt sich!“ antwortete Meister Hasse. „Ich war gerade so wie er. Und das hat mich so stark gemacht, daß ich nicht wie ein rohes Ei angefaßt worden bin.“

„Aber ich will nicht, daß mein Junge so grob geschlagen wird!“ rief sie.

„Ach was!“ brach er los, den ihre abweisenden Blicke und ihr verstörtes Gesicht gereizt hatten bis zur Besinnungslosigkeit: „Ach was — es ist doch auch mein Junge!“

Still wie in einer Kirche wurde es in dem Zimmer.

Frau Elfriedes Augen wurden wieder dunkel. Der Schreck entwaffnete sie. Die Kraft ihrer Blicke erlahmte.

Der Junge hörte auf zu wimmern und drehte seinen Kopf langsam aus den Armen seiner Mutter heraus, um den Mann anzusehen, der eben gesagt, er wäre sein Vater. Block hatte sich hastig umgewendet und sah mit einem blöden Lächeln den Freund an, der eben behauptet hatte, das Kind vom Weibe eines andern wäre das seine.

Hasse nickte mit dem Kopf und ging im Zimmer hin und her, um die in ihm aufsteigende Verlegenheit zu verbergen.

„Sag mal — wie meinst du das?“ fragte Block.

„So, wie ich's gesagt habe! Es ist mein Junge!“

Meister Hasse hob den Kopf und sah seinem Freund unerschrocken ins Gesicht.

„Dann — bitte — verlaß uns!“ sagte der Druckereibesitzer.

„Nicht ohne den Jungen!“ antwortete Hasse.

Frau Elfriede saß da, ohne ein Wort sagen zu können. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und verbarg ihre Röte hinter den Fingern.

„Vorläufig glaub ich's dir noch nicht, daß es deiner ist!“ sagte Block.

„Frag deine Frau!“ lächelte Hasse.

Block sah flüchtig hinüber zu ihr. Er scheute sich, sie anzusehn.

Ihre zusammengesunkene Gestalt sagte ihm, daß Hasse recht hatte.

Da ging der Mann in die Ecke und fing an zu weinen.

Hasse lächelte erst dazu — aber dann schüttelte ihn ein Schauer. Dies Schluchzen und kreischende Wimmern konnte er nicht ertragen.

Wenn's Auge gegen Auge gegangen wäre — dann hätte er seinen Mann gestanden. So aber packte ihn mit einem großen Mitleid zugleich eine unüberwindliche Verachtung. Er sah die andern an.

Elfrieden stürzten die Tränen aus den Augen. Sie stand auf und ging zu ihrem Manne.

Der Junge jedoch stand da und blickte auf die beiden, genau so hart wie Hasse selbst.

Da faßte ihn der Meister an der Hand und zog ihn mit fort.

„Na — nun bleibst du bei mir, was, mein Junge?“ fragte er ihn unterwegs und klopfte ihn auf die Schulter.

Der Junge nickte und drückte heftig die Hand seines Lehrmeisters.

Luftkaumel.

Es gibt verschiedne Töte
In dieser Zeitlichkeit:
Man stirbt an Nasenröte
Und an Gebrechlichkeit,
Man stirbt an Herzenswunden
Und an der ungesunden
Verfettung, die das Amt verleiht.

Man stirbt am Nervenziehen
Nach manchem Jugendjahr;
Auch sind Epidemien
Oft tötlich wunderbar.
Alljährlich wachsen neue
Krankheiten mit Gedräue
Und schinden trefflich Haut und Haar.

Die neuste ist geraten
Urplötzlich übers Land;
Die sechsundzwanzig Staaten,
Die sie im Reiche fand,
Bezwang sie in Minuten —
Da nutzte gar kein Sputen:
Der Teufsohn war von ihr gebannt.

Es sitzt auf jedem Fleck se,
Wo sie ein Opfer sieht,
„Luftkaumel“ heißt die Hexe,
Die ihre Kreise zieht.
Sie spukt in tausend Hirnen,
Und hunderttausend Stirnen
Sieht man erhoben zum Zenith.

Und Millionen gucken
Vereinigt, alt und jung,
Und wagen kaum zu spucken
Vor Luftbegeisterung.
„Dort oben geht 's zum Heile!
Los, los, wir haben Eile —
Wann kriegt das Ding den letzten Schwung?“

Und während sonst sie bieder
Fortglotzen in die Nacht,
Wenn das Genie hernieder
Ein neues Licht gebracht —
Sind sie in diesem Falle
Entflammt auf einmal alle —
Dieweil es wirklich Aufsehn macht!

Es greift nun in die Taschen
Der letzte Ackersknecht,
Um auch sein Teil zu naschen
Von seinem schönen Recht.
Was nie geschehn, begibt sich:
Fürs Ideale übt sich
Energisch jetzt der Mensch und blecht.

O Wunder aller Wünder,
Bis heut noch beispiellos!
Es sparen alle Münder
Sich ab das Salz zum Kloß
Und spenden, spenden, spenden
Mit vollen, vollen Händen —
Gewiß — dies Wunder ist recht groß ....

Digitized by Google

Der Weise, dem Begebnis
Nachsinnend, staunt für sich:
„O Volk, aus dem Erlebnis
Blüht mir die Freude nich.
Das einz'ge bischen Gegend,
Bisher noch Freiheit hegend —:
Der Luft, der Luft beraubst du dich?

Noch kannst du frei betrachten
Das weite Himmelsmeer;
Bald wird es sich umnachten
Mit Schiffen, schwarz und schwer.
Die Erde wird noch trüber:
Nicht drunter, drauf, noch drüber
Siehst du ein Streifchen Licht dann mehr . . .“

Terentius.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Robert Saudek: Dämon Berlin. Roman. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Berlin.) 337 S. 4 Mk.

An Zola hat die Kritik bei der Besprechung dieses Romanes geglaubt erinnern zu müssen. Man hat sich wieder einmal damit geholfen, eine eigenartige und selbständige Persönlichkeit dadurch handlicher und bequemer zu machen, indem man ihr eine der lagernden Etiketten aufgeklebt. Saudek, der Neu-Berliner Naturalist, oder der Berliner Neonaturalist . . . je nachdem es besser zu klingen scheint. Dem gedankenlosen Leser mag es vielleicht passieren, daß er die Etikette anerkennt und Saudek wirklich als einen etwas zu spät gekommenen Zolaschüler einschätzt. Zola hat nämlich einen Roman geschrieben: „Zum Paradies der Damen“ und in diesem schildert er das Leben und Schwirren, das Krabbeln und Summen eines der ungeheuren Warenhäuser des modernen Paris. Und auch in Saudeks Roman wird ein Warenhaus zum Teil in den Mittelgrund der Handlung gerückt, ein Warenhaus, dessen Berliner Vorbilder unschwer zu erkennen ist. Auch Saudek hat mit peinlicher Genauigkeit seine Studien gemacht, um das Technische seines Stoffes vollkommen zu beherrschen, er hat die Einrichtung, den ganzen Geschäftsgang, die Möglichkeiten eines so riesenhaften Betriebes erforscht. Aber der große Unterschied ist: Zola nimmt ein Stück Welt her und stellt in dieses einen Menschen, indem er wie ein Experimentator abwartet, was nun aus diesem Versuchsobjekt unter dem Einfluß der „Umstände“ wird. Bei Saudek aber ist sein Held nicht Objekt, sondern Subjekt, er will selbst bestimmen, nicht bestimmt werden, er hat den Willen zur Macht. Daß er schließlich im Kampf zusammenbricht, ist nicht ein Sieg der „Umstände“ über ihn, sondern ein Fehler in seiner eigenen Konstruktion: er wird nicht durch die brutale Macht äußerer Tatsachen überwunden, sondern er erliegt, weil er den Anforderungen nicht gewachsen ist, die er an sich selbst stellt. Saudek deutet von vornherein auf den Bruch in der scheinbar so fest gefügten Seele seines Hans Mühlbrecht hin. Vor allem ist dieser Mensch psychologisch erfaßt. Saudeks hauptsächliche Interessen liegen auf psychologischem und philosophischem Gebiet. Er ist seinerzeit tapfer für Otto Weininger eingetreten, als man dessen Leben und Werk angriff. (Hat auch vor kurzem aus Weiningers „Geschlecht und Charakter“ die besten, schärfsten, blitzendsten Aphorismen zu einem Büchlein „Gedanken über Geschlechtsprobleme“ zusammengestellt.) Diesen Neigungen und Studien entspricht es, daß er Hans Mühlbrecht als einen Mann hinstellt, der das Weib erkannt hat. Ein Mensch von der Energie und den Absichten Mühlbrechts, der aus dem polypenhaften Monstreunternehmen des Warenhauses ein „Kunstwerk“ schaffen möchte, muß sich über die Hemmungen und Einflüsse des Weibes klar sein. Er ist ganz Weininger, wenn er sagt: „In ihnen (den Frauen) lagen immer hundert schlummernde Bewegungsrichtungen, und hundert Dinge konnten sie durch den Mann werden. Der Mann machte sie zur Tatsache, ohne Mann blieben sie Möglichkeiten“. — Daß es dann schließlich eine Frau sein muß, um deren Besitz er seine fieberhafte Tätigkeit bis zur Raserei steigert, der er Ungeheuerliches bieten will, und daß sein Zusammenbruch gerade in der Stunde der Erfüllung eintritt, ist ein Verhängnis, dessen Eindruck man sich nicht entziehen kann. Der Roman ist in jagendem Tempo geschrieben, mit fliegenden Pulsen . . . und man muß ihn so lesen, wie es seinem Wesen entspricht: mit brausendem Kopf, gepeitscht von dem Drang, vorwärts zu kommen, wild und keuchend unter den grausamen Glotzaugen des gigantischen Dämons Berlin.

Karl Hans Strobl (Brünn).

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Wir bitten unsre Leser höflichst, dem dieser Nummer beigelegten Prospekt der Verlagsbuchhandlung Hermann Gesenius in Halle a. S. freundlichst Beachtung zu schenken.

GRATIS durch die Photohändler:

„Agfa“-
Preisliste 1908

mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:

„Agfa“-
- Platten
- Films
- Casseten
- Entwickler
- Spezialitäten

„Isolar“
- Platten u. Films
- (Name geschützt).

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande, umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. Privat-Badezimmer, Auto-Garage.

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt Uhlenhorst.

See- und Soolbad

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. Kinder guter Kreise mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwald u. d. Bodensee

Schweiz Prospekt frei

Frauenleiden

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der Ost-Holsteinschen Schweiz. Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen.

Kurhaus Sellin

früher: Hotel Fürst Wilhelm. Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille-Genua-Neapel-Piräus

Smyrna-Konstantinopel-Odessa-

Nicolajeff-Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. M. 2.—.

Herm. Walther,

Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.

Berlin W 30.

Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft

Lebens-Renten-Versicherung

JANUS in HAMBURG

Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Gegründet 1848.

Liberalste Versicherungs-Bedingungen.

Lebens-Versicherung für Abgelehnte.

Kostenlose Auskunft, gewissenhafte Beratung durch Direction und Vertreter. An allen Orten Vertreter und Inspektoren gesucht. Bezugnahme auf dieses Inserat erbeten!

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.

Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 34. Berlin, den 22. August 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Die Aktie und der Sozialismus II (Schluß). Von Friedrich Ernst (Berlin). — Kinderlügen. Eine Schulreformfrage von Professor W. A. Hammer (Wien). — Die Könige von Alasia. Keilschriftliche Staatsarchive ägyptischer Papyri und die Insel Cypern. Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz). — Karl v. Holtei und die Kritik. (Mit einem unveröffentlichten Briefe Holteis.) Von Paul Friedrich (Berlin). — Hermann Lauscher. Von Dr. Otto Stoessl (Wien). — Drei Gedichte. Von Leo Heller (Berlin). — Meister Cyrano. Eine Groteske von Victor Klemperer (Berlin). — Kongreßzeit. Von Terentius. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Die Aktie und der Sozialismus.

Von Friedrich Ernst (Berlin).

II (Schluß).

Auch der enragierteste Verfechter der Idee von der dezentralisierenden Wirkung der Aktienform auf die Vermögensbildung wird zugeben müssen, daß das Vermögen der vielen kleinen Aktionäre der Dortmunder Union, deren ursprüngliche Beteiligung von 1400 Mark auf 15 Mark durch die Aktienform des Unternehmens nicht vermehrt worden ist. Die Vermögen der vielen kleinen Aktionäre des Unternehmens, darin sollte doch die dezentralisierende Kraft der Aktienform liegen, haben sich also bei diesem Unternehmen nicht vermehrt, sondern sind so gut wie vollständig verloren gegangen. Gerade die Vielheit der Aktionäre hat ihr Vermögen eingebüßt. Irgendwo aber müssen doch die Vermögen, die gerade die vielen kleinen Aktionäre bei diesem Unternehmen eingebüßt haben, geblieben sein.

Man braucht nur die Finanzgeschichte der Dortmunder Union und die Stellung der noch bis vor kurzem für ihre Geschicke entscheidenden Persönlichkeit des Herrn v. Hansemann ins Auge zu fassen, um sich jedenfalls darüber klar zu werden, daß die Dortmunder Union denjenigen Aktionären, die sie gegründet und geleitet haben, schwerlich Nachteile gebracht haben dürfte. Zu ihren Gründern gehörte Herr v. Hansemann, der seit ihrer Begründung Vorsitzender des Aufsichtsrats des Unternehmens und gleichzeitig Geschäftsinhaber und ausschlaggebende Persönlichkeit in der Diskonto-Gesellschaft war, die wiederum seit Bestehen der Dortmunder Union ihr Bankier gewesen ist. Unter der Leitung des Genannten hat die Dortmunder Union wohl auch nicht eine größere finanzielle Transaktion abgeschlossen, die den Aktionären nicht zum Nachteil gewesen wäre. Schon die Gründung des Unternehmens (1872) war für die Aktionäre, wie die gleich darauf folgende Entwicklung zeigte, ein Schlag, aber immer und immer wieder wurde ihnen die Pistole auf die Brust gesetzt: entweder neues Geld einzuzahlen oder durch Schaffung neuer Vorzugsaktien für ihre eigenen Anteile eine Zurücksetzung zu riskieren, die von einer völligen Wertlosmachung kaum zu unterscheiden war. Der Endzweck aller dieser Aktientransaktionen war immer derselbe: die von der Diskonto-Gesellschaft im Laufe der Jahre vorgestreckte Schuld abzutragen. Wie hätte Herr v. Hansemann als gleichzeitiger Vertreter der Dortmunder Union und der Diskonto-Gesellschaft diese Zweiseelentheorie auf die Dauer ertragen können! Als die Dortmunder Union der Diskonto-Gesellschaft am 30. Juni 1900 die Kleinigkeit von 17 Millionen Mark schuldig war, hatte Herr v. Hansemann als damaliger verantwortlicher Leiter der Diskonto-Gesellschaft dafür zu sorgen, daß die Diskonto-Gesellschaft hohe Zinsen von der Dortmunder Union bekam, oder hatte er umgekehrt als verantwortlicher Leiter der Dortmunder Union dafür zu sorgen, daß die Dortmunder Union der Diskonto-Gesellschaft niedrige Zinsen bezahlte? Wem gehörte sein Herz mehr, der Diskonto-Gesellschaft oder der Dortmunder Union? Welch einen Zwiespalt muß eine solche Konstellation hervorrufen! So wurden die Sanierungen unabwendbar.

Wie sehr die Dortmunder Union von Anbeginn die Bedeutung eines Finanzobjektes für die Diskontogesellschaft hatte, die, wie schon angedeutet, bis zu seinem Tode mit der Persönlichkeit des Herrn v. Hansemann bis zu einem gewissen Grade identisch war, dafür mag als ein charakteristischer Vorgang die schon erwähnte, Ende vorigen Jahrhunderts vorgenommene Erwerbung der Kohlenzeche Adolf v. Hansemann angeführt werden. Für diese Zeche, von der man eigentlich nichts andres wußte, als daß sie seit Menschengedenken unter Wassereinbrüchen zu leiden gehabt hatte, wurde das Aktienkapital um 9 Millionen Mark erhöht, die etwa zur Hälfte den Aktionären zu 115 angeboten wurden, während der Kurs — inmitten einer steigenden Konjunktur — auf 55% herabging. Der offizielle Grund zum Erwerb dieser Zeche war damals: die Dort-

Digitized by Google

munder Union muß eine eigene Zeche für ihren Betrieb haben. Nun besaß aber die Dortmunder Union damals schon mehr als die Hälfte der Kuxe dieses Unternehmens, sie hatte mithin auch in der Hauptsache die Disposition über das Unternehmen; die Bedingung, die als entscheidender Grund für den Erwerb der Zeche angegeben wurde, war somit schon durch die damalige Konstellation im Wesentlichen erfüllt. Es bedurfte daher keiner Prophetengabe, um die Entwicklung dieser Angelegenheit, die in Wahrheit wieder nur dazu diente, die Schuld der Diskonto-Gesellschaft zu ermäßigen, vorauszusehen; kaum war die Zeche in den alleinigen Besitz der Dortmunder Union gelangt, als, wie auf Bestellung, die Wassermassen von neuem in die Zeche eindrangen. In dem Geschäftsberichte der Union vom Jahre 1898/99 hatte der Aufsichtsrat den Aktionären mitgeteilt, daß die Zeche Adolf v. Hansemann gerade für die Union „besonders wertvoll" sei, weil sie an der nächsten Eisenbahnstation gelegen sei. Im übrigen aber könne für den Kaufpreis und für die weitern Aufwendungen auf eine genügende Rente mit Sicherheit gerechnet werden. Zwei Jahre nach diesen Erläuterungen befand sich die Union in einer Verfassung, daß die Zeche wieder verkauft werden sollte, und erst jetzt, kurz vor seinem Tode, rückte Herr v. Hansemann in der Generalversammlung vom 9. Juni 1902 mit der Erklärung heraus, daß, wenn die Diskonto-Gesellschaft der Dortmunder Union nicht beigesprungen wäre, die Dortmunder Union in Konkurs — so drückte er sich wörtlich aus — gegangen wäre. Und angesichts einer solchen Verfassung des Unternehmens, wie von dem Vorsitzenden des Aufsichtsrats selbst konstatiert wurde, konnte man es wagen, den Aktionären die Aktien mit 115% anzubieten! Wenn man den Aktionären in demselben Geschäftsbericht in dem man ihnen für die „besonders wertvolle" Zeche die Aktien mit 115% anbot, mitgeteilt hätte, daß die Dortmunder Union in Konkurs gehen müsse, wenn die Diskonto-Gesellschaft ihr nichts vorstrecken würde, so würden die Aktionäre schwerlich Lust verspürt haben, neue Aktien zu übernehmen. Wie die Dinge gegenwärtig stehen, zeigt der letzte Geschäftsbericht. In diesem stand die Zeche noch mit 14 Millionen Mark zu Buch bei einem Gewinn von rund 343000 Mark, und in der letzten Generalversammlung mußte der Generaldirektor zugeben, daß die Zeche v. Hansemann nach wie vor das Schmerzenskind der Gesellschaft sei.

Wie aber ist es möglich, daß die Aktionäre trotz der sechsunddreißigjährigen Leidensgeschichte des Unternehmens sich immer und immer wieder veranlaßt gesehen haben, der Dortmunder Union neues Geld vorzustrecken, zumal die Verpflichtung des Aktionärs, zu den Zwecken der Gesellschaft beizutragen, auf den Nominalbetrag der Aktie beschränkt ist? Erstens bewirkt dies die bekannte Sanierungspraxis; man droht den Aktionären, ihre Aktien durch Vorzugsrechte neuzuschaffender Aktien wertlos zu machen, wenn sie die neuen Aktien nicht übernehmen. Sodann aber kann man dreist behaupten, daß die Dortmunder Union in ihrem 36jährigen Bestehen noch keine den Verhältnissen entsprechende Bilanz gezogen hat, insofern die Abschreibungen im Verhältnis zu den Aktiven der Gesellschaft viel zu niedrig bemessen wurden. Die Laurahütte schrieb am 30. Juni 1900 bei 57 Millionen Mark $4^1/_2$ Millionen Mark ab, die Dortmunder Union an demselben Termin bei 88 Millionen Mark Anlagen 3 Millionen Mark. Würden die Abschreibungen in entsprechender Weise vorgenommen worden sein, so würde die Dortmunder Union nicht nur keine Dividende verteilt haben, sondern in Wahrheit mit einer von Jahr zu Jahr sich vergrößernden Unterbilanz abgeschlossen haben. Statt dessen normierte man die Abschreibungen gering, verteilte Dividenden, da man mit einer Unterbilanz doch kein Geld von den Aktionären hätte bekommen können, versteckte die tatsächliche Unterbilanz in den Aktiven, bis dann endlich der Tag der Generalabrechnung kam, an dem diese Aktiven durch eine Riesensanierung auf ihren wahren Wert oder vielmehr auf ein ihrem wirklichen Werte entsprechenderes Niveau herabgesetzt wurden. Dabei wurde den Aktionären erzählt, daß die Union einen in die Millionen gehenden „Buchgewinn" erzielt habe, was bei dem Durchschnittsaktionär die Vorstellung eines wirklichen Verdienstes erweckte, während ein Buchgewinn doch im Grunde genommen nur das Eingeständnis dafür ist, daß die Aktiven in den früheren Bilanzen zu hoch bewertet worden sind. Endlich kann man sich nicht verhehlen, daß auch die Börsenbehörde durch konsequente Genehmigung der neuen Aktienemissionen das Emissionshaus in seinem Verfahren ermuntern mußte. In früheren Bilanzen waren obendrein notorisch unrichtige Ziffern insofern angegeben, als die Berücksichtigung der Zugänge und die Abschreibungen in den neuen Bilanzen regelmäßig zu ziffernmäßig anderen Resultaten führte, als dies in der Bilanz selbst angegeben wurde. In dieser Beziehung, das muß hervorgehoben werden, hat seit dem Tode des Herrn v. Hansemann die Verwaltung, die überhaupt eine schwere Erbschaft übernommen hat, Ordnung eingeführt. Die Zugänge und die Abschreibungen des Unternehmens sind seitdem ziffernmäßig genau dargestellt worden.

Wir haben uns mit den Einzelheiten der Entwicklungsgeschichte des Unternehmens nur deshalb näher befaßt, weil an ihm wie kaum an einem zweiten Beispiel die Richtigkeit der Auffassung, daß die Aktie zentralisierend auf die Vermögensbildung einwirke, dargetan werden kann. Gerade die vielen kleinen Aktionäre haben bei diesem Unternehmen ihre Beteiligung eingebüßt, für den Bankier der Gesellschaft aber und den mit ihr eng verknüpften leitenden Aktionär der Dortmunder Union ist die Union immer doch ein lukratives Finanzobjekt geblieben. War die Union der Diskontogesellschaft Geld schuldig, so mußte sie ihr beträchtliche Zinsen bezahlen, wurde aber die Schuld wieder abgetragen, so war die zu diesem Zwecke notwendige Sanierung ebenfalls ein gutes Geschäft für das Finanzinstitut und damit indirekt für den mit ihr verknüpften Herrn v. Hansemann. Wären die Werke der Union seit dem Jahre 1872 in den Händen einzelner Personen geblieben, statt zu einer Aktiengesellschaft vereinigt zu werden, es wäre gänzlich ausgeschlossen gewesen, daß in den sechsunddreißig Jahren 100 bis 150 Millionen Mark — auf diese Summe darf

Digitized by Google

man die Verluste bei diesem einzigen Unternehmen wohl beziffern — für die Union vergebens geopfert worden wären; nur von der Vielheit war dies zu erlangen. Nehmen die Aktienunternehmungen eine ungünstige Entwicklung, so ist es in der Regel die Vielheit der Aktionäre, die „enteignet“ wird, während die „Individualitäten“ der Aktiengesellschaft in ihrer Doppelstellung als Aktionäre und Gründer, leitende Persönlichkeiten oder Bankiers im allgemeinen noch immer gut fahren; prosperiert aber die Aktiengesellschaft, dann sind es wieder die Individualitäten, die vermöge ihrer besondern Stellung durch hohe Tantiemenbezüge und durch finanzielle Transaktionen aller Art die Vorteile der Aktiengesellschaften in einem den Durchschnittsgewinn des Aktionärs weit übersteigendem Maße in Anspruch nehmen. In der Generalversammlung, die die oberste Instanz ist, ist zwar der Vielheit der Aktionäre das unumschränkte gesetzliche Recht eingeräumt; den tatsächlichen Einfluß aber in dieser Gesellschaft üben — infolge des eigenartigen Organismus dieser Gesellschaftsform — die Individualitäten der Aktiengesellschaften aus, und sie tun es in so größerm Maße, je mehr die Bernsteinsche Voraussetzung der Vielheit der Aktionäre erfüllt ist. Die Aktienform begünstigt somit im allgemeinen die Zentralisierung der Vermögensbildung im Bereiche der Kapitalisten selbst, sie liegt also insofern in der Richtung sozialistischer Theorien, gewährt allerdings auch den Arbeitern die Existenzmöglichkeit in ungleich erhöhterem Maße, als dieses bei einzelnen Unternehmungen der Fall zu sein pflegt. Es war die Vielheit der geopferten Kapitalien, die es bewirkte, daß z. B. bei der Dortmunder Union einer stattlichen Arbeiterzahl sechsunddreißig Jahre hindurch die Existenzmöglichkeit gegeben worden ist. Wären die Werke in den Händen einzelner geblieben, so wäre dies schlechterdings ausgeschlossen gewesen.

Wendet man aber ein, daß der einzelne Fall nichts beweise, so behaupte ich, daß er alles beweist, da eben das Prinzip bei allen Aktiengesellschaften dasselbe ist. Es kommt alles nur darauf an, was in dem wirtschaftlichen Organismus überhaupt möglich und erlaubt ist, dann sorgt der natürliche Egoismus schon dafür, daß die verschiedenen Formen in jeder Beziehung ausgenutzt werden. Wenn man darauf hinweist, daß es doch unzählige Aktiengesellschaften gäbe, deren Entwicklungsgeschichte von derjenigen der Dortmunder Union himmelweit verschieden ist, so entkräftet das die Behauptung von der zentralisierenden Wirkung der Aktienform auf die Vermögensbildung nicht im geringsten. Nur die bessern geschäftlichen Verhältnisse solcher Gesellschaften ermöglichten es, daß auch die Durchschnittsaktionäre bei solcher Aktiengesellschaft besser gefahren sind. Gewiß gibt es Gesellschaften, ja, viele Aktiengesellschaften, bei denen eine günstige Konjunktur die spezifisch zentralisierenden Wirkungen der Aktienform auf die Vermögensbildung mehr als paralysiert haben, aber jene Wirkung besteht darum nicht weniger. Der grundsätzliche Unterschied zwischen den wissenden Aktionären und den nichtwissenden, zwischen den urteilsfähigen und den urteilslosen, zwischen den herrschenden Aktionären und den beherrschten, kurz zwischen den wirklichen und den nur gesetzlichen Aktionären — dieser fundamentale Unterschied besteht durchgängig und bewirkt in mehr oder minder ausgeprägtem Maße die Verschiebung der Vermögensverhältnisse, insoweit sie sich auf die Beteiligung an den betreffenden Unternehmen beziehen, zu Ungunsten der einen Klasse und zu Gunsten der anderen, und läßt die sogenannte Gleichberechtigung der Aktionäre als einen schönen Traum erscheinen. Ein Mittel hiergegen, insoweit das grundsätzliche Moment in Frage kommt, gibt es nicht. Denn wenn auch im Aktienwesen Dinge vorgekommen sind, die man überhaupt nicht als einwandfrei bezeichnen kann, so ist doch der grundsätzliche Unterschied zwischen den beiden Aktionärarten durch kein Mittel zu bekämpfen. Nur die Erkenntnis dieses Unterschiedes und der wirklichen Bedeutung der Aktienform für die Vermögensbildung im allgemeinen kann auf die Beteiligung bei Aktiengesellschaften in dem einen oder andern Fall von Einfluß sein.

Kinderlügen.

Eine Schulreformfrage von Professor **W. A. Hammer** (Wien).

Zu den frühsten Fehltritten im menschlichen Leben gehört unstreitig die Lüge. Und ist sie an sich auch noch so unbedeutend, noch so nichtssagend in ihrem Inhalte, so harmlos in ihren Folgen und den Schäden, die sie dem andern bringt, so muß sie doch mit allen Mitteln bekämpft und vom erzieherischen wie rein menschlichen Standpunkte verurteilt werden. Und wohl schon deshalb, weil die Lüge, die einmal geduldet oder gebilligt wurde und einen Erfolg hatte, zur Wiederholung reizt, weil sie nur zu leicht zur Gewohnheit ausartet, das Gewissen schwächt und so in der Tat das Individuum unrettbar auf eine schiefe Bahn bringen kann. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht usw.“ oder „Wer lügt, der stiehlt“ und wie die Sprüche alle heißen, sind harte, aber nur zu wahre Sätze, die sich der Erzieher, der mit aller Macht gegen die Lüge ankämpft, stets vor Augen halten muß, auch dann, wenn ihn das Individuum in seiner Unbescholtenheit, in seinem kindlich aufrichtigen Wesen zur gegenteiligen Annahme berechtigt.

Aber gerade auf diesem Gebiet der Erziehung wird von Eltern und Lehrern nur zu oft und schwer gesündigt. Und man kann füglich behaupten, daß eine schlechte Bekämpfung der Lüge schlimmer wirkt als die Lüge selbst, die auch oft von selbst dem Übergewicht edlerer Willensanlagen weichen muß. Konkrete, aus dem Erziehungsleben genommene Beispiele können dies veranschaulichen: das Söhnlein bekommt eine schlechte Note oder einen Tadel in der Schule und scheut sich aus Furcht vor der häuslichen Strafe, dem Vater die Wahrheit zu gestehen. Als nun die Kunde von dem schlechten Fortgang des Sohnes dem Vater doch zu Ohren kommt, kennt sein Zorn keine Grenzen; er züchtigt den Knaben und ganz besonders, weil er gelogen hat. Es ist nun eine erfahrungsgemäße Erscheinung, daß nichts

Digitized by Google

so stark auf das kindliche Gemüt wirkt, als die Furcht vor der Strafe, vor der Züchtigung. Der Knabe kommt daher das nächste Mal mit seinem Zensurschein zum Vater, da er durch seine Aufrichtigkeit der harten Strafe zu entgehen hofft. Doch weit gefehlt, auch da setzt es wieder Prügel. Was tut also das Kind bei einer neuerlichen Gelegenheit? Es betritt lieber den Weg der Lüge, der Verheimlichung, ja es scheut selbst vor der Fälschung der Unterschrift nicht zurück. Und wenn sich einmal die Anschauung in dem Kinde festgewurzelt hat, daß ihm durch die Lüge Chancen geboten werden, der Bestrafung zu entgehen, dann dürfte es nicht mehr so leicht gelingen, die Neigung zum Lügen zu bekämpfen. Aber auch die Schule verfolgt nicht immer eine anerkennenswerte Methode, wenn sie den Schüler im vornhinein vor dem sogenannten Schwindeln bei Schularbeiten warnt, wenn sie in Entschuldigungsschreiben der Schüler ohne triftigen Grund und sichern Stützpunkt Zweifel setzt, wenn sie den Schüler, der zu Hause harte Strafen zu erwarten hat, insofern auf eine harte Probe stellt, als ihm ein Zettel oder die Zensur mit der Forderung eingehändigt wird, das Schriftstück am nächsten Tage mit der Unterschrift des Vaters wieder in die Schule zu bringen. In einem solchen Falle den ehrlichen, wenn auch unangenehmeren Weg zu wählen, kann nur einem vollkommen ausgebildeten, wirklich schon auf sittlicher Höhe stehenden Charakter zugetraut werden, nicht aber einem Kinde von 6 bis 14, 15 Jahren, das in all seinem Fühlen, Denken und Handeln der Führung des Erfahrenen bedarf und in seinen sittlichen Grundsätzen, wenn sie ihm auch von der Natur ins Herz gelegt wurden, doch erst durch die Übung des Guten, Edlen und Schönen, durch das Beispiel Erwachsener gefestigt werden muß.

Und gerade die Lüge, die im Kindesalter oft unbedeutend genug ist, um sogar übersehen zu werden, kann gerade durch nichts Besseres bekämpft werden, als durch die Übung und das Beispiel in der Wahrheit, durch jene Stärkung des Willens, die das Individuum befähigt, lieber das Härteste zu ertragen, als gegen die eigenen sittlichen Grundsätze zu handeln. Gerade das Haus ist dazu berufen, den Weg der Wahrheit zu weisen. Um dies zu erreichen, muß alles vermieden werden, was den Wert der Wahrheit, dieses sittlich höchsten Ideals, auch nur in Frage zu stellen geeignet erscheint. Daher müssen Entschuldigungsschreiben der Eltern, die nicht dem wahren Sachverhalt entsprechen, auf das Kind in schlechtem Sinne wirken. Erfolgte die Schulversäumnis wegen Übersiedelung, wegen allzu schlechten Wetters, wegen irgend eines Vorfalls in der Familie, immer soll der wahre Grund angegeben werden. Der Lehrer macht aber nur zu oft die Erfahrung, daß gerade in diesem Punkte das Elternhaus schwer sündigt, daß Krankheit statt des schlechten Wetters, der Übersiedelung oder statt eines Familienanlasses angegeben wird, um die Schulversäumnis nur recht glaubwürdig zu begründen. Geht man aber dieser Gepflogenheit, hier statt der Wahrheit lieber die Lüge zu setzen, auf den Grund, so findet man nur, daß wieder die Schuld auf die Schuljustiz zurückfällt, die die Übersiedelung, das schlechte Wetter oder irgend einen Vorfall in der Familie nicht als genügenden Entschuldigungsgrund betrachtet und so das Elternhaus und mit diesem das Kind zwingt, der Wahrheit auszuweichen. In diesem Falle erscheint die Lüge geradezu als gerechte Notwehr ähnlich wie das „Schwindeln" bei den verschiedenen Prüfungen, wo auf das Individuum nur in den seltensten Fällen Rücksicht genommen wird, und sich der Prüfende nicht immer selbst prüft, ob er mit seinen Anforderungen dem Prüfling gerecht wird.

Ein weiterer Erziehungsfehler liegt aber darin, daß man keinen Unterschied der Lügen macht; es heißt nur: Lüge ist Lüge und als solche muß sie bekämpft werden. So kann aber nur derjenige sprechen, der noch keinen tiefern Blick in die Psyche des Kindes getan hat, dem die Pädagogik ein Handwerk und keine Kunst ist. Gemeiniglich unterscheidet man große und kleine Lügen und pflegt danach das Strafausmaß zu bestimmen. Dem Psychologen, der den Lebensäußerungen immer auf den tiefinnersten Kern zu kommen trachtet, genügt dieses Schema nicht. Schon Sully kennt „heiße" und „kalte" Lügen, je nach der Art ihrer Grundmotive, und Stanley Hall tritt für eine Einteilung der Lügen nach der Verschiedenheit ihrer Beweggründe ein und kennt sonach phantastische, pathologische, heroische und egoistische Lügen. Diese Spezialisierung hat auch Fr. W. Foerster, der bekannte Autor der „Jugendlehre", seinem jüngst erschienenen Buch „Schule und Charakter"*) zugrunde gelegt, das vom Praktischen zum Theoretischen gehend, von allen Erziehern und Lehrern gelesen zu werden verdient. Und gerade das Kapitel über die Schuldisziplin, die nach des Verfassers Ansicht in erster Linie eine Reform vertrüge, beschäftigt sich eingehend mit jenen vier von Hall aufgestellten Arten der Lüge, namentlich aber mit der Schullüge, die für sich aus dem Angstgefühl resultiert. Foerster bekennt offen, daß die Pädagogik mit ihrem oft inquisitatorischen Verfahren, das sich trotz Verboten und Vorschriften doch noch immer ganz ungeeigneter Mittel (wie der Mißachtung, der Ohrfeige usw.) bedient, mit ihrer geradezu polizistischen Disziplin die Schullüge erst recht zur Blüte gebracht hat. Was ist gewöhnlich das Motiv der Schullüge? — Feigheit, weil einem die Wahrheit nicht geglaubt wird, Angst vor der Strafe und dergl. Das Übel wäre auch nur dann zu heilen, wenn man den Ursachen von vornherein begegnete, aber auch das Ehrgefühl stärkte; denn je höher dieses entwickelt ist, desto mächtiger ist das sittliche Fundament des Individuums, die Wahrhaftigkeit. Und wahr sein, heißt persönlich sein.

Endlich sei noch auf die von Stanley Hall aufgestellten 4 Arten von Kinderlügen im Sinne Foersters näher verwiesen. Scheint es im allgemeinen ein Hauptfehler der Pädagogen zu sein, Kinderlügen zu tragisch zu nehmen, zu tragisch, weil man doch bei Kindern nicht die Reife Erwachsener voraussetzen darf, so wird die Phantasielüge nicht selten ganz verkannt. Schon Jean Paul sagte: „Sie scheinen zu lügen, indes sie blos mit sich selber reden." Gegen diese Lügen ist wohl eine Strafe überhaupt nicht zulässig. Ruhige, mit großem Ernst gesprochne Worte, die man in diesem Fall an

*) Schule und Charakter, Beiträge zur Pädagogik des Gehorsams und zur Reform der Schuldisziplin von Dr. Fr. W. Foerster, Zürich 1907, Schultheß & Cie.

Digitized by Google

die Kinder richtet, womöglich mit Heranziehung passender und überzeugender Beispiele werden kaum in diesem Falle ihren Zweck verfehlen. Praktisch wird man die präzise Wiedergabe gesehener oder gehörter Dinge verlangen. Gerade der Zeichen- wie der Naturgeschichtsunterricht geben reiche Gelegenheit, das Kind zu verläßlichen Aussagen und zur Selbsterkenntnis zu erziehen. Ist einmal die Unterscheidung zwischen Phantasiegebilde und Außenwelt krankhaft getrübt, dann haben wir es allerdings mit pathologischer (krankhafter) Lügenhaftigkeit zu tun. Diese geht so weit, daß der Lügende selbst — und das gilt auch für Erwachsene — schließlich an seine eigene Lüge glaubt. Zur Bekämpfung der pathologischen Lüge bedient sich die Heilpädagogik der „Selbstkontrolle". Die heroische Lüge hat stets edle Motive; doch müssen die Kinder überzeugt werden, daß auch diese an und für sich bestgemeinte Lüge ein falsches und verderbliches Spielzeug ist. Sie erschüttert auf jeden Fall die Wahrheitstreue im Lügenden und nützt dem Belogenen nichts, wenn z. B. ein Schüler, um seinen Mitschüler zu retten, antwortet, er wisse von nichts, oder etwas Falsches zu Protokoll gibt. Unter die egoistischen Lügen zählen die meisten Schullügen. „Das schrankenlose Streben unsres Zeitalters nach jeder Art von Lebenserleichterung, nach Genuß und Vergnügen um jeden Preis," sagt Förster, „macht sich heute schon in der jungen Generation bemerkbar." In diesem Sinne beleuchtet er uns das Problem der Wahrhaftigkeit vom Standpunkt der Willengymnastik, fordert Trainierung des Mutes, ächtet das feige Ausreißen, die Menschenfurcht usw. ähnlich wie Dante von den Lügnern in der Hölle sagt: „Sie verlieren alles Persönliche, sie wagen nicht, sich selbst zu sein — ihr Gesichtsausdruck verliert jedes Bekenntnis." Und bezeichnet nicht Schopenhauer Furcht und Mangel an persönlicher Stärke und Selbständigkeit als die Hauptursachen alles Lügens? Um also auch die egoistische Lüge zu bekämpfen, muß der Wille, die Selbstbeherrschung gestärkt werden. Charaktervoll kann nur der sein, der sein Lebensziel in geistiger Stärke und Vollkommenheit erblickt. Sokrates, Roseggers „Peter Mahr", Ibsens „Volksfeind" u. v. a. können hier unmittelbar als typische Beispiele vorgeführt werden.

Man sieht hieraus, daß es der heutigen Schule an Verinnerlichung fehlt, wenn auf die Bildung des Charakters in solchem Sinne nicht Rücksicht genommen wird. Die „Erziehung zur Mannhaftigkeit" ist ein leeres Schlagwort, weil man darunter nicht den Weg zur Wahrhaftigkeit erblicken will, sondern nur ein muskelschwellendes Sichherumtreiben auf Turn- und Spielplätzen. Schon Euripides sagte: „Es gibt viel schlechtes Volk in Attika, aber die schlechtesten Kerle, das sind Athleten." Damit sei nur angedeutet, daß die physische Ausbildung der ethischen Entwicklung unbedingt untergeordnet werden muß.

Die Schuldisziplin erheischt daher ebenso eine Reform, für die Förster manchen beherzigenswerten Wink gibt. Gerade seine Stimme sollte umso eher gehört und befolgt werden, als er aus innerster Überzeugung spricht und aus eigener Erfahrung schöpft. Alle, die heute die Freiheit für den Schüler in überlauter Weise fordern, sind sich meist selbst nicht klar, wie sich dieser Individualismus mit der Pädagogik des Gehorsams vereinbaren ließe. Mit Recht sieht Förster in all den Reformen den alten Geist Rousseaus wieder aufleben, dessen Aberglaube an die menschliche Natur, heute ganz anders verstanden, damals bedeutende Grundlagen für unsere Pädagogik schuf. Das moderne Leben tritt an den Menschen nicht nur mit neuen Aufgaben heran, sondern auch mit Forderungen an den Charakter, dessen Entwicklung daher die größte Sorgfalt gewidmet werden soll.

Die Könige von Alasia.

Keilschriftliche Staatsarchive ägyptischer Papyri und die Insel Cypern.

Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz).

I.

Gehen wir von den modernen Erfindungen ab, die wir dem Fortschritte der Naturwissenschaften verdanken, so gibt es nach den Worten Ben Akibas fast nichts Neues unter der Sonne.

Und wie bis vor kurzem das Französische die internationale Diplomatensprache der modernen Kulturvölker war, so wissen wir heute durch die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte, daß sicher bereits um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausend oder noch früher eine ähnliche internationale Sitte herrschte und die Völker im östlichsten Mittelmeergebiet, Syriens, Ägyptens, Mesopotamiens und Kleinasiens einschließlich der großen Insel Cypern in babylonischer Sprache und Keilschrift ihren diplomatischen Verkehr unterhielten.

Wir besitzen heute in unsern Museen die umfangreichen Reste einer stattlichen Reihe mehr oder minder großer Staatsarchive aus damaliger Zeit, in denen die Könige die Urkunden ihrer politischen Korrespondenz aufbewahrten. In den weichen Ton eingedrückt und dann gebrannt, haben sich die so beschriebenen Tafeln bei guter Qualität des Materials und richtigem Brennen so tadellos frisch erhalten, als wären sie erst kürzlich gefertigt. Leider war der gewählte Ton zuweilen minderwertig oder das Brennen unvollkommen erfolgt, und so erschweren oder verhindern dann die zum Abbröckeln und Abblättern wie zum Zerfallen geneigten Tafeln und ihr fragmentarischer Zustand die Entzifferung.

Außerhalb Mesopotamiens hellen heute zwei solcher keilschriftlicher Staatsarchiv-Funde, der eine aus Ägypten von Tell-el-Amarna und der andere aus Kleinasien von Boghaz-Köi ungefähr dieselbe Zeit um 1400 v. Chr. auf, da in Ägypten die Pharaonen Amenophis III. und Amenophis IV. regierten.

Von den beiden Funden ist das Archiv von Tell-el-Amarna mit 296 Tontafeln bereits gründlich durch Gelehrte verschiedener Länder bearbeitet und zuerst übersichtlich und grundlegend von Hugo Winckler, dem

Digitized by Google

hervorragenden Assyrologen der Berliner Universität, behandelt.*)

Der Fund von Boghaz-Köi, zwei Königliche Staatsarchive umfassend, wurde erst im vorigen Jahre und von Hugo Winckler selbst im Herzen Kappadokiens östlich von Angora gemacht und dabei offenbar die Hauptstadt des Reiches Chatti, d. h. des großen Hethiterlandes entdeckt. Die mit anerkennenswerter Schnelligkeit noch im vorigen Dezember vom glücklichen Finder bewirkte vorläufige Veröffentlichung**) beschränkt sich, wie von ihm gesagt wird, fürs erste nur auf kurze Andeutungen und einzelne Proben, da die neuerschlossenen Archive zur umfassenden Durcharbeitung für lange hin mehr als eine Arbeitskraft beschäftigen müssen.

Mit Ausnahme weniger Abschriften weggesandter, besonders wichtiger diplomatischer Noten der Pharaonen enthält das Archiv von Tell-el-Amarna nur die an die Pharaonen aus den verschiedenen Ländern eingelaufenen diplomatischen Original-Noten und Original-Eingaben. Die große Masse, 259 von 296 Dokumenten, sind Bittgesuche kleiner phönizischer und kanaanäischer Fürsten, unter denen die der phönizischen Duodezprinzen und Statthalter von Tyrus und Sidon durch besonders unterwürfigen Ton hervortreten.

So schreibt Abi-milki von Tyrus wörtlich folgendermaßen an den Pharao (bei Hugo Winckler Urkunde Nr. 149):

„An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine Sonne: Abi-milki Dein Diener. Sieben und sieben mal zu Füßen des Königs, meines Herrn, fall ich. Ich bin der Staub unter der Sandale des Königs, meines Herrn. Mein Herr ist die Sonne, welche aufgeht über die Länder alltäglich nach der Bestimmung des Sonnengottes, seines Vaters, des gnädigen usw."

In der nächsten Eingabe (Nr. 150) sagt er:

„Ich bin Statthalter des Königs" und bittet um ‚zwanzig Mann Besatzung', damit er „hinkommen könne zum Könige seinem Herrn, sein Antlitz zu sehen." Er ist „vom Feinde eingeschlossen und hat weder Wasser noch Holz." usw.

Neben dem kläglichen Gewinsel und der Kriecherei der winzigen Vasallen und Statthalter dieser 259 Urkunden imponieren umsomehr in weitern 37 Urkunden (außer einigen Abschriften der Pharaonischen Noten an Großkönige und Vasallen) die Schreiben der gleichberechtigten Großkönige von Babylonien, Assyrien, von Mitani (einem nordsyrischen Reiche)***) und Alasia an die Pharaonen.

Aus den neun in Amarna im Staatsarchiv ausgegrabenen diplomatischen Tontafel-Noten der uns hier näher interessierenden Großmacht Alasia sei hier nur der Anfang einer Note mitgeteilt, die an Anmaßung selbst die Noten der babylonischen Könige überbietet.

So beginnt der eine Tontafelbrief (Nr. 25 bei H. Winckler) wörtlich wie folgt:

„An den König von Ägypten, meinen Bruder! Der König von Alasia, Dein Bruder. Mir geht es gut, meinem Hause, meiner Frau, meinen Söhnen, meinen Großen, meinen Pferden, meinen Streitwagen und meinen Ländern gar sehr sei Heil. Und meinem Bruder sei Heil, Deinem Hause, Deiner Frau, Deinen Söhnen, Deinen Großen, Deinen Pferden, Deinen Streitwagen und Ländern gar sehr sei Heil. Mein Bruder, siehe, meinen Boten mit Deinen Boten an Dich habe ich geschickt nach Ägypten. Jetzt, mein Bruder, habe ich Dir 500 Talente Kupfer geschickt als Geschenk für meinen Bruder." usw.

Also der König von Alasia berichtet erst von seinem eigenen Wohlergehen und wünscht erst „All Heil" für sich und die Seinen bis zu seinen Pferden und Streitwagen, für alle seine Länder, ehe er dasselbe dem Pharao, seinem Bruder, wünscht.

Von den neun ausgegrabenen Tontafel-Noten der Großmacht Alasia sind sieben vom Könige an den Pharao gerichtet, zwei von dem Minister (Rabisu) Alasias an den Minister (Rabisu) Ägyptens.

Die in den Urkunden erwähnten Geschenke, die Alasia nach Ägypten schickt, sind:

500 Talente Kupfer, Holz und Esel	Urkunde 25 bei Winckler.
5 Talente, Kupfer oder Bronze ist nicht gesagt, 5 Gespanne Pferde	Nr. 26 bei Winckler.
100 Talente Bronze, 1 Krug guten Oles, um es auf das Haupt des Pharao bei der Feier der Thronbesteigung zu gießen	Nr. 27 bei Winckler.
200 Bronzen, (das Wort Talent ist vielleicht absichtlich ausgelassen), 10 Talente, ob Bronze oder Kupfer weiß man nicht, da an der Stelle die Tafel beschädigt ist	Nr. 30 bei Winckler.
Bronze, legiert, 30 Talente, Viel Bronze, Getreide	Urkunde Nr. 31 bei Winckler.
5 Talente Bronze, 2 Stück Elfenbein, Geräte (nicht näher bezeichnet, weil die Tafel an der Stelle beschädigt ist)	Nr. 32 bei Winckler.
5 Talente Bronze, 3 Talente guter Bronze, das „gut" ist also absichtlich hervorgehoben, 1 Elfenbein, 1 Usuholz, 1 Schiff.	Nr. 33 bei Winckler.

Dagegen hat der König von Alasia vom Könige von Ägypten als Gegengeschenke verlangt und vermutlich auch meist erhalten:

Silber in großer Menge (mehrfach wiederholt), 1 Ochsen, gutes Öl, zwei Kukupu-Gefäße voll, einen Beschwörer der Adler, Zurück die Habe eines in Ägypten gestorbenen Alasioten	Urkunde 25 bei Winckler.
Silber.	Urkunde 26 bei Winckler.

*) Keilschriftliche Bibliothek V. Die Tontafeln von Tell-el-Amarna von Hugo Winckler. Berlin 1896. Vergl. auch C. Niebuhr: „Die Amarna-Zeit" Verlag von J. C. Hinrichs (Leipzig), 1899.

**) Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin. 1907, Nr. 35. Vorläufige Nachrichten über die Ausgrabungen in Boghaz-Köi im Sommer 1907. 1. Die Tontafelfunde von Hugo Winckler.

***) H. Winckler ausführlich darüber in den „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft" 1907, Nr. 35.

Digitized by Google

als Gegenwert für die dem Pharao übersandten 100 Talente Bronze:

1 vergoldetes Bett aus Usu-Holz, 1 vergoldeten Streitwagen, 2 Rosse, 42 Gewänder, nochmals 50 Gewänder, nochmals Gewänder (in der Inschrift eine Fehlstelle, daher fehlt die Zahl), 24 Usu-Hölzer, 11 Büchsen guten Öles.	Urkunde 27.

Dann wird noch in dem letzten Briefe, Urkunde 33 der zweiten Note, die der Minister Alasias an den Minister Ägyptens schickt, der Empfang der in Alasia richtig angekommenen Elfenbeinzähne bestätigt.

Außerdem erfahren wir aus diesen neun Noten der Großmacht Alasia an die Großmacht Ägypten: daß die Pest in Alasia gewütet und die junge Königin hingerafft hat (Urkunde 25), daß die Lukki, d. h. die Lykier Kleinasiens, alljährlich die alasische Stadt Sihru plündern, und daß der König von Alasia den Vorwurf des Pharao zurückweist, gemeinschaftliche Sache mit den Lukki gegen Ägypten gemacht zu haben. Sollten aber dennoch Leute seines Landes mit den Lukki gegen Ägypten konspiriert haben, wird er nach seiner Gesinnung mit ihnen verfahren (Urkunde 28).

Dann rühmt sich noch in einem der Tontafel-Briefe von Amarna (Winckler 81) der Phönizierfürst der Stadt Gebal (Byblos), Rib Addi, der den Pharao um Hilfe gegen seine Feinde anfleht, des Verdienstes, den Amamna (wohl einen Gesandten des Ägypterkönigs) nach Alasia geleitet zu haben.

Soviel über Alasia aus dem Archiv von Tell-el-Amarna! Soweit bis zur Veröffentlichung des ersten Ausgrabungsberichtes Dezember 1907 die Tontafel-Funde Boghaz-Köis von Winckler durchgesehen werden konnten, handelt bisher nur ein sehr wichtiges Fragment von Alasia und beweist, daß auch die Könige von Chatti, also die großen Hethiterkönige Kleinasiens, in jener Zeit (ca. 1400 v. Chr.) von Alasia Kupfer bezogen.

Das Fragment lautet:

„Kupfer aus Alasia, aus dem Gebirge Taggata."

Ferner wird nun das Land Alasia oder Alaschija durch den Papyrus Goleniscbeff bezeugt, der aus dem 11. Jahrhundert v. Chr. datiert und den Ermann, der Direktor der ägyptischen Abteilung der Königl. Museen, in der Zeitschrift für ägyptische Sprache (1900, S. 1—14) herausgegeben hat:

„Ein thebanischer Tempelbeamter Wen-Amon wird auf einer Seereise nach dem phönizischen Byblos an das Land Alaschija verschlagen. Die Bewohner der Küstenstadt wollen ihn töten, schleppen ihn zur Fürstin der Stadt Hatiba, die ihm nach einer von ihm gehaltenen, eindrucksvollen Rede das Leben schenkt. Dabei macht ein Alasiot, der Ägyptisch versteht, den Dolmetscher, und es stellt sich heraus (wie Ermann bemerkt), daß die Landessprache der Alaschijaleute dem Ägyptischen wie dem Phönizischen ganz fern liegt."

Ich setze aus Eigenem hinzu: „Denn es war Griechisch." Und das Land Alasia ist die Kupfer-Insel Cypern, was heute allgemein als etwas Selbstverständliches hingenommen wird. Die Könige von Alasia, d. h. also die Könige von Cypern, die die ganze Insel als ein damals mächtiges, dem Ägypter-, wie dem Babylonier- und Hethiterreiche ebenbürtiges Reich in der Zeit von ca. 1500—1000 v. Chr. beherrschten, waren Griechen zum Teil ostpeloponnesischen, arkadisch-achäischen Ursprungs, die Überbringer der mykenischen Kultur von Mykenae, Tiryns und Kreta. Dieses um oder vor der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausend eingewanderte, in Cypern seßhaft und heimisch werdende Griechenvolk vermischte sich mit der ältern seit Jahrtausenden eingesessenen ägäischen Urbevölkerung. Diese wiederum bildete mit der Urbevölkerung auf den ägäischen Inseln und angrenzenden europäischen und asiatischen Küsten eine große Völkergruppe, die von jeher indogermanisch war, thrakische Elemente einschloß und mit den Semiten, am allerwenigsten mit den Phöniziern, etwas zu tun hatte. Denn die syrischen, kanaanäischen, hebräischen und phönizischen Ländchen und Städte der Tell-el-Amarna-Zeit, wie Jerusalem,*) Tyrus, Sidon u. a. wurden damals von Statthaltern oder ohnmächtigen Duodezköniglein, um mit W. Max Müller**) zu reden, regiert, deren Bittgesuche und Bettelbriefe wir schon oben kennen lernten, und über die der Herrscher von Alasia als „Bruder" Pharaos weit hinausragt.

*) Die Tell-el-Amarna-Tontafeln Nr. 179—184, Briefe Abd-Hibas, des ägyptischen Statthalters in Jerusalem, bei H. Winckler S. 303—313.

**) Zeitschrift für Assyriologie. X, 1895, S. 251 u. f. Das Land Alasia.

Karl v. Holtei und die Kritik.

(Mit einem unveröffentlichten Briefe Holteis.)

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

Karl v. Holtei hatte in seinem abenteuerlichen Wandrer- und Künstlerleben als Lector, Komödiant, Regisseur und dramatischer Schriftsteller schon früh das zweifelhafte Glück, als Autor in die Öffentlichkeit zu treten. Sein Streben zielte darauf hin, an Stelle seichter, dem Französischen entlehnter Possen, ein deutsches Volksstück zu schaffen. Zum Muster nahm er sich in Wien die trefflichen Raimundschen Zauberspiele. Er verzichtete auf das Übernatürliche zu Gunsten einer realistischen Naturtreue und volkstümlichen Einfachheit der Gefühle und Begebenheiten, oder gönnte ihm (wie in seiner Dramatisierung von Bürgers „Lenore") eben nur so viel Spielraum, als zur Erklärung des Zusammenhangs der Motive notwendig war.

Eigentümlich ging es ihm als dramatischem Anfänger. Seine Stücke kamen fast ausnahmslos zur Aufführung, fielen ebenso einmütig bis auf die vier besten „Die Wiener in Berlin", „Die Berliner in Wien", „Lorbeerbaum und Bettelstab" und „Lenore" beim Publikum und der Kritik durch und verschafften ihm trotzdem rasch einen Namen in der damals allerdings nicht allzu hervorragenden deutschen Bühnenliteratur.

Digitized by Google

Da der hier zum ersten Mal publizierte Brief Holteis nach Weimar gerichtet ist, als an einen Ort, wo ihm immer besonders günstige Sterne leuchteten, so ist hier kurz zu erwähnen, wie verhältnismäßig leicht es dem trefflichen schlesischen Dichter wurde, Gnade in Goethes Augen zu finden, ja, sogar bis zu einem gewissermaßen vertraulichen Verhältnis zu ihm zu kommen, was doch weder einem Grillparzer noch einem Heine, weder einem Börne noch einem Tieck gelang.

In seinem leider allzu breiten und ohne Eitelkeit doch allzu selbstgefälligen autobiographischen Beichtwerk „Vierzig Jahre“ bildet das Kapitel Weimar und Goethe unstreitig den Höhepunkt. Einem augenblicklichen Einfall nachgebend, ließ sich 1827 auf der Durchreise in Weimar der 29jährige noch immer erst wenig bekannte Dichter bei Goethe melden. Er wurde bei dem Gewaltigen zu einer Audienz zugelassen, der nach anfänglicher Überwindung merklicher Hindernisse eine ehrenvolle Zuziehung zur Tafel folgte. Diese hatte einen längeren Aufenthalt in Weimar und die vertraute Bekanntschaft Holteis mit Johanna Schopenhauer und Goethes Sohn August zur Folge. Die Mutter des berühmten Philosophen und der Kanzler Friedrich von Müller erwirkten Holtei 1828 im Winter dramatische Vorlesungen in Weimar. Durch diese kam er mit allen geistigen Kapazitäten des damaligen Weimar in persönliche Berührung. Der weimarische Kapellmeister Eberwein komponierte Holtei die Musik zu seiner „Lenore“. Durch den großen Erfolg im Berliner „Königstädtischen Theater“ ermutigt, ließ sich Holtei dazu verleiten, eine geistige Anleihe an die Zauberromantik Raimunds zu machen in einem einaktigen Dramolett „Die Droschke“, das eine furchtbare Niederlage erlebte. Um die Scharte auszuwetzen, machte er sich Ende 1829 an einen größern Stoff und schrieb das vieraktige Schauspiel „Theodor und Leonhard oder die Majoratsherrn“. Es kam am 3. Februar 1830 im Berliner „Königstädtischen Theater“ zu beifälliger Aufführung, bei der Holteis Braut, die junge, talentvolle Julie Holzbecher, die weibliche Hauptrolle sang. Kurz darauf mußte Holtei an dieser alten Bühne seine Stellung aufgeben und folgte mit seiner jungen Frau einem Engagement nach Darmstadt.

Von dort aus richtete er den folgenden Brief, in dem er seiner Verstimmung über die Kritik seiner Zeit einen so kräftigen Ausdruck gab, an meinen Urgroßvater Johann Nicolaus Conrad Göße, damals Musikdirigent am weimarischen Theater. Dieser, ein talentvoller Schüler Kreuzers, hat später noch lange in der großen Ära Franz Liszts das weimarische Orchester geleitet und war auch der erste, der von Richard Wagners „Tannhäuser“ einen Klavierauszug herausgab.

Das Schreiben lautet nun:

Darmstadt, den 15. August 30.

Sehr verehrter Herr!

Ihre gestern hier eingetroffene Sendung und das dieselbe begleitende Schreiben, haben mich beides zugleich erfreut und beschämt. Es bestätigt sich durch das Interesse, welches Sie an meinen Arbeiten nehmen und durch die gütige Zuvorkommenheit mit der Sie dies Interesse äußern, eben nur meine alte Erfahrung, daß Weimar zu den wenigen Orten gehört, wo mir immer das Glück lächelt, von wo ich immer nur Angenehmes erfahre. Gebe der Himmel, daß sich diese Gunst des Schicksals auch auf die Darstellung und günstige Aufnahme unsrer Majoratsherrn erstrecken möge.

Bis jetzt ist dies Stück nur nach Hamburg versendet (in Berlin haben wir es mit einer jammervollen Musik gegeben), wo man es im September geben will. Ich habe bereits an Lebrün geschrieben, ihm Ihre Komposition ans Herz gelegt und erwarte seine Bestimmung.

Hier wird wohl dies Stück das erste von meinen Kindern sein, womit ich mich dem Publikum vorführen werde. Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen das gebührende Honorar für Ihre Partitur von meiner Intendanz erwirken werde.

Wo man mir anderswo das Manuskript noch begehrt, werde ich jedesmal Ihre Partitur missenden, oder wenigstens, wenn der Weg weit ist, anbieten, daß man sich mit Ihnen direkt in Unterhandlung setze. Leider freilich ziehen viele Bühnen vor, sich die Lieder von ihrem eignen Musikdirektor arrangieren zu lassen — oder sie gar zu streichen; weil man behauptet, daß diese Liederchen in Stücken der Art ungehörig wären. Ich kann dagegen nicht streiten, weil ich im Streite zu parteiisch erscheinen würde; ich weiß aber am Besten, was ich mir dabei denke und bin gewiß, in dreißig Jahren wird dies Genre auf unsern Bühnen heimisch sein.*) Dann aber wird mir's nichts mehr helfen, daß ich es war, der dem deutschen ernsten Liederspiel die Bahn gebrochen und deshalb so viel grobe oder dumme Anfechtung erlebt habe.

Verzeihn Sie diese Abschweifung. Sie sollte eigentlich nur andeuten, daß ich im Sinne habe, unbekümmert um die Theorieen der sogenannten Kritiker, die im Leben nichts Selbstständiges schaffen konnten und an unsern fehlerhaften aber doch frischen Produktionen kleben müssen wie die Raupen am Zweige, um nur zu existieren, daß ich also im Sinne habe, noch recht viel ähnliche Arbeiten zu liefern, und dann von Ihrem einladenden Anerbieten Gebrauch zu machen.

Den Zwischenakt zur „Erinnerung“ (ein früheres Drama von Holtei) nehme ich dankbar als ein Geschenk von Ihnen an. Ich glaube Sie zu beleidigen, wenn ich es anders betrachtete.

Sollten wir dies kleine Wagstück hier unternehmen, so werde ich bei der Aufführung doppelt dankbar Ihrer gedenken.

Haben Sie die Güte, mich denen in Weimar zu empfehlen, die bei dem Theater mir wohlwollen, und empfangen Sie nochmals den herzlichsten Dank Ihres aufrichtig ergebensten Karl von Holtei.

Über das Ergebnis der Aufführung verlautet in Holteis Memoiren leider nichts.

*) Auf Holtei folgte dann Kalisch und l'Arronge. Ob wohl Holtei die Fleischrevuen der großen Varietés als natürliche Schößlinge seines Singspiels anerkennen würde??

Digitized by Google

Hermann Lauscher.

Von Dr. Otto Stoessl (Wien).

Unter dem Titel „Hermann Lauscher“ hat Hermann Hesse auf die Aufforderung der rheinischen Kunstfreunde, vor allem Wilhelm Schäfers hin, ein Bändchen verschollener Jugenddichtungen neu herausgegeben, das Ende 1900 zu Basel unter dem Titel „Hinterlassene Schriften und Gedichte von Hermann Lauscher“ erschienen, nach des Verfassers Worten „pseudonym über seine damals zu einer Krise gediehenen Jünglingsträume abrechnen“ sollte.

Jeder Schaffende kennt das eigentümliche, zwischen Überdruß und Neugier geteilte Gefühl, das sich bei der Betrachtung von längstvergessenen Jugendarbeiten einstellt.

Von den Schriftzügen selbst bis zum Inhalt scheint alles: Stoff, Form, Worte und Gedanken gleich fremd, unvollkommen und wieder beneidenswert reich durch einen selbstverständlichen Besitz, der selbst alle Mängel begehrenswürdig macht, weil gerade sie durch das höchste Gut dieser Vergangenheit bedingt sind, das heißt: Jugend. Die vorübergehende Zeit hat solche Blätter mit einer Schicht von Vergessen, Spott, Wehmut, Ungenügen und Scham wie mit einem sonderbaren Goldstaub überzogen. Vertieft man sich in ihren Inhalt, so spürt man dieses tragisch herzbeklemmende Gefühl, daß man sich selber fremd geworden.

Ist das erste Grauen hierüber verwunden, so kann der starke Inhalt solcher Jugendschöpfungen einen über die merkliche Entfremdung hinaus unversehens geistig zurückverwandeln, wenigstens so weit, daß man, in die Meinung, Absicht und in die durchwirkende Grundstimmung versetzt, eben all die Unzulänglichkeit, Unreife und Verworrenheit als eigentliches Glück, als schuldlos eingebüßte Seligkeit zu empfinden vermag. Dieses Nachschauen und Sichbesinnen, dem selbst überstandenes Ungemach durchsonnt erscheint, enthält vielleicht das vollkommenste, dem menschlichen Bewußtsein zugestandene Glück, welches nur in der Erinnerung besteht und zu tiefst ausgeschöpft wird.

Die reinste Wirkung der Dichtung kommt aus ihrem starken Drang und Vermögen, in jedem Genießenden irgendwie solche Erinnerung und das Glück des Gedenkens, damit des Erkennens selbst wachzurufen.

Der Dichter ist das Gedächtnis der Menschheit, darum ist so viel von ihrem reinsten Glück in seine Macht gegeben.

Welch ein doppelter Zauber, wenn der Dichter mit der eigenen Erinnerung in solchen Werken der Frühzeit zugleich allen Menschen das wunderbare Sichzurückversetzen in den Traum der morgendlichen Tage mitteilt! Solche zwischen Verdruß und Neugier, Ärger und Wohlgefallen, Bitterkeit und Sehnsucht, Scham und lächelndem Genügen geteilte Gefühle mögen den Meister des Gedenkens, einen der sinnigsten Erinnerer: Hermann Hesse bezwungen haben, als er in diesen Blättern das einstige Ich betrachtete. Aber zugleich wußte er gar wohl, daß er als Dichter des eigenen Jugendlebens das Glück solcher wachgerufenen Bilder eines allgemeinen, sei es bewußt, sei es unbewußt erfahrenen Zustandes denen nicht vorenthalten dürfe, die es zu würdigen und mit Sehnsucht nachzuleben fähig und gewillt sind.

Sich zu bekennen ist ein Recht, in gewissem Sinne aber selbst eine Pflicht des Dichters.

Aus Erwägungen dieser Art gab wohl Hermann Hesse die langvergessenen Blätter seiner ersten schaffenden, sich selber spiegelnden Jugendzeit abermals und unverändert heraus.

Daß es unverändert geschah, möchte besonders betont werden, denn gerade dies setzt bei gereiftem Urteil und gesteigerten Anforderungen an das eigene Wollen und Können einen nicht geringen Kampf des gegenwärtigen mit dem überwundenen Selbst voraus und eine schließliche Einsicht von hohem, künstlerischem Gewissen, nämlich: daß der Hauch und das leise Glück der Erinnerung, der köstliche Besitz des Gedenkens untrennbar mit jedem Wort, mit jeder Fügung des einstigen Gebildes verbunden, in seinen Mängeln gerade den eigentlichen Zauber und Gehalt bewahre, gleichsam den grünen Geruch des saftvollen Krautes selber. Nur so, wie es ist, herzhaft unzulänglich, selig unvollkommen, himmlisch unreif und trübe, erwirkt das in den Kämpfen einer frühen Zeit Geborene jenes allgemeine Erwachen und Vergegenwärtigen des jugendlichen Wesens und Geschickes.

Darum gibt dieser „Hermann Lauscher“ mit dem höchst persönlichen Traum einer Jünglingsseele zugleich ein goldig durchleuchtetes Bild allgemeinen menschlichen Frühlings. Das Büchlein enthält: Sommerwiesen, Schmetterlinge, die schön hinwandelnden Gestalten von Vater und Mutter in einem so ursprünglich starken Gefühl und Ausdrucksvermögen, daß solche erste, übersonnte Erinnerungen in ihrer Allgemeinheit doch wieder durchaus schöpferisch, gleichsam die Entstehung der Welt und den Garten des menschlichen Paradieses mit seinen strahlenden Unschuldsfarben selber dichterisch erneuen. Der Apollofalter mit seinen alabasternen Flügeln, seinen diamanten leuchtenden Adern und seinen Blutaugen, über dem Blau und Rot und Gelb der Blüten schwebend, scheint neu und herrlich wie am allerersten Tag. Auf die Taumelschritte des Knaben folgen die andern des Jünglings durch alle Irrwege des Erkennens und Ahnens in Überschwang und Enttäuschung, alle Romantik eines Schwabenkindes, an der Quelle des romantischen Mutterlandes selber getrunken: die halb realistische, halb auf den Sommerwölkchen einer behaglichen Weinphantastik sich wiegende, E. T. A. Hoffmann gewidmete, aber mehr dem lieblichen Schöpfer des Märchens von der schönen Lau zugehörige Geschichte von der anmutigen Schankmamsell Lulu, welche eigentlich eine herrliche Prinzessin und Tochter des großen Königs Ohneleid war. Es folgen die geheimnisvollen Gespräche eines Schlummerlosen mit der Muse der Nacht und vielerlei andres, was zwischen Gedanke und Einfall, Wort und Ahnung aufblüht und seinen süßen Duft, Schein und Wohlklang zurückverbreitet: Glück — Erinnern.

Digitized by Google

In romantischer Art wird die mannigfaltige Äußerung einer erfundenen Gestalt eben dem Hermann Lauscher zugesprochen, der in dem Zwiespalt dieser bewegten Morgenträume des Lebens und an ihm irrselig unterging in dem ewigen Kampf der Jugend zwischen Trieb und Bewußtsein, Begierde und Enttäuschung, unermeßlicher Sehnsucht und unter den Fingern enttropfender Wirklichkeit.

Jede Jugend kennt diesen Widerstreit und keiner bleibt seine Qual erspart, die erst im Rückerinnern ebensoviel Lust scheint. Der entschwundenen Fülle erst wird das strengere Gleichmaß des männlichen Alters verdankt. Und der Vorahnung dieses ärmeren, doch harmonischeren seelischen Zustandes entspringt der natürliche Einfall, die ganze Wirrnis der durchstürmten Zeit als Erlebnis, Schöpfung und Andenken einer erfundenen, gleichnishaften Gestalt beizulegen und als Todesmitgift in das Grab zu senken. Es ist das Mausoleum einer Jugend selber, worin sie mit allen Ehren bestattet wird, die ihr als dem Blütentraum und höchsten Stand inneren Vermögens der Menschen gebühren.

Aus diesem Buche steht die Jugend selber wieder auf mit all ihrem Übermaß, das vor sich selber erbebt und jeden erbeben macht, der in einem großen poetischen Gleichnis das eigene Einst erwachen, seine farbigen Flügel entfalten und in den strahlenden Morgen entschweben sieht, als unverlierbares und unwiederbringliches Glück des Erinnerns. Wohl dem, der sich der fremdgewordenen Züge und Worte seines Schicksals nicht zu schämen braucht. Diesem Buche eines goldenen Aufgangs ist ein heller Tag gefolgt.

Drei Gedichte.

Von **Leo Heller** (Berlin).

Gen Abend.

Noch leuchten hier und da die weißen Kleider
Wie Friedensfähnlein durch das flimmernde Gezweig,
Da naht des Sonnenglanzes stiller Neider,
Der Abend, auf dem schmalen Wiesensteig.

Und wo er geht, löscht er die hellen Lichter
Und alle Farben blassen mählich vor ihm aus,
Er streift nur leicht die lachenden Gesichter,
Da steigt des Herzens Innigkeit daraus.

Sie ist so sanft, daß alle Wipfel schweigen,
Daß jeder Laut sich schämig in sich selbst verschließt
Und daß der Mond beim neugiervollen Neigen
Die Schale seiner Silberflut vergießt...

Der Stab.

Der Stab, den mir mein Schicksal gab
Und den ich treu in Händen hab,
Ist fein und schlicht.
So fein, daß ich in Sorgen bin,
Daß er, setz ich ihm vor mich hin,
Dabei zerbricht,
Und daß ich dann am Straßenrand
Ohnmächtig steh
Und aus der Ferne nur das Land
Erfüllter Sehnsucht seh.

Vor der Ewigkeit.

Bald werde ich unter den Müden kauern
Und um ein verlorenes Leben trauern.

Die Hoffnung, die ich so lange getragen,
Sie schwindet dahin, bald wird sie versagen.

Schon rüstet die Nacht, die Nebel steigen,
Der bunte Lärm verliert sich im Schweigen.

Und nichts verbleibt, als ein düsteres Fragen:
Warum mußte ich solche Leiden ertragen?

Meister Cyrano.

Eine Groteske von **Victor Klemperer** (Berlin).

Es stand ein wundervoller Flügel im Zimmer und an der Wand hing die buntgebänderte, klangtiefe spanische Guitarre. Und Paul versteht es, die Saiten zu zupfen, und Hanna weiß die Tasten zu schlagen und zu streicheln, und Erichs und Ediths Stimmen dürfen sich hören lassen. Wie viel Schönes hatte ich mir von diesem Abend versprochen. Da trieb uns der Dämon, von der Ehre zu reden. Von der innern Ehre und der äußern Ehre, vom verfeinerten Ehrbegriff, von der Sittlichkeit des Ehrbegriffs, von Märtyrern der Ehre, von . . . . ich weiß nicht mehr, wovon noch, denn wir redeten und schrieen zuletzt alle durcheinander. Endlich sagte der Mephisto unserer Gesellschaft: Nun will ich Euch von einem Märtyrer der Ehre erzählen, der sich weit über die Euren erhebt. Was ist da groß weiter, wenn jemand um der Regimentsfahne willen in den Tod geht oder sich im Duell erschießen läßt? O, die kleine Geschichte, die Ihr hören sollt — ich habe sie aus dem Munde der Nächstbeteiligten, ich habe auch selber das Grab des Helden besucht -- diese Geschichte ist viel tragischer, sie hebt den Ehrbegriff in wahrhaft ätherische Höhe. Es ist übrigens eine richtige Schicksalstragödie, wie sie nur noch im Leben erlaubt, in der Kunst dagegen streng verboten ist. Und nun berichtete er, was ich mir noch am selben Abend notierte, mit so viel aufrichtigem Gefühl, daß wir alle ihm ausnahmsweise alles aufs Wort glaubten.

Gerhardt Kasulke, der Sohn eines wohlhabenden Berliner Weißbierwirts, war durch den dringenden Wunsch seines Vaters und sehr wider eigenen Willen zum Studium getrieben worden. Unbegabt war er nicht, und so gelang es ihm, wenn auch unter Zugabe verschiedener Jahre, das Reifezeugnis zu erhalten. Sobald er aber an der Münchener Universität immatrikuliert war — ob als Philologe, Jurist oder Mediziner, hat niemals jemand erfahren, er selbst vergaß es wohl auch

Digitized by Google

im Laufe der Zeit — so ließ er alle gelehrte Arbeit liegen. Dafür widmete er sich mit größter Leidenschaft einer Sache, für die er ein wahrhaftes Genie besaß: dem Fechten. Trotz seiner zahllosen Mensuren erhielt er selbst niemals auch nur den kleinsten Ritz. Dagegen konnte er sehr bald angeben, an welcher Stelle er seinen Gegner verwunden würde, so wie ein Schachmeister im voraus erklärt, auf welchem Feld er den Partner mattsetzen wird. Im allgemeinen begnügte er sich mit leichten und nicht entstellenden Verletzungen; denn er war gutmütig und hatte das stärkste Ehrgefühl. Ja, ich habe Unrecht, wenn ich die Fechtkunst seine einzige ganz große Begabung nenne; auch sein Ehrgefühl war ein geniales. Er konnte mit unfehlbarer Sicherheit den Grad einer Beleidigung und den erforderlichen Grad der Sühne bemessen. So sühnte er z. B. einen „Dummen Jungen“ durch eine leicht zu vernähende Terz. Nur eine Grausamkeit war ihm eigen; sie gelangte rasch unter dem Namen „der Rachehieb“ zu fürchterlicher Berühmtheit. Wenn ihn jemand nämlich einen „Saupreuß“ schalt, so fühlte er sich nicht nur in seiner persönlichen Ehre, sondern gleichsam als Vertreter des ruhmreichen Staates gekränkt. Da mußte er denn alle Milde beiseite lassen und eben jenen Rachehieb schlagen, der dem Gegner nichts Geringeres kostete, als die Nase. Gerhardt Kasulke war selbst aufrichtig betrübt über solche Verstümmelung, „aber“, sagte er seufzend, „es muß sein — die Ehre will es.“ Als die vierte Nase den Staub geküßt hatte, fand sich zum Glück keiner mehr, der den Rachehieb herauszufordern wagte. (Übrigens wäre es Gerhardt mit der Zeit immer schwerer geworden, den „Saupreuß“ zu rächen; fühlte er sich doch bald im Herzen gut bajuvarisch.) Allmählich hatte er überhaupt keine Gelegenheit mehr zum Fechten mit scharfen Waffen; denn jeder hütete sich, den Unverwundbaren zu beleidigen. Desto mehr wurde seine Zeit durch allerhand Ehrenfragen in Anspruch genommen; es gab keinen studentischen Ehrenrat, in dem er nicht den Vorsitz geführt hätte; und seine Worte würdigte man, wie einst die Aussprüche des delphischen Orakels.

Gerhardt Kasulke war schon in hohen Semestern, als sein Vater plötzlich starb. Ein jüngerer Sohn folgte ihm im Geschäft nach, während der Studierende eine hübsche Rente erbte. Da faßte Gerhardt einen guten Entschluß; er gab sein Scheinstudium völlig auf und verkündete am schwarzen Brett der Universität, daß er sich als Fechtmeister niedergelassen habe. Sogleich gerieten die acht anderen Fechtlehrer der Stadt in Gefahr, brodlos zu werden; in solcher Masse strömte alles was fechten lernen wollte zum „Meister“. Denn „Meister“ schlechthin wurde er vom ersten Tage seines neuen Berufes an genannt, so daß sein Name sehr bald in Vergessenheit geriet. Als dann etliche Jahre später Rostands „Cyrano von Bergerac“ jung und alt begeisterte, hieß Kasulke plötzlich „Meister Cyrano“. Diese Bezeichnung entstand wie ein Volkslied; kein einzelner wollte sie aufgebracht haben, und doch war sie in aller Mund. Gerhard Kasulke fühlte sich dadurch mehr geehrt, als ein Privatdozent durch den Professortitel, ja als ein Kommerzienrat durch ein schwerbezahltes Adelsdiplom. Er ließ sich ein neues, weithin leuchtendes Schild an der Haustür anbringen mit der knappen Inschrift: „Meister Cyrano.“

Meister Cyrano war allseitig beliebt und hochgeachtet. Selbst die andern Fechtmeister hatten bald ihre Befürchtungen und damit ihren Neid aufgegeben. Cyrano nämlich, der ja in behaglichen Verhältnissen lebte, nahm nicht jeden Lernbegierigen zum Schüler an. Wie die großen Meister der Tonkunst sich niemals mit Anfängern und Stümpern abgeben, so wies auch Cyrano alle völligen Laien der Fechtkunst zurück. Und selbst unter den Vorgeschrittenen hielt er strenge Auswahl. Dabei sah er nicht so sehr auf ihre Kraft und Fertigkeit als auf den Adel ihres Ehrgefühls. Er konnte sie bisweilen einem förmlichen Verhör unterwerfen; bisweilen verließ er sich auch auf seine physiognomischen Kenntnisse. Es kam auch vor, daß ein Schüler ganz plötzlich einen kurzen Absagebrief erhielt. Dann hatte er irgend eine Äußerung getan, die dem Meister anstößig schien. Wenn Cyrano etwa einen Jüngling loben und ermutigen wollte, indem er ihm sagte: „Sie werden in Ihrem Duell ganz bestimmt Sieger bleiben“, und der gute Junge erwiderte harmlos zweifelnd und eigentlich nur aus Bescheidenheit: „Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, Meister Cyrano?“ — so hatte der Unterricht sicherlich ein Ende; denn wer leichtfertig ein fremdes Ehrenwort einfordert, dachte der Meister, der ist sich über den Begriff der Ehre noch nicht klar geworden.

Was aber Meister Cyrano von seinen Schülern verlangte, das betätigte er auch im eigenen Leben: jedes Wort in seinem Munde und jeder Knopf an seiner Weste und jedes Haar auf seinem gescheitelten Haupte — alles an ihm und in ihm diente der Herrin Ehre. Ja, aus Ehrgefühl war er unverehelicht geblieben, obwohl er sich nach einem Hausstand sehnte. Denn, sagte er sich, eine Frau bedeutet die hundertfache Aussicht auf Ehrenhändel. Und ist denn ein Duell für mich noch ein wahrhafter „Ehrenhandel?“ Wo ich doch im voraus weiß, daß ich den Gegner besiege, wo auch gewiß der tapferste Feind von vornherein durch die Furcht, mir gegenüber zu stehen, gelähmt ist, und wo ich endlich in meinen reifen Jahren nur noch unter schweren Bedingungen fechten könnte, statt mich mit leichter Studentenmensur abzufinden? Wär' es nicht Mord, was ich da beginge? Und wenn ich's nicht beginge — wäre es nicht Mord an meiner Ehre? Deshalb blieb er unbeweibt. Er wollte schuldlos und doch in Ehren durchs Leben gehn. Dazu brauchte er Frieden.

Aber das Verhängnis war über ihm. Und traf ihn gerade an seinem schönsten Tage. Meister Cyrano hatte es keinem Menschen verraten, daß er ein dreifaches Jubiläum feierte; ganz allein im einsamsten Winkel des Löwenbräus gab er sich seligen Betrachtungen hin. Ein dreifaches Jubiläum: seit fünfzehn Jahren Student, seit zehn Jahren Fechtmeister, seit fünfen „Meister Cyrano!“ O welche wonnevollen Erinnerungen aus dem wieder und wieder gefüllten Maßkrug aufstiegen! Und bald wurden die Erinnerungen durch herrliche Träume verdrängt. Jetzt war er selber jener Cyrano, den er auf der Bühne bewundert hatte, und focht mit einem jungen

Digitized by Google

Adligen und dichtete dabei. Wahrhaftig, er, Gerhardt Kasulke, dichtete. Zwar fand er keine Worte, aber es war solch ein Klingen und Tönen in ihm; gewiß, er war ein Dichter, dichtete Lieder ohne Worte. Und selig trank er weiter. Jetzt sah er liebe Gestalten. Seine besten Schüler, die unförmigen Panzer am Leibe, die Hauben aufgestülpt, das Visier geschlossen, schlangen einen drollig-tolpalschigen Reigen um ihn. Nun flirrte ihm ein rotes Gestrichel vor den Augen; er konnte noch nicht unterscheiden, was es war, doch berührte es ihn sehr angenehm. Da kam es wieder, und jetzt erkannte er's: es war ein krauses Stickmuster auf einem schwellenden Seidenkissen. Er wußte, das stellte die Narben dar, die er geschlagen, und dieses Kissen war eine Ehrengabe. Schon erblickte er auch die Jungfrauen, die es gearbeitet hatten und nun schamhaft-schüchtern mit dem sinnigen Geschenk vor ihm standen. Es waren die Mädchen, die im Lauf der Jahre nach- und wohl auch nebeneinander sein Herz bewegt hatten. Wie gern hätte er eines von ihnen geheiratet. Aber er durfte ja nicht. Da wurde er wehmütig. Und um die Rührung zu verscheuchen, trank er weiter. Aber die unbehagliche Stimmung wollte nicht mehr weichen. Etwas ärgerte ihn. Waren es die beiden Rettiche neben dem Maßkrug? Sie sahen so seltsam aus, so impertinent hochnäsig. Und wo kamen denn plötzlich vier Rettiche her? Viere in Reih und Glied! Hatte sich jemand einen Scherz mit ihm erlaubt? Schon wollte er die Kellnerin zur Rede stellen, da -- wahrhaftig, da begannen die Rettiche mit schnarrenden, schnarchenden Stimmen unisono zu sprechen:

Wir sind die gemeuchelten Nasen,
Uns deckt zu früh der Rasen;
Noch lebt, wer uns getragen,
Man hat uns abgeschlagen.

Du, der das Eisen lenkte,
Uns in die Wurzeln senkte,
Dich wird es selbst durchbohren —
Das sei dir zugeschworen!

Denn eh dir ausgeblasen
Das schnöde Lebenslicht,
Eh lassen wir toten Nasen
Unser Racheschnauben nicht!

Dies war denn doch zuviel für Meister Cyranos Geduld. Empört sprang er auf, zahlte und ging, ohne die Rettichnasen auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

Als er an die freie Luft kam, fühlte er sich nicht ganz sicher auf seinen Füßen. Doch nahm er sich zusammen und schritt, zwar ein wenig steif aber doch völlig aufrecht, einher. Auf dem schmalen Bürgersteig kam ihm ein kräftiger, hochgewachsener junger Mensch entgegen. War nun die schlechte Beleuchtung daran schuld, die den Meister nicht erkennen ließ, wie weit das Schuhzeug seines Gegenübers reichte, war es das Verhängnis schlechthin, das ihn den Fehltritt tun ließ -- jedenfalls trat Meister Cyrano dem andern arg auf den rechten Fuß. Und dann — auch hier muß das Verhängnis im Spiel gewesen sein — dann dachte der sonst so Friedlich-Höfliche nicht einmal an eine Entschuldigung. Ja, er brummte sogar unwirsch, man möge den Weg nicht verstellen. „Na, lieber Herr, Sie sind aber tüchtig anjesäuselt", entgegnete der Mißhandelte mit stark berlinischem Dialekt. Da schrie der Dämon aus Meister Cyranos Mund: „Halten's das Maul, Sie Saupreuß!" Sogleich nahm der andere Kampfstellung ein: „Studiosus Müller — hier meine Karte!" Und er streckte dem Meister das bedeutungsschwere Blatt entgegen.

Eine jähe, freilich nicht völlige Ernüchterung war über Cyrano gekommen. Ich habe ein Renkontre gehabt — jemand hat Saupreuß gesagt — also der Rachehieb — und gar mit schweren Säbeln ... „Nun, soll ich Ihre Karte bekommen oder sind Sie nicht satisfaktionsfähig?" unterbrach der Studiosus seinen wirren Gedankengang.

Er darf meinen Namen nicht erfahren, fuhr es dem Meister durch den Kopf, sonst ist er von vornherein befangen und im Nachteil. Und mit einer verwunderlichen Schnelligkeit erfand Cyrano, in dem nun heute einmal das Dichten lag, dieses Märchen. Natürlich wolle er sich schlagen, aber alles müsse geheim bleiben, kein Name dürfe genannt werden. „Ich bin — ich bin Theologe -- Sie müssen Vertrauen zu mir haben -- ich werde alles heimlich anordnen, bringe auch den Arzt mit -- morgen im grünen Raben, Bahnhofstraße."

„Und wenn ich Sie verwunde und Sie durch die Wunde als Duellant entlarvt werden?" fragte Müller gutmütig?

„Sie mich verwunden?" rief Cyrano; aber sogleich lenkte er ein: „Ja so -- wir müssen fünf Wochen bis zu den Ferien warten; da habe ich dann Zeit auszuheilen. Also geben wir uns das Ehrenwort: am zweiten August um neun Uhr morgens im „grünen Raben". Den Arzt besorge ich; Sie bringen nur Ihren Sekundanten. Für die Waffen — schwere Säbel — lassen Sie mich sorgen. Auf Wiedersehen!"

Dem jungen Müller war sein romantisches Abenteuer gerade recht, und das Angenehmste daran war ihm, daß der Gegner um Aufschub gebeten hatte. Sonst hätte er ja diese Bitte aussprechen müssen. Denn Walter Müller kam frisch von der Schule und hatte noch nie einen Schläger oder Säbel in der Hand gehabt. Am nächsten Morgen erzählte er seinem älteren Freunde, der ihm später auch Sekundantendienst leistete, ein weniges von dem geheimnisvollen Auftritt und bat ihn um Rat. Der meinte, am besten sei es schon, wenn Walter von Cyrano Fechtunterricht erhalten könnte; aber der Meister weise ja alle Anfänger zurück. „So macht er mit mir vielleicht eine Ausnahme", sagte Müller und begab sich zu ihm.

Cyrano befand sich in trauriger Stimmung. Nach langem Schlaf wußte er nur noch, daß ihn gestern jemand „Saupreuß" gescholten, und daß er mit diesem Menschen ein Duell für den Morgen des zweiten August im „grünen Raben" verabredet habe. Müller ließ sich melden und trug dem Meister seine Bitte vor. Die beiden erkannten sich nicht wieder, nur der Student glaubte schon einmal den andern irgendwo auf der Straße gesehen zu haben. Meister Cyrano dagegen war ahnungslos; die Visitenkarte seines Gegners hatte er verloren.

Digitized by Google

Merkwürdigerweise tat Müller keine Fehlbitte; das Schicksal war offenbar über dem Meister, daß ihm der junge Mensch von innen und außen gar so gut gefiel. Denn alles was Müller erzählte, und auch alles, was er von dem bevorstehenden Duell verschwieg — und er verschwieg das meiste — alles sprach bei Cyrano zu Gunsten des jungen Studenten. „Sie haben ein braves Ehrgefühl", sagte er, „ich will eine Ausnahme machen und Sie unterrichten, dann werden Sie auch gewiß siegen." Und der Unterricht begann. Der Meister war mit seinem jüngsten Schüler mehr als zufrieden. Müllers fechterische Begabung und sonstiges Wesen machten ihn glücklich.

Am Tage vor Müllers Duell war Cyrano ganz bewegt; es war ja auch der Tag vor seinem eigenen Zweikampf, und er hatte seit einem Dutzend Jahren nicht mehr ernsthaft gefochten. „Ich will Ihnen etwas besonderes mit auf den Weg geben," sagte er, „etwas, wovon Sie vielleicht schon gehört, und was ich noch niemanden gelehrt habe: meinen Rachehieb. Der Bursche, der Sie beleidigt hat, verdient ihn gewiß. Auch ich muß morgen — aber das gehört nicht hierher. Also sehen Sie: so faßt man die Nase." Und Müller mußte ein Dutzend Rachehiebe gegen die Nase des Meisters führen, obwohl er innerlich fest entschlossen war, den armen Theologen nicht um dies wichtige Organ zu bringen.

„Wie schnell Sie das wieder begriffen haben, lieber Herr Müller", rief der Meister entzückt, „nun ist Ihnen morgen der Sieg ganz gewiß — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf." Wie habe ich mich doch verändert, dachte Cyrano dann, daß ich solch ein leichtfertiges Ehrenwort gebe. Aber für Müller kann ich einstehen . . .

Am nächsten Morgen trafen die Duellanten in das verabredete Lokal und prallten zurück, als sie einander ansichtig wurden. Müller faßte sich zuerst. Er brach in ein herzliches Lachen aus: „Mein lieber Meister, nicht wahr, wir können uns nicht schlagen, wir müssen Frieden schließen".

Aber Meister Cyrano war bis in die Lippen erblaßt. „Die Ehre über alles", sagte er; „und ich sehe, die meine ist verloren. Denn wie könnte ich sie retten? Mich nicht schlagen, wo doch die Forderung ergangen ist? Oh pfui! Und wenn ich mich nun schlage — wie mache ich's, daß ich nicht wortbrüchig werde? Meine Ehre erfordert, daß ich siege. Und das Versprechen, das ich meinem Schüler gab, ach es war ja ein Ehrenwort in aller Form — das verlangt meine Niederlage. Ihr seht, meine Ehre ist verloren, und ohne sie, was wäre mein Leben?"

Ehe einer der Anwesenden ihn hindern konnte, hatte er einen Säbel ergriffen und sich nach antiker Art in die Klinge gestürzt. Röchelnd bat er noch: „Schreibt auf meinen Grabstein: Er starb um der Ehre willen".

Der Wunsch des Märtyrers der Ehre wurde erfüllt. Jetzt wuchert der Epheu über der Inschrift. Walter Müller, der schuldlose Mörder, trat am gleichen Tage zum Katholizismus über und begann das Studium der Theologie.

Kongreßzeit.

Wie viele tief bedauernswerte
Mitbürger leben unserm Staat,
Die wohl ein Gott zu reden lehrte,
Doch denen nie ein Ruf genaht.
Für alle die ist eins zu hoffen
In späten Sommertagen meist:
Es stehn Kongresse ihnen offen,
Wo man verlangt nach ihrem Geist.

Glückselig, wer des Lebens Kürze
Ausfüllen kann durch irgend was;
Es gibt dem Dasein seine Würze
Und macht die Seele frei von Haß.
Er möge Esperanto stammeln,
Er schwärme für alpine Luft,
Briefmarken möge dreist er sammeln,
Auch Hundezüchtung hebt die Brust.

Aufgaben dieser Art entflammen
Mit Recht den ämterlosen Mann,
Weil man ja jedes Jahr zusammen
Begeistert drüber reden kann.
Zur Großstadt eilt man, zum Kongresse,
Und redet, bis man Beifall sieht,
Sieht sich gedruckt dann in der Presse,
Als wär man Parlamentsmitglied.

Und nach dem Reden kommt ein Letzen
An Speis und Trank fast beispiellos —
So lernt das Volk vielseitig schätzen
Die unbekannten Ciceros.
Es freut sich all der Wortgewalten,
Der Magenkräfte freut sich's auch
Und denkt: So wolln wir's immer halten:
Zuerst der Geist, doch dann der Bauch!

Terentius.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Arthur Schnitzler: Der Weg ins Freie. Roman-Verlag von S. Fischer (Berlin), Preis geh. Mk. 4.

In diesen Tagen, die so wunderbar prächtig sind und von einer vornehmen Reife erfüllt, in denen die ersten Blüten schon die ersten Früchte tragen, an die uns noch der süße Geruch kleiner, wilder Blumen entzückt, in diesen Tagen muß die „Idee" dieses Romanes wohl zum ersten Male gekeimt sein. Zu keiner anderen Zeit wäre dies möglich gewesen. Höchstens in den stillen Stunden eines halbverträumten Herbsttages. Aber furchtbar wäre es, zu denken, daß diese persönlichste Arbeit unsres größten gegenwärtigen Dichters in Herbsttagen, in Tagen der Resignation erwachsen wäre. Denn es nützt nichts: selbst aus den letzten Werken dieses Mannes, haben wir jenen leidenden Resignationszug vernommen, der zwar grundverschieden ist von der Resignation vormärzlicher Poeten, aber doch immerhin ein Resignationszug ist. Für mich bleibt es fest: in diesen herrlichen Tagen keimte die erste „Idee" dieses Romanes. Ich sage absichtlich „Idee". Denn dieses Werk ist nicht eines, das fertig steht, ehe es geschrieben, sondern eines, das erst unter der Hand Leben annimmt, zum Leben erwacht, bis es selbst üppigstes, ureigenstes Leben ist.

Ureigenstes Leben. Denn diesen Roman kann nur einer verstehen, der dieses Dichters Werke kennt. Alle, ausnahmslos. Der ihm von einem Werke zum andern folgte, hindurch, hinan, hinauf, bis zu den höchsten Gipfeln dieses meertiefen und wunderbaren „Einsamer Weg". Mit all seinen Werken hängt dieser Roman zusammen. Und ist vielleicht die Frucht seiner Bücher. Vielleicht auch die Krone seiner Werke. Ich sage „vielleicht". Momentan weiß ichs nicht. Momentan steht mir dieses Buch noch zu nahe. So nahe, daß alle andern davor verblassen, selbst mein Lieblingsbuch, sein „Einsamer Weg". Momentan sind sie mir nur im Gedächtnis als Bücher und Werke eines hervorragenden Dichters. Und nur dieses Buch lebt. Lebt. Lebt. Lebt. Das macht vielleicht die Sprache

Digitized by Google

dieses Buches. Obwohl sie nicht neu ist. Es ist dieselbe intellekte Sprache, sicher noch intellekter als sonst, sicher aber seine persönlichste Sprache. Schon deshalb persönlich, weil dieser Roman ein Roman des öffentlichen und geselligen Lebens ist: Ein Wiener Roman. Ein Roman des Lebens. Und — ein Lebensroman.

Dieser Roman ist ein Wiener Roman. Und zum ersten Male spricht der Dichter hier über soziale Dinge der Gegenwart. Schnitzler ließ sich mit seinem „Wiener" Roman Zeit. Zu Dutzenden erschienen in letzter Zeit Wiener Romane. Jetzt haben wir den Wiener Roman. Der zugleich einer der besten (wenn nicht der beste) Roman der Gegenwart ist. Hier wird zum ersten Mal die Geschichte des heutigen Judentums geschildert. Und wie dieses Judentum an vielem Übel selbst schuld ist. Weil es seine Religion verachtet, oder weil es sich gedrückt fühlt oder weil es über seine Religion nicht hinweg kann. Da gibt es alle Typen: Den reichen, religiös gesinnten Kaufmann, seinen Sohn, der vor einer Kirche den Hut zieht, einen Schriftsteller, der die ganze Judenfrage als lächerlich nimmt, einen Dichter, der über seine Religion nicht hinweg kann, einen Religionsfanatiker usw. Und all diese Leute können ihre Gedanken nicht ins Weite richten, weil sie irgend ein kleinlicher Umstand festhält. Und dann sind die Fäden gezogen. Das Judentum mit der Aristokratie, die Aristokratie mit dem Bürgertum. Und dann kommt man natürlich zur Politik. Einer sagt (der wunderbarste Satz, der über Österreich je geschrieben wurde) „Österreich ist ein Land, auf das man, wie auf einen Kasten trommelt, bis endlich Saiten und Kasten zerspringen werden." Ein anderer (ein Staatsmann) sagt, er habe das Gefühl, daß sich in Österreich nicht das geringste ändern würde, selbst wenn man ein Jahr sein Bureau nicht beträte.

Aber nicht diese Dinge sind es, die den Wert dieses Buches ausmachen. Sondern die „Geschichte". Eine ganz kleine Alltagsgeschichte, so einfach und doch so furchtbar kompliziert. Ein junger Mann (entfernt verwandt mit Stefan von Sala) geht durch seine Jugend. Eigentlich eine Geschichte des Werdens. Er geht durch seine Jugend und lernt sich selbst erkennen. Er lernt Leute kennen, nimmt Anteil an deren Schicksal, verliert einen Vater, lernt eine Liebe verstehen, wird Vater und verliert zugleich sein Kind, scheidet von seiner Geliebten und lernt erkennen: daß ein Künstler alleine sein muß. Hie Kunst — hie Familie. So wird hier von einem Dichter gesagt: „Ein Dichter müßte sich von jedem zurückziehen, der für ihn keine Rätsel mehr hat . . . also besonders von jedem, den er liebt." . . . Und in all den Wirrnissen findet er den Weg zu sich und zu seiner Kunst, den Weg ins Freie.

All dies ist beinahe primitiv. Nicht? Und doch ist alles so wunderbar kompliziert. Und alles so einfach gezeichnet, mit einer meisterhaften Ruhe, einer Sprache voll innerster Kultur und Reiz und Anmut und Geschmack. . . . Georg von Wergenthin verreist mit seiner Geliebten, um ihren Zustand zu verbergen. Sie gebärt ihm ein totes Kind. Und er muß sich beinahe Vorwürfe machen, weil er das Kind nicht genug herbeigesehnt hatte. Er begreift es nicht, daß ein totes Kind zur Welt kommen kann. Wenn einer stirbt, der gelebt hat, der jung gewesen, gearbeitet, geliebt, Kinder hatte, . . und wenn selbst die Mutter gestorben wäre, hätte sie auch ein Dasein hinter sich gehabt, . . oder er selbst; all die lebten, hatten gelebt. Aber ein Kind, kommt tot zur Welt, ohne eine Sekunde gelebt zu haben. Unsinnig ist das. Und er fühlt sich beschämt vor der Erkenntnis der Nichtigkeit. Beschämt und verarmt und elend.

Dies ist die wunderbarste Stelle dieses Romanes. Und zugleich die erhabenste.

Und dann verläßt Georg seine Geliebte, weil er seine Kunst erkennt. Ein Künstler muß allein sein. -- Hie Kunst — hie Familie. Er findet den Weg zur Kunst, den Weg ins Freie.

Dieser Roman ist das menschlichste Werk Schnitzlers. Nur ein größter Dichter und ein größter Mensch vermag solches zu bieten. Ein Zeitroman von einem Satyriker. Und so milde ist er, wie der erste Frühlingssonnenschein und dann wieder, knapp daneben, von einer ungeahnten, aufrührerischen Tragik. Der Mensch ist hier so groß wie der Dichter. Alles ist hier menschlich gesehen, mit den Augen eines Menschenkenners und gefühlt mit dem Herzen eines großen Menschenverstehers. Dieser Roman gibt Dinge, die zum Denken sind und die sich nicht so leicht besprechen lassen. Vielleicht überhaupt nicht, da sie ganz persönlich sind und nur persönlich sind und nur persönlich aufgefaßt werden können. Wie dieses Buch nicht nur für gründliche Kenner, sondern auch für große Menschen ist. Nur mit Bewunderung dürfen wir zu dieser reifsten Schöpfung unseres größten gegenwärtigen Dichters emporblicken. Nur mit Bewunderung. Laßt uns diesem Dichter Blumen streuen und Evoë rufen!!

Stefan Pollatschek (Wien).

Hanns Heinz Ewers: Das Grauen. Seltsame Geschichten. Verlag von Georg Müller. (München.)

Hanns Heinz Ewers ist ein Globetrotter. Er hat sich auf unserem kleinen Planeten umgesehen, saß in abgelegenen Winkeln, durchkreuzte dann gelegentlich einige Meere, und wenn er da oder dort ein wenig Muße fand, so benutze er sie, um allerlei Seltsames, das ihm widerfahren (nicht vielleicht im realen Sinn) oder zugeflogen war, zu Geschichten zu verdichten. Mit dem Lächeln des Weitgereisten setzt er jedem Stück dieses Bandes den Ort voran, wo es entstanden ist. Granada, Ragusa, Neapel, Port au Prince (Haiti), Insel Porquerolles (Var), Berlin, Capri — ein Netz, dessen Linien einen hübschen Teil unserer Erde überziehen. Der Dichter gibt allen diesen Geschichten den Titel „Das Grauen". Er gehört zu denen, die unter einem Erfolg zu leiden haben. Seine Fabelbücher, das „Fabelbuch" mit Etzel, „die verkaufte Großmutter", „die Ginsterhexe" haben Aufmerksamkeit erregt und sind in die Auflagen gekommen. Und nun hat man Ewers sogleich unter die charmanten, liebenswürdigen, harmlosen Jungen eingereiht, die guten Kerle der Literatur, deren Aufgabe es ist, immer wieder und wieder die einmal erprobte und absatzfähige Ware hervorzubringen. Dem tiefer Eindringenden aber war es längst klar, daß H. H. Ewers' Eigenstes, das was sein Wesen in Wahrheit auszudrücken scheint, in jenen anderen Büchern lag, die man minder lauf gepriesen hat: in dem „Gekreuzigten Tannhäuser", den „Hochnotpeinlichen Geschichten", besonders in den absonderlichen und merkwürdigen Stücken dieser Bücher. Und es ist nicht ohne Bedeutung, daß er sich in einem Essayband mit E. A. Poe beschäftigt hat, dessen Seele er sich verwandt fühlt, ohne sich ihr willenlos zu ergeben. Er folgt ihm nicht in das Zwischenreich oder in die Mysterien des Innseitigen. Seine grauenhaften Geschichten wurzeln im Menschlichen, sie blühen, blutrote Orchideen, auf dem Boden des Entsetzens, das in unseren geheimen Trieben beschlossen ist. Blutige Geschichten sind es zumeist, wie „die Tomatensauce", die eine scheußliche Sitte der Spanier oder „die Mamaloi", die den nicht minder abscheulichen Vaudourkult auf Haiti in heftigen, grellen Farben abschildert. Die Novelle „Die Herzen der Könige" erzählt von einem alten Maler, der seine Gemälde mit Farben malt, denen die Herzen, die zerriebenen Mumienherzen der französischen Könige beigemischt sind. Alle Schauer des Todes und des Wahnsinns liegen in der Duellgeschichte „Der tote Jude". „Die Topharbraut", eine der besten und stärksten Geschichten des Bandes, knüpft an die — vielleicht bloß von Ewers erfundene — Tatsache, daß es in Ägypten Frauen gab, die sich aus Liebe zu ihrem Gatten lebend einbalsamieren ließen. Unter fürchterlichen Qualen, die sie ertrugen, weil diese Art der Einbalsamierung ihren Leibern ewige Jugend und Schönheit gab. Minder bedeutend sind einige kleine Erzählungen wie „Das weiße Mädchen", „Im Feenland" usw. „John Hamilton Slewellyns Ende" erinnert an einen phantastischen Roman Maurus Jokais. Im Ganzen darf der Nachweis als vollkommen gelungen betrachtet werden, um den es Ewers zu tun war: daß man ihn keineswegs bloß als charmanten Märchenerzähler nehmen darf, sondern als einen Dichter von starken Nerven, fürchterlicher Phantasie und einer oft grandiosen Gestaltungskraft, die vor dem Abgrund des Grauens immer neue Wonnen des Schaffens empfindet.

Karl Hans Strobl (Brünn).

Dr. Otto Neumann: Das Freimaurertum, seine Geschichte und sein Wesen. Verlag von Alfred Unger (Berlin). 1909. Preis geh. Mk. 3.

Daß selbst in gebildeten Kreisen Unkenntnis darüber herrscht, was Freimaurerei ist, liegt daran, daß diese sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben hat. Diese Eigenart lag im Wesen begründet, weil in einer Zeit, in der jede freie Geistesrichtung von der herrschenden Kirche verfolgt wurde, diese sich notwendig in Geheimgesellschaften flüchten mußte. Die heutige Freimaurerei zeigt aber ein anderes Bild, als früher. Geheim ist heute nichts, als die Erkennungszeichen, die aber nicht das Geheimnis sind, sondern Erziehungsmittel zur Verschwiegenheit. Ziel und Zweck sind kein Geheimnis. Man sagt, die Sache habe sich überlebt, sei rückständig. Daß dem nicht so ist, beweist das Erscheinen eines Buches, welches offen Ziel und Zweck der heutigen Freimaurerei darlegt und auf dem Standpunkt des Vereins deutscher Freimaurer steht, der das Reformwerk deutscher Freimaurerei in die Hand genommen hat. Das oben genannte Werk des um das heutige Freimaurertum hoch verdienten Dr. Otto Neumann, giebt in klarer knapper Weise einen Über-

Digitized by Google

blick über das Wesen der heutigen Freimaurerei und ist wissenschaftlich insofern von Bedeutung, als es in einer auf die reiche freimaurerische Literatur gestützten lebendigen Darstellung alles das bringt, was über das kulturgeschichtlich so hochinteressante Thema zu sagen ist.

Das Buch ist keine sogenannte Verräterschrift, die mit den Geheimnissen hausieren geht, es ist eine wissenschaftliche Klarlegung, eine der Aufklärung gewidmete Schrift, die den Gedanken vertritt, wie er sich immer mehr in der Neuzeit Bahn brach, daß man mit der sogenannten Geheimniskrämerei zu brechen habe und daß eine Aufklärung über das Wesen dessen, was man Freimaurerei nennt, dringend notwendig sei. Diesem Gedanken geht das Buch nach und verfolgt ihn bis in das Einzelne hinein. Die Gegner der Freimaurerei mögen daraus erkennen, wie unrecht sie haben, wenn sie eine Institution für rückständig erachten, deren Wert für die Menschheit ein Herder, ein Goethe, ein Lessing klar erkannten. Die Schrift ist nicht verfaßt, um Propaganda zu treiben, der Werbegedanke wird bei dem Buche ausdrücklich bekämpft. Die Freimaurerei hält im Gegensatz zu ähnlichen Gesellschaften, die Pseudoimitationen sind, an dem vornehmen Grundsatz fest, daß sie nicht wirbt. Solches Werben überläßt sie den Vielelogen, denen gegenüber sie eine feste Stellung einnimmt. Vor allem ist in Deutschland die Freimaurerei fest gegründet durch den deutschen Großlogenbund. Sie hält sich hier fern von jeder Politik und steht auf dem Gottesglauben — ohne ihn dogmatisch festzulegen. Die Wurzel deutscher Freimaurerei ist religiöse Sittlichkeit.

Die Notwendigkeit der Freimaurerei, die schon Lessing und Fichte betonte, wird dadurch nachgewiesen, daß sie Zwecke verfolgt, die Staat und Kirche nicht verfolgen können. Diese Zwecke sind der Ausgleich und die Versöhnung auf dem religiösen und sozialethischen Gebiete. Diese Zwecke und Ziele, das sogenannte Geheimnis und was sonst die altehrwürdige Freimaurerei Eigentümliches hat, sind lebhaft und anschaulich in der genannten Schrift geschildert. Freimaurerei ist Lebenskunst, Arbeit am Menschheitsbau, und wer sich für diese interessiert, wird in dem Buche reiche Anregung finden. Dr. H.

Nanny Lambrecht: Die Statuendame. Roman einer Ehe und eines Volkes. Verlag von J. C. C. Bruns (Minden i. W.). Preis geh. Mk. 5.75.

Georg Jellinek: Der Kampf des alten mit dem neuen Recht. Prorektoratsrede. Preis geh. Mk. 1.

Dr. Karl Stählin: Das äußere und das innere Problem im heutigen Britisch-Indien. Vortrag. Preis geh. Mk. 1. Beide Broschüren erschienen im Verlage von Carl Winter (Heidelberg).

Dr. Herbert Hirschberg: Aus der Mappe eines Dramaturgen. Heitere und ernste Plaudereien. Verlag von Hermann Paetel (Berlin). Preis geh. Mk. 1.

Dr. Friedrich Alfred Schmid: Friedrich Heinrich Jacobi. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems. Verlag von Carl Winter (Heidelberg). Preis geh. Mk. 8.

Der Monismus dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter. Band II. Historisches. Herausgegeben von Arthur Drews. Verlag von Eugen Diederichs (Jena). Preis geh. Mk. 4,50.

Friedr. Regensberg: Der Mainfeldzug 1866. Mit Illustr. von Anton Hoffmann und 2 Karten. 2. Aufl. Verlag der Franckhschen Verlagsbuchhandlung (Stuttgart). Preis geh. Mk. 2.

Im Verlage der Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Herm. Ehbock, Berlin) erschienen:

Daniel Daniela: Aus dem Tagebuch eines Kreuzträgers von ***. Preis geh. Mk. 2.

Freiherr von Schlicht: Leutnantsliebe. Eine Humoreske. Preis geh. Mk. 1.

Alfred Martin Zeller: Um die Freiheit. Die Geschichte eines Nihilisten. Preis geh. Mk. 1.

Ludwig Lorenz: Adolf Bartels und seine Dichtungen. Eine Studie. Verlag von C. A. Koch (Dresden). Preis geh. Mk. 1,20.

Sir Oliver Lodge: Leben und Materie. Eine Kritik von Haeckels „Welträtsel". Verlag von Karl Curtius (Berlin). Preis kart. Mk. 2,40.

Dr. Alfred Lehmann: Aberglauben und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Autor. Übersetzung von Dr. Petersen (Düsseldorf). 2. vermehrte Aufl. Mit 2 Tafeln und vielen Textabbild. Verlag von Ferdinand Enke (Stuttgart). Preis geh. Mk. 14.

Prof. Dr. Theobald Ziegler: Das Gefühl. Eine Studie. 4. vermehrte Aufl. Verlag von G. J. Göschen (Leipzig) Preis geh. Mk. 4.20.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

GRATIS durch die Photohändler:

„Agfa"-
Preisliste 1908

mit nebenstehender Titelzeichnung. 16 Seiten Text über:

„Agfa"-
- Platten
- Films
- Casseten
- Entwickler
- Spezialitäten

„Isolar"
- Platten u. Films
- (Name geschützt).

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande, umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garage.**

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad — Uhlenhorst. —

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee

Schweiz Prospekt frei 17

Erschöpfungszustände

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen.

Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille-Genua-Neapel-Piräus

Smyrna-Konstantinopel-Odessa-

Nicolajeff-Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. M. 2.—.

Herm. Walther,

Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.

Berlin W 30.

Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft

Lebens-Renten-Versicherung **JANUS in HAMBURG** Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Gegründet 1848.

Liberalste Versicherungs-Bedingungen.

Lebens-Versicherung für Abgelehnte.

Kostenlose Auskunft, gewissenhafte Beratung durch Direction und Vertreter. **An allen Orten Vertreter und Inspektoren gesucht.** Bezugnahme auf dieses Inserat erbeten!

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.

Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verberame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 35. Berlin, den 29. August 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Japans Finanzwirtschaft und sein Budget für das laufende Jahr. Von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg. — Die Könige von Alasia. Keilschriftliche Staatsarchive ägyptischer Papyri und die Insel Cypern. II (Schluß). Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz). — Große Berliner Kunstausstellung 1908. Von Herm. Abeking (Berlin). — Goethe und das deutsche Volkslied. Zum 28. August. Ein Versuch von Lothar v. Fredrik (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Heinrich Hemmer (Metz). — Die Schwierigen. Eine schlesisch-sudetische Studie von Atolla (Berlin). — Aus der Finanzwelt. Von Mercator (Berlin). — Notizen. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Japans Finanzwirtschaft und sein Budget für das laufende Jahr.

Von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg.

Die vortrefflichen Maßnahmen des einstigen japanischen Finanzministers Matsukata hatten eine so günstige finanzielle Konstellation geschaffen, daß seit dem Jahre 1886 die Geldwirtschaft Japans als eine sanierte und sicher fundierte gelten konnte. Die Einnahmen überstiegen die Ausgaben, von Jahr zu Jahr in gesunder Proportion sich hebend. Dann kam der russisch-japanische Krieg und naturgemäß mit ihm eine ungeheure Anspannung der finanziellen Hilfskräfte des Mikadoreiches. Anleihen in gesicherter Deckung, die in der Hauptsache von England bestritten wurden, mußten lanciert werden und ließen die japanische Staatsschuld um ein beträchtliches anwachsen.

Der glorioſe Friede von Portsmouth schuf für die aufgewandten Kriegskosten ein unwesentliches, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann, in keinem Verhältnis stehendes Äquivalent. Heute geht nun Japan mit ganzer Energie an die Tilgung der drückenden Staatsschuld, und die Erreichung dieses Zieles sucht es zunächst in einer möglichen Balancierung seines Einnahme- und Ausgabeetats herbeizuführen, deren Verwirklichung es, dem neusten Budget nach zu schließen, in der Verminderung des Aufwandes für Heer und Flotte sucht. Ob es recht daran tut, muß die Folgezeit lehren. Vom strategischen Standpunkt scheint es um so mehr ein Fehler, als der eventuelle Abschluß einer bedingten Allianz zwischen England und Rußland für die japanischen Streitkräfte keineswegs eine Avance bilden dürfte, im Gegenteil, ihm in Opposition zur früheren Lage den sichern Rückhalt zu rauben nur allzu geeignet ist.

Das zahlenmäßige Budget, wie es uns heute vorliegt, wurde am 20. Januar vom Kabinet des Marquis Saianji präsentiert und am 13. Februar, resp. 6. März, mit unwesentlichen Änderungen von der Repräsentanten- und Pairskammer angenommen.

Während das Finanzjahr 1907—08 mit einer Einnahme von 616 455 343 Yen*) und einer Ausgabe von 616 411 047 Yen abschloß, ist der Voranschlag für 1908—09 auf eine Einnahme von 611 043 048 Yen und eine Ausgabe von 615 958 339 Yen fixiert.

Es ergibt sich demnach ein Defizit von 4 915 291 Yen oder 9 830 582 Mk.

Zur Deckung dieses Ausfalls wird in einem Nachtragsbudget die prozentuale Erhöhung gewisser direkter Steuern gefordert werden.

Die Entstehung des immerhin ziemlich beträchtlichen Defizits ist in erster Linie auf die Festsetzung der hohen Amortisationsquote, verbunden mit nötig werdenden Neuausgaben für Korea und zum andern auf den Rückgang in einzelnen Einnahmeparten zurückzuführen.

Die Liste der spezifizierten ordentlichen Einnahmen stellt sich im Vergleich mit dem Vorjahre etwa wie folgt dar: **)

Ordentliche Einnahmen aus:	1907—08 Yen	1908—09 Yen	+ für 1908—09 Yen
Steuern	269 882 227	294 570 949	24 688 722
Stempelabgaben . . .	17 923 429	20 262 477	2 239 048
Staatsgütern und staatlichen Unternehmungen usw.	126 763 862 usw.	144 281 223 usw.	17 517 361 usw.
Im ganzen	424 285 601	470 590 960	46 305 359

Die Gesamtaufstellung der ordentlichen Einnahmen ergibt nach der einen Seite hin ein Anwachsen von ca. 72 Millionen Yen, das auf der Erhöhung der Einnahmen aus Einkommensteuer, Gewerbesteuer, Alkoholsteuer, Zucker-, Gewebe- und Minenzoll, aus Banknoten-, Zoll-, Stempel-, Post- und Telegraphenabgaben, aus Staatswäldern, Monopolen und Liegenschaften basiert; nach der andern Seite eine Verminderung um ca.

*) Ein Yen = etwa 2 Mk. nach der neuen Goldwährung von 1907.
**) Nach der off. Aufstellung des Finanzjahrs 1907.

Digitized by Google

26 Millionen Yen, die auf Abnahmen der Einkünfte aus den Kampfer- und Salzmonopolen zurückzuführen ist, so daß sich ein absolutes Mehr gegen das Vorjahr von 46 305 359 Yen ergibt. *)

Die außerordentlichen Einnahmen ergeben einmal aus der Abnahme im Terrainverkauf, dem Ausfall von Grundsteuer und vor allem dem Virement einer bedeutenden Differenz des Kriegsspezialkontos auf diesen Teil des Budgets eine Abnahme um ca. 102 Millionen Yen; in andrer Richtung dagegen aber auch wieder ein Anwachsen um ca. 50 Millionen Yen, herrührend aus dem Verkauf kleinerer Güter, der Zurückzahlung von Regierungsgeldern, lokalen Abgaben für den Konsens zu Hafenbauten und schließlich der Übertragung von Schul- und Bibliotheksfonds auf diese Budgetsparte. Die Totalverminderung gegen das Vorjahr kommt 51 717 034 Yen gleich.

Die Liste für ordentliche Ausgaben stellt sich im wesentlichen wie folgt dar:

Ordentliche Ausgaben im Vergleich zum Vorjahr 1907—08:

Ausgaben für:	1907—08 Yen	1908—09 Yen	+ gegen d. Vorjahr Yen	— gegen d. Vorjahr Yen
Zivilliste . .	3 000 000	3 000 000	—	—
Innere Angelegenheiten .	10 223 350	10 639 221	415 871	—
Finanzen . .	262 166 823	254 207 432	—	7 959 391
Krieg . . .	53 663 788	70 209 779	16 545 991	—
Marine . . .	33 414 695	34 810 737	1 396 042	—
Ausw. Angelegenheiten .	3 260 312	3 612 607	352 295	—

Hierzu kommen die von Jahr zu Jahr im Ausgabeetat beträchtlich steigenden Summen für Amortisation von Anleihen und älteren Staatsschulden, wie auch zur Festlegung eines schnell wachsenden Pensionsfonds. Der Voranschlag für 1908—09 beläuft sich auf 218 112 512 Yen, d. h. etwa 440 Mill. Mk. gegen 209 103 247 Yen des Finanzjahres 1907—08 und gegen nur 38 352 256 Yen, d. h. etwa 69 Mill. Mk. des Jahres 1899—1900. Man sollte dieser dokumentierten Tatsache erhöhte Beachtung schenken. Sie zeigt bis zur Evidenz, daß keine der japanischen Anleihen langfristig gezogen wird. Die vollständige Amortisation ist durchgehends auf das Jahr 1952 fixiert.

Im Budget 1908—09 beträgt der geforderte Kredit zur Tilgung der Anleihen allein 174½ Mill. Yen, d. h. 28 % des Gesamtanschlages der Ausgaben. Japan steht damit in der Reihe der Großmächte zwischen England, wo derselbe Posten 20 % beträgt, und Frankreich mit einer Quote von 30 %, vielleicht im nächsten Jahre schon Italien gleich, dessen Haushaltungsplan für dieses Jahr dieselbe Sparte mit 32 % von den Gesamtausgaben festsetzt.

Im Total ergeben die ordentlichen Ausgaben eine Höhe von 426 915 192 Yen, gegen 412 279 316 Yen des Vorjahres, mithin ein Mehr von 14 635 876 Yen.

*) Nach dem „Journal des économistes", Mai 1908.

Schon weiter oben haben wir darauf hingewiesen, daß in dem Ausgabeetat für Krieg und Marine des Finanzjahres 1908—09 eine möglichst weitgehende Beschränkung eingetreten ist.

Der Aufstellung für die ordentlichen Ausgaben nach hat es zunächst nicht den Anschein, denn wir müssen hier eine Mehrforderung von ca. 18 Mill. Yen verzeichnen; die Liste für die außerordentlichen Ausgaben aber ergibt die vollständige Deckung des Defizits.

Als außerordentliche Ausgaben wurden gefordert im Budget:

Für	1907—08 Yen	1908—09 Yen	— gegen das Vorjahr Yen
Krieg . . .	57 953 380	37 206 994	20 746 386
Marine . .	49 067 524	46 138 124	2 929 400

Auch für auswärtige Angelegenheiten weisen die extraordinären Ausgaben eine Verminderung und zwar um ca. 77 000 Yen auf. Eine bemerkenswerte Erhöhung zeigen sie eigentlich nur in der Sparte für Wege- und Eisenbahnbau, mit einem Plus von 8 088 467 Yen gegen das Vorjahr.

Im ganzen erreichen sie eine Höhe von: 189 043 147 Yen, gegen 204 161 731 Yen (1907—08), also eine Abnahme von 15 118 584 Yen.

In genauerer Spezifikation erkennen wir unter den Gesamtausgaben des diesjährigen Etats Posten für:

2 neue Legationen in Südamerika und Liberia, in Höhe von ca. 98 000 Yen.

Auf- und Abforstung der 5 Mill. Hektar im Areal fassenden Wälder von Hokkaido: 422 000 Yen.

den Hafenbau von Otaron: 465 739 Yen p. a.

Beleihung der Koreanischen Regierung und Reorganisation der koreanischen Gendarmerie: 404 000 Yen p. a.

technische Seiden- und Minenschulen ca. 170 000 Yen p. a.

Als Endresultat ergibt sich die Höhe der Ausgaben mit
615 958 339 Yen, gegen 616 411 047 Yen (1907—08).

Aus allem können wir das Fazit ziehen, daß die heutige Geldwirtschaft Japans eine durchaus gesunde ist. Eine solide Fundierung verkehrstechnischer Anlagen und eine hohe Amortisationsquote sorgen einmal für das wirtschaftliche Erblühen des Landes und zum andern für Verminderung seiner drückenden Schuldenlast. Leider aber verfolgt Japan den eingeschlagenen Weg auf Kosten seiner Kriegsbereitschaft und seiner militärischen Machtmittel. Daß für Japan, für den gewissermaßen prädestinierten Führer des jungen Asiatentums, die bedingte praktische Abrüstung ein Vorteil ist, müssen wir der gegenwärtigen politischen Lage nach verneinen.

Vielleicht zeigt das Budget für 1909—10 andre Zahlen in den Posten für „Heer und Marine".

Digitized by Google

Die Könige von Alasia.

Keilschriftliche Staatsarchive ägyptischer Papyri und die Insel Cypern.

Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz).

II (Schluß.)

Dieses damals mächtige, aus der Vermischung der ägäischen Urbevölkerung mit den eingewanderten ostpeloponnesischen Griechenstämmen entstandene cyprische Griechenvolk Alasias hat nun Jahrhunderte, bevor die Phönizier mit ihrem Welthandel und ihrer Buchstabenschrift auf die Weltbühne traten, ja ehe diese nur auf Cypern von Chittim aus, wie in der Bibel die Stätte der heutigen Hafenstadt Larnaka heißt, ihre ersten Kolonien errichteten, eine wunderbare und Cypern eigene mykenische Sonderkultur und Sonderkunst geschaffen, die ich zuerst kypro-mykenisch genannt habe.

Diese baut sich aber organisch auf der ältern ägäisch-kyprischen Kultur auf, wobei andere kleinasiatische, besonders hethitische und lykische Einflüsse mitwirken, wie ich durch zahlreiche Ausgrabungen und Öffnen von vielen Hunderten von Gräbern in vierzehnjähriger praktischer Forscherarbeit mit Hacke und Schaufel und dem Ausgrabermesser zuerst nachweisen konnte.

Bereits 1882 habe ich die ersten scheibengedrehten kypromykenischen Tongefäße für das Britische Museum ausgegraben, also Cypern eigene, aus der ältern importierten mykenischen Keramik von Hellas und Kreta unter Benutzung der noch viel ältern, ohne Töpferscheibe fabrizierenden kyprisch-ägäischen Keramik während der Alasia-Zeit herausgebildete Erzeugnisse. Es ist dabei eine Weiterbildung von hohem, kunstgewerblichem Werte, die ihre höchsten Triumphe um 1200 v. Chr. feiert, bis in das Ende der Bronzezeit anhält und dann in die aus griechischen und phönizischen Elementen gepaarte, von mir zuerst graeco-phoenikisch genannte Mischkunst übergeht.

Im Jahre 1883 wurde bereits auch in einem Felsengrabe der Nekropole der damaligen Hauptstadt und Residenz der Könige von Alasia zu Hagia Paraskevi bei der heutigen Hauptstadt Nicosia das erste Prunkstück dieser kypromykenischen Keramik ausgegraben, ein hochinteressanter 34,5 cm hoher Mischkrug in glänzend roter Firnisfarbentechnik. Er ist mit einem Zuge von vier hintereinander herschreitenden Stieren bemalt, der in besserer Zeichnung und künstlerischer vollendet dasselbe Motiv wiedergibt, das in Mykenae auf einer Scherbe eines ebensolchen Kraters in roherer Linienführung erscheint, von Schliemann ausgegraben und von Furtwängler und Löschcke in ihrem Werke „Mykenische Vasen", Tafel XLI, 423 abgebildet wurde. Ich habe Abbildungen beider Stücke auf Tafel CLII, Figur 14 und 16 in meinem Werke „Kypros, die Bibel und Homer" gegenübergestellt, nachdem ich bereits 1886 im Repertorium für Kunstwissenschaft und 1889 in meinem zu Nicosia auf Cypern selbst von mir begründeten, gedruckten, herausgegebenen und redigierten „Journal of Cyprian Studies" die kypromykenische Kultur zuerst an der Keramik nachzuweisen versucht, den Ochsenkrater und den ganzen Grabfund veröffentlicht und auch abgebildet hatte. Da ich den herrlichen Fund von dem geheimen Ausgräber, einem Neger in Nicosia, kaufen konnte, befindet er sich heute im Antiquarium der Königl. Museen zu Berlin und wird jetzt in dem Werke „Tamassos und Idalion" nochmals veröffentlicht, das ich jetzt im Auftrage des preußischen Kultusministeriums und mit Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers, der Königl. Berliner Museen und der Rudolf-Virchow-Stiftung zusammen mit Prof. Dr. Eduard Meyer, Dr. R. Zahn, dem Semitologen der Universität Straßburg Prof. Dr. Julius Euting und dem ersten Sprachforscher altkyprisch-griechischer Sprache und Silbenschrift Prof. Dr. Richard Meister in Leipzig herausgebe.

Die niedere große Stadt, die die Assyrer in ihren Keilinschriften Lidir, die Griechen Ledrai nannten, und zu der das erwähnte mächtige Gräberfeld von Hagia Paraskevi gehört, ist auf der Stelle des Weichbildes der heutigen Hauptstadt zu suchen. Die obere Stadt, die Akropolis, dazu, aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Burg der Könige von Alasia wurde von mir südöstlich von der niederen Stadt auf dem stolzen Tafelberge Leontari Buno, d. h. Löwenberg, entdeckt, und ich habe die ganze Stadtanlage, die Akropolis, die Burg, die seltsamen Ruinen, die kolossalen in den Fels gehauenen Cisternen, die Tumuli, das Gräberfeld und alle Reste, die sämtlich der Kupfer-Bronzezeit, der Blütezeit des Alasia-Reiches oder früheren Kulturschichten angehören, in meinem Werke „Kypros, die Bibel und Homer" (Bd. I S. 464—469 und Bd. II Tafel CXLIV—CLXXIII) beschrieben und abgebildet. Auch haben die Engländer 1887 auf dem Burgberge ausgegraben und nicht ein Stück aus dem Altertume gefunden, das in eine spätere Zeit zu setzen wäre.*)

Als ich Anfang und Mitte der achtziger Jahre zum ersten Male mit den Ergebnissen meiner Ausgrabungen in die Öffentlichkeit trat und feststellte, daß Jahrhunderte vor den Phöniziern die Griechen die Insel besiedelten, daß die mykenische Kultur auf Cypern der graecophoenikischen Kultur um Jahrhunderte vorangegangen war, daß die Träger der mykenischen Kultur peloponnesische Griechen waren, auf Cypern sich mit der ägäischen Urbevölkerung zu einem Volke vermischten und die Cypern eigene kypromykenische Kultur erstehen ließen, auf der erst die graecophoenikische Kultur erwuchs, wurde ich von vielen Seiten scharf angegriffen. Ja, man zuckte über den phantastischen Autodidakten mitleidig die Achseln. Denn wie konnte er es wagen, die bis dahin von der gesamten Gelehrtenwelt als unumstößlich geltende Tatsache anzuzweifeln und gar widerlegen zu wollen, daß die Phönizier nicht vor den Griechen Cypern besiedelt hätten; nachweisen zu wollen, daß das Umgekehrte, die Priorität der Griechen, anzuerkennen sei!

*) Die Resultate sind 1888 im Journal of Hellenic Studies, Excavations of the Cyprus Exploration von den Engländern Gardner, Smith, Hogarth und James publiziert, von denen der letztere die Ausgrabungen auf dem Hügel leitete.

Digitized by Google

Erst als 1895 W. Max Müller in dem bereits angezogenen Aufsatz „Das Land Alasia“ in der Zeitschrift für Assyriologie lediglich auf Grund der maritimen Lage und auf Grund der von den Königen von Alasia in den Amarna-Briefen wiederholt erwähnten Kupfer-Lieferungen an die Pharaonen Alasia mit Cypern identifizierte, schrieb Eduard Meyer, einer der Hauptmitarbeiter an meinem Werke „Tamassos und Idalion“ S. 65 seiner „Glossen zu den Tontafelbriefen von Tell-el-Amarna wörtlich:

„Geschichtlich ist die Identifizierung von Alasia mit Cypern von größter Bedeutung; sie beweist die Richtigkeit der wiederholt, namentlich von Ohnefalsch-Richter ausgesprochenen Behauptung, gegen die ich mich bisher immer gesträubt habe, daß es im 15. Jahrhundert, als die mykenische Cultur bereits in Cypern eindrang, noch keine phönikische Ansiedelungen auf der Insel gegeben hat.“

Ein andrer wichtiger Verfechter der frühen, durch meine Ausgrabungen nachgewiesenen Kolonisation der Insel durch die Griechen erwuchs mir in dem schon oben erwähnten griechischen Dialekt- und Inschriftsforscher Richard Meister in Leipzig, der ebenfalls am Tamassos-Idalion-Werke mitarbeitet. Er wies auf S. 129 des 2. Bandes seiner „Griechischen Dialekte“ auf dem Wege der griechisch-kyprischen Dialekt- und Inschriftsforschung unwiderleglich nach, daß die Arkader, Achäer und andere peloponnesische Griechen schon lange vor 1100 v. Chr. Cypern besiedelten.

Ein gütiges Geschick, Ausgräber-Glück und Ausgräber-Geschicklichkeit haben mir jedoch beschieden, den Schlüssel zu der definitiven Identifizierung der Insel Cypern mit dem Alasia der keilschriftlichen Staatsarchive von Amarna und Boghaz-Köi, sowie des Papyrus Goleniscbeff auf der Insel Cypern selbst zu finden.

Unter den von mir ausgegrabenen Heiligtümern steht das von den Inselgriechen dem Gotte Apollon, von den Inselphöniziern dem entsprechenden Gotte Reschef geweihte Heiligtum zu Frangissa bei Tamassos obenan. Es wurde kurz vor Eintritt der Regenzeit in möglichster Eile in der Zeit vom 17. Oktober bis 2. November 1885 bloßgelegt. Zwei Tage nach Schluß der Ausgrabung fiel auch der erste starke Regen ein, der jedes Ausgraben in der Örtlichkeit am Rande eines Flüßchen unmöglich gemacht hätte. Eine Masse, ein ganzer Wald von Statuen, aus Stein und Ton in allen Größen und in verschiedenen Stilarten, darunter ein mächtiger Tonkoloß, wurde zu Tage gefördert. Das Heiligtum war Jahrhunderte lang benutzt worden von ca. 800—700 v. Chr. bis hinab in die römische Kaiserzeit hinein. Dabei entdeckte ich zwei wichtige, auf kleine marmorne Stelen eingegrabene, bilingue und bigraphische Inschriften, d. h. also in zwei Sprachen und in zwei Schriften abgefaßt. Auf beiden Inschriftsteinen oben der phönizische Text in phönizischer Sprache und Schrift. Darunter der griechische Text in griechischer Sprache und griechisch-cyprischer Silbenschrift.

Die Inselgriechen haben nämlich Jahrhunderte, bevor die Phönizier ihre Buchstabenschrift erfanden, bereits während der Blütezeit des kypromykenischen Reiches unter den Königen von Alasia um ca. 1200 v. Chr. oder noch etwas früher, eine wie die ganze kypromykenische Kultur der Insel eigene, epichorische Silbenschrift aus den Bilderschriften der kretischen Mykener, kleinasiatischen Hethiter und Aegypter heraus ganz eigenartig geschaffen. Dieses kyprisch-griechische Syllabarium, das ausschließlich die Griechen der Insel benutzten, blieb bei ihnen in Brauch bis ins vierte vorchristliche Jahrhundert, als Alexander der Große und die Diadochen, seine Nachfolger, den ganzen Orient in dasselbe hellenistische Gewand hüllten.

So stammen nun die beiden bilinguen und bigraphischen Inschriftsteine von Frangissa, wie aus den phönizischen Texten hervorgeht, nach Euting*), der eine aus dem 19., der andere aus dem 30. Jahre der Herrschaft des Melekjatan, Königs von Kitti (Kition) und Idjal (Idalion), d. h. aus den Jahren 370 und 359 v. Chr., dem damals auch das Königreich Tamassos unterstand. In beiden Bilinguen werden Statuen dem Ressef bzw. dem Apollon geweiht. Die größere, jüngere Bilinguis fand ich in die Umfassungsmauer des Weihgeschenkraumes vermauert, während die kleinere, ältere, aus dem Jahr 370 v. Chr. noch in situ vor einer großen Statue stand. In beiden Fällen trägt der Gott einen Beinamen. Uns interessiert die kleinere, ältere Bilinguis. Denn hier führt im griechischen Texte der Apollon den Beinamen Alasiotas, also der Apollon von Alasia, den der Steinmetz im phönizischen Texte darüber in Ressef Alahijotas phonetisch transscribierte. Der Name Alasia für die Insel Cypern hat sich also bis ins vierte Jahrhundert neben dem längst eingeführten Inselnamen Kypros erhalten, wie heute allgemein anerkannt wird. Der Assyriologe P. Jensen hat das zuerst im 10. Bande der Zeitschrift für Assyriologie (S. 379 Jhrg. 1895) festgestellt. Damit ist für alle Zeiten das Reich der Könige von Alasia der Keilschriften und Hieroglyphen auch auf dem Inschriftswege als das Inselreich Cypern und auch durch einen cyprischen Fund und in griechisch-cyprischer Silbenschrift festgestellt. Denn die Zersplitterung der ca. 9537 Quadratkilometer großen Insel in viele, sieben bis zeitweise neun und zehn kleine Königreiche erfolgte erst in nachmykenischer Zeit, von ca. 1000 v. Chr. an, als Griechen und Phönizier um die einzelnen Inselteile stritten, dabei Aegypter, Assyrer, Perser und Hellenen abwechselnd wieder die ganze Insel oder Teile an sich zu reißen suchten. Immer war das Kupfer die Ursache,

*) Inschriften, herausgegeben von J. Euting und W. Deecke in den Sitzungsberichten der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften (1887 S. 721 u. fg.). Ferner R. Meister „Die griechischen Dialekte“ (II S. 171 u. fg., S. 250 u. fg.). Über das Heiligtum und den Grundriß siehe mein „Kypros, die Bibel und Homer“ (Nr. 4 der Liste meiner Heiligtümer Bd. I S. 7—10, Bd. II Taf. VI). Die Bildwerke, darunter sehr viele polychrom bemalte, werden zum ersten Male in meinem „Tamassos und Idalion“ publiziert werden. Der ins Cyprus-Museum zu Nicosia gelangte Teil der Funde ist im „Catalogue of the Cyprus Museum“, den ich 1889 zusammen mit John L. Myres in Oxford herausgegeben habe (Seite 168—171, Nr. 6001—6155a), katalogisiert.

Digitized by Google

die die verschiedenen Völker des Altertums bis hinunter zu den Römern dazu trieb, um die Insel zu kämpfen.

In einem zweiten Aufsatze soll an der Hand cyprischer und ägyptischer Denkmäler weiter dargelegt werden, daß die kypromykenische Blütezeit unter den Königen von Alasia nicht nur durch eine eigenartige Keramik exzellierte, sondern daß dementsprechend auch das gesamte Kunstgewerbe herrliche und eigenartige Blüten trieb, die die griechisch-archaische Kunst mit vorbereiten halfen. Neben der Keramik die Schöpfungen aus Kyanos, dem Blaustein, ferner die verschiedenen Zweige der Metalltechnik, Gold-, Silberschmiedekunst, Kupfer- und Bronzearbeiten, ebenso die Werke der Steinschmiedekunst und Elfenbeinschnitzereien. Dabei werden wir noch einerseits in die voralasische Zeit, in Aegypten bis zu Thutmosis III. (ca. 1500 v. Chr.) hinaufsteigen und andererseits in die graecophönikische Eisenzeit und seine griechisch-archaische Zeit des ersten vorchristlichen Jahrtausend hinabsteigen, um aus cyprischen Denkmälern sowohl die homerischen Gesänge und Kyprien, die bedeutendsten Epen des Griechentums, als auch das alte Testament, die wichtigste Sammlung altebräischer Literatur, Geschichte und Poesie, in einer Weise zu erklären, wie es in annähernd ähnlicher Vollkommenheit in keinem andern Lande möglich sein dürfte. —

Erst dann werden auch sämtliche in den verschiedenen Inschriftsdenkmälern, besonders auch die in den Tell-el Amarna-Briefen erwähnten, gemachten und empfangenen Geschenke der Könige von Alasia verständlich, die bisher sämtlichen Interpreten zu einem beträchtlichen Teile unverständlich und rätselhaft blieben, was zumal von W. Max Müller, dem ersten Entdecker des Landes Alasia, hervorgehoben wurde.

Große Berliner Kunstausstellung 1908.

Von **Herm. Abeking** (Berlin).

II.*)

Die Große Berliner Kunstausstellung hat wie stets einige ihrer Räume auswärtigen Vereinen und Gruppen überlassen. Zwei der besten Säle stehen der Düsseldorfer Künstlerschaft zur Verfügung. Was diese hier zu zeigen vermag, ist recht ungleichmäßig. Immerhin sind einige durchaus gute Stücke zu verzeichnen. Hierzu zählen Adolf Schönnenbecks fleischige, gegen das Fenster gekehrte Männerköpfe. Es ist sehr reizvoll wie das Licht nur den Hinterkopf streift, während die Gesichtszüge fast ganz im Dunkel verschwimmen, aber dennoch sicher und breit gezeichnet sind. Ein kleines Herrenbildnis von Franz Kiedrich ist ansprechend, lebendig und frisch. Als gutsolide Malerei dokumentiert sich Wilhelm Schmurrs bereits erwähnter „Maler Clarenbach“ sowie Max Sterns „Herr im Reitanzug“. Robert Böningers dreifaches Porträt „Im Blumengarten“ wirkt bei sonst sicherm Können allzu bunt. Fritz Reusings „Frau Direktor U.“ bleibt trotz des anspruchsvollen Formates in seichter Oberfläche stecken; ganz übel aufgetakelt und widrig süß verstimmt ist Edmund Schwarzers Damenporträt samt anhaftender Saloneinrichtung. Düsseldorf pflegt gern das kirchliche Gebiet. Robert Seuferts „Christus im Grab“ ist bewußt grau gehalten. Hierdurch ist der farbige Gegensatz zwischen den Lebenden und dem Toten allzu stark verwischt. Eduard von Gebhardts „Der verlorene Sohn“ geht ganz ins Genrehafte; das heißt das Gegenständliche wird betont und das Malerische außer acht gelassen. Das Hinüberspielen des Motives in eine alt-neuzeitliche Bauernstube wirkt nicht als Ausfluß eines naiven Geistes, sondern als sich aufdrängende Absicht. Die utrierte Inbrunst der Gesichtszüge entbehrt tieferer seelischer Feinheit. Ganz ins Kindlich-Sentimentale fällt Alexander Bertrands „Novize“. In der Landschaftsmalerei zeigt Otto Ackermann mit seinem märkischen Seen ein ganz gekonntes Stück. Leider verdrängt allzu große Farbenfroheit eine eingehende Stimmung. Auch Médard Kruchens „Wolkentürme in der Heide“ sind bei gut zeichnerischem, breitem Strich zu fest und bunt. Fritz von Willes Eifelburg mit duschenartiger Wolkenstrahlung ist ein Produkt verunglückter Romantik. Erich Nikutowskis „Laufenburg am Rhein“ ist gut im Ton bei fast farbloser Zeichnung. Adolf Lins bringt Gänse im seichten Wasser, die Tiere etwas ausgeschnitten in der Umgebung, Max Stern einen niederrheinischen Kirmesplatz, gut gesehen aber doch nicht erschöpft. Hermann Emil Pohles massig gerahmte Allegorie „Das Weib“ ist widerlich in schwärzlich ekligem Fleischton und geblähter Pose.

Trübe, sehr trübe sieht es bei der Münchener Künstler-Genossenschaft aus. Hier ist noch das Dorado der Histörchenmalerei, wie sie als Deckmantel für sonstige Unzulänglichkeiten dienen soll. Adolf Eberle erzählt „reizend beobachtet“ den Jagdeifer zweier Hunde, Max Gaißer läßt einen mittelalterlichen Musikanten in entsprechend historischer Umgebung eine neue Komposition verzapfen, mit Paul Felgentreff amüsiert man sich in der Tiroler Wirtsstube. Den mit Zahnschmerz geplagten Mönch tröstet Alphons Spring mit dem Besuch Ratschlag erteilender Brüder; in die Kunst des Silhouettenschneidens und die Geheimnisse der Biedermeiertracht führt Fritz Martin ein. Es ist schwer, von solchen Dingen überhaupt noch ernst zu reden. Der literarische Geschmack der Maler mag ja noch hingehen. Aber wie das alles gemacht ist! So flach, ohne jedes Studium der Farbe, so ganz unkünstlerisch in der Mache; nicht einmal der Wille ist vorhanden, einen ernsten Pinselstrich zu zeigen. Nun, diese Arbeiten bedeuten keine ernste Gefahr für die Strebenden mehr. Sie tragen das Zeichen ihres allmählichen Verdorrens, sie, die letzten Ausläufer der guten alten Zeit. — Franz von Deffreggers braunsauciger Kopf des Rauchers und der etwas bessere der Dorfschönen können nicht einmal das Gefühl achtungsvollen Respekts hervorrufen. Gut ist Friedrich August v. Kaulbachs Kinderköpfchen in etwas süßer, aber sehr reizvoller Fleischigkeit. Auch die Komposition ist ansprechend und geschickt. Ein gediegenes Bildnis ist Rudolf Hirth du Frênes Landschaftsmaler Horst Hacker. — Die Radierungen und

*) S. auch Nr. 28 dieses Jahrgangs.

Digitized by Google

Zeichnungen können ebenfalls nicht sonderlich interessieren, wenn auch hier ein etwas frischerer Hauch weht. Hans Stubenrauch bringt eine mit dem Auge des Humoristen gesehene Althäuserpartie aus Nördlingen. Er verquickt in dieser farbigen Zeichnung sehr geschickt Naturstudium mit lustigem Augenzwinkern. Derselbe Versuch ist, wohl hauptsächlich durch ein zu großes Format, in dem Blatt „Ein Wachkommando" weniger geglückt. Die Radierung von Doris Raab nach einem Gemälde von Hengeler läßt den Wunsch aufkommen, von diesem Stift auch im Vorwurf Eigenes zu sehen. In einem „Abend am Bach" versteht es Jakob Hertling sein Material, rotes Papier und schwarze Kreide, geschickt auszunutzen.

Der Karlsruher Künstlerbund wartet mit einer Kollektiv-Ausstellung Ludwig Schmid-Reutte auf. Vor manchen dieser Arbeiten möchte man mit dem alten Führer durch die Wartburg sprechen: „Hier hat sich der Künstler einen Scherz erlaubt". Es mag dahingestellt sein, ob es für Schmid-Reutte nötig ist, seine Modelle geometrisch zu zergliedern, um zu einem Naturstudium oder sonst etwas zu gelangen; die einzelnen Muskeln jedoch wiederum in Bänder und Raupen aufzulösen, wie es auf dem einen Bilde geschieht, ist entschieden wertlos. Auch wird es nicht klar, was das Ausstellen dieser Studien überhaupt bezweckt; für sich gesehen sind es wenig verständliche Experimente. Zu den Bildern, als deren Unterlage sie geschaffen sind, haben sie ebenfalls keine rechte Beziehung, da die Farbe das wieder aufhebt und verwischt, was die Zeichnung angestrebt hat. Am besten erscheinen einige Bildnisköpfe, in denen malerische Qualität jede Manieriertheit überwiegt. — Der Landschafter Hans v. Volkmann macht seinem guten Ruf mit neuen sichern Arbeiten Ehre. Seine „Gewitterwolken" sind prächtig in ihrer Schwere über dem grünsaftigen Feld. Ein Stück sehr vornehmer Kunst ist Gustav Schönlebers „Brücke in Viareggio". Hans Thoma ist längst mehr Philosoph als Maler; solange er seine Leinwand in brauner Farblosigkeit zusammenzuhalten versteht, mag man schweigen. Wenn er aber, wie hier in seinem auch in der Idee sehr dürftigen „Paradies" farbig sein will und doch so ganz hinter jeder Empfindung für farbige Werte zurückbleibt, ist eine Ablehnung am Platze. Hans A. Bühler will gleichsam tiefsinnig in seinem Bilde „Sklaven" sein, auf dem er verschiedenalterige nackte Gestalten ein leichtes Boot mit bekränzten Festgenossen einherschleppen läßt. Die mühseligen Gesichter der „Sklaven" sind lächerlich im Hinblick auf die doch nicht allzuschwere Arbeit. Wilhelm Steinhausen zeigt eines seiner religiösen Motive; seine Mache ist flach und gehaltlos; auch hier soll die „Idee" die Dürftigkeit malerischen Könnens decken. Sehr gut ist Walter Conzs Stilleben, bunte Blumen auf schwarzem Grunde. Breit und ansprechend im Ton und Strich, auch gelungen im Ausdruck gibt sich Julius Scholds Bildnis „Major v. Dücker". Eine ursprüngliche Frische in Auffassung und Farbe zeigt Hans Meids korpulenter Herr „Rechtsanwalt H."

Die Vereinigung Nordwestdeutscher Künstler hat unter ihren Mitgliedern gut bekannte Namen. Dennoch scheinen gerade diese nicht sehr glücklich vertreten zu sein. Ludwig Dettmann, dem doch ein so starker und süffiger Strich zu eigen sein kann, arbeitet in dem Bilde „Friesische Mädchen" mit bunten Stiften, die dem Ganzen bei dessen Größe etwas Zerfahrenes verleihen. Heinrich Vogeler sollte wirklich nicht malen; sein minitiöser Radierstrich, auf das Gebiet der Malerei übertragen, kann nicht erfreuen. Farbiger Geschmack ist auch nicht vorhanden, Buntes reiht sich Kraß an Buntes. Besonders verfehlt ist das gesuchte Interieur „Mutter mit Kind". Alfred Mohrbutter verliert sich leicht ins Allzuweiche. wie er auch den Pastellton bevorzugt. Sein blaues Zimmer ist gar zu gegenstandslos; am besten wirkt sein figürliches Stück „Am Fenster". Hans Peter Feddersen scheint es Munch angetan zu haben. Die Viehweide in schleswigschen Marschen steht auf realerem Boden als anderes, ist jedoch zu zerrissen, um Wirksames zu erreichen. Fritz Overbecks weiße Birkenstämme zu tiefem Blau sind gekonnt, aber etwas fest und luftlos. Paul Müller-Kaempff setzt einen ganz unmöglichen Himmel über sein „Powerdörp", um sich hier in Farbe und Schwere für das eintönig-locker Sandige der Dünenstraße zu entschädigen. Breit gezeichnet und sonstig ansprechend ist Fritz Ahlers-Hestermanns „Abendliches Beisammensein". Zu schwarz und tief mutet Amandus Faures Ausschnitt aus dem Leben der Zirkusleute „Im grünen Wagen" an; dennoch ist hier viel Qualität vorhanden.

Die Ausstellung der Elsässischen Künstler ist wenig erfreulich. Hier herrscht eine merkwürdig kindlich-flache Kunstauffassung. Schier der einzige, der wirklich ernst zu nehmen ist, ist Heinrich Beecke. Ob er allerdings in anderm Rahmen sonderlich auffallen würde, mag dahingestellt sein. Am wertvollsten sind seine „rosa Rosen", und „Balleteuse". „Mutter und Tochter" bleiben im guten Wollen stecken. Ganz böse sind die in der Anzahl vorherrschenden Arbeiten von Heinrich Ebel. Es wäre lächerlich, über solches Gestümper Worte zu verlieren; aber es liegt nahe, daß gerade in ihm ein unangekränkelter Naturbursche (weil er nichts gelernt hat) gesehen wird, mit dem man auf die modernen Ästethen losschlagen kann. Ein Hang zum widrig Dürftigsten, der nicht nur im Motiv sondern auch in der Technik begründet ist, zeigt sich auch in den kläglichen Bleistiftzeichnungen. Gott bewahre uns vor solchen Talenten und solchen, die sie uns derartig ausgiebig vorführen! Gut sind Leo Schnugs zeichnerische Arbeiten im Stile des Mittelalters, allzu flüchtig Lothar v. Seebachs kolorierte Zeichnungen. — Ja, das liebe Elsaß!

Im Künstlerbund Bayern steht Rudolf Sieck mit seinen zartsinnigen Landschaften an erster Stelle. Sieck geht ganz aufs Detail; aus kleinen Blumen, Halmen und Zweigen fügt er das Ganze. Dennoch bewahrt er stets das Zusammenfließen aller Dinge und erzielt so die feinsten Stimmungen. Seiner zarten Hand kommt der Frühling, das Wiederwerden der Natur, am meisten entgegen. Ernst Liebermann ist in der Farbe nicht glücklich, ein Umstand, der häufig auf Talente zutrifft, die in der graphischen Arbeit ihren Platz gut ausfüllen. Seine „Dämmerung und Lampenlicht" ist allzu bunt in Blau, Rot und gelb. Schuster-Woldan ist geschickt im Aufbau und Linie,

Digitized by Google

steht aber malerisch durch ein etwas gleichmäßiges Braun unserm Empfinden ferner. — Das Gesamtwollen der Gruppe scheint ein gutes zu sein; Adolf Hellers süßlich minderwertiges Damenporträt ist hier allerdings nicht am Platze.

In der Künstlervereinigung „Die Elbier" zeichnet sich Ferdinand Dorsch durch einen merkwürdigen Hang zur Biedermeierzeit aus. Er bringt ein Bild im Zwielicht: „Melodien". Für Dorsch scheint es unumgänglich notwendig zu sein, musikalische und sonstige Gefühle in Reifröcke und Vatermörder zu stecken, gerade als ob man das nicht ebensogut im modernen Frack et cetera empfinden könnte. Die malerische Arbeit ist hier geglückt, dagegen zeigt sich in dem Bilde „Unter Rosen" ein ganz unzulänglicher Geschmack im Zusammenhäufen farbiger Werte. Ganz biedermeierisch gibt sich ebenfalls Rudolf Poeschmanns „Auf der Stadtmauer". Arthur Bendrat ist sein bekanntes „Dächermotiv" wieder am besten gelungen. In den andern Stücken erscheint er diesmal etwas fest und bunt. August Wilkens „Brautjungfern" können weder in Auffassung noch der schwachen braunen Farbe ansprechen. Dagegen ist William Krauses Arbeit „Vor der Kirche" von ausgezeichneter Wirkung. Es liegt hier ein Experiment vor, das, so gegeben es eigentlich ist, wohl selten so trefflich zur Darstellung gebracht worden ist. Krause führt die Köpfe der im Vordergrund stehenden Figuren fast minitiös aus und läßt die der ferneren Gruppen breitflächig stehen. Hierdurch erzielt er eine durchaus wahre Anschauung, die sowohl den Fachmann, wie den detaillüsternen Laien befriedigt. Georg Müller-Breslau macht in Romantik, zu der ihm das Riesengebirge herhalten muß; er zeigt eine naturunwahre, bombastische Theatralik, wie wir sie bei Hendrich zum Überfluß kennen gelernt haben. Hans Unger ist gleichfalls mehr Poseur als Maler; er ist ein sicherer Zeichner und nicht ganz ohne Geschmack. Dennoch kann man bei seinen Arbeiten, die ein Mittelding zwischen Dekoration und Gemälde bilden, nicht warm werden. Er gibt ein Kind seines Hirnes, ohne die Allmutter Natur zur Patin zu laden — und so ist seinen Sprößlingen das Beste versagt, das Leben.

Goethe und das deutsche Volkslied.

Zum 28. August.

Ein Versuch von **Lothar v. Fredrik** (Berlin).

I.

Die Überschrift zeigt, was der Verfasser will. Es kann nicht seine Aufgabe sein, den Einfluß der deutschen Volksdichtung als Ganzes auf Goethe und seine Poesie und alle seine Dichtungsformen zu erörtern. Er will nur versuchen zu zeigen, wie Polyhymnia und Erato, die im Herzen unsres Volkes leben, als lichte Idealgestalten im Goetheschen Liede uns entgegentreten. —

Ein herrliches Geschenk hat die gütige Mutter Natur ihrem letztgeborenen, schönsten Kinde, der Menschheit, in die Blumenwiege gelegt: das ist der mythische Gedanke. Wie die Sprache dem Menschen das Welt- und Selbstbewußtsein schafft, so ist der Mythos die Antwort heischende, staunende Frage, das poesieumwobene Träumen, damit der naive Mensch an die Natur herantritt. Alle Wissenschaft und Sittlichkeit, alle Kunst und Dichtung sind Kinder dieses mythischen Gedankens. Ob er zu Recht im Reiche der Wissenschaft und Sittlichkeit regiert, noch heute regiert? Hier im Gebiete des logischen Gedankens, des Gesetzes, der Realität? Gewiß mit Recht, wenn er auch hier Werte schafft! Doch das gehört auf ein andres Blatt. Im Lande der Kunst aber und der Poesie, da soll er seine ewige Heimstätte haben. Hier webt er lebendig im Herzen unsres Volkes und jedes Volkes, wie im Geiste unsrer Genien und aller Genien. Hier sind die festen Wurzeln seiner Kraft, und hier bewährt er die Macht seines Ursprunges; er zeigt: höchste Kunst ist reinste Natur.

Lessing hat das Wort gesprochen:

„Wo Kunst mit Natur gehandelt,
Da hat Natur sich in Kunst gewandelt."

Und Goethe hat gesagt:

„Lebendiges Gefühl der Zustände und die Fähigkeit sie auszudrücken macht den Dichter."

Darum werden sich die Werke eines Dichters um so mehr vervollkommnen, je naturgetreuer, je volkstümlicher sich die Ideen seiner Dichtungen in ihm bilden. Die Geschichte der Poesie liefert uns den Beweis: „Dichtern und Künstlern ist das von der Volksphantasie Vorbereitete der liebste Stoff. Homer und die Tragiker der Griechen, Firdusi, Shakespeare im „Hamlet", „Lear" und „Kaufmann von Venedig", Ariost und Tasso, Goethe im „Faust" und Schiller im „Tell" vollenden in künstlerischer Tat, was ihnen die Jahrhunderte vorbereitend überlieferten." (M. Carriere: Die Poesie.) Doch nicht dem Epiker nur und dem Tragiker, nein, auch dem lyrischen Dichter ist jenes Wort Wahrheit. Und für alle Entwickelungsstufen einer Dichterindividualität gilt es. Es gilt dem Lehrling wie dem Meister. Wohl jenem, wenn er in diesem einen Freund und Führer findet. Keinem Musensohne ist in dieser Hinsicht wohl ein größeres Glück begegnet als unserm Goethe. Sein Verdienst ist es; denn Finden setzt Suchen voraus, erfordert einen ernsten Willen zum Lernen, den keine Mühe bleichet. Dann nur rauscht ihm der Wahrheit tiefversteckter Born.

„Licht, Leben, Liebe!" So heißen Herders letzte Worte, die auch seinen Grabstein schmücken. Und er rang nach dem Licht des Lebens mit jener tiefen Liebe, die dem wahren Forscher eignet. Er teilte von dieser Liebe dem jungen Goethe mit. Das ward sein größtes Verdienst. Goethe kam nach Straßburg vollgepfropft mit dem gelehrten Wissen der ungelehrigen Gottschedschen Schule, in seinem Innersten aber unberührt. Da zeigte ihm Herder die ursprüngliche Kraft und Schönheit der deutschen Volkspoesie. Er wies ihm einen neuen Weg, und Goethe beschritt ihn unverzagt und wanderte auf dieser Straße fort bis an sein Lebensziel. So gelangte er zum Ideal, das er ahnte und suchte. —

Digitized by Google

Alle Lyrik ist der Sang des eignen Herzens, die Poesie der Subjektivität. Sie gliedert sich darum willig (nach Carriere) in die Lyrik des Gefühls, der Anschauung, des Gedankens. In der Lyrik des Gedankens, jener eigenartigen Verbindung von dichterischem und philosophischem Idealismus, lassen sich nur schwer die Keime der Volkspoesie zeigen. Sie sind vorhanden, aber man muß in die Tiefe graben. Die Abstraktion liegt dem Geiste des Volkes nicht so, daß sich die Ideen gleich in lieblicher Form kristallisierten. Und auch Goethes Geiste blieb die Ideendichtung fremd, trotz seiner innigen Freundschaft mit Schiller. In dem Liede der Anschauung, der Ballade und der Ode, aber wie im reinen Liede des Gefühls, das uns des Herzens Seelenstimmung kündet, lebt der dichterische Genius unsres Volkes und unsres Meisterdichters sich aus.

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, daß aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Das ist des Sängers Preis, wie ihn Goethe für sich in Anspruch nahm. So verlangt ihn auch das Volkslied; es ist sich selbst der Lohn. Doch kann ihm ein noch schönerer zuteil werden: die Veredlung durch die Hand des Meisters. Und er ist vielen Volksliedern geworden. So behandelt eine große Zahl der Goetheschen Balladen Stoffe zurück, die das Volkslied ihm bot. Im „Ungetreuen Knaben" zeigt sich der Einfluß des völkischen Gespensterglaubens, wie ihn der neblig-graue Himmel unsrer Heimat weckt. Der „Fischer" geht auf die Ballade „das Lied vom Fischer" in Herders Volksliedersammlung vom Jahre 1779 zurück, wo die treffende Bemerkung beigefügt ist, wenn die deutsche Poesie wirklich zur Volksdichtung werden wolle, so müsse sie den durch dieses Lied bezeichneten Weg gehen. „Das Blümlein Wunderschön" ist eine treffliche Umdichtung des Liedchens: „Ich weiß ein blaues Blümelein". Auch in Uhlands Sammlung findet es sich „Weiß mir ein Blümli blaue." Das liebenswürdige Hochzeitslied: „Wir singen und sagen vom Grafen so gern..." gibt uns ein uraltes deutsches Märchenmotiv wieder. Wie herrlich hat der Dichter es verstanden, es mit neuen Reizen zu umweben, ihm feinsinnig moderne Fassung gegeben. Das gleiche gilt vom „Rattenfänger"; nur wandelte Goethe seiner Natur entsprechend den ernsten Sagenstoff, der Freund Hein mit dem Fidelbogen uns zur letzten Reise in jenes unbekannte Land mahnen läßt, in ein fröhliches Lied, kleidete ihn in das zauberische Gewand lustigen Scherzes. In der „Spinnerin" hat er ein schottisches Volkslied benutzt, im „Totentanz", wie er selbst bemerkt, eine böhmische Sage. „Der getreue Eckart" ist dem Kreis der nordischen Harlungensage entnommen; derselbe Stoff findet sich auch in unserm Nibelungenliede. Wie der „Ungetreue Knabe" entstammt auch „die erste Walpurgisnacht" der phantastischen Gespenstersage unsres Volkes. Es glaubte beim spärlichen Lichte des Mondes, das den Nebel nur zersetzen, nicht bannen konnte, in den Nebelstreifen die Hexen zu sehen, wie sie auf dem Brocken ihr Wesen trieben. Vielleicht entstammt dieser Gedanke von einem Hexensabbath dem Brauche eines heidnischen Opferfestes, von dem man die Unberufenen fernzuhalten suchte. Die drei Balladen „Der Zauberlehrling", „Die Braut von Korinth" und „Der Gott und die Bajadere" sind orientalischen Ursprunges. Ein uraltes Thema, das Gemeingut des Morgen- wie des Abendlandes ist, enthält die erste Dichtung: den naseweisen Gebrauch der Zauberformeln. Unsre Märchen vom Schätzesuchen enthalten oft das gleiche Motiv. Das zweitgenannte Gedicht „Die Braut von Korinth" geht auf einen kleinasiatischen Stoff zurück, den Phlegon aus Tralles dem Kaiser Hadrian übermittelte. Doch gerade hier zeigt sich Goethes Meisterschaft: er hat den Stoff wesentlich neu geschaffen. Sein Motiv ist ein andres wie das von Phlegon überlieferte. Er hat es verstanden, in seinem Gehalt und in seiner Wirkung es zu vertiefen. Den Vorwurf zu „Gott und die Bajadere" fand er in Sonnerats Buch „Voyage en Indes." Aber auch hier hat er frei geschaltet: statt Dewendren läßt er den Herrn der Erde, Mahadöh, erscheinen; ferner läßt er die Bajadere sich im Bewußtsein ihrer Schuld und in ihrer Sehnsucht nach Sühnung dem Flammentode preisgeben. Dort ist es nur eine Probe, die mit der Heimführung ins Elysium belohnt wird. Die bekannteste Ballade Goethes, der „Erlkönig", geht auf eine uralte nordische Volksmythe zurück, auf das Olaf-Lied, das uns Herder aus dem Dänischen übersetzte. Vergleichen wir hier einmal die Vorlage mit der Goetheschen Neuschöpfung.

1. Herr Olaf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut;

2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3. „Willkommen, Herr Olaf, was eilst von hier?
Tritt her in die Reihen und tanz mit mir."

4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeitstag."

5. „Hör an, Herr Olaf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldene Sporne schenk ich dir.

6. Ein Hemd von Seiden so weiß und fein,
Meine Mutter bleichts mit Mondenschein."

7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeitstag."

8. „Hör an, Herr Olaf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk ich dir!"

9. „Einen Haufen Goldes nähm ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll!"

10. „Und willt, Herr Olaf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch und Krankheit folgen dir."

11. Sie tat einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt er solchen Schmerz;

12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd,
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein wert!"

13. Und als er kam vor Hauses Tür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

Digitized by Google

14. „Hör an, mein Sohn, und sag mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

15. „Und sollt sie nicht seyn blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

16. „Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

17. „Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund."

18. Frühmorgen und als der Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsschar.

19. Sie schenkten Met, sie schenkten Wein,
„Wo ist Herr Olaf, der Bräutigam mein?"

20. „Herr Olaf, er ritt in Wald zur Stund,
Er probt allda sein Pferd und Hund."

21. Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Olaf und er war todt.

Und was hat Goethe hieraus geschaffen?

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst Vater du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleib ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erkönigs Töchter am düsteren Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erkönig hat mir ein Leids getan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er häll in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Gewiß, das nordische Lied hat einen machtvollen Klang. Das Leben und Treiben der Nixen und Elfen, mit denen die Phantasie des Volkes die Welt belebt, wird uns klar und plastisch vor Augen geführt. Ihr Locken und Singen ist das unstillbare Sehnen in der menschlichen Brust, das nach Vereinigung mit der Natur drängt, wie es am herrlichsten in der Faustsage sich ausprägte. Im nordischen Liede sind die Charaktere schärfer umrissen. Erlkönigs Tochter in ihrem heißen, stürmischen Liebeswerben und Liebesflehen wird uns verständlicher als die Sehnsucht des Königs. Ebenso ihr Haß. Er entstammt der verschmähten Liebe. Und kurz und kraftvoll findet er seinen Ausdruck: „Reit heim nun zu dein'm Fräulein wert!" Und doch, wie ist Goethes Ballade so viel herrlicher! Psychologisch-fein, sich mehr und mehr in ihrer Wirkung steigernd, wird hier eine Tragödie der Phantasie geschaffen, die sich selbst vernichtet, weil sie über den Verstand emporwächst. Dann der treffliche Gegensatz von Vater und Sohn: dort die verständige Ruhe, hier phantasievolle Erregung. Die gewaltige Steigerung der Seelenqual des Kindes, zu der der Dichter mit Genialität alle Mittel des Klanges und des Wortes zu verwenden weiß, bis auch den Vater ein geheimes Grausen ergreift. Er will es sich selbst nicht eingestehen. Da faßt es auch ihn mit Macht. Er gibt dem Roß die Sporen. — Und nun der Schluß! Unvergleich besser und machtvoller ist Goethes schroff-abbrechender Ausklang, als der erklärungsuchende Schluß des Volksliedes. Die vier letzten Verse des Olaf-Liedes haben allerdings eine Variante, die mir glücklicher scheint als die oben niedergeschriebene Fassung. Sie lautet:

18. Frühmorgen und als der Tag kaum war
Drei Leichen lagen im Hause dar.

19. Herr Olaf und sein Bräutlein rot,
Seine Mutter auch, vor Trauer tot.

Hier ist der Schluß wenigstens kraftvoll-kurz gehalten, und auch die Motivierung des Ausganges ist gut. Gleichwohl kann er nicht mit dem Goetheschen auf eine Stufe gestellt werden. Im Motiv wie in der Form erinnern beide Balladen an jenes hochberühmte und allbekannte Lied: „Elvershöh." Es sei zu diesem Teile unsres Themas angemerkt, daß einer unserer größten Ästhetiker und feinsinnigsten Poeten, Friedrich Theodor Vischer, gleichfalls von diesem Stoffe sich fesseln ließ, und seinen herrlichen Olaf-Sang schuf. Er hat versucht, Goethesche Kunst und Feinheit mit altnordischer Wucht und Kraft zu vereinen, indem er sich enger am gebotenen Stoff hielt. Es ist eine der vollendetsten Dichtungen. Man findet sie in den „lyrischen Sängen" oder im Tagebuch des: „Auch Einer."

Einen noch bedeutsameren Einfluß als auf die Ballade besitzt das Volkslied auf die einfache Lyrik des reinen Gefühls. Das ist erklärlich. Der schlichte Ausdruck des seelischen Empfindens, den die Natur oder ein Vorgang oder eine Handlung in uns auslöst, eignet dem naiven Menschen mehr als das „Sichhineinträumen" in eine Gedankenwelt, in eine Geisterwelt, die um uns zu leben und zu weben scheint, mehr als eine Seelenanalyse, die sich Probleme stellt und sich den Kampf von Ideen zum Ziele steckt. Das schlichte Lied, „das sich selbst singt", ist der ursprünglichste Ausdruck des dichterischen Gefühls. Darum ist Goethe

Digitized by Google

auch hier dem Volksliede gefolgt. Zahlreich sind die Lieder, die in Versanfängen oder in Wendungen an völkische Gesänge gemahnen. Da ist der „Goldschmiedsgesell", der sich an eine altenglische Ballade anlehnt; „Schäfers Klagelied" und „Das Bergschloß" beginnen beide mit dem altbekannten Volksliedanfang: „Da droben auf jenem Berge . . ." Der „Trost in Tränen", den Zelter komponierte, ist ebenfalls eng an ein Volkslied angeschlossen. Die Form des Dialoges und der Grundgedanke sind erhalten geblieben. Wie aber hat es Goethe verstanden, dramatisch zu beleben, wie weich die Worte den Empfindungen anzupassen! Das „Tischlied" und die „Generalbeichte" lehnen sich an mittelalterliche Studenten- und Vagantenlieder an, wie sie im Volksmunde gang und gäbe waren. Auch Lieder andrer Nationen mußten ihm Stoffe geben. Aus solchen entstanden sein „Sizilianisches Lied", das er auf Sizilien frei nachdichtete, und das „Finnische Lied", das ebenfalls eine Nachdichtung ist, ferner sein „Schweizerlied", das in Anlehnung an ein Volkslied verfaßt ist. Seine Italienreise mag den Dichter mit jenem herrlichen italienischen Volksliede bekannt gemacht haben, das sich so weich in Ohr und Herze schmiegt. Wir wollen es hier wiedergeben:

Tu sei quel dolce fnoce,
L'anima mia sei Tu,
E degli affeti miei . . .
Dormi, che vuoi di più?

E degli affetti miei
Tien le chiavi Tu,
E disto cuore hai . . .
Dormi, che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parti Tu;
E mi vedrai morire . . .
Dormi, che vuoi di più?

E mi vedrai morire,
Se lo comandi Tu.
Dormi, bel idol mio
Dormi, che vuoi di piu?

Kopisch hat es recht geschickt und fast wortgetreu uns übersetzt:

Du bist das süße Feuer,
Bist meine See, du!
Zu allen meinen Gefühlen . . .
Schlaf süß, was willst du hinzu?

Zu allen meinen Gefühlen . . .
Hast alle Schlüssel du,
Und hier von diesem Herzen . . .
Schlaf süß, was willst du hinzu?

Und hier von diesem Herzen
Hast jedes Teilchen du,
Und wirst mich sterben sehen . . .
Schlaf süß, was willst du hinzu?

Und wirst mich sterben sehen,
Ja sterben, befiehlest du!
Schlaf sanft, geliebtes Leben,
Schlaf süß, was willst du hinzu?

Und Goethe? Er suchte gleich dem italienischen Original einer Empfindung Ausdruck zu verleihen: der schlummernden Geliebten durch einen Engel der Träume von seiner Liebe Nachricht zu geben. Aber er hat es verstanden, über das Volkslied und Kopisch's Übersetzung hinaus, den Refrain, der leicht den Sinn stört, dem Gedankengange einzugliedern, und hat gegen das italienische Lied auch die weiblichen Ausklänge des ersten und dritten Verses jeder Strophe durch den Reim verbunden. Dadurch ist das Lied weit klangreicher und sanglicher geworden. Auch hat er den Gedanken des Liedes erweitert und vertieft. Man wird es beim Lesen des Goetheschen Liedes empfinden.

O gib, vom weichen Pfühle,
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nun zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Eines der herrlichsten Goetheschen Lieder sei noch herangezogen, das ebenfalls in einem Volksliede sein Vorbild hat: das Heidenröslein. Es zeigt uns wieder, in wie prächtiger Weise Goethe den volkstümlichen Stoff zu behandeln wußte. Wir geben das Volkslied hier wieder:

Es sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden.
Sah, es war so frisch und schön
Und blieb stehn es anzusehen,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden.
Röslein wehrte sich und stach,

Digitized by Google

Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Ist es wohl notwendig, auch Goethes Lied, um besser vergleichen zu können, hier hin zu setzen? Einige besonders glückliche Änderungen Goethes aber seien gleichwohl vermerkt. In der ersten Strophe des Volksliedes heißt es im dritten Vers: „Sah, es war so frisch und schön ...“ Und Goethe ändert: „War so jung und morgenschön.“ Er läßt also die Wiederholung des „Sah“ aus dem ersten Verse weg, den er schon durch den Fortfall des „Es“ so prägnant macht, und schafft uns das herrliche Wort „morgenschön.“ Ob dagegen die Änderung von: “Und stand in süßen Freuden“ in „Sah's mit vielen Freuden“ ganz glücklich ist? Mir scheint hier das Volkslied trefflicher. Doch bisweilen schläft ja auch der gute Homer! Prächtig gelungen sind dagegen wieder die Änderungen, die Goethe in den letzten Strophen vornahm. Er zeigt uns hier statt des herzlosen, genußsüchtigen und genußfreudigen Knaben das zarte Röslein in seinen Schmerzen und Leiden und erweckt unser Mitgefühl. Diese Empfindung soll uns beherrschen, sie sollen wir mit uns nehmen. Und sein Wille setzt sich in uns durch. Man erkennt die Hand des Meisters.

Nun noch ein Wort darüber, daß Goethe jene Gedichte sich zu eigen machte. In jener Zeit war der Begriff des geistigen Eigentums noch nicht so eng umgrenzt wie heute. Wir können sagen, Gott sei Dank! Denn manche Perle deutscher Dichtkunst, die heute Gemeingut geworden ist, würde unbekannt im dunklen Schoße des Meeres ruhen, jenes Meeres, dem das Herze gleicht.

So hat die Hand des Meisters mit einem zarten und duftigen Schleier die Stoffe und Motive übersponnen und umwoben, die die Volksweise darbot, wie wenn die Sonne bei ihrem Scheiden die Erde mit einem güldenen Kusse küßt und Berge und Wipfel mit purpurnem Glanze überstrahlt, alles verschönend und verklärend ... Was Herder gewollt und Goethe vollbracht hat, das ist uns heute Besitz: die höchste Kunst hat sich der reinsten Natur bedient, um sich zu vollenden. Die Lyrik des Volkes und die Dichtung der Kunst haben sich vereint. Und viele sind den Spuren Herders und Goethes gefolgt, sind auf ihren Wegen weitergewandelt. Das Aschenbrödel Volkslied wurde ihnen zur Königin und Lehrmeisterin: gerade die tüchtigsten Forscher und besten Sänger haben sich am völkischen, deutschen Liede gebildet. Eichendorff und Uhland, Lenau und Heine, sie alle haben aus den geheiligten Quellen Aganippe und Hippokrene getrunken, die dem mythischen Bewußtsein entspringen. So gilt ihnen allen, dem Meister wie seinen Jüngern, jenes Wort des Herrn:

„Ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Wendende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!“

Und noch ein kurzes Wort Emanuel Geibels bilde den Schluß:

„Fließend Wasser ist der Gedanke,
Aber durch die Form gebannt
In der Kunst krystallene Schranke
Wird es blitzender Demant.“

Zwei Gedichte.

Von Heinrich Hemmer (Metz).

Leben.

So sind wir. Wir schreiten hohen Sinnes durch den Mittag
Und lächeln vor uns hin. Und setzen Kronen uns
Aufs Haupt und dünken Könige des Lebens uns.
Und flechten singend Rosen uns um Stirn und Schläfen
Und reden zu den Bergen, zum Himmel und zum Meer
Und wissen nichts von uns und nichts von Gott und Mensch.
Und wenn der Abend kommt, verstummen unsre Lieder.
Die Kronen lasten schwer und schmerzen, und alle Blumen
Werden gelb und hören auf zu duften, und aller Glanz
Um uns erlischt. Und angstvoll kauern wir zusammen,
Wie Kinder, und sind zufrieden, daß wir viele sind.
Und küssen uns und fühlen tiefe Rätsel um uns
Wirken und ahnen ganz des Daseins dunkle, schwer-
Geheimnisvolle Wucht und wissen, daß wir Sklaven
Sind. Und flüstern tief gebeugt in Nacht und Weh
Mit bleichen Lippen seltsame Gebete, indes
— vom Glanz des neuen Tages träumen unsre Augen.

. . . . Und dunkle Schleier schwanken durch den Raum
Und senken lautlos sich auf meine Sinne —
Und leise gleit ich in den schwersten Traum

Und sinke tief in ferne Wunderlande,
Wo Tempel weiß in hoher Nacht verschimmern,
Und weicher Mondglanz schläft auf goldnem Sande.

Und tiefste Stille. — Ein Opferfeuer blinkt,
Und stumme Munde raunen seltne Lieder,
Drin aller Sehnsucht Urerfüllung klingt.

Ein ahnendes Erinnern dämmert tief . . .
Ich selber hab schon dieses Lied gesungen,
Da ich in dumpfer Unbewußtheit schlief,
Noch nicht die Sehnsucht nach Gestaltsein kannte.

Heimkehr.

So haben wir mit Inbrunst von dem goldnen Tag getrunken
Und ganz den Schauern dieses Lichts uns hingegeben.
Nun, da der Abend sacht in uns hinabgesunken, —
Nun sind wir müde, müde wie nach schwerem Wein.

Digitized by Google

Aus weiten Fernen kehrt die Seele zögernd wieder,
Die uns, ein irrer Vogel, leicht entflattert war;
Sie naht sich schwanken Flugs, noch trunken von dem Klang der fremden Lieder,
Von Feuern nie erlebter Feste sanft noch glühend. —

Wir schweigen ernst, indes des Tages letzte Schimmer sterben:
So stirbt die Seele mählich uns, das Wissen aller Schönheit.
Wir leiden sehr. Und dennoch ist es so, daß um der Nächte Gunst wir werben
Mit einem wissend-süßen Lächeln, wie das der Greise ist,
Die Tod und andre große Dinge sich vollenden sehn.

Die Schwierigen.

Eine schlesisch-sudetische Studie von **Atolla** (Berlin).

I.

Pfarrer Gregor schritt durch den blühenden Kirschbühel. Über den hellblauen Frühlingshimmel trieb der Wind einen Streifen grauer Wolken. Wo ihr Schatten in die weiße Baumpracht fiel, dämmerte sie in flimmernden Tönen, und es schien, als würden die Riesensträuße der Baumkronen von zahllosen silbernen Bienenschwärmen umkreist.

In immer wiederkehrendem Rhythmus fuhr ein lauer Maiwind in singenden Stößen über das flatternde Grün der Felder in den Kirschbühel hinein und schnob eine Wolke von weißen Blättchen vor sich her, die bis ins Tal hinuntersickerten, wo Pfarrer Gregors Kirchdorf wie ein langer Garten lag.

Pfarrer Gregor stand in „Betrachtung". Sein Herz war voll von den Herrlichkeiten ringsum, und seine Seele faßte sie in jenes erhabene Gebet, das uns vom Schwane von Assisi überkommen ist:

„Gelobt sei Herr, durch unsre Schwester die Sonne!
Gelobt sei Herr, durch unsern Bruder den Wind —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Und es ist schön! Und freudig
Und sehr stark und gewaltig! —"
— — — — — — — — — — — — — — — —

O Pracht eines Maitages! „Und alles ist schön und freudig!" — Pfarrer Gregor konnte die Worte nicht lassen, er maß ihre Tiefen, ihre Frühlingsinnigkeit, das Alliebende, das ihnen entströmte, das Allverstehende in ihren knappen Silben.

Als ihn sein Weg darnach über eine kleine Anhöhe führte, leuchtete der Kirschenbühel jetzt in strahlendem Sonnenglanze. Es stieg eine weiße Helle von ihm in die Lüfte, weiße Flammen! Und Pfarrer Gregor verglich sie mit jenen roten, die meilenweit das Land mit einer mystischen Glut erleuchtet hatten, als einst Franziskus von Assisi von der großen, unendlichen, unerschütterlichen Liebe gepredigt hatte, der großen Menschenliebe von dem einen zum andern, auf daß kein Herz verloren würde und alle zu großen Seligkeiten kämen.

Welch ein Liebesherz! Welch priesterliche Glut! Das Land hatte meilenweit in Flammen gestanden, entzündet von dem Wiederscheine dieses feurigen Liebesherzens.

Pfarrer Gregor war noch jung; sein Blut war voll Wärme. Das Haar lag ihm stark und dunkel über der Stirn. Und sein großes Auge überzog sich feucht, als er jetzt gerührt in sein Pfarrdorf hinunterblickte, in die Stätte seiner Priesterliebe, die in des Frühlings weißen Flammen stand. Und seine Seele schwang noch immer wie unter einer Melodie von Weiheklängen, als er am obern Ende des Dorfes aus einem Hohlweg auftauchte und die wohlgepflegte Reichschaussee betrat, an der, als erstes, Gärtner Wenzels hügelanstrebendes Grundstück lag, das eine weitausgedehnte Rosenkultur darstellte, in der nicht nur deutsche, sondern auch die besten ausländischen Rosensorten in korrekt ausgerichteten Reihen gezogen wurden. Ihr hagerer, pfeifeschwelender Pflegevater war mitten unter ihnen, und Pfarrer Gregor grüßte ihn leutselig wieder. Wie dort unter gesegnetem Fleiße alles gedieh! „Schön und freudig!" So mußte es sein — um der göttlichen Harmonie willen mußte es so sein. Und beglückt schritt er weiter, an saubern Holzhäusern hin, die spitzgiebelig, geduckt und verschmitzt in der Hut von Wettertannen und blühenden Birnbäumen am Wege standen.

Da trug ihm der Wind auch hier wieder eine Welle weißer flatternder Blättchen entgegen. Die kamen von Bauer Märtens berühmtem Birnbaum, der ein Stückchen hinter einem ganz kleinen an der Straße gelegenen Bauerngarten stand, in dem schon jetzt vor lauter Blühen beinahe kein grünes Blatt zu sehen war. Dieser kleine Garten war immer allen andern Bauerngärten voran. Auf den paar Quadratmetern Erde war das ganze Jahr über ein Blühen und Sprießen, als könne nicht genug Farbe und Duft zum Lichte emporbringen „schöne freudige Blumen"!

Pfarrer Gregor hielt den Schritt an und lehnte sich behutsam über den Zaun; denn auf diesem Fleckchen wollte alles zart und weise behandelt sein.

Die Frau, die dort jätend zwischen den Beetchen kniete, hob den Kopf. Die Sonne fiel über ein versunkenes Auge, das in seiner graugemischten Bläue genau der Wiederspiegel des kühlen schlesischen Berghimmels zu sein schien.

„Ju, ju, Herr Pfarr, do will derzwischen immer allerhand ruff, wos nie derzune gehört; wie in der arma Seele die biesen Gedanka."

„Nun, wenn sie sich nur ausreißen lassen —."

„Ober die komma immer wieder, do kann unserens noch asu strenge sein, a eenziger versäumter Tag un do wimmelts un kriebelts schont wieder unta der gutta Saat un will ehrs Leben nehmen."

„Frau Märten, ich glaube, daß Sie über Ihren Blumen und der „bösen Saat" doch manches andre im Hause übersehen, was auch einer festzugreifenden Hand bedürfte." In des Pfarrers Stimme schwebte eine leise Strenge.

Digitized by Google

Die Frau sah ihn betroffen an. Auf ihrem einfachen Gesichte, das von jener gewissen bäuerlichen Feinheit war, die wir auf den Frauengesichtern der alten kölnischen Meister finden, lag eine demütige Frage.

„Ihr Mann und Ihr Sohn versäumen sehr oft den sonntäglichen Gottesdienst — man sieht sie über die Felder nach Prausenwalde gehen — es ist nicht zu erfahren, ob sie dort ihren kirchlichen Pflichten genügen. Haben Sie da keinen Einfluß mehr, meine liebe Frau Märten?"

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn:

„Ich bin asu sehr alleene, Herr Pfarr — dos is gerode, als wenn se olle nimme gerne mit mir reda täta. Immer heeßts asu mitleidig: Loß ock, daderfür hast Du keen Sinn mehr."

„Nanu, wie ist denn das gekommen?"

„Ich diene Gott, Se kenn mers glooben, Herr Pfarr, ich dien ihm immerzu," murmelte sie leise — „ich kann gar nimme anders; um mich sein lauter Wunder, un wenn ich die Milch ausgieß, un wenn ich Futter schitte uns Wasser zu a Trögen bring, ich muß ihm dienen un immerfort dra denken. Ich weeß, mem Manne werds zu viel. Wiss'n s'en, hochwürdiger Herr, was mei Mann gestern sagte — es wor ehm asu Angst um mich — er sagte, mer wern zur Maria Grulich wallfahrten gehn, auf daß Du aus der ewiga Gottesfurcht a bissel rauskemmst. Du mußt a bissel mehr zu a lieben Heiligen beten, auf daß de wieder zu Dir kemmst un nie immerfort nor von Gott Vater redst."

Sie war aufgestanden, ihre blassen Wangen waren rosa geworden und ihre Lippen bebten. Nun überzogen sich die Augen mit einem feuchten Schleier:

„Wissn S'en, Hochwürden, wos er noch säht?" Sie preßte die Hände zusammen. „Un er säht" (sie schluchzte), „daß dos gor keen Gottesdienst is, daß do der Biese derhinder steckt — un ich konn ooch schon lange nimme mehr aso an a Teufel un a nie mehr recht an a Herrn Jesus Christus — aso wie's sein soll, gläbn — vor mir stieht immer nur eens — Gott Vater, Gott Vater, der alles in seina Händen hält, von dem uns alles alleine kemmt, un den sich keener vorstellen kann, weil er — ich kann nich weitter, mir fehlen die Worte —" Sie verhüllte ihr Antlitz mit der blauen Schürze.

Da kam es eilig um das Haus gelaufen, bucklig und dunkel gekleidet, ein Geschöpf, das wie ein Vogel mit gesträubten Federn aussah.

„Mariedel? — Herr Pfarr? Och Jeff nee, nee! Ooch lonn (lassen) Se sie ock, Se sahn ju, wie se mit sich im Kampfe liegt, globn Se es ock, se is asu gutt un asu reen von Herzen, do honn mir alle nischt mehr zu sagn."

„Ja ja, liebe Therese, aber Ihre arme Schwägerin ist doch in einer schweren Seelennot. Sie hat den rechten Glauben verloren, man muß ihr da notwendig zu Hilfe eilen!"

„Ooch lassn Se se ock, sie hat ooch Stunden, wo se asu überirdisch glücklich is, daß mer immer sagn, die Mutter is schont im Himmel. Gott hat ehr die Augen geöffnet wie eener Heiligen, daß se alles asu anders sieht, wie mirs ei unserer Einfalt gelernt haben; lonn Se se ock, mer wern se nich stören."

„Ja wenn ich nur wüßte, was sie sieht", fragte der Pfarrer milde, in seiner Seele war ein frommes Mitleid.

Die Schluchzende beruhigte sich, ja, sie versuchte sogar ein Lächeln.

Über Thereses häßliches Vogelgesicht ging ein Zug feierlich schmerzlicher Erwartung.

„Ich habe keene Gesichte, wie etwa die frommen Frauen aus a Legenden, wie mer se im Winter beim Lichta lasa, nee nee, Herr Pfarr, es macht mer nischt vor. Ober alles, was ich um mich seh, dos is mer immerfort asu zum verwundern."

„Dos is gerode asu, Herr Pfarr, als kennt sich ihr Auge a nischt mehr gewöhnen, als sähe se alles immer wieder zum erstа Male" flüsterte die Therese dazwischen.

„Nee nee Thereseł asu is ooch nie. Ober wie will ichs denn erklärn?

„Sahn se — do sitz ich hier ei a Bluma un muß mir uff emol meine Hand besahn, un do kemmt se mir asu anders un uff emol asu lebendig fir, ei dar Blumapracht, un daß ma jeda Finger eenzeln rührn konn — un die Bluma von alleene nie a Blättla rührn kenna, wenn sich nie der Wind erbarmt. Un dann kemmt mers wieder anderscher vor — wenn ma asu a Blumablattla nimmt, do gibts keene Seide un ooch sonst kee Zeug nie, wos asu schien als wie als wie a selches braunes Goldlackblättla wär. Un drieber die Wolken, un die Bäume, die della (diese) grussa Pflanza — och un, Herr Pfarr, un dos grusse Wunder jeda Obert (Abend) doß es dunkel werd, un doß die hunderttausend Sterne auf uns scheinen, uff dan's doch och noch Menschen gäben soll, wie mir mein Sohn erzählt hat und doß se gerode asu sein, wie hier die Welt."

„Aber liebe Frau Märten, das weiß doch bis heute noch kein Mensch genau zu sagen. Was hat Ihnen da Ihr Karl erzählt!"

Aber die Bäuerin schien ihn gar nicht zu hören:

„Mein Herze is voll Freudigkeit, daß ich lebe; die solln se mir nich nehmen wolln. Mir sein zum Glücklichsein un zum Gottesdienste uff dieser Welt, das müß' mer alle wissen."

Der Pfarrer räusperte sich und sann einen Augenblick nach, er suchte nach einem sanften Wort, mit dem er seine Rede einleiten wollte — aber ehe er antworten konnte, schnitt plötzlich ein quietschender Ton durch die Luft und kam lärmend in eiligen Umdrehungen heran: Holzhacker Leisberg mit seiner Schubkarre.

Wie er die Gruppe sah, hielt er an, zog höhnisch die Mütze und schrie: „Märtenbäurin, loß Dich ne behumpsen (überreden), Du brauchst dos ne zu glooben, was Der der Pfarr erzählt!"

Die Frauen fuhren entsetzt herum.

Die Bucklige schalt heftig:

„Hills Maul, Du Affe!"

Digitized by Google

„Leisberg, Ihre Frechheit geht zu weit; ich werde exemplarisch gegen Sie einschreiten müssen.“

Leisberg, ein hinkender Riese, wurde blaurot im Gesicht:

„Wer heeßt Sie denn, meine Karoline uffhetzen, daß ich das Mädla etze, nach fünf Jahren, uff eemol heirota soll? Um so mehr erscht recht nie, als mer doch gor keene Kinder nich han!“

„Die ganze Gemeinde nimmt Ärgernis an Ihrem unsittlichen Lebenswandel. Sie geben ein schändliches Beispiel, indem Sie mit der Fremden, mit dieser jungen Böhmin, in wilder Ehe leben.“

Aus der Finanzwelt.

Die Börsenpropheten entfalten seit einiger Zeit wieder eine lebhafte Tätigkeit. Es ist nach ihren Anschauungen eine ausgemachte Sache, daß die ungünstige Entwicklung, die das ganze vorangegangene Jahr charakterisierte, abgeschlossen ist, und daß wir nunmehr im Beginn einer neuen Ära stehen. Wenn die Börsenpropheten so etwas verkünden, dann muß es eintreten, und wenn es das nicht tut, dann haben sich nicht die Propheten, dann hat sich die Entwicklung geirrt. Seit etwa 14 Tagen hören wir, daß an der Berliner Börse ein Umschwung eingetreten sei. Forscht man nach den Ursachen dieser Wendung, so wird man belehrt, die Börse mache den Anfang, und die Industrie müsse folgen. Diese Argumentation mag wohl auch etwas für sich haben. Wir haben uns seit etwa acht Monaten auf unsern Lorbeeren ausgeruht, jeglichen Exzeß vermieden und geduldig gewartet, bis die von so vielen prophezeite Katastrophe hereinbrechen werde. Auf das letztere haben wir bisher vergebens gewartet. Und nun entsteht die Frage: Was soll geschehen? Man kann doch nicht ewig auf den Weltuntergang warten. Ein derartiger Zustand wäre unmöglich für die Börse, die die Bewegung zum Leben ebenso braucht, wie der Mensch die Luft zum Atmen. Stillstand bedeutet für die Börse Erstarrung, den Tod. Sie kann in diesem Zustande Tage, Wochen, ja selbst Monate ausharren, aber dann gibt es nur ein Entweder-Oder. Dann tritt entweder vollständige Agonie ein, oder die Börse erwacht zu neuem Leben, sei es zunächst auf einzelnen Gebieten, sei es allgemein. Liegen nun die Verhältnisse heute schon derart, um eine derartige Veränderung zu rechtfertigen? Der größte Hemmschuh für die Entwicklung war bekanntlich der Geldmarkt, der sich im vorigen Jahr in einer geradezu kritischen Verfassung befand, und der nunmehr seit vielen Monaten ein außerordentlich leichtes Aussehen zeigt. Mit einem solchen raschen Übergange hatte wohl im vorigen Jahre niemand gerechnet. Aber die Tatsache steht fest, der Geldmarkt ist seit Monaten wiederum sehr flüssig. Es ist auffallend, daß trotz dieser außerordentlichen Flüssigkeit des Geldmarktes gerade die solidesten 4% Papiere beständig unter pari stehen, im Gegensatze zu früheren Zeiten, in denen die $3^1/_2$% Papiere den Paristand bei höherem Diskont innehatten. Wir haben seit geraumer Zeit einen niedrigen Diskont und dennoch einen anormal niedrigen Stand unsrer besten Anleihepapiere. Der zweite Umstand, der auf die Stimmung seit einiger Zeit eingewirkt hat, ist die Tatsache, daß die politischen Wolken sich wieder zu verziehen scheinen. Obwohl ja die Börse in dieser Beziehung ziemlich abgehärtet ist, so kann man doch sagen, daß die Marokkofrage und die Balkanfrage sie in der letzten Zeit mehr als einmal nervös gemacht haben, und daß sie nun erleichtert aufatmet, da infolge der verschiedenen Monarchenbegegnungen der letzten Zeit die politische Spannung ein wenig nachzulassen scheint. Ein andrer Grund ist die Entwicklung der Dinge in Amerika; man gibt sich in betreff der Präsidentenwahl und der Ernteaussichten hier günstigen Hoffnungen hin. Ferner ist unsre eigene Ernte ebenfalls ein in dieser Hinsicht wirkender Faktor. Dazu kommt, daß die Wirkungen der veränderten Börsengesetzgebung sich etwas geltend zu machen scheinen, wenn auch die Börse alle Veranlassung hat, gerade nach dieser Richtung hin vorsichtig zu sein. Man sucht alles zu vermeiden, was irgend wie das agrarische Mißtrauen gegen die Börse von neuem wecken könnte. Allein es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Geschäftsverkehr sich z. T. unter wesentlich günstigeren Verhältnissen wie früher abwickelt, und daß der Bankier nicht mehr in der ewigen Furcht schweben muß, ob sein Gegenkontrahent seinen Verpflichtungen nachkomme. Die Banken dürften unleugbar den größten Vorteil hiervon haben, wie sie denn auch unter dem Eindrucke der neuen Gesetzgebung darauf ausgehen dürften, ihre Kundschaft von neuem auszudehnen. Betrachtet man die neueren Bewegungen des Marktes, so erstaunt man, daß diese günstige Entwicklung u. a. auch den Bankwerten zugute gekommen ist. Man kalkuliert, daß die Banken im laufenden Jahre gut abgeschnitten hätten. In Anbetracht des Umstandes, daß das Effektenkursniveau sich im allgemeinen gehoben hat, rechnet man mit bessern Effekten- und Konsortialgewinnen. Andrerseits wird man seine Hoffnungen in betreff der Provisionen nicht allzu hochschrauben dürfen, sofern die Zahlen der Börsensteuer als maßgebend betrachtet werden können. Diese waren in den ersten sechs Monaten dieses Jahres geringer als im Vorjahr. Auch auf Zinsenkonto werden die Gewinne geringer sein. Gleichwohl meint man, daß die Börse berechtigt sei, die Führung zu übernehmen, und daß die Industrie, die in jüngster Zeit ohnehin wiederum gewisse Zeichen von Besserung zu erkennen gab, nachfolgen werde. Allerdings ist der Horizont auch jetzt noch von Wolken umhüllt, und die parlamentarischen Kämpfe, die im kommenden Herbst wegen der Reichsfinanzreform in Aussicht stehen, werden die Börse kaum unberührt lassen. Auch kann die Politik nicht völlig außer acht gelassen werden. Man wird wohl kaum fehl gehen, daß die Banken, die als die eigentlichen Urheber dieser Besserung zu betrachten sind, diese Gesichtspunkte gleichfalls in Rücksicht gezogen haben.

Mercator.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Karl Rosner. Sehnsucht. Roman-Verlag der Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt (Berlin). Preis geh. Mk. 4.

Es gibt ein Bild von Baleštrieri, das zu den wenigen Bildern gehört, die uns tief innerlich so stark berühren, daß wir rein malerische Bedenken gar nicht aufkommen lassen. Es erzählt, oder vielmehr: es singt. Es singt wie eine alte traurige Geige. Seine Wirkung ist wie die eines schwermütigen Adagios. Ich weiß: Bilder sollen nicht erzählen und auch nicht singen. Aber ich kann mich doch einer andächtigen Stimmung nicht erwehren, wie sie sich vor ein paar noch so bravourös gemalten Kohlköpfen nicht mit solcher Sicherheit einzustellen pflegt. Jemand sitzt beim Klavier. In irgend einer Mansarde, einem Künstlerheim, hoch oben über Dächern. Dämmerung. Der beim Klavier spielt. Und da sitzen Menschen herum, Männer und Frauen, Künstler und Bohémiens, Menschen mit weichen und wehen Herzen, die jetzt, in dieser Dämmerstunde ganz um- und umgewühlt sind. Da tritt das Leben eines jeden vor ihn hin, mit traurigen, großen Augen, ernstem, blassem Gesicht, und jeder erkennt, was er erstrebt und nicht erreichte, was er erreichte und verlor. Und die Sehnsucht steht mitten unter ihnen. Sie stützen den Kopf auf die Hände, neigen sich, wie hülfesuchend gegeneinander, suchen sich, wie in Finsternissen. Und die Wehmut, die nur eine andere Erscheinung der Sehnsucht ist, steht mitten unter ihnen. — Dieses Bild gibt genau die Stimmung von Karl Rosners neuem Roman. Es fehlt kein wesentlicher Zug. Und eine Szene dieses Romans scheint nur eine Übertragung jenes Bildes in Worte. Wie der Musiker Küster in Leopold Loewes Salon ein Stück seiner Symphonie spielt und wie sich die Herzen der Menschen öffnen und jeder im Schweigen oder mit lauten Worten seine Sehnsucht offenbart. Dem einen ist sie ein Dämon, der ihm ferne am Horizont die Nordlichtpracht des Erfolges zeigt und ihn vorwärts hetzt, fort vom Glück des Augenblickes. Dem andern ein stilles Licht, das seinem Pfade

Digitized by Google

leuchtet. Dem eine Herdflamme, die den Rest seiner Tage erwärmt. Sie ist ein ungestümer Drang, der in Schuld und Not hinabreißt. Eine sonnige Freundin, die mit warmen festen Händen führt, die Bahnen der Entwicklung der Persönlichkeit. Alle sind sie im Bann der Sehnsucht, die Menschen dieses Romans, Leopold Loewe, der ein Künstler werden wollte und Kaufmann werden mußte. Seine Frau, deren Jugend sie in heißen Stürmen von der sicheren Küste hinaustreibt. Der alte Bildhauer Raff, der ein großes Werk schaffen möchte und ums Brot arbeiten muß. Der Sekretär Schumann, der vom Malen träumt. Küster, den es unwiderstehlich auf steilem Weg vorwärts reißt. Und Hans Heider, dem Kunst und Liebe eins sind, der Sonnigste, der Glücklichste unter allen diesen Sehnsüchtigen. Es ist im wesentlichen ein Künstlerroman. Den edlen Linien dieses Buches entspricht es, daß die Sehnsucht hier fast einzig die Ideale der Kunst und der Liebe vorhält. Es ist ein ganz stilles und sehr versonnenes Buch. Streng geschlossen in seinem Aufbau, wie eine Fuge komponiert, mit immer neuen Reizen der Kontrapunktik und Harmonie. Ein zarter lyrischer Hauch weht durch diesen Roman. Fast sollte man ihm den Namen Roman absprechen. Von Handlung ist nur wenig darin zu finden. Es ist nur immer ein Verweilen und Umsehen, ein eindringliches Fühlen, das sich nicht genug tun kann in dem Bemühen, alles zu erfassen, was an seelischen Werten in seinem Thema liegt. Leise, flüsternde Stimmen werden mit Inbrunst wachgerufen, mit der beschwörenden Kraft eines Dichters, dem die Sprache kein Gegner ist, mit dem man ringen muß, sondern eine hülfreiche Gefährtin. Karl Hans Strobl (Brünn).

Prof. Dr. J. Röhr: Wildenbruch als Dramatiker. Kritische Untersuchungen. Verlag von Carl Duncker (Berlin). Preis geh. 3.50 Mk.

Der Endzweck des Verfassers bei Abfassung des vorliegenden Werkes ist ein theoretischer. Er möchte durch Analyse der Werke des letzten erfolgreichen Vertreters der alten, vor dem Siege des Realismus üblichen Dichtung Wert und Wesen des Realismus näher beleuchten. Der Grad der erreichten Wahrscheinlichkeit oder Illusion bildet deshalb überall den Kern der Untersuchung. Die Untersuchung der Gefühlswirkung ist darüber nicht vernachlässigt. Besonders hat der Verfasser der Frage nach dem tragischen Mitleid oder, wie man besser sagt, nach der tragischen Sympathie seine Aufmerksamkeit zugewandt, einer Frage, welche gerade bei Wildenbruch von größter Wichtigkeit ist. Nebenbei hofft der Verfasser, daß einiges für die Erkenntnis des Wesens und der Berechtigung des historischen Dramas abgefallen ist. Prof. Dr. J. Röhr (Berlin).

Ernst v. Possart: Die Kunst des Sprechens. Ein Lehrbuch der Tonbildung und der regelrechten Aussprache deutscher Wörter. Mit einem Verzeichnis der gebräuchlichsten deutschen Wörter mit Angabe ihrer Aussprache und Betonung. Drei Tafeln in Farbendruck. Verlag von E. S. Mittler und Sohn (Berlin). Preis geh. Mk. 3.50.

Ludwig Hatvany: Die Wissenschaft des nicht Wissenswerten. Ein Kollegienheft. Verlag von Julius Zeitler (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.50.

Franz Xaver Kraus: Geschichte der christlichen Kunst. Zweiter Band, Schlußabteilung: Italienische Renaissance. Herausgegeben von Joseph Sauer. Mit zahlreichen Abbildungen. Herdersche Verlagsbuchhandlung (Freiburg i. Br.). Preis geh. Mk. 19.

Dr. Joh. Friedrich v. Schulte: Lebens-Erinnerungen. Mein Wirken als Rechtslehrer, mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat. Mit dem Porträt des Verf. und Faksimile. Verlag von Emil Roth (Gießen). Preis geh. Mk. 8.

Dr. Ludwig Stacke: Neueste Geschichte (1814—1900). Siebente Auflage. Neu bearbeitet von Heinrich Stein. Mit Personenliste und Zeittafel. Verlag von Gerhard Stalling (Oldenburg i. Gr.). Preis geh. Mk. 6.25.

Karl Bauer: Goethes Kopf und Gestalt. (Sonderheft der „Stunden mit Goethe“). Mit 32 Bildnistafeln und Textabbildungen. Verlag von E. S. Mittler (Berlin). Preis kart. Mk. 2.40.

Fritz Baader: Heinrich v. Kleists sämtliche Werke. Mit einer biographisch-litterarischen Einleitung und dem Bildnisse des Dichters. Preis geb. Mk. 3.

Diese schöne Kleistausgabe, von Fritz Baader mit feinem Verständnis besorgt, schließt sich den wohlbekannten, einbändigen Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt würdig an. Das ist das beste Lob, das man ihr spenden kann. H.

In der bekannten, im B. G. Teubnerschen Verlage (Leipzig) erscheinenden Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“ sind neuerdings erschienen:

Prof. Dr. Siegmund Müller (Berlin): Technische Hochschulen in Nordamerika. Mit zahlreichen Textabbildungen, einer Karte und einem Lageplan. Preis geh. Mk. 1, geb. Mk. 1.25.

Dr. Fr. Tobler (Münster): Kolonialbotanik. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis geh. Mk. 1. geb. Mk. 1.25.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

GRATIS durch die Photohändler:

„Agfa“-
Preisliste 1908

mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:

„Agfa“-
- Platten
- Films
- Casseten
- Entwickler
- Spezialitäten

„Isolar“
- Platten u. Films
- (Name geschützt).

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

Ahlbeck auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Reunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

Bad Kissingen idealer Kuraufenthalt.

Bergschlößchen

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen.

J. Th. Schmidt, Besitzer.

Misdroy, unmittelbar am Strande, umgeben von Hochwald und Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Dresden, Hotel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Opernplatz. Privat-Badezimmer, Auto-Garage.

R. Ronnefeld, Direktor.

Kolberg Dr. Lücke's Kuranstalt Uhlenhorst.

See- und Soolbad

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. Kinder guter Kreise mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

Sanatorium Oberwald ü. d. Bodensee

Schweiz Prospekt frei

Diätkuren nach Schroth

Hirschberg i. Schlesien, Bahnhofstraße 10/11.

Hotel Drei Berge.

Altrenommiertes, grösstes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Strassenbahnhaltestelle.

Auskunftei über Riesengebirgstouren.

Malente-Gremsmühlen

inmitten der Ost-Holsteinschen Schweiz. Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

Sellin auf Rügen. Kurhaus Sellin

früher: Hotel Fürst Wilhelm. Grösstes Haus am Platze, mit eigener Kanalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Konditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. Nr. 1. Joh. Möller, Besitzer.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille-Genua-Neapel-Piräus

Smyrna-Konstantinopel-Odessa-

Nicolajeff-Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. M. 2.—.

Herm. Walther,
Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin W 30.

Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft

Lebens-Renten-Versicherung

JANUS in HAMBURG

Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Gegründet 1848.

Liberalste Versicherungs-Bedingungen.
Lebens-Versicherung für Abgelehnte.

Kostenloso Auskunft, gewissenhafte Beratung durch Direction und Vertreter. **An allen Orten Vertreter und Inspektoren gesucht.** Bezugnahme auf dieses Inserat erbeten!

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.

Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 36. Berlin, den 5. September 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Sind wir stark genug? Eine Betrachtung. Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Cassel). — Schule und Erziehung. Aphorismen von Leo Graf Tolstoj. — Die Bedeutung der Deutschen Schiffbau-Ausstellung zu Berlin. Von Kapitänleutnant a. D. Heinrich Liersmann (Zehlendorf). — Friedrich Wilhelm Schelling. Ein Goethephilosoph. Von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin). — Musikalischer Genuß. I. Eine Studie. Aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. — Zwei Gedichte. Von Martin Lion (Berlin). — Die Schwierigen. Eine schlesisch-sudetische Studie von Akolla (Berlin). (Schluß.) — Holländische Eindrücke. Von Hans Bethge (Steglitz). — Neue Bücher. — Anzeigen.

Sind wir stark genug?

Eine Betrachtung. Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Cassel.)

Bei Erörterungen der Presse über die gegenwärtige politische Weltlage findet man nicht selten die Ansicht vertreten, daß trotz der seit geraumer Zeit bestehenden, starken politischen Spannung kriegerische Verwickelungen so leicht nicht zu befürchten seien, weil bei dem augenblicklichen Stande der militärischen Rüstungen, besonders in den europäischen Großstaaten, kein Herrscher, Staatsmann oder Parlament die Verantwortung für eine Kriegserklärung tragen wolle. In diesem Gedankengange bewegte sich auch ein kürzlich im „Tag“ (Nr. 243) erschienener Artikel: „Beunruhigte Gemüter“ betitelt, in dem der Verfasser behauptete, daß wir stark genug seien, und daß niemand wagen würde, uns anzugreifen. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, diese Behauptung einer näheren Prüfung zu unterziehen, umsomehr als ihre Begründung in einigen Punkten zum Widerspruch herausfordert.

Wenn der Artikel in erster Linie den Zweck verfolgte, die durch die Begegnung der Beherrscher Englands und Rußlands auf der Reede von Reval stark erregten Gemüter in Deutschland zu beruhigen, so lag dazu wohl eine gewisse Berechtigung vor; denn eine unmittelbare Kriegsgefahr, das hat die Folgezeit ergeben, bestand damals tatsächlich nicht. Trotzdem wird man aber nicht leugnen können, daß die politische Lage in Europa und darüber hinaus zurzeit, trotz Cronberg und Ischl, nicht gerade Vertrauen einflößt, und daß besonders Deutschland seit längerer Zeit Treibereien einer Kriegspartei ausgesetzt ist, deren Sitz wir in London und Paris zu suchen haben. Ob es diesen auch mit wirtschaftlichen Fragen im Zusammenhange stehenden Treibereien gegenüber gelingen wird, unsre ausgesprochene Friedensliebe weiter zu betätigen und Deutschland vor kriegerischen Verwickelungen zu bewahren, das muß die Zukunft zeigen und soll hier unerörtert bleiben. Aber man wird doch wohl behaupten dürfen, daß die politische Gesamtlage schon seit geraumer Zeit nicht gerade derartig ist, um sich mit dem Gedanken zu trösten, wir seien stark genug, daß niemand wagen würde, uns anzugreifen.

Betrachten wir einmal die Lage in Europa, wie sie sich im Laufe der letzten Jahre gestaltet hat, ohne Voreingenommenheit, so zeigt sich uns, von den kleineren Staaten abgesehen, auf der einen Seite der alte Dreibund „Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien“, der zwar immer noch besteht, dem aber nicht mehr allzuviel zugetraut wird; auf der andren Seite Frankreich, Rußland und England, die sich zwar zu einem neuen Dreibund formell noch nicht zusammengeschlossen haben, aber nach allem, was darüber bisher verlautete, bei kriegerischen Verwickelungen in Europa sich voraussichtlich gegenseitig unterstützen werden. Von diesen drei Staaten ist aber Deutschland fast eingeschlossen, indem es gegen Rußland und Frankreich ausgedehnte Landgrenzen, gegen das seemächtige England seine Meeresgrenze eventuell verteidigen muß. Nun wird in dem erwähnten Artikel die Auffassung vertreten, daß uns das nicht außer Fassung zu bringen brauche. Gewiß nicht, aber diese wahrscheinliche Gruppierung der Mächte würde Deutschland doch zwingen, seine äußerste Kraft aufzubieten; denn es würde, wie der Artikel zutreffend ausführt, ein Kampf auf Leben und Tod werden.

Allerdings stände ja Deutschland in diesem Existenzkampfe voraussichtlich nicht allein, falls seine Bundesgenossen es schließlich nicht doch im Stich lassen sollten. Indes scheint mir bei Bewertung der Streitkräfte dieser Bundesgenossen im Vergleich zu denen unsrer mutmaßlichen Gegner jener Artikel von einem sehr optimistischen Standpunkte auszugehen. So wird beispielsweise von der russischen Heeresmacht mit einer Geringschätzung gesprochen, als wenn sie für uns kaum noch in Betracht kommen könnte. Zwar ist vor dem russisch-japanischen Kriege Rußlands Heer und Marine, wie die Erfahrungen dieses Krieges gezeigt haben, ziemlich allgemein zu hoch eingeschätzt worden; aber man darf dabei nicht außer Betracht lassen, daß von

Digitized by Google

den eigentlich europäischen Truppen Rußlands nur ein geringer Bruchteil im fernen Osten Verwendung gefunden hat, der russische Soldat brauchbar und tapfer ist, und die russische Heeresleitung gewiß jetzt alles aufbieten wird, um die hervorgetretenen Schäden und Mängel so schnell wie möglich zu beseitigen. Jedenfalls würden wir bei der diesen Ausführungen zugrunde liegenden Mächteverteilung einen beträchtlichen Teil unsrer Streitkräfte gegen Rußland stehen lassen müssen, wenn wir — wie anzunehmen — den ersten Stoß gegen unsern westlichen Nachbar führen sollten. Davon entbindet uns auch nicht die in dem erwähnten Artikel gemachte Annahme, daß Österreich-Ungarn seine Heeresmacht an der russischen Grenze aufmarschieren läßt, und die Türkei sich Deutschland gegenüber freundlich stellt. Ob letzteres wirklich der Fall sein würde, scheint nach den neusten Ereignissen in der Türkei übrigens fraglich.

Wenn weiter in jenem Artikel gesagt wird, daß Großbritannien ausschließlich in der Lage sei, uns materiellen Schaden auf der See zuzufügen und ein Auftreten britischer Truppen auf dem Festlande nur eine fröhliche Kriegsepisode für die ihnen entgegengeworfenen deutschen Reserve-Divisionen sein würde, so muß ich auch darin eine viel zu optimistische Auffassung erblicken.

Der uns von England auf See und durch Blockierung unsrer Küsten zuzufügende materielle Schaden kann unter Umständen von recht nachhaltigem Einfluß auf unsre Kriegsführung werden, indem uns dadurch die unentbehrliche Zufuhr von Kriegsmaterial und Verpflegungsmitteln abgeschnitten wird. Und ob ferner der Gefechtswert unsrer Reserve-Divisionen so sehr viel höher einzuschätzen ist, als derjenige der etwa auf dem Festlande gegen uns verwendeten englischen Landtruppen, das scheint mir trotz des bisherigen geringen Erfolges der Haldaneschen Armeereform doch zweifelhaft.

Überhaupt möchte ich mich bei dieser Gelegenheit einmal gegen die in neuerer Zeit von einigen Militärschriftstellern beliebte Methode wenden, die Streitkräfte unsrer etwaigen künftigen Gegner mit einer gewissen Geringschätzung zu beurteilen und Vorkommnissen, die geeignet sind, ein ungünstiges Licht auf sie zu werfen, eine ungerechtfertigte Bedeutung beizulegen. Ich erblicke darin ein außerordentlich gefährliches Beginnen, vor dem uns das traurige Beispiel der Franzosen 1870 eigentlich schützen sollte!

Annähernd gleich werden in dem fraglichen Artikel die französischen und deutschen Streitkräfte bewertet, dabei wird aber zu unsren Gunsten das gewaltige Zahlenübergewicht auf deutscher Seite (62 gegen 39 Millionen Einwohner) hervorgehoben. Anhänger der „rage du nombre" pflegen diese Tatsache zur Beruhigung ängstlicher Gemüter häufig anzuführen, indes darf man dabei nicht übersehen, daß dieses Zahlenübergewicht in vollem Umfange so lange sich nicht geltend machen kann, als die Franzosen ihren letzten brauchbaren Mann und selbst Minderbrauchbare in die Armee einstellen, ja sogar die allgemeine Wehrpflicht neuerdings auf die Kolonien ausdehnen wollen, während wir jährlich Hunderttausende als überzählig oder mit geringen Fehlern behaftet von jeder militärischen Ausbildung im Frieden zurückstellen. Was aber von Kriegsaufgeboten zu halten ist, davon hat uns der zweite Teil des Krieges 1870/71 auf französischer Seite ein nicht ermutigendes Beispiel gegeben.

Tatsächlich schätzt man denn auch die Streiterzahl, die Frankreich und Deutschland in ihren Landheeren im Kriegsfalle zurzeit mobil machen können, gleichmäßig auf etwa je 4 Millionen, während Österreich-Ungarn $1^1/_4$ Million, Italien 1 Million und Rußland (ohne Asien) etwa 3 Millionen ausgebildeter Streiter aufzubringen vermögen. Das ergibt für den alten Dreibund rund $6^1/_4$ Millionen und für den neuen ohne etwaige englische Landtruppen rund 7 Millionen, also für diesen ein Mehr von mindestens $^3/_4$ Millionen. Nun ist ja im Kriege die Zahl allein gewiß nicht entscheidend, vielmehr sprechen da manche andre Faktoren, vor allem die Tüchtigkeit des Heeres, ein gewichtiges Wort. Da wir aber gerechterweise bei unsern Gegnern gleiche Tüchtigkeit voraussetzen müssen, uns ferner in einem solchen Kriege wahrscheinlich auf einer der bedrohten beiden Landfronten angriffsweise verhalten werden, der Angriff gegen früher aber schwieriger geworden ist, so spielt die Überlegenheit der Zahl bei den Kriegsentscheidungen doch auch eine Rolle.

Sind wir aber mit unsern Bundesgenossen zahlenmäßig den Gegnern nicht gewachsen, so gestaltet sich das Verhältnis noch viel ungünstiger, wenn diese Bundesgenossen uns teilweise resp. ganz im Stich lassen, oder es an tatkräftiger Unterstützung fehlen lassen sollten. Wahrscheinlich ist das ja nicht, aber auch nicht unmöglich. Wird doch in dem hier angezogenen Artikel schon mit Recht darauf hingewiesen, daß ein Teil der österreichisch-ungarischen Völkerschaften sich nicht gerade begeistert für deutsche Interessen schlagen würde. Und was Italien anbetrifft, so ist die Tatsache offenkundig, daß dort nicht allzu große Begeisterung für den alten Dreibund besteht, dem die bekanntlich sehr reformbedürftigen italienischen Streitkräfte zudem niemals eine besonders kräftige Stütze schon der geographischen Lage des Landes wegen gewesen sein dürften.

Deutschland wird daher gut tun, sich für den etwaigen Zukunftskrieg weniger auf seine Bundesgenossen, als auf sich selbst zu verlassen! —

In dieser Beziehung sei zum Schluß an die Ausführungen Bismarcks in seiner gewaltigen Rede am 6. Februar 1888 über Deutschlands Stellung zum Auslande erinnert, wo er sagte: „Wir müssen unabhängig von der augenblicklichen Lage so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschäfte in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition — mit dem Selbstvertrauen und dem Gottvertrauen, das die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite sein wird, nach der Sorge der Regierung —

Digitized by Google

daß wir damit jeder Eventualität entgegensehen können und mit Ruhe entgegensehen können!“

Betrachtet man die Frage, ob wir stark genug sind, von diesem Standpunkte aus, dann wird man sich der Überzeugung kaum verschließen können, daß Deutschland seine schwere Rüstung nicht nur geraume Zeit noch tragen, sondern auch — zu Lande wie zu Wasser — weiter ausbauen und verstärken muß.

Schule und Erziehung.

Aphorismen von Leo Graf Tolstoj.

Jeder Schritt vorwärts in der pädagogischen Philosophie besteht nur darin, die Schule von dem Gedanken zu befreien, sie müsse die jungen Geschlechter darin unterweisen, was die alten für Wissenschaft hielten, und sie der Idee dessen näher zu bringen, was im Bedürfnis der jungen Geschlechter gelegen ist. Einzig dieser allgemeine und zugleich sich selbst widersprechende Gedanke geht durch die gesamte Geschichte der Pädagogik — allgemein, weil alle ein größeres Maß von Freiheit für die Schule verlangen; widersprechend, weil jeder Gesetze vorschreibt, die auf seiner Theorie beruhen, und eben dadurch die Freiheit beengt.

*

Jeder Unterricht soll nur die Antwort auf die Frage sein, die das Leben erweckt. Die Schule aber weckt keine Fragen; sie weckt nicht nur keine Fragen, sie antwortet nicht einmal auf jene, die das Leben erweckt. Sie antwortet beständig auf ein und dieselben vor Jahrhunderten von der Menschheit gestellten Fragen, nicht aber auf die, die das Kindesalter mit sich bringt, sie antwortet auf Fragen, die das Kind noch gar nichts angehen.

*

Schulen, die auf höhern Befehl und gleichsam gewaltsam eingerichtet werden, sind nicht wie Hirten für Herden, sondern wie Herden für die Hirten. Nicht dazu wird die Schule errichtet, daß die Kinder leicht lernen, sondern damit den Lehrern das Lehren möglich sei. Dem Lehrer sind alle Geräusche, Bewegungen, die Heiterkeit der Kinder, all' das, was für Kinder die unerläßliche Vorbedingung zum Lernen ist, ungelegen, und so sind in Schulen, die wie Gefängnisanstalten eingerichtet werden, alle Fragen, Gespräche und Bewegungen verboten. Anstatt sich zu überzeugen, daß man, um auf einen Gegenstand mit gutem Erfolg einzuwirken, diesen studieren müsse — bei der Erziehung ist aber dieser Gegenstand das freie Kind — wollen die Lehrer nur so lehren, wie sie es verstehen, wie es ihnen einfällt, und im Falle des Mißlingens wollen sie nicht die Art ihres Unterrichts, sondern die Natur des Kindes selbst ändern.

*

Im Laufe der Jahrhunderte wird eine Schule nach dem Vorbilde der andern, die wieder nach dem Muster einer früheren gegründet worden, errichtet, und in jeder dieser Schulen wird als erster Leitsatz die Disziplin aufgestellt, die den Kindern zu sprechen, zu fragen, diesen oder jenen Unterrichtsgegenstand zu wählen untersagt, mit einem Worte: es werden alle Maßregeln getroffen, dem Lehrer jede Möglichkeit zu nehmen, sich Schlußfolgerungen über die Bedürfnisse der Zöglinge zu bilden. Die Zwangseinrichtungen der Schule schließen die Möglichkeit jedweden Fortschritts aus. Wenn man indessen bedenkt, wie viele Jahrhunderte verflossen sind mit Beantwortung von Fragen, die zu stellen den Kindern niemals in den Sinn kam; wenn man bedenkt, wie weit sich die jetzigen Geschlechter von der uralten Erziehungsform entfernt haben, in die sie immer noch gezwängt werden, so man es gar nicht fassen, wie sich die Schulen noch halten können. Man sollte meinen, die Schule müsse nicht nur ein Bildungsmittel für, sondern auch eine Erfahrungsquelle über das junge Geschlecht sein, der Unterricht fortwährend zu neuen Schlußfolgerungen führen. Nur wenn Erfahrung die Grundlage des Unterrichts ist, erst dann, wenn jede Schule so zu sagen ein pädagogisches Laboratorium darstellen wird, dann erst wird die Schule vom allgemeinen Fortschritt nicht ausgeschlossen sein, und die Erfahrung wird es ermöglichen, feste Grundlagen für die Wissenschaft der Erziehung zu gewinnen.

Unser Afterwissen der Gesetze des Guten und Bösen und die von ihm hergeleitete Einwirkung auf das junge Geschlecht übt zumeist eine hemmende Wirkung auf die Entfaltung des neuen Bewußtseins aus, das in unserm Geschlechte erst dämmert, in der neuen Generation aber zur Entwickelung gelangt, — es ist ein Hindernis und nicht ein Hilfsmittel der Bildung.

*

Die Erziehung als absichtliche Formung des Menschen nach gewissen Vorbildern ist gesetzwidrig, fruchtlos und unmöglich.

*

Ein Recht zur Erziehung gibt es nicht. Ich erkenne es nicht an, und das gesamte junge Geschlecht der Zöglinge, das sich immer und überall gegen den Erziehungszwang auflehnt, erkennt es ebenfalls nicht an, hat es nie anerkannt und wird es niemals anerkennen. Womit beweisen Sie mir dieses Recht? Ich kenne und weiß kein solches Beweismittel, Sie aber kennen und wissen ein neues, für uns nicht bestehendes Recht eines Menschen, andre Menschen so zu gestalten, wie er sie haben möchte. Beweisen Sie mir dieses Recht, aber ja nicht dadurch, daß die Tatsache des Mißbrauchs von Gewalt besteht und lange schon bestanden hat. Nicht Ihr seid die Kläger, sondern wir — Ihr seid vielmehr die Angeklagten.

*

Was also kann die Schule werden, wenn sie auf natürlicher Erziehungsmethode basiert?

Die allseitige und mannigfaltigste bewußte Einwirkung eines Menschen auf den andern zwecks Übermittelung des Wissens, ohne den Zögling weder gewaltsam noch diplomatisch zu zwingen, dasjenige aufzunehmen, was wir wollen. Die Schule wird vielleicht

Digitized by Google

keine Schule im heutigen Sinne sein — mit Schreibtafeln, Bänken, Lehrstühlen für Lehrer und Professoren — sie wird vielleicht ein kleines Paradies sein, ein Theater, eine Bibliothek, ein Museum, ein Zwiegespräch. Das Unterrichtsmaterial, das Programm wird sich möglicherweise überall ganz verschiedenartig gestalten.

*

„Soll es denn wirklich keine Gemeindeschulen, keine Gymnasien, keine Lehrstühle für die Geschichte des römischen Rechts mehr geben? Was soll denn aus der Menschheit werden?" — höre ich fragen. — Nun ja, es wird keine solche Institutionen geben, wenn die Zöglinge sie nicht brauchen, und man sie nicht gut zu gestalten vermag. „Die Kinder aber wissen nicht immer, was sie nötig haben, die Kinder irren usw." — höre ich weiter sagen. Ich lasse mich in derlei Diskussionen nicht ein. Dieser Streit würde uns nur zu der Frage führen, ob die menschliche Natur vor dem Richterstuhl des Menschen im Recht sei, und ähnlichen. Ich weiß das nicht zu entscheiden. „Also soll es keine Gymnasien und kein Latein mehr geben? Was werden wir da anfangen?" — höre ich wiederum sagen.

Nur keine Besorgnis: es wird auch noch weiterhin Latein und Rhetorik gelehrt werden, die Gymnasien werden noch hundert Jahre lang bestehen, werden allein deshalb schon bestehen, weil — wie der Kranke sagt — die Medizin gekauft ist und deshalb getrunken werden muß.

Selbst nach hundert Jahren noch wird kaum der Gedanke, dem ich vielleicht unklar, unbeholfen, nicht überzeugend hier Ausdruck verleihe, zu allgemeiner Erkenntnis geworden sein. Schwerlich werden selbst nach hundert Jahren alle die bestehenden Institutionen verschwunden sein — alle Lehranstalten, Gymnasien, Universitäten — und an ihrer Statt frei sich gestaltende Einrichtungen, die zur Grundlage die Freiheit des lernenden Geschlechts haben, erwachsen sein!

(Autorisierte Übersetzung von Dr. A. Škarvan, Genf).

Die Bedeutung der Deutschen Schiffbau-Ausstellung zu Berlin.

Von Kapitänleutnant a. D. Heinrich Liersmann (Zehlendorf).

Ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, darf man getrost behaupten, daß es eine so übersichtliche, abwechslungsreiche, maritime Schaustellung auf gedrängtem Raume, wie die diesen Sommer die Ausstellungshallen des Zoologischen Gartens füllende Schiffbau-Ausstellung, überhaupt noch nicht gegeben hat.

Wohl waren hier und da auf derartigen Unternehmungen im Auslande auch einzelne deutsche maritime Abteilungen mitvertreten, aber nirgends konnten wir auf eine derartige Vollständigkeit Anspruch erheben.

Hierüber sind sich mittlerweile alle Fachleute klar geworden, und wenn diese neueste maritime Kundgebung auch, wie das ja das Loos der meisten Ausstellungen zu sein pflegt, kein materieller Erfolg sein sollte — es sind übrigens bereits 150 000 Mark von seiten großer Werften à fonds perdu gezeichnet — ein ideeller ist sie zweifellos.

Alle Fehler der vorjährigen „Damuka", der Deutschen Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung in Schöneberg, sind hier glücklich vermieden worden. Dort ein weites, unübersichtliches Gelände, wenig Abwechslung, viel gähnende Langeweile — hier eine vorzügliche Regie, die Leben in das Ganze gebracht hat. Man muß wirklich staunen über die viele Mühe und Arbeit, die auch auf diesem Gebiete geleistet worden ist, und der rührige, vielseitige Vorsitzende des Ausstellungs-Ausschusses, Geh. Reg.-Rat Professor Carl Busley, weiten Kreisen als langjähriger Leiter der „Kieler Woche" bekannt, kann sich allgemeinsten Dankes versichert halten.

Wie das Ganze zustande gekommen ist?

Nun, die Anregung ist auch hier, wie bei den meisten derartigen Unternehmungen, von unserm Kaiser ausgegangen, der dadurch von neuem sein Interesse für alles, was die „Waterkant" angeht, bekundete und sich's auch nicht hat nehmen lassen, die Eröffnung in eigner Person vorzunehmen.

Der Kaiser, Prinz Heinrich und der Großherzog von Oldenburg haben sich übrigens selbst als Aussteller beteiligt.

Die Silbermodelle des Kaisers zeigen uns die Entwicklung des Segelschiffs vom Wikingerschiff des 9. Jahrhunderts bis zur Neuzeit; von Prinz Heinrichs Modellen interessiert wohl am meisten die Auswahl der Reiseerinnerungen von seinen Weltenfahrten, als da sind: siamesische, chinesische, japanische, mongolische, sibirische, brasilianische Modelle. Was die Oldenburgische Sammlung anbelangt, so ist das Alter der Holzmodelle besonders hervorzuheben; stammen diese Segelfregatten doch zumeist aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

An einer dieser Segelfregatten mit untergeschlagenen Segeln hat sogar Peter der Große im Jahre 1697 in Zardam mitgearbeitet. Bekanntlich hat es dieser weitblickende Herrscher nicht verabscheut, das Zimmerer- und Bootsbauer-Handwerk selbst zu erlernen, um sein Land damit bekannt zu machen und somit Rußland wirtschaftlich zu heben, es eigentlich erst zu einem Kulturstaate zu machen. Alle diese hölzernen Segelschiff-Modelle fahren unter russischer Flagge — blaues Andreaskreuz in weißem Felde — und führen uns die Verwandtschaft des Hauses Holstein-Gottorp mit dem russischen Hofe vor Augen.

Mehr als 30 Firmen des Vereins deutscher Schiffswerften zählen zu den Veranstaltern der Ausstellung. Kriegs- und Handelsmarine reichen sich des ferneren die Hand und wollen zeigen, was sie im Verein mit der Industrie im letzten halben Jahrhundert für Fortschritte gemacht haben.

Es versteht sich von selbst, daß die Handelsmarine als zweitgrößte der ganzen Welt den größern Raum einnimmt. Dem Beschauer drängt sich hierbei auch wieder

Digitized by Google

die Betrachtung auf, daß beide Marinen in einem Mißverhältnis zu einander stehen; denn unsre Kriegsmarine steht, obgleich ihre Tüchtigkeit unbestritten ist, was die Zahlen des Materials anbelangt, leider immer noch an fünfter Stelle, immer noch lautet in diesem Punkt die Reihenfolge: England, Frankreich, Amerika, Japan und dann erst kommen wir. Die Kriegsflotte ist aber bekanntlich in erster Linie dazu da, die Handelsschiffe zu schützen. Bei solchem Mißverhältnis liegt es aber auf der Hand, daß unsre Kreuzer, da sie so gering an Zahl sind, diese Aufgabe nicht erfüllen können. Eine ernste Mahnung an alle Besucher der Schiffbau-Ausstellung, — jeder in seinem Kreise — Verständnis für unsre Wehrmacht zur See zu verbreiten und das Bestreben unsrer Regierung, uns eine achtunggebietende, ausreichend starke Kriegsflotte zu schaffen, mit allen Kräften zu unterstützen. In vornehmer Weise hat man alle Reklame vermieden, man hat große Opfer an Zeit und Geld gebracht, schaltet jeglichen Gedanken an materiellen Gewinn a priori aus, da sollte man doch um so mehr hoffen, daß die ideelle Seite glückt und diese Bestrebungen reiche Frucht tragen.

Ein ganz Stück sind wir ja Gott Lob in den letzten 20 Jahren, nicht zum wenigsten Dank der nie rastenden Initiative des Kaisers, weiter gekommen; selbst in Kreisen, die früher sich allen Marineforderungen grundsätzlich ablehnend gegenüber verhielten, hört man jetzt Stimmen, wie: „Der Kaiser hat Recht. Wir waren zurückgeblieben und müssen jetzt das Versäumte einholen". Der Reichstag bietet nun ein ganz andres Bild dar, als zu Zeiten des Admirals Hollmann. Als dieser noch Staatssekretär des Reichsmarineamtes war — wie kläglich war doch das Bild dem Auslande gegenüber, wenn er um jeden Kreuzer mit der Volksvertretung feilschen und handeln mußte. Kein großzügiger Gedanke konnte durchdringen, Engherzigkeit und Philisterei waren die Signatur des deutschen Michels zur See. Diese Periode scheint nun, Gott sei gedankt, definitiv überwunden zu sein.

Auch der segensreichen, aufklärenden Tätigkeit des Deutschen Flottenvereins sei an dieser Stelle gedacht und der Freude Ausdruck gegeben, daß der nunmehr 1 100 000 Mitglieder umfassende Verband sich in seinem Patriotismus jüngst wieder zusammengefunden und dadurch das Gespenst des Zerfalls wieder gebannt hat. Aber, wieviel bleibt trotz alledem und alledem noch zu tun übrig. Wieviel Unkenntnis und Mangel an maritimem Interesse begegnet man, namentlich im Binnenlande, doch noch immer auf Schritt und Tritt! Ich will nicht aus der Schule plaudern und verraten, wieviel törichte Fragen auch an mich in der Schiffbau-Ausstellung herangetreten sind, Fragen, aus denen ich sofort ersah, daß auch die elementarsten Begriffe noch vielen ein Buch mit sieben Siegeln sind. Von unsrer Armee weiß jeder etwas zu erzählen, weil er entweder selbst in ihr gedient hat oder Verwandte hat, die den bunten Rock getragen haben. Aber wie steht es mit unsrer Kriegs- und Handelsmarine in dieser Beziehung? Traurig zumeist. Nun kann man ja nicht verlangen, daß jeder oder auch nur die meisten aus eigner Anschauung etwas von diesen Dingen verstehen; wohl aber kann man Interesse dafür voraussetzen und verlangen, daß solche Gelegenheiten, wie die jetzige, auch nach Kräften ausgenutzt werden. An Gelegenheiten zur Information fehlt es also dem Binnenländer nicht mehr, er nütze sie nur nach Kräften aus — und sein Gesichtskreis wird sich in ungeahntem Maße erweitern — sicherlich auch zu seinem eigenen Nutzen und Frommen, denn Wissen bedeutet Macht!

Wenden wir uns zu Einzelheiten des Dargebotenen, so kann es mir natürlich nicht beikommen, diese im Rahmen eines Artikels erschöpfend zu behandeln, ich kann nur im allgemeinen andeuten und das Übrige dem Beschauer zur Betrachtung recht warm ans Herz legen.

Im allgemeinen kann uns Deutsche ein Rückblick auf die letzten 50 Jahre deutschen Schiffbaues nur mit hoher Befriedigung erfüllen. Das Reichsmarineamt zeigt uns in 53 prächtigen Modellen die Entwicklung unsres Kriegsschiffbaus. Man vergleiche die Dimensionen der 1843 erbauten Segel-Korvette „Amazone" und der um 1850 entstandenen preußischen Ruderkanonenboote, der Segelfregatte „Niobe", des Schoners „Frauenlob", der alten „Thetis", „Gazelle" und wie sie alle heißen mit ihren 32 bis 50 m Länge mit unsern modernen Linienschiffen von 122 m Länge. Wie Puppenspielzeug muten uns die Veteranen unsrer Marine an, höchstens als Beiboote der modernen Ozeanriesen könnten sie heute gelten!

Und was das Schönste und Erhebendste bei solcher Betrachtung ist: im Schiffbau haben wir uns ganz auf eigene Füße gestellt, das muß uns mit berechtigtem Stolze erfüllen. Von den fünf Panzerschiffen, die wir bei Ausbruch des Krieges 1870 besaßen, waren 3 in England, 2 in Frankreich erbaut. Erst im Jahre 1873, als Admiral v. Stosch den Flottengründungsplan vorlegte, wurden „Großer Kurfürst", „Friedrich der Große" und „Preußen" deutschen Werften in Bau gegeben. So jungen Datums also ist der heimische Kriegsschiffbau! Von da ab geht es allerdings mit raschen Schritten bergan. Heutigen Tages stehen unsre Werften England keineswegs nach, und unsre Schiffbau-Ingenieure brauchen die Konkurrenz keines andern Landes der Welt zu scheuen. Nur müßte unsre Diplomatie es verstehen, unsern Werften noch mehr ausländische Aufträge zuzuwenden. Warum baut sich z. B. Spanien eine neue Flotte auf englischen Werften, warum mußte Rußland dasselbe tun? Konnten wir nicht mit Recht von Rußland erwarten, daß es sich für die Rückendeckung, die wir ihm im russisch-japanischen Kriege gewährt, durch zahlreiche Aufträge an deutsche Werften erkenntlich zeigte? Solche politischen Betrachtungen drängen sich uns unwillkürlich beim Betrachten der Schiffbau-Ausstellung auf.

Daß der Beruf des Seeoffiziers einer der vielseitigsten ist, die es gibt, können wir auch an dieser Stelle wieder erfahren. Die nautische Abteilung des Reichsmarineamtes zeigt uns all die komplizierten Instrumente, die Seekarten usw., deren er Herr sein muß. Wir erblicken ferner das ganze Waffenarsenal im Artillerie- und Torpedowesen; ja die neuste Waffe, das Unterseeboot, wird uns in natürlicher Größe vorgeführt.

Digitized by Google

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger präsentiert sich in ihrer zum Heile der seefahrenden Menschheit dienenden Ausdehnung; kann sie doch mit Stolz darauf hinweisen, daß sie seit dem Jahre 1865 bereits 3350 Menschenleben gerettet hat!

Das Museum für Meereskunde ist ebenfalls mit einer sehr wirkungsvollen Abteilung vertreten und gewährt uns einen Einblick in diese Welt der Forschung.

Ich muß es mir leider aus Raummangel versagen, auf die Ausstellung der Handelsmarine näher einzugehen. Alle großen Werften sind vertreten und zeigen uns an Modellen, Karten und Bildern einen Überblick ihrer bisherigen Leistungen.

Die Entwickelung unsrer modernen Schnelldampfer nötigt uns Bewunderung ab; stehen wir doch auf diesem Gebiete ganz unerreicht da. Verschiedene Salons und Luxuskabinen sind in natürlicher Größe vorhanden und laden zu längerem Verweilen ein. Ganze Küchen- und Lazaretteinrichtungen fesseln uns mit ihrer adretten Sauberkeit. Was der Norddeutsche Lloyd, die H. A. P. A. G. (Hamburg-Amerika-Linie) u. a. m. auf diesem Gebiete leisten, ist ja weltbekannt.

Die Elektrizitätswerke sind in einem besonderen Pavillon vereinigt. Ein vollständiger Schiffsmast wird von Tausenden von elektrischen Birnen erleuchtet. Auch kann man von hier aus drahtlos nach der Station Nauen telephonieren.

Daß auf einer seemännischen Ausstellung der Sport nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Der Deutsche Ruderverband Berlin, der Deutsche Seglerverband Hamburg, der Kaiserliche Jachtklub, die Wanderruderei und das Schulrudern sind mit Modellen von Booten, Bootshäusern, allen nur erdenklichen Ehrenpreisen, Photographien, Tafeln usw. vertreten. Auch der neuste Sport zur See, das Motorboot, tritt in Erscheinung. Die Motorbootwerke Hoffmann in Potsdam haben diesen Teil beschickt. Selbst der Turnsport ist nicht vernachlässigt.

Turnen auf See? Ja, allerdings. Auf allen größern Passagierdampfern haben wir Turnhallen, zwar nicht im landläufigen Sinne, aber mit Bewegungsapparaten aller Art nach der mediko-mechanischen Methode Zanders ausgerüstet. Der Reiter braucht auf seiner Ozeanfahrt seinen gewohnten Morgenspazierritt nicht zu entbehren, er kann sich kühn in den Sattel schwingen und durch Stellen des Motors alle Gangarten des Pferdes hervorrufen; sogar die für den Anfänger nicht gerade sehr angenehmen Bewegungen des Kamelsrittes kann man haben. Der Bergsteiger hat seine gewohnte Bewegung, der Asthmatiker seinen Atemapparat u. dergl. m.

Das Gesamtbild der deutschen Schiffbauindustrie ist somit ein hocherfreuliches. Im internationalen Wettbewerb groß geworden und durch mannigfache Erfahrungen gestählt, steht sie, gestützt auf die stetig inniger sich gestaltenden Beziehungen zur deutschen Reederei und der heimischen Hilfsindustrie, gerüstet da, um auch fernerhin ihr Bestes zu leisten für die technische Entwickelung des Schiffes als des nationalen Kulturträgers. Ist das moderne Schiff doch ein Triumph des Menschengeistes, und je mehr man in die Details eindringt, desto mehr muß man das Knie beugen vor dem deutschen Genius, der solches vermochte.

Friedrich Wilhelm Schelling.

Ein Goethephilosoph.

Von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin).

Schelling hat den Grundgedanken einer modernen Naturphilosophie wie keiner im Handeln und Werden gefunden. Er denkt, was Goethe sieht. Er ist unmoderner als Goethe, weil Goethe anschaulicher denkt, aber er geht über Goethe hinaus, wo er das Anschauliche denkt. Er schneidet die Verbindung zur Antike hinter sich ab und nimmt die Geschichte nicht als Dogma, sondern als einen Teil der Naturphilosophie. Darin ist er voraussetzungsloser als unsre Klassiker der Dichtkunst und Philosophie, berührt er sich wieder mit Goethe. Dieser Teil seines Denkens ist es, der sich erst durchsetzen muß.

Am 27. Januar 1775 in Leonberg im Württembergischen geboren, war er der erste aus dem Kreise der ältern Romantiker um A. W. Schlegel in Jena, der es zu allgemeiner Anerkennung brachte. Von ihm am meisten gelten die Worte, mit denen Ricarda Huch ihr herrliches Buch über diesen Kreis von Dichterphilosophen einleitet: „Eine Schar junger Männer und Frauen stürmt erobernd über die breite träge Masse Deutschlands.“

Wenn die moderne Technik und Naturwissenschaft einmal über sich selbst hinaus strebt und sich nach einer tieferen Weltanschauung umsieht, dann wird man sich wieder auf Schelling besinnen.

„Die echten Physiker,“ schreibt der ältere Schlegel an Schleiermacher, „sehe ich schon alle zu uns übergehen. Es ist doch wirklich etwas Ansteckendes und Epidemisches dabei, der Depoetisationsprozeß hat freilich schon lange genug gedauert, es ist einmal Zeit, daß Luft, Feuer, Wasser, Erde wieder poetisiert werden.“ Und im Vorwort zu seinem 1798 erschienenen Buch „Weltseele“ schreibt Schelling: „Die Betrachtung der allgemeinen Naturveränderungen führt den Naturforscher auf ein gemeinschaftliches Prinzip, das zwischen anorganischer und organischer Natur flukluierend die erste Ursache aller Veränderungen in jener und den letzten Grund aller Tätigkeit in dieser enthält, und dessen Idee, weil die Sprache für dieses Allgegenwärtige keine Bezeichnung hat, die älteste Philosophie wie die der Zukunft nur in dichterischen Vorstellungen überliefern kann.“

Schellings äußere Schicksale gestalten sich für einen Philosophen äußerst günstig. — Nach dem Tode Auguste Böhmers, der Tochter Carolines aus erster Ehe, knüpft sich das geistige Band zwischen dieser bei weitem hervorragendsten Frau aus dem Kreise der Romantik mit ihrem Philosophen immer enger. — Im Jahre 1802 wird Carolines Ehe mit Wilhelm Schlegel auf gütliches

Digitized by Google

Übereinkommen hin getrennt, und Schelling nimmt eine Professur in Würzburg an, nachdem der Vater seine Ehe mit der elf Jahre ältern Frau eingesegnet hatte. — Infolge der Invasion Napoleons kommt Würzburg 1806 an einen österreichischen Herzog, und Schelling geht nach München, wo er bis zum Jahre 1827 Mitglied der Akademie der Künste ist und in den Jahren 1820—27 bei Gelegenheit eines längern Urlaubs in Erlangen, zwar recht unregelmäßig, seine Vorlesungen wieder aufnimmt. —

Mit Verlegung der bayrischen Universität Landshut nach München (1827) erhält er eine Münchner Professur von dem jungen König Ludwig II. und verbleibt dort, bis ihn im Jahre 1841 ein Ruf des preußischen Königs nach Berlin lockt, wo im Jahre 1852 dem 77jährigen Greis endlich der Tod den langersehnten Frieden schenkt.

Schellings größte Erfolge fallen zweifellos in die Jenenser und Würzburger Zeit; seine bedeutendste Schrift „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände“ in das Todesjahr Carolinens 1809. — Dann aber verstummt dieser Mann, auf den man immer neue Erwartungen und Hoffnungen zu häufen sich berechtigt glaubte. — Man rächte sich mit häßlichen Anfeindungen, als diese Hoffnungen nicht erfüllt wurden, und steigerte dadurch Schellings Reizbarkeit gegen den Philosophen des Tages, Hegel, so daß er nicht oft genug wiederholen konnte, daß sein fünf Jahre älterer Jugendfreund und Landsmann nur die Früchte seiner (Schellings) Philosophie ernte, die er noch dazu begrifflich und systematisch verflache, das heißt verfälsche. Diese Übertretungen, an denen aber, wenn man einmal unpersönlich die Sache anschaut, genug Wahres ist, verhindern es vielleicht noch heute, daß Schelling neben Hegel genügend Beachtung findet. — Hören wir Schelling selbst über eine Philosophie und ihre Folgen sprechen, die das Logische an die Stelle des Realen setzt und die Begriffe mit der Natur der Dinge verwechselt: „Es ist leicht wahrzunehmen, daß diese neue aus der Hegelschen Philosophie hervorgegangene Religion ihre Hauptanhänger im sogenannten großen Publikum gefunden unter Industriellen, Kaufmannsdienern und andern Mitgliedern dieser in anderer Beziehung sehr respektablen Klasse der Gesellschaft; unter diesem nach Aufklärung begierigen Publikum wird sie dann auch ihre letzten Stadien erleben.“ Es ist derselbe Vorwurf, den Schelling über ein Menschenalter früher gemeinsam mit Hegel den letzten Konsequenzen der Fichteschen Ichlehre gemacht hat, daß dieser vermeintliche Idealismus nicht nur die wirkliche Welt der Dinge, sondern auch das ganze große Gebiet des Unbewußten im Ich übersehe oder vielmehr mit seinen Abstraktionen nicht erreiche und schließlich in seiner selbstbewußten Anmaßung, die Welt logisch zu ergründen, eben dahin komme, wo das nüchternste und dümmste Aufklärertum schon längst stand, das man doch gemeinsam hatte bekämpfen wollen.

Damit aber wurde und blieb Schelling nicht nur der einzige konsequente Romantiker unter den Philosophen seiner Zeit, der schon vor Schopenhauer „den Willen als das Ursein“ erkannte, sondern auch der Begründer einer neuen Richtung „der Naturphilosophie.“ — Als solches entspricht sein System mehr als irgend eines den modernsten Erkenntnissen der fortschreitenden Naturwissenschaften. Hierher gehören auch die Berührungspunkte mit Goethe und nicht zuletzt seine geradezu wie für unsre Zeit geschriebenen Ausführungen „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“ (1807).*)

So weit Schelling durch seine auf die vierjährige in Jena folgende Lehrtätigkeit in Würzburg, durch seinen achtundzwanzigjährigen Aufenthalt in München als Generalsekretär der Akademie der Künste und später wieder als Universitätsprofessor und endlich seine spätere Berufung nach Berlin auf den Lehrstuhl seines Schülers Hegel von den einzelnen Freunden in Jena entfernt wurde, — in seiner Philosophie haben sich ihre Gedanken am reinsten bewahrt, und in ihr wurde von ihnen die weitestgehende Anwendung gemacht. Dafür war er aber auch „ein Mann hart wie Granit“ (so nennt ihn Caroline), und zugleich ein „außerordentlicher Mann, der ein reiches, unabsehbares Leben über die ganze Universität verbreitet“ (nach einem Ausspruch Platens im Jahre 1819 in seinem Tagebuch). „Er erfüllt den Geist mit einer unbeschreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anschaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit ist über seine Rede verbreitet, dabei eine Kühnheit des Ausdrucks und eine Bestimmtheit des Willens.“ Ich würde diese Worte nicht anführen, die gewiß nicht von Schmeichlern gesagt wurden, wenn nicht dieselbe Kühnheit und nicht zugleich dieselbe Anschaulichkeit uns noch heute aus seinen Schriften entgegenleuchtete und sie wahrhaft modern machte.

Über allen liegt die Grundstimmung, daß „der Geist der Natur nur scheinbar der Seele entgegengesetzt ist“ und daß alles, was existiert und wieder Leben wirkt, so weit es auch die Kreise seines Daseins erweitere und sei es bis in die Unendlichkeit, dennoch von jener Ewigkeit gehalten wird und „keines den ehernen Ring überschreiten kann, der um alles gelegt ist“. „Und es ist ein alter Wahn, daß Organisation und Leben nicht aus Naturprinzipien erklärbar seien“.

Wir sehen, hier folgt Schelling den Bahnen Spinozas, für den das Böse auch nur die naturgemäße Schranke der Dinge ist. Sie dafür zu halten, gehört unter die inadäquaten Vorstellungen. — Und damit wendete er sich von der Lehre Fichtes ab, der ihn noch eine Zeit lang für seinen Schüler erachtete. — Dieser junge Feuerkopf, der schon mit 16 Jahren die Universität bezogen hatte und mit 23 Jahren eine Professur erhielt, hat nie in seinem Leben, wie es der Jenenser Ichprofessor nur zu früh getan, über dem Denken das Sein vergessen. Er machte es seiner Zeit und dem vermeint-

*) Es sei auch hier nochmals auf die außerordentliche schöne Auswahl-Ausgabe der Werke Schellings hingewiesen, die Ende vorigen Jahres im Verlage von Fritz Eckardt (Leipzig) erschienen ist. Vergl. „Gegenwart“ Bd. 73, Nr. 2, 1908; Vollmer: Schelling und die Romantik.

Digitized by Google

lichen Idealismus wieder klar, daß jeder Begriff nur dadurch existiert, daß er Begriff eines existierenden Dinges ist, und daß daher das unendliche Erkennen nur als die Seele eines Dinges existieren kann, welches das Endliche unendlich in jeder Wirklichkeit, alle ihre Möglichkeiten, also das Universum in sich darstellt. — So kam er zum Begriff der Allseele als dieser Seele des Universums, die alles Leben durchflutet wie der Raum alle Gegenstände.

Doch mußte ihn zuletzt auch die mathematische Konstruktion, die Spinoza von dem Weltgott entwirft, unsympathisch berühren, und seine letzten Schriften, die mit unvergleichlicher Schärfe den Widerspruch von Notwendigkeit und Freiheit und das Prinzip des Bösen als in Gott bestehend behandeln, sind erfüllt von den lebendigen Gedanken einer Entwickelung, die nicht in Konstruktionen dargestellt werden könne.

Darin befand sich denn auch Schelling in völliger Übereinstimmung mit Goethe, der sich selbst als „einen der ephesischen Goldschmiede bezeichnete, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und der Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin Natur und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat".

Man kann es vielleicht Schelling zum Vorwurf machen, daß er sein System nicht ausgeführt hat und auch nicht so ausführen konnte, wie er es selbst gern getan hätte, da er doch nun einmal unter die Philosophen geraten war. — Dazu ist zu bemerken, daß wer außer den angegebenen Schriften noch seinen „Bruno" (1802) und sein 1798 geschriebenes Buch „Weltseele" aufmerksam liest, sehr bald das Prinzip seiner Naturphilosophie erkennt, und über eine solche Andeutung, die immerhin eingehend genug ist, kann und will der Romantiker nicht hinausgehen. — Naturphilosophisch begründet ist auch seine Lehre von der Notwendigkeit und der Freiheit von dem Prinzip des Bösen als der Natur in Gott — nicht etwa irgend wie außer und im Gegensatz zu ihm — als Grund der Existenz des einzelnen, der sich vom Chaos loslöst, als Grund alles Bewußtwerdens überhaupt, der Selbstoffenbarung Gottes. „Niemand überschreitet den ehernen Ring, der um alles gelegt ist." — Die endlichen Dinge unterscheiden sich durch ihre Unvollkommenheiten und die Endlichkeit an sich selbst ist Strafe; „die Strafe der Nichtläuterung ist die Fortsetzung des endlichen Daseins". Wer verspürt hier nicht den Hauch eines Plato, den Geist Goethescher Wahrheiten: „Auch das Unnatürlichste ist Natur. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerspricht" (Goethe).

Der dunkle Wille, der im Chaos und noch als Notwendigkeit und Naturgesetz in allem unbewußten Leben herrscht, das Unbewußte oder die Natur in Gott, wie er es nennt, beseelt auch noch das natürliche Individuum. Erst durch Scheidung löst sich dieses Band der blinden Notwendigkeit und wird in der Freiheit des Menschen dem Urbilde Gottes, dem Universalwillen wieder zugeführt. Aber so, daß es sich nun selbst erkennt und erschaut und im Verstande erlebt. — Das ist der göttliche Werdegang, die Selbstoffenbarung Gottes in der Natur. — Also nicht das Ich ist die Welt, sondern die Welt ist im Ich, würde Schelling etwa im Gegensatz zu Fichte sagen. — Und das ist dann wieder die Meinung Goethes und vornehmlich aller Künstler denen es auf eine persönliche Erfahrung, nicht bloß auf ein abstraktes Denken ankommt. — „Ich hasse nichts mehr als erdichtete Identitäten" sagt der 22jährige Jüngling, und wenn er dann zu der angedeuteten Identitätslehre fortschritt, so geschieht es nicht mehr auf Grund eines Systems, sondern auf Grund der gefundenen absoluten Gleichheit des Denkens und Seins in der Anschauung, also auf Grund göttlicher Erfahrungen. Und diese Erfahrungen sind die Erfahrungen des schöpferischen Künstlers, dessen Werk das Naturprodukt des Geistes ist. — So schließt sich immer wieder der Kreis des romantischen Erlebens in den ewigen Bildern und Gleichnissen der Mythologie und der höchsten Kunst. — Mit einer solchen Hymne schließen auch jene philosophischen Gespräche „Bruno", in denen Schelling zum ersten Mal seine Identitätslehre und seine Naturphilosophie in Anlehnung an Giordano Bruno darstellt: „Denn nachdem wir zu dieser Höhe gelangt sind und das harmonische Licht jenes wundervollen Erkennens angeschaut, dieses aber zugleich als das Reale des göttlichen Wesens erkannt haben, wird es uns verstattet sein, die Schönheit in ihrem höchsten Glanze zu sehen, ohne von ihrem Anblick geblendet zu werden, und in der seligen Gemeinschaft mit allen Göttern zu leben. Auch die Schicksale des Universums werden uns nicht mehr verborgen bleiben, noch werden uns die Vorstellungen von den Schicksalen und dem Tode eines Gottes dunkel sein, die in allen Mysterien gegeben werden, die Leiden des Osiris und der Tod Adonis". Und später heißt es im Buch über das Wesen der Freiheit: „So wenig widerspricht sich Immanenz in Gott und Freiheit, daß gerade nur das Freie und so weit es frei ist, in Gott ist, das Unfreie und so weit es unfrei ist, notwendig außer Gott."

Man sieht, es ist die künstlerische Anschauung, die zu diesem Sphärengesang den Takt schlägt, es ist die hellsichtige Naturbegeisterung, aus der heraus eine Zukunftsphilosophie als Wissenschaft angekündigt wird: die Naturwissenschaft. Jene Empfindung unmittelbarer Gewißheit, von der Novalis sagt: „Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen, es ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles dreies."

Eine der herrlichsten solcher Offenbarungen, die uns Schelling gibt, ist seine Theorie der Weltkörper. Er vergleicht sie seligen Tieren, „die durch ihre himmlische Natur angewiesen sind, durch kreisende Bewegungen das Sinnbild des Alls zu sein, das, sich ausbreitend in alle Naturen, doch stets zurückkehrt wieder in seine Einheit. — Denn das, wodurch sie sich entfernen von dem Abbild ihrer Einheit und das, wodurch sie aufgenommen werden in den unendlichen Begriff, ist in ihnen nicht getrennt wie in den irdischen Dingen, oder in streitende Kräfte gesondert, sondern harmonisch verknüpft, und wie sie allein wahrhaft unsterblich sind, genießen sie in dem abgesonderten Dasein die Seligkeit des Universums". Aber das möge man im einzelnen

Digitized by Google

nachlesen, wie sich hier die junge spekulative Physik mit den meisten Hypothesen der Naturwissenschaft von der Beseeltheit der Planeten und Fixsterne eigenartig berührt. — Ich schlage ein Buch auf mit der Jahreszahl 1904: „Die Lebensgeschichte der Erde“ von Willy Pastor: „Die Arten als Fähigkeiten der Erde, das ist der befreiende Gedanke. Denken wir ihn zu Ende, dann wissen wir nichts mehr von einem hemmenden Gegensatz zwischen organisch und anorganisch“.

Ein und dasselbe Prinzip des Lebens verbindet die anorganische und organische Natur. Zu diesem Schluß kommt schon die Schellingsche Philosophie auf intuitivem Wege und von ihm ging sie aus, sie schließt sich somit zu einem Kreise, dem geometrischen Bilde der Einheit. —

Alle Entwicklung schreitet aus dem dunklen unbewußten Willen des Chaos durch Auflösung der Notwendigkeit in Freiheit zum bewußten Universalwillen und ist als solche die Selbstoffenbarung Gottes. — Und so wird der Mensch ganz und gar ein Produkt der Naturentwicklung. — Nichts macht uns so sehr wie diese letzte Konsequenz, die der Philosoph selbst schon aus seiner Lehre zog, die Überlegenheit seines Geistes über die herrschende Philosophie seiner Zeit klar. Und wir begreifen, daß er nicht ruhte, seinen Jugendfreund Hegel und seine Begriffsphilosophie zu bekämpfen, ja zu verachten. — Es handelte sich für ihn zuletzt dabei um eine heilige Sache. — Heute erst wissen wir, daß diese Sache endlich doch den Sieg davon tragen mußte.

Musikalischer Genuß.

Eine Studie. Aus **Wolfgang Kirchbachs** Nachlaß.

I.

Seit einem Jahrhundert hat die allgemeine Vorliebe für musikalische Kunst und ihre Genüsse in erstaunlicher Weise zugenommen und besonders in Deutschland alle Bildungskreise erfaßt. Die Reihe der Konzerte, Gesangaufführungen und Operndarstellungen, die das Winterhalbjahr in jeder größeren Stadt bringt, ist nicht zu übersehen. Kaum ein Haus ist zu finden, wo nicht wenigstens aus einem Zimmer die Tätigkeit eines Klavierdilettanten hörbar wird. Musik gehört zum täglichen Hausbedarf, wie die Butter aufs Brot; ohne Gesang, Geige und Klaviervortrag erlebt man kaum eine Gesellschaft, und wenn die Geladenen gar nicht wissen, worüber und wie sie sich unterhalten sollen, so ist sicher ein gefälliger Musikgeist vorhanden, der der Gesprächsverlegenheit ein Ende macht und für eine schweigsame, ungestörtere Verdauungstätigkeit sorgt.

Es ist anziehend, den allgemeinen Ursachen nachzuforschen, die dieses Überwuchern der musikalischen Interessen über alle andern künstlerischen und geistigen Unterhaltungen hervorrufen. Vieles hat man darüber gesagt, und noch mehreres wird davon gesagt werden. Aber es ist nicht minder anziehend, die Wurzeln des musikalischen Genusses selbst aufzudecken, und die feinen, wundersamen Ursachen, aus denen sich die Wirkungen der Musik auf unsre Seele zusammenfügen, zu studieren. Nicht über den Zweck und die vielfach erörterten Aufgaben der Tonkunst soll im folgenden eine Betrachtung angestellt werden, vielmehr über die seelischen und geistigen Zustände, in die uns die Musik versetzt, über die Gründe, die wohl das eigentümliche und so vielbegehrte Vergnügen an den Tönen bedingen mögen, sollen einige Betrachtungen dargelegt werden. Jeder Musiksinnige wird in der Lage sein, aus eigner Erfahrung diese Beobachtungen zu kontrollieren.

Es ist wundersam, wie schon das einfachste Instrument durch wenige Intervalle und Akkorde unsre Seele in einen eigentümlichen Zustand versetzen kann, dessen Beschaffenheit uns bis zu gewissem Grade immer rätselhaft bleibt. Wir wandern im Gebirge und hören von der Höhe einer Alm die sanftschwingenden Töne und Akkorde einer Zither, und wir fühlen uns sofort in einer Stimmung, die ganz aus der Art unsres sonstigen inneren und äußern Erlebens herausfällt. Eine Schalmei klingt über eine Wiese, und auch bei ihren ganz einfachen Tönen und Intervallen, ihren melodischen Klängen versetzt das angeregte Lauschen unsers Ohres uns alsobald in eine Empfindungsweise, die ungewohnt und zauberhaft in unsrer Seele erscheint. Schon der Akkord einer Windharfe verwandelt den Zustand unsres Empfindens in eine reichere Art; die Sinneserregung des Ohres setzt sich in unsrer Seele in einen eigentümlichen, nicht fest bestimmten, aber doch fesselnden Stimmungszustand um.

Wir wissen aus den Lehren der Physik, daß der einzelne Ton, der unser Ohr angenehm berührt, durch die Regelmäßigkeit der Schallwellen bedingt ist; wir wissen, daß eine ganz bestimmte Anzahl von Schwingungen die Höhe und Tiefe eines Tones bedingt; wir wissen, daß zwischen den Tönen, die zu wohllautenden Akkorden zusammenklingen, ganz bestimmte Verhältnisse der Schwingungszahlen bestehen. Töne und Zusammenklänge, die unter solchen Bedingungen der Regelmäßigkeit erzeugt werden, empfinden wir als wohllautend, und dieser Wohllaut, der einer entsprechenden, regelmäßigen Erregung unsres Hörnervs entspringt, ist die Bedingung der musikalischen Wirkung. Aber dies physikalische Wissen der musikalischen Wirkung und seine physiologische Ergänzung enthält freilich noch keine Beschreibung oder gar Erklärung des musikalischen Zustandes an sich, der Seelenstimmung, in die uns die Reihe einer Anzahl melodisch geführter Töne versetzt. Die physikalische und physiologische Bedingung der Materie, aus der eine Folge von Tönen hervorgebracht wird, enthält weder eine Darstellung noch eine Erklärung der physiologischen Wirkung und Bedingung eines musikalischen Genusses.

Eine Psychologie der Musik, eine Analyse der seelischen Ursachen und Mittel, mit denen Tonfolgen in jenen zauberhaften Zustand versetzen, wird die physikalischen und physiologischen Begleiterscheinungen zwar nicht übersehen dürfen. Denn zuletzt sind die Nerven ja auch die Fühlfäden unsrer Seele; sie sind die Träger und Vermittler der sinnlichen Erscheinung unsres Daseins, und an ihrer Peripherie wird unsre Seele und deren Werke

Digitized by Google

gewissermaßen zur Anschauung, zur sichtbaren und hörbaren Welt. Jede Veränderung an dieser Peripherie unsres Organismus muß in gewissem Sinne als eine Veränderung unsrer Seele selbst angesehen werden, daß die bloße, regelmäßige Erregung unsres Hörnervs durch Schallwellen nach gewissen Gesetzen auch schon eine tatsächliche Veränderung unsres Seelenzustandes selbst ist. Die Empfindung des Wohllauts eines einzelnen Tones enthält gewiß schon ein ganz besonderes Element der Stimmung: ein Glockenton kann es enthalten, wenngleich die Stimmung, die uns beim Glockenläuten überkommt, sich noch aus einer Reihe anderer seelischer Elemente zusammensetzt.

Auf diesen elementarsten Zustand der tönenden Wirkung ist der musikalische Genuß, der Hörgenuß, sicher derjenige des einfachen Wohllautes zurückzuführen, des Bewußtseins, eine angenehme Nervenempfindung erlebt zu haben, die eben durch den Ton, Klang an sich und seine bekannten musikalischen, physiologischen Bedingungen gegeben ist. Die Seele genießt aber in diesem einfachen Zustand nicht nur das süße Nervengefühl des Wohllautes an sich, sie ist hier nicht nur passive Nerventätigkeit, sondern in dem Augenblick, da man sich vergegenwärtigt, daß der Wohllaut vorhanden ist, da man sich seiner Schönheit bewußt wird, erhebt sich auch schon die Seele in eine Tätigkeit, die nicht mehr das bloße Vibrieren des Hörnervs ist. Es tritt eine innere Potenzierung durch das Bewußtsein selbst ein, und diese Potenzierung ist in diesem Falle der elementare Genuß. Schon durch das Anschlagen eines Dur- oder Moll-Akkordes, dessen Wirkung wir uns lauschend überlassen, dessen inneres Vibrieren wir ganz durchempfinden, scheint sich's wie ein Schatten über unsre Seele zu legen und taucht's uns in einen rätselhaft ahnungsvollen Empfindungszustand. Wir wissen auch, daß jede Tonart, die einfachen C-dur, D-dur, A-moll, D-moll, die auf den halben Tönen liegenden Oktaven alle eine besondere Färbung ihrer Akkorde enthalten, die den analogen Akkorden einer andern Tonart durchaus nicht gleich sind. Es ist ein großer Stimmungsunterschied, ob ein Tonstück in F-dur oder Fis-dur geschrieben ist, in dem warmen, weichen A-moll oder dem finstern, seelenkranken D-moll.

Man kann diesen Unterschied der Oktavenstimmungen und Akkorde mit Brechungserscheinungen des Lichtes vergleichen, mit den prismatischen Farbenspielen des Sonnenlichtes, das sich in die sieben Regenbogenfarben zerteilt. Ähnlich enthalten die Akkorde der Oktave, je nach der Lage, in der sie genommen wird, eine besondre Tonfarbe, wie das einfachste Licht in verschiedenen Farben sich bricht.

Es muß gleich hier auf eine andre Analogie zwischen der Wirkung eines Akkordes und der Farbe aufmerksam gemacht werden, die uns auf eines der Hauptelemente des musikalischen Genusses führen wird. Wir erleben alle, wenn wir an einem schönen Sommer- und Herbstabend in ein purpurnes Abendrot schauen, das den Himmel überhaucht, sich im Teiche oder Flusse spiegelt, während der Mond grün-golden aus der Dämmerung hervorkommt, daß eine eigentümliche Stimmung über uns kommt. Wir pflegen sie mit dem Worte „magisch" zu bezeichnen, und ein ganz wunderbarer Zustand unsrer Seele ist damit ausgedrückt. Die Pracht der warmen Sinnesempfindungen, die Gluten des Himmels, das rote Erglühen der Fensterscheiben, der ganze ungewohnte intensivere Farbeneindruck aller Gegenstände versetzt uns in eine feierliche, gehaltene, träumerisch gesteigerte Stimmung. Wir erleben, daß die Anregung, die lediglich unser Sehnerv findet, die Fülle der Farben, die Schönheit der Anschauung unsre Seele in ein leises ekstatisches Leben versetzt.

Ein ganz verwandter Zustand entsteht beim Hören musikalischer Akkorde in uns. Schon der einfache Dreiklang und sein Vibrieren kann, wenn wir recht innig seinem Eindruck lauschen, diese leise ekstatische Empfindung der Seele erzeugen, und es wird sich ergeben, daß die Nervenekstase oder vielmehr diese Ekstase der Seele das Grundmoment ist, das als der wesentliche Genußgrund der Musik hervorgehoben werden muß.

Ist nun, um zunächst bei dem Worte zu bleiben, diese Ekstase unsres Empfindungslebens, die uns in der Tat außer uns selbst in ein magisches Empfindungsleben zu versetzen scheint, ist sie identisch mit der bloßen Nervenerregung an sich, die die vibrierende Schwingung unsrer Gehörwerkzeuge erzeugt? Wir wissen, daß im Innern unsres Ohres eine Art Nervenklaviatur die Vermittlung des Sinneseindrucks an unsre Seele übernimmt, und es wäre wohl denkbar, daß der von uns selbst erzeugte Akkord — wir erzeugen ihn ebenso gut im Ohr, wie das Auge durch seine chemisch optischen Veränderungen die Farbe schafft — auch mit der eigentümlichen Seelenstimmung zusammenfiele. Bei genauem Zusehen finden wir aber schon ein andres, rein psychologisches Element beigemischt, das die Empfindungsekstase aufs wesentlichste mitbedingt und nicht reine Nerventätigkeit und Veränderung des sensitiven Werkzeuges ist: das ist das Lauschen.

Musik und ihr Genuß beginnt erst in dem Augenblicke des Lauschens, der innern Aufmerksamkeit auf die Folge und Zusammenstimmung der Töne und Klänge. Was uns beim Klange weniger Zithertöne, die aus der Ferne zu uns dringen, beim Anhören der Schalmei, ja selbst beim Anschlagen eines einfachen Klavierdreiklanges, dessen Farbe und Stimmung wir recht innig durchhören, in jene eigentümlich gehobene Seelenentrücktheit versetzt, das ist die Selbsttätigkeit unsres Lauschens. Es ist eine aktive Tätigkeit der Seele, es ist ein leiser Drang unsres Willens und unsrer Aufmerksamkeit zugleich, es ist mehr als das bloße Empfindungsleben des vibrierenden Hörnervs. Es ist in der Anspannung unsrer Aufmerksamkeit zugleich selbst eine Empfindung der Spannung der Erwartung. Indem wir den fernher schallenden Zithertönen lauschen, sind wir gespannt; diese Spannung ist umso geheimnisvoller, als sie ganz auf die Eindrücke des Ohres gesammelt bleibt, mithin von jeder Beimischung der Sichtbarkeit der Dinge befreit sein könnte. Die Töne folgen sich nur in der Zeit, und ihr Nebeneinander, das die Erwartung vorwegnehmen könnte, Begriffe und Anschauungen der Sprache, die in sich die Schlußfolgerung auf Kommendes erwarten, bestehen nicht. Wir sind

Digitized by Google

also der reinen Spannung, der reinen Erwartung an sich überliefert. Selbst die Verwandtschaften und Gesetze der Tonwelt können diese Spannung nicht vorwegnehmen; denn ich kann eine Melodie nach so viel hundert möglichen, gesetzmäßigen Weisen führen, kann die Folge der Akkorde nach so großer Auswahl bewerkstelligen, die immer dem akustischen Gesetze und Wohlklang entspricht, daß in der Musik im Ernst nichts vorausgesehen werden kann, sondern die Spannung von Ton zu Ton, von Takt zu Takt immer neu ist. Auch in dem Falle, wenn wir ein bekanntes Musikstück hören, das uns nicht mehr neu ist, erwacht doch unsere Spannung mit ganz derselben, ja sogar mit größerer Stärke beim Wiedervernehmen.

— — — —

Zwei Gedichte.

Von **Martin Lion** (Berlin).

Erinnerung.

Du warst so schön, du warst so gut . . .
Im Flehen hobst du deine schlanken Hände . . .
Nachts seh ich oft so dich, wenn alles ruht; . . .
So jung, so schön! Und doch solch böses Ende!

Wie selten, selten, Kind, hast du gelacht,
Jetzt bist du frei von jeglicher Beschwerde.
Doch deine Schönheit, Lieb, all deine Pracht
Deckt nun die starre, kalte Erde.

Nachts seh ich oftmals dich, wenn alles ruht.
Und immer hebst du flehend deine Hände.
Was hier auf Erden schön und gut,
Das nimmt ein böses, böses Ende.

Jephtas Tochter.

Und abends, wenn die blasse Schale
Vom Himmel mild herniederschaut,
Dann tönet das Gebirge wider
Von Seufzern und von Klagelaut.

Die Männer schwingen Fackelbrände,
Die Jungfraun schluchzen in die Nacht,
Und im Gebirg hallts klagend wider;
Der Mond allein schaut mild und sacht.

Leis wird es hell im fernen Osten.
Vom Libanon tönt ein Gebrüll,
Und im Gebirg hallts donnernd wider . . .
Ein Schluchzen noch — dann alles still.

Die Schwierigen.

Eine schlesisch-sudetische Studie von **Atolla** (Berlin).

II (Schluß).

„Ich leb in Ehe mit ihr, do habn Se recht, mir zwee senn asu gutt mit anander, mir leben besser zusamm' wie die ganza zweemol getrauta Leite hier im Orte. Wos wella Se denn noch weiter, Herr Pfarr? Trei bin ich ehr och, der Karline. Un ems andere, do hot sich niemand zu kümmern, mir macha, wos mir wella."

In dem jungen Pfarrer stieg der Zorn auf.

„Das werden wir andern Orts verhandeln, nicht hier, wo Sie sich vor den beiden anständigen Frauen zu genieren und zusammenzunehmen haben."

Zeisberg lachte rauh!

„Die sein nich von Zucker, die wissn Bescheid, Herr Pfarr — die Threse do is pucklich, un ich hinke. Sie sehn, dem ala Großvater Märten is nie olls ei alla Stücka geglückt."

„Schweigt", der Pfarrer donnerte das Wort und winkte den Frauen ins Haus zu gehen, wo sie eilig verschwanden. Dann schritt er auf den hinkenden Riesen zu, der zurücktretend ein Stück in den Boden zu versinken schien:

„Schämt Ihr Euch nicht, Ihr unlauterer Mensch, aufs Ungewisse hin so einen Verdacht auszusprechen? Eure unglückliche Mutter war mit einem Dutzend Bauern im Gerede, weß Sohn Ihr seid, das weiß man nicht, Eure Mutter selber konnte keine Angaben machen."

Der Pfarrer wandte sich zum Gehen — aber Zeisberg setzte trotzig mit weisenden Schritten seine Karre neben ihm in Bewegung, da stürzte aus dem nächsten Hause der „Pleite-Tischler" heraus, der heimliche Lotteriekollekteur für das verbotene österreichische Lotto. Für den war jeder Streit, jedes Dorfereignis ein geschäftlicher Beitrag, mit dem er sich durchs ganze Dorf hindurch klatschte, um Gelegenheit zu haben, nebenbei die Bäuerinnen zum Lotteriespielen zu verlocken.

„Nee Jeß nee nee, der Herr Pfarr und Zeisberg, nee da tät ma doch gleich sprechen, 's wär nich möglich tät ma sprechen. Zeisberg, mach daß De wegkommst und quietsch em Herrn Pfarrer nich die Ohren voll, schmier lieber Deine Karre". Der Pleitetischler schlängelte sich wie ein Fuchs.

Zeisberg hielt an und krempelte sich die Ärmel auf, der Tischler kam ihm gerade recht. Wie der das Manöver sah, lachte er schrill und schrie:

„Herr Pfarr, der is verrickt, der will sich an ihn und an mir vergreifen."

Auf der Straße ward's plötzlich tumultuarisch, von allen Seiten kamen Leute herzu, die betreten grüßend und fragend zu dem Geistlichen hinblickten, der mit kaltem Gruße in den nächsten Seitenweg einbog.

Da schlug Zeisberg ein schallendes Gelächter auf und reckte sich, der Pleitetischler hüpfte vor Vergnügen.

Digitized by Google

„Säht Ihrs, do gieht er hie und läßt uns alle fliehn, mir senn ehm nich sein genucke“, und trotz des empörten Murrens, das sich bei einzelnen erhob, schrie er der schwarzen Gestalt, die dort unter den Erlen würdig und besonnen ihren Weg zu verfolgen schien, mit dröhnender Stimme nach:

„Herr Pfarr, ich war Ihn wos sähn, ordentliche Leite, die braucha ne getraut warn, ordentliche Leite, die bleibn a asu bei einander!“

Des Pfarrers Wangen brannten. Auftritte, wie der eben erlebte, schnitten in seine Seele. Sein Vorgänger, ein alter Praktikus im Amt, hatte ihm eine Liste hinterlassen, auf der, wie bei einer Litanei, die Namen seiner Pfarrkinder unter einandergereiht standen und hinter einer Klammer dann kurz und bündig mit ihrer Hauptqualität charakterisiert wurden. Da hieß es: Säufer, Spieler, Diebe und Schlimmere. Den Beschluß machten die „Schwierigen“. Und der alte Praktikus, der ein breitgegessenes, warzenbedecktes Froschgesicht hatte und einen Überbauch, wies schmatzend mit dem Finger auf diese Stelle und hatte kühl und geschäftsmäßig gewarnt: „Bei denen schneidet man meistens schlecht ab“. Gregors Augen zitterten. Er hatte soeben zweimal „schlecht abgeschnitten“. Um seine unerschütterliche Priesterliebe sahs in diesem Augenblicke böse aus. Was halfs, daß von dem Kirschenbühel der „Bruder Wind“ jetzt gerade wieder ganze Wolkenschübe weißer Blättchen zu Tale trieb. Der Pfarrer hörte ihn nur in den Erlen am Wege seufzen, deren dunkle Blätter funkelten, als hing der Regen schon auf ihnen.

Nun bog er abermals in einen Seitenweg ein, der ihn am kürzesten zu seiner Pfarrei führte.

Neben ihm schoß die Erlitz zu Tale und schnellte ihr Wasser über all die Hindernisse, die sie sich in jedem Frühjahr aus den Bergen selbst herniederrollte. Graugelb kam sie dann mit Donnergetöse herangestürzt und strudelte ihr Verderben meilenweit von Ort zu Ort. Der Pfarrer verzog den Mund: eine Schwierige, tückisch inkurabel, bei der sie alle schlecht abschnitten! Augenblicklich spielte sie sich allerdings nur als harmloses Gebirgsbächlein auf, in dem es sogar Forellen gab.

„Taah“ — „Huiih?“

Den Pfarrer durchzuckte es (der Bach gehörte auf dieser Strecke zum Pfarrbistum), da stand ja am hellen lichten Tage einer drin und schien zu fischen? Gregor nahm seine Sutane hoch und schritt über die feuchte Wiese, auf der Riesenhuflattiche das Gehen erschwerten. Im Wasser bückte sichs und hob und suchte. Da erschien am Rande die drohende Gestalt des Priesters, sein Antlitz war dunkelrot, von den Klängen des Assisianers Lobgesang war keine Schwebung mehr in seinem Innern.

Zu seinen Füßen bewegte sich ein gelbleuchtendes Haupt, das jetzt entsetzt zu Höchten fuhr.

„Ach Sie sinds, Fritze, was machen Sie denn da?“

Der Pfarrer sah erleichtert aus. Der da unten hatte mit Diebereien nichts zu schaffen.

„Die Mutter braucht noch a poor Steene fir ihre Mangel un do hull ich ehr ebent a paare.“ — Das wurde verlegen herausgestottert.

„Warum nehmen Sie sie denn nicht gleich von der Wiese, das ist mir viel lieber — anstatt daß Sie sie hier mühsam aus dem eiskalten Wasser herauswühlen.“

Fritze sah schräge an dem Pfarrer vorbei; er hatte ein schmales fanatisches Gesicht von grauer Hagerkeit.

„Das kühlt, Herr Pfarr.“

Der Pfarrer wußte, daß es einer seiner frömmsten Kirchgänger war.

„Das scheint mir so, Fritze, Sie sehn schon ganz erfroren aus.“

„Das is mir recht, aso muß sein. Un ich schufft un arbeit vo früh bis abends, bis ich todmide bin, bis ich nimme weiter kann un uffs Bette falle, un ich eß och nur grade fir a Hunger.“

„So, so!“

„Ju ju,“ murmelte Fritze, „ober es nützt mir nischte, dos is immer wieder do, un verfolgt mich wie der Teufel, s'is och der Teufel, weiter nischte.“ Dann richtete er die Augen voll auf den Pfarrer, sie waren weit und glitzernd.

„Aber ich bezwing mich, ich tus nich, ich habs dem heiligen Aloisius gelobt. Keusch will ich leben un sterben un wenn se mich schont nich, wies mei größter Wunsch gewesen wär, nuff off a Grulich zu den Redemptoristen als Laienbruder gelossen haben, nu da wer ich mir ebent anderscht meinen Kopp uffsetzen. Ach Jekersch, ich bet jo noch immer drum bei Tag un Nacht, die solln mich doch derheeme noch ziehn lossn. Ich ring mer die Arme aus ei unsrer Kapelle, daß der Vater nachgibt. Ich kann in der Welt nich leben, die Anfechtungen sind zu groß. Ich kanns nee!!“

Er warf einen Stein ins Wasser zurück, daß es dem Pfarrer bis an die Sutane spritzte.

„Fritz, mäßigt Euch!“

„Die della Menscher, die della verpuchta Menscher, die ehm keene Ruhe lohn! Immerfort sein se hinder mir har, die hons geradeweg uff mich abgesehn!“

„Das bildet Ihr Euch wohl mehr ein, Fritze!“

„Nee nee, sahn Se sich ock amol die della Frauenzimmer o, wie se mit a Röcka schlohn un mit a Scherza flieja, nor domit ma druffahn soll. Alles der Teifel! Reen verrückt kann ma do wern! Ich sag Ihn, die Mexner-Magdalene, die neuche Magd do druba, dos is aso richtig das Werkzeug des Bösen; a sella schlechtes, ausgezuchtes Weibsbild! Nee nee!! Do kemmt ma asu ei die Irre der Versuchung, daß ma denkt, warum hots denn unser Herrgott asu biese eigericht? Mußte denn das Weib geschaffen werden?“

Fritze sprach die letzten Worte in strengem Hochdeutsch mit zitterndem Pathos.

Der Pfarrer wandte sich ab — er mußte lachen. Dann sagte er ruhig:

„Jawohl, Fritze, sie mußte geschaffen werden, auf daß der Mann die ihm notwendige Ehegefährtin habe, die Sie vielleicht auch noch einmal beglücken wird.“

„Pfuiih!“ Fritze prustete „ich mog nee heirata, mit dam dechta Gemahre losek mich ock ei Ruh; mir graut dafiere.“

Er schüttelte sich und wusch sich auf einmal mit beiden Händen das Gesicht: „Ich mag kee Weib kissen, ich

Digitized by Google

konn se alle nich leiden, ich bin a anständiger Mensch, mich soll keene drakriejen — mich solln se ei Ruh lassen".

— — — — — — — — — — — — —

Pfarrer Gregor war endlich in seinen Pfarrgarten durch das Hinterpförtchen eingetreten und durchmaß ihn mit schnellen Schritten. Vor seiner Seele, die auf dem Kirschenbühel in hohen Wellen geflutet hatte, die in Verzückung, wie der große Assisaner selber, zu den Wolken aufgestiegen war, standen jetzt lauter ärgerliche Konflikte: die „Schwierigen, bei denen man immer schlecht abschnitt." Und Gregor gähnte und dachte an das kühle, alte, gediegen und ästhetisch eingerichtete Sälchen seiner schönen, feudalen Pfarrei, wo ihn jetzt Fräulein Grehl (korrekt und glatt frisiert) mit frischem Kuchen und gutem Kaffee erwarten würde, und es überkam ihn eine Stimmung, in der es wieder wie ein Licht über ihm aufging, ein Licht, das eigentlich auf eben jenen korrekt frisierten Scheiteln glänzte. Und er beschleunigte seine Schritte und fiel in ein summendes Gemurmel, wie ein zerstreuter Musikus, der einer erhabenen Melodie einen trivialen Text unterlegt, weil seine Seele weder bei der einen noch bei dem andern ist. Und so murmelte und summte Gregor in verdoppelter Eile jetzt ein Ungeheuerliches:

„Gott sei auch gelobt für unsern Bruder,
den Kaffee."

Holländische Eindrücke.

Von **Hans Bethge** (Steglitz).

I.

Ehe ich nach Holland ging, sagte mir ein Freund: Nach Holland willst Du? Es ist das eintönigste Land, das es gibt. Du wirst dort immer dasselbe finden. Im Vordergrund immer ein Kanal, eine Holzbrücke darüber, auf dieser ein Mensch in Holzpantinen, ringsum Wiesen mit Kühen — und im Hintergrund geht immerzu die Mühle. — Ich mußte während meiner Reise an diese Worte öfter denken; sie hatten viel Wahres an sich. Besonders das mit der Mühle stimmte genau.

Ich betrat Holland von Belgien her. Ich kam mit der Bahn von Antwerpen, passierte die Grenze — und gleich waren auch die Mühlen da und die Kanäle. Überall sieht man Wasserläufe in Holland; sie durchschneiden die Wiesen und ziehen sich malerisch durch die Straßen der Städte; überall sieht man Maste aufragen, mitten im Land; überall streifen kleine Dampfer dahin, und es gibt keine holländische Stadt — mag sie noch so tief im Lande liegen —, die man nicht auf dem Wasserwege besuchen könnte. Ja, es ist ein Land des Wassers und der Wiesen und der Mühlen. Man kennt die Landschaft genugsam von den Bildern der alten holländischen Maler her. Hohe Baumsilhouetten ragen über die flachen Wiesen fort: besonders Pappeln und Eschen. Rembrandt hat die holländische Landschaft oft radiert. Die schönste Radierung einer holländischen Mühle stammt von ihm. Er radierte die Mühle seines Vaters.

Dordrecht war die erste holländische Stadt, die ich sah. Es ist ganz und gar von Wasser umgeben und liegt malerisch auf einer Insel. Hier sah ich zuerst den Typus des alten holländischen Bürgerhauses, der sich durch das ganze Land annähernd gleich bleibt. Eine rote Backsteinfront, der Giebel nach der Straße zu. Überall auffallend breite und hohe Fenster; die Haustüren groß, schwer und schön; sie führen auf die saubere Diele, die jedes holländische Haus besitzt, und deren Mobiliar fast immer das gleiche ist; manche Dielen sind mit Kacheln verkleidet; die wenigen Möbel gruppieren sich an der Wand herum, die Mitte bleibt frei; man sieht fast immer eine große Standuhr, ein paar würdige Stühle, Truhen und dann den Glasschrank oder die Glasschränke, worin die von den Vätern her überkommenen schönen Porzellansachen aufbewahrt werden. Nirgends sieht man mehr Urväterhausrat als in holländischen Häusern.

Ich bestieg in Dordrecht ein Schiff und fuhr auf ihm nach Rotterdam. Wer durch Holland reist, soll möglichst viel zu Schiff fahren, so lernt er die Landschaft am besten kennen. Dordrecht lag in der Abendsonne hinter uns; wir fuhren auf breiten Wasserwegen, die zu dem Delta des Rhein gehören. Wir sahen kleine Dörfer, in denen Schiffe gebaut wurden. Die Schiffer standen auf den Landungsstegen; glattrasierte Gesichter oder Gesichter mit Backenbärten; Frauen standen da, die weiße holländische Haube über dem Haar, mit kleinen spiralförmigen Messingzieraten in der Nähe der Ohren. Alles ging in Holzpantoffeln, die Männer rauchten aus kurzen Tonpfeifen. Man bewegte sich schweigend und ohne Hast.

Die Türme von Rotterdam ragten vor uns in den Abend, wir fuhren auf der breiten Maas, sie wimmelte von Schiffen, und die Hafenanlagen der Stadt, in die wir hineintrieben, machten einen imponierenden Eindruck. Ungeheuer breit und mächtig fließt die Maas durch die Stadt, und steht man auf der großen Brücke — Willemsbrug —, welche die beiden Ufer verbindet und unter der die großen Seeschiffe possierlich hinwegtreiben, so überblickt man das malerische Getriebe einer Hafenstadt großen Stils. Rotterdam ist die erste Handelsstadt des Landes. Die Hälfte der gesamten niederländischen Einfuhr und Ausfuhr zur See geht über Rotterdam. Der alte, ziemlich schmutzige, aber wundervoll malerische Teil der Stadt, das eigentliche Rotterdam, liegt am rechten Ufer der Maas, die hier die Rotte aufnimmt. Wasserstraßen, von den Holländern Grachten genannt, durchziehen die Stadt allerorten; sie nehmen — wie in allen Städten Hollands — nur den mittleren Teil der Straßen ein, wo sonst der Damm liegt; rechts und links laufen die Fußsteige an den Häusern hin. Es ist also anders als in Venedig, wo das Wasser der Kanäle direkt die Häuser bespült und leider für Fußsteige kein Raum mehr bleibt. In Venedig ist man auf die Gondel angewiesen, wenn man die Reize der Stadt genießen will. In den holländischen Städten hat man die schönsten und tiefsten Eindrücke, wenn man auf den Fußsteigen längs der Grachten dahingeht.

Als ich an jenem Abend in der Dämmerung durch das alte Rotterdam hinschlenderte, kam ich in eine ganz märchenhafte Stimmung. Ich fühlte, ich wanderte in einer der malerisch intimsten Städte der Welt. Die hohen, alten, zum Teil bunt gestrichenen Giebel der Häuser spiegelten sich melancholisch in den Grachten wieder, auf denen hier und da dickbäuchige Segelschiffe lagen, mit hohen Masten und reicher Takelage. Durch die Fenster schmutziger Schifferkneipen sah ich hinein in enge, raucherfüllte Räume, wo seegebräunte Männer an langen Holztischen saßen, plauderten, rauchten und Schnäpse tranken. Mitunter hörte ich eine Harmonika aus einem der dunstigen Zimmer. An den Straßenecken standen fliegende Händler, die Südfrüchte feilboten oder auch warme fettige Kuchen, die sie in kupfernen Kesseln buken. Die Straßen waren unsauber, und viele Menschen durchströmten sie. Mitunter mußte ich an ganz südliche Hafenstädte denken, nur wenn ich den Blick empor zu den Giebeln hob und wenn ich in das trübe Wasser der Grachten sah, fühlte ich, daß ich in einer Seestadt des Nordens weilte.

Die malerischen Grachtenviertel von Rotterdam werden noch oft in meiner Erinnerung auftauchen. Sie sind den Grachtenvierteln von Amsterdam nahe verwandt, aber mein Gedächtnis sieht sie doch deutlicher und öfter als diese. Ich weiß nicht, ob es daher kommt, daß sie an malerischen Reizen reicher sind oder einfach daher, daß ich sie früher sah als Amsterdam.

Auf dem Wege von Rotterdam nach dem Haag liegt das entzückende Delft. Dieses stille Nest hat von allen kleineren holländischen Städten den stärksten Eindruck auf mich gemacht. Delft ist eine ganz traumhafte Stadt; ich mußte an Brügge denken, aber es ist doch anders, es ist idyllischer. Die Straßen mit den roten Häuschen liegen vereinsamt da; die ganze Stadt ist von Grachten durchzogen, aber sie sind hier schöner und traumhafter als irgendwo. Sie sind nämlich an beiden Seiten dicht von Kastanien oder in manchen Straßen von Linden bestanden, und gewölbte Holzbrücken mit weißgestrichenem

Digitized by Google

Geländer führen über sie hin. Als ich an den klaren Grachten Delfts dahinwanderte, blühten gerade die Kastanien. Ihre Kuppeln zogen sich wie eine einzige große Laube über den Wasserstraßen fort, und die weißen Kerzen spiegelten sich in dem Wasser wieder; manche von den Blüten aber — wenn ein Windhauch kam — rieselten durch die Luft hinab und schwammen nun auf dem ernsten Wasser, trieben unter den Brücken fort und schienen wie holde, verwehte Wünsche, die keine Erfüllung vor sich sahen, sondern den Tod in der Tiefe.

In Delft möchte ich eine Weile wohnen. Wenn ich ein Maler wäre, würde ich dort malen wollen. Die Einsamkeit der dunkeln Grachten mit den blühenden Kastanien darüber und den Rhythmus der schimmernden Brücken und die roten Häuschen hinter den grünen Bäumen — das würde ich malen wollen. Von außen her, von jenseits der Schie, an der es liegt, ist Delft von Jan Vermeer gemalt worden. Dieses berühmte Bild, eins der schönsten Landschaftsbilder aller Zeiten, hängt im Museum des Haag. Auf diesem delikaten, ganz hellen Werke sind Luft- und Lichtprobleme gelöst worden, um die sich die Maler der letzten Generationen bemüht haben. Jan Vermeer ist in Delft geboren. Er war einer der bedeutendsten Zeitgenossen Rembrandts und ist merkwürdigerweise erst in neuerer Zeit recht gewürdigt worden. Seine Interieurs, von wenigen Figuren belebt, haben ein außerordentlich warmes und saftiges Kolorit. Es ist eine sanfte, aber doch männliche Weichheit in seiner Art, etwas Lyrisches.

Delft ist berühmt durch seine Fayencen, die es — in Anlehnung an die Technik chinesischen und japanischen Porzellans — im 17. Jahrhundert, bis in die Mitte des 18. hinein, anfertigte und über die ganze Welt versandte. Die blau-weißen Delfter Kacheln findet man noch heute vielfach in alten norddeutschen Häusern, in Oldenburg, in Holstein, auf den friesischen Inseln.

Von Delft fährt man in einer halben Stunde auf einem elektrischen Tram nach dem Haag. Ich hatte mir unter dem Haag immer eine vornehme und elegante Stadt vorgestellt. Meine Enttäuschung war sehr groß. Von allen holländischen Städten, die ich sah, ist der Haag die langweiligste und unschönste. Es ist eine nüchterne, rötliche Häusermasse, in der das Wasser eine nur geringe Rolle spielt. Eine Residenzstadt wünscht man sich anders. Der Haag hat nichts Repräsentatives oder Ehrwürdiges, er besitzt keine durch die Geschichte des Landes geadelten Gebäude. Er macht den Eindruck einer etwas trägen Provinzstadt mittlerer Größe. Er hat den „Haagschen Busch", eine weitläufige, alte Parkanlage mit schönen Bäumen, aber dieser Busch entschädigt nicht für das Reizlose der Stadt. Trotzdem blieb ich einen Tag länger im Haag, als ich mir vorgenommen hatte. Das bewirkte die berühmte Gemäldegalerie im „Mauritshuis" oder besser: die Malereien Rembrandts in dieser Galerie bewirkten es.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Karl Hans Strobl. Der Schipkapaß. Roman. 2. Aufl. F. Fontane & Co, (Berlin). Preis Mk. 5.

In diesem jüngsten, dem vierten seiner Romane, ist Strobl auf den Schauplatz des ersten, der „Baclavbude" (1902) zurückgekehrt. Hier wie dort gewinnen wir einen Einblick in das Leben und Treiben der Prager Studentenkreise. Wo uns aber das Erstlingswerk mitten in die Stürme des berüchtigten Badenijahres 1897 hineinführt und das Prager Studententum gewissermaßen von seiner heroischen Seite aus zeigt, stellt uns Strobl diesmal sozusagen das Alltagsmilieu dar und auch davon vornehmlich den Kreis der bummelnden und sich verbummelnden Studenten. Die Hauptfigur, Hans Schütz, ist nicht eben eine gewinnende Erscheinung. Daß er es mit achtzehn Semestern infolge seiner ausschließlichen „Tätigkeit" in seiner Burschenschaft nicht über die erste Staatsprüfung hinausbrachte, ist ja gewiß nicht das schlimmste an ihm. Aber er ist eine weiche, verschwommene, haltlose Natur, die ein gemeinhin unbedeutendes Erlebnis mit einem kleinen Prager Mädel, das ihm glücklicherweise von einem flotteren Korpsbruder weggeschnappt wird, um dann weiter von Hand zu Hand zu wandern, ganz aus dem Sattel zu werfen droht. Aus Gram über diese „Treulosigkeit" werden alle kaum gefaßten Vorsätze, nun endlich an die Studien zu gehen und seinen mittellosen Eltern nicht länger auf der Tasche zu liegen, in einem Studentenwirtshaus auf dem „Schipkapaß" ersäuft. Die Retterin aus der drohenden Versumpfung naht in Gestalt einer halb deutschen, halb tschechischen Lehrerin, durch deren Einfluß nicht ohne Überwindung mancher Rückfälle schließlich die Beendigung der Universitätsstudien gelingt. Wir verlassen die beiden, ohne darüber im Zweifel zu sein, welcher Teil in der angekündigten Ehe die herrschende Rolle spielen wird. Eine nicht minder feminine Natur ist Schützens Farbenbruder Gregorides, der im Konkubinat mit irgendeiner ungebildeten Person verkommt und schließlich seinem überflüssigen Dasein durch einen Revolverschuß ein Ende macht. Was jedoch an diesem Roman erfreut, ist die dichterische Arbeit. Mit aller Liebe und Kunst ist hier wiederum Prag gezeichnet und das studentische Gehaben mit frischer Verve geschildert. Eine einnehmende Episodenfigur ist Strobl in der lieblichen Gestalt der aufblühenden Käthe Weber geglückt. Nach den teilweisen Verstiegenheiten der „gefährlichen Strahlen" und der von Künstelei mitunter nicht freien „bedenksamen Historien" ist es doppelt zu begrüßen, daß Strobl wieder den Weg auf festen Boden zurückgefunden zu haben scheint. Gelingt es ihm, statt in die Breite mehr in die Tiefe zu dringen, so ist sein schönes und starkes Talent einer reifen Ernte sicher. Andrerseits wäre es sehr schade, wenn einer der verheißungsvollsten Erzähler, die Österreich heute hat, den inneren Gehalt seiner dichterischen Schöpfungen zugunsten ihrer Fülle hintansetzte. Multum, non multa! Viktor Wall (Wien).

Johannes Schlaf: Der Prinz. Roman in zwei Bänden. 2. Aufl. Verlag von Georg Müller (München).

Nun hat auch Johannes Schlaf der Literaturströmung der letzten Jahre seinen Tribut in Gestalt eines Entwicklungsromanes gezollt. Den von einem Jugendgenossen, Kurt Witting, herrührenden Spitznamen „Prinz" trägt Jürg Deubel, die Hauptfigur, nicht etwa seiner Abkunft wegen (er ist vielmehr der Sohn eines Windmüllers), sondern infolge seiner außerordentlichen geistigen Fähigkeiten. Mitten in die Latina eintretend, besteht Jürg nach Überspringung einiger Klassen die Abgangsprüfung, um sodann, von allen Seiten begönnert, sich auf der Universität auf eine augenscheinlich glänzende öffentliche Laufbahn vorzubereiten. In der Schilderung eines derartigen Charakters liegt allerdings zugleich vorweg die Schwäche des übrigens gediegenen Romans. Denn was mag eine mit solch ungemeinen Geistesgaben ausgestattete Person, der alles und alle nur so im Handumdrehen zufliegen, in ihrer eigentlich von Anbeginn fix und fertigen Entwicklung Anziehendes bieten, zumal sie überdies dem herkömmlichen Schicksal aller Musterknaben nicht entgeht, schließlich doch im großen Durchschnitt mehr oder weniger aufzugehen? Solche Naturen mögen im ersten Anschein etwas Blendendes und Überraschendes an sich haben, innerlich lassen sie einen aber kalt, haben sie einem schließlich nichts zu sagen. Es ist schlimm bestellt, wo dies in einem Werke gegenüber der tragenden Person zutrifft, die einem doch beständig vor Augen geführt bleibt. Fehlen also dieser Gestalt mangels einer nennenswerten Entwicklung die Kämpfe und Krisen einer solchen, die unsern Anteil wachrufen könnten, so wecken ihn auch nicht, als dem Leser viel zu fern, ihre zwiespältigen wissenschaftlichen Bestrebungen. Nur wo Jürg an einer entscheidenden Lebenswende aus seiner so genau abgesteckten Bahn geworfen wird, bleibt für die menschliche Teilnahme ein Spielraum; und hier, bei dieser etwas schiffbrüchigen Landung am Strande der Gewöhnlichkeit, bricht der Roman ab — wie ein Meteor nach kurzer gleißender Bahn jäh und für immer in der schwarzen Nacht erstickt. Unwillkürlich gedenkt man vergleichend eines andern „Prinzen" von Dichters Gnaden, jenes Otto Julius Bierbaums. Wie hält aber diese an und für sich nichtssagende, ganz und gar unbedeutende, wie ein Wrack auf dem Meere Wind und Wellen des Lebens beliebig überlassene, am Ende geradezu klägliche Jammergestalt die Aufmerksamkeit des Beschauers rege! Wo Bierbaum bemüht war, einen weiten Ausschnitt der Zeitepoche zu geben, in der dieser Irrwisch spukt, beschränkt sich Schlaf in seinem sicher weitaus sympathischeren Werke von Anbeginn auf ein sehr kleines Feld. An der Charakterzeichnung der Gegenfigur, des gewiß nicht für sich einnehmenden und dennoch fesselnderen Kurt Witting läßt uns Schlaf erkennen, was wir an diesem Roman mangels einer glücklicheren Anlage der Hauptperson verloren haben. So muß sich also der Leser an den Nebenpersonen und im einzelnen schadlos halten. In den Gestalten der Irmelin, des Onkels Miesbach, des „Klubs der Modernen" oder Traugott Taubes sind Schlaf einige lebenskräftige Personen gelungen; andere, wie beispielsweise Siddy oder die Eltern verblassen leider allzubald. Dann sind noch einige ganz feine Stimmungen und Schilderungen da, um derentwillen man

Digitized by Google

zu dem Buche greifen wird. Denn es ist bei allem ein tüchtiges, sauberes, ehrliches, zweifellos sehr achtungswertes und — nicht zuletzt ob seiner ab und zu angeschlagenen religiösen Note — hoch erfreuliches, wie dankbar zu begrüßendes Werk.

Viktor Wall (Wien).

Von der durch Erich Schmidt und Ernst Heilborn besorgten Gesamtausgabe der Werke J. J. Davids (Verlag von R. Piper & Co., München) sind jetzt die letzten 3 Bände (Preis geb. je Mk. 6) erschienen; sie bringen:

Bd. 4: Vier Geschichten (Das königliche Spiel. Digitalis. Der Schuß in der Nacht. Das Wunder des heiligen Liberius.) Am Wege sterben. (Roman.)

Bd. 5: Die Troika. (Die Troika. Der Talisman. Die Mühle von Wranowitz.) Der Übergang. (Roman.)

Bd. 6: Die Hanna, Erzählungen aus Mähren. (Cyrill Wallenta. Ruzena Capek. Die Hanna.) Filippinas Kind. Das Ungeborene. Halluzinationen.

Arthur Bonus: Isländer Buch, Sammlung III. Altgermanische Bauern- und Königsgeschichten. Herausgegeben vom Kunstwart. Verlag von Georg D. W. Callwey (München). Preis geh. Mk. 4.

Almanach von Velhagen und Klasings Monatsheften. Mit zahlreichen Beiträgen der ersten und erfolgreichsten Autoren der Gegenwart und vielen Illustrationen. Der Entwurf des Einbands, Vorsatzpapiers und Buchschmucks stammt von Heinrich Wieynk (Berlin). Verlag von Velhagen & Klasing (Bielefeld). Preis gebunden und in Pappkarton Mk. 3.

Emil Zola: Der Krieg von 1870/71 (Der Zusammenbruch). Roman. Mit Abbildungen von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer und dem Bildnis des Verfassers. Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart). Preis geb. Mk. 5.

Diese gut illustrierte Ausgabe des grandiosen Zolaschen „Débâcle“ wird zweifellos viele Freunde finden. H.

Kurt v. François: Ästhetik. Erster Teil: Ästhetische Psychologie I. Der Funktionszweck und die allgemeine Form der ästhetischen Auffassungsweise. Verlag von Kahlenberg & Günther (Groß-Lichterfelde). Preis geh. Mk. 2.

Alfred v. Salten u. Robert Douffet: Teutonia. Handbuch der germanischen Filologie. Heft 3. Über die deutsche Wortforschung und Wortkunde. Verlag Deutsche Zukunft (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.60.

Die Firma Alois Hilmar Huber, Antiquariat in Salzburg, versendet soeben ihren Lagerkatalog 41: Deutsche Literatur (2584 Nummern), auf den hier ausdrücklich hingewiesen sei.

Gustav Wustmanns Buch: „Allerhand Sprachdummheiten“ — kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen, ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen — liegt nun in der 4. vermehrten und verbesserten Auflage vor (Verlag v. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig; Preis geb. Mk. 2.50), d. h. von diesem Büchlein sind bereits hunderttausend Exemplare verkauft worden! Gibt es wohl einen schlagenderen Beweis, wie notwendig und wie nützlich dieses Buch ist, als die Tatsache, daß nunmehr das 101.—120. Tausend davon in die Welt geht? Man kann mit Wustmann vielleicht über diese und jene „Sprachdummheit“ rechten: aber lernen wird jeder von uns aus diesem klugen, tapfern Buche. H.

Dr. Franz Heinzmann: Justinus Kerner als Romantiker. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung (Tübingen). Preis geh. Mk. 3.60.

Dr. Wilhelm Bode: Stunden mit Goethe. IV. Band, 4. Heft. Verlag von E. S. Mittler und Sohn (Berlin). Preis geh. Mk. 1.

R. Ziegler: Wenn Ähren reifen. Dorfbilder aus Siebenbürgen. Verlag von Karl Curtius (Berlin). Preis geh. Mk. 1,50.

Georg Ruseler (Oldenburg): Die gläserne Wand. Legenden und kleine Geschichten. Buch-Verlag der „Hilfe“ (Schöneberg). Preis geh. Mk. 2.

In der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Verlag von B. G. Teubner (Leipzig) erschienen:

Dr. Albert Hellwig: Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. (Preis geb. Mk. 1.25.)

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Wir bitten unsre Leser höflichst, dem dieser Nummer beigelegten Prospekt der Verlagsbuchhandlung Max Spohr in Leipzig über Dr. Norbert Grabowsky's Schriften freundlichst Beachtung zu schenken.

„Agfa“-Entwickler:

- Rodinal
- Eikonogen
- Metol
- Amidol
- Glycin
- Ortol
- Pyrosäure
- Hydrochinon

in **Substanz,** resp.
in **Patronen,** resp.
in **Lösungen.**

Bezug durch die Photohandler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Inserate finden die weiteste Verbreitung in der „Gegenwart“.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - Genua - Neapel - Piräus

Smyrna - Konstantinopel - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. ═══ M. 2.—.

Herm. Walther,
Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin W 30.

Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft

Lebens-Renten-Versicherung

JANUS in HAMBURG

Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Gegründet 1848.

Liberalste Versicherungs-Bedingungen.
Lebens-Versicherung für Abgelehnte.

Kostenlose Auskunft, gewissenhafte Beratung durch Direction und Vertreter. **An allen Orten Vertreter und Inspektoren gesucht.** Bezugnahme auf dieses Inserat erbeten!

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.

Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen

●● **Harmonium-Spiel-Apparat** ●●

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**), mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Abonnenten-Sammler

für

„DIE GEGENWART“

werden an allen größeren Plätzen gegen **hohe Provision** gesucht.

Ausführliche Offerten erbitten wir direkt an den

Verlag „Die Gegenwart“

— BERLIN W 15 —

Kurfürstendamm 47.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 37. Berlin, den 12. September 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Wesen, Entwicklung und Zukunft des englischen Sozialismus. Von Dr. Lindsay Martin (Gießen). — Genuß und Genußmittel. Von Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin). — Musikalischer Genuß. II. Eine Studie. Aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. — Frau Aja. Ein Gedenkblatt zum 13. September 1908. Von Prof. Dr. Albert Köster (Leipzig). — Zwei Gedichte. Von Hans Rudorff (Prag). — Quartett A-moll. Skizze von Adolf Heilborn. — Holländische Eindrücke. Von Hans Bethge (Steglitz). II (Schluß). — Aus den Berliner Theatern. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Wesen, Entwicklung und Zukunft des englischen Sozialismus.

Von Dr. Lindsay Martin (Gießen).

Daß England in der sozialen Fürsorge für die Arbeiterschaft weit hinter Deutschland zurücksteht, wird heute von den meisten Briten offen zugegeben und beklagt. Das Halftimer System, wonach Kinder von 12—14 Jahren am Morgen 6 Stunden in der Industrie beschäftigt werden dürfen, während der Schulunterricht auf den Nachmittag beschränkt ist, besteht noch heute. An Arbeiterschutzgesetzen ist England zwar nicht arm, nach Meinung mancher sogar überreich; aber sie bleiben meist wirkungslos, weil es den Gemeinden überlassen wird, die Gesetze je nach ihren besondern Interessen durchzuführen. Die Gemeinden versagen in der sozialen Fürsorge fast vollständig. Außer im Bau von Arbeiterwohnungen gemäß dem Houssing of the Working Classes Act haben sie als ausführende Organe der zugunsten der Arbeiterschaft erlassenen Gesetze herzlich wenig geleistet. Und das aus sehr einfachem Grund. In den Industriestädten, wo die soziale Frage am brennendsten ist, liegt die Verwaltung entsprechend der englischen Gemeindeordnung, die ein unabhängiges städtisches Oberhaupt nicht kennt, sondern alle Machtbefugnisse den unbesoldeten und nur ihren Wählern verantwortlichen Mitgliedern des municipal council überträgt, meist in den Händen der Industriellen und der Gewerkschaften, die Hand in Hand arbeiten, um die Arbeiterschutz- und Fürsorgegesetze zu umgehen. Die Berichte der königlichen Kommissare sind voll von Klagen über solche Ungesetzlichkeiten. Hier nur ein Beispiel.

Zu den mächtigsten, aber auch durch ihren ‚conservatism' berüchtigten Gewerkschaftlern gehören die Weber. Sie schreiben dem Arbeitgeber Zahl und Art der Arbeiter vor, die er beschäftigen darf, die Höhe des Lohns, den er zahlen muß, die Maximalarbeitsleistung, die er verlangen, die Akkorde, die er vergeben kann. Die englische Weberei würde unter diesen Bedingungen ihre Überlegenheit über das Ausland, die sie noch immer in mancher Richtung behauptet, keinen Augenblick aufrechterhalten können, wenn nicht die auf ihr eigenes Wohlergehen so bedachten Weber ebenso gleichgültig und rücksichtslos gegenüber dem Wohlergehen der ungelernten Arbeiter, der jugendlichen und weiblichen Hilfskräfte, wären. Um ihren Akkord bequem leisten zu können, verlangen sie nicht nur, daß die Hilfsarbeiter vor der gesetzlichen Arbeitszeit und in den Pausen die Aufbereitungsarbeiten verrichten, sondern auch, daß mitten im Betrieb die Maschinen gereinigt und geschmiert werden. So kommt es, daß die Zahl der Unglücksfälle ständig zunimmt, daß die Zuträger und Aufbereiter überanstrengt werden und kaum Zeit haben, ihre Mahlzeiten einzunehmen, daß der Standard of life des Arbeiterproletariats trotz aller Reformbestrebungen sich kaum hebt.

Haupthemmnisse des sozialen Fortschritts in England sind die Unzulänglichkeit des Verwaltungsapparates, der der reichsgesetzlichen Lösung großer Probleme wie der Arbeiterversicherung kaum gewachsen ist, das System der local option, das um der demokratischen Prinzipien willen die Arbeiterfürsorge der Willkür der Gemeinden überläßt, endlich und nicht zum wenigsten der Trade-Unionismus selbst mit seinem Kastengeist und seiner einseitigen Interessenpolitik.

* * *

Für die Sozialisten lag es nah zu versuchen, durch Eroberung der Gemeindeverwaltungen ihren Reformideen freie Bahn zu verschaffen. Wo ihnen das gelang, schlugen sie sich indessen bald mit eigenen Waffen durch die Korruption ihres Regiments. In West-Ham z. B., einer Vorstadt von London, wo die Radikalen durch die Wahlen von 1898 die Mehrheit erlangten, haben sie binnen kurzem eine solche Verschuldung und Verwilderung des Gemeinwesens herbeigeführt, daß der ‚municipal socialism' selbst bei vielen seiner eifrigsten Anhänger in Verruf kam. Ebenso wenig Glück hatten

Digitized by Google

die gemäßigten Fabier bei ihren Versuchen, die bürgerliche Gesellschaft für den Sozialismus zu gewinnen. Ein leicht zu eroberndes Angriffsobjekt für die sozialistische Propaganda boten dagegen die ungelernten Arbeiter. Indessen zeigte sich bald, daß es kaum möglich war, diese undisziplinierten Massen im Antagonismus zu den mächtigen und über reiche Geldmittel verfügenden Gewerkschaften zu organisieren. In diesem Dilemma schlugen die sozialistischen Führer den Weg einer sehr klug gewählten Politik der Kompromisse ein. Selbst Mitglieder irgend einer Trade-Union, vermieden sie es sorgfältig, den alten Gewerkschaftlern gegenüber ihren Sozialismus hervorzukehren, machten lediglich die gewerkschaftliche Jugend vorsichtig mit ihren Ideen vertraut und legten das Hauptgewicht darauf, es dahin zu bringen, daß die Repräsentanten der organisierten Arbeiter im Parlament von ihrer Hörigkeit zur liberalen Partei sich emanzipierten. Einen glücklichen Anlaß, dies Ziel zu erreichen, gab das im Juli 1901 gefällte Urteil des Oberhauses im Taff-Vale-Prozeß, wonach die Gewerkschaften für den Schaden aus provokatorischen Streiks den Unternehmern gegenüber haftbar sein sollten. Die so in ihren Finanzen aufs schwerste bedrohten Gewerkschaften hatten schon kurz vorher mit den beiden gemäßigten sozialistischen Parteien, der Independent Labour Party und der Fabian Society — die radikale Social Democratic Federation blieb einstweilen abseits stehen — ein Abkommen dahin getroffen, daß ein Labour Representation Comitee zur gemeinsamen Agitation für die Wahl von Arbeiterkandidaten begründet werden sollte. Jetzt ging man einen Schritt weiter. Auf dem Arbeiterkongreß 1903, an dem auch Abgesandte der sozialdemokratischen Föderation teilnahmen, wurde beschlossen, daß die Vertreter der Arbeiter im Parlament selbständig unter dem Namen Labour Party sich konstituieren sollten. Zugleich wurde die Verbrüderung der Gewerkschaftler und Sozialisten dadurch besiegelt, daß man sich einigte, von jeder Gewerkschaft wie von jedem sozialistischen Verband einheitlich 30 sh Beitrag zum Wahlfonds für je 1000 Mitglieder zu erheben.

Der Erfolg dieses Zusammengehens ist für beide Teile zufriedenstellend. Während 1899 nur 15 Vertreter der Arbeiterschaft im Unterhaus saßen, wuchs die Zahl bis 1904 auf das Doppelte und ist heute auf 53 gestiegen, wovon 31 auf die Sozialisten und 22 auf die Gewerkschaften entfallen. Dabei haben seit den Hauptwahlen des Jahres 1906 in den Nachwahlen die Sozialisten 12641, die Unionisten nur 10804 Stimmen gewonnen, während die Liberalen einen Verlust von 23445 Stimmen zu beklagen haben. Die Führer einzelner Gewerkschaften, wie der bekannte Sekretär des Eisenbahnerverbandes R. Bell, haben sich lange gegen den Amalgamierungsprozeß mit den Sozialisten gesträubt, wurden aber schließlich von den eigenen Verbandsgenossen niedergestimmt. Einzig die 6 Abgeordneten, die der 13 Lokalverbände und mehr als 500000 Mitglieder umfassenden Miners' Federation ihre Wahl verdanken, sind noch loyale Anhänger der liberalen Partei; aber auch ihr Übergang zur Arbeiterpartei ist nur noch eine Frage der Zeit. Dem taktvollen Auftreten der neuen Partei ‚Labour Members and Socialists' unter Führung von Keir Hardie ist auch von den Gegnern einmütiges Lob gezollt worden; man begrüßte sie als ein Ferment, das junges Leben in das alte Parlament gebracht und den sozialen Fragen die Beachtung verschafft habe, die sie in heutiger Zeit verdienen.

Wird in diesem aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Bund die demokratisch-revolutionäre Richtung der Sozialisten oder die bürgerlich-konservative Richtung der Gewerkschaften den Sieg davontragen? Die programmatischen Erklärungen auf den Kongressen des Bundes sind zwar voll von Widersprüchen, aber sie lassen doch deutlich genug erkennen, daß die Wagschale immer mehr zu Gunsten der Sozialisten neigt. So in der am 21. Januar d. J. abgehaltenen Hauptkonferenz der Arbeiterpartei in Hull. Wie immer standen verschiedene Anträge zur Abstimmung über die Stellung des Bundes zu den sozialen, richtiger gesagt kommunistischen Plänen der Radikalen. Man hat zwar schon früher wiederholt Resolutionen kommunistischen Inhalts ziemlich gedankenlos angenommen und sich nachher auf gewerkschaftlicher Seite nicht im geringsten darum gekümmert. Jetzt aber hatten sich durch Preßfehden und durch die Frage des Anschlusses der Miners' Federation die Verhältnisse so zugespitzt, daß man ausdrücklich und mit vollem Bewußtsein eine Kraftprobe und einen bindenden Entschluß herbeiführen wollte. Das Ergebnis war, daß man zwar einen Antrag ablehnte, der als Programm der Arbeiterpartei den Umsturz der jetzigen Wirtschaftsverhältnisse hinstellte, dafür aber eine andere Resolution annahm, der die „Sozialisierung der Erzeugungs-, Absatz- und Umtauschmittel im demokratischen Staat unter Aufsicht und im Interesse des ganzen Gemeinwesens, die vollständige Befreiung der Arbeiter von der Herrschaft des Kapitalismus und Grundbesitzertums" als Endziel der Arbeiterbewegung verkündete. Darob großer Siegesjubel bei den Sozialisten; selbst Shackleton, der Führer der Gewerkschaftler, wagte keine offene Opposition, sondern stellte nur zurückhaltend fest, die Resolution spreche vom Endziel, nicht vom Programm der Partei — eine subtile Dialektik, mit der die Masse jedenfalls nicht viel anzufangen wissen wird.

Daß alles dies nur die ersten Etappen zu einem vollständigen Sieg der Sozialisten sind, läßt sich unschwer voraussehen. Man hat es in Gegenüberstellung zu unsern Sozialdemokraten stets als besondern Vorzug der englischen Gewerkschaften gepriesen, daß ihnen ein politisches Programm fehle, daß sie sich auf die Wahrung der wirtschaftlichen Berufsinteressen beschränken. Das ist sicherlich einseitig geurteilt. Abgesehen davon, daß durch diese Enge des Gesichtskreises das übertriebene Zünftlertum der Gewerkschaften hervorgerufen wurde, fehlt es ihnen auch an dem politischen Elan und Pathos, das allein zu großen Taten im öffentlichen Leben befähigt und zu allgemeinem Ansehen verhilft. Von Anfang an, da Gewerkschaftler und Sozialisten sich zusammenfanden, lag die geistige Leitung bei den letzteren. Mögen die gewerkschaftlichen Führer wie Shackleton, Henderson, noch so Tüchtiges in stiller Arbeit leisten, hinter den sozialistischen Agitatoren wie Keir Hardie, Ramsey Macdonald, Barnes, Crooks verschwinden sie. Dazu kommt noch, daß die Gewerk-

Digitized by Google

schaften über gar keine unabhängige Presse außer unbedeutenden Fachzeitschriften verfügen, während die Bedeutung der sozialistischen Blätter wie Labour Leader, Justice, Clarion von Tag zu Tag wächst. Die Sozialisten sind es, die der Arbeiterschaft ununterbrochen das Evangelium vom Zukunftsstaat predigen, die die ‚Whips' für die Wahlmache stellen, die unzählige agitatorische Versammlungen abhalten, die die Frauen-Gewerkschaftsbewegung organisiert haben. Die Frucht dieser Minierarbeit wird sich in Zukunft noch deutlicher zeigen als heute.

* * *

Der parlamentarische Ausschuß der Gewerkschaften richtete kürzlich an sämtliche Lokalverbände ein Rundschreiben, worin der Entschluß kundgegeben wurde, auf Abschaffung sämtlicher Überstunden zu dringen. Das ist eine Maßregel, die der augenblicklich wieder drohenden Zunahme der Arbeitslosigkeit entgegenwirken soll, es ist aber zugleich eine sozialistische Forderung, der bisher gerade die Gewerkschaften aufs schärfste sich entgegengestemmt haben. Jedenfalls wird in England das Rundschreiben als ein neuerlicher und bedeutsamer Sieg der Sozialisten angesehen; man will sogar wissen, es sei aufgrund eines Übereinkommens zustande gekommen, wonach die Gewerkschaftler, die bisher trotz der äußerlichen Absonderung grundsätzlich mit den Liberalen stimmten, jetzt ebenso grundsätzlich mit den Sozialisten zu stimmen sich verpflichtet hätten. Damit wäre die Scheidung vom Liberalismus auch innerlich vollzogen. Außerdem arbeiten die Sozialisten seit langem an einem Bündnis mit den 83 Mann starken Nationalisten; auf diese Weise würde also ein Block von 136 Stimmen zustande kommen, der an Stärke den oppositionellen Unionisten (159 Stimmen) nicht viel nachgäbe und, was das besonders bemerkenswerte ist, angesichts der subversiven Tendenzen der Iren ausgesprochen revolutionären Charakter haben würde. Es wäre also das Zweiparteiensystem, das jahrhundertlang über England das Szepter geführt, aber schon jetzt auf schwachen Füßen steht, endgültig zu Grabe getragen.

Die Bedeutung dieses Umschwungs tritt erst voll ins Licht, wenn man ihn in Beziehung zu der gesamten Wirtschaftspolitik bringt. Das Regime des Freihandels paßte sich solange den Bedürfnissen von Industrie und Handel auf das glücklichste an, als das britische Gewerbe einem überlegenen Wettbewerb im Ausland nicht begegnete. Der Siegeslauf der englischen Erzeugnisse war ein ununterbrochener und selten glückhafter, die Lage der gelernten Arbeiter eine so günstige, daß diese schon darum nicht für irgendwelche umstürzlerische Ideen zu gewinnen gewesen wären. Jetzt ist das alles anders. Viele Kulturstaaten des alten und neuen Kontinents sind industriell Großbritannien ebenbürtig, in mancher Richtung überlegen. Die Folge ist, daß dieses immer mehr darauf angewiesen ist, in kulturrohen Ländern Absatz für seine Erzeugnisse zu suchen. Mit andern Worten, die englische Industrie ist gebunden, das Hauptgewicht auf die Erzeugung von Rohstoffen, Stapelartikeln, Halb- und gewöhnlichen Fertigfabrikaten zu legen, deren Absatz Schwankungen am stärksten unterworfen ist. Der Arbeitsmarkt wird also in doppelter Weise ungünstig beeinflußt: nicht nur reflektieren jene Schwankungen auf die Beschäftigung und lassen stoßweise große Arbeitslosigkeit entstehen, sondern es nimmt auch der Bedarf an ungelernten Arbeitern weit mehr zu als der an besseren, gelernten Arbeitern und Handwerkern. Das Heer des naturgemäß revolutionär gesinnten Arbeiterproletariats wächst ins Ungeheure; sein schließlicher Sieg über die Auslese der qualifizierten Arbeiter erscheint als notwendige Wirkung des Gesetzes von der Dynamik der Masse. Einstweilen wird diese Macht noch eingedämmt durch das englische Wahlrecht, das den Ruf der Liberalität in mancher Beziehung zu Unrecht genießt. Jeder Brite muß ein volles Jahr in der Wählerliste stehen, bevor er wahlberechtigt ist; da die Wählerlisten regelmäßig am 15. Juli geschlossen werden, kann es vorkommen, daß jemand fast zwei Jahre in einem Orte weilen muß, bis er zur Ausübung des Wahlrechts gelangt. Diese Gesetzeshärte trifft naturgemäß am meisten die bald hier, bald dort Beschäftigung suchenden ungelernten Arbeiter. Dem Drängen nach Abschaffung der Aufenthaltsklausel werden die bürgerlichen Parteien auf die Dauer nicht widerstehen können, und dann erst wird sich die Macht der Sozialisten in voller Größe zeigen.

Unionisten und Liberale schauen angesichts dieser Entwicklung der Dinge mit Beunruhigung und Sorge in die Zukunft. Der Unionismus, dessen außenpolitische Platform der Imperialismus ist, bedeutet innerpolitisch nichts anderes als das, was wir Mittelstandspolitik nennen. Durch den Übergang vom Freihandel zum Schutzzollsystem, dessen dem Durchschnittsengländer mißliebige Tendenzen man heute unter dem Namen Tarifrevision verschleiert, soll das Gewerbe der Handwerker und die Verfeinerungsindustrie wieder mehr als bisher dem Ausland gegenüber wettbewerbsfähig gemacht, dadurch der Mittelstand der Arbeiter gekräftigt und in das konservative Lager hinübergezogen werden. Die Liberalen sind heute noch unentschlossen, welche Stellung sie zum Sozialismus einnehmen sollen. Natürlich fällt es ihnen schwer, sich von ihren alten Freunden, den Gewerkschaftlern, zu trennen. Aber voraussichtlich wird schon die nächste Zeit die Entscheidung bringen. Campbell Bannerman, der die demokratische Richtung des Liberalismus am schärfsten vertrat, ist tot und die Parteileitung ging an den geistig überlegenen Asquith über. Der Labour Leader meinte dazu, Asquiths Erhebung zur Premierschaft bedeute das größte Unglück für das Land. Asquith und mit ihm Haldane vertreten nämlich den Standpunkt unter den Ministeriellen, es müsse, nachdem der Kreuzzug gegen den Protektionismus siegreich durchgefochten, nunmehr ein ebensolcher Kampf auf Tod und Leben gegen den Sozialismus eröffnet werden. Denn die Gegensätze zwischen dem sozialistischen Kollektivismus und dem liberalen Individualismus seien unüberbrückbar; „der Liberalismus stehe oder falle, je nachdem er von den sozialen Sirenengesängen sich gefangen nehmen lasse oder sie tapfer überwinde". Und charakteristisch ist, daß Alexander Murray, der bedeutendste Whip der Liberalen, der früher die Versöhnungspolitik seines großen Oheims Gladstone gegenüber der Arbeiterbewegung nicht genug feiern konnte,

Digitized by Google

jetzt von dem etwas seltsam ausgedrückten Gefühl beherrscht ist, „die liberale Partei werde ihre eigenen Eingeweide auffressen, wenn sie sich nicht wieder ganz auf ihre eigenen Beine stelle".

Bei alledem ist natürlich nicht zu befürchten, daß der englische Sozialismus der radikalen Umstürzlerei unserer Sozialdemokraten verfallen werde. Davor schützt den englischen Arbeiter das Gefühl der Gleichberechtigung im demokratisch regierten Staat, den Arbeiterführer die Karriere, die ihn meist als Sekretär, Alderman, Mayor, wenn nicht gar Kabinettsmitglied, im Hafen bürgerlicher Ordnung das Leben beschließen läßt. Ebendeshalb aber, weil der englische Sozialismus unter so ganz anderartigen Bedingungen ins Leben getreten ist, sich durchgesetzt hat und vorwärts drängt als auf dem Kontinent, wird es von ganz besonderem Interesse bleiben, die Auseinandersetzung zwischen bürgerlicher und sozialistischer Demokratie, die sich augenblicklich vollzieht, weiter zu verfolgen.

Genuß und Genußmittel.

Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin).

Unbestreitbar richtig ist es, daß sämtliche Genußmittel bei falscher, übertriebener oder mißbräuchlicher Anwendung auch schädliche Nebenwirkungen zeigen, wie dies ja auch bei allen Nahrungsmitteln und noch mehr bei allen Heilmitteln der Fall ist. Es ist aber anderseits eine leicht zu beweisende Tatsache, daß ausnahmslos sämtlichen Genußmitteln auch nützliche Wirkungen zukommen. Sämtliche Genußmittel sind als Heilmittel ebenso sehr wie als Genußmittel zu schätzen, was nur zu häufig übersehen wird. Hat aber der Mensch überhaupt ein Recht auf Genuß? Läßt sich aus physiologischen Gründen eine Berechtigung zum Sinnesgenuß und Kunstgenuß ableiten? Entspricht es einem physiologischen Gesetz, wenn der Mensch Genußmittel zu sich nimmt? Liegt dem Genuß von Genußmitteln eine hygienische Berechtigung zu Grunde? Ist die extreme Abstinenz-Bewegung auf allen Gebieten überhaupt berechtigt? Oder ist vielmehr die Abstinenz wenigstens von den gewöhnlichen Genußmitteln wie Alkohol, Kaffee, Chokolade aus physiologischen und hygienischen Gründen durchaus auch für alle Gesunden zu fordern?

Ein Blick auf die Sitten der einzelnen Völkerschaften lehrt, daß sie auf der ganzen Welt und unter den verschiedensten Bedingungen der Kultur sich überall und zu allen Zeiten Genußmittel, gegorene Getränke, Tabak, Tee, Kaffee, Kakao usw. zu verschaffen gewußt und auch gern gebraucht haben. Diese historische Tatsache allein scheint schon auf ein physiologisches Bedürfnis hinzuweisen. Allein, so wird vielfach eingewandt, das war lediglich die verderbliche Gewohnheit, sie war volkstümlich geworden und hat sich somit nur den Anschein des Bedürfnisses erworben. Für ein solches galt ja z. B. noch vor 100 Jahren der Branntwein, der sich die Bezeichnung als „Lebenswasser", Aqua vitae, Eau de vie, angeeignet hatte. Alkohol, Kaffee und Tee sind weiter nichts wie lediglich Luxusgetränke, daher, wie jeder Luxus, eigentlich entbehrlich, vielleicht sogar verwerflich.

Es ist aber auch wissenschaftlich festzustellen, daß die Genußmittel ein unabweisbares physiologisches Bedürfnis der menschlichen Natur darstellen und für die Erhaltung des Organismus sowie für den physiologischen Ablauf der Ernährungsprozesse fast ebenso wichtig wie die eigentlichen Nährmittel sind. Ohne sinnliche und psychische Genußmittel kann die physiologische Ernährung überhaupt gar nicht genügend vonstatten gehen.

Die Genußmittel sind es, die den Appetit anregen. Mittel, die unsern eigenen Körperbestandteilen selber fremd sind, regen die Begier nach Nahrungsmitteln erst an, also nach den Mitteln, aus denen unser Körper besteht, und die unsern Körperbestandteilen nicht fremd, sondern gleich sind. Nur das Heterogene wirkt eben auch hier als Reiz. Daher dürfen sich die Nahrungsmittel nie ganz indifferent zum Organismus verhalten, ein gewisser Grad von Verschiedenartigkeit muß immer zwischen ihnen stattfinden.

Riegel *) weist nachdrücklich auf die individuelle Behandlung und die dadurch bedingte Notwendigkeit nach beständiger Abwechslung hin: Daß auch für reichliche Abwechslung in der Auswahl und Zusammensetzung der Nahrung gesorgt werden muß, ist selbstverständlich. Die Lösung dieser Aufgabe ist gerade bei den Magenkranken, bei denen die Appetenz in der Regel darniederliegt, oft schwierig. Es genügt nicht, daß der Arzt bei der Feststellung der Nahrung nur das Wie und Wieviel der Nahrungsmittel beachtet: auch die Form, die Art der Zubereitung und sonstige Faktoren sind zu berücksichtigen. Die individuellen Eigentümlichkeiten, die Lebensverhältnisse und Gewohnheiten des Kranken und weiteren Faktoren müssen ebenfalls bei der Aufstellung des Kostzettels in Betracht gezogen werden. Die Diätetik erfordert eine viel größere Individualisierung, als die medikamentöse Therapie.

Man könnte zunächst behaupten, daß jedenfalls die Genuß-Sucht bezüglich der Schmackhaftigkeit, das Bedürfnis nach Genuß von Geschmacks-Mitteln ein niederes und daher zu bekämpfen sei. Es ist auch tatsächlich behauptet worden, daß die gesamte Kochkunst sich gerade zu den Zeiten entwickelte, in denen die materiellen Genüsse die unbedingte Vorherrschaft vor den geistigen hatten. Nichts ist unrichtiger als eine derartige Annahme. Es ist vielmehr die psychische Lustempfindung auf dem Gebiete des Geschmackes und dem der Ernährung ein physiologisches Bedürfnis, das gerade um so gebieterischer hervortritt, je gebildeter der Betreffende ist.

Fleck**) ist der erste, der darauf besonders eingeht: Wer die Entwickelungsgeschichte der Menschheit von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart verfolgt und einen Maßstab legt an die geistige Reife der einzelnen

*) Prof. Dr. F. Riegel: Einige allgemeine diätetische Regeln für Magenkranke.

**) Professor Dr. H. Fleck: Die Ernährungsgesetze in ihrer Anwendung auf das häusliche Leben.

Digitized by Google

Nationalitäten oder der verschiedenen Bevölkerungsschichten, gelangt bei tieferem Eingehen in die Lebensverhältnisse zu dem Resultate, daß, wie sich der Sinn für das Edle und Schöne in den geistig am weitesten vorgeschrittenen Völkerklassen am meisten betätigt, mit dieser veredelteren Geschmacksbildung auch höhere, gesteigertere Ansprüche an die Bedürfnisse des täglichen Lebens Hand in Hand gehen. Es ist undenkbar und mit dem menschlichen Wesen unvereinbar, daß jemand, dessen Geist und Gemüt auf der Höhe der Zivilisation steht, nicht dem gleichzeitigen Streben nach einer seinen Geist und sein Gemüt befriedigenden Lebensweise in bezug auf materielle Bedürfnisse unter allen Bedingungen zu genügen bemüht wäre. Dieses Streben nach harmonischer Gestaltung der Lebensverhältnisse setzt nicht unter allen Umständen einen größeren Besitzstand voraus; es ist vielmehr bezeichnend für den feinsinnigen Geschmack des unbemittelten Gebildeten, daß er auch mit geringen Mitteln das Wohlgeartete und Wohlgebildete zur Geltung bringt. Es findet dann dieses Bestreben nach den verschiedensten Lebensrichtungen hin praktische Bewährung, und nicht im letzten Grade weiß der Gebildete sich auch in betreff der Ernährungsweise so zu stellen, daß ihm trotz gering bemessener Existenzmittel eine zusagende und nährende Kost, in geeigneter Form geboten, nicht versagt bleibe. Vielmehr ist es sehr leicht, zu beweisen, wie der Ernährungseffekt nicht nur von der Quantität, sondern auch von der Qualität, d. h. von der Zubereitungsweise der Speisen und der ihnen erteilten Form ganz wesentlich abhängig ist. Es hieße, den Menschen dem Tiere gleichstellen, wollte man es versuchen, aus den physiologisch gegebenen Nährwerten eine Volkskost zu berechnen, ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was in dem Worte Geschmack so vielseitig vereinigt liegt. Nicht umsonst ist der Organismus des Menschen mit Nervensträngen durchsetzt, die die empfangenen Eindrücke den Nervenmittelpunkten, Gehirn und Rückenmark, zuführen, um von hier aus durch anderweite Wirkungen den Erfolg des Eindrucks in und an dem Organismus zum Ausdruck gelangen zu lassen. Nicht vergeblich mahnt uns der tägliche Verkehr mit den verschiedenen Berufsklassen daran, daß es außer der ersprießlichen Lösung der Verdauungsfrage, außer der Wahrung eines reichlichen Besitzstandes noch Vieles gibt, was in den Menschen mehr als dieses das Gefühl des Wohlbefindens zu erwecken vermag. Wenn daher die Beantwortung der Frage: Wie nährt man sich regelrecht und preiswürdig? angestrebt wird, so muß dies in dem Bewußtsein geschehen, daß eine solche Beantwortung nur dann für die Allgemeinheit von Wert erscheint, wenn das wissenschaftliche Moment nicht als allein maßgebendes hingestellt, vielmehr dahin gestrebt wird, durch tieferes Eingehen in die Lebensbedürfnisse der Menschen auch diejenigen Saiten anzuschlagen, durch deren anheimelnden Klang dem Gegenstande jenes Interesse zugeführt wird, das sich an alles knüpft, was mit dem Worte Geschmack in seiner vollgültigsten Deutung in Zusammenhang steht.

Die bloße, ohne jedwede Verfeinerung der Empfindungen direkt erstrebte Befriedigung eines Naturtriebes nennen wir roh, wie Rubner hervorhebt. Es läßt doch überhaupt nichts besser Erziehung und Bildung eines Menschen erkennen als sein Benehmen bei Tisch, die Nahrungsaufnahme, und sein Bedürfnis, sich zu nähren. Aus der Art, wie jemand sich an der Tafel niederläßt, wie er die verschiedenen Eßgeräte handhabt, wie er kaut und schluckt und das Glas zum Munde hebt, kann man ziemlich sicher schließen, wes Geistes er ist, und aus welcher Sphäre er hervorgegangen ist.

Von dem gebildeten und fein erzogenen Menschen, dem das Essen nicht nur eine Befriedigung seines Hungers, sondern ein wirklich ästhetischer Genuß ist, bis hinab zum rohen Bauern oder Arbeiter, der sich den Mund vollstopft und die Speisen hinunterschlingt, welch ein weiter Abstand! Man setze die verschiedensten Menschen in völlig gleicher Kleidung an einen und denselben Tisch und dann beobachte man sie. Man beobachte, welche Speisen sie wählen, und besonders, wie sie sie verzehren, und daraus wird man ihre Kultur- und Bildungsstufe ziemlich genau angeben können. „Sage mir, was und wie Du ißt, und ich sage Dir, wer Du bist."

Das gilt nicht nur von einzelnen Individuen, sondern in noch weit größerem und ausgedehnterem Maße von ganzen Völkern und Nationen. England, Deutschland, Frankreich, Rußland und alle die vielen andern Nationen, jedes Volk hat seine besondere Art der Tafelfreuden, jedes seine nur ihm eigentümlichen Nationalgerichte. Bei ihnen allen kann man aus der Art ihres Essens und Trinkens Rückschlüsse auf ihre Kultur machen, ohne große Fehlgriffe und erhebliche Irrtümer fürchten zu müssen.

Es bedeutet darum schon einen schweren **Denkfehler,** wenn die moderne Richtung die Notwendigkeit, ja, schon die Berechtigung der Genußstoffe für die Gebildeten anzweifelt. Schon der Physiologe Funke hat dagegen angekämpft: Es ist töricht und unberechtigt, sagte er, auch den bescheidensten Genuß der genannten Reizmittel zu verwerfen. Man braucht sie nicht damit in Schutz zu nehmen, daß der Trieb, sie in irgend welcher Form sich zu verschaffen, wiederum der Ausfluß eines untilgbaren Menschheninstinktes ist, der sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern geltend gemacht hat. Man braucht sich nur zu fragen: muß denn unsre Maschine, wie das Pendel der Uhr, immer in demselben monotonen, langweiligen Tempo arbeiten? Was schadet es ihr denn, wenn sie von Zeit zu Zeit mit etwas stärker gespanntem Dampf etwas rascher pumpt, sobald sie nur in den darauf folgenden Intervallen bei langsamer Arbeit die kleine Luxusausgabe von Kraft aus dem genügenden Vorrat wieder einbringen und etwaige kleinere Defekte ihres Mechanismus wieder ausbessern kann? Wahrlich, manche leuchtende, fruchtbringende Idee ist schon aus einem Römer duftenden Rheinweins geboren und wäre vielleicht nie den nüchternen Wasserkrügen der eingefleischten Vegetarianer entstiegen; manch bitteres Herzweh, das bei Himbeerlimonade tiefer und tiefer gefressen hätte, hat ein Schälchen Kaffee gemildert; manche Sorge, manche Grille hat sich mit dem Rauch einer Zigarre verflüchtigt, und das ist doch auch etwas wert in so mancher armselige Menschenexistenz!

Vor Lerchen und Zucker, sagt Jean Paul, braucht man nicht zu warnen, wenn nicht jeder Genießende ein

Digitized by Google

medizinischer Polizeibeamter werden soll, der jeder ankommenden Freude erst Reisepaß und Geburtsbrief abverlangt, ehe er sie einläßt. Auch wagen soll der Mensch und kühn sein, um frei zu sein.

Ohne Beimengung von Stoffen, die auf unsre Sinne wirken, wird die Nahrung von Mensch und Tier ganz verschmäht, so daß jeder Mensch trotz einer chemisch aufs richtigste zusammengesetzten Nahrung doch verhungern würde, wenn diese Nahrung der sinnlichen Reizstoffe entbehrte. Ohne Reiz gibt es überhaupt kein Leben. Die psychische Lustempfindung ist ein unabweisbares physiologisches Bedürfnis nicht allein für den Lebensgenuß, sondern schon zum bloßen Zwecke der Selbsterhaltung, der Ernährung. Die Genüsse sind überhaupt physiologische Bedürfnisse. Der Schmerz ist der Wächter der Gesundheit, das höchste psychische Unlustgefühl hat hohe physiologische Aufgaben zu erfüllen, gleichermaßen aber auch das höchste Lustgefühl. Denn die Lust ist der Beförderer der Gesundheit.

Dagegen spricht durchaus nicht die Befriedigung des Abstinenten. Es kann eben, wie Rubner einmal hervorhebt, eine asketisch angelegte Natur sich mancherlei Entbehrungen auferlegen und auch mit geringen Genußmitteln auskommen, weil ihr schon der Gedanke asketischer Übungen an sich Befriedigung verschafft.

Ebenso bedürfen wir auch auf geistigem Gebiete des Genusses und des Reizes. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß wir bei der ungleich stärkeren Beanspruchung, wie sie die neuere Zeit mit sich gebracht hat, in jeder Beziehung, in physischer, geistiger und psychischer, auf unsre heutigen Genußmittel viel mehr angewiesen sind, als wir es früher waren. Deshalb würde man den Menschen ein schweres Unrecht zufügen, wenn man versuchen wollte, ihnen die Genußmittel zu nehmen oder auch nur die Freude an ihrem Genuß. Denn namentlich die rein seelische Wirkung, die sie ausüben, ist für den Kampf ums Dasein von größter praktischer Bedeutung.

Das Leben stellt sich ja, wie Schopenhauer sagt, keineswegs dar als ein Geschenk zum Genießen, sondern als eine Aufgabe, ein Pensum zum Arbeiten, und dementsprechend sehen wir, im Großen wie im Kleinen, allgemeine Not, rastloses Mühen, beständiges Drängen, endlosen Kampf, erzwungene Tätigkeit, mit äußerster Anstrengung aller Leibes- und Geistes-Kräfte.

Auch deshalb bedürfen wir des Genusses auf allen Gebieten, sowohl der Sinnesgenüsse wie der Kunstgenüsse.

Musikalischer Genuß.

Eine Studie. Aus **Wolfgang Kirchbach's** Nachlaß.

II.

Der doppelte Reiz der Schönheit und des Wohllautes der sinnlichen Erregung an sich und der gleichzeitigen Erregung unsrer lauschenden Spannung macht die Bedingung der ekstatischen Stimmung der Musik aus. Diese Ekstase wird gesteigert dadurch, daß die innere Seelenspannung sich auf nichts Räumliches bezieht, sondern ganz ausschließlich unser augenblickliches Seelenleben der Zeit ausliefert. Die Malerei bewegt sich nur in räumlichen Anschauungen und Formen; die Sprache und Poesie erhält uns, wenn ihre Mitteilungsweise auch nacheinander in der Zeit geschieht, doch ganz wesentlich in den Vorstellungen der wirklichen Welt mit ihren Raumbedingungen und Raumformen. Die kleinste Melodie indessen, jede Folge von Akkorden, versetzt uns sofort außerhalb jedes Raumes, und je gesammelter die Aufmerksamkeit des Hörers auf die Folge der Töne ist, je mehr er mit andern Worten eben nur hört und sich ganz der Aufnahme der Reize seines Ohres überläßt, desto mehr ist die Tätigkeit seiner Seele losgelöst von jeder Raumvorstellung samt aller Wirklichkeit, die darin enthalten ist. Die Seele ist ganz der Existenz in der Zeit überliefert, deren wesentliches Organ ja eben das Ohr ist, das bekanntlich nur eine äußerst mangelhafte Raumempfindung hat. Woher räumlich ein Ton klingt, darüber täuschen wir uns fortwährend: ein Instrument, das in einem Zimmer über uns gespielt wird, vermuten wir unter uns; wir können uns eigentlich gar nicht auf das Ohr verlassen in der Beurteilung äußerlicher Verhältnisse. Dagegen unterscheidet das Ohr mit erstaunlicher Sicherheit die minimalen Zeitunterschiede; Töne, die einander mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges folgen, mit Pfeilgeschwindigkeit, unterscheiden wir ganz deutlich voneinander, sowie sie nur mit einer guten Technik gespielt werden. Unser Auge vermag nicht die Speichen eines Rades zu unterscheiden, das sich mit Eisenbahnschnelle bewegt, sie schwimmen in einen grauen Streifen zusammen; dagegen Töne, die einander so schnell folgen wie die Speichen des Rades bei der Eisenbahnbewegung, unterscheiden wir mit perlender Klarheit als Einzelerscheinung und auch als Gruppe. Wenn ein Klavierspieler den Triller eines Allegrosatzes ausführt, so können wir zum Beispiel beobachten, wie die Umrisse der spielenden Finger bei der Schnelligkeit verschwinden, während wir die Töne selbst mit entzückender Deutlichkeit unterscheiden. Das Ohr besitzt also an sich schon eine außerordentliche Unterscheidungsgabe für die kleinsten Zeitbruchteile und ist somit das wesentlichste Organ unsres Zeitbewußtseins, sofern dieses sinnlich darstellbar ist. Überlassen wir uns ganz der Tätigkeit des Ohres, die von jeder fremden Einmischung gereinigt ist, so sind wir auch vollständig dem Genusse der Existenz in der Zeit, d. h. in der Ewigkeit selbst ausgeliefert. Das Wort Ewigkeit wird hier in dem Sinne gebraucht, daß wir die beschränkte begrenzte Zeit und Zeitmessung als einen Teil, einen Ausschnitt der Ewigkeit ansehen.

Daß die innere Spannung des musikalischen Lauschens außerhalb der räumlichen Anschauung und ganz in der zeitlichen Erscheinung unsres Seelenlebens vor sich geht, scheint ein drittes wesentliches Mittel, um jene leise Ekstase der Empfindung, jene Magik des Sinnenlebens und Seelenlebens hervorzubringen, die wir im Hören empfinden. Der sinnliche nervöse Wohllaut eines regelmäßig schwingenden Stimmbandes oder einer Saite ist wohl nur das zum Lauschen Verlockende, das, was das

Digitized by Google

Weiterhören ermöglicht. Lärm und Geräusche in fortgesetzter Folge würden wir nicht anhören und ihrer Folge keine Aufmerksamkeit zuwenden, weil sie einfach weh tun. Straßenlärm und andre Geräusche pflegen wir auf die Dauer gar nicht mehr zu hören, weil wir unsre Aufmerksamkeit nicht mehr darauf richten; dagegen das, was unserm Hörnerv wohltut, das kann wohl auch der Anlaß sein, daß wir ihm lauschen, daß wir mehr davon in unsern Sinn hineinlassen; ja, jeder Wohlklang an sich lockt zum Lauschen und erregt die teilnehmende Spannung der Seele.

Ein sinnliches Wohlgefühl ist also zunächst mit dem Ton verbunden, das sich mehr physiologisch als psychologisch erklärt. Aber schon mit dem ersten Intervall einer Melodie beginnt die Einmischung einer reinen Seelentätigkeit, die kaum aus einem sinnlichen Wohlgefallen ihren Genuß schöpft, sondern auf ein weiteres Geheimnis des musikalischen Genießens hinweist. Ich bilde das Intervall zwischen C und E, die einfache Terz. Auch sie, als kleinste einfachste Melodie gehört, die der Hirtenbub auf einer Schwegelpfeife hervorbringt, enthält bereits eine eigene Stimmung und einen Ausdruck besondern Empfindens. Gefällt uns nun hierbei der reine Wohlklang des Tones C und des Tones E an sich? Ist der Wohllaut der einzelnen Töne an sich, die angenehme Schwingung in unserm Ohr, das Gefällige? Liegt es so, daß der Ton E uns gefällt, weil der Wohllaut von C uns gewissermaßen erschöpft hat und ein neuer und erhöhter Wohllaut gewonnen wird, wenn er zur Abwechslung auf andre Weise hervorgebracht wird, nämlich durch E?

Sicher ist dies alles nicht die Ursache der Gefälligkeit, sicher noch weniger die Seelenstimmung des Intervalls. Nicht mehr der rein sinnliche Wortlaut der reinen Melodie, nicht nur die elementare Nervenwechslung ist unser Genuß, sondern das, was gewissermaßen zwischen den beiden Tönen liegt, scheint uns etwas auszudrücken, worin der Genuß des Lauschens liegt; nicht der sinnliche Wohllaut der Töne an sich ist das, was uns fesselt, sondern der Ausdruck, der darin zu liegen scheint. Daß dies in der ganzen weiten und höhern Entwicklung der Musik sich so verhält, beweist der Umstand, daß auch die Pausen ein sehr wesentlicher Bestimmungsbestandteil der Musik sind und zwar nicht in der Eigenschaft, unserm Hörnerv einen Augenblick Ruhe zu gönnen, sondern vielmehr als Ausdruck eines seelischen Vorganges, als Mimik eines besondern Seelenzustandes. Welchen Eindruck in diesem Sinne eine effektvoll angebrachte Pause macht, zu welcher Steigerung unsrer Spannung sie wirkt, das läßt sich aus so mancher Symphonie oder Oper belegen.

Wir lauschen also beim musikalischen Genuß, je mehr wir uns der eigentlichen komponierenden Kunst und nicht nur den Elementen und Naturtönen widmen, nicht recht eigentlich dem sinnlichen Wohllaut der Töne an sich, sondern den Intervallen der Töne und Harmonien. Dieser Wechsel von Höhe und Tiefe oder vielmehr von lichten Tönen und beschatteten Tönen, dieser Gesang der Töne in Terzen und Quarten, in Dezimen und Quinten erregt unsre Spannung, steigert die ekstatische, außerweltliche Stimmung der Seele, die schon der einfache Akkord erweckt, und scheint in seinen einfachsten Elementen wie in seinen weitern melodischen und harmonischen Entwicklungen immer etwas auszudrücken, was uns lockt, weiter zu hören, was wundersam gesteigerte und reichere Seelenzustände erweckt, die wir als solche genießen.

Man sollte nicht von einer Sprache der Töne reden. Man sollte von ihrer Mimik sprechen. Sprache ist mehr als Mimik: sie ist die unmittelbare Bezeichnung von Anschauungen und Ideen durch Begriffe, und sie fordert zu einer weitern Deutung heraus; Mimik und Pantomime verhalten sich ähnlich zu unsern Empfindungen und Leidenschaften, wie die Bewegung und Ausführung der Töne. Diese sind, wie Gebärden und Mienen, ein sinniger Ausdruck irgend welcher Empfindung; sie sind im gleichen Sinne unnatürliche Reflexe und fordern zur Deutung in ähnlichem Sinne heraus. Wir wollen im folgenden von einer Mimik der Töne, nicht von einer Sprache reden, wenn wir uns auch bewußt bleiben, daß es viele willkürliche Gebärden in der Pantomime gibt, viele konventionelle Zeichen, die etwas ganz Bestimmtes bedeuten. Es gibt aber auch unwillkürliche Gebärden für eine Empfindung und Leidenschaft, und diesen scheint die Mimik der Musik zu entsprechen.

Wie eine fremde, unverstandene, unwillkürliche Gebärde mutet uns schon das einfachste Intervall einer Terz an. Wie die Miene, der Tonfall eines Fragenden klingt manches Motiv an unser Ohr, z. B. in Beethovens D-dur Sonate, Op. Nr. 3 die Anfangstöne des letzten Satzes, des Rondos. Ein Frage- und Antwortspiel scheint sich oft des weitern daraus zu entwickeln. Freilich können wir diese Scheinmimik der Töne auch sofort anders deuten und vergleichen; wir können das Frage- und Antwortspiel auch als eine symmetrische Erscheinung auffassen und uns dann an die symmetrischen Verhältnisse von Architekturen, noch besser von Ornamenten, erinnern; denn einer durchgeführten Ornamentik gleicht ja die innere Struktur eines Musikstückes. Fragen wir aber, was reizt uns an Ornamenten, so ist es gleichfalls eine Art von Mimik, die daraus spricht, und es ist kein Zufall, daß fratzenhafte Mienenspiele von mythischen Figuren so gern in das Gebilde einer Ornamentik eingeschlungen werden.

Frau Aja.

Ein Gedenkblatt zum 13. September 1908.

Von Prof. Dr. **Albert Köster** (Leipzig).

Am 13. September muß unser Volk einer der besten deutschen Frauen gedenken; denn an diesem Tage schloß vor 100 Jahren die Mutter unsers größten Dichters für immer ihre hellen Augen. Aber, ob es gleich ein Todestag ist: kein Mensch, der zum Andenken der Frau Rat die Feder ansetzt, wird in die Versuchung kommen, ihr im eigentlichen Sinne einen Nekrolog zu schreiben. Wenn es je eine Frau gegeben hat, die wir uns nie als eine

Digitized by Google

Verstorbene vorstellen, so ist sie es gewesen. Sie wandelt vor unsern Augen für alle Zeiten. Und gerade in diesen Jahren, da ihre köstlichen Briefe endlich die weiteste Verbreitung durch das ganze deutsche Volk hin erfahren haben, lebt sie uns doppelt. Wer ihr Bild in sich aufgenommen hat, sieht sie in aller Frische und Daseinsfülle vor sich: Sie kommt die Stiege herunter im Haus am Hirschgraben und begibt sich in die blaue Stube gleich neben dem Hauseingang, denn es gilt, am „runden Tisch" heute Gäste zu bewirten; Welschhahnenpastete und alter Rheinwein von 1726, der Stolz des Goethischen Hauses, soll aufgetragen werden. — Oder sie sitzt in ihrer Alterswohnung im Hause zum goldnen Brunnen am Fenster und schaut dem Getriebe auf dem Roßmarkt zu; drüben zieht eben die Wachtparade auf, und nichts Lächerlicheres gibt es dazwischen, als das Geschiebe und Gedränge der Bauern mit ihren Karren und Pferden; Frau Rat hat ihr rechtes Gaudium. — Oder es ist Sonntag; sie hat sich, wie üblich, zum Gevatter Stock zu Gaste begeben, stattlich in Wichs, und rückt sich nun auf dem Kanapee in Positur; denn es gibt Wichtiges mitzuteilen: Von den fürstlichen Herrschaften aus Weimar sind Briefe und Geschenke eingetroffen, die müssen mit allem Bedacht ausgekramt werden; die Hörer und Schauer sollen Augen machen. — Oder sie sitzt in respektgebietender Korpulenz im Theater; „Götz von Berlichingen" wird gegeben, und Schauspieler und Publikum wissen, die Frau Rat ist in ihrer Loge. Ihr helles Lachen oder ihr ärgerliches Hem Hem, ihre behagliche Ruhe oder ihr aufgeregtes Hin- und Herrücken bedeuten mehr als eine zünftige Kritik. Sie weiß genau, wie die Szene bei dem Bischof von Bamberg gespielt werden muß; und sie scheint heute zufrieden, die Schauspieler machen ihre Sache nicht übel. — Oder noch ein andres Bild: In der Dämmerstunde plaudert sie von der Jugend ihres herrlichen Sohnes, und ihre einzige Zuhörerin ist das schöne Mädchen, das an ihr Knie geschmiegt dasitzt, und dessen leuchtende dunkle Augen am Munde der Erzählerin hängen: Bettina Brentano, die nun ihrerseits all' das Erlauschte mit den bunten Blumenketten ihrer reichen Phantasie umflicht, um es mit diesem Ausputz später der Welt wieder mitzuteilen. — Und so tauchen wohl noch hundert Szenen vor uns auf.

Mit welchem Namen aber sollen wir die Frau benennen, die all' dieser Bilder belebender Mittelpunkt ist? Katharina Elisabeth Goethe, geborene Textor? Dieser Name steht zwar im Kirchenbuch, aber dem Volk ist er fremd. — Oder „die Mutter Goethes"? Gewiß war es ihr größter Stolz, dem Volke diesen Dichter geschenkt zu haben; aber sie ist mehr, als nur die Mutter ihres Sohnes. Eine Frau von so eigener Existenz verdient auch ihren eigenen Namen. — Oder „Frau Rat"? Das klingt schon volkstümlicher; denn, obgleich hunderttausend Frauen diese Anrede zukam, so kennt der literarisch gebildete Deutsche doch nur eine einzige „Frau Rat" ohne Zusatz des Familiennamens. aber wieder haftet auch dieser Bezeichnung die leidige Nebenvorstellung an, als lebe die prächtige Frau nur deshalb im Gedächtnis der Nachwelt, weil sie die Gefährtin eines andern Menschen, die Gattin des Wirklichen Kaiserlichen Rates Johann Caspar Goethe gewesen sei.

Frau Aja! So sollte man sie rufen. Denn dieser Name ist ganz ihr Eigen, mit ihm hat sie selbst sich so gern genannt. Er schließt die köstlichsten Erinnerungen ein. Er gemahnt an den jubelreichen Tag des Frühlings 1775, an dem ihr eigener Sohn und seine Freunde, die Grafen Stolberg, zuerst diesen Namen, den im Volksbuch die Mutter der reisigen Haimonskinder führt, für die lebensfreudige Frau aufbrachten. Er ruft, da er auch in Weimar populär wurde, die glücklichsten Jahre aus dem Leben der Frau Rat wieder wach. Er klingt herüber aus der Märchenwelt, in der diese muntere Erzählerin selbst ja zu Hause war, wie keine zweite. Und endlich, er charakterisiert seine Trägerin aufs beste: Die Anrede „Mutter", die im 18. Jahrhundert allerdings verbreiteter war, als jemals vorher oder nachher, kam ihr doch in besonderem Sinne zu. Denn als sie ihr erstes Kind auf dem Arme getragen, dann Sohn und Tochter zu ihren Füßen hatte sitzen sehen, konnte sie die eigenste Rolle, die die Natur für sie bestimmt, die Mutterrolle, nie wieder aufgeben; und viele „Söhne" und „Töchter" hat sie zu sich herangezogen.

Wenn wir nun in diesen Tagen das Gedächtnis der Frau Aja begehen, so wollen wir bei aller Verehrung doch ja nicht in den Fehler verfallen, sie zu verhimmeln oder sonst ihr Bild zu verzeichnen. Weder darf man sie gar zu gemütlich ins Hausmütterliche stilisieren, noch darf man eine allzu „bedeutende" Frau aus ihr machen. Das Vorbildliche an ihr ist eben, daß sie nur die Anlagen, die die Natur ihr mitgegeben, nach Möglichkeit ausgenutzt, nie aber gestrebt hat, mehr zu sein, als sie war. Mit solcher schlichten Zuverlässigkeit, solcher charaktervollen Lebensführung war sie eine Respektsperson in Frankfurt. Sie wußte das; und demgemäß trat sie auf, ohne Dünkel, aber in vollem Bewußtsein ihres Wertes und Ansehens. Und wenn sie gelegentlich sich selbst zum besten hatte, so mochte man vor hundert Jahren über ihr humorvolles Gebahren lächeln, wie wir es heute beim Lesen ihrer Briefe tun; aber nie konnte diese unverfälscht natürliche Frau ihrerseits lächerlich wirken.

Auch ihren Patriotismus soll man richtig einschätzen und ihn mit dem Maße messen, das für das ausgehende 18. Jahrhundert am Platze ist. Nach langer Beeinflussung durch ausländische Kultur und bei der weiten Verbreitung weltbürgerlicher Anschauung war es schon etwas Ausnehmendes, wenn jemand, wie die Frau Aja es tut, die deutsche Sprache und auch die ‚deutschen Buchstaben' lieb hatte und eine Reihe vorbildlicher Eigenschaften als vermeintliches Sondereigentum deutschen Stammes ansah: Kraft, Biedersinn, Sittenreinheit und Treue. Im übrigen aber konnte damals noch kein starkes Gemeingefühl lebendig sein. Und so ist denn auch das vaterländische Empfinden der Frau Aja genau besehen mehr ein vaterstädtisches. Die Frankfurter als echte Reichsbürger preist sie mit hochschlagendem Herzen, wenn sie dem Kaiser zujubeln oder

Digitized by Google

bei der Verteidigung der Stadt und bei der Kriegskontribution jede Last auf sich nehmen. ‚Sei stolz, daß du ein Frankfurter bist', ruft sie dem Sohne zu; und ein lustiges ‚Vivat Frankfurt' jauchzt sie einmal im Überschwang ihrer Begeisterung in die Luft.

Zu dieser reichsstädtisch-patriarchalen Gesinnung gesellt sich als zweites Fundament ihres ganzen Wesens ihre feste religiöse Überzeugung. Sie durfte, wie ihr Sohn, sich ein frommes Menschenkind nennen, machte aber nicht viel Wesens davon. Eine pünktliche Kirchgängerin war sie nicht; an manchem Wintersonntag blieb sie lieber im warmen Bett liegen, als daß sie die dürre Predigt ihres Schwagers Starck anhörte. Aber sie glaubte, nicht ohne Einfluß Herrnhuterischer Lehren, aus tausend still beobachteten, eigenen oder fremden Erlebnissen erkannt zu haben, daß, wo die Wünsche der Erdenkinder und Gottes Fügung in Widerspruch miteinander gerieten, der Schöpfer das Spiel denn doch ein gut Teil besser verstünde, als die Menschen ‚mit ihrem Maulwurfsgesicht'. Aus dieser Überzeugung ging ihr ein Gefühl der vollkommensten Sicherheit hervor. Sie wußte sich ganz in ihres Gottes Hand; Furcht kannte sie nicht, auch nicht in den gefährlichsten Kriegszeiten. Alles, was geschah, war seine Prüfung oder seine Gnade. Und zu einem solchen Gott konnte sie zuversichtlich aufschauen, fröhlich beten und fröhlich danken.

Das sind ja nun freilich keine besonders originellen Überzeugungen; Tausende von gläubigen Zeitgenossen teilten sie. Aber wenn man sieht, wie dies Gefühl menschlicher Nichtigkeit und alle andern ernsten Betrachtungen, die bei vielen Mitmenschen ins Muffige oder Grämliche übergingen, bei der Frau Aja zeitlebens so anmutig und heiter blieben, und wie aus ihrer dankerfüllten Frömmigkeit eine Weltfreude von unerschöpflichem Reichtum und ungetrübter Lauterkeit hervorblühte, dann erkennt man doch die glückliche Eigenart dieser seltenen Frau. Ihr gesundes Temperament bewahrte sie vor allem Muckertum, ihr frommer Sinn vor Leichtfertigkeit und oberflächlichem Treiben. Sie war weit entfernt, diese ‚Werkeltagswelt' als ein Jammertal aufzufassen; ihre Weltweisheit ging dahin: die Freuden des Lebens seien stets auf der Flucht, drum müsse man sie einfangen und festhalten, die erhaschten genießen, ohne sie zu zergliedern, ja auch die Vorfreuden, obwohl ihnen manchmal die Erfüllung versagt sei, rechtschaffen mit auskosten. Die schwarzen Gedanken dagegen rät sie dem Teufel vor die Füße zu werfen; und wenn sie gar die Knurrer und Murrer und die Ungenügsamen abkanzelt, dann hören wir Klänge voraus, die ihr Sohn erst um das Jahr 1813 gegen die Ächzer und Krächzer und Kopfhänger anstimmen sollte.

Es gibt keine harmlose Freude, die an der Frau Aja nicht ihren Verteidiger gefunden hätte: Blumen und Bänder, Schmuck und Kleider, Gesang, Theaterspiel, Lustfahrten und Tanz, Spaziergänge und Kartenspiel, Gastereien, Redouten, gelegentlich ein Glas ‚Tyrannenblut', nichts hat sie verschmäht. Vor allem aber brauchte sie als eine gesellige Natur mitfreuende Menschen. Freude, die man allein genießt, war für sie keine; ‚Herzengesprächsel', darauf kams ihr an. Ihre Briefe, die uns Ersatz für ihre Unterhaltungen sein müssen, verraten uns, daß sie nicht nur sich selbst zu freuen, sondern auch ihr Entzücken in Worte zu fassen und andern mitzuteilen wußte. Wenn sie sich gelegentlich rühmt, daß keiner von ihr gegangen sei, den sie, eine echte Frohnatur, nicht heiter gestimmt habe, so ist das keine Prahlerei, sondern eher ein demütiges Glücksgefühl über solche Begabung und zugleich ein Ausdruck ihrer großen Menschenliebe, die es nicht übers Herz brachte, einen trauernden Mitmenschen in seinem Leid zu lassen.

Und diese großen geselligen Tugenden wurden oft in ihrem Leben auf die Probe gestellt. Denn wenn sich Frau Aja auch wiederholt als eine glückliche Frau bezeichnet hat, so ist ihr doch schweres Leid nicht erspart geblieben: Der Tod hat in ihren Freundeskreis viele Lücken gerissen; vier ihrer Kinder verlor sie in frühester Jugend, ihre Tochter Cornelia starb nach kurzer Ehe; und selbst ihr Sohn: so hellen Glanz sein Ruhm auch auf sie warf, wie wenig hat sie persönlich von ihm gehabt! In den 33 Jahren von 1775 bis 1808 hat sie ihn im ganzen vielleicht 50 Tage bei sich gesehen. Da galt es, den Kopf hoch zu halten angesichts mancher getäuschten Hoffnung. Vor allem aber mußte sich ihre Lebensfreude bewähren in der schweren Prüfung ihrer Ehe, die ja nicht eben unglücklich, aber doch ohne Licht und Wärme war, besonders in den Jahren, da der Alte immer hilfloser und endlich ganz schwachsinnig wurde.

Nun sei aber noch einmal betont, daß es gar nicht meine Absicht ist, an diesem Gedenktage das Bild der Frau Aja allzusehr ins Helle zu malen. Sie bedarf der künstlichen Verschönerung nicht. Im Gegenteil, ihre kleinen Menschlichkeiten stehen ihr sehr gut.

Aber nicht nur dieser unschuldigen Schwächen, auch der großen Leidenschaften ist sie fähig gewesen. Auch davon ein Wort.

In allen landläufigen Biographien der Frau Aja ist nur zu lesen, daß sie sich nach der Sitte der Zeit und der Sitte der Stadt, gehorsam, im Gefühl der Pflicht vermählt und dem ungeliebten Gatten das Wort in Treue gehalten habe. Das ist unverfälschte Wahrheit. Aber diese Frau hätte nicht als Kind schon bis zur Fassungslosigkeit durch den Anblick Karls VII. ergriffen sein, sie hätte nicht die Mutter dessen sein müssen, der als Wortführer der Jugend jahrelang das Recht der Leidenschaft vertreten hatte, wenn sie nicht selbst leidenschaftlichen Empfindens fähig gewesen wäre. Und so enstellt es uns das Bild der lebensvollen Frau durchaus nicht, wenn wir aus ihren Briefen erkennen, daß nach dem Tode ihres Gatten, als sie völlig frei war und manche langverhaltene Jugendlust in ihr erwachte, sie noch eine Zeit schmerzlicher Erschütterungen durchleben mußte. Wohl war der Schauspieler Unzelmann, um den es sich hier handelt, zwanzig Jahre jünger als sie; aber es kann kein Zweifel sein, daß sich in die mütterliche Fürsorge, die sie für den reichbegabten Künstler hegte, auch etwas von späterwachter, dann aber bald tapfer überwundener Liebesleidenschaft einmischte. Sie gewinnt nach meinem Empfinden durch diesen Kampf und diesen Sieg, ebenso wie

Digitized by Google

sie gewinnt, wenn sich neben ihre prachtvolle Offenheit, die alles gerade herausſagt, doch auch ein paar Züge von diplomatiſcher Zurückhaltung, neben die allumfaſſende Menſchenliebe doch auch einige Regungen weiblicher Schlauheit und harmloſer Bosheit ſtellen. Es iſt köſtlich zu leſen, wenn ſie den Schauſpieler Opitz zuerſt als großen Darſteller feiert, um ihm dann hinterdrein das nachgeſuchte Darlehn zu verweigern, oder wenn ſie die Herren von Kalb und von Seckendorf, die ihrem Sohn Steine in den Weg gelegt hatten, höflich, aber ſehr kühl bewirtet, oder wenn ſie der Madame La Roche auf Umwegen die unerwünſchte Reiſe nach Weimar ausredet. Wir gewinnen Reſpekt vor der Weltklugheit der Frau Aja und begreifen, daß man ihre Hilfe ſo oft anrief. Denn ſie konnte wirklich mit aller Welt fertig werden.

All dieſe Lebensluſt und Lebensklugheit wäre aber nicht von ſo langer Dauer geweſen, wenn nicht Frau Aja ihre Seele immer wieder in einem Jungbrunnen gebadet hätte. Sie fühlte zu Zeiten, daß ſie in Gefahr ſei, einzuroſten; denn von Natur neigte ſie etwas zur Bequemlichkeit, und von außen her drang oft wenig Anregung zu ihr. Hat ſie doch den näheren Umkreis ihrer Vaterſtadt nie verlaſſen, ſich nie zu einer größeren Reiſe aufraffen können. Aber immer, wenn ſie fühlte, daß ihr eine Auffriſchung not tue, dann ſuchte ſie ſie dort auf, wo ſie unfehlbar zu finden war: im Verkehr mit der Jugend. Als ihr Haus ſich leerte und ſie viele ältere Lebensgefährten begraben mußte, da zog ſie wohlgemut die nächſte und ſpäter gar die übernächſte Generation zu ſich heran. Und ſo bewahrte ſie ſich ein Verſtändnis für das Geplauder und die holden Torheiten junger Menſchen, dünkte ſich nie erhaben über ihre Träume und Luftſchlöſſer und ihre reizenden Nichtigkeiten, ihre Feſte und Wünſche und Blumen. Das erhielt ſie jung und bewahrte noch der Matrone die lachenden Kinderaugen, mit denen ſie uns ſo aufmunternd anſchaut. Es iſt, als ob die luſtige Perſon im „Fauſt“ aus Frau Ajas Seele ſpräche:

„Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder“.

Solch einer Frau nun, die für alle Zeiten die Jugend auf ihrer Seite hat, braucht man nicht erſt eine künſtliche Unſterblichkeit bereiten. Frau Aja lebt; und wie einer Lebenden dürfen wir ihr heute danken für ihr Vorbild: für ihre ſelbſtloſe, nie erſchütterte Menſchenliebe, für das Verſtändnis, das ſie jedem, der ihr nahte, entgegenbrachte, für ihre ſchlichte, unbewußt ſichere Kunſtbegeiſterung, für ihr lauteres Evangelium der Lebensfreude und all den Sonnenſchein, den ſie reichſten Maßes um ſich verbreitet hat.*)

*) Ich will nicht verfehlen, hier wieder auf die reizende, von Köſter beſorgte und eingeleitete Auswahl-Ausgabe der Briefe Frau Ajas: „Briefe von Goethes Mutter“ (Inſel-Verlag, Leipzig, Preis geb. M. 2.—) hinzuweiſen, bei der man nicht weiß, was man mehr bewundern ſoll: die warmherzig geſchriebene Einleitung, die feinſinnige Auswahl, die ein ſcharf umriſſenes Bild Frau Ajas gibt, ohne daß ein weſentlicher Zug fehlt, oder die dem Geſchmacke jener Zeit glücklich angepaßte Ausſtattung des Büchleins. H.

Zwei Gedichte.

Von **Hans Rudorff** (Prag).

Berghymnus.

Durch Wolkenfetzen und Nebelſchwaden,
Auf grundloſen bald, bald auf ſteinichten Pfaden,
Durch Regenſchauer, gen Wetter und Wind,
Haſt Du mit mir, Du wildſchönes Kind,
Weit in die wildſchöne Bergwelt müſſen.
Nun wir hochdroben tiefeinſam ſind,
Laß mich die Tränen des Himmels küſſen
Von Deinen gluküberpurpurten Wangen;
Laß Dich umfangen, Du jungſchlankes Weib,
Schaudernd im Aufruhr der Bergwelt umfangen!
Dein Herz hämmert Sturm; Dein knoſpender Leib
Blüht mir entgegen in feuchtem Gewande:
Küſſ' mich denn wieder — und noch einmal!
Wütend donnert der Sturzbach zu Tal,
Furcht und Schrecken dem tieferen Lande,
Wo fromme Narren noch Hütten bauen
Und Gotteshäuſer in blindem Vertrauen.
Was kümmert ein Goldkreuz den Wetterſtrahl?
Ein ſteinern Gefüge die dröhnenden Lauen?
Beten iſt Schwachheit, Beſitzen iſt Qual;
Frei ſind nur wir, die nichts wollen und haben:
Tiefeinſam hochdroben — wir fürchten kein Ende.
Küſſ' mich und gib mir beſeeligt die Hände:
Mag uns das heilige Chaos begraben!

Alter Turm.

Im Sonnenlicht — wer achtet Dein,
Du alter Turm in neuer Stadt,
Die hundert junge Türme hat?
Du biſt ſo grau, Du ſcheinſt ſo klein,
Du ſcheinſt ſo plump, Du biſt ſo ſchlicht
Altväteriſch -- im Sonnenlicht;
Und niemand, wenn der Himmel blaut,
Forſcht nach dem Sinn, der Dich gebaut.

Doch zieht ein Wetter drohend auf
Mit Flackerblitz und Schloſſenſturm,
Dann wächſt Dein Umriß, grauer Turm,
Bis in des Himmels Grau hinauf.
Und wer Dich ſchaut, ſo ſtark und treu,
Hat ſeine Andacht, fromm und ſcheu:
Wahrzeichen Du aus alter Zeit,
Solang Du ſtehſt, ſind wir gefeit.

Quartett A-moll.

Skizze von **Adolf Heilborn**.

Wie ein leicht gewellter, zarter Gazevorhang über romantiſchem Schauſpiele niederrauſcht, ſind die letzten Läufe des Roſamundenthemas verperlt, verflogen wie Waldhorntöne in tiefem Tann.

Mit leiſem Hüſteln ſetzt der blaſſe Geiger das Inſtrument ab, ſtößt den wackligen Stuhl zurück, daß

Digitized by Google

das Licht in dem seltsam verbogenen Leuchter des bronzierten Pults wie erschreckt flackert und groteske Schatten an die abgeschrägte Wand der Mansarde malt, steht auf und tritt an das dunkle Fenster.

„Was?! . . . Der Franzl?!“ unterbricht der Hausherr, die Bratsche noch am Kinn, die Stille. Er hat mit den beiden andern an dem langen Zeichentisch Platz gefunden.

Nur der Cellist, der in dem schwanken Triumphstuhl auf Büchern und Kissen sitzt, ein behäbiger Vierziger mit trinkfrohem Vollmondgesicht und kurz geschornem, grau meliertem Haar, — die runden braunen Äuglein gehen hin und her, die höckrige Nase stülpt sich verwegen über den modisch gestutzten Schnurrbart, und die Hemdbrust strebt, die geblümte Pikeeweste zu zersprengen, — nur der Cellist hat ein braun lackiertes Handpult und ein Licht in einer Seltersflasche. Daneben stehen seine Manschetten, runde Röllchen mit großen, grauschillernden Perlmutterknöpfen, auf dem Tische. Die beiden andern haben ihre Notenblätter mit Büchern und Zigarrenkisten gestützt, und die Petroleumlampe, auf deren gesprungener Glocke ein Zeitungsblatt mit einer Haarnadel befestigt ist, gibt ihnen dürftiges Licht.

„Ja, der Schubert-Franzl,“ sagt der Hausherr, der in Hemdsärmeln sitzt und nun die Weste, daran ein paar Knöpfe fehlen, und die sich über dem nicht mehr zu sauberen Hemde sperrt, zurecht zieht . . . aus einer Tasche sieht eine Reißfeder mit zerbrochenem Kohlestift hervor, die Uhr hängt an einer vielgeknoteten Pincenezschnur, und der Schlüssel dazu baumelt mitten auf dem Bauche . . . „was? . . . der Schubert-Franzl!“ schnalzt der Hausherr.

Und der zweite Geiger, ein hageres Männchen in langem, braunem, arg verschossenem, fest zugeknöpftem Leibrock rückt die rötliche Perrücke über dem sommersprossigen Gesicht, in dem die Zahnlücken das einzig Charakteristische sind, gerade, zieht das rotgewürfelte Taschentuch aus dem zu engen Stehkragen, fährt damit über den Geigensteg, als wolle er Staub wischen, und nickt, netzt den Zeigefinger am Munde und wendet bedächtig sein Notenblatt um.

„Na, wollen wir weiter?“ fragt der Cellist, klopft mit dem Bogen die Kniee und richtet sich behutsam in seinem Stuhle auf.

Mit langen Schritten geht der Geiger zu seinem Pult, nimmt den Kneifer ab, wischt sich verstohlen mit dem kleinen Finger die Augenwinkel und atmet tief: „Ja, Franz Schubert! . . .“

„Du, Dein Igel schubbert sich an meinem Bein,“ bückt sich ängstlich der Braunrock zu seinem Nachbarn und sucht mit dem Schnupftuch das rasselnde Tier zu verscheuchen. „Laß ihn,“ lacht der, „jedes Tierchen hat sein Pläsierchen.“

Der Braune wagt unterm Tisch einen schüchternen Fußtritt, der Tisch gerät in beängstigendes Schwanken, daß die Kaffeetassen an die Tuschefläschchen klirren und die Bleistifte auf die Erde rollen. „Na, na“ macht der Hausherr und hält die auf Böcken stehende Tischplatte fest.

„Also, Leutchen, wollen wir nun endlich“ ruft der Geiger von seinem Pult am eisernen Ofen und fährt sich mit der Rechten nervös durch die langen, spärlichen, blonden Haare.

„Nun ja doch“, entgegnet der Getadelte und dreht eifrig an den Wirbeln. Ein Stimmen und Durcheinander von Tönen. Der Blasse schlägt mit dem Bogen auf das Pult und zählt mit halblauter Stimme pointiert: „Eins . . . zwei . . .“

Und mit banger Frage hebt das Cello das traurigschönste aller Menuette an, und zitternd erstirbt der tiefe Ton. Nun nehmen die andern Instrumente die Frage auf; immer dringlicher fragt es, und hoffnungsloser Schmerz, tränende Wehmut antwortet in rührenden Akkorden. Nur das fast keuchende Atmen des Cellisten stört diese Sphärenmusik ein wenig. Von neuem das bange Fragen und immer süßer das Trösten. Der Bratschist nickt, in tiefem Sinnen verloren, der Braunrock allein behält seine Fassung. Verstohlen tritt er mit dem linken Fuß den Takt — der Hausherr wirft ihm einen wütenden Blick zu — mit leise bewegten Lippen zählt er nun weiter, und von der Wärme und dem Versunkensein der andern strömt es auch in seine Doppelgänge . . .

Stöhnend, wie aus tiefsten Herzensnöten, beginnt das Cello wieder sein hoffnungsloses Fragen, es steigert sich zum Schrei, als schluchzten viel tausend auf den Knieen. . .

Die Wangen des blassen Geigers zeigen fiebrige Röte, wie abgezirkelt, auch der Cellist ist puterrot geworden, und der Hausherr schneuzt sich leise.

Nun das Trio. Wie in Himmelshöhen, allem Irdischen entrückt, singt die Geige süßen Trost den Fragenden, und auch die Frage klingt ganz anders nun . . .

Horch, von neuem in düstrem Moll das klagende Fragen. . . .

Den Spielern rinnt es eiskalt über den Rücken. Der Geiger hüstelt und fährt jäh mit der bogenführenden Rechten ans Herz. So wellenfern liegt den vieren all das um sie. Die niedere Mansardendecke scheint sich zum Firmament zu heben, das ganze Leben hinter ihnen strahlt wie aus einem florverhängten Spiegel zurück und „Wo bist du?“ klagt's verzweifelnd verzweifelt, leiser und leiser, ferner und immer ferner . . . und stirbt. Die Bogen entgleiten den Saiten. —

„Nun also den letzten Satz“ unterbricht endlich, tief Atem holend, der Cellist die Stille. Wie aus einem Traum erwachen die andern, richten sich auf, fahren sacht prüfend über die Saiten, der Braunrock hält verstohlen sein Instrument ans linke Ohr und zupft die Quinte, der Hausherr räuspert sich, und tief auf sein Notenblatt gebeugt, sucht durch die rinnenden Tränen der Geiger am Ofen die Zeile.

„ . . . Eins . . . zwei . . . “

Mit tänzelndem Marschschritt hüpft kokett das Allegro dahin, zierlich nickend und sich verbeugend.

„Kinder,“ ruft enthusiasmiert der Bratschist, „wie Spitzwegsche Stadtsoldaten, die gravitätisch exerzieren . . . fidilifit—fit—plemp . . . famos!“

Digitized by Google

Über die Gesichter der andern huscht ein Lächeln. Der Bann ist gebrochen. „Hähä," meckert der Braunrock, „Stadtsoldaten".

„Ja, und nun der alte Wall," malt der Blasse weiter, „mit Buchen und Linden, die eben grünen, ... und unten weithin die frühlingsjauchzenden Lande, ein Blühen und Jubeln ... und Kinder mit Kränzen, im Reigen springend, ... und weidende Herden ... Und horch: da schluchzt einer: „Ihr Blümlein alle, die sie mir gab" ... ein offnes Grab, im blendenden Sand, ein Armenkirchhof, ... da kommen sie mit dem fichtenbretternen Sarge ... Schulkinder singen ..."

„Aber, Otto, was ist Dir?" springt der Bratschist jäh von seiner Kiste auf.

„Und die da oben, in Zöpfen und Gamaschen, sehen und hören das alles nicht ... werfen die steifen Glieder zum Takte von Trommel und Pfeife ... Fiedelifitfit—plemp ... sehen und hören das alles nicht ... alles nicht ..."

„Otto! ... Um Gotteswillen, was ist Dir?!"

Auch die andern brechen jäh im Spiel ab. Der Geiger hüstelt, ein dünner Blutfaden rieselt ihm die bläulich verfärbten Lippen herab, die schwarzumränderten Augen starren wie in einer Vision ganz groß .... Nun erwacht er und schaut wie abwesend den sich über ihn neigenden Hausherrn an.

„Was ist denn, Arthur? ... Hab Euch wohl wieder mal zu laut geträumt? ... Ach so, das bißchen Blut da ..." Er wischt mit einem Tuch über Lippen und Kinn ... „das hat nichts auf sich, das bin ich nachgerade schon gewöhnt." ...

„Hör mal," sagt der Hausherr und ist ganz ernst geworden, „Du sollst Dir doch mal Urlaub nehmen, Otto, das geht ja nicht so weiter ..."

„Das glaub ich auch," unterbricht ihn mit müdem Lächeln der Kranke, „lange jedenfalls nicht mehr." ...

„Aber, Otto, was ist denn mit Dir?! Haben Dich die verdammten Bengels wieder mal geärgert, was, der Kruppeit, Piepenburg und wie die Lümmels alle heißen? Du, das versprech ich Dir, die mal ich mal in Essig und Öl, für die „Fliegenden", in Lebensgröße, das soll Deine Rache sein, mein Junge ..."

„Ich weiß, Arthur", lächelt der Blasse, „... aber spielen wir doch den Satz zu Ende, Herrschaften", wendet er sich mit scheuem, wie um Verzeihung flehendem Blick zu den beiden andern, die um ihn herumstehen.

Der Braunrock hat die Geige sanft unter den linken Arm geklemmt, das Schnupftuch hängt ihm wie einem Truthahn der Klunker vom Halse herab, und die Perrücke ist ganz auf die Seite gerutscht.

„Na, wenn Du meinst, Otto," sagt der Cellist, der, mit der Linken Instrument und Bogen weit von sich haltend, vorgebeugt, mit weit aufgerissenen Augen entsetzt auf die Szene geschaut hat, und gibt sich einen Ruck, „wenn Du meinst ..."

„Aber natürlich, Herrschaften ... fangen wir doch endlich an ..."

Und auf den Zehen, als fürchteten sie einen Entschlummernden zu stören, schleichen die drei zu ihren Plätzen, und stimmen, die Saiten leise zupfend. Trauer malt sich in den ernsten Zügen ...

„Den ganzen Satz noch einmal," kommandiert der Geiger.

„Nein, Otto, das ist zu viel," protestiert der Hausherr, „das greift Dich ..."

„... Eins ... zwei ..."

Und nun beginnt von neuem mit zierlichen Rokokoschnörkeln das Thema in drollig gespreiztem Paradeschritt dahin zu marschieren. Und immer weiter hinaus fliegt's, von den Wällen hinab, in den jubelnden Frühling hinein, das jauchzt und singt und schluchzt und klagt, ganz leise nur noch klingt der Marsch durch die brausenden Akkorde ...

Die Trauer ist längst von den Gesichtern gewichen. Sie haben Sorge und Kummer, sie haben alles vergessen.

Ein Lächeln geht durch den Raum, ein tiefes, wehmütiges Sehnen nach Sonnenschein, nach Frieden und Glück ...

„Franz Schubert!" flüstert glückselig der Kranke.

Holländische Eindrücke.

Von **Hans Bethge** (Steglitz).

II (Schluß).

Die Sammlung des Mauritshuis ist schon deshalb so sympathisch, weil sie nicht gar so groß ist. Man kann alle Säle mit Muße durchwandern, man braucht nichts im Fluge zu genießen. Das in Holland populärste Bild der Galerie ist „der junge Stier" von Paul Potter. Es ist eine große, freilich etwas monotone Tafel, von dem Künstler gemalt, als er 22 Jahre alt war. Es gibt schönere Bilder von Potter, aber keins, das in Holland so volkstümlich wäre. Es gibt kaum ein Haus, in dem es fehlte, man sieht Kopien bei allen Kunsthändlern und in meinem Hotelzimmer hing es als Gobelin schlecht gewebt über dem Sofa.

Die Galerie hat sehr schöne, holde Tafeln von dem Delftschen Jan Vermeer; man sieht vorzügliche Sachen von Jan Steen, Terborch, Ruisdael und den anderen Holländern der klassischen Zeit. Aber das Größte, was das Mauritshuis besitzt, sind die Bilder von Rembrandt. Sie überstrahlen alles, sie sind wie die Sonne über den Wolken.

Es sind sechzehn an der Zahl. Elf davon fallen in die frühere Periode des Meisters und bringen sie glänzend zur Anschauung. Zu ihnen gehört die berühmte „Anatomie des Doktor Tulp", jene figurenreiche Malerei, die das Publikum unter Rembrandts Werken im Haag sichtlich bevorzugt. Aber so vortrefflich sie ist, — sie ragt nicht an die wundersamen, unergründlichen Werke des Alters, die in einem andern Saale hängen und die nicht so nach dem Geschmack der Leute zu sein scheinen, denn viele gehen an ihnen vorüber, während man vor der Anatomie sich drängt. Diese Werke des Alters sind besonders drei: ein Homer; ein Porträt von Rembrandts Bruder; und vor allem eine biblische Darstellung: David vor Saul die Harfe spielend — zum Größten und Tiefsten gehörig, was Menschenhände je gebildet haben.

Saul sitzt erhöht, David hockt ihm zu Füßen und spielt die Harfe. Da greift Saul voll tiefer Melancholie in den Vorhang, der hinter ihm wallt, zieht ihn vor das Gesicht und weint hinein. Nur den weinenden König und den harfespielenden Jüngling enthält das große Bild — aber wie sind diese beiden Gestalten gemalt und besonders der König. Wenn wir vor diesem Bilde sitzen, sehen wir mehr als die beiden Gestalten.

Digitized by Google

Wir tun voll tiefer Ergriffenheit durch alle Schwermut des Lebens hindurch einen Blick in die Schauer der Ewigkeit. Ja, wir meinen, wenn wir dieses Bild betrachten, auf ein Moment, daß sich die letzten Dinge uns enthüllen wollen, denen wir immer vergebens mit dem Verstande beizukommen suchten, — hier taucht es blitzhaft wie ein Verstehen auf, rein in dem Andrang heftigsten Gefühls. Wir sind hingenommen von einem Werk, das als Malerei vollendet ist und das doch viel mehr ist als Malerei. Denn es ist höchstes Menschentum zugleich, es ist eine Erhellung des Unnennbaren, ein Mysterium. Hier wird die Kunst zur Religion.

Der Homer und das Porträt von Rembrandts greisem Bruder lösen ähnliche Gefühle aus. Auch hier scheinen die Schleier des Lebens zu versinken, und eine schwermütige Aussicht in das Unendliche scheint sich aufzutun. Der Homer ist leider in verstümmelter Gestalt auf uns gekommen. Rembrandt malte ihn nach einer antiken Büste, die sich in seinem Besitz befand.

Ich verließ den Haag mit schwerem Herzen. Wer weiß, ob ich die Bilder Rembrandts, die er in seinen Mauern birgt, je wiedersehen werde. Ihretwegen werde ich mich nach dieser Stadt zurücksehnen, die mir sonst so gleichgiltig war.

Scheveningen ist nichts andres als ein Vorort des Haag. Man fährt mit der elektrischen Bahn hinaus und mischt sich in das lebhafte Getriebe eines Weltbades. Scheveningen hat einen schönen Strand, und in der Nähe sind Dünen. Es ist viel angenehmer als das gräßliche Ostende, wo man alle Natur mit Gewalt unterdrückt hat, wo ein scheußlicher, endloser, ununterbrochener Steinwall von Hotels am Meere entlang einen immerfort zu zermalmen droht.

Die nächste Stadt, in der ich Halt machte, war Leyden. Hier ist Rembrandt geboren, aber sein Geburtshaus ist nicht mehr vorhanden. Von Leyden ging eine ganze Reihe berühmter holländischer Maler aus: Lucas von Leyden, Jan Steen, Gerard Dou, Gabriel Metsu und andre. Die Stadt ist ein malerisches Nest mit vielen Grachten. Mir fielen hier wieder die vielen Radfahrer auf, wie schon vorher in den holländischen Städten, die ich besucht hatte. In Holland scheint alles zu radeln. Man sieht auffallend viel junge Mädchen und Damen zu Rad. In Leyden sah ich die erste radelnde Diakonissin in meinem Leben. Sie war jung und hübsch, und es sah reizend aus.

In Haarlem machte ich Rast, um die Malereien von Frans Hals zu betrachten, die das städtische Museum enthält. Haarlem hat einen sehr schönen „Grooten Markt“, an der die sogenannte Fleischhalle liegt, einer der originellsten Ziegelrohbauten der nordischen Renaissance, ein feines und behagliches Bauwerk. Die Groote Kerk (Große Kirche) imponiert durch ihre bedeutenden Verhältnisse, und ihr gegenüber liegt an dem prächtigen, geschlossenen Platz das alte Stadthaus, in dem man neben anderen Gemälden in einem besonderen Saal die berühmten Tafelbilder von Frans Hals findet. Es sind sogenannte Schützen- und Regentenstücke, große, figurenreiche Darstellungen von Schützenvereinigungen und anderen Gemeinschaften. Die Bilder sind mit einem prachtvollen Elan gemalt, der Pinsel konnte lachen, der sie schuf, ihr Kolorit ist fröhlich und doch delikat. Etwas Breites, Gesättigtes ist in diesen sicheren Bildern, sie strahlen von Leben und großer Freiheit des Gefühls. Ein kecker, selbstbewußter Mensch hat sie geschaffen, ein Mensch, der das Dasein pries. Mit Rembrandt ist Frans Hals nicht zu vergleichen. Hals ist immer irdisch, er steht mit beiden Füßen auf sicherem Erdreich, und Wirklichkeiten erfüllen ihn. Im Blute Rembrandts rauschte das Ewige, ihm war die Wirklichkeit nur ein Mittel, um von ihr aus seherisch in das Unendliche zu weisen. Rembrandt hat Mysterien geschaffen, Frans Hals hat glückliche Bilder gemalt.

Von Haarlem fuhr ich nach Amsterdam. Es bot mir nicht viel Neues, da ich Rotterdam schon kannte. Es macht in seinen modernen Teilen einen großstädtischen Eindruck, aber am interessantesten sind wieder die schmutzigen Grachten-Gegenden mit den Dampfern und Kähnen, vor allem das Judenviertel. In diesem alten Judenviertel wohnte Rembrandt. Es ist, mit seinen Typen gebückter, weißbärtiger Greise, schöner, schwermütiger Mädchen und bevölkert von einer Fülle der schmierigsten Gestalten jeden Alters, malerisch von unendlichem Reiz, aber es ist so unerhört schmutzig, daß eine Überwindung dazu gehört, es zu durchwandern. Haufen von Unrat liegen herum, in denen Bettler nach irgend welchen für sie brauchbaren Resten suchen; fast unbekleidete Kinder spielen sich in der Gosse, und aus den Fenstern hängen ekelhafte Lappen und Wäschestücke zum Trocknen heraus. In der einen Gasse sah ich drei kämpfende Judenweiber, sie krallten sich mit den Fingernägeln in die Gesichter, die Perücke der einen flog in die Luft, dann lagen sie zu einem Klumpen geballt auf dem Pflaster und bissen sich, bis jüdische Männer dazwischen kamen und sie mit Mühe trennten. Es ist ein wüstes Viertel, aber für Maler eine Fundgrube. In den letzten Jahren hat hier Liebermann einige seiner temperamentvollen Impressionen gemalt.

Das Amsterdamer Reichsmuseum ist das bedeutendste Museum des Landes. Es ist musterhaft geordnet und gewährt einen Überblick über die ganze kulturelle Entwickelung der Niederlande von den ältesten Zeiten an. Die schönsten Dinge des holländischen Kunstgewerbes, besonders Fayencen und Gläser, sind hier vereinigt. In der Gemäldesammlung ragen wieder ein paar gefeierte Bilder Rembrandts hervor: „Die Nachtwache“ und das späte Regentenstück der „Staalmeesters“ — zwei meisterliche Werke, aber doch nicht von dem großen Gefühlsinhalt der Malereien im Haag.

Ich sah noch Utrecht, eine der ältesten Städte des Landes, mit schönen, frühen Kirchen und breiten Kanälen; und das freundliche Arnhem, in dessen Villen zumeist die in Ostindien reichgewordenen Holländer wohnen. Dann ging es heim. Es ging durch die Provinz Geldern hin der deutschen Grenze zu, und was ich sah, war die gleiche eintönige, aber malerische und wohltuende Landschaft, die mich auf dieser Reise nie verlassen hatte: Im Vordergrund sah ich meistens einen Kanal, eine Holzbrücke darüber, auf dieser irgend einen Menschen in Holzpantinen, ringsum Wiesen mit Kühen — und im Hintergrund ging immerzu die Mühle.

Aus den Berliner Theatern.

Neues Theater. Erich Schlaikjer: Außerhalb der Gesellschaft. Schauspiel in 3 Aufzügen.

So oft ich etwas von Schlaikjer las oder auf der Bühne sah, hatte ich jedesmal die Empfindung: hier gibt einer ehrlich ein Stück des eigenen Lebens. Ich habe diese Empfindung auch bei diesem Schauspiel: in der Gestalt des Harald ist etwas von Schlaikjer selbst, diese Jadwiga hat er, der Harald, erlebt. Und so ist mir auch dieses Schauspiel mehr als ein geistreiches Theaterstück, als das es sich äußerlich gibt. Jadwiga, diese Auch-Schauspielerin und nun Maitresse eines vornehmen Herrn, hat Harald im tiefsten Elend eines Schmierenkomödiantentums gesehen, gefallen an der frischen, jugendlich naiven, unverbrauchten Männlichkeit — auch im höhern Sinne verstanden —, an der Begeisterungsfähigkeit dieses reinen Toren gefunden und ihn, der, wie ein Bettler vor dem verschlossenen Palast des Reichtums einen Blick des goldnen Glückes zu erhaschen sucht, sich nach dem Leben und der Liebe jener großen Welt sehnt, mit sich genommen in ihr Heim, das luxuriöse Heim einer Kokotte, die in den Kreisen, darin sie lebt, von Geburt aus heimisch ist — das gerade erschwert dem Naiven die Erkenntnis. Ein Vollweib, sinnlich, eine elegante Katze, spinnt sie den großen Jungen ganz in Wollust und Wohlleben ein. Wie ihm dann die Erkenntnis wird, wem er zu eigen, die seine Mannesehre empörende Erkenntnis, die nach manchem Kampfe mit dem Weichen, mit dem Sinnlichen in ihm, auch mit der bittren Erfahrung ekelhafter Not — er ist eben ein Mensch und ein junger Mensch — zum Bruche führt. Das die geschickt geführte Handlung, die von einer Reihe auch durchaus lebenswahrer Nebengestalten getragen wird. Besonders fein ist die Gestalt der Kammerfrau Jadwigas, einer (wie man so sagt) mit allen Hunden gehetzten Kupplerin, deren Werk zum guten Teile Jadwiga ist, und deren geistreiche Cynismen auch gleichsam Fleisch und Blut haben. Sehr fein ist auch die Episodenfigur des wandernden Schauspielers. Die Reisenhofer und Christians als Jadwiga und Harald blieben dem lebendig Gegebenen, temperamentvoll gestaltend, auch nicht ein

Digitized by Google

Tüttelchen schuldig. Fr. Morella tat des Guten in dem Bestreben, älter zu scheinen, als sie ist, ein wenig zu viel. So bekam ihre Kammerfrau etwas Frostiges, Gemachtes, Überlegtes, da sie doch nur kalt und überlegen ist. Schmidthäßler war als wandernder Komödiant in der Maske zu sehr Berlin N mit dem Stich ins Erotische. H.

Kammerspiele. Arno Holz: Die Sozialaristokraten. Komödie in 5 Akten.

Diese höchst ergötzliche Literatenkomödie hätte auch „die Journalisten" heißen können, und als eine (sicherlich ungewollte) freilich stark ins Possenhafte vergröberte Variante des altväterisch-feinen Freytagschen Lustspiels stellen sich die „Sozialaristokraten" in mehr als einer Hinsicht dar. Da ist die Wahl und ihre Mache, da ist eine Art von Piepenbrink, von Bellmaus, da ist vor allem der Schmock, hier Dr. Moritz Naphtali geheißen und natürlich beim „Lokal-Anzeiger" tätig, der schreibt „links und wieder rechts", oder wie es hier ganz köstlich heißt: „unter uns gesagt auch nicht", auf dem Boden des Lokalanzeigers steht, der schließlich antisemitischer Agitator wird und nun Wahrmann heißt, „Juden raus" schreit und „Deitschland, Deitschland" singt. Man verstehe mich wohl: die „Sozialaristokraten" sind keineswegs ein Abklatsch der „Journalisten"; im Gegenteil: man hat durchaus den Eindruck, daß diese modernen Journalisten Strich für Strich nach dem Leben porträtiert sind, daß all das von einem lustigen Spötter gesehen und erlebt ist. Aber Freytags Lustspiel wies der Holzschen Komödie den Weg: das ist mir unzweifelhaft. Daneben wirkte Wolzogens „Lumpengesindel" und Hauptmanns „Biberpelz" auf Holzs Zeichnung ein. Sei dem wie ihm wolle: in dieser Komödie steckt Leben, steckt Witz, ja, Humor, und darum wird sie lebendig bleiben. Sie hat einen Mangel, das ist die Weitschweifigkeit, aus der auch das Possenhafte schließlich resultiert; die beiden ersten Akte vertragen starke Striche, die vornehmlich die köstliche Figur des Gelegenheitsdichters Fiebig treffen müßten. Aber selbst diese lähmende Weitschweifigkeit vermochte den außerordentlichen Erfolg dieser Komödie von Literaten — ob vielleicht auch nur für Literaten? — nicht im geringsten zu beeinträchtigen; denn auf die Pointe des letzten Aktes: die Wahl des einstigen Sozialdemokraten und nachmals Sozialaristokraten, des prachtvollen, nicht einmal sonderlich übertrieben karikierten Dr. B—enno Gehrke zum Nachfolger Ahlwardts dank der Mache Naphtali-Wahrmanns spitzt alles sich zu. Gespielt wurde brillant: Waßmann als Gelegenheitsdichter, Großmann als Naphtali, Biensfeldt als Gehrke, Gottowt als Redakteur v. Styczynski, Blümner als deutsch dichtender Amerikaner, Diegelmann als Buchdruckereibesitzer Werner, genannt Elephanten-Wilhelm, seien in erster Linie erwähnt. Miserabel aber waren durchweg die Damen, die aus der impressionistischen Zeichnung der Frauen in der Komödie — auch eine Schwäche des Werks — nichts herauszuholen verstanden. Der Regie gebührt ein besonderes Lob. Nur sehen Setzer am Kasten nicht so elegant gekleidet aus wie jene beiden Herren in der Wernerschen Druckerei, und so trottelhafte Druckerlehrlinge gibts nicht mal in Neutomischel. H.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Sabinus: Die große Kanzlei. Ein Wiener Advokatenroman. 6. Auflage. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, Berlin 1908.

Von den vielen Sabinen, die die Historie kennt, scheint der Verfasser seine Maske dem Massurius Sabinus entlehnt zu haben, dem Gründer der römischen Rechtsschule der Sabinianer, der bei einem berühmten Streite über die Spezifikation, den Peripathetikern folgend, den Stoff entscheiden und — im Gegensatz zu den von den Stoikern beeinflußten — Prokulejanern die Form dagegen zurücktreten ließ. Der Stoff, den dieser Advokatenroman schildert, ist köstlich, die Form, die für andre Vorwürfe, wie Theaterberichte, überaus amüsant ist, etwas störend. Ich hatte, als ich das Buch las, das Gefühl, daß unbedingt wahre Erlebnisse von einem vielleicht als Konzipient (oder wie wir sagen: als Referendar) tätig gewesenen Menschen erlauscht, und da er den Sinn für die unendliche Komik der Anwaltsstuben besaß, hier wiedergegeben sind. Denn dieser mit allen Hunden gehetzte Doktor Krasser, die Herrn Dr. Mader und Dr. Tandler und Frau Pohl — auch sie, Frau Pohl — und vor allem dieser mit unmittelbarer Lebensechtheit geschilderte Baron Feyer haben gelebt. Aber als ich dann in diesen Tagen die Zeitungen durchsah, stutzte ich und bemerkte, daß diese Personen nicht bloß gelebt haben, sondern noch leben. Es lebt der Baron Feyer, wenn auch als Graf Veith in Untersuchungshaft und das Herrenhausmitglied auf dessen Kosten der Baron Feyer die niedliche Wechselfälschung vollführte, es lebt auch. Vermutlich leben also auch die Advokaten. Ich kann nicht sagen, daß diese etwas indiskrete Wiedergabe juristischer Geschäfte meine unbedingte Sympathie hat, noch weniger, ob sie besonders die Beteiligten erlaben wird. Sicher ist jedenfalls, daß der Zuschauer an unserm Rechtsleben eine selten boshafte und — wie die Tatsachen zu lehren scheinen — sehr echte Offenbarung über die Geheimnisse unsrer großen und schließlich auch unsrer kleinen Kanzleien (o du, Doktor Tandler) hier erhält. Ein Buch, das das Motto trägt: „Das Honorar ist die Hauptsache" oder „Zuerst der Vorschuß" wird immer viele Leute erheitern können. Dr. M. B.

Paul Friedrich: Das Pfauenrad der Sphinx. Ein Buch mit tieferer Bedeutung. Verlag von Axel Juncker (Stuttgart).

Die oft jeanpaulisch gemütstiefen und zwanglosen „synoptischen Improvisationen und Arabesken" dieses kleinen, aber eigenartigen und inhaltvollen Buches, die das Gesamtbild der Wirklichkeit in ihren Höhen und Tiefen zu umspannen, Welt und Seele zu vermählen, das Triviale zu vertiefen und das Zeitliche, ja Augenblicksflüchtige im Ewigen zu verankern trachten — diese aphoristisch-lyrischen Ergüsse, Klagen, Satiren, Scherze und Grotesken sind die mit instinktiver Treffsicherheit geformten Entladungen einer eindrucksschwangeren, zugleich seelisch bewegten und weltgesättigten Persönlichkeit. Es ist wohl mit das beste an ihnen, daß sie eigentlich keiner bestimmten litterarischen Schablone oder Richtung eingegliedert werden können, sondern als die einmalige und notwendige Ausdrucksform dieses persönlichen Wesens und Erlebens wirken. Wir haben heut nicht viel Bücher verwandter Art von diesem bei aller Zwanglosigkeit starken Formgefühl, dieser bei aller Abschweifung thematischen Bewußtheit. Im literarischen Schaffen Paul Friedrichs bedeutet dieses Buch jedenfalls einen unverkennbaren Fortschritt: hatte er früher seinen reichen und persönlichen modernen Seeleninhalt noch in leicht klassizistischen und epigonisirenden Formen geäußert; der vagen, großen Linie, dem tönenden Pathos, der kühltypischen Objektivität gehuldigt, so erscheint er hier bei weitem individueller, untypisch-unmittelbarer, mit reicheren, der Wechselfülle des flutenden Erlebens besser angepaßten Eindrücken und Kunstmitteln ausgerüstet. Diese Wendung ins Subjektiv-Impressionistische, die sich doch durch einen kräftigen Realismus der äußern Beobachtung und Gestaltung glücklich ergänzt, ist eine erfreuliche Gewähr dafür, daß Friedrichs Entwicklung nunmehr zu einer gewissen künstlerischen Reife gediehen ist. Und das kommt auch der menschlichen Wirkung zugute: denn erst wenn ein gewisses Maß der artistischen Möglichkeiten sich verwirklicht und sich den Ausdruck geschaffen hat, vermag sich uns auch diese ganz bestimmte Menschlichkeit mehr oder minder restlos zu offenbaren. So ist der Künstler im Grunde nur der gesteigerte, vollendete, lautgewordene innere Mensch. — Paul Friedrich gehört zu den spröderen, schwerringenden Naturen, die sich im Gegensatz zu der heut so verbreiteten billigen Frühreife langsam entwickeln und allmählich erst ihr Edelmetall emporzuschürfen und in Formen zu gießen wissen. Das „Pfauenrad der Sphinx", das einer zarathustrisch-heroischen Weltanschauung hymnisch das Wort redet, ohne ästhetenhaft scheu vor dem großen Leben auch in seinen Banalitäten, Trübsalen, Niedrigkeiten zurückzuschrecken, weiß uns in einem vielfarbig schillernden und dabei tiefdeutigen Symbol gerade vermöge der verfeinerten und bereicherten Ausdrucksmittel auch das Menschliche des Denker-Dichters wesentlich näherzubringen und eröffnet so verheißungsvolle Perspektiven. Wir haben an manchem kleinen Mutwillen unser ganz unphilisträses Vergnügen; wir quittieren dankbar über diese oder jene kleine Übertreibung und Exzentrizität — aber wir haben vor allem unsere Freude an manchem edelgeprägten, seelisch unterströmten Aperçu, und oft schwingt in uns eine sympathische Saite mit den bunten, weichen Seelen-Akkorden des Buches mit. Die schönen „Jugend"-Kapitel dieses Buches sind den Lesern dieser Zeitschrift ja bekannt. Mögen dem Dichter die Ziele, die er als kluger Kritiker seiner Produktion sich selbst steckt, immer näher rücken: die Er-

Digitized by Google

weichung seines Stils ins Lyrisch-Musikalische; der verfeinerte Formschliff; die Eroberung der „Modernität“ im guten Sinne des mißbrauchten und abgebrauchten Wortes.

Kurt Walter Goldschmidt (Berlin).

Rudolf Burghaller: Phryne. Drama in einem Vorspiel und 3 Akten, Verlag von Gose und Tetzlaff (Berlin).

Der Verfasser präzisiert in einem Vorwort seine dramatischen Absichten. Er will nicht reine Historie geben, sondern nur historisches Relief für ein ewigmenschliches Sujet. Ohne Tendenz als nackte Tatsache zu geben legt er seinen Idealgestalten, die er der Masse kontrastiert, doch Kulturtendenzen in den Mund, um die Erkenntnis wahrer Lebenswerte zu steigern. Darin stellt er sich auf den Standpunkt Schillers. Er erblickt das wahre Drama nicht in der rein symbolischen Kunst l'art pour l'art, nicht im reinen, doch immer inkonsequenten Naturalismus. Er versucht Realismus mit Symbolen zu durchtränken. Doch will er nicht vom Gedanklichen, sondern vom Erlebnis ausgehen. Die Sprachbehandlung variiert im Kolorit und Rhythmus, um Stimmung und Charakteristik der Personen zu zeichnen. Er sucht selbst Sprachhärten zu erklären, doch ist dies nicht gelungen. Direkte Verstöße gegen die Grammatik sind nicht zu retten.

Es ist also viel und durchaus Gesundes und Zukunftsicheres theoretisch gewollt. Machen wir bei dem Stück die Probe aufs Exempel, so läßt sich ein guter Bühneninstinkt nicht bezweifeln, auch ist das griechische Lokalkolorit sehr exakt und bunt wiedergegeben. Die Charakteristik des Praxiteles als des reifen Freien, zu dessen Schöpferernst sich das Kapernmädchen Phryne nach und nach entwickelt und dieses selbst in seiner echt weiblichen Mischung von Naivetät, Sinnlichkeit, Eitelkeit und echter Liebe ist nicht übel. Als Gegenspiel dazu ist ein reicher lüsterner Faunbankier nebst seiner nymphomanen Gattin hingestellt, die beide allzu theatermäßig „schlimm“ wirken. Die Nebenfiguren sind brav. An einigen Stellen erhebt sich die Sprache zu dichterischer Höhe, im allgemeinen aber haftet ihr zuviel Prosaisches an. Das Stück hat noch die Eierschalen des historischen Fleißes nicht abgestreift. Auch muß sich der Verfasser vor gewaltsamen Abbreviaturen von notwendigen Deklinationsendungen ja hüten. Eine sehr tüchtige Einsicht und ein klarer Wille, aber noch eine zu gebundene und nicht frei genug gewordene Fantasie haben dies Drama geschaffen. Ich glaube in einer satirischen Komödie aus dem Alltag könnte der Verfasser etwas Tüchtiges leisten!

Paul Friedrich (Berlin).

Rainer Maria Rilke: Neue Gedichte. Insel Verlag (Leipzig).

Der kaum mehr glaubliche Gang dieser Verse, die durch zahlreiche Zeilen hingeflochtenen Perioden so zarten Wohlklangs, daß man sie oftmals laut auffagt, das Reichgesammelte der Bilder und im müheloſen Zuströmen der große Fluß neu geschauter Dinge: das alles macht dieses Buch bedeutsam und selbst von der hohen Spitze des sonstigen Rilke aus erhöht. Und straffe Dinge der Außenwelt, die man bislang nur in sachverständiger Prosa abgebildet sah, erscheinen hier lyrisch gelöst. Träumereien eins scharf Sehenden. Ausflüge ins Gegenständliche mit allem Zauber vager Stimmungen. Ich führe nur einige Titel an: Spanische Tänzerin. Der Panther (im Jardin des Plantes, Paris). Die Morgue. Die Gazelle (Gazella dorcas). Hetärengräber. Das Karussel ... Es scheint mir sehr bemerkenswert, daß hier allen Anschauungen entgegen, die materialistisch nur gewisse Abende und Rosen als „poesievoll“ zulassen möchten, der Kreis ästhetischer Empfindsamkeit maßlos erweitert ist ... ins Unendliche! „O sein Gesicht war diese ganze Weite, die jetzt noch zu ihm will und um ihn wirbt“, so weint das Buch am Sterbebette eines Dichters ... Vielleicht wird man sich einmal im Kampfe der Theoreme auf dieses Buch berufen, als auf eine erweisliche Meisterleistung der für alles geöffneten Dichtkunst. Uns aber ziemt es, die wir glücklicherweise die Pflicht so kultureller Wertungen nicht kennen, seine zahlreichen und auch unprinzipiellen Schönheiten im Genusse einfach einzuschlürfen.

Max Brod (Prag).

Hans F. Helmolt: Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. (Liselotte). In Auswahl herausgegeben von H. F. Helmolt. Mit 2 Photogravüren. Insel-Verlag (Leipzig). 2 Bände. Preis geh. Mk. 12.

Friedrich Kluge: Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. Verlag von J. Bielefeld (Freiburg i. Baden). Preis geh. Mk. 6.

Herbert Karo: Ein Vorkämpfer moderner Weltanschauung. Gedenkwort an David Friedrich Strauß. Mit einem Jugendbildnis. Verlag von Rascher u. Co. (Zürich) Preis geh. Mk. 1.

Prof. Dr. J. Reinke: J. J. Rousseaus Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars. Ins Deutsche übertragen, mit einer Vorrede und einem Anhange versehen. Verlag von Eugen Salzer (Heilbronn). Preis geh. Mk. 1.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

„Agfa“-Entwickler:

- Rodinal
- Eikonogen
- Metol
- Amidol
- Glycin
- Ortol
- Pyrosäure
- Hydrochinon

in **Substanz,** resp.
in **Patronen,** resp.
in **Lösungen.**

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Inserate finden die weiteste Verbreitung in der „Gegenwart“.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - Genua - Neapel - Piräus

Smyrna - Konstantinopel - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. ═══ M. 2.—.

Herm. Walther,
Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin W 30.

Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft

Lebens-Renten-Versicherung **JANUS in HAMBURG.** Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Gegründet 1848.

Liberalste Versicherungs-Bedingungen.
Lebens-Versicherung für Abgelehnte.

Kostenlose Auskunft, gewissenhafte Beratung durch Direction und Vertreter. **An allen Orten Vertreter und Inspektoren gesucht.** Bezugnahme auf dieses Inserat erbeten!

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen
●● **Harmonium-Spiel-Apparat** ●●
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Abonnenten-Sammler

für

„DIE GEGENWART“

werden an allen größeren Plätzen gegen **hohe Provision** gesucht.

Ausführliche Offerten erbitten wir direkt an den

Verlag „Die Gegenwart“

— BERLIN W 15 —

Kurfürstendamm 47.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verberame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 38. Berlin, den 19. September 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

„Two-Ocean standard" und Panamakanal. Von Heinrich Liersemann, Kapitänleutnant a. D. — Die Angriffsweise der Raubtiere. Von Dr. Th. Zell (Berlin). — Münchner Ausstellung 1908. Von Joseph Aug. Lux (Dresden). — Musikalischer Genuß. III. Eine Studie. Aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. — Arthur Rimbaud. I. Von Rudolf Kurtz (Nieder-Schönhausen). — Gleichnis. Von Hans Wantoch (Wien). — Puppenspieler. Studie von Oskar Wiener (Prag). — Aus der Finanzwelt. Von Mercator (Berlin). — Aus den Berliner Theatern. — Faust. Eine neue Version von Goethes Faust in Mr. Beerbohm-Trees Theater. Von H. H. Kühn (London). — Neue Bücher. — Anzeigen.

„Two-Ocean standard" und Panamakanal.

Von Heinrich Liersemann, Kapitänleutnant a. D.

Das unter dem Pseudonym Parabellum kürzlich erschienene Buch „Bansai" eines Deutschamerikaners (Dietrichscher Verlag, Leipzig) hat von neuem das öffentliche Interesse auf die Gefährdung der Vereinigten Staaten durch Japan hingelenkt. Der ungenannte Verfasser läßt einen ernsten Mahnruf an seine Landsleute ergehen, stets auf der Hut vor der gelben Gefahr und allen Eventualitäten gegenüber gerüstet zu sein, was bis jetzt durchaus nicht der Fall ist.

Von der englischen Marine wissen wir, daß alle Staatsmänner, ob sie nun dem früheren konservativen oder dem jetzigen liberalen Regiment angehören, stets den „two-Power standard" betont haben, d. h. die englische Kriegsflotte müsse stets so stark sein, daß sie jeder nur denkbaren Kombination der Flotten zweier Großmächte gewachsen sei.

Nun haben auch die Amerikaner ein Losungswort für ihre Flotte gefunden, und zwar den „two-Ocean standard", d. h. man will sowohl im Atlantischen als auch im Stillen Ozean je eine genügend starke Linienschiffsflotte halten.

Die amerikanische Armada hat Australien verlassen und wird demnächst in Ostasien anlangen — kein Wunder, daß da die Frage des „two-Ocean standard" in der Presse lebhaft erörtert und, wie das in den Vereinigten Staaten, wo alles, selbst die Besetzung des niedrigsten Beamtenpostens, Parteisache ist, selbstredend auch parteipolitisch ausgeschlachtet wird. Man steht vor der Präsidentenwahl, und sowohl die Liberalen als auch die Demokraten machen sich auf einen so erbitterten Wahlkampf gefaßt, wie er nur selten dort drüben ausgefochten worden ist.

Naturgemäß überbieten sich die beiden Parteien mit populären Verbesserungsvorschlägen, und einer von diesen ist nun auch die Verstärkung der Flotte.

Man will also an jeder Ozeanküste eine genügend starke Linienschiffsflotte stationiert wissen, und besonders die Bewohner der pazifischen Küste sind sehr ungehalten darüber, daß die große Armada der Union nach Beendigung ihrer langen Reise wieder geschlossen in den atlantischen Ozean zurückkehren soll.

Um nun die aufgeregten Gemüter einigermaßen zu beruhigen, haben zwei Marinefachleute wichtige diesbezügliche Erklärungen abgegeben.

Der Marinesekretär Metcalf hat in San Francisco als Ziel der amerikanischen Marinepolitik die Unterhaltung je einer Linienschiffsflotte in beiden Ozeanen bezeichnet und der Kontreadmiral Wainwright erklärte in einer Rede: Der two-Ocean standard bedeutet die Unterhaltung von zwei entsprechend starken Flotten, „too wise for conquest, too strong for fear" (die zu klug seien, um auf Eroberungen auszugehen, und zu stark, um sich Befürchtungen hinzugeben).

Es werden nämlich auch zahlreiche Stimmen laut, die einer solchen Flottenvermehrung aggressive Tendenzen unterschieben und schon politische Abenteuer wittern.

Das „Army and Navy Journal" zerstreut aber alle derartigen Befürchtungen, indem es darauf hinweist, daß gerade der Starke im Bewußtsein seiner Kräfte weniger empfindlich und schwächern Gegnern gegenüber weniger zu Händeln geneigt und mißtrauisch sei.

Als Beispiel wird England angeführt, das seit Bestehen des „two-Power standard" noch niemals seine Übermacht kriegerisch verwertet habe. Der two-Ocean standard der Union rechtfertige sich aber durch deren geographische Lage noch weit eher und sei dem Vorwurfe nationaler Selbstsucht viel weniger ausgesetzt als die Marinepolitik Englands.

In dieser Beziehung ist eine hochpolitische Äußerung, die der japanische Graf O'Kuma soeben getan hat, von größter Bedeutung. Der Graf schreibt in der japanischen Zeitung „Hochi" folgendes:

„Es ist mir nicht bekannt, welchen Zweck man mit der Vergrößerung der amerikanischen Flotte beab-

Digitized by Google

sichtigt. Aber aus den Reden Präsident Roosevelts dürften wir leicht zu der Annahme kommen, daß der Zielpunkt der Flottenvergrößerung Japans Unterdrückung und Amerikas Beherrschung des Stillen Ozeans sein soll. Ich will nicht behaupten, daß die Entsendung der amerikanischen Flotte die Unterdrückung des japanischen Einflusses im Osten beabsichtigt; aber es kann kein Zweifel bestehen, daß dies das Hauptaugenmerk der amerikanischen Politik ist. Der ungeheure Aufschwung Japans hat in Amerika den Wunsch wachgerufen, den Stillen Ozean beherrschen zu können. Die Küsten Amerikas im Stillen Ozean sind aber unbefestigt, und daher betrachten die Vereinigten Staaten das Aufblühen Japans mit einer gewissen Nervosität, weil sie die Japaner für ein eroberungssüchtiges Volk halten.

Auch dachten die Amerikaner, daß die Japaner versuchen werden, die chinesischen Marktplätze an sich zu reißen, um die Europäer von Ostasien zu vertreiben. Die Amerikaner sehen in Japan den Gegner Amerikas. Daher muß gegen das Land der aufgehenden Sonne eine mächtige Flotte gebaut werden; doch bezweifle ich, daß diese amerikanische Politik andauern wird, wenn die gegenwärtige amerikanische Regierung einer neuen Platz macht.

Amerika hat augenblicklich keinen Feind, und es wäre ein sträfliches und gedankenloses Unternehmen, wenn sich Amerika, indem es die öffentliche Meinung gegen Japan aufstachelt, einen Feind schaffen würde. Die Vereinigten Staaten sind das reichste Land der Welt. Trotzdem sind sie nicht genügend im Stillen Ozean verteidigt, sobald es zum Ausbruch von Feindseligkeiten kommen sollte. Bekanntlich gibt es nichts Furchtbareres als wahnsinnige Personen, und die Japaner sind, wenn sie kämpfen, eine wahnsinnige Nation und werden dies, wie im letzten Kriege, auch beweisen. Der Japaner ist jeden Augenblick bereit, sein Leben für seine Nation hinzugeben; denn er macht sich ebensoviel aus seinem Leben, wie aus gutem oder schlechtem Wetter. Andrerseits legen Amerikaner und Europäer ihr Hauptaugenmerk auf das Geld, und Leute, die Geld lieben, lieben auch ihr Leben.

Bedenkt man, daß diese zwei Nationen, deren Ideen über den Tod grundverschieden sind, in einen Krieg verwickelt würden, so ist das Endresultat nicht vorauszusehen, und das Bewußtsein dieser Tatsache scheint der alleinige Grund zu sein, warum die Vereinigten Staaten ihre Marine in so überlegener Weise auszubauen beabsichtigen." --

Auch diese an die Adresse der Union gerichtete jüngste japanische Warnung wird nicht verfehlen, ihre Wirkung auf die amerikanische Staatsleitung auszuüben.

Der laute Ruf der Bevölkerung der pazifischen Küste nach einer starken, sie schützenden Flotte, in den die regierungsfreundliche Presse einmütig einstimmt, vereinigt sich mit der Tatsache, daß der Marinesekretär gerade jetzt, wie wir oben gesehen haben, das Ziel seiner Marinepolitik öffentlich preisgibt. Wir gehen daher wohl nicht fehl in der Annahme, daß die jetzige „Atlantische" Linienschiffsflotte gar nicht auf ihre eigentliche Heimatsstation zurückkehren, sondern im Stillen Ozean verbleiben wird.

Die atlantische Küste ist darum nicht etwa weniger geschützt. Es liegen dort 9 Linienschiffe („Oregon", „Massachusetts", „Indiana", „Iowa", „New Hampshire", „Idaho", „Mississippi", „South Carolina", „Michigan") und zwei Linienschiffe („Alabama" und „Maine") sind auf der Reise dorthin begriffen.

Vier große Linienschiffe („Delaware", „Florida", „South Dakota" und „Utah") liegen auf Stapel und sollen mit Beschleunigung fertiggestellt werden. Hierzu kommen, von kleinern Schiffen ganz abgesehen, die vier Panzerkreuzer: „New York", „Brooklyn", „North Carolina" und „Montana".

In wenigen Jahren werden also nach Fertigstellung der im Bau befindlichen — die neu zu bewilligenden Schiffe gar nicht mitgerechnet — an der atlantischen Küste $9 + 2 + 4 = 15$ Linienschiffe und vier Panzerkreuzer vorhanden sein, denen 16 Linienschiffe und 11 Panzerkreuzer im Stillen Ozean gegenüberstehen würden.

Eine Marineverwaltung, die die Küsten zweier Ozeane zu schützen hat, kann unter normalen Verhältnissen ihre gesamte Flottenmacht nicht ständig an der einen Küste stationieren, vorausgesetzt, daß das ganze kriegsbrauchbare Schiffsmaterial beständig in Dienst gehalten wird. Für die Amerikaner ergibt sich aber die Notwendigkeit, an diesem Grundsatze festzuhalten, schon deswegen, weil sie keine genügend geschulten Reservemannschaften besitzen, daher im Falle einer plötzlichen Mobilmachung die größten Schwierigkeiten mit der Besetzung ihrer Schiffe haben würden, und sie zudem einem so schlagfertigen und geschulten Gegner wie den Japanern gegenüber nur mit dauernd in Übung gehaltenen Mannschaften auf einen Erfolg rechnen können. —

Für die Union muß es nun unter allen Umständen darauf ankommen, den Ausbruch eines Krieges mit Japan bis zur Fertigstellung des Panamakanals hinzuhalten.

Bekanntlich gründete Lesseps im Jahre 1882 eine Aktiengesellschaft, die sich die Durchstechung der Landenge von Panama zur Aufgabe stellte, und das klägliche Ende des Unternehmens mit dem sogenannten Panamaskandal ist noch in aller Erinnerung.

Seitdem die Amerikaner die Fortführung des Riesenwerks in die Hand genommen haben, schreiten die Arbeiten rüstig fort, und wir können die Vollendung des Kanals in einigen Jahren als einen sichern Faktor in unsre Kombinationen einstellen. Fühlt sich Japan finanziell stark genug, um mit dem reichen Amerika anzubinden, dann muß es sobald als möglich losschlagen und darf auf keinen Fall die Zeit bis zur Eröffnung des Kanals verstreichen lassen. Denn der Panamakanal verdoppelt mit einem Male Amerikas Schlagfertigkeit zur See, da er eine Konzentration der amerikanischen Streitkräfte in kürzester Zeit ermöglicht, ähnlich wie dies s. Zt. der Kaiser Wilhelmkanal bei uns getan hat, zu dessen Bau der große Stratege

Digitized by Google

Generalfeldmarschall Graf Moltke seine gewichtige Stimme in die Wagschale legte.

Die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung des Panamakanals mögen nachstehende Angaben illustrieren: er kürzt die Fahrt von Liverpool nach San Francisco ab um 9527 km,
von Liverpool nach Valparaiso um 4535 km,
und von Liverpool nach Auckland um 817 km.

Uns interessiert indessen hier in erster Linie die strategische Bedeutung des Unternehmens, und da dürfen wir darauf gespannt sein, ob es der amerikanischen Diplomatie gelingen wird, den Ausbruch des japanisch-amerikanischen Krieges bis zur Kanaleröffnung hintanzuhalten. Denn daß es einmal zum Entscheidungskampf um die Vorherrschaft im Stillen Ozean zwischen diesen beiden Nationen kommen wird, erscheint mir nicht zweifelhaft.

— — —

Die Angriffsweise der Raubtiere.

Von Dr. Th. Zell (Berlin).

Löwenbändiger hat es schon im Altertum gegeben — und sie werden wohl auch in Zukunft auftreten, so lange es Bestien gibt. Denn es schmeichelt dem Menschen, so gewaltige Tiere wie Löwen, Tiger und andre Raubtiere als gehorsame Diener zu behandeln, und dem Publikum läuft ein wohltuender Schauer über den Rücken, wenn es an die fortwährende Gefahr denkt, in der der Bändiger schwebt. Gerade dieser Kitzel lockt, wie die Erfahrung leider lehrt, die Zuschauer zu solchen Vorstellungen.

Es liegt nun sehr nahe, zu fragen, woher es komme, daß so riesenstarke Bestien den Bändiger nicht einfach zerreißen. Selbstverständlich wird es immer Löwen, Tiger und andre Raubtiere geben, die das auch stets täten, die also mit andern Worten nicht zu bändigen sind. Solche Exemplare können natürlich für den Bändiger nicht in Betracht kommen. Denn selbst diejenigen, die der Peitsche und dem Kommando gehorchen, bleiben stets unberechenbar, wie die mit Blut geschriebene Geschichte der Löwenbändiger lehrt. Solche Fälle sind allerdings nur Ausnahmefälle, für gewöhnlich gehorcht die Bestie den Befehlen ihres Dresseurs. Im allgemeinen erklärt man diesen immerhin auffallenden Gehorsam damit, daß das Raubtier den Blick des Menschen nicht auszuhalten wage und den Menschen deshalb nicht angreife. Hauptregel für jeden Bändiger sei es daher, es nach Möglichkeit zu vermeiden, den Tieren den Rücken zuzukehren.

Ist diese Erklärung richtig oder spielt hier wieder die Phantasie dem Menschen einen Streich?

Bevor ich hierauf eine Antwort zu geben versuche, möchte ich auf ähnliche Erscheinungen hinweisen, die ich schon früher behandelt habe. Nicht minder auffallend ist es nämlich, daß auch in der Freiheit die größten Bestien, die doch die gefährlichsten Pflanzenfresser angreifen, den Menschen wenig behelligen. Die Paviane haben beispielsweise ein kolossales Gebiß und sind sehr kräftig, und trotzdem wird sich kein Leopard — geschweige denn der viel stärkere Löwe — besinnen, einen Pavian anzugreifen. Warum wird also der wehrhafte Affe von den Raubtieren verspeist, der körperlich schwächere Mensch aber von ihnen verschont?

Auch diese Frage, die in heißen Ländern für den Europäer von der größten praktischen Bedeutung ist, hat natürlich schon von jeher den Menschen beschäftigt. So schreibt Plinius: „Bemerkt der Elefant die Fußtapfe eines Menschen eher als den Menschen selbst, so bleibt er stehen, wittert, blickt umher, schnaubt vor Wut, zertritt aber die Fußspur nicht, sondern hebt sie aus, gibt sie dem nächsten, dieser wieder dem nächsten usw., worauf die Herde einschwenkt und in Schlachtordnung aufmarschiert. So soll auch die grimmige Tigerin, die keinem Tiere weicht und selbst die Spuren des Elefanten verachtet, ihre Jungen in Sicherheit bringen, sobald sie die Spur eines Menschen erblickt. Wie erkennen aber diese Tiere die Spuren des Menschen? Wo haben sie ihn je gesehen, da jene Wildnisse von ihm so selten betreten werden? Woher wissen Elefanten und Tiger, daß der Mensch zu fürchten ist? Sie sind ihm doch so weit an Kraft, Größe und Schnelligkeit überlegen! Das ist die große Macht des Naturtriebes, daß die größten und wildesten Tiere gleich wissen, was sie fürchten müssen, wenn sie es auch nie zuvor gesehen haben."

Ähnlich äußert sich Brehm: „Selbst Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menschen und gehen ihm fast feig aus dem Wege; nachdem sie aber gelernt haben, welch schwaches, wehrloses Geschöpf er ist, werden sie seine furchtbarsten Feinde, und es scheint fast, als ob sie dann das Menschenfleisch dem aller übrigen Säugetiere entschieden vorzögen."

Speziell vom Löwen urteilt Brehm: „Den Menschen greift der Löwe äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudan wenigstens, wo er in manchen Gegenden häufig auftritt, sind so gut wie keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre."

Brehm hält den aufrechten Gang des Menschen für den ausschlaggebenden Grund. Aber dieser kann als furchterweckend schwerlich deshalb in Betracht kommen, weil es ja vierfüßige Tiere gibt, die viel größer als der Mensch sind und trotzdem von Raubtieren angegriffen werden, wie zum Beispiel manche Büffelarten. Tiger sind auf den Rücken von Elefanten gesprungen und haben von dort Menschen heruntergeholt. Das große Kameel ebenso wie die fast achtzehn Fuß hohe Giraffe bildet eine bevorzugte Beute des Löwen. Gerade das letztgenannte Tier zeigt deutlich die irrige Anschauung, daß die Größe imponierend wirke; denn der Kopf der Giraffe befindet sich etwa zwölf Fuß höher vom Erdboden als der eines Menschen.

Nur das soll zugegeben werden, daß ein vierfüßiges Tier bequemer am Halse gepackt werden kann, als der aufrechtstehende Mensch. Trotzdem aber überfällt der Leopard den Strauß, der viel größer als der Mensch und ebenfalls nur zweifüßig ist.

Im übrigen richten sich zahlreiche Tiere beim Angriff oder der Verteidigung auf und gewähren dann einen

Digitized by Google

weit überwältigenderen Anblick als der Mensch, so Hengste, Gorillas usw. Daß sich hierdurch die großen Raubtiere von einer Attacke jemals haben abhalten lassen, ist wohl noch nicht behauptet worden.

Ausschlaggebend dürfte vielmehr folgender Umstand sein: Bei jedem Angriff auf ein vierfüßiges Geschöpf weiß das Raubtier im voraus ganz genau, welche Waffen ihn bedrohen können: Das Pferd kann hinten ausschlagen, der Büffel mit den Hörnern stoßen, der Eber mit seinen Gewehren schlagen, der Pavian gefährlich beißen usw. Nur beim Menschen weiß es nicht genau, was kommen kann. Er kann es von fern mit Bogen und Lanze verwunden, mit Felsstücken werfen, in der Nähe mit Schwert oder Dolch verletzen — sehen wir von den furchtbaren Wirkungen des Feuergewehres ganz ab. Selbst der auf niedrigster Kulturstufe stehende Primitive vermag durch vergiftete Pfeile das größte Raubtier zu töten.

Was also bei keinem Tiere vorkommt, das kann sich beim Menschen ereignen; das Raubtier weiß niemals genau, woran es ist.

Sodann kommt allerdings der Umstand der Gewohnheit hinzu; denn kein Geschöpf auf der Welt ist so konservativ wie das Tier.

Alle Katzenarten greifen stets von hinten an, das ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Der Überfall von Pflanzenfressern findet beispielsweise folgendermaßen statt: „Eine kleine Herde von Zebras", so erzählt ein englischer Löwenjäger, „weidete ruhig und unbesorgt in einer Ebene, nicht ahnend, daß ein Löwenpaar mit seinen Jungen lautlos mehr und mehr sich näherte. Der Löwe und die Löwin hatten einen regelrechten Schlachtplan entworfen und stahlen sich so sacht und unbemerklich durch das hohe Gras, daß sie der scharfen Aufmerksamkeit der Tiere entgingen. So krochen sie heran, daß sie fast zum Sprunge nahe waren. Da bemerkte das Wachttier plötzlich den fürchterlichen Feind und gab das Zeichen zur Flucht. Aber es war zu spät. Mit einem einzigen Sprunge setzte der männliche Löwe über Gras und Büsche hinweg und fiel mit der ganzen Wucht seines Leibes auf ein Zebra, das augenblicklich unter ihm zusammenbrach. Die andern stoben angsterfüllt in alle Winde."

Nicht das Auge hält also den Löwen von einem Angriff auf den Löwenbändiger ab, sondern der Umstand, daß er ihm die Vorderseite zudreht.

Eine interessante Bestätigung meiner Ansicht finde ich in einem Aufsatz, den kürzlich Rudolf Löns veröffentlicht hat. Auch heimische Tiere, meint er, haben stets dieselbe Art des Angriffs. Früher war ihm beispielsweise das Benehmen einer Amsel gegen ein Hermelin ein Rätsel. Das Hermelin schlich an die Amsel heran bis auf höchstens einen Viertelmeter, sprang aber nicht zu, sondern versuchte von vorne an das Opfer zu kommen. Das gelang aber nicht; denn die Amsel drehte dem Feinde eigensinnig den Schwanz zu. Das Hermelin war aber von adeliger Gesinnung, von hinten griff es nicht an, von vorne konnte es nicht ankommen, also gab es die Sache auf. Weitere geschärfte Beobachtungen ergaben dasselbe Resultat. Mauswiesel und Hermelin mochten ganz dicht am Futterplatz vorbeiwechseln, die Ammern, Finken und Schwarzdrosseln flogen nicht davon, sondern bekomplimentierten den Feind von hinten, und beschämt zog er nach einigen Umgehungsversuchen ab. Nur Spatzen und Stare flogen meistens auf die Sträucher, bis der Räuber sich entfernte, und kamen ganz vertraut dann wieder zum Futter. Das tollste in dieser Art aber war das Benehmen des Wiesels und einer flügellahmen Schwarzdrossel im Käfig von 1 qm Größe. Das Mauswiesel war toll vor Mordlust, machte Angriff über Angriff, wagte aber nie, die Drossel zu packen, die ihm konsequent den Schwanz zukehrte und weiter fast keine Fluchtversuche machte. Endlich, nach wohl zehn Minuten dauerndem Umtanzen, sprang das Wiesel auf den Kletterbaum und im geeigneten Moment von oben der Drossel auf den Rücken, und damit war das Spiel zu Ende.

Löns erklärt das Verhalten der Tiere folgendermaßen: „wenn die Drossel dem Wiesel den Schwanz zukehrt, dann braucht sie im gefährlichen Moment bloß fortzufliegen, und es ist wahrscheinlich, daß der Sprung oder das Zufahren des Wiesels vergeblich sein wird, im besten Falle erwischt es einige Schwanzfedern; das weiß das Räuberchen aus eigener und ererbter Erfahrung ganz genau, macht also gar keinen Angriffsversuch. Kann es dagegen in derselben Entfernung von vorne an sein Wild herankommen, dann ist die Wahrscheinlichkeit des Gelingens, also die Gefahr für die Amsel, überwiegend groß. Denn, um aus dem Bereiche der Gefahr zu kommen, muß die Amsel dann erst eine Wendung machen, und dieser Zeitverlust genügt zum Mißlingen. Beim direkten Auffliegen, das nie senkrecht in die Höhe, sondern nur schräg aufwärts nach vorne erfolgen kann, flöge sie dem Wiesel gerade in die Fänge."

Von dieser Tatsache und der Zweckmäßigkeit des gegenseitigen Verhaltens sind die Gegner so überzeugt, es ist ihnen so selbstverständlich, daß sie auch im engen Käfig, der alle geltenden Regeln aufhebt, nicht davon abweichen.

In ähnlicher Weise drehen auch die Hasen ihrem Erzfeinde Reineke stets die Kehrseite zu, um jederzeit fliehen zu können. Besondere Furcht bekunden sie jedoch nicht.

Ich dürfte demnach mit meiner Behauptung recht haben, daß *nicht der Blick* des Löwenbändigers die Bestie vom Angriff abhält, sondern einmal die *Unberechenbarkeit der menschlichen Verteidigungswaffen*, sodann aber der Umstand, daß *es dem Naturell der Katze widerstrebt*, ihr Opfer *von der Vorderseite* zu packen.

Münchner Ausstellung 1908.

Von **Joseph Aug. Lux** (Dresden).

Die Künstler mögen alles unterlassen, was irgendeine Sensation bedeuten könnte! So ungefähr lautete die Marschroute für die Künstler, die zur Beteiligung an der Ausstellung eingeladen wurden. Die Künstler mögen unterlassen! Sie mögen gerade das unterlassen, was ihre eigentliche

Digitized by Google

Lebensaufgabe ist: Sensationen schaffen. Kunst unterscheidet sich vom Handwerk durch die Sensation. Kunst will nicht wiederholen, sie will offenbaren. Jede Offenbarung ist sensationell, weil sie die Schranken des Hergebrachten, Gewohnheitsmäßigen, Konventionellen durchbricht. Das hat die Kunst mit dem Ingenieurwesen, der Technik, der Wissenschaft, der Forschung und der Erfindung gemeinsam, wenn sie sich auch sonst in vielen Stücken gar sehr von diesen Betätigungen unterscheidet. Die Technik ersinnt unaufhörlich neue Flugapparate, und jede neue Erfindung wirkt als Sensation und wird als solche bejubelt. Die Malerei hat dieses künstlerische Prinzip behauptet, wenn sie auf den Fortschritt bedacht war. Das Publikum selbst, in seinem intelligenten Teil, hat ein feines Organ dafür. Eine Ausstellung, die mehrere Jahre hindurch dieselben Form- und Farbenanschauungen bringt, dieselben Bilder gleichsam, verliert alles Interesse. Sie ist keine Sensation mehr. Das Kunstgewerbe hat zehn Jahre lang Sensationen hervorgebracht, und es hat damit einen beispiellosen Erfolg erzielt. Es war damals, als sich der Künstler wieder mit dem Gewerbe beschäftigte und das Typische durch persönliche Züge interessant, fruchtbar, sensationell gestaltete. Neue Werte wurden geschaffen. Wie immer, wenn sich eine persönliche Auffassung enthüllt, der Individualismus, der das Unerwartete darstellt. Weil er das Unerwartete enthüllt, ist er auch das Sensationelle, das, was uns von der Welt ein neues Gesicht gibt. Was uns entzückt oder erschreckt. In der Kunst ist es ganz unerläßlich. Es sollte erkannt werden, daß in der Welt nicht die Prinzipien schöpferisch sind, sondern die Persönlichkeiten. Namentlich die Kunst ist eine durchaus persönliche Angelegenheit. Das von Muthesius geprägte Wort „Sachkunst“ ist Widersinn. Der Künstler hat nicht die Verpflichtung, sachlich zu sein. Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Ordnung sind Schuldogmen, Rezepte, die gut fürs Handwerk sind. Aber auch da reichen sie lange nicht hin. Am wenigsten läßt sich Kunst damit machen. Gewiß läßt sich auch damit Kunst nicht erklären. Nur knebeln läßt sich die Kunst damit. Und das hat die Münchner Ausstellung 1908 getan. Die Künstler mögen unterlassen . . . so lautet die neue Pragmatik.

Richard Riemerschmid hat ein Kennwort für die Ausstellung ausgegeben, das lautet: Ehrlichkeit. Ehrlichkeit und Sachlichkeit, das sollen die neuen Stützen der Kunst im Gewerbe Münchens 1908 sein. Es ist mir immer verdächtig, wenn der Kunst gegenüber die Grundsätze von Ehrlichkeit und Sachlichkeit ausgespielt werden. Oder wenn ethische Rücksichten gefordert werden. Die Kunst ist viel zu überlegen, um Grundsätze zu haben. Ihr einziger Grundsatz ist, daß sie keinen Dogmen huldigt, auch keinen ethischen. Die Künstler haben es nur mit sich zu tun und mit ihren Gesichten, die entweder wunderbar sind, oder sie sind es nicht. In dem einen Fall entsteht Kunst, in dem andern eine Stümperei. Man kann nun allerdings auf dem Standpunkt stehen, daß Gewerbe auf die Dauer nicht mit Kunst verschmolzen werden kann, daß Handwerk und Industrie auf die Ausbildung guter Typen drängen müssen, und daß in diesem Streben der ewig unruhige, gebärende, neue Sensation schaffende Geist des Künstlers den Störenfried bilde, dessen sich der Gewerbemann gern entledigt. Ich bin selbst für die Trennung der Scheinehe: Kunst-Gewerbe. Ich habe es schon früher einmal ausführlich an dieser Stelle erklärt: das Gewerbe und die Industrie gehorchen den zeitlich bedingten Geschmackskonventionen und haben eigentlich mit Kunst so wenig zu tun wie ein gut gearbeiteter Stiefel, ein Fahrzeug oder ein passender Sportanzug. Alle diese industriellen und gewerblichen Typen, die unsre Zeit charakterisieren, sind ohne das geringste Hinzutun der Künstler entstanden. Nur in der Wohnungseinrichtung, der eigentlichen Domäne des Kunstgewerbes, sind künstlerische Prätentionen erhalten worden, meistens von ganz ungeeigneten Kräften, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß gerade hier der meiste Widersinn begangen wurde, und daß fast durchwegs das Heim, der Salon, nicht auf der exakten Höhe unsres Salonrockes steht. Hätten unsre Schneider jemals den künstlerischen Größenwahn gehabt, wie unsre Möbelzeichner, die sich Künstler und Architekten nennen, dann wäre das Unglück geschehen. Wir würden uns der Versuche, in unsrer Alltagstracht historische Kostümgedanken zu erneuern, kaum erwehren können. Wir brauchen tatsächlich für unsern Alltag anspruchslose, praktische, komfortable Einrichtungen, die einer intensiven Empirie, die sich im Anmessen, Probieren, Erforschen nicht genug tun kann, entspringen. Es waren zwar auch im Kunstgewerbe Künstler, die diesen Weg gezeigt haben, obzwar er nur technisch praktische, aber keine künstlerischen Ziele aufweist. Es betrifft Aufgaben, die auf den meisten andren Gebieten außer der Haus- und Wohnungseinrichtung längst gelöst sind, wie an einer Unmenge von Beispielen schlagend nachgewiesen werden kann. Das ist der eine Standpunkt.

Aber der Künstler hat das Recht, in jedem Material und für jede Bestimmung etwas zu schaffen, das den Anspruch erheben darf, als Kunstwerk unbestritten zu gelten. Es können auf diese Weise Unika entstehen, kunstgewerbliche Unika, die einen hohen ideellen Wert repräsentieren. Sie können uns von der typischen Uniformiertheit erlösen, und sie bezeichnen einen Weg, den nur der Einzelne betreten darf. Sie haben persönliche Züge und können unter Umständen so hoch bewertet werden wie Bilder, Plastiken und Werke einer erlesenen Kleinkunst. Sie sind nicht dazu da, von unberufenen Händen nachgeäfft und vervielfältigt zu werden, es sei denn, daß sie für die Vervielfältigung geschaffen worden sind. Sie stellen Ursprungswerte dar und sind sensationell wie jede Kunst. Wir können wünschen, eines oder das andre der erlesenen Werke zu unsrer Freude zu besitzen, wenn wir schon nicht im Alltag die starke Stimmung ganzer Räume solcher Art vertragen, wir, die Räume bewohnen müssen und nicht den Aufwand der Fürsten treiben können, die in ihren Schlössern einstens goldene, chinesische, japanische und sonstige Wunderzimmer besaßen, in denen sie nicht gelebt, sondern die sie zeitweilig aufsuchten, auf Augenblicke, die der Muße gehörten. Diese wenigen wußten

Digitized by Google

ihr Leben zu genießen und waren die gebornen Freunde der Künstler. Im Kleinen können wir diese unerhörten Dinge der künstlerischen Schöpfung auch in der sogenannten kunstgewerblichen Form wieder haben, und es gibt einige Künstler, sehr wenige zwar, die das Zeug dafür besitzen. Olbrich war einer von ihnen. Die muß man gewähren lassen. Man muß sie lieben und, weil man sie liebt, verhätscheln. Ihnen zu sagen, der Künstler möge die Sensation unterlassen, wäre unerhörte Torheit oder Anmaßung. Was sie schaffen können, wäre vielleicht nicht für das Verständnis der großen Menge berechnet, obwohl gerade durch sie die großen Ausstellungen von Dresden 1906 und Mannheim 1907 eine besondere Bedeutung gewonnen haben. Keinesfalls dürfen sie dort fehlen, wo eine Kunstgewerbe-Ausstellung größeren Stils versucht wird, eine Ausstellung, wie die Münchner, die vorgibt, alles zu zeigen, was künstlerischem Einfluß zugänglich war. Und wenn selbst die kleinliche Furcht vor der Sensation, die niemals im Publikum, sondern lediglich bei den Veranstaltern und Leitern der Ausstellung besteht, ungeheuerlich genug ist, dann müßte die Ehrlichkeit eben so stark sein, den großen Erneuerern und Wundermännern einen Ehrenplatz zu gewähren, meinetwegen einen kleinen Raum als Kuriositätenkabinett, zu dem nur die geistig Erwachsenen Zutritt haben. Aber dasein müßten sie. Denn erst jene sensationellen Wunderkammern werden zeigen, ob ein wirklicher Fortschritt da ist, und ob Werte erzeugt werden, die unsern Seelenbesitz erweitern und demnach berufen sind, die Kunstfreude zu bereichern. Ganz abgesehen davon, ob diese Schöpfungen geschmackvoll sind oder nicht. Wenn sie nur persönlich sind, wenn sie nur künstlerisch sind, und darum sensationell. Geschmackvoll muß eine Kravatte sein. Ein Kunstwerk muß es nicht. Das ist der andre Standpunkt, der sich mit dem ersten sehr gut verträgt. Eine ehrliche Auffassung in diesen Dingen kann es mit beiden halten.

Die heurige Münchner Ausstellung hat es mit keinem dieser Standpunkte gehalten. Sie hat ein Dogma aufgestellt und diesem Dogma zuliebe die Kunst preisgegeben. Es sollte nichts aus dem Rahmen fallen, und darum mußte alles, was eigenartig genug war, um nicht in den Rahmen zu passen, in Wegfall kommen. Ein Kalvinismus hat sich geltend gemacht, eine schroffe Unduldsamkeit, wie es noch niemals in einer Kunstausstellung der Fall war. Aber die Unduldsamkeit richtete sich nur gegen das eigentliche künstlerische Prinzip. Obrist war zu sensationell; von ihm hat die Jury kein Stück angenommen. Und Pankok oder Behrens, die selbst eine Zeit lang in München gelebt und geschaffen haben und daher von der lokalbegrenzten Münchner Ausstellung nicht prinzipiell ausgeschlossen erschienen, sucht man vergebens. Gewiß sind sie auch für dieses Milieu zu sensationell. Ihre Namen sind selbst Programme. Ja, wenn diese Künstler zur Wiederholung des Biedermeiers oder des undefinierbaren Heimatstils heruntergesunken wären, dann gäbe es keinen Ausschließungsgrund. Die Jury schrie nach Anpassung. Und es ist klar, daß alle mittelmäßigen Kräfte nichts Eiligeres zu tun hatten. Sonst pflegte auf der Ausstellung, die nach künstlerischem Prinzip geleitet wird, das Kunstwerk, das nach eigenen Gesetzen geworden ist, zu dominieren; hier aber triumphiert die Mittelmäßigkeit, die keine eigenen Gesetze hat, sondern nur immer die befolgt, die gerade ausgegeben werden. Fast alle Münchner Künstler und Fabrikanten, die Wohnräume ausstellen, bringen eine Wiederholung des Biedermeierstils. In den Architekturen sind alle Stilgedanken vom neunten Jahrhundert bis 1840 wiederholt. Riemerschmid selbst ist an der Tiroler Gotik nachzuweisen. Das ist seine neueste Phase. Die Nachahmung der Bauernkunst spielt eine außerordentliche Rolle, fast ebenso groß wie die Nachahmung der Biedermeierform. Ich muß ernstlich fragen, wo die behaupteten Grundsätze der Ehrlichkeit und der Sachlichkeit bleiben, wenn sich die modernen Techniken, Industrien und Baumaterialien, anstatt sich logisch zu geben, wie sich ein gut gemachter Stiefel oder ein zweckentsprechender Lederkoffer logisch gibt, in ein ganz unsachliches und — wenn ich Kalvinist wäre, würde ich sagen, ein unehrliches — Gewand hüllen, in eine abgebrauchte Stilform, die jeder Regierungsbaumeister, jeder Möbelzeichner von selbst trifft, auch ohne Künstler. Wenn ich alles abrechne, was nicht von Künstlerhänden herrührt, und wenn ich namentlich die Architekturleistung dieser Ausstellung ins Auge fasse, dann wird es mir immer unverständlicher, wie die künstlerische Leitung das eigentliche Problem, um das es sich handelt, verkennen konnte. Oder nein: es ist mir ganz begreiflich. Sie mußte es verkennen, weil sie nicht vom Problem ausging, sondern von einem Dogma, einer Konvention, die heute Heimatstil lautet und vollgestopft von Biedermeier-Reminiscenzen ist. Der Heimatstil wird kein Raum- oder Architekturproblem lösen. Der künstlerische Kern der Ausstellung mit der Raumkunst ist die Halle I. Eine moderne Eisenkonstruktion. Die ist sachlich, der erfreuliche, unmittelbare Ausdruck einer technischen Notwendigkeit. Aber dann kamen die Künstler und bauten in diese Halle ein pompejanisches Empire hinein, Ehrensäle mit Wandmalereien, durchaus an die älteren Formen des Empire angelehnt. Dann kommen offene Höfe mit Arkaden aus Stampfbeton, aber es ist nicht der Versuch gemacht worden, dem durchaus neuartigen Betonverfahren die ihm natürliche Formensprache zu geben, was ja ein wichtiges Architekturproblem ist. Die Säulen aus Beton sind durchaus dem dorischen Steincharakter „angepaßt“. Über diesen Betonhof spannt sich das nackte Eisengerüst der großen Halle, das sich im Gegensatz zu dieser modernisierten Stilarchitektur, die sich bis in die ausgestellten Wohnräume erstreckt, durchaus echt, sachlich und zweckmäßig gibt. Nein also: Sachlichkeit und Ehrlichkeit sind bloße Programmworte; aber in den wesentlichen Aufgaben finde ich das Gegenteil davon.

Von autoritativer Seite wurde behauptet, daß diese Ausstellung keine einzige Geschmacklosigkeit enthalte. Ich bedaure diese Worte; denn der künstlerischen und der kritischen Wahrhaftigkeit zuliebe hätte das nicht gesagt werden dürfen. Es ist zwar an und für sich sehr wenig, wenn über eine Kunstausstellung nicht mehr gesagt werden kann, als daß sie keine Geschmacklosigkeit enthält. Aber leider ist nicht einmal dieses Urteil zu-

Digitized by Google

treffend. Es sind außer diesen charakteristischen Erscheinungen noch eine Unmenge von Dingen, die geradezu den höchsten Grad von Geschmacklosigkeit darstellen. Zum Beispiel: ein ganzer Saal mit Ritterrüstungen, die imitiert sind, Tonkrüge mit scheinbaren Eisenbeschlägen und eine Unmenge von Kleinigkeiten ähnlicher Art, die sich der Aufzählung entziehen. Allerdings gibt es auch eine Fülle sehr artiger einwandfreier Dinge, vor allem die ausgezeichneten Nymphenburger Keramiken. Auch auf dem Gebiete der kleinen Geschenkartikel hat München schon seit einigen Jahren den sinnlosen Tand gänzlich abgeschafft und nur gediegene Erzeugnisse von gutem Geschmack in seinen Läden gezeigt.

Aber das sind Dinge, für die ja die Schauläden in den Straßen eine ständige und wohlbekannte Ausstellung sind, und für die man das ganze, groß angelegte Unternehmen nicht gemacht hat. Den weitaus größern Teil stellen endlich die industriellen Produkte dar, die Maschinen, die Bekleidungs- und Sportgegenstände, Instrumente usw., die mit der künstlerischen Arbeit gar nichts zu tun haben, durchweg ganz ausgezeichnet sind und von diesen Künstlerhänden, die ewig an der Überlieferung kleben, eher „verböserт“ als verbessert werden können. Sie bilden einen Großteil der Ausstellung und haben doch mit dem künstlerischen Kern gar nichts zu schaffen; man weiß gar nicht, wozu sie da sind, weil man sie längst kennt, oder weil ihre Vorzüglichkeit fraglos ist und keineswegs auf Rechnung des Künstlers kommt oder schließlich, weil sie nur ein sachliches Interesse im engern Sinne bieten. Die Kunstbetrachtung und die Kritik hat es daher mit diesen Dingen nicht zu tun, die wie ein loses Gewand um die Ausstellung gelegt sind. Der Vergügungspark ist ethisch und stilistisch gereinigt und totlangweilig. Das Künstlertheater von Professor Littmann ist rühmlich auszunehmen, weil es technische und künstlerische Neuerungen versucht. Sonst aber ist die Münchner Ausstellung 1908 gegen Dresden und Mannheim ein Rückschritt geworden. Sie führt nicht weiter, sie löst kein Problem, sie führt zurück ins Kleinliche, Philiströse, in die Nachahmung. In ganz Deutschland wird die Ausstellung blindwütig gelobt. Warum? Weils eben München ist. Aber das ist kein Grund. Man erweist der Sache damit keinen Dienst, wenn man politisch tut und die Wahrheit verschweigt.

Musikalischer Genuß.

Eine Studie. Aus Wolfgang Kirchbach's Nachlaß.

III.

Der wundersamste Zauber der Musik liegt nun darin, daß dieses ganze, außerordentlich ausgebildete System der Mimik von Empfindungen, Gefühlen, Leidenschaften in Tönen nur eine Scheinmimik, eine gänzlich undeutbare Mimik ist. Außer den Tönen selbst und ihrer wohllautenden Wirkung, außer den Elementen, mit denen Intervall und melodische Folge der Töne etwas auszudrücken scheinen, gehört zur Musik die ganze Fülle der sonstigen Mittel. Takt und Rythmus der Töne, Tempo d. h. Zeitschnelligkeit, starke Kraft des Tones oder die leisere Kraftanstrengung des Piano, die dazwischen liegenden Schattierungen der schwellenden, anwachsenden und abnehmenden Tonstärken (crescendo und diminuendo), endlich alle Durchbildungen, Entwicklungen des musikalischen Satzes selbst, das ganze System der musikalischen Elemente und Gesetze scheint nur im Dienste jener Mimik der Empfindungen zu stehen. Denn ausdrucksvoll soll die Komposition, die Melodie sein schon durch ihre Empfindung, ausdrucksvoll soll der Vortrag sein, und aus jedem Tone soll und will man jene innere Mimik heraushören, die eben die Entladung eines Seelenzustandes ist. Je sicherer und musikalischer, je hinreißender der Komponist und Virtuos diese Mimik zu entfalten scheinen, desto mehr erreichen sie eine Steigerung jenes ekstatischen Lebens der Seele, jenes Verlorenseins in einer gesteigerten, bereicherten und außerhalb der Welt befindlichen Stimmung.

Es ist leicht erklärlich, daß das, was fortwährend etwas auszudrücken scheint, was fortwährend der mimische Ausdruck eines bestimmten Seelenzustandes, oft auch schnell wechselnder Seelenzustände scheint, und was noch in keiner Weise auf ein bestimmtes nennbares Seelenerlebnis gedeutet werden kann, unsre Seele in einen dauernd ekstatischen Zustand versetzen muß. Die ganze Magik des musikalischen Genusses liegt in diesem Umstand, selbst in der Oper, wo der Text ja scheinbar eine Deutung enthält, die aber mit dem Genusse der Töne selbst und ihrer Wirkung nur ganz äußerlich zu tun hat. Das innerste Wesen der Töne und ihrer Stimmung deuten wir auch hier nicht, ganz abgesehen davon, daß der Genuß erst mit der Qualität der genialen Tonkombination eintritt, während eine schlechte Erfindung uns auch kalt läßt.

Ich will hier nicht eingehend untersuchen, auf welchen Ursachen jener mimische Schein der Musik beruht, warum die hochliegenden Töne und ihre Kombination eine Welt mehr weiblicher Gefühle, die tiefliegenden, die Bässe, ruhigere, männlichere, ernstere Stimmungen ausdrücken, warum Sehnsucht die feinen Intervalle, warum gewisse Taktmaße und rythmische Bewegungen mit ihren Tönen scherzhaftere Empfindungen auszudrücken scheinen. Es wirken augenscheinlich die verschiedensten Analogien zusammen, Analogien, die nicht einmal rein geistiger Natur, sondern von physiologischer Art sind. Der Anklang an die Eigentümlichkeiten der menschlichen Stimme scheint bedeutend mitzuwirken. Kinder und Frauen haben zu Folge ihres Geschlechtscharakters die hochliegenden Sopran- und Altstimmen, Männer erzeugen die tieferliegenden Tenor- und Baßlagen. Es ist natürlich, daß all das, was musikalisch diesen Sphären entspricht, für uns die Farbe der Haupteigenschaften und Hauptempfindungen des besondern Geschlechtscharakters annimmt: so viele väterliche, beruhigende, beschwichtigende Stimmungen, die die Andantes und Adagios der Musik in tieferen Lagen aussprechen, scheinen der unbewußten Analogie des Mannes mit seiner ruhigeren, ernsteren Lebensstimmung zu entsprechen; die anmutigen, höherliegenden Töne scheinen den Lauten zu entsprechen, mit denen

Digitized by Google

Frauen und Kinder zu uns reden. Sowohl hierin, wie in andern mimischen Eigentümlichkeiten der Töne, Klänge und Klangfarben scheint die Ursache eine Einwirkung der Akkorde und Töne auf gewisse Nerven zu sein, die die Träger bestimmter materieller Gefühle und Empfindungen sind, der Geschlechtsempfindung und ihres Reizes, der väterlichen und mütterlichen Instinkte, des Zornes und der Freuden, der Tanzlust und zahlreicher seelicher, wie körperlicher Verrichtungen. Wenn man unter gewissen Verhältnissen auf dem Klavier eine Saite anschlägt, so beginnt bekanntlich die korrespondierende Saite mitzuschwingen und nachzutönen; in einem ähnlichen Verhältnis scheint der Hörnerv zu vielen wichtigen Nerven unseres Nervensystems zu stehen. Sie beginnen, je nach den Klängen und Klangfarben, die der Hörnerv erlebt, mitzuschwingen, um im Bilde zu bleiben. Wir können ganz genau beobachten, daß beim Anschlagen gewisser Akkorde zum Beispiel in unserm Leibe etwas wie eine ganz leise krampfartige Empfindung entsteht, bald in der Gegend unter dem Magen, bald in der Leistengegend. Andre Töne und Rhythmen haben vom Hörnerven aus eine ganz bestimmte Beziehung zu den motorischen Nerven der Beine; jedes Mädchen weiß, wie eine Tanzmusik ihm in die Knie und in die Füße fährt und den Drang zum Tanzen veranlaßt. Wieder andre Tongruppen wirken auf Nervenverbindungen, die im menschlichen Liebesleben tätig werden. Wenn es möglich wäre, eine exakte Physiologie des Verhältnisses der Erregungen des Hörnervs zu andern motorischen und sensiblen Nerven aufzustellen, so würde darin vielleicht eine Erklärung der Ursachen liegen, warum die Musik gewisse Empfindungsgruppen und Gefühlsgruppen mimisch auszudrücken scheint. Einfach aus dem Grunde, weil sie die betreffenden Nerven, die Träger der Empfindungsgruppen selbst erregt und in eine leise reflektorische Tätigkeit versetzt, eine Tätigkeit, die keinen materiellen Gegenstand hat, der sonst im Leben sie erregt, sondern ausschließlich durch das Ohr und seine Reizungen hervorgerufen wird. Wir erleben alle nach dem Anhören großer symphonischer Gebilde, daß unser ganzes Nervensystem nach den verschiedenen Richtungen erregt ist, die moderne Musik, die mit Wagnerschen Instrumentationsmitteln verfährt, wirkt nachweislich durch die eigentümlichen Zusammenstellungen von Klangfarben der Instrumente außerordentlich stark auf das Nervensystem; so mancher Akkord geht uns hier „durch und durch“, d. h. er reizt augenscheinlich vermittelst der Hörnerven andre Nervencentren, wirkt auf die Gangliensysteme und erreicht auf diese Weise eine innere Ekstase des ganzen Empfindungszustandes, der auf manche Frauen und Männer wie Haschischgenuß und Opium wirkt.

Angenommen, eine exaktere Physiologie könnte die Nachweise für diese Beobachtungen experimentell führen, so würden wir indessen damit nur eine Erklärung für den mimischen Schein der Musik haben; wir würden die Mechanik für diese Mimik kennen und begreifen, warum diese und jene Töne Liebe und Sehnsucht, andre wildere Leidenschaft auszudrücken scheinen. Der Hörnerv würde diejenigen Nervengruppen nur reizen, die sonst durch die Erscheinungen des Auges, durch sittliche Vorgänge, durch reale, materiell angeregte Leidenschaften und Empfindungen in korrespondierende Bewegung gesetzt werden. — In das Wesen des musikalischen Genusses selbst und seine psychologischen Momente wären wir damit indessen abermals nicht eingeweiht. Denn, rein auf seine psychologische Beschaffenheit untersucht, wirkt der Ausdruck der Musik nicht dadurch, daß wir eine bestimmte Leidenschaft oder Empfindung darin wiedererkennen, sondern daß dieses Alles nur ein wesenloser Schein bleibt, der uns fortwährend lockt, ohne uns jemals eine befriedigende Deutung zu erlauben. Gerade hierin liegt die außerordentliche Spannung der Seele im Anhören eines Musikstückes, und nur die formelle Logik und Folgerichtigkeit, mit der diese Spannung unterhalten und gesteigert wird, mit welcher die allgemeine Ekstase der Seele durch die Bewegungsarten und Kraftverhältnisse der Töne, durch ihren Licht- und Schattenwechsel gewährt wird, wird im Hören zum tätigen, mitschaffenden und musikalischen Genuß, der sich über die rein nervöse Reizung erhebt und ein im höheren Sinne bereichertes Seelenleben schafft.

Die Analyse irgend einer Sonate wird das sofort klarstellen. Wir mögen anhören, welche wir wollen, so wird jedermann über ihren Gefühlsinhalt eine andre Meinung haben. Man sagt und streitet viel, daß die Musik zwar Vorstellungen, Vorgänge nicht malen kann, dagegen in der Tat Empfindungen, Gefühle und Leidenschaften schildere. Aber auch die letztere Behauptung ist nicht richtig. Die Musik hat es noch niemals vermocht, ein bestimmtes Gefühl, eine bestimmte Empfindung zu schildern, ebensowenig irgend ein bestimmtes Gefühl zu erwecken. So kommt es, daß jedermann eine Sonate, eine Symphonie, ein Quartett anders deutet. Wo der eine einen Ausdruk der Liebe findet, sieht der andre Freude ausgedrückt; der letzte große Satz der Mondscheinsonate von Beethoven kann ebensogut als ein Zornausbruch wie als ein Ausdruck hilfloser Verzweiflung genommen werden; ebensogut aber kann man schwärmerische Selbstberauschung eines kraftvollen Geistes darin sehen, der sich am Düstern ergötzt, oder man kann eine leidenschaftliche Ungeduld, man kann auch eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Liebessehnsucht darin erblicken.

Arthur Rimbaud.

Von **Rudolf Kurtz** (Nieder-Schönhausen.)

> Ich bin der Meinung, je incommensurabler und für den Verstand unfaßbarer eine poetische Produktion ist, desto besser.
>
> Goethe.

I.

Das Leben Arthur Rimbauds ist wie ein heißer Traum unter Goldgräbern, wie eine phantastische Nacht unter schreienden Rothäuten und brennenden Wäldern. Ein Flug von Masken, die über ein erzenes Gesicht gleiten; bald scheint er ein taumelnder Vagabund in herbstlichen Feldern, bald ein schleichender Flüchtling unter braunen Malaien, bald ein Zwitterwesen von Mensch und Affe, der in

Digitized by Google

einer wüsten Urwaldvegetation unter tropischen Raubtieren ein fast prähistorisches Dasein führt, und endlich ein einsamer Wüstenfahrer, der über einen ewigen, unermeßlich weißen Sandteich starrt, verloren in der heißen Sonne: ein Sinken und Steigen, bis das enfant prodigue im marseiller Spital unter Gesichtern leicht wie Blumenranken einschläft, mehr ein Stumpf als ein Mensch.

Sein Leben, wie es P. Berrichon mit vieler Deutlichkeit beschrieben, soll hier nicht berichtet werden. Vielmehr sollen an sein Werk, das kürzlich in deutscher Auswahl im Insel-Verlag erschien (mustergültig übertragen durch K. L. Ammer), einige Bemerkungen geknüpft werden. Wesentlich ist, daß dieses Bändchen, Prosa und Verse, zwischen 16 und 23 Jahren geschrieben ist.

In der dunklen Ecke einer alten Kathedrale steht mit vermummtem Büßergesicht der Schutzpatron der guten Stadt Paris, St. Baudelaire, und zu seinen Füßen hockt dieser rote Strolch, dumpf und aufreizend zugleich. Baudelaire, der mitleidige Fanatiker der großen Stadt, dessen wehrlose und zitternde Seele die Vision aus Kot und Blut, diese Spiegelung der apokalyptischen Hure Paris, hinnahm, dessen Mitleid sich mit dem Rausch der Großstadt mischte, mit dem Schwindel, der in dem Verlieren in diesen ungezählten bewegten Gruppen, dieser Vegetation ans Steinen, elektrischem Licht und erregtem Schreien war, mit seinem grellen Kontrast: dem stillen Himmel um die Abendstunde. Aber unter der Oberfläche spielen sich die Tragödien ihres zerebralen Lebens ab: wüster Rausch und blutrünstige Abenteuer, eine dumpfe Atmosphäre, verpestet von dem Röcheln der Opfer, dem Kreischen geprügelter Frauen und dem unreinen Schreien der Venus vulgivaga. Das entzündete sein Mitleid — und seinen Spleen. Die Dinge, die seine Seele zum Krampfe trübten, reizten seine Neugierde, seine melancholische Laune, zeichneten seiner Sehnsucht neue Hintergründe, unbefahrene Meere, und steigerten seine Lust am Ungewöhnlichen. Das reiht ihn in dem Maskenzug der poètes maudits, als deren Stigma Edgar Allan Poe, der in dem Spiegel seines Gehirns die ersten Strahlen des 20. Jahrhunderts sammelte und sie in köstlichen Melancholien, prunkvollen Gebäuden in Silber und Violett ausbreitete, als deren Stigma Poe „den Dämon der Perversität" genannt hatte, den Trieb zum Bösen, zum Widerspruch, zum Paradoxen. Einer steht vor einem Abgrund: Schwindel, Übelkeit und brennende Lust, sich hinabzustürzen vermischen sich, unsichere Spiegelungen locken: es ist die Qual des Gedankens, „der das Mark in unseren Gebeinen gefrieren macht und mit wüsten Entzückungen schüttelt. Es ist die einfache Vorstellung: welcher Art wären wohl unsere Gefühle, wenn wir aus solcher Höhe hinabstürzten?" Jedes Nachdenken bedeutet Vernichtung. „Auch nur einen Augenblick lang nachzudenken bedeutete unausbleiblichen Untergang; denn das Nachdenken drängt uns, von dem Plane abzustehen, und eben deshalb, sage ich, können wir nicht". In diesem Martyrium des Gehirns, dieser Pein der Logik zerrieb sich Baudelaire, in dem schlimmen Gemisch von Mitleid und Hinterlist, Bethaus und Bordell. Seine Augen schauten entsetzt das verruchte Spiel und seine Nüstern atmeten zitternd den Geruch des Blutes, den Ekel der Fäulnis: aber im Aufruhr gegen sein Mitleid empfand er eine brutale Lust am Grauen und Verbrechen, an dem „Dämon der Zerstörung", der ihn wider seinen Willen zu den „verruchten Tränken" führt

. . . Und wirst in meine Augen hohl und irr
Der offenen Wunden fleckige Gewänder
Und der Zerstörung blutiges Geschirr.

(Üb. v. Stefan George.)

Das ist die Tragik Baudelaires, der nun, ein Kirchenheiliger, in der dunklen Ecke der Kathedrale steht, mit vermummtem Büßergesicht, in den schmerzvoll gekreuzten Armen das Psalter der Einsamen: die „fleurs du mal". Seine Dichtung war ein Kampf. Das Erbgut von Jahrtausenden rang mit dem waghalsigen Spleen des Großstadtkindes. In der Extase des Ringens brannten wie Schreie die roten Oden an Satan, den Herrn des Bösen, in dessen grausame, weißglühende Arme sich schluchzend der Dichter warf: erschöpft von der Gewißheit seiner Sünden, seiner Seelendoppelheit. „Spleen und Ideal", diese Worte stehn über dem Tor seines Lebens, wie sie die fleurs du mal geleiten.

In den Elementen lag nicht das Befremdliche und Furchtbare: aber ihre Verkuppelung, ihr Kampf, das war das Unerwartete, das als état d'âme den Nachfahren überliefert bleibt. Und als eines vollkommenen Beispiels der Art sei hier Arthur Rimbauds gedacht, des Sechszehnjährigen, der die ersten Abenteuer seines wüsten Lebens mit der Feder erlebte, und der bald genug seine Seele in anderm Material entlud, in widerspenstigerem, grausamerem: dem täglichen Leben. Seit seinem 22. Jahre hat er kaum noch geschrieben: und er war verschollen, ehe er die Zwanzig überschritten.

Rimbaud hat das Leben der Dichter in unendlich verkürzten Zeiträumen erlebt. Er hatte Techniken bewältigt zu einer Zeit, wo andern erst das Problem zu dämmern beginnt. Und der Dichter war fertig, als der Intellekt noch in den naiven Entzückungen der Jugend schwamm. Seine Seele umschließt den Widerspruch: Sehnsucht nach dem Erhabenen, phantastisches Erobern fremder Erdteile und zugleich den Spleen des Übersättigten, der der Auswahl bedarf: Robinson kämpft mit Satan, Lederstrumpf mischt sich mit der Apokalypse. Die junge Sehnsucht nach dem Elementar-Starken führt zu Satan, dem Herrn der Kraft, als welche ihn alle Mystiker erkannt haben, wenn sie sich des christlichen Gottes als eines endlos verzeihenden bewußt wurden. Nicht zitternd ruft Rimbaud Satan, sondern mit aller Kälte der Erkenntnis, daß der Starke zum Starken gehört. Die Widerstände, die das Leben dem Dichter der Blumen des Bösen verliehen, seine moralischen Erfahrungen und metaphysischen Erlebnisse, die das Böse erst mit sich zu verschmelzen hatte, fehlten Rimbaud: er fühlt sich ohne Kümmernis als der Urböse, der Feind: und das ist im Grunde nichts andres, als der Seelenzustand, der in den Tiraden Karl Moors heftig ausbricht. Rimbaud ist einzelliger und ohne Entwickelung: einmal eingestellt sah er alles unter der Optik des

Digitized by Google

Bösen, welches identisch mit dem Widerspruch, der Paradoxie ist. Die lichte, farbenübersprühte Landschaft bedeckt sich mit einem „feuer- und kotbefleckten Himmel", über den fahle Blitze wie elektrische Spinnen kriechen, eine brandige Vegetation von Eiter und geronnenem Blut matt bestrahlend. Baudelaire paktierte zitternd und extatisch mit dem Bösen, Rimbaud behandelte ihn als einen Duzfreund. Die Psychologie dieser Menschen ist in den Romanen Stanislaw Przybiszewskis beschrieben: Satanskinder, die unter Alkoholräuschen und analytischen Qualen ihr Erdenschicksal durchleben und in einer Nachtlandschaft von blutendem Feuer und krachendem Gebälk wie der Wind in den Gassen verwehen. Sie sind ganz vom Dämon des Bösen besessen, Dichter mit farbigen Visionen, Dulder voll höhnischen Stolzes. „Ein Kreis, den sie um sich zogen, eine Reihe von Vokalen, die sie nacheinander sprachen, eine Handbewegung genügte schon, um ihre Seele mit dem ganzen Weltall in Verbindung zu setzen, alle Gesetze des Raumes und der Zeit aufzuheben und schrankenlos von dem Urbeginn an bis in die allerfernste Zukunft die endlosen Verkettungen von Ursache und Wirkung zu schauen." (St. Przybyszewski: Die Synagoge des Satans.) Und in dem Prosabuch Rimbauds stehen unter fliegenden, hastig hervorgestoßenen Worten diese: „Ich tanze den Sabbat in einer roten Waldlichtung mit Alten und Kindern". Dahinter aber steht der junge Dichter. Rimbaud behandelt die Erscheinungen — wie alle Achtzehnjährigen — als metaphysisch-idealistische Probleme. Baudelaire sieht die Besonderheit des einzelnen, Rimbaud die Marke des Begriffs. Baudelaires erotische Verse zeichnen eine Frau einzig in ihrer Besonderheit; Rimbaud zeichnet das Problem: die Dirne. Seine Geschlechtlichkeit kommt über die Pubertät nicht hinaus seine erotische Lyrik ist vergleichsweise zahm und begnügt sich mit den Amusements eines jungen Bohème. Seine ganze Fähigkeit entladet sich in den vielfachen Visionen der Kraft und der Sehnsucht. Das scheidet ihn so eindringlich von den Früheren: die Lust, das Jauchzen in der Zerstörung, nicht das Zittern. Wie Baudelaire liebte er die große Stadt, aber er sah nur das Gewühl von Phlegma und Impotenz, von Menschen, die sich ihre schlechten Sitten zugunsten einer lackierten Halbbildung abgewöhnen. Er sieht Paris anders wie Baudelaire, der mitleidige Verliebte, der sich melancholisch in der rätselhaften Schönheit des Lasters verliert: er wirft es wie einen Flammenball an den rauchigen Himmel, jagt ein glühendes Pathos über die Gassen:

Der Sturm hat dich geweiht, der Sturm hat dich verklärt,
Der Kräfte Riesenkreislauf war dir nur Genesen.
Es fault dein Werk, es grollt das Meer. Du, auserlesen,
Was kümmert dich das Volk, das nicht den Weckruf hört.

(Ub. v. K. L. Ammer.)

Gleichnis.

Von **Hans Wantoch** (Wien).

Ganz verschwistert den Fontänen
ist mein Leben, ist mein Traum.
Aus den Tiefen treibt ihr Sehnen
aufwärts nach dem Unbegrenzten
einen steilen, sonndurchglänzten
glaskrystallnen Wasserbaum.

Aber schon nach kurzem Steigen
rundet sie das Schwergewicht,
und sie müssen niederneigen
wie die Weiden ihr Gezweige.
Ruhig fließt herab die Neige.
Doch aus dunklen Tiefen bricht

Sehnsucht neu, um zu gestalten
Traumgebilde aus dem Schaum.
Aber niemals kann sie halten.
Alles wird nur Spiel und Springen.
Dichter sagen, daß sie singen.
Solches Glück erfaß ich kaum.

Puppenspieler.

Studie von **Oskar Wiener** (Prag).

Der Marionettenmacher Küßchen sieht selbst wie eine Drahtfigur drein, seine Bewegungen sind kurz und zappelig, seine Art zu sprechen getragen und bedeutsam. Er wohnt in einem grünen Wagen, der rote Fenster hat und blumengeschnitzte Laden. Mit ihm lebt Frau Chlivek in dieser Komödiantenbude. Frau Chlivek ist rundlich und rosig, ihr Puppenkopf von schönen schlohweißen Haaren umrahmt. Die Greisin trägt das Haar in zwei dicke Zöpfe gepflochten, die ihr bis unter die Knie reichen.

Blitzblank ist es in dem Zimmerwagen und hundert Sachen stehen darin. Quer durch die Kammer zwängt sich eine Baßgeige, die nimmt fast den halben Raum in Anspruch, wie der Froschkönig im Tümpel. Auch eine Violine, eine Ebenholzflöte und ein Waldhorn sind da. Und unzählig viele Marionetten, Könige und Königinnen, geistliche Herren, Ritter und Pagen, dann ein paar Figuren aus dem Alltag; Lehrer und Forstgehilfen, Bauern, Müller und Metzgermeister, selbst ein hochmoderner Pflastertreter mit seinem Glanzhut auf dem wohlfrisierten Kopfe fehlt nicht. Die ganze Wand ist voll von diesen starren, bunt bemalten Gestalten, auch Hexen und Teufelsbraten, bucklige Narren und allerhand Galgenvögel hängen dort, und mitten durch den schlotternden Leib geht ihnen ein langer Eisendraht; wie auf einem Bratspieß steckt eine jede dieser Puppen und grinst mit ihrem harten Holzgesicht ins Leere. Frau Chlivek aber, die Freundin des Herrn Küßchen, sitzt an einem der roten Fensterchen und schustert. Sie hat eine Stiefelsohle zwischen die Knie geklemmt und hämmert darauf los. So eifrig hämmert Frau Chlivek

Digitized by Google

und so laut, das selbst der Kanarienvogel in dem gelben Bauer Mühe hat, den Lärm zu überschreien. Allein sein schmetterndes Stimmchen klettert doch bis an die Decke des Komödiantenwagens und erfüllt den ganzen Raum darin. Zu Füßen der Frau spielen viel täppische Hündchen. Sie sind noch sehr jung und daher überaus lustig. Erst vor ein paar Tagen haben sie Licht in die Augen bekommen. Immerfort wedeln sie mit den dünnen Schweiflein, und ihre unbeholfenen und runden Zottelköpfe fühlen sich wie ein Wollknäul an. Die dicke Hundemama aber, die kein Auge von den Kleinen läßt, gleicht einem zerrauften Muff. Die Hundemama heißt Ami und ist goldgelb, ganz so, wie ihre Kinderchen. Ami hat sichs auf dem Tischchen bequem gemacht und teilt die schmale Tafel mit einem pechschwarzen Kater von riesiger Größe. Der Riesenkater kümmert sich nicht um Ami, er guckt interessiert in die Tischlade, Herr Küßchen kramt darin und sucht nach seiner Brille, denn er will die Zeitung lesen.

Er ist müde vom Figurenschnitzen. Ein bischen Politik wirkt da wie ein Schnäpschen, es macht die Augen hell, gibt feste Hände und wärmt. Der Krieg mit den Türken zum Beispiel, der erfrischt förmlich. Herr Küßchen wird einen dicken Pascha schnitzen, bis er die Zeitung zu Ende gelesen hat. Ein dicker Pascha mit einem feuerroten Turban soll es werden und Ohrringe von Messing muß der Heide in den Löffeln tragen; das ist eine ausgemachte Sache. Auf den Turban aber kommt ein Glasknopf und wird blitzen wie der edelste Diamant. Bis alle schlafen gehen, will Herr Küßchen den Türken in Arbeit nehmen, keiner darf davon wissen, sonst redet ihm ein jeder von den Grünschnäbeln hinein ins Werk.

Selbst der junge Herr Julian braucht nichts davon zu wissen, er ist ein Naseweis und Dickschädel und will alles besser verstehen, seitdem er Komödie spielt an Stelle des Alten. Ach, die Stimme ist schwach geworden und die Augen wollen nicht mehr und die Hände zittern. Da heißt es sich bescheiden und zusehen, wie der Junge die lieben Puppen aufmarschieren läßt und Wunder verrichtet. Herr Küßchen vermag nur noch diese wilden Wunder vorzubereiten; er baut die scheckigen Körper jener Könige und Bettler, die von Holz und Glanzpapier sind und die auf Stunden zu einem seltsamen und verruchten Leben erwachen. Er schnitzt eckige Köpfe und bleiche, edle und großmütige oder tückische und brutale Hände. Dem Türken wird er ein Paar Hände schnitzen, die fleischig und sehr verliebt sind; in der Nacht, wenn alle schlafen, will er diese Türkenhände schnitzen, jetzt aber muß er die Zeitung lesen in aller Ruhe. — Auch der junge Herr Julian liest. Er liegt im Bette und liest: „Rinaldo-Rinaldini oder Räuberhauptmann und Menschenfreund."

Der junge Herr Julian ist irgend ein Sohn des Herrn Küßchen und zu Frau Chlivek sagt er: Mutter. Er hat einen schwarzen Salonanzug an und eine blaue, langmächtige Flatterkrawatte mit weißen Punkten darauf. So liegt er im Bette, vornehm wie zu einem Ball gekleidet, und liest: „Rinaldo-Rinaldini".

Heute Abend wird Julian Theater spielen, ein Drama aus der Vorstadt. Es wird ein furchtbares Drama werden. Der Tod geht oft über die Bühne darin und Menschen, die ihre Köpfe unterm Arm tragen. Der junge Herr Julian hat dieses Stück gedichtet, alle Romantik seiner Komödiantenseele hat er hineingelegt. — Die Grafentochter stirbt, der junge Herr Julian will es so. — Die Grafentochter stirbt im letzten Akt; Frau Chlivek hat um sie gebeten: „Sie ist noch gar so zart, kaum achtzehn", meinte Frau Chlivek mitleidig, „laß sie doch leben! Sie kann ja den Volksschullehrer heiraten; der ist gebildet, wenn er auch arm ist." — „Sie stirbt", sagt der junge Herr Julian finster. Und so wird die wunderschöne Grafentochter im letzten Akt sterben. Julian will es so. —

Julian legt seinen speckigen Rinaldo auf die Bettdecke und blickt verträumt ins Weite. Ja, sie wird sterben, die blonde Edelpuppe. Er wird ihr die schönsten Geberden geben und die schönsten Kleider und zum zartesten Harfenklang will er seine Stimme zwingen, wenn er dem Grafenkinde die letzten Worte leiht. Und er wird Theater spielen wie noch nie.

So dachte der junge Herr Julian, und darüber schlief er ein. Dann kam ein Traum zu ihm.

Die Stadt, durch die Herr Julian im Traume wanderte, war keine Stadt wie andere Städte sind, es war eine stumme Stadt, eine Stadt ohne Stimme. Und Herr Julian wunderte sich gar nicht darüber. Er erstaunte nicht ob der seltsamen und wesenlosen Art, die allen Dingen hier eigen war. Wie von einer fremden Kraft getrieben, bewegten sich Menschen und Tiere die Straßen entlang, ohne Eifer und ohne Absicht. Die Männer rauchten aus kalten Pfeifen und sie nahmen diese von Zeit zu Zeit aus dem Munde, hielten sie mit steifen Armen weit von sich weg und zogen dann plötzlich wieder mit einem Ruck die Pfeifen an sich heran. Ebenso machten es die Offiziere mit ihrem Einglas. Dabei blieben alle Gesichter starr, und wenn mal einer den Kopf bewegte, so geschah dies ganz langsam und mit reglosen Augen. Seltsam war das Gehaben der hübschen Frauen, maschinenhaft und frei von jeder Gefallsucht. Ihre großen, himmelblauen Gucklichter gönnten den Männern keinen Blick, und keinen Blick den bunten Dingen, die hinter den Schaufenstern ausgelegt waren. Komisch kamen dem Herrn Julian diese Frauenzimmer vor, er hätte gern von der einen oder andern erfahren, wie es um ihr Herzchen bestellt sei, darum hustete er und zupfte an seiner Kravatte.

Dann wurde er von einem hölzernen Löwen in Anspruch genommen, der auf einem Röhrkasten hockte, wie eine wilde Bestie drein sah und das Maul weit offen hielt. Dieser Löwe wollte Wasser in den Brunnen speien, allein das Wasser drehte sich um die eigene Achse und war von Glas. Neben dem Röhrkasten aber stand ein Polizeisoldat. Er stand stolz da und wackelte mit dem Kopfe. Plötzlich hob er den Arm, schob ein Bein vor das andre und lief taktfest einem Burschen nach, den er beim Kragen faßte und mit tragischer Geberde arretierte. Ein Stückchen gingen die beiden friedlich des Weges zusammen, auf einmal

Digitized by Google

ließ der Wachmann den Burschen wieder frei und schritt würdevoll auf seinen alten Platz zurück. Dort angekommen, wackelte er eifriger denn je mit dem Kopfe. Auch der Bursche machte kehrt und umkreiste lautlos den Wachtposten. Und wieder hob dieser die Hand, schob ein Bein vor das andre und lief taktfest dem frechen Buben nach, den er beim Rock erwischte und mit tragischer Geberde in Haft nahm. Ein Weilchen gingen die beiden einträchtig neben einander her, dann aber gab der Polizeisoldat dem Burschen abermals die Freiheit zurück und suchte seinen Posten auf, um dort eifervoll mit dem Kopfe zu wackeln. Und wieder umschlich ihn der Bursche, und das komische Ballett begann aufs neue.

Darüber mußte nun der junge Herr Julian herzlich lachen. Er lachte laut und hielt sich die Seiten. Da kam ein Weib auf ihn zu, es war ein dickes Bauernweib mit roten Wangen und roten Röcken. Sie kam mechanisch und ruckweise auf ihn zu, als ob eine Maschine in ihrem Innern säße. Ganz lustig war ihr Gesicht, die drallen Backen glänzten, allein sie hatte keine Augen im Kopfe; irgendwo mußte sie diese verloren haben. So schritt sie auf den jungen Herrn Julian zu, augenlos, aber lächelnd. Da verging dem Herrn Julian alle Heiterkeit. Er wollte dem Weibe ausweichen, wollte einen Bogen um sie machen, einen weiten, vorsichtigen Bogen. Doch die Füße waren ihm steif geworden, die Angst griff ihm kalt ins Genick. Und immer näher kam das Weib maschinenhaft und ruckweise. Leere Augen sahn Herrn Julian entgegen, eigentlich waren dies ja gar keine Augen: zwei schwarze, tiefe Löcher waren es. Da schrie Julian laut auf und erwachte.

Er erwachte, rieb sich die Stirn und sprang aus dem Bette. Der alte Küßchen stand vor ihm. „Geh' Theater spielen", sagte der Alte. Und das tat Herr Julian auch.

- - ... -

Aus der Finanzwelt.

Allmählich haben sich die Räume der Börse wieder gefüllt, und die Heimkehrenden haben, wie es scheint, auch neue Hoffnungen mitgebracht. Die freundliche Stimmung wenigstens bleibt bestehen, und wenn auch die geschäftlichen Umsätze noch nicht gerade auf eine sogenannte Ära schließen lassen, so hat dennoch das Geschäft im großen und ganzen einen etwas lebhafteren Anstrich erhalten. Zwar fehlt noch immer der richtige Impuls, d. h. eine grundlegende Anregung für die Weiterentwicklung der Börse. Die Entwicklung der letzten Jahre liegt der Börse wohl noch zu sehr in den Gliedern, als daß sie es schon wagen sollte, die in jenen Zeiten empfangenen Lehren in den Wind zu schlagen; daher geht sie vorsichtig ihren Weg und vermeidet alle Extravaganzen. Man hat wohl auch das Gefühl, daß solche exzentrischen Bewegungen, wie im vorigen Jahre, einem schärferen Widerstand der Reichsbank begegnen werden, die unter der neuen Leitung von dem Rechte der Diskont-Heraufsetzungen einen ganz andern Gebrauch macht wie früher. Für die prinzipielle Stellungnahme der Reichsbank ist ihre jüngste Erklärung symptomatisch, daß der Metallbestand des Institutes der höchste seit Bestehen der Reichsbank sei, daß aber zu einer Ermäßigung des Bankdiskontos keine Veranlassung sei, obwohl doch die Spannung schon seit langer Zeit 1—1¼ % beträgt. Unter diesen Umständen legt sich die Börse eine gewisse Beschränkung auf, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Grundstimmung nach wie vor eine feste bleibt. Wenn auf der einen Seite die Rede des Kaisers in Straßburg dazu beitrug, diese Stimmung zu befestigen, so legt man andrerseits der jüngsten Entwicklung der Marokkoangelegenheit keine zu große Bedeutung bei. Diese letztere Angelegenheit, obschon sie der Börse manche verdrießliche Stunde bereitet hat, beginnt doch dadurch, daß sie sich immer weiter hinauszieht, für die Börse ihren bedrohlichen Charakter zu verlieren. Den Mittelpunkt des Interesses bildet augenblicklich die Frage der weitern Entwicklung der Dinge in Amerika. In dieser Beziehung gibt man sich sehr optimistischen Hoffnungen hin; man glaubt, daß die geschäftliche Entwicklung in den Vereinigten Staaten, deren robuste Konstitution auch die letzte wirtschaftliche Krisis überstanden hat, sich günstig gestalten und dementsprechend auf die Märkte der alten Welt zurückwirken werde. Dazu kommt die glänzende Ernte, und endlich trägt der überaus flüssige Geldstand dazu bei, die Stimmung zu befestigen. Es ist jedoch kein Zweifel, daß diese gebesserten Verhältnisse in erster Linie den dividendentragenden Papieren zugute kommen, während selbst die erstklassigen vierprozentigen Anlagenpapiere noch immer zurückbleiben. Man kann immer wieder nur auf die auffällige Tatsache hinweisen, daß der Diskont nun Monate lang unter 3 % steht, und vierprozentige erstklassige Anlagewerte dennoch auf ihrem Paristande verharren. Infolgedessen bleibt auch dem Reiche nichts andres übrig, als die fälligen Schatzanweisungen in vierprozentige Anleihen zu konvertieren. Auf der andern Seite sieht es so aus, als ob die Industrie bezw. die Großindustriellen das Eisen zu schmieden gedenken, solange es noch heiß ist. Der Zug ins Große besteht nach wie vor, wie dieses die bedeutenden Finanztransaktionen großer industrieller Unternehmungen deutlich beweisen. Nachdem das Gelsenkirchner Werk einen riesigen Montantrust zustande gebracht hat, folgte dann der Phönix mit einer ähnlichen Transaktion, und nunmehr wird eine Vereinigung zwischen der Deutsch-Luxemburgischen Aktiengesellschaft und der Zeche Luise Tiefbau beabsichtigt. Bei diesem letzteren handelt es sich in der Hauptsache um einen Herzenswunsch des Herrn Stinnes, der wohl mehr Luise Tiefbau-Aktien, als ihm gerade lieb ist, sein eigen nennt, und der, auf dem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege der Fusion diese Aktien an den Mann bringen möchte. Die Geschichte der Deutsch-Luxemburgischen Aktiengesellschaft füllt ein ganzes Kapitel. Den ersten Anlaß gab die Zeche Dannenbaum, die ursprünglich Gewerkschaft war, dann in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, dann wieder in eine Gewerkschaft, dann nochmals in eine Aktiengesellschaft, und dann mit anderen Unternehmungen zu einer Gesamtheit verschmolzen wurde, die den Titel Differdingen Dannenbaum führte, dann sich in die Deutsch-Luxemburgische Aktiengesellschaft verwandelte, um nunmehr mit der Zeche Luise Tiefbau verschmolzen zu werden. Unwillkürlich denkt man an die Dortmunder Union. Aber es ist anzunehmen, daß die Sache gelingt, da sich der Vorsitzende des Aufsichtsrates, der genannte Herr Stinnes, im Besitz einer hinreichenden Anzahl von Aktien befindet, um seine diesbezüglichen Projekte durchzusetzen. Man wird daher vielleicht von einzelnen Protesten hören, die in der Generalversammlung zu Protokoll gegeben werden, vielleicht wird auch die Verwaltung sich mit einigen störrischen Aktionären vorher im Guten einigen, aber daß die Vereinigung zustande kommt, daran kann wohl im Ernste nicht mehr gezweifelt werden.

Zu den unbekannten Größen, mit denen die Börse gegenwärtig zu rechnen hat, gehört auch die neue russische Anleihe. Seit mehr als Jahresfrist sind die Gerüchte über das Zustandekommen einer neuen russischen Anleihe im Umlauf. Daß sie kommen muß, daran kann kaum ein Zweifel sein, da Rußland fällige Schatzscheine in größeren Beträgen zurückzuzahlen hat. Die Transaktion wird deshalb von großem Interesse sein, weil sie ein Prüfstein für den Stand des englisch-russischen Verhältnisses ist. Es wäre von größter Bedeutung, wenn, obschon die Anleihe eigentlich für den Pariser Platz bestimmt ist, die Londoner Börse sich ebenfalls an dieser Transaktion beteiligen würde. Natürlich nicht in der Art, wie dies vor mehreren Jahren mit der Beteiligung bei der letzten

Digitized by Google

Kriegsanleihe der Fall war. Damals benutzte man die Gelegenheit, um die Beteiligung so schnell wie möglich wieder abzustoßen. Die große Frage ist die, ob das englische Kapital für russische Anleihen sich wieder erwärmen kann, und wenn diese Frage in bejahendem Sinne beantwortet wird, dann würde dieses für die ganze Weltlage von entscheidender Bedeutung sein. Denn die finanzielle Kraft ist der einzige Atout, den England Rußland gegenüber noch in den Händen hat, und die Engländer sind viel zu gute Geschäftsleute, als daß sie diesen so ohne weiteres, das heißt ohne die greifbarsten Gegenleistungen, aus der Hand geben. Die Beteiligung Englands an dieser Anleihe wäre ein Fingerzeig für die englisch-russischen Verhandlungen im vorigen Jahre. Was die deutschen Märkte betrifft, so ist es mit der Beteiligung dieser Märkte solange ein eigen Ding, so lange unser eigener Anleihemarkt noch in der gegenwärtigen Verfassung verharrt. Deshalb würde eine deutsche Beteiligung den russischen Emissionen wohl nicht allzuviel nützen können.

Mercator.

Aus den Berliner Theatern.

Hebbel-Theater. Bernard Shaw: „Der Liebhaber." Komödie in vier Akten.

Was würden wir wohl sagen, wenn uns jemand zu einer Automobilfahrt einlüde und dann mit uns nichts als Schnörkel durch den Schloßpark von Versailles führe? Vom Morgen bis zum Abend nichts als Schnörkel und immer wieder dieselben Taxushecken von den verschiedensten Seiten. „Rokoko" würden wir sagen. — „Nein, wir wollen Ausblicke. Berge wollen wir wie Wellen des Meeres hinter uns verschwinden sehen, Wälder, die sich niederducken, wie zum Sprunge, und ehe sie sich noch aufrichten können, freies Feld, Dörfer, Städte. Hören Sie, Chauffeur — Ausblicke." Der setzt ein Lächeln auf à la Louis XIV. „Ist diese Hecke nicht ein Kunstwerk, sie stellt unsern Hofmarschall dar, den alten Herrn von Sévigné. Und ich heiße Bernhard Shaw, merken Sie sich das." Wieder geht es um eine Ecke und wieder steht der Mensch da, den Stock mit der goldenen Krücke und der langen Quaste in der Rechten, die Linke leicht auf die Hüfte gestützt, den Kavalierdegen, wie der kleine Finger einer sehr koketten Dame, abgespreizt, einen Zweimaster auf dem Kopf, vornübergeneigt, und lächelt. Eine lebendige Statue der Ironie: „Fahren Sie nur immer hier herum, ich sehe schon, daß Sie doch nicht von der Stelle kommen." Ja, der alte Herr hat Recht. Wir haben das Automobil und das Luftschiff erfunden und sitzen im Theater und münzen aus der Galanterie eine angenehme Form, uns selbst zu verspotten, ein Präparat zur Beförderung der Verdauung, das die Wirkung eines Spazierganges in das Land neuer Möglichkeiten ersetzt. — Die Kunst zu essen und doch nicht dick zu werden, im Automobil um ein Blumenboskett und um eine Taxushecke herumzusausen, ohne sich das Genick zu brechen, Einblicke statt Ausblicken und Einsichten zu geben, — Präparate statt Muskelarbeit, Schnörkel statt der geraden Linie der Entwicklung. — Der Meister-Liebhaber (wie Meisterringer, Meisterfahrer zu verstehen) ist natürlich kein Jüngling mehr. Er wechselt gerade den Gegenstand seiner Liebe, das heißt, er sieht sich die Liebe, seine Liebe von einer andern Seite an. Aber wie er sich auch wendet, wie er auch mit 80 PS durch den Park sauft, er steht immer wieder vor ihr, Julie, Grace, Grace, Julie. Und es gehört die ganze Veränderlichkeit einer automobilen Stabilität dazu, dabei nicht den Verstand zu verlieren. Der Autor nimmt an, daß der Liebhaber Julie nicht mehr liebt, aber nicht der Mann, sondern die Frau gibt den Ausschlag, und Julie will nicht. Sie hat Temperament, Temperament, das jeden Liebhaber reizen sollte, jeden gereizt hätte, der nicht wie der moderne Gourmant auf eigne Bewegungen verzichtet. Daraus schlägt der Autor schnell Kapital. Er läßt sich die beiden in Spitzfindigkeiten überbieten. Juliens Schlagfertigkeit ist natürlich handlicher als der Theaterinstinkt ihres Liebhabers. Und Grace, die Blonde, die Kriemhilde, lockt ihn mit der Ruhe ihres Abwartens ins Garn. Jetzt geht es aber ins Freie, jetzt werden wir endlich unsere Berge, Felder, Wiesen sehen und die Wälder, die sich ducken. — Weit gefehlt! Beinahe hätten wir uns überschlagen. Es geht schon wieder um die Ecke. Da steht der Liebhaber — und lächelt, er hat gesiegt, ohne sich von der Stelle zu rühren (selbst nicht, wenn er Ohrfeigen bekommt). Es ist zu lächerlich, es sträubt sich die Feder: unsre Brunhilde hat sich verheiratet, sie hat einen alten Spießer von einem Hausarzt genommen und kratzt nur noch ein bischen. Dann sagt Grace-Kriemhilde: ich danke schön, mein Herr Liebhaber, aber ich werde mich schön hüten, aus einem Liebhaber einen Helden zu machen. Sehr lustige Einblicke in die bizarren Verlegenheiten einer vorlauten Liebhaberseele, dann die Stimme des alten Hofmarschalls: Ich sehe schon, daß Sie doch nicht von der Stelle kommen. Und doch sind wir die ganze Zeit im Automobil gesessen, und es war manchmal sehr hübsch, wenn wir so an einer Ecke beinahe in die Taxushecke geflogen wären. Ach, wären wir es doch, vielleicht hätten wir dann auch ein Einsehen bekommen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß der Liebhaber mir mit seinen automobilen Gefühlskurven dazu in einer Mustervorstellung einen sehr ergötzlichen Abend bereitet hat. Dr. W. M.

Faust.

Eine neue Version von Goethes Faust in Mr. Beerbohm-Trees Theater.

London, 7. September.

London hat eine Sensation erlebt. Eine Premiere im Theater des Herrn Beerbohm-Tree, der in Deutschland von seinem Gastspiel im vorigen Jahr her noch im Gedächtnis ist, bedeutet immer ein großes Ereignis. Aber diesmal waren die Gemüter durch die Ankündigung einer neuen Faust-Aufführung so erregt, daß man schon vor drei Wochen kein Billet mehr bekam, und wer an jenem Sonnabendmorgen über Haymarket ging, sah eine ganze Schar Menschen dort stehen oder auf Feldstühlen vor dem Theater sitzen und auf die um halb acht Uhr erfolgende Eröffnung der Kasse warten. Der Gott der Reklame hatte schon seit Wochen verkündet, daß Mister Tree es sich zur Aufgabe gesetzt habe, Goethes Werk „bühnenmöglich" machen zu lassen, als was man es bisher in Deutschland sogar, wo Goetheverehrung, ähnlich der allgemeinen Wehrpflicht, die Aufgabe jedes Staatsbürgers sei, nicht angesehen habe. Ausgeführt war diese Idee von Stephan Phillips und J. Comyns Carr, die in all der Bescheidenheit, die dem modernen Autor geziemt, gern gestehen, daß sie natürlich Goethe sehr verpflichtet für seine Vorarbeit seien, daß es nur eben einer geschickteren Hand als der seinen bedürfe, um das Wesentliche aus dem Wust herauszugreifen und von dem Überflüssigen zu säubern.

Hier fragte es sich nun: was aber ist das Wesentliche und was das Überflüssige? und da kam man zu dem überraschenden Resultat, das Überflüssige sei der ganze ideal-philosophische Gehalt dieser Geschichte der Menschennatur, und das Wesentliche, Mister Tree eine neue, blendende Rolle zu schaffen.

Da man das selbstverständlich nicht so ohne weiteres eingestehen konnte, mußte man der äußern Handlung ein bestimmtes Ziel und zugleich dem Werk einen Grundgedanken geben, und beides haben die Autoren in einer Weise getan, die ein völliges Mißverstehen von Goethes Absichten bezeugt.

Um zuerst die Handlung kurz zu charakterisieren, so besteht sie ähnlich dem Opernmotiv, in einer dramatisierten Liebesgeschichte von Faust und Gretchen, die beide vom Teufel verführt werden. Wenn Goethe das gemeint hätte, so wäre allerdings der angewandte Apparat von philosophischen Erörterungen und Bildern aus dem Menschenleben verblüffend groß.

Der Charakter des Teufels, des hauptsächlichen Trägers der Handlung, ist der zweite Mißgriff.

In einem szenisch vollendet schönen Vorspiel — nicht im Himmel, was bei englischen Gemütern Anstoß erregen könnte, sondern auf neutralem Gebiet zwischen Himmel und Erde, wo allerhand Wesen Zutritt haben — erscheint, zwar nicht vor Gott, aber inmitten der Himmlischen, ein gefallener Engel, der das Tragische seiner Gestalt

Digitized by Google

in die Worte faßt: ich will das Böse und schaffe doch stets das Gute. Das ist das Leitmotiv zum Wesen des Treeschen Mephisto, und als Unterliegender in diesem Kampfe erscheint er auch in der letzten, mit Anlehnung an der Tragödie zweiten Teil geschaffenen Szene zwischen Himmel und Erde und gesteht, daß er auch in Fausts Leben das Böse habe wecken wollen und das Gute — nämlich die Reinigung Fausts von sinnlichen, egoistischen Trieben — herbeigeführt habe. Also ein ohnmächtiger Teufel, der immer geprellt wird — eine Vorstellung, mit der man sich vor fünf Jahrhunderten gern beschäftigte!

Ob nun die Autoren nie darauf gekommen sind, den wahren Sinn in der Gestalt des Mephisto zu suchen, oder ob sie wußten, daß man etwas derartiges ihrem Publikum nicht auftischen dürfe, entzieht sich der Beurteilung; jedenfalls gaben sie Herrn Tree Gelegenheit, in der ersten Rolle grandios zu deklamieren und später das Lauernd-Bösartige wie eine Art Verkleidung anzuziehen und als ein Charakter ähnlich dem des Jago oder Leporello zu erscheinen.

So erscheint er dem einsam brütenden alten Faust, der — überdrüssig alles menschlichen Wissens — den Teufel zitiert; und zwar kommt er durch den Ofen gefahren, was wie ein Anklang an den Geschmack des grauen Mittelalters erscheint, nachdem Goethe mit souveräner Einfachheit das böse Prinzip aus der banalsten, unauffälligsten Form, der des ständig den Menschen umgebenden Hundes, sich entwickeln ließ.

Der Pakt wird geschlossen, und Mephisto verspricht, Faust alle sinnlichen Genüsse der Welt zu verschaffen. Man bedenke — die Szenen mit dem Erdgeist, durch die Faust, vom Gefühl seiner Nichtigkeit durchdrungen, in Verzweiflung getrieben wird, der Osterspaziergang, der uns ihn mit so herrlich menschlichen Zügen ausgestattet zeigt, die Gegenüberstellung des Bücherwurmes Wagner, der des Meisters schaffenden Geist nicht verstehen kann, sind fortgelassen. Dieser Faust, den man nur als gelehrten alten Professor kennt, der wünscht sich die ganze Welt der Sinne. Bei Goethe war bekanntermaßen das Streben dieser gewaltig veranlagten Natur: Erfahrung, ein Tätigkeitsfeld für jede Seite seiner übermenschlich-komplexen Natur.

Und Mephisto schlägt seinen roten Mantel um ihn und — dank dem Beleuchtungsingenieur — sieht man beide langsam entschwinden.

Nebenbei bemerkt, Mephisto geht in scharlachrot und wirft einen kohlschwarzen Schatten an die Wand; wenn er die Hand erhebt, so geht die Tür von allein auf, und wenn er dem Schüler ins Album schreibt — diese Szene läßt sich natürlich Tree, der ja das Unwesentliche auslassen wollte, nicht nehmen — so sprühen Funken aus seiner Feder. Das verfeinert Diabolische, das die Teufelsgestalt dem modernen Geschmack so interessant macht, geht natürlich auf diese Weise verloren, er ist wieder das „nordische Phantom" — der Teufel des alten Puppenspiels.

Daß Faust nach dem Vorhergegangenen in der nächsten Szene in der Hexenküche, versunken in das Bild des Weibes, an einen der närrisch gewordenen trojanischen Greise erinnert, ist kein Wunder — aber er wird jung, merkwürdig jung, höchstens 19 Jahre alt — doch ich vergesse, daß einem, der allein nach Sinnenlust strebt, dieses Alter wohl am besten entspricht.

Nachdem im nächsten Akt Valentin, der eine bedeutende Persönlichkeit in der Stadt ist, in der Kirche eine Fahne empfangen hat und damit ins Feld gezogen ist, erscheinen Faust und Mephisto. Die Szenen aus Auerbachs Keller werden vorgeführt — nur im hellen Sonnenschein auf dem Platz vor der gefüllten Kirche, wo die Studenten mit halbblödsinnigen Bauern zechen — ich weiß nicht, ob man in England allgemein glaubt, daß das deutscher Brauch sei. Jedenfalls ist diese Szene aber sehr notwendig für Trees Ingenieur, pardon, ich meine für die Entwicklung des Liebesdramas. Und dann kommt Gretchen aus der Kirche, der bekannte Dialog zwischen ihr und Faust entspinnt sich, und sie ist es nun, die Faust von Mephisto begehrt. Hier ereignet sich wieder etwas Sonderbares bei den englischen Autoren; Mephisto höhnt und schilt Faust wegen seiner Wahl, verspricht ihm alle Königinnen der Liebe, ihm erscheint seine Aufgabe, dieses einfache Kind zu gewinnen, zu klein. Dem Goetheschen Mephisto ist jede Wahl seines Schützlings gleich und nur Mittel zum Zweck, und er ist auch viel zu klug, um nicht zu verstehen, daß das Frische, Natürliche für seinen nach Kenntnis lechzenden Faust eine bedeutsame neue Erfahrung werden muß. Aber für einen, der nach Lust lechzt, mag es wohl Verführerischeres geben als ein Gretchen.

In den nächsten Szenen spielt sich dann das uns wohlbekannte Drama ab, allerdings auch hier mit Verbesserungen. So ist in der Fels- und Höhlen-Szene das Argument, wodurch Mephisto Fausts letzte Bedenken zerstreut, dasjenige, daß Gretchens Vorstellungswelt ja doch von Sinnlichkeit vergiftet, ihre Jungfräulichkeit also innerlich doch schon zerstört ist. Ferner ist auch z. B. Fausts wunderbares Glaubensbekenntnis bis auf wenige Verse gekürzt — das Unwesentliche soll ja ausbleiben — dagegen ist der Augenblick, in dem Gretchen Fausts Bitten nachgibt, so realistisch ausgesponnen, daß Gretchen angekleidet die Stufen zu ihrem Zimmer hinangeht, gleich darauf aber, um dem harrenden Faust das verabredete Zeichen zu geben, einen nur mit einem Hemdärmel bekleideten Arm zum Fenster hinausstreckt.

Dann kommt die Szene am Brunnen mit reizenden Kostümen und einer Ausstellung hübscher Statistinnen, und darauf die im Dom. Der böse Geist, die Stimme von Gretchens schuldigem Gewissen, flüstert hinter ihr — in der Gestalt von Mister Beerbohm-Tree als Mephisto! Überhaupt ist alles, was bei Goethe in wenigen Worten angedeutet, den Fortgang der Geschehnisse erklärt, hier durch ein prachtvolles Bühnenbild dargestellt; besonders zeigt sich das in der nächsten Szene, in der zuerst das Thema „Gretchen" von den Volksmassen, die auf dem Marktplatz den siegreichen Held Valentin erwarten, ausführlich erörtert wird. Dieser kommt dann, erfährt alles und fordert den gerade im rechten Moment erscheinenden Faust zum Zweikampf heraus. Während Gretchen sich über des Bruders Leiche wirft, kommen Soldaten und führen die Widerstrebende ab — man ist ja jetzt in England durch die Frauenrechtlerinnen daran gewöhnt, Damen arretiert zu sehen.

Als erste Szene des vierten Aktes bringen die Autoren — die ja das Wesentliche herausgreifen müssen — die Brockenszene, ein Meisterstück technischer Kunst. Dieses Brockenballet als Zugstück eines Zirkus würde eine wunderbare Produktion sein — ein wahres Gedicht von wehenden Schleiern, Frauengliedern, steigenden Nebeln, aus denen der stets in einem roten Lichtstrahl erscheinende Mephisto hervorleuchtet. Er und Faust stehen auf Berggipfeln, und hier werden diesem die Königinnen der Liebe — Kleopatra, Messalina, Helena -- vorgezaubert. Zuletzt aber wendet sich die Hexe des Brockens gegen ihren Meister und zeigt die Erscheinung Gretchens mit ihrem toten Kinde zur Seite. Da regt sich zum ersten Male der Mann, nach dem das Stück genannt ist, und verlangt zu ihr zurück.

Es folgt die Kerkerszene, in der man gütig genug war, Goethe das Wort zu lassen. Nach Gretchens Tode will Mephisto Faust ganz kontraktwidrig mit sich führen; aber nun hält dieser einen wunderbaren Monolog, in dem er verspricht, sich vom Verführer frei zu machen, die von Goethe im zweiten Teil des Werkes vorgezeichneten Taten zu tun, um nach deren Vollendung zum Augenblicke sagen zu können: verweile doch, du bist so schön. Wie der ehemalige Professor, in dem die Lust erwacht war, durch den Tod seines Opfers plötzlich zu dieser inneren Entwickelung geführt wird, ist mir nicht klar. Immerhin muß es ihm aber gelungen sein, seinen Entschluß zu verwirklichen; denn in dem nun folgenden Nachspiel zwischen Himmel und Erde geht Fausts Verklärung vor sich, den — unter Benutzung Goethescher Verse — das Ewig-Weibliche hinanzieht.

Aber was würde Goethe dazu gesagt haben, hätte er gesehen, daß das Hinanziehen buchstäblich geschieht: durch die Wolken wird der noch immer 19 Jahre alte Faust schräg-aufwärts zu Gretchen gezogen, um sich mit ihr zu vereinigen. Bei diesem Anblick versinkt der wieder zum bösen Engel gewordene Mister Tree, mit der schon erwähnten bittern Klage, daß er auch hier wieder das Böse gewollt und das Gute geschafft habe.

Wenn man sich vorstellt, daß der englische Schauspieler Verse stets im pathetischen Deklamationston spricht (Gretchen muß, um ihren einfachen Charakter zu wahren, in Prosa reden) so kann man sich vorstellen, daß das Ganze wie ein Puppenspiel im Mittelalter wirkt, zu dem — durch ein Wunder — alle Mittel raffiniertester, moderner Bühnentechnik zu Gebote stehen.

Vielleicht ist der Kern des Dramas „Faust", wie wir ihn durch Goethe verstehen gelernt haben, zu deutsch, um überhaupt von einer anderen Nation verstanden zu werden, und ein englisches Publikum zieht ein sentimentales Puppenspiel vor. Aber dann soll man sich nicht erlauben, die Worte Goethes zu blasphemieren und diesem Zyklus lebender Bilder einen ihm geraubten und noch dazu verfälschten Gedanken unterzuschieben.

Immerhin hatte die Aufführung für England, das Land der Maschinen-Industrie, ein gewisses Interesse, und den Beifall, der sie begeistert lohnte, darf getrost der Held des Abends — der Theater-Ingenieur einstecken.

Digitized by Google

Wir aber, die wir von unsern Theater-Aufführungen mehr als lebende Bilder und verblüffende Farbeffekte erwarten, die wir von unsern Dichtern verlangen, daß sie uns das Schicksal der Menschen als Glieder der gesamten Menschheit zeigen, wir flehen die Götter an, daß sie uns vor ehrgeizigen Ingenieuren bewahren mögen.

H. H. Kühn.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Nochmals Freys „Michelagniolo Buonarroti." *)

Prof. Dr. Karl Frey, der z. Z. in Florenz weilt, gibt in einem Briefe an die Redaktion folgende weitere Einzelheiten, die, wie er schreibt, „den Fall noch böser und häßlicher gestalten."

Dr. Mackowsky ist mein Schüler, um den ich mich s. Z. sehr bemüht habe, den ich auch zum Assistenten bei der Verwaltung des kunstgeschichtlichen Apparates der Berliner Universität bestellt habe. Besagter Herr Mackowsky wußte bereits im Frühjahr 1907, daß mein Michelagniolo erscheinen würde, und zwar von mir selbst. Er hatte auch schon die vorläufige Ankündigung des Verlages gelesen und machte mir Vorstellungen, daß ich „den Thode" so „gut behandelt hätte", was „der gar nicht verdiente". Dr. Mackowsky hat ferner selbst den Prospekt mit dem schlimmen Satz abgefaßt, wie sein Verleger schriftlich mitgeteilt hat, kann also nicht die bona fides für sich in Anspruch nehmen. Aber am schlimmsten ist, daß M. in einigen dürftigen Anmerkungen am Schlusse seines Buches, die zuletzt hinzugeschrieben, jedenfalls aber zuletzt — als mein Werk schon heraus war — gedruckt worden sind, gegen mich polemisiert; und zwar in einem Falle nicht etwa gegen mein Buch, sondern gegen eine frühere Aufstellung, die ich in Form einer Hypothese gemacht, aber im „Leben Michelagniolos" umgewandelt hatte. Ich glaube, das genügt zur Kennzeichnung."

Wir betonen hier ausdrücklich, daß Frey den hier mitgeteilten Brief nicht für die Publikation bestimmt hat. Es erscheint mir aber bei dieser Lage der Dinge im allgemeinen Interesse zu liegen, von dem Inhalte durch diese Publikation weitern Kreisen Kenntnis zu geben. H.

Rudolf Borchardt: Das Buch Joram. Insel Verlag (Leipzig).

Mich haben die wundersamen Anakoluthe dieses Buches, kraftvolle Fügungen, neue Worte, Verschlingungen im Glanz und wuchtige Chiasmen entzückt... Aus dem Nachwort, das der Verfasser hinzufügt, erfuhr späterhin meine Unwissenheit, daß der Tonfall der Lutherischen Bibel hier nachgeahmt werden sollte, daß Borchardt die Notwendigkeit fühlt, „sich des einmal für bestimmte Stoffkreise großartig entwickelten Tones als eines ewig statthaften, wenn auch selten verstatteten, als eines außergewöhnlichen, aber darum nicht minder lebendigen, nachdrücklichst zu bedienen." Auch ich halte dafür, daß Archaisieren ein künstlerisch zu billigendes Mittel ergeben kann, zumal wenn es in so tiefer Sachlichkeit und gleichsam mit jedem Strich wie in diesem meisterlichen Buche angewendet wird. Hier hat die ganze Luft der Geschehnisse eine holzschnitthafte Färbung angenommen, in der passend die Konturen einfacher und leidender Menschen gehn und ausruhn. Satz für Satz, Wort für Wort, Gefühl für Gefühl schreiten wir in einem halbvergessenen Lande der Weingärten, Wunderträume, der Opfer zu einem unverständlich bösen und guten Gott. Und die bange Frage nach Gerechtigkeit unserer Schickungen verkleidet sich in die Fabel von dem frohen und reichen Joram, den der Herr in Sklaverei fallen läßt, damit sein Weib von ihm sich wende. Rührend zu lesen, wie der seit langem Entfremdete heimkehrt. „Allda erkannte Joram sein Weib, Jezebel, die Tochter Zachri, eine Hure. Und hielt sie an Armen in seiner Väter Hause um das sechste Jahr nach seiner Ausfahrt." Und zu dem Größten der Literatur reicht die Szene des einsam mit Gott Hadernden. Ein überwältigendes Buch, mit seinem schlichten großzügigen Raffinement, mit dem Komplizierten seiner Einfachheit, mit den neuartigen Wirkungen seiner Altertümlichkeit... Denn wohl handelt es sich auch hier dem Genießer der Schönheit um das Neue, das bleibt meine feststehende Ansicht über Ästhetik, und nur ganz entfernt und vielleicht auch gar nicht wird es ihn rühren, daß durch Auffrischung unserer archaischen Sprachformen „wir als Nation wieder zu Vermögen und Kontinuität gelangen sollen"...

Max Brod (Prag).

J. Koltan: J. Reinkes dualistische Weltanschauung (Neovitalismus). Neuer Frankfurter Verlag (Frankfurt a. M.). Preis geh. Mk. 2.50.

Prof. Dr. Rud. Glaser: Griechische und deutsche Lyriker. Verlag von Emil Roth (Gießen). Preis geh. Mk. 1.

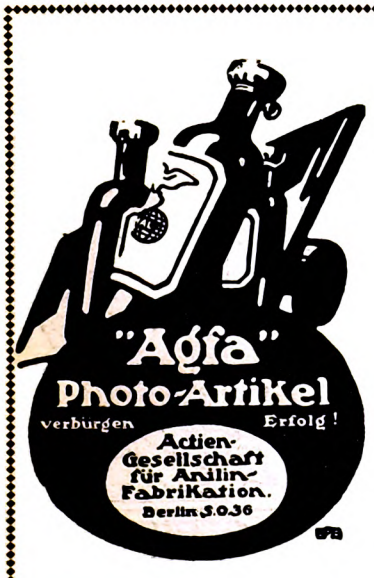
Reg.-Rat Dr. Regenborn: Der Deutsche als Staatsbürger. Betrachtungen über Politik. Verlag von J. F. Lehmann (München). Preis geh. Mk. 1.20.

*) Vergl. „Gegenwart" Nr. 31 d. J.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.



„Agfa"-Entwickler:

- Rodinal
- Eikonogen
- Metol
- Amidol
- Glycin
- Ortol
- Pyrosäure
- Hydrochinon

in **Substanz**, resp.
in **Patronen**, resp.
in **Lösungen**.

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Inserate finden die weiteste Verbreitung in der „Gegenwart“.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - Genua - Neapel - Piräus

Smyrna - Konstantinopel - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. M. 2.—.

Herm. Walther,
Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin W 30.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen
●● Harmonium-Spiel-Apparat ●●
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Bei allen Bestellungen
wolle man sich gütigst auf die
„GEGENWART“
beziehen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin O 27.

Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 39. Berlin, den 26. September 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Flugmaschine und Motorballons. Von Regierungsrat Rudolf Martin (Berlin). — Götzendämmerung. Von Theodor von Sosnosky (Wien). — Parthenogenese. Von Karl Ortlepp (Gotha). — Musikalischer Genuß. Eine Studie IV. Aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. — Arthur Rimbaud. II (Schluß). Von Rudolf Kurtz (Nieder-Schönhausen). — Zwei Gedichte. Von Hanns H. Kamm (Klein-Flottbek). — Professor Kienbeins Abenteuer. I. Von Paul Scheerbart (Zehlendorf). — Neue Bücher. — Anzeigen.

Flugmaschine und Motorballons.

Von Regierungsrat Rudolf Martin (Berlin).

Der 9. September 1908 wird noch in fernen Zeiten als ein denkwürdiger Tag nicht nur in der Geschichte der Motorluftschiffahrt, sondern in der Weltgeschichte überhaupt bezeichnet werden. An diesem Tage ist Orville Wright vor der breitesten Öffentlichkeit eine Stunde, 3 Minuten, 15 Sekunden in der Luft geblieben, nachdem er wenige Stunden zuvor an dem Vormittag desselben Tages auf seinem Doppeldecker bereits eine Luftfahrt von 57 Minuten und 31 Sekunden glücklich vollendet hatte. Am späteren Nachmittag desselben Tages stieg Orville Wright zum dritten Male auf und nahm diesmal einen Begleiter in der Person des Leutnants Lahm mit durch die Luft, wenn auch nur auf die kurze Entfernung von 8 Kilometern, die er in 6 Minuten zurücklegte. Am 11. September durchflog Orville Wright in 1 Stunde und 10 Minuten mit einer Stundengeschwindigkeit von 63½ Kilometern eine Strecke von 73 Kilometern. Am 13. September blieb er sogar 1 Stunde und 15 Minuten ununterbrochen in der Luft.*)

Diese drei Rekorde stehen in jeder Hinsicht unerreicht da. Die Fahrt von 75 Minuten übertrifft die kühnsten Erwartungen, die die Aviatiker auf die Brüder Wright gesetzt hatten. Die Brüder Wright haben nicht nur gehalten, was sie seit Jahren der Welt versprochen haben, sie haben weit mehr geleistet. Ungläubig hat fast die ganze Welt die Behauptung der Brüder Wright aufgenommen, daß sie im September und Oktober 1905 eine Reihe von Fahrten bis zu 39 Kilometern und bis zu 38 Minuten unternommen hätten. Und doch war eine jede dieser großen Rekordfahrten von mehreren vollkommen einwandsfreien Zeugen beglaubigt. Die Welt scheute sich nicht, selbst die Ehrenhaftigkeit dieser Zeugen anzuzweifeln.

Der Assistent City Auditor E. W. Ellis zu Dayton in Ohio hat am 7. September 1906 dem Aero Club of America in einem Briefe versichert, daß er Anfang Oktober 1905 einer erfolgreichen Fahrt Wilbur Wrights über eine Strecke von 24 Meilen oder 39 Kilometern in etwa 38 Minuten beigewohnt habe. Die Wendungen an den verschiedenen Ecken des Feldes wurden nach dem Bericht dieser städtischen Urkundsperson leicht und genau ausgeführt, und die Arbeit Wrights schien den Zeugen ebenso leicht vonstatten zu gehen, wie die Leitung eines Zweirades für einen Radfahrer. Ähnlich genau und bestimmt waren die von dem Aero Club of America veröffentlichten Briefe der drei weiteren Zeugen aus Dayton. Der Zeuge Webbert aus Dayton bekundete, daß die Flugmaschine sich senkrecht zwischen eine Höhe der höchsten Bäume erhoben habe, eine halbe Stunde durch die Luft gefahren sei und schließlich geschmeidig wie ein Vogel vor der Remise den Boden erreicht habe.

Wer in Frankreich oder Deutschland den Wrights oder ihren Zeugen Glauben schenkte, wurde als ein gefährlicher Phantast verschrien. Als die Wrights im Jahre 1907 nach Paris kamen, gingen ihnen die dortigen Aviatiker und die Mitglieder des Aeroklubs aus dem Wege, weil niemand an ihre geheimnisvolle Flugmaschine glaubte. Manche behaupteten sogar, daß die Brüder Wright den Farman und Delagrange das Fahren auf einer Flugmaschine absehen wollten. In der deutschen Presse las man nicht selten von den „lügenden Brüdern“ statt den „fliegenden Brüdern“.

Lange bevor im Jahre 1783 zum ersten Mal der mit Wasserstoffgas gefüllte Ballon Menschen in die Höhe hob, hatten im Laufe der Jahrtausende einzelne erfindungsreiche Köpfe über das Problem der Flugmaschine nachgedacht. Schon die Sage der alten Griechen von

*) Der verhängnisvolle Sturz Orville Wrights infolge des Bruchs des linken Schraubenflügels seines Aeroplans (am 17. September) war dem Verfasser bei Drucklegung dieser Arbeit noch nicht bekannt. Aber dieser unglückliche Zufall vermag an dem Urteil über den Wert der Flugmaschine nichts zu ändern. Mit solchen Zufällen muß jedes technische Werk, gleichviel welcher Art es ist, rechnen. D. R.

Digitized by Google

dem großen Künstler und Architekten Dädalus und die alte nordische Sage von dem kunstgewandten Schmied Wieland beweisen, wie tief in dem Menschen das Streben liegt, den Vögeln gleich durch die Luft zu fliegen. Dädalus und Wieland fabrizierten als geübte Techniker Flügel, ähnlich den Drachenflächen der Brüder Wright. Gründlich hat der berühmte Maler, Bildhauer und Ingenieur Leonardo da Vinci sich mit dem Problem der Flugmaschine befaßt. Die Brüder Wright, junge Fahrradfabrikanten zu Dayton, sind die ersten, die das jahrtausendjährige Problem in vollkommner Weise gelöst haben. Sie haben darauf verzichtet, ihre Zuflucht zu dem Heben des Menschen durch Gasballons zu nehmen. Sie wollen den Menschen nicht künstlich erleichtern. Sie heben den Menschen, obgleich er schwerer als die Luft ist.

Seit fünfzig Jahren diskutieren die Techniker darüber, ob die Lösung des Problems der Luftschiffahrt auf dem Gebiet der „Leichter als die Luft" oder auf dem Gebiet der „Schwerer als die Luft" zu finden ist. Seit den kühnen Fahrten des Brasilianers Santos Dumont in seinem kleinen Lenkballon in Paris während der Jahre 1899 bis 1901 und seit den folgenden Triumphen des Ingenieurs Juillot und des Grafen Zeppelin glaubte die Welt mehr an die „leichter" als an die „schwerer als die Luft".

An Schnelligkeit sind schon heute die Drachenflieger der Brüder Wright, der Farman und Delagrange den schnellsten Motorballons wesentlich voraus. Die Eigenbewegung des Aluminiumluftschiffs Nr. 4 des Grafen Zeppelin betrug 54 bis 55 km und wurde von keinem andern Motorballon der Welt erreicht. Die Eigenbewegung der übrigen Motorballons dürfte 50 km in der Stunde nicht wesentlich überschreiten. Die Brüder Wright, Farman und Delagrange fahren im allgemeinen rund 60 km in der Stunde. Orville Wright hat am 9 September bei seiner ersten Fahrt am Vormittag 58 mal das Paradefeld bei dem Fort Hoyer in der Nähe von Washington umkreist. Das Fahren von 58 regelrechten Kreisen vermindert die Schnelligkeit außerordentlich. Würde Orville Wright eine Stunde geradeaus fahren, so würde er wahrscheinlich schon mit dem gegenwärtigen Drachenflieger eine Geschwindigkeit von 70 km erreicht haben.

Die Drachenflieger haben aber noch andere Vorzüge vor den von Gas getragenen Motorluftschiffen voraus. Sie sind unabhängig von dem Gase und der Motorballonhalle. Sie können nicht explodieren. Das Aufsteigen wie Landen vollzieht sich bei ihnen wesentlich einfacher. Sie müssen nicht nach der Landung auf komplizierte Weise verankert werden. Sie sind in zusammengelegtem Zustande leicht transportabel. Wahrscheinlich sind sie auch gegen Infanteriegeschosse und gegen die Unbilden der Witterung weniger empfindlich.

Auf dem Gebiete der Aufklärung werden die Flugmaschinen im Kriege bald eine große Rolle spielen. Die Aufklärung auf sehr große Entfernungen und in sehr weitem Umkreise, also die sogenannte strategische Aufklärung wird allerdings den von Gas getragenen Riesenluftschiffen, in Sonderheit den Aluminiumluftschiffen, wohl dauernd verbleiben. Denn es kann kein Zweifel sein, daß die von Gas getragenen Luftschiffe größter Bauart sich länger in der Luft halten können, als die Flugmaschinen. Das Zeppelinsche Aluminiumschiff ist ohne jede Nachfüllung von Gas und Benzin von 6 Uhr morgens am 4. August bis nach 7 Uhr morgens am 5. August, wo es in Echterdingen landete, manövrierfähig geblieben. Wäre auf der Hinfahrt der Defekt am Motor bei Worms nicht eingetreten, so würde das Aluminiumschiff Nr. 4 sich erwiesenermaßen 25 Stunden in der Luft gehalten haben. Eine derartige Dauerfahrt ist von den Flugmaschinen in absehbarar Zeit nicht zu erwarten. Aber für die sogenannte taktische Aufklärung auf nahe Entfernungen und in kürzerer Zeit werden sie Ausgezeichnetes leisten. Sie werden auf diesem Gebiete den unstarren und halbstarren Motorballons eine große Konkurrenz machen. Der halbstarre, große deutsche Militärballon hat durch seine 13stündige Dauerfahrt am 11. und 12. September 1908 über eine Entfernung von 300 km sich aus den nur zur taktischen Aufklärung verwendbaren Fahrzeugen bereits herausgearbeitet. Seine Verwendung für die große, strategische Aufklärung neben den Zeppelinschen Aluminiumluftschiffen steht außer jedem Zweifel.

Am 15. September 1908 hat der unstarre Parsevalsche Motorballon Nr. 2, der für das Kriegsministerum bestimmt ist, seine Probefahrt unternommen und ist dabei $11^1/_2$ Stunden ununterbrochen in der Luft geblieben. Während Major Groß seine Dauerfahrt nach Magdeburg bei Nacht unternommen hatte, trat der Parsevalsche Motorballon Nr. 2 seine Dauerfahrt 8 Uhr 15 Minuten morgens am 15. September an, überschritt die Elbe, gelangte nach Burg an der Ihle und kehrte wieder nach Tegel zurück. Der Motorballon kam in tadelloser Verfassung an, kreuzte noch $1^1/_2$ Stunden in der Nähe des Tegeler Schießplatzes und landete gegen $^3/_4$8 Uhr abends.*)

Während Graf Zeppelin die große Dauerfahrt vom 4. und 5. August mit 12 Personen an Bord angetreten hatte, von denen er 5 nach 12stündiger Fahrt bei der ersten Landung bei Oppenheim auf dem Rhein als Ballast ausbootete, führte der große deutsche Militärballon von 4500 cbm bei seiner 13stündigen Dauerfahrt am 11. und 12. September 5 Personen, der unstarre Parsevalsche Motorballon Nr. 2 mit einem Gasinhalt von 3200 cbm aber nur 4 Personen bei seiner Probefahrt am 15. September an Bord.

Die drei großen Fahrten der drei Systeme der „Leichter als die Luft" haben ein glänzendes Resultat ergeben. Deutschland steht jetzt an erster Stelle unter den Mächten, die sich mit Motorluftschiffahrt befassen. Da die Franzosen Aluminiumluftschiffe noch nicht besitzen, so können sie auf diesem Gebiete noch nicht mit uns konkurrieren. Im allgemeinen sind aber die starren Aluminiumluftschiffe die leistungsfähigsten unter den von

*) Auch von dem unglücklichen Zufall, der den Ballon Parsevals traf, und von dem natürlich das Gleiche gilt, was in der vorigen Anmerkung gesagt wurde, war dem Verfasser bei Drucklegung noch nichts bekannt.

Digitized by Google

Gas getragenen Motorluftschiffen. An Tragfähigkeit, sowie in der Fähigkeit zu Dauerfahrten und Fernfahrten werden die Aluminiumschiffe wahrscheinlich nie von den Ballonetluftschiffen, also dem halbstarren und unstarren System, erreicht werden.

Sehr betrübend für die Franzosen ist, daß wir sie auch in dem halbstarren und unstarren System so vollkommen überholt haben. Das unstarre System hat in der „La France" des Capitain Renard in den Jahren 1884 und 1885 und in den 14 kleinen Motorballons des Santos Dumont 1898 bis 1904 in Paris zuerst seine Triumphe gefeiert. Das halbstarre System ist eine Erfindung des französischen Ingenieurs Juillot.

Niemals hat in Frankreich ein unstarres oder ein halbstarres Motorluftschiff eine längere Luftreise gemacht als 7 Stunden. Als die „Patrie" im November 1907, und als die unstarre „Ville de Paris" Anfang 1908 die 240 km lange Strecke von Paris nach Verdun zurücklegten, blieben sie beide rund 7 Stunden in der Luft. Zwischen diesem Zeitrekord von 7 Stunden und den $11\frac{1}{2}$ Stunden des Parsevalballons Nr. 3, den 13 Stunden des Majors Groß und den 12 Stunden ununterbrochener Fahrt und 21 Stunden durch die Landung in Oppenheim unterbrochener Fahrt des Grafen Zeppelin ist noch ein weiter Weg. Da Graf Zeppelin in Oppenheim weder Gas noch Benzin eingenommen und nur 5 Personen ausgebootet hat, so muß die gesamte Fahrt von Friedrichshafen bis Echterdingen über eine Entfernung 650 km in 21 Stunden als eine einheitliche betrachtet werden, wenn man den Aktionsradius berechnen will. Denn das Wesen des Aktionsradius ist die Dauer der Fahrt ohne Einnahme von Gas und Benzin.

Die Aluminiumluftschiffe, sowie die halbstarren und starren Motorballons, werden künftig in zahlreichen Luftschiffhäfen und Motorballonhallen an unsrer Westgrenze und Ostgrenze sowie an den Küsten der Nordsee und Ostsee stationiert werden, um von dort aus im Kriegsfalle zu operieren. Zur Begleitung der Brigaden, Divisionen und Armeekorps beim Vorrücken gegen den Feind und ebenso zur Begleitung unsrer Schlachtflotten und Kreuzer eignet sich aber vornehmlich der Drachenflieger.

Für eine vorrückende Brigade oder Division ist es viel bequemer, einige Aeroplane in zusammengelegtem Zustande mitzuführen, als einen unstarren oder halbstarren Motorballon. Wenn das Ballonetluftschiff aufsteigen soll, so müssen die 20 Trainautomobile mit den Stahlzylindern, die das komprimierte Wasserstoffgas enthalten, zur Stelle sein. Es liegt auf der Hand, daß durch den Transport des Wasserstoffgases die Trainkolonnen der Armee bedeutend vermehrt werden müssen. Eine einzige Füllung des großen deutschen Militärballons von 4500 cbm Gasinhalt kostet rund 1800 Mark. Eine solche Füllung hält zwei bis vier Wochen aus, wenn eine Motorballonhalle vorhanden ist und dort jeden Tag nachgefüllt werden kann. Bei starkem Winde dürfte das Füllen auf freiem Felde kaum möglich sein. Ein halbstarrer Motorballon dieser Größe kostet ohne Motorballonhalle etwa 150000 Mark. Die Motorballonhalle selbst kostet rund 100000 Mark.

Ein Drachenflieger nach Art der Brüder Wright dürfte gegenwärtig nicht mehr als 20000 Mark kosten. Er kann in jedem größern Schuppen untergebracht werden. In Zukunft dürften die Herstellungskosten eines solchen Aeroplans sich wesentlich vermindern, sobald der Staat Tausende oder gar Zehntausende solcher Flugmaschinen gleichzeitig baut. Wenn gegenwärtig die Herstellungskosten noch 20000 Mark betragen, so ist dies hauptsächlich auf die Patente zurückzuführen, die die wenigen Motorenfabriken für ihre Motoren besitzen. Das Benzin für die Aeroplane ist in der gegenwärtigen Zeit des Automobilismus fast überall leicht zu beschaffen.

Es wäre übrigens sehr verkehrt, zu glauben, daß die Fähigkeiten der Flugmaschine in den nächsten Monaten und Jahren nicht bedeutend zunehmen werden. Die Berechnungen der Brüder Wright haben bisher sich stets als zuverlässig erwiesen. In einer wissenschaftlichen Abhandlung, die in dem vom Aero Club of Amerika herausgegebenen Buch „Navigating the Air" im Jahre 1907 veröffentlicht ist, behaupten die Brüder Wright, daß sich schon jetzt eine Flugmaschine bauen läßt, die mit einer Stundengeschwindigkeit von 75 km eine Person über 750 km trägt.

Sobald die Flugmaschinen drei bis vier Stunden in der Luft bleiben und 180 bis 240 km zurücklegen können, wird ihnen aber auch wegen ihrer größern Schnelligkeit ein Teil der strategischen Aufklärung über den gesamten Aufmarsch der feindlichen Armee zufallen. Eine Voraussetzung der Aufklärung ist, daß ein Generalstabsoffizier neben dem Chauffeur an Bord die Luftfahrt mitmachen kann. Am 9. September hat aber Orville Wright aufs neue den Beweis geliefert, daß seine Flugmaschine zwei Personen zu tragen vermag.

Als Waffe zum Angriff wird die Flugmaschine wohl auf lange Zeit hinaus nicht die Fähigkeiten des Aluminiumluftschiffes erreichen. Ein Zeppelinsches Aluminiumluftschiff kann auf kürzere Entfernungen bis 500 km nach der Berechnung des Grafen neben einer Besatzung von 6 Personen noch 24 Reisende oder an ihrer Stelle 24 Dynamittorpedos à 75 kg tragen. Es liegt auf der Hand, daß hundert Aluminiumluftschiffe dieser Art in einer Nacht von der Belagerungsarmee aus etwa viermal über das Zentrum von Paris fahren und die belagerte Festung in schwerster Weise beschießen können. Ebenso werden die Aluminiumluftschiffe bald den Kanal und die Nordsee von feindlichen Kriegsschiffen säubern können, wenn auch nur 30 oder 40 solcher Aluminiumluftschiffe vorhanden sind.

Da die Entfernung von Calais nach Dover nur 35 km beträgt, so wird der Drachenflieger neben dem Aluminiumluftschiff bei einer Landung von Truppen im Falle eines Krieges in Frage kommen. Es wird niemand mehr bestreiten wollen, daß man auf hunderttausend Flugmaschinen 200000 Mann in einer halben

Digitized by Google

Stunde während der Nacht von Calais nach Dover werfen kann. Will man einen großen Truppentransport auf Aluminiumluftschiffen von Calais nach Dover unternehmen, so müßten Hunderte, wenn nicht Tausende von Luftschiffhäfen längs der Küste von Calais bis Ostende errichtet werden. Die Herstellung von Luftschiffhäfen und Aluminiumluftschiffen kostet aber nicht nur sehr viel Geld, sondern auch sehr viel Zeit. Die Vorbereitung eines Jahres nach Ausbruch des Krieges würde wahrscheinlich zu einer großen Truppenlandung noch nicht zulangen. Die billige Flugmaschine kann aber in hunderttausenden von Exemplaren mittels der Eisenbahn nach Calais und Ostende gebracht werden. Ohne Motorballonhallen kann jederzeit die kurze Luftreise über den Kanal erfolgen.

England hat aufgehört, eine Insel zu sein. Mit und ohne Gas kann man in einer halben Stunde durch die Luft über den Kanal gelangen. Die Rekordflüge Orville Wrights vom 9. bis 12. September haben ein gewaltiges Stück der insularen Lage Englands beseitigt. Die Abneigung der Engländer gegen den Bau des Kanaltunnels ist bekannt. Nicht unter dem Wasser, sondern hoch über dem Wasser wird im etwaigen Kriege der Angriff auf England erfolgen. Während England sehr gut den einzigen Ausgang des Kanaltunnels sperren könnte, kann man in dem weiten und hohen Luftozean selbst mit einer eigenen großen Luftflotte keine Absperrungen vornehmen.

Die Vermehrung der kleinen deutschen Aluminiumluftflotte wird trotz der großen Nationalspende von $4\frac{1}{3}$ Millionen Mark angesichts der Zerrüttung der Reichsfinanzen nur sehr langsam vorwärts gehen. Da das Reich nicht selbst die Einrichtung von Verkehrsluftlinien durch Aluminiumluftschiffe in die Hand nehmen will, so werden im Verkehr in den nächsten Jahren noch nicht zahlreiche Aluminiumluftschiffe vorhanden sein. Selbst sehr reiche Privatleute werden schwer geneigt sein, sich ein eigenes Aluminiumluftschiff mit Motorballonhalle für 1 Million Mark anzuschaffen. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Flugmaschinen nach den Rekordfahrten Orville Wrights am 9. September. Zahlreiche wohlhabende Leute werden sehr bald in Deutschland, wie in ganz Europa sich Drachenflieger anschaffen. Ein Doppeldecker kommt wesentlich billiger als ein Automobil und gewährt viel mehr Vergnügen. Im Kriegsfalle wird das Deutsche Reich und überall der Staat große Mengen von Flugmaschinen dem Verkehr entnehmen können, wie heute Automobile und Pferde für Kriegszwecke requiriert werden.

Die Flugmaschine wird auf die Gestaltung des friedlichen Verkehrs wie des Krieges in den nächsten Jahren einen stärkeren Einfluß ausüben als das von Gas getragene Motorluftschiff.

Götzendämmerung.

Ein politischer Roman, besprochen von **Theodor v. Sosnosky** (Wien).

Man muß es mit Freuden begrüßen, wenn einmal ein Mann auftaucht, der uns etwas Andres, Interessanteres und Bedeutsameres zu erzählen hat, als, ob der Hans seine Grete gekriegt hat oder nicht; ein Mann, der Landsleute nach Amerika ausgewandert, kehrt er nach das gewaltige Gähnen seiner Zeit belauscht, und der es versteht, uns ein kleines Bild dieses fesselnden und ergreifenden Prozesses zu geben. Ein solcher Mann ist der ungenannte Verfasser des Buches „Götzendämmerung (Wien, Akademischer Verlag 1908). Daß er sich nicht genannt hat, ist zu bedauern, weil man wissen möchte, wie der Mann heißt, der den Mut und die gute Idee gehabt hat, dieses Buch zu schreiben; aber er wird zweifellos seine guten Gründe gehabt haben, sein Incognito zu wahren, vermutlich aus Rücksicht auf seine soziale oder amtliche Stellung, zumal da es nicht unmöglich wäre, daß er das goldene Porte-épée trägt . . .

Um es gleich zu sagen: ich glaube nicht, daß im abgelaufenen Jahre — und vielleicht auch in den früheren Jahren nicht — ein belletristisches Buch erschienen ist, das in solchem Grade zeitgemäß ist, das ein so wichtiges Thema behandelt und die Aufmerksamkeit des Publikums in solchem Maße verdient. Den weiblichen Lesern freilich wird es vielleicht nicht zusagen, eben weil die obligate „Liebe“ darin fast gar keine Rolle spielt, es ist eben ein Buch für Männer, womit natürlich nicht etwa gesagt werden soll, daß es nicht auch Frauen gäbe, denen es gefallen würde . . . Die beliebte Reklamephrase „das Buch sollte auf keinem Weihnachtstische fehlen“, hier hätte sie, entsprechend geändert, ausnahmsweise einen Sinn: das Buch sollte jeder Österreicher, der am Schicksal seines Reiches und seiner Völker teilnimmt, lesen, und auch den Deutschen im Reiche draußen sei es angelegentlich empfohlen; denn sie erhalten dadurch tiefe Einblicke in das politische Treiben der Habsburgischen Monarchie, das ihnen meist nur durch mangelhafte oder gefälschte Berichte bekannt ist; insbesondere aber lernen sie daraus das Geschick ihrer Stammesgenossen in Ungarn kennen, das ihrer Aufmerksamkeit und Teilnahme vollauf wert ist . . . Der Verfasser nennt sein Buch ein „Kulturbild“, nicht „Roman“, und mit Recht. Denn ein Roman im herkömmlichen Sinne ists nicht, schon darum nicht, weil da eigentlich kein „Held“ da ist, weil sichs nicht um das Schicksal eines einzelnen Menschen handelt, sondern um das eines ganzen Volkes. Nur die äußere Form ist dem Roman entlehnt, der Rahmen, in dem das Kulturbild gezeigt wird. Der Verfasser hätte es ebenso gut als eine schildernde Abhandlung geben können, es wäre für ihn sogar bequemer gewesen; aber er war offenbar der Ansicht, daß es im Rahmen eines Romans besser zur Geltung komme und mehr Publikum anziehe. Und darin hat er gewiß recht gehabt; denn es gibt wohl viele Leute, die Romane lesen, aber verhältnismäßig

Digitized by Google

nur wenige, die politische und ethnographische Schilderungen lesen. So hat er denn eine Fabel ersonnen, die sein politisches und kulturhistorisches Material zusammenhält und eine Figur, die gewissermaßen den „Helden" darstellen soll, im Grunde aber nichts Andres ist als die Verkörperung seiner eigenen Ansichten und zugleich der Führer, der dem Leser den Weg in der ihm fremden Umgebung weisen und als Cicerone dienen soll. Diese Figur ist der Banater Schwabe Georg Trautmann. Als junger Mensch gleich so vielen seiner Landsleute nach Amerika ausgewandert, kehrt er nach 25 Jahren als wohlhabender Mann und erfahrener, unternehmungslustiger Ingenieur in seine Heimat zurück, in das deutsche Dorf im Banat, wo seine Familie seit Maria Theresias Zeiten ansässig ist und ein Bauerngut besitzt. Mit dieser Rückkehr setzt die Geschichte ein. Georg findet die Heimat arg verändert und nicht zu ihrem Vorteil: auf Schritt und Tritt begegnet er Neuerungen, die ihn mit wachsendem Befremden und Unbehagen; erfüllen denn aus allen spricht dieselbe Tendenz: Das Magyarisierungssystem. Was ihm zunächst auffällt, ist, daß die patriotischen Bilder, die sonst die Wände der großen Wohnstube geschmückt hatten, verschwunden sind; an Stelle der Kaiserin Maria Theresia, Prinz Eugens, Erzherzog Karls und Radetzkys hängt das Bild Kossuths dort, das ein Agent der Bäuerin aufgeschwatzt hat. Ebenso wenig gefällt es ihm, daß deren Tochter das Tischgebet in ungarischer Sprache hersagt, trotzdem sie garnicht Ungarisch kann, und daß sie auf diesem doch urdeutschen Anwesen einen magyarischen Knecht angestellt hat. Es kommt aber noch viel ärger: das deutsche Dorf hat zum Vertreter im Parlament einen Magyaren, der nicht imstande gewesen ist, mit seinen Wählern in deren Muttersprache zu verkehren. Trotzdem haben ihn die deutschen Bauern gewählt, um es mit den Behörden nicht zu verderben. Der Sparkassendirektor und der Notar haben dafür gesorgt, zwei wütende Magyaren, die einst Georg Hammer und Cornelius Schneider geheißen haben, sich aber jetzt Hámory György und Szabó Kornel nennen. Ob Trautmann ins Steueramt oder ins Postamt tritt, ob er bei der Bahn oder bei der Grundbuchverwaltung zu tun hat: überall stößt er in dieser durchaus deutschen und rumänischen Gegend auf das landfremde ungarische Idiom. Und ungarisch ist auch die Protokollsprache der Gemeinde, trotzdem das Gesetz die deutsche verlangt. Sogar den alten deutschen Namen des Dorfes Rosental haben sie magyarisiert und zum unverständlichen Maslak umgewandelt. Damit nicht genug, belegt der Staat jede Ansichtskarte, die als Drucksache nicht ungarischen Text aufweist, mit Strafporto, und alle amtlichen Bekanntmachungen sind ausschließlich in ungarischer Sprache angebracht, ungeachtet dessen, daß die Bevölkerung sie deshalb gar nicht verstehen kann. Aber das ist dem Magyarisierungsterrorismus des Staates noch immer zu wenig; auch die Schule und die Kirche muß magyarisch werden. Der deutsche Lehrer und der deutsche Pfarrer werden kaltgestellt und durch fanatische Magyaren ersetzt. Den deutschen, von deutschen Gemeinden erhaltenen Dorfschulen hat man ein Schulprogramm aufgezwungen, das der magyarischen „Staatssprache" wöchentlich nicht weniger als 16 Unterrichtsstunden zuweist, alle andern Gegenstände, die deutsche Muttersprache inbegriffen, zusammengenommen auf 8 bis 12 Stunden einschränkt. In der Kirche aber soll der alte deutsche Kirchengesang und das Gebet magyarisch werden, weil, wie der neue Pfarrer meint, „auf ungarischer Erde nur ein Gebet in ungarischer Sprache zu Gott dringe". Gelegentlich eines Besuchs im nahen Temesvar, der alten Hauptstadt des Banats, macht Trautmann neuerlich unangenehme Erfahrungen. Er hört, daß das deutsche Theater unterdrückt, und daß bei jeder Gelegenheit gegen das „Gott erhalte" demonstriert wird, sodaß die österreichischen Regimentskapellen, um Skandalen vorzubeugen, in öffentlichen Lokalen nicht mehr spielen. Aber die magyarischen Fanatiker zerren den Skandal an den Haaren herbei; das erfährt er in einer häßlichen Szene, die sich im Speisesaale seines Hotels abspielt: einige Krakehler fordern die konzertierende Zigeunerkapelle auf, das Kossuthlied zu spielen. Die anwesenden k. u. k. Offiziere erheben sich sofort und verlassen das Lokal; auch Trautmann tut dies, von dem Vorfall tief angewidert. Bei einem Rundgang durch die Stadt findet er das Denkmal, das den tapfern Verteidigern der Feste Temesvar vom Jahre 1849 errichtet worden ist, entstellt, und erfährt, daß die alte lateinische Inschrift am Stadthaus, die von der einstigen österreichischen Herrschaft Kunde gibt, entfernt werden wird; beides, weil es angeblich das ungarische Nationalgefühl beleidige. Als er in sein Hotel zurückkehrt, schlägt aus dem Speisesaal das beliebte magyarische Spottlied „Mégis hunczut a német" (Und der Deutsche ist doch ein Hundsfott!) an sein Ohr. So tief ihn dieser perfide und grausame Vernichtungskrieg gegen seine Muttersprache auch empört, er hält sich der Politik vorläufig noch fern und widmet sich der Ausarbeitung eines großartigen Plans, der ihn ganz in Anspruch nimmt. Gelegentlich einer Reise im Banat entdeckt er ungeheure Gebiete im Bereich der Theiß und Donau, die brach liegen müssen, weil sie, stets der Willkür der großen Ströme preisgegeben, unbewohnbares Sumpfland bilden. Und dieselbe Erfahrung macht er bei einer langen Donaufahrt. Von Pest abwärts gleicht diese in ihrem völligen Mangel an Kultur, in ihrer einsamen Wildnis eher einem amerikanischen Urwaldstrom als einem Flusse im Herzen Europas. Meilenweit dehnen sich die unbewohnbaren Sumpfgebiete längs des Stromes ins Land hinein. Diese Eindrücke erwecken in ihm den Fachmann und in diesem wieder die Idee, all dieses auf viele Hunderttausende Joch zu schätzende Land urbar zu machen und dem Staate, dem Volke zu gewinnen; denn es böte Raum für 6 Millionen Menschen. Alle die Tausende von ungarländischen Deutschen und Slawen, die jetzt Jahr für Jahr die Heimat verlassen, weil sie ihnen keine Nahrung mehr gewährt, sie könnten dann im Lande bleiben und sich redlich nähren. Es ist ein Riesenwerk, was Trautmann da unternehmen will, und es würde wohl eine Milliarde kosten; aber die würde sich auch reichlich verzinsen, würde ersetzt werden durch den unermeßlichen

Digitized by Google

Bodenwert, durch die Steuerkraft des neu gewonnenen Landes, durch die Mitarbeit zahlloser Menschenkräfte, die dem Staate sonst durch Auswanderung verloren gehen . . . Er findet beim Minister des Innern, Dr. Deszöffy, nicht nur Gehör, sondern begeisterte Zustimmung und erhält den amtlichen Auftrag, das große Werk in Angriff zu nehmen. Der Minister verschafft ihm auch sein durch die lange Abwesenheit verlornes Heimatsrecht wieder, das ihm die kossuthistisch gesinnten Unterbehörden verweigern wollen, weil sie ihn als „pangermanischen Staatsfeind" hassen. Der Sturz des Ministeriums macht auch seinen großen Plan zu nichte, und er denkt daher an die Rückkehr nach Amerika; denn die Kossuthleute, die grausamen Feinde seiner deutschen Heimat, sind jetzt obenauf. Auf das Drängen seiner Landsleute läßt er sich jedoch bewegen, bei den ausgeschriebenen Neuwahlen für das Parlament als Kandidat aufzutreten, als der erste deutsch-ungarische Kandidat, denn bisher haben die Banater Schwaben immer Magyaren gewählt. Die Rumänen seines Wahlbezirks stehen wie ein Mann zu ihm, froh darüber, daß sich endlich auch ein Deutscher findet, der an ihrer Seite mannhaft gegen den magyarischen Terrorismus auftritt. Trotzdem von gegnerischer Seite alle die so beliebten Wahlkniffe in Szene gesetzt werden, seine Wahl zu verhindern, scheint diese durch das erdrückende Übergewicht seiner Anhänger gesichert. Da schießen die Gegner einen vergifteten Pfeil gegen ihn ab, der seine Mandatsfähigkeit tödlich trifft: sie erklären das ihm verliehene Heimatsrecht für null und nichtig, weil dies alle Akte der gestürzten Regierung seien. Damit ist er wohl matt gesetzt; aber er erwidert diese Perfidie mit einem klugen Gegenzug, indem er seine deutschen Anhänger bewegt, ihre Stimmen nun seinem treuen rumänischen Bundesgenossen zu geben. Das geschieht auch, und der Kossuth-Kandidat unterliegt. Georg aber verläßt die Heimat, in der er so Trauriges erfahren hat. „In der Brusttasche trug er die Urkunde über das ihm geraubte Heimatsrecht. Darunter aber, in seinem Herzen, lebte ein Heimatsgefühl, das ihm niemand rauben konnte . . ."

Damit schließt die Geschichte, aber der Inhalt des Buchs ist durch diese Wiedergabe bei weitem noch nicht erschöpft; sie ist eigentlich nur der Rahmen des Kulturbildes, das der Verfasser uns von den Zuständen in Ungarn gibt, und in dem er uns alle die politischen Ereignisse vorführt, die wir in jüngster Vergangenheit miterlebt und aus den Zeitungen erfahren haben. Alle die wohlbekannten Akteure des brutalen Intriguen-Dramas, das seit Jahr und Tag jenseits der Leitha auf dem politischen Repertoire steht, ziehen da, zum Greifen plastisch, an uns vorüber, und ihre veränderten Namen deuten mehr an, als daß sie verhüllen. General von Gömöry, der ritterliche alte Ministerpräsident ist natürlich Achénvúry, Dr. Deszöffy, der geistvolle Schöpfer der Wahlreform für Ungarn, heißt in Wahrheit Dr. v. Krisztoffy und der dunkle Ehrenmann Dr. Boldoy stellt den berüchtigten Polónyi vor, der es bis zum Minister gebracht hat, trotzdem ganz Ungarn mit den Fingern auf seine lichtscheuen Taten zeigt. Die schöne Intriguantin Nelly Bárdy ist aber natürlich niemand andres als die famose Baronin Schönberger, die Spionin Polonys und Heldin jener sensationellen Skandalaffaire, die vor einem Jahre alle Blätter Wiens und Pests angefüllt hat. Auch die Gestalten des Kaisers und des Thronfolgers tauchen in dem bunten Zeitbilde, das uns der ungenannte Autor da zeigt, wiederholt auf, wenn auch nur flüchtig. All das erhöht den aktuellen Reiz des Buches zweifellos nicht wenig, verleiht ihm den pikanten Charakter eines Schlüssel- und Skandalromans und dürfte ihm auch das Interesse solcher Leser zuwenden, die sonst sein Mangel an „Liebe" langweilen würde. Aber dieser praktische Vorteil bedeutet für das Buch zugleich einen ästhetischen Nachteil: er drückt dessen künstlerisches Niveau herab und erweckt die fatale Erinnerung an den seligen Samarow. Anderseits muß jedoch anerkannt werden, daß der Verfasser trotz dieser bedenklichen Anleihe an den Spekulationsroman nie aufdringlich und immer taktvoll geblieben ist, und daß er, um das Bild, das er geben wollte, zur vollen Geltung zu bringen, der Versuchung, ihm solche aktuelle Schlaglichter aufzusetzen, nicht widerstehen konnte. Man darf bei der ästhetischen Beurteilung dieses Buches überhaupt nicht vergessen, welch schwere und heikle Aufgabe sich der Verfasser darin gestellt hat, und daß man eigentlich gar nicht das Recht hat, es als Roman aufzufassen, da er selber es uns nicht als solchen bezeichnet, sondern als „Kulturbild". Dadurch, daß er dieses in den Rahmen einer frei erfundenen Fabel gefügt hat, erhält es eben einen zwitterhaften Charakter, halb Zeitgeschichte, halb Roman, und das bringt eine gewisse Brüchigkeit der Darstellungsform mit sich, die sich bald jener, bald diesem nähert, und die nur ein außerordentliches technisches Geschick des Autors hätte vermeiden können, ein Geschick, das der unbekannte Verfasser — einstweilen wenigstens — noch nicht besitzt. Dieser Mangel aber und selbst die vorhin erwähnten Bedenken werden reichlich aufgewogen durch die klare Zeichnung und kräftige Farbe dieses Kulturbildes, durch die mutige und bei aller Schärfe doch nie gehässige Kritik der politischen Verhältnisse Ungarns und nicht zum wenigsten durch einige packende Szenen von mächtiger Lebendigkeit. Auch die Sprache, obschon manchmal etwas unbeholfen, erhebt sich, von der kraftvollen Überzeugung der Verfassers getragen, nicht selten beträchtlich über das Niveau des Alltags und ergeht sich in wahrhaft goldenen Worten, die wert sind, von allen vernommen zu werden, denen das Schicksal der habsburgischen Monarchie nicht gleichgültig ist; Worte, die namentlich von denen beherzigt werden sollten, die berufen sind, es zum Guten zu lenken; denn sie kommen aus einem wahrhaft patriotischen Herzen, von einem Manne, der das schwarzgelbe Banner hochhält, ohne es dabei gegen Byzanz zu schwenken . . . Im Gegenteil: er ist ganz und gar nicht damit einverstanden, wie sein Mutterland regiert wird, wie der Ruhm und die Ehre Österreichs, wie das Geschick der nicht-magyarischen Völker Ungarns dem Kossuthismus preisgegeben wird, aus

Digitized by Google

Schwäche, aus Friedensliebe, aus Angst vor neuen Skandalen . . . Die Ehrfurcht vor dem weißen Haupte des Kaisers drückt die flammende Empörung, die das Treiben der ungarischen Fanatiker in ihm entfacht, zwar zurück, legt ihm Schweigen auf; aber dieses Verstummen just dort, wo es zu sprechen gälte, ist beredt genug und verrät die bittere Enttäuschung in seinem treuen österreichischen Herzen:

„Sämtliche Völker des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates warteten auf die Epoche der Strenge, der Gerechtigkeit, der königlichen Gewalt, die Nationalitäten in Ungarn meinten jeden Tag, es müsse endlich das Manifest des Kaisers kommen, das mit den Worten beginnen werde, ‚An meine Völker!' Sie waren bereit, an die Seite des Herrschers zu treten, sie waren unbewußt erfüllt von dem Bismarck'schen Wort ‚Wenn der Kaiser von Österreich zu Pferde steigt, so folgen ihm alle seine Völker!' — Aber er stieg nicht zu Pferde . . ."

Aber so trüb dem Verfasser auch die Gegenwart erscheint, von der Zukunft erhofft er sich Besseres. Er deutet es mit den still beredten Worten an: „In Pest ging die Sonne über dem Grashampalais*) auf, in Wien stieg sie hinter dem Belvedere*) empor."

Parthenogenese bei Tieren und Pflanzen.

Von Karl Ortlepp (Gotha).

Parthenogenese (Jungfernzeugung) nennt man die Erscheinung, bei der sich aus einer unbefruchteten Eizelle ein Lebewesen entwickelt. Von Tieren sind es besonders Krustaceen, Insekten und Würmer, die sich auch auf solchem Wege fortpflanzen können.

Als hauptsächlichstes Beispiel für Parthenogenese wurden bis vor kurzem die Arbeitsbienen angeführt, die man als verkümmerte Weibchen betrachtete, sowie die Erfahrung, daß aus irgend einem Anlasse unbefruchtet gebliebene Bienen-Königinnen entwicklungsfähige Eier legen können. Da aber aus solchen Eiern nur Drohnen (Männchen) entstehen und v. Siebold in ihnen kein Sperma fand, wurde von ihm und Dzierzon die Ansicht, die bald überall Eingang fand, vertreten, daß alle Eier, aus denen Drohnen entständen, auch die von einer befruchteten Königin stammenden, unbefruchtet seien. Man dachte es sich so, daß die Königin es in ihrer Gewalt hätte, von dem beim Hochzeitsflug erhaltenen Spermavorrat nach Belieben ein Spermatozoïd in das zu legende Ei eintreten oder nicht eintreten, es also befruchten oder nicht befruchten zu lassen.

Diese Ansicht wurde seit einigen Jahren von Dickel (in Pflügers Archiv und anderswo) bekämpft; nach ihm sind auch die Eier, aus denen Drohnen entstehen, gleichviel ob sie von einer begatteten oder unbegatteten Königin oder von einer Arbeitsbiene stammen, befruchtet, so daß die Arbeitsbiene demnach nicht als verkümmertes Weibchen, sondern als Zwitter anzusehen wäre. Wenn aus solchen Eiern immer nur Männchen hervorgehen, liegt dies nach Dickel daran, daß bei den ohne Begattung erzeugten Eiern die Drüsensekretion der Arbeitsbiene — diese bestimmt nämlich nach ihm durch ihre mit dem Futterbrei an die Eier gebrachten Drüsen-Sekrete überhaupt das Geschlecht der künftigen Bienen — das männliche Geschlecht hervorriefe. Die auf seine Veranlassung an der Universität in Freiburg von Petrunkewitsch vorgenommenen Untersuchungen schienen jedoch gegen Dickels Ansicht zu sprechen. Inzwischen beschäftigte sich aber auch Kuckuck mit dieser Frage, prüfte die Abbildungen Petrunkewitschs und untersuchte Präparate von Bieneneiern.

Er kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu der Ansicht, daß auch alle Eier, aus denen Drohnen entstehen, einschließlich der von Arbeitsbienen und unbegatteten Königinnen gelegten, befruchtet seien, da er die stattgehabte Verschmelzung des Kernes der Eizelle mit einem eingedrungenen Spermatozoïd nachweisen konnte*), sodaß Arbeitsbiene und Königin als — wenn auch nicht ganz vollwertige — Zwitter anzusehen wären. Kuckuck sagt ferner, es gäbe überhaupt auch bei Pflanzen keine Parthenogenesis; denn auch wenn sich Eizellen, ohne sich mit einem Spermatozoïd vereinigt zu haben, entwickelten, wäre dies noch keine Parthenogenesis, da die weibliche Geschlechtszelle wie die Körperzellen des weiblichen Individuums bereits beiderlei Kerne (männlichen und weiblichen, den ersten noch vom Vater des fraglichen Individuums) habe, also keineswegs als jungfräuliche Zelle anzusehen wäre. So sei auch die Zeugung der im Frühjahre und Sommer lebenden, unbefruchteten Blattläuse keine Parthenogenesis, weil der Spermakern des Männchens, das im vorhergehenden Herbste ihre Stammutter befruchtet hatte, noch Energie genug besäße, sodaß ihre Eizelle keines neuen Spermakerns bedürfe. Nur weil bei den meisten Tieren und Pflanzen der Abkömmling des väterlichen Kerns zu energielos sei, müßte gewöhnlich eine Vereinigung des weiblichen Zellkerns mit einem andern männlichen Zellkerne stattfinden, der dann bei seiner Vereinigung den energielos gewordenen Abkömmling des väterlichen Kerns verdränge. Da, wo dieser aber noch genug Kraft besäße, wäre eben die Entwicklung der Eizelle auch ohne das Eindringen eines Samenfadens gesichert, was man fälschlich als Parthenogenesis bezeichnet hätte. Wenn aber, wie bei manchen Echinodermen und Ringelwürmern nach Ausstoßung des väterlichen Kernes durch künstliche Einwirkung eine Entwicklung hervorgerufen wurde, könnte sie, weil sie zu keinem normalen, lebensfähigen Wesen führe, nicht als Ersatz der Befruchtung betrachtet werden.

Kuckucks Ansicht, daß jede Eizelle, die nicht vorher den ihr innewohnenden Abkömmling des väterlichen Spermakernes ausgestoßen hat, als eine bereits befruchtete anzusehen sei, scheint mir sehr anfechtbar, und

*) Das Grashampalais ist der Sitz Kossuths, das Belvedere der des Thronfolgers.

*) Es gibt keine Parthenogenesis. Von Dr. M. Kuckuck. Herausgegeben von Ferd. Dickel. Verlag von E. F. W. Fest (Leipzig).

Digitized by Google

ich möchte ihr entgegenhalten, daß dann auch jede sog. vegetative Zelle der Eizelle gleichwertig und befruchtet wäre, und man auch nicht von vegetativer Entstehung sprechen könnte, wenn sich aus irgend einer Körperzelle Keime entwickelten, sondern daß man auch diese als aus befruchteten Zellen entstanden ansehen müßte.

Bei verschiedenen Tieren, besonders Echinodermen und Anneliden, wurde in den letzten Jahren auf künstlichem Wege Parthenogenesis hervorgerufen. Vor allem sind hier die Forschungen von J. Loeb*) zu nennen.

Von den verschiedenen Methoden, die Loeb zur Entwicklungserregung anwandte, gebe ich hier nur die folgenden an, da Loeb selbst die darin zur Anwendung gelangte Kombination als die einzige vollwertige Nachahmung des normalen Befruchtungsvorganges bezeichnet. Wenn er die unbefruchteten Eier einer Seeigelart (Strongylocentrotus purpuratus) zunächst in mit einer einbasischen Fettsäure (Essigsäure, Propionsäure usw.) versetztes Seewasser und dann wieder in normales brachte, bildete sich hier eine Membran (sog. Befruchtungshäutchen) wie nach normaler Befruchtung. Wurden diese Eier danach 30—60 Minuten in hypertonisches Seewasser (d. h. solches, dessen osmotischer Druck durch Erhöhung des Salzgehaltes verstärkt war) gebracht, so entwickelte sich von ihnen ein mehr oder weniger großer Prozentsatz in normaler Weise zu Larven. Auch wenn die Eier der Einwirkung des hypertonischen Seewassers zuerst — in diesem Falle war aber eine längere Zeit (90—120 Minuten) als beim vorigen Versuche erforderlich — ausgesetzt waren und danach eine Fettsäure auf sie einwirkte, entstand die genannte Membran und entwickelten sich später die Larven. Manche Forscher wollen diese künstliche Parthenogenese nicht mit der natürlichen auf eine Stufe gestellt haben (oder wie Kuckuck überhaupt nicht gelten lassen), weil die künstlich erzogenen Larven bisher nur kurze Zeit am Leben blieben und auch einzelne Abweichungen zeigten. Es wäre aber doch denkbar, daß die jetzt beobachteten Abweichungen bei weiterer Vervollkommnung der Versuche verschwänden, und die Lebensdauer der künstlich erzeugten Tiere eine normale würde.

Für Pflanzen war echte Parthenogenesis, das heißt Bildung eines Keimes aus der unbefruchteten Eizelle, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur für Chara crinita, die zu den Armleuchtergewächsen gehört, nachgewiesen worden. Die Eizelle dieser Pflanze entwickelt sich ohne Befruchtung (es gibt bei uns nur weibliche Exemplare) zu Keimen. Die bis dahin bekannten Fälle, daß höhere Pflanzen, Orange, Funkia ovata, Coelebogyne auf ungeschlechtlichem Wege Samen bildeten, können nicht als echte Parthenogenesis bezeichnet werden, weil die Keime bei diesen Pflanzen nicht aus der Eizelle, sondern einem anderen Teile der Samenanlage (dem Nucellus) hervorsprossen, und in den Embryosack hineinwachsen, zudem auch bei der Orange und Funkia diese Sprossung erst beginnt, nachdem der Pollen in die Eizelle, die aber meist nur wenige Teilungen durchmacht und dann verkümmert, gelangt ist. In neuerer Zeit haben jedoch die Untersuchungen mehrerer Forscher gezeigt, daß ungeschlechtliche Erzeugung der Samen bei einer größeren Anzahl höherer Pflanzen (z. B. Alchemillen, Taraxacum, Hieracien u. a.) anzutreffen ist und zum Teil auf richtiger Parthenogenesis beruht. Die Samen der Alchemillen entstehen allerdings nicht aus der Eizelle selbst, sondern nach Murbeck entweder aus einer dieser benachbarten, Synergide (Gehülfin) genannten Zelle, oder dem Nucellusgewebe oberhalb der Antipoden (der Eizelle gegenüber befindliche Zellen). Alle die vorgenannten Fälle der Keimbildung an einem anderen Orte als der Eizelle werden allgemein als Apogamie bezeichnet. Die Keime mehrerer Taraxacum- (Löwenzahn-) und Hieracien- (Habichtskräuter-) Arten gehen dagegen, soweit bisher bei ihnen Samenbildung ohne Befruchtung beobachtet wurde, aus der unbefruchteten Eizelle hervor, die sich nach Murbeck verlängert, mit einer dünnen Zellwand umgibt und gleich darauf in die Teilung zur Bildung des Keimes eintritt. Scheinen die Taraxacum-Arten, z. B. T. vulgare und Hieracium grandidens, H. serratifrons, H. colophyllum u. a. nur noch parthenogenetisch Samen zu bilden, so ist H. pilosella auch der Befruchtung zugängig, wie Versuche von Ostenfeld zeigten. Bei Thalictrum purpurascens finden wir zwar auch eine derartige Entstehung von Samen; aber hier hat sie, wie es scheint, mehr den Charakter einer Hilfseinrichtung, wenn die Befruchtung aus irgend welchen Gründen unterbleibt. Bei einigen andern Pflanzen, z. B. Cannabis (Hopfen), Mercurialis annua u. a. ist noch nicht festgestellt, ob die ebenfalls ohne Befruchtung erzeugten Samen aus der Eizelle hervorgehen oder an andrer Stelle entstehen.

Manche Forscher, wie Juel und neuerdings Strasburger, wollen, auch wenn der Keim aus der unbefruchteten Eizelle entstand, den Vorgang nur dann, wenn vorher eine Reduktion der Chromosomen-(Zellkernsegmente-)zahl wie vor einer Befruchtung stattfand, als Parthenogenesis, sonst aber als Apogamie bezeichnet haben.

Andre dagegen, z. B. Winkler, wenden stets die Bezeichnung Parthenogenesis an, wenn der Keim aus der Eizelle hervorging, wie ich dies auch im vorstehenden tat, und wollen nur zwischen somatischer, wenn keine Reduktion der Chromosomenzahl, und generativer, wenn eine solche stattfindet, unterscheiden, als Apogamie aber nur die Entstehung des Keimes aus einer der andern Zellen (Synergiden und Antipoden) oder dem Nucellusgewebe bezeichnen.

Manche Pflanzen entwickeln ohne Befruchtung zwar keine Samen, es bildet sich aber trotzdem die Frucht aus, was man als Parthenocarpie (Jungfernfrüchtigkeit) bezeichnet. Die Gärtner verhindern bei der Gurke die Bestäubung (Befruchtung), wenn sie kernlose Früchte erzielen wollen. Nachdem bereits eine kernlose Orangensorte existierte, wird jetzt von dem amerikanischen Obstbaumzüchter Spencer eine kernlose Apfelsorte, die ohne Befruchtung Früchte entwickelt, als guter Winterapfel gerühmt und zum Verkauf angeboten. Spencer hatte vor

*) J. Loeb: Untersuchungen über künstliche Parthenogenese. Deutsch von E. Schwalbe. Verlag von J. Ambrosius Barth (Leipzig). Ich halte dieses Werk für eine der interessantesten und wertvollsten naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten Jahre. H.

Digitized by Google

14 Jahren die ersten derartigen Bäumchen gezogen und besitzt jetzt Massenkulturen davon. Die Blüte dieser Sorte entbehrt der Blumenblätter und soll, weil sie infolgedessen für den Blütenstecher unauffällig ist, nicht von ihm zu leiden haben. Vor kurzem hatte R. Ewert durch sorgfältige Versuche bei solchen Apfel- und Birnensorten Parthenocarpie künstlich hervorgerufen, bei denen sonst Befruchtung stattfindet. Er betupfte zu diesem Zweck die Narben und Griffel der Blüten mit einer besonderen Flüssigkeit, die sie gegen den Pollen unempfindlich macht und seine Aufnahme verhindert. Dadurch wird die Befruchtung vermieden; es entstehen beim Apfel keine Samen und bei Birnen nur ganz verkümmerte, aber die Früchte entwickeln sich, bis auf den Mangel eines Kernhauses, normal.

Musikalischer Genuß.

Eine Studie. Aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß.

IV.

Jedes Musikstück läßt auf diese Weise die allerverschiedensten Deutungen seines Gefühlsinhalts zu, der beste Beweis, daß die Musik eben nicht Gefühle als solche schildert. Und das ist natürlich. Jedes Gefühl, jede Empfindung besteht nur durch den Gegenstand, auf den sie sich bezieht, von dem sie seine Farbe erhält, durch den sie erweckt und bestimmt ist. Liebe besteht nur durch die Person, die ich liebe, erst der Gegenstand meiner Liebe ruft das Gefühl selbst hervor; Freude wird erst durch einen Gegenstand erweckt. Eine Freude ohne Gegenstand gibt es nicht; denn im äußersten Falle, wo dies so scheint, ist es das unbewußte, allgemein geistige oder körperliche Wohlbefinden, das eine gegenstandslose Freude zu erwecken schien. Zorn, Sehnsucht, alle materiellen Gefühle und Empfindungen bestehen nur durch das Objekt, auf das sie sich beziehen. Mehr oder minder aber erscheinen diese Objekte in räumlicher Gestalt; die Musik wirkt nur in der Zeit; sie kann uns die Objekte, die Gegenstände der Empfindungen nicht schildern. Und weil sie das nicht vermag, ist es ihr denn auch unmöglich, irgend ein bestimmtes Gefühl, eine bestimmte Empfindung auszudrücken. Die Folge ist, daß man den Gefühlsinhalt jedes Musikstückes anders deuten kann.

Fragt man sich dagegen, worüber sind nach dem Anhören eines musikalischen Werkes alle Hörer einig, so ist es nicht die Deutung eines Gefühlsinhalts selbst, sondern die Form, die Empfindung ästhetischer Art, mit der dieses Werk uns entläßt. Das Scherzo der Mondscheinsonate kann man seinem Inhalte nach ganz verschieden deuten. Man kann darin die Erscheinung der Geliebten, die wie ein Traum verschwebt, gemalt sehen, man kann die Freude über den Anblick eines Sonnenstrahls nach dunkler Nacht, man kann die reine, gegenstandslose Frühlingswonne, stilles Liebesneigen, Liebeshuldigung, alles mögliche darin finden. Hierin wird jeder eine andre Meinung haben. Worin aber alle Menschen übereinstimmen, das ist die Meinung, daß dieses Scherzo von vollendeter Anmut, von zartester Grazie ist. Alle Musikfreunde sind einig, daß der erste Satz dieser Cis-dur-Sonate von tiefster Schönheit ist; alle sind einig, daß der letzte, leidenschaftliche Satz die Bezeichnung gewaltig, großartig verdient. Jedermann gibt ohne weiteres zu, daß das Adagio der neunten Symphonie ganz und gar die Bezeichnung rührendster Schönheit verdient; daß der erste Satz ganz und gar mit erhabenen Klängen beginnt und die Stimmung der Erhabenheit auch des weiteren, im Wechsel mit schönen Einmischungen, festhält. Anmutig, graziös sind viele Scherzi Haydns, Mozarts, Beethovens, darüber sind alle einig, wenn sie auch noch so verschiedene Gefühle darin ausgedrückt sehen. Andre Scherzi wird man mehr witzig als graziös nennen; Beethoven hat auch viele einfach humoristische Sätze.

Und das, was wir bei den ästhetischen Empfindungen denken und erleben, das hat in allen diesen Fällen die Musik ganz vollendet geleistet.

Ihre Mimik, wie wir sehen, ist nur Scheinmimik, kann es nur sein. Sie scheint fortwährend etwas auszudrücken, was doch nicht benannt werden kann; es ist der Trieb des Menschen, in den an sich absolut leeren Zwischenraum der Intervalle, der musikalischen Zeitunterschiede und Kraftunterschiede, irgend einen Gehalt hinein zu legen. Weil der Musiker ausdrucksvolle Tonfolgen nicht erfinden kann, ohne eine besondre Aufregung seines Gemütslebens, dessen Ursache wir nicht kennen, wird natürlich jener Zwischenraum der Töne, werden all jene rhythmischen und sonstigen Kraftverhältnisse der Betonung auch von ihm durch einen Gefühlsinhalt belebt. Die Mimik ist an sich also nicht leer; sie wird immer ausdrucksvoll sein, nur daß wir nicht sagen können, was sie ausdrückt. Denn bei der Zerlegung einer Sonate — und dasselbe gilt von allen andern musikalischen Formen — erleben wir, daß die Stimmungs- und Ausdrucksbestandteile fortwährend wechseln. Schon die einzelne Melodie, der einfache Satz bewegt sich in einem fortwährenden Wechsel der Kraftäußerung der Seele und ihrer Kraftanspannnng. Man betrachte Beethovens Sonate pathétique darauf hin. Gewaltig, pathetisch setzt der erste Akkord in Moll ein, mit dem nächsten Tone aber schon wechselt diese Stimmung, der C-moll-Akkord, der kraftvoll einsetzte, löst sich in ein sehnsüchtiges Piano auf. Das Feierliche, Pathetische scheint in Entsagung sich zu verhauchen. Mit dem zweiten Takte wird dasselbe Spiel wiederholt, nur daß es eine andre Färbung hat, indem es von C auf F verlegt wird; es scheint eine gesteigerte Wiederaufnahme der Feierlichkeit und ihres Entsagens; zum drittenmal in noch gehobenerem Maße scheint dieselbe Willensbewegung wiederzukehren, bis sie auf einmal in eine bestimmte, nicht feierliche, sondern energisch vollendete Kraft übergeht, die mit dem betonten As ihren Höhepunkt erreicht, um mit den rasch abfallenden Vierundsechzigstel-Noten einer plötzlichen Auflösung zu verfallen. Mit einem Piano scheint jetzt im fünften Takte in dem Oktavenmotiv ein leiser Hilferuf, oder ein sehnsüchtiger Lockruf zu folgen, worauf im heftigsten Gegensatze das tiefe Fortissimo folgt,

Digitized by Google

das nicht feierlich, sondern unwillig, empört scheint; der jähe Wechsel wiederholt sich abermals in andrer Färbung, der sehnsüchtige Lockruf siegt endlich, seine Stimmung wächst; durch Wiederholungen, die stärker werden, wird endlich die Höhe des F erreicht und ein Hauch von Seligkeit scheint einen Augenblick herein zu leuchten mit den getragenen Schlußnoten des neunten Taktes, weicher folgt im zehnten Takte nochmals der Hauch, bis dann die große Kadenz den Übergang zu dem ganz anders gestimmten Allegro bringt. Hier ist ein so jäher, fortwährender Wechsel von Stimmungen, Leidenschaftsandeutungen und Ansätzen, wie ihn im wirklichen Leben nur ein Wahnsinniger erleben würde; keine von diesen scheinbar angedeuteten Empfindungen kann um ihrer selbst willen da sein. Dieser jähe Wechsel muß einem anderen Gesetze dienen; denn vom Gesetz des Seelenlebens unserer Wirklichkeit hat er nichts an sich. Es würde der helle Wahnsinn zugrunde liegen müssen, bei Beethoven so gut, wie bei allen anderen Meistern. Zwar das Ganze scheint doch wieder in einer einheitlichen Stimmung, die besondre Färbung, die die C-moll-Tonart in allen ihren Wechseln und Modulierungen gibt, erhält diese Einheit.

Das alles ist nicht, kann nicht Gefühlsmalerei sein, wenn auch Gefühle die produktiven Erreger einzelner Motive waren. Das Ganze ist nicht die Durchführung einer bestimmten Empfindung und Leidenschaft, sondern alle diese scheinbare Mimik der Leidenschaft ist dem jähesten Wechsel unterworfen, und der Genuß, das Ergötzen und Entzücken des Hörers bezieht sich gerade auf diesen Wechsel, der ihn fortgesetzt aus einem Stimmungsschein in den andern taucht, Licht und Schatten wie Aprilwetter wechseln läßt.

Alles dient und wirkt zusammen, den ekstatischen Zustand der Seele, den wir schon aus der Klangwirkung des einzelnen Akkordes erlebten, zu steigern und zu erhalten. Der mimische Schein der Musik ist das stärkste Mittel, dieses Außersichleben der Seelenkräfte zu erwecken. Dieser Zustand an sich müßte auf die Dauer unerträglich sein, wenn nicht der komponierende, ordnende Geist des Musikers diese Ekstase in einen schönen, einen anmutigen, einen erhabenen Zustand hinaufläuterte, ihm dadurch eine innere, ästhetische Form verliehe und einen freien Genuß der Seele am Spiel ihrer eigenen Kräfte bewirkte.

Denn nicht die wirklichen Gefühle des Lebens kann die Musik malen; nur die Kraftformen, in denen Gefühle, Leidenschaften, Empfindungen, Willensregungen sich ausleben, benutzt sie. Sie ist Kraftäußerung, die durch das Mittel des Schalls und Tons im Ohre vernommen ist; das Forte ist eine Kraftform so gut wie das Piano; Takt und Rhythmus sind Ausdruck gewisser regelmäßiger Verteilung der tönenden Kräfte. Nicht nur die Musik kennt Takt und Rhythmus, um die Arbeit zu erleichtern, Kraft zu sparen und zu gewinnen. Alle Elemente, aus denen ein Musikstück besteht, lösen sich in verschiedene Arten der tönenden Kraftäußerung auf.

Arthur Rimbaud.

Von Rudolf Kurtz (Nieder-Schönhausen).

II (Schluß).

Die Gräuel der Vernichtung in einem Stecknadelknopf, Schimmel, das Chaos der Schöpfung in einem Augenaufschlag, Fäulnis der Sterne: so braust es in seinen Versen. Und eines Tages verlor er die Lust am Schreiben, waren die Worte nicht mehr wert, Verachtung und Ekel aufzunehmen, und im Glanze tropischer Sonnen steigt steil die Straße auf, die nach Italien und Norwegen, nach den niederländischen Tropen und nach Harar, der Kolonie unter Sandwüsten, führt.

Rimbaud, der Dichter, hatte die Fähigkeit des Genies, die Erscheinungen in ihrer unglaublichsten Reinheit zu sehen, und dann mit einem ungeheuer reichen Assoziationsgefühl Wälder von Standbildern um sich herum erstehen zu lassen. Seine Worte haben perspektivische Untiefen, die ein Gefühl auf eine ungemeine Art, sanft und brutal, in Stahl und Blut verbildlichen. „Ich regelte die Form und Bewegung jedes Konsonanten und mit instinktiven Rythmen schmeichelte ich mir, ein poetisches Wort zu erfinden, das heute oder morgen allen Sinnen zugänglich sein werde.“ Die Dinge verwandeln sich wie farbige Schatten einer magischen Laterne, gebären sich neu auseinander, bevölkern sich mit phantastischen Bewohnern. „Ich sah sehr deutlich eine Moschee an Stelle eines Hüttenwerkes, eine Trommlerschule, von Engeln gebildet, einen Salon auf dem Grunde eines Sees, Ungeheuer und Geheimnisse, und der Titel eines Vaudeville konnte vor meinen Augen Schreckensse heraufbeschwören“. Ballett der Sensationen, Überbrückung von Zeit und Raum durch eine Vokalfolge, Metamorphosen der Wahrnehmungen, wie es Baudelaire in köstlicher Reinheit in den „Einklängen“ gefühlt hat:

Parfüme gibt es, frisch wie Kinderwangen,
Süß wie Hoboen, grün wie eine Alm —
Und andre, die verderbt und siegreich prangen,
Mit einem Hauch von unbegrenzten Dingen;
Wie Ambra, Moschus und geweihter Qualm,
Die die Verzückung unsrer Seelen singen.

(Üb. v. Stefan George.)

Ein Kornfeld unter lichtblauem Abendhimmel wird ihm eine Harmonie in Gelb und Blau, und dieses Gefühl setzt sich in ein Gedicht um, das weiter nichts als der Anblick eines vom Wind bewegten Kornfeldes ist. So ist eins seiner frühsten Gedichte „Empfindung“:

Durch spitziges Korn, auf einsamen Pfaden,
Über schlankes Gras will ich irren:
Mein Fuß wird die kühlende Frische spüren.
Die freie Stirn lass' ich im Winde baden.
Ich denke nichts, ich spreche nichts, ich träume nur;
Unendliche Liebe gibt mir das Geleit.
So geh ich durch das Sommerabendblau
Wie ein Zigeuner, weit, recht weit
Durch die Natur —
Glücklich wie mit einer Frau.

(Üb. v. K. L. Ammer.)

Digitized by Google

Das ist mit 16 Jahren geschrieben und enthält den ganzen Verlaine. Die Erlebnisse, unzählig in Sekunden, differenzieren die einfachen Eindrücke; das Mitleid erstarrt mehr und stärker in der Verachtung. Sonne und Fleisch schwellen in einer lockenden Syntheſe, die Armut stiliſiert ſich ihm zu grotesken Bildern. Dann kommen die Jahre der Bohême, die Wanderfahrt in Holland, wo ihm Verlaine bedingungslos folgt, eine Heroica in Lumpen, eine Zauberfahrt unter günſtigen Winden, von Alkohol und Traum geſchwellt. Ganz impulſiv brechen die Verſe empor, überfallen ihn, er erledigt ſich durch ſie ſeiner Stimmungen. Die Kontraſte ergreifen ihn, er kuppelt die widerſtrebendſten Empfindungen zuſammen, läßt das Lyriſche in das Ironiſche leuchten, das Ekle in das hinreißend Strahlende. In einer Winternacht ergreift ihn der Kontraſt zwiſchen ſeiner Armut und der geweihten Muſe, und „inmitten phantaſtiſcher Schatten Ruhe“ ſkandiert er Rythmus und Tonfall durch das Auf- und Abziehen der Elaſtiken ſeiner zerriſſenen Schuhe. Die primitivſten Dinge geben ihm ihre beſondere Schönheit her: etwa ein alter Speiſeſchrank oder das biergefüllte Glas, in dem ſich der Sonnenſtrahl bricht. Die Erſcheinungen ſpiegeln ſich ihm unter immer abſonderlicheren und ſchärferen, kondenſierteren, ewigeren Formen ab: ein kleiner Kuß läuft wie eine verrückte Spinne den Nacken entlang; in jeder Wagenecke liegt „ein Neſt von tollen Küſſen“. Unmittelbarer laſſen ſich die Gefühle nicht ausſprechen. Aber Rimbaud, das enfant prodigue, das ſtärkſte Phänomen der franzöſiſchen Literatur, das iſt in den letzten Gedichten; die früheren ſind nur Abſplitterungen eines tollen, rauſchvollen Lebens, Gelegenheitsverſe, die Spuren ſeiner Wege ſind. In dieſen letzten Gedichten wogt um die Erſcheinungen eine lichte Flut von Anklängen; Verſtärkungen, Tönen und Farben, bald phantaſtiſch, bald ironiſch aufleuchtend. Die Energie einer großen Verachtung und einer großen Sehnſucht fließt zuſammen: jedes Ding iſt ſo geſehen, als gälte es, endgültige und unerſchütterliche Formen zu finden, gleichſam bis in ſeine letzte metaphyſiſche Möglichkeit geſehen. Das ſind die Verſe, von denen Remy de Gourmont in ſeinem unvergleichlichen Maskenbuch ſagt: „Il y a dans son œuvre plusieurs pages, qui donnent un peu l'impression de beauté que l'on pourrait ressentir devant un crapaud congrûment pustuleux, une belle syphilis ou le Château Rouge à onze heures du soir.“ Dieſe diaboliſche Schönheit iſt in der Viſion der Stubenhocker, die grämlich und ewig über ihren Pulten ſitzen, und deren Blut in ſchwarzen Tintenſtrömen durch den Körper fließt. Das iſt wie ein Geſtrüpp magerer Linien, die ſich wie eckige, geometriſche Glieder verranken, grauenhaft gemalt auf blutrotem Grunde. Und nachts träumen ſie ſchwer von Landſchaften aus Holzſtühlen, Pulten, Federn und Akten, und haben dann erotiſche Erlebniſſe, nicht etwa Spiegelungen von Frauen, ſondern von Wieſen, mit Tintenblüten überſät, die laut in Klexe zerſpritzen. Da iſt aus den armſeligen Stubenhockern eine phantaſtiſche Viſion geworden: ſinnbildlich für das Vertrocknen an der Ofenhitze. So ſieht Munch ſeine Menſchen: im Schatten grotesker Pflanzen und melancholiſch-weißen Mondſcheins. Und die tolle Liebe der Bohême iſt in ſeiner Rhapſodie auf Paris, ein leeres Gemäuer nach dem Abzug der Deutſchen, von wüſtem Taumel erſchüttert: er will Kraft in den Schauern der Verwüſtung, keine Klagenden, ſondern Dyonyſier um jeden Preis, und ſeien ſie von Branntwein trunken.

Lieber Schande und Verbrechen, die herrliche, anfeuernde Sünde, als die Mittelmäßigkeit: das war die Meinung des Knaben, der den Verbrecher im Bagno bewunderte. Im Dichter von ſieben Jahren träumt er von Sternenwieſen und blühenden Savannen, „wo kräftige Düfte, leuchtende Wellen, goldner Flaum ruhig quellen und zittern und glühn“. Die Kriſtalliſationen, die der Klang der Vokale im Gehirn vorbeijagt, verformt er zu dem Sonett „Vokale“ (das ich in der Überſetzung Stefan Georges hierher ſetze: als ein unvergleichliches Beiſpiel deutſcher Übertragungskunſt)

A ſchwarz, E weiß, I rot, U grün, O Blau — Vokale,
Einſt werd ich euren dunklen Urſprung offenbaren.
A: ſchwarzer ſamtiger Panzer dichter Mückenſcharen,
Die über grauſem Stanke ſchwirren, Schattentale;
E: Helligkeit von Dämpfen und geſpannten Leinen,
Speer ſtolzer Gletſcher, blanker Fürſten, Wehn von Dolden;
I: purpurn ausgeſpienes Blut, Gelach der Holden
Im Zorn und in der Trunkenheit der Peinen.
U: Räder, grünlicher Gewäſſer göttlich Kreiſen,
Ruh herdenüberſäter Weiden, Ruh der Weiſen,
Auf deren Stirne Schwarzkunſt drückt das Mal.
O: ſeltſames Gezisch erhabener Poſaunen,
Einöden, durch die Erd' und Himmelsgeiſter raunen:
Omega — ihrer Augen veilchenblauer Strahl.

Das iſt wie ein leiſer Druck auf ein ganz empfindliches Piano, das den zarten Anſchlag in ein ungeheures Meer von Glocken verwandelt. (Die Wiſſenſchaft verſucht langſam mit Unterſuchungen über das „Farbige Gehör“ nachzukommen.) Rimbaud ſchützte, um von Neugierigen verſchont zu bleiben, ſpäter vor, dieſe Verſe ſeien Blague, nichts als Blague. Das hat man ihm — als einzige ſeiner Bemerkungen — aufs Wort geglaubt. Gleiche Reizbarkeit formt ein banales Vorkommnis zu einem Erlebnis von entſcheidender Kraft, die „Chercheuses de poux“: es iſt, als ſei ſein Körper durchſichtig, und er beobachtet das Sinken und Steigen der Säfte, den ungeheuren Prozeß der Stoffverbrennung zu den lichten Symbolen ſeiner Phantaſie. Wie das Löſen verworrenen Haares von weichen Händen innere Ströme befreit, wie ſich die ſanfte Wolluſt in Tränen ausbreiten will: das iſt unvergeßlich. Der ſchwere Druck der Sehnſucht blüht bei den beiden Schweſtern auf, das verkrampfte Weinen: wie Ohnmacht und ſüßer Geſang. Aber das ſanfte Adagio, das in weiche Nebel verſchwimmt, raſt im fortissimo in dem heiligen Lied der Sehnſucht, dem „Trunkenen Schiff“, dem die Literaturen nichts anzureihen haben. Das einzelne, verlorene Individuum und die ungeheure, kosmiſche Größe des Alls ſpielt in einer wundervollen Antitheſe, die in ganz reinen Akkorden verläuft.

Digitized by Google

Seine Sehnsucht träumt sich auf ein kleines Wrack, einsam auf ungeheurem, horizontlosem Meere, das an Ländern vorüberfliegt, die zum ersten Mal aus dem Urweltnebel auftauchen. Tropfsteingewölbe von strahlend roten Rubinen und eisigen Topasen, Blutwogen und Sternfallen. Wie der Feuerwagen der Apokalypse steigt sein Schiff zum glutroten Himmel, der von heißen Sonnen durchbohrt wird; seine Seele tobt in Delirien, zischend wie Blut und aufspritzend wie siedendes Metall. Jede Empfindung nimmt ihr gigantischstes Maß an, unerhörte Landschaften wechseln

Sah Sümpfe, ganz endlose Netze, gären,
Mit faulenden Urtieren auf dem Binsengrund,
Sah Wetterstürze das Land verheeren,
Sah Erdreich versinken im Meeresschlund,
Sah silberne Sonnen, sah Gletscher, sah Himmel wie kohlende Glut,
Sah Wracke in dunkelnden Buchten versenkt,
Wo Riesenschlangen, zerfressen von Wanzenbrut,
Von Bäumen fallen, die schwarzer Gestank durchtränkt.
(Üb. v. K. L. Ammer.)

Die Gesichte umnebeln ihn wie selige Ohnmacht, im rasenden Tempo eilt er zu den Höhen des Paroxismus:

Frei, rauchend, von violetten Nebeln umsponnen
Bin ich in den roten Himmel geschwebt,
Den wie eine Mauer das Licht einer Kette von Sonnen
Mit Flechten und azurnem Schein umwebt.

Im Reich phantastischer Sterne, silberner Krater, ekstatischer Lichtquellen scheint ihm die Erde wie ein kleiner grauer Ball — und ihm graut vor dem Europa, zu dem er zurück muß. Seit ich gezogen auf euren Bahnen, Meere der Sehnsucht . . .

Verse, in so reißenden Tempo, so überhitzte Spiegelungen sind vor ihm nicht geschrieben. Das konnte nur einer, in dem sich kraftbegierige Jugend mit der großen Kunst des Erfahrenen eint, in einem vorwegnehmenden Genie, das mit einem Griffe alle Mauern einreißt, quellend in heißer Sonne und herrlichen Strahlen. Ein Revolutionär, voller Verachtung für die Sache, für die sein Schicksal ihn zu streiten zwingt. Ein Gefesselter, der mit einem Ruck ohnegleichen die lästige Form der Sprache zerreißt, zu zeigen, was von Ungeheurem in ihm ist, „Chaos genug, um einen tanzenden Stern zu gebären". Und in dieser siedenden Temperatur, gleichsam ein Eisenwerk, das seine letzten Kräfte anspannt, mit pochenden Hämmern und sausenden Röhren, aus denen der Dampf zischend und unheilvoll stößt, in dieser Temperatur ist das Prosawerk geschrieben; diese Landschaft aus heißen Farbenflicken, dampfenden Basalten, unerhörten Perfidien und strahlenden Verruchtheiten, die er einen „Sommer in der Hölle" genannt hat.

Unter Fieberkrämpfen und Absynthräuschen ist die Prosadichtung geschrieben. Wüste Delirien, von hysterischem Schluchzen unterbrochen. Einsame Litaneien, von Anfällen plötzlicher Kraft aufgerissen. Die Welt ist von Aussatz überwuchert, violette Pestdämpfe, angenehme Krater von geronnenem Blut. Monologe eines Deliranten, der mit einem Gedanken die Welt aus den Achsen zu heben meint. An Nietzsche haben wir erlebt, wohin der Rausch, Dionysos-Antichrist zu sein, führt: Ekstasen der Selbstbewunderung, Superlativismus der Erkenntnis, Fanfaronaden der Macht, die nur über Worte ist. Rimbaud hat den Passionsweg über Zarathustra und Umwertung nicht gemacht. Er kommt aus einem störrischen Knabengefühl, das im reifenden Manne quält und treibt. Notizen eines Höllenbewohners, „ein paar verspätete Niederträchtigkeiten", leicht hingeworfen mit zitternden Pulsen und beschwingter Lippe. Verachtung und Ironien, zwischendurch ein Weg, hold mit Blumen überworfen, goldenem Glanz und weißer Schönheit. Das Tempo ist nicht wiederzugeben. Prestissimo, mit zuckenden Lichtern, leicht vorgespiegelten Adagien, die den Empfindsamen narren. Einer, der in Paroxismen redet, und wohin seine Worte fallen: Leuchten und Aussatz. In der Seele wirbelt Angst und Verachtung, Hohn und Buße, Sonne und Eis. Was er betrachtet, fängt in einem Strudel an, sich zu drehen, kreist, fast konvulsivisch, ist aus allen Lagen gerissen. Er begehrt, „Schweigsamkeiten zu notieren", jede Schwingung seiner Nerven spiegelt sich in Worten, glänzend und leicht; Worten, von hypnotischem Glanz, die Katalepsien bringen. Momente des Aufschreis, wo die Peinigungen hinter der Sonne versinken: „das beste ist ein trunkener Schlaf am Strande." Die Menschen wechseln ganz schnell ihre Masken, waren sie nicht eben noch Heilige, glänzend in Weiß und Gold? Jetzt sind sie dumpfe, leblose Gewächse, stumpfe Neger, schwarzes, totes Fleisch. „Ich bin ein Tier, ein Neger, aber vielleicht bin ich gerettet. Ihr seid falsche Neger, Wahnsinnige, Wilde, Geizige. Kaufmann, du bist Neger; Magistrat, du bist Neger; General, du bist Neger; Kaiser, du alter Aussatz, du bist Neger, hast von nichtbesteuertem Likör getrunken aus Satans Fabrik." Und dann die unglaubliche Episode der wahnsinnigen Jungfrau, in der das hysterische Schluchzen Gefolterter ist, deren von Schreikrämpfen gedörrter Mund keine Feuchtigkeit mehr hergibt, höllische Litaneien in monotonen Grimassen. Die Sprache überschlägt sich zu tollen Wirbeln, „merveilleuses danses du ventre", sagt Gourmont. Und das Bekenntnis seiner Technik, seiner Art zu sehen. Wundervolle Blague, wie Satan von sich selbst spricht, von seiner edlen Kunst, wo aus jeder Zeile ein Kichern springt über den Narren, der an dieser Stelle, an diesem Strahlenpunkt blendender Ironien wirklich glaubt, daß es ihm um so Lächerliches wie seine Literatur zu tun ist. Aber fortgerissen von seinen eigenen Worten, bohren sich tiefe Löcher in die Farbendecke seiner Blague, unglaublich dunkle und mattglänzende Kessel voll mystischer Dämpfe. Der Ahnenlose, als der sich Rimbaud fühlt, bekennt unter irrlichternden Witzen: „Moral ist eine Schwäche des Gehirns". Aber er moralisiert. Die Renaissance hätte diese Philosophie gebilligt. Solange es aus der Intuition heraus geschieht, aus dem Strom der Worte: ein Himmel von Perspektiven, glänzende Vorwegnahmen späterer Zeiten. Wie jämmerlich ist sein vernünftiges Philosophieren! Ein Volksschriftsteller, der aufklärend wirken will. Ein Achtzehnjähriger, der sich über die metaphysischen Gedanken seiner Verse zu orientieren sucht.

Digitized by Google

Wieviel tiefer ist das Genie als alle Quellen des Verstandes, wie zarthäutiger und schärfer, wie ungleich klarer. Lest Schopenhauer und Nietzsche: die Weisheit der Intuition ist sicherer als die Erkenntnis des schließenden Verstandes. Die Schönheit eines Gedichts ist die neue Erkenntnis, die wir erst ahnen, deren Intuition der Verstand nicht folgen kann. Oder goethisch: „je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion ist, desto besser". Und welche Logik in dieser Rhapsodie, obschon es nicht zwei Worte darin gibt, die nicht ihre blanken Schilde gegen sich kehren. Alle Laster und alle Begeisterungen werden glühend angenommen und mit Ekel verworfen. Was bleibt, ist eine Gebärde der Sehnsucht, die über den Landschaften hängt, glühend, wie die Morgensonne nach einer Eisnacht.

Wie Intermezzos aus dieser Eroica von Schmutz und Strahlen sind die Wortverbindungen, die er „Illuminations", „Erleuchtungen" genannt hat. Er sieht irgend etwas, ein inneres Gesicht, eine Landschaft, irgend etwas Substantielles, und seine Phantasie löst es in einer scharfen Essenz auf, es macht einen chemischen Prozeß durch, die Elemente ändern ihre Zusammensetzung: es ist wie ein leuchtender Stab in fluoreszierenden Dämpfen, die fortwährend andere Farbenschattierungen erzeugen. Zarte Träume, die sich mit köstlicher Langsamkeit aufrollen, „Blumen".

Auf einem goldenen Altar in seidenen Tauen, grauen Schleiern, grünem Samt und kryſtallenen Schalen, die dunkeln wie Bronce in der Sonne, sehe ich den Fingerhut, der seine Blüten auf silberne Kleinodien, Augen und Haar öffnet.

Stücke gelben Goldes, auf Achat gesät, Mahagonipfeiler, die einen Palast von Edelsteinen tragen, Sträuße von weißem Atlas und zarte Stangen von Rubinen um eine Wasserrose.

Wie ein Gott mit großen blauen Augen und Gliedern von Schnee werfen Meer und Himmel an die Marmorterrassen all ihre jungen vollen Rosen.

(Üb. v. K. L. Ammer.)

So irgendwelche Themen aufgegriffen, und aus einem leblosen Nichts wird eine wundervolle Wolkenlandschaft, bestrahlt von allen Röten der schon verschleierten Sonne. Das Grausen ist milde geworden, wie eine Müdigkeit nach schweren Träumen. Fiebrige Grotesken, von Boucher gemalt. Was macht ein Boucher nicht leicht und lieblich! Wir würden den Tod von ihm als holdes Schweben empfinden. Rimbaud, der Ausgestoßene, der fressende Aussatz, ist melancholisch geworden, ganz reine Töne. Seine Sehnsucht ist schon in fremden Kontinenten, und der schwache Reiz einer günstigen Beleuchtung gab ihm noch diese Dinge, ehe er in den Meeren der Sehnsucht verschwand. Und das heroische Leben begann, die Kreuzzüge eines dégoutierten Europäers, die in Harar enden, unter exotischen Träumen, im Kinderland Rimbauds. Und dann: der Tod im Marseiller Spital, wo seine matten Lippen von Amethystsäulen und weißen Engeln flüstern — der Sterbende ist in den Ländern seiner Sehnsucht. Aber die Gebärde wird bleiben. Dieses Leben voll zusammengepreßter Energie, heroisch und zart, unter Fiebern wie im Krampf des Schaffens, verachtend und von innern Schauern zusammengeworfen, elementar wie die Gebärde Balzacs, Rodins Werk.

Dieser leuchtende Streifen ließ Glanz zurück, viel Glanz. Die moderne Lyrik in Frankreich, die beginnende in Deutschland, steht in seinem Zeichen. Wer die Dichter sind? In Frankreich Jules Lafargue, der selige Hüter von Notre Dame la lune; in Deutschland René Schickele, die leuchtende Nacht, der blühende Sturm.

Zwei Gedichte

von **Hanns H. Kamm** (Klein-Flottbek).

Vergoldet von der Sonne späten Gluten,
vom Abendwind mit weichem Arm umfangen,
glitt unser Kahn durch purpurdunkle Fluten;
und zu Dir sprach mein unbedacht Verlangen.

Doch wie des Himmels bunte Scharlachborten
welk-farbne Dämmerwolken überwoben,
so lächeltest ob meinen Knabenworten
und sahst wie mahnend Du fernhin nach oben.

Da schwieg auch ich und ließ das Ruder gleiten;
verstehend faßte meine Hand die Deine. —
Und gleicher Wunsch verwogte in die Weiten,
von fern zwei Wolken wuchsen groß in eine.

*

Nur wirre quoll durch weiße Wolkenhüllen
des Mondes Licht aus sternerfüllten Weiten;
und wachsend unser Wesen ganz zu füllen
wie schweren Weines trunkene Süßigkeiten

kam wechselnd durch des Waldes Dämmerschweigen
her auf den Schwingen müder Abendwinde
ein süß Geflüster von bewegten Zweigen,
betäubend mit dem schwülen Duft der Linde.

Doch daß der Stunde Zauber keusch sich wahre,
wich meine Wange wohl im Weiterwandern
dem weichen Schmeichelwehen Deiner Haare,
und jedes Hand dem zarten Druck der andern.

Und wie nun traumhaft alle Wünsche schwiegen,
und wir uns dennoch jählings küssen mußten
in willenlosem Aneinanderschmiegen:
von diesem Kuß nur unsre Seelen wußten.

Professor Kienbeins Abenteuer.

Eine Laboratoriums-Novellette von **Paul Scheerbart** (Zehlendorf).

I.

Am 1. Juli 1908 saß ich auf der Terrasse des Metropolitan-Hotels in Milwaukee, las deutsche Zeitungen und rauchte eine lange Virginia, die ich vor sechs Wochen in Wien gekauft hatte. Da kam ein Diener mit vielen Goldtressen an meinen Tisch und überreichte mir eine Karte des Professor Kienbein.

Digitized by Google

Der Herr Professor bat mich, ihn zu besuchen — und zwar gleich — ich möchte nur seinem Diener folgen.

Dieser Diener mit den vielen Goldtressen brachte mich im Automobil in die Villa des Herrn Professor Kienbein. Und dieser Herr Professor, ein Mann mit breitem rotem Vollbart, führte mich gleich in sein Laboratorium und sagte mir mit leiser Stimme:

„Sie kennen mich nicht. Ich aber kenne Sie und möchte Ihnen ein Abenteuer erzählen, von dem ich selbst leider nicht öffentlich erzählen darf, da sonst meine Stellung als Gelehrter erschüttert wäre. Sie aber können sich schon erlauben, die Geschichte bekannt zu machen. Ich habe ein Tagebuch geführt, in dem ich das, was ich erlebte, kurz notiert habe. Ich werde Ihnen das Tagebuch blattweise übergeben, und Sie können sich die Geschichte abschreiben. Wenn Sie mit einem Blatt fertig sind, dann drücken Sie gefälligst auf diesen Knopf — dann erhalten Sie durch meinen Diener das nächste Blatt und geben das abgeschriebene zurück."

Ich sagte gar nichts.

Der Diener mit den Goldtressen brachte Portwein und Zigaretten, und der Herr Professor legte das erste Blatt seines Tagebuchs auf einen großen, glatten Mahagonitisch — und ließ mich allein.

In dem Laboratorium standen viele akustische Instrumente, sehr hohe Spiegel — konkave und konvexe — und viele photographische Apparate.

Schalldämpfende alte Teppiche lagen auf dem Fußboden, und durch das große, breite Fenster des Laboratoriums sah man in einen schattigen Garten.

Ich trank ein Glas Portwein, steckte mir eine Zigarette an und las nun die Tagebuchblätter des Professor Kienbein, der in Milwaukee lebte und im gesellschaftlichen Leben offenbar nicht viel Umstände machte.

Die Blätter, die ich abschrieb, gebe ich hiermit in der Reihenfolge, in der sie mir vorgelegt wurden, in die Öffentlichkeit:

9. Januar 1908.

Als ich heute meinen neuen Transmissionsapparat prüfte, hörte ich ein seltsames Geräusch, das ich mir nicht erklären konnte. Ich ließ meine schalldämpfenden Filzplatten vor den Fenstern und in den Wänden herunter, so daß in meinem Laboratorium eine Grabesstille herrschte. Ich legte abermals das Schallrohr ans Ohr und hörte plötzlich eine ganz zarte, leise Stimme, die in ganz klaren deutschen Worten zu mir das Folgende sagte: „Herr Professor, erschrecken Sie nicht; aber es ist jemand in Ihrer nächsten Nähe, ohne von Ihnen gesehen zu werden. Ich möchte mich Ihnen gerne sichtbar machen. Es geht aber vorläufig nicht."

Ich glaubte natürlich zunächst an eine Gehörshalluzination. Ich glaubte auch, daß ich träumen könnte. Ich klingelte. Der Diener erschien und mußte auch das Schallrohr ans Ohr legen. Wir horchten nun abwechselnd, hörten aber nichts mehr. Ich sagte dem Diener von dem, was ich gehört hatte, nichts. Wir haben abwechselnd über eine Stunde am Schallrohr gehorcht.

10. Januar 1908.

Ich hatte in der Nacht sehr schlecht geschlafen und sehr unruhig geträumt. Als ich allein am Vormittage im Laboratorium war, machte ich wieder alles still, ließ auch, obschon durch die Fenster kein Licht drang, die elektrische Beleuchtung nicht funktionieren; ich zündete nur ein kleines Öllämpchen an. Ich war sehr ruhig und hielt nun wieder das Schallrohr ans Ohr, und da sagte die zarte, leise Stimme zu mir hastig: „Sie dürfen nicht wieder Ihren Diener rufen; der ist für das, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht reif. Ich komme vom Planeten Neptun und habe einen maßlos dünnen, fadenförmigen Körper, den Sie nicht sehen können mit Ihren menschlichen Augen. Nach großen Mühen ist es mir gelungen, mich Ihnen durch Ihren neuen Transmissionsapparat, der ja den Schall in ungemein heftiger Weise verstärkt, hörbar zu machen. Aber sichtbar machen kann ich mich Ihnen vorläufig noch nicht. Wenn Sie zu mir sprechen wollen, so dämpfen Sie, bitte, Ihre Stimme und sprechen Sie leise in eine der langen, dünnen Röhren, die auf Ihrem Schreibtisch liegen. Aber Sie müssen ganz leise und ganz langsam sprechen. Regen Sie sich nicht auf. Sie erleben ein Abenteuer, das Sie schlechterdings allen andern Personen gegenüber vorläufig verschweigen müssen. Ich bin stets in Ihrer Nähe und höre jedes Wort, das Sie zu andern sagen."

„Aber", sagte ich leise in ein langes, dünnes Rohr hinein, „wenn Sie meine Stimme in jedem Falle hören können, so ist es doch eigentlich nicht nötig, daß ich leise spreche."

„Das kann ich Ihnen", versetzte die Stimme wieder, „etwas später erklären. Zunächst haben wir doch Wichtigeres miteinander zu sprechen."

Da ergriff mich ein so starkes, nervöses Zittern, daß ich bat, mir doch erst Zeit zur Erholung zu lassen. Er sagte darauf:

„Gut! Sprechen wir nach achtundvierzig Stunden weiter. Schreiben Sie auf, was Sie erlebten. Lassen Sie aber das Aufgeschriebene von keinem Menschen lesen — wenigstens vorläufig nicht."

Ich ging darauf in den Garten und schrieb da alles, was ich erlebte, auf.

Das nervöse Zittern kommt leider immer wieder.

12. Januar 1908 (Sonntag).

Mir war zu Mute, wie einem Nachtwandler zu Mute sein dürfte, der nachts im Mondenschein auf den Dächern herumspaziert; ich fürchtete immer, daß mich ein lautes Wort neben mir aus allen meinen Träumen heraus- und herunterwerfen würde.

Ich glaubte noch immer nicht an das Veritable meines Abenteuers. Aber nach den achtundvierzig Stunden saß ich wieder beim matten Schimmer meiner kleinen Öllampe an meinem Transmissionsapparat; neben mir lagen die langen, dünnen Metallröhren, und das Schallrohr hielt ich ans rechte Ohr.

Ich mußte dieses Mal warten.

Dann aber hörte ich wieder die mir schon bekannte Stimme.

Digitized by Google

Sie sagte leise:

„Das Allerwichtigste scheint mir, daß ich zunächst Ihre Ansichten über die Erkennbarkeit der Sie umgebenden Materie ein wenig korrigiere. Mein Körper ist auch ganz und gar ein materieller Körper. Und doch bin ich leider gezwungen, daran zu zweifeln, daß ich Ihnen diesen meinen materiellen Körper jemals sichtbar machen könnte. Vielleicht geht es trotz allem. Doch ich weiß nicht, ob es geht. Ich bin keineswegs allwissend."

Eine Pause trat ein, und ich sagte leise:

„Hochverehrter Herr vom Planeten Neptun! Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Und Sie können überzeugt sein, daß ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht, um Ihnen gefällig zu sein. Verzeihen Sie nur, wenn ich gelegentlich etwas erregt werden sollte. Aber es ist denn doch ganz unglaublich, daß ich plötzlich das Glück habe, mit dem Bewohner eines andern Planeten in deutscher Sprache zu sprechen. Mir würde das niemand glauben."

„Das glaube ich schon", erwiderte die Stimme, und dabei klang ein heiseres Lachen, „aber für mich ist das gar nicht so seltsam; ich habe mich schon mit den Bewohnern andrer Sterne sehr oft unterhalten. Ich lebe schon recht lange. Und dabei ist mein Körper so dünn wie ein Spinngewebefaden. Glauben Sie das? Oh — glauben Sie das nicht. Wäre der so dick, so wäre ich Ihnen längst sichtbar. Aber mein Körper ist Trillionen Mal dünner. Sie wissen ja, wie alle gebildeten Menschen, daß jedes noch so kleine Stück Materie immer noch teilbar ist und immer wieder teilbar ist — daß jeder Teil bis ins Unendliche hinein immer von neuem teilbar ist. Darum ist meine Behauptung, daß ich Trillionen Mal dünner bin als ein Spinngewebefaden, nicht etwas Ungeheuerliches. Es gibt noch viel dünnere Wesen. Daß Sie so was Dünnes nicht sehen können, wird Ihnen wohl begreiflich sein. Nun wollen wir uns aber nicht zu lange mit der Vorrede aufhalten. Solche dünnen Wesen können überall durch. Die Materie, die Sie sehen, ist ja gar nicht so dicht. Nur wenige Stoffe, die Sie gar nicht kennen, sind für mich undurchdringlich. Und nun werden Sie es auch verständlich finden und für möglich halten, daß ich zwanzigtausend deutsche Meilen in der Sekunde durchdringen kann. Der Lichtstrahl geht noch mal so schnell — so schnell kann ich nicht. Aber es ist ja wohl genug. Flügel und lenkbare Flugapparate brauche ich nicht. Ich kann meinen Körper im achten Teil einer Sekunde tausend Meter lang machen. Und dann schieß ich einfach wie der Blitz dahin. Allerdings der geht auch noch mal so schnell."

„Und", fragte ich nun heftig, „wie verhalten Sie sich da zur Anziehungskraft?"

Ich hatte das etwas laut gesprochen.

Und ich bekam keine Antwort.

Ich bat in den leisesten Worten, aber ich bat vergeblich.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Simplizissimus-Kalender für 1909. Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine. Mit zahlreichen unveröffentlichten Originalzeichnungen u. s. f. Verlag von Albert Langen (München). Preis geh. Mk. 1.

Dr. Adolf Heilborn: Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen, Tabellen und Karten. (Preis geb. Mk. 1.25.)

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

„Agfa"-Entwickler:

- Rodinal
- Eikonogen
- Metol
- Amidol
- Glycin
- Ortol
- Pyrosäure
- Hydrochinon

in **Substanz**, resp.
in **Patronen**, resp.
in **Lösungen**.

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Inserate finden die weiteste Verbreitung in der „Gegenwart“.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - Genua - Neapel - Piräus

Smyrna - Konstantinopel - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. M. 2.—.

Herm. Walther,
Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin W 30.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen
●● Harmonium-Spiel-Apparat ●●
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Bei allen Bestellungen
wolle man sich gütigst auf die
„GEGENWART“
beziehen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin O 27.

Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 40. Berlin, den 3. Oktober 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt: Die Lage der Landwirtschaft in wirtschaftspolitischer Beleuchtung. Von Rittergutsbesitzer Ökonomierat Vibrans (Wendhausen). — Heilkunst und Kochkunst. Von Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin). — Dichter in Venedig. Von Ignaz Ježower (Berlin). — Olbrich. Von Dr. Hans Bethge (Steglitz). — Musikalischer Genuß. Eine Studie. V (Schluß). Aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. — Zwei Gedichte. Von Leo Heller (Berlin). — Professor Kienbeins Abenteuer. II (Schluß). Von Paul Scheerbart (Zehlendorf). — Aus den Berliner Kunstsalons. — Zur Junggesellensteuer. — Anzeigen.

Die Lage der Landwirtschaft in wirtschaftspolitischer Beleuchtung.

Von Rittergutsbesitzer Ökonomierat Vibrans (Wendhausen.)

Auf der Tagesordnung stehen neue Steuern, wie z. B. Verbrauchsabgaben auf Gas, Elektrizität, Erbschaftssteuer für Deszendenten usw.; sie reihen sich würdig an die Fahrkartensteuer an. Man kann in der Tat, wenn man diese Vorschläge liest, ein Kopfschütteln nicht unterdrücken.

Der Erfinder solcher Steuern scheint sich niemals im Leben umgesehen zu haben, und es sind ihm wohl stets die gebratenen Tauben in den Mund geflogen; denn sonst müßte er wissen, was es heißt, das Licht und die Kraft, die wir als Hilfsmittel zur Schaffung unsrer Produktion dringend brauchen, unter die Steuerschraube zu nehmen; sie zu versteuern hieße das Brot verteuern.

Jedenfalls hat die Besteuerung der Luft und des Sonnenscheins genau dieselbe Berechtigung und ist viel wirksamer als die des Lichtes; denn dieses wird dadurch einen beschränkten Verbrauch bekommen, während die Luft und den Sonnenschein jedes lebende Wesen zur Lieferung des Sauerstoffs und der Wärme, ohne den Verbrauch beschränken zu können, verwenden muß; auch der Wind, sobald man ihn zur Erzeugung von Kraft benutzt, würde ein herrliches Steuerobjekt sein!

Der Gedanke, Licht und Kraft zu besteuern, hat soviel Ungeheuerliches, daß schon ein gewisser Mut, man kann auch dreist ein kräftiges Wort gebrauchen, dazu gehört, und er ist ein würdiges Seitenstück zur Fahrkartensteuer, deren Schöpfer niemals erfahren hat, daß der Personenverkehr mit der Verbilligung der Transportweise steigt und so gewiß, wie $2 \times 2 = 4$ ist, die Vermehrung des Gütertransportes zur unbestrittenen Folge hat und die Verbilligung der Erzeugnisse bewirkt.

Geld muß geschaffen werden, um die Erhaltung des Staates zu sichern; aber ehe man zur Fahrkartensteuer und zu den Verbrauchsabgaben auf Licht und Kraft greift, sollte man, ohne mit der Wimper zu zucken, die Einkommensteuer erhöhen; denn diese wird wenigstens allen Menschen mit demselben Maßstab auf den Leib gemessen und ist nach Möglichkeit gerecht verteilt.

Gibt es denn wirklich weiter nichts zu besteuern?, Gibt es keine Gegenstände, deren Besteuerung der Welt zum Nutzen gereicht?

Wirft man einen Blick in das Ausland, so wird man finden, daß es einen großen Teil seiner Ausgaben durch Besteuerung des Bieres und des Tabaks deckt. Warum geschieht das bei uns nicht? Glaubt man wirklich, das Bier sei ein Nahrungsmittel? Das Rauchen und Biertrinken sind nichts als Genußmittel, und zwar von solcher Art, die die Schaffenskraft und Energie der Menschen durch Einschläfern der Gehirnnerven beeinträchtigen, deren verminderter Genuß eine Wohltat für die Menschheit sein würde.

Betrachtet man die von Professor König in Münster auf Grund eigener Untersuchungen aufgestellte Tabelle, so kauft man danach für 1 Mark $5\frac{1}{2}$ Liter Milch mit 1725 Nährwerteinheiten; wollte man dieselbe Menge Nährwerteinheiten in Bier genießen, so müßte man 13,2 Liter Bier zu je 30 Pfg. das Liter mit einem Kostenaufwande von 3,96 Mark verzehren, aber man hätte nebenbei das Vergnügen, sich 660 Gramm absoluten Alkohol, oder 1,475 Liter Schnaps einverleibt zu haben.

Für 1 Mark gibt es:

3,57 kg	Weizenmehl	mit 3950 ausnutzbaren Nährwerten
3,30 „	Zucker*)	„ 3293 „ „
1,75 „	Weißbrot**)	„ 1510 „ „

Hiernach kostet die gleiche Menge Nährwerteinheiten im Bier 5,5 mal soviel wie in der Milch. Angesichts dieser Tatsache kann man doch die so oft an-

*) Ohne Verbrauchsabgabe.

**) Aus 1,40 kg Weizenmehl kann man 1,75 kg Weißbrot herstellen, die nur 1510 ausnutzbare Nährwerteinheiten enthalten; für seine Mühe, aus 1,40 kg Weizenmehl Weißbrot herzustellen, bekommt der Bäcker 3950 weniger 1510, also 2240 ausnutzbare Nährwerteinheiten, oder 2,17 kg Weizenmehl.

Digitized by Google

geführte Behauptung, daß das Bier das Brot des armen Mannes sei, nicht wohl aufrecht erhalten.

Das Bier ist unbestritten ein Genußmittel, das, in kleinen Mengen genossen, sicher einen anregenden Genuß verschafft, aber für den Trinker nur die angenehme Eigenschaft einer Betäubung des Denkvermögens besitzt.

Bei dem in Deutschland steigenden Verbrauche von 119 Liter für Jahr und Kopf, also für Tag und Kopf 0,33 Liter, kann der Verbrauch nicht ohne Einfluß auf die Arbeitsleistung der Menschen bleiben. Um solche zu erhalten, ist es schon aus wirtschaftlichen Gründen nötig, dem Bierverbrauche einen Damm zu setzen, damit die Deutschen den sie umzingelnden Nachbarn in jeder Beziehung überlegen bleiben. Ein Mensch, der sich täglich 10—20 mal einen Genuß durch ein Glas Bier und durch Zigarren verschaffen muß, sinkt nach und nach zum Tier herab und verliert nicht allein an physischem, sondern auch an moralischem Wert.

Auch der Tabakgenuß besitzt die gleichen Eigenschaften wie ein unmäßiger Biergenuß. Es ist daher nötig, den Einfluß des Bieres und des Tabaks zu beschränken und mit einer recht wirksamen Steuer zu belegen. Sie wird allerdings den Trinker und Raucher nicht abhalten, sich nach wie vor dem ihm liebgewordenen Genusse hinzugeben; aber da seine für die Staatserhaltung nötigen Leistungen mit der Größe des Tabak- und Bierverbrauches abnehmen und bei einem etwaigen Zusammenstoße des Deutschen Reiches mit den Nachbarstaaten minderwertig sind, so hat er zum Ausgleich wenigstens die Pflicht, die Staatskassen mehr füllen zu helfen als der, der sich diesem Genusse nicht hinzugeben vermag.

Der Tabakverbrauch beträgt im Deutschen Reiche 3,2 Pfund pro Kopf und Jahr. Bei derselben Besteuerung wie in Frankreich würde Deutschland, da der Verbrauch in Deutschland fast doppelt so hoch ist, bei inländischem Tabak 1 Mark, bei ausländischem 10 Mark für das Pfund, 4,80 Mark für den Kopf, also insgesamt 307,000,000 Mark mehr einbringen, als jetzt.

Der Bierverbrauch beträgt in Deutschland für Kopf und Jahr von 64 000 000 Menschen — bei einem Verbrauche von 119 Litern auf den Kopf — 7 616 000 000 Liter.

Nimmt man den Bierpreis in den Wirtshäusern u. s. f. durchschnittlich mit 35 Pfennig für das Liter an, so bezahlen die Biertrinker für den Genuß 2 655 000 000 Mark. Hiervon erhalten die Brauereien für die Herstellung des Bieres etwa die Hälfte mit 1 332 800 000 Mark, während die andere Hälfte den Bierverlegern, Wirten, Zapfern usw. zu gute kommt.

Der Konsument zahlt aber mindestens noch für das $^1/_4$ Liter den Kellnern usw. 1 Pfennig Trinkgeld, also für das Liter 4 Pfennig oder die Kleinigkeit von 304 640 000 Mark.

Ist es da wohl zu billigen, wenn ein solches, den Staat in moralischer Hinsicht schwer schädigendes Genußmittel nicht mit einer Verbrauchsabgabe belegt wird? Und zwar mindestens zu einem solchen Betrage, wie ihn die Kellner usw. als Trinkgeld erhalten?

Der Staat hätte dadurch eine Einnahme von 304 640 000 Mark.

Den Wert des Bieres beleuchtet am besten Vergleichung mit verschiedenen Nährstoffen auf Nährwerteinheit; danach ist Bier:

5,5	mal	so teuer	als	Milch,
6,2	„	„	„	„	Roggenbrot,
2,45	„	„	„	„	Fleisch,
3,35	„	„	„	„	Eier,
12,00	„	„	„	„	Roggenmehl,
13,00	„	„	„	„	Kartoffeln.

Diese Zahlen sprechen für sich selbst. Ebenso ist weder der heutige Bierverbrauch, noch das Rauchen mit der vererbten Gewohnheit zu rechtfertigen; denn vor 60 Jahren gab es noch kein sogenanntes Lagerbier und auch noch keine Zigarren; ja das Tabakrauchen auf den Straßen war damals sogar gesetzlich verboten. Man darf sich daher wirklich gar nicht wundern, wenn sich das Laster des Rauchens nach abermals 50 Jahren in Deutschland auch auf das Opiumrauchen ausgedehnt hat, und wenn sich dann in jedem 3. Hause eine Opiumhöhle wie jetzt eine Kneipe befindet. — Erfreulich ist, daß die Bahn das Rauchen in den Bahnwagen zu beschränken sucht. Es wäre daher wünschenswert, das Recht des Rauchens in den Bahnwagen durch einen Zuschlag zum Fahrpreise zu erwerben; hiergegen würde auch wohl der enragierteste Freisinnige nichts zu erinnern haben.

Ist es unter solchen Umständen nicht eine Sünde, wenn man das Bier und den Tabak unbesteuert läßt und Steuer auf Gegenstände legt, die zur Erwerbung des täglichen Brotes dienen?

Man sagt, Bayern wünsche keine Reichsverbrauchsabgabe auf Bier, und es sei nötig, darauf Rücksicht zu nehmen. Ich bezweifle das und traue den Bayern nicht zu, daß sie so kleinlich denken; ich schätze sie auch, was den Patriotismus betrifft, sehr hoch ein und müßte schmerzlich bedauern, wenn ich mich geirrt haben sollte, und Bayern die Zustimmung zu einer Reichsbiersteuer aus kleinlichem Egoismus, weil es dem doppelten Bierverbrauch im Verhältnis zu den übrigen Deutschland hat, verweigern würde. Bayern weiß — das glaube ich fest — wohl zu würdigen, daß es ein Teil des Deutschen Reiches ist!!

Die Vernichtung des Zeppelinschen Luftschiffes, so bedauerlich sie war, kam zeitgemäß, und von dieser Seite angesehen ist der Unfall ein Glück für das Deutsche Reich; denn er hat das Nationalgefühl der Deutschen wach gerufen und sie an die Zusammengehörigkeit erinnert. So groß auch der Partikularismus noch in Deutschland ist, so ist der Wunsch, einem geeinigten deutschen Reiche anzugehören, auch bei jedem Deutschen so stark ausgeprägt, daß bei dem leisesten Kriegsruf unsres Kriegsherrn alle Deutschen wie ein Mann auf den Beinen sind, um etwaige Angriffe eines Nachbarn — an solche braucht man ja vorläufig nicht zu denken — zurückzuweisen. Nichts kann auf Deutschlands Zusammengehörigkeit und Kriegsbereitschaft besser wirken, als die Einkreisungspolitik. Wünschenswert wäre es, den Maulhelden einmal den Mund zu stopfen. Aber wozu sich

Digitized by Google

ereifern vor der Zeit; wir machen es, wie es die Japaner nach „Bansai“ machen sollen: „Nichts sagen, aber immer daran denken.“

Der Aufschrei, der ganz Deutschland von Norden nach Süden und von Osten nach Westen bis in die entfernteste Ecke durchzitterte, als der Zeppelinsche Ballon verbrannte, war nur die Wiederholung der Worte unsres großen Staatsmannes: „Wir fürchten Gott, sonst nichts in der Welt und laufen niemand nach.“ Selbst ist der Mann, und solange in Deutschland das Selbstvertrauen in jeder Brust herrscht, solange haben wir keine Not und können ohne Rücksicht auf das Ausland unsre Wege weiter gehen, die wir zur rechten Zeit uns auch freihalten werden, aber nicht mit dem Munde, sondern mit der eisernen Faust, die nicht kleiner geworden ist.

Wir glauben nicht daran, daß die Kriege, wie „Bansai“ vermutet, in Zukunft in der Luft geführt werden; aber das Luftschiff ist ein für den Leiter der Schlacht schätzenswertes Orientierungsmittel, das in der Hand eines Kriegsherrn, wie Deutschland ihn hat, und eines Heeres, wie das deutsche ist, das Gefühl des Selbstvertrauens stärkt, nicht weil wir siegreich gewesen, sondern weil wir, ohne zu reden und uns zu brüsten, immer daran gedacht haben, uns die Kraft zu erhalten und zu stärken.

Die Lage Deutschlands, das wie eingekeilt ist von einer Menge selbständiger Staaten, erheischt ein wohlgeschultes, kraftvolles Heer, um sich Neider und Eifersüchtler vom Halse halten zu können. Deutschland ist nicht eine große Festung wie England, das keine Nachbarn hat, und dem von allen Seiten Nahrungsmittel und Hilfe zuströmen können. England hat insofern etwas vor Deutschland voraus. Die Lage Deutschlands erheischt daher ein Verlassen auf sich selbst, und dieses macht es erforderlich, daß Deutschland im Falle eines Krieges sich selbst ernähren kann und nicht in dieser Richtung auf die Nachbarstaaten angewiesen ist.

Das heißt mit andren Worten, wir müssen im Fall der Absperrung der Zufuhr soviel Nahrungsmittel haben, daß wir ohne Zufuhr auskommen.

Ist das möglich? — Das ist die Kardinalfrage. Wir können sie ruhig mit „ja“ beantworten; denn Deutschland ist der reichste Agrarstaat der Welt, sobald man ihm die Möglichkeit gibt, sich zu entfalten. Deutschlands Getreideproduktion ist, sobald man der Landwirtschaft die Existenzberechtigung zuerkennt und jene nicht wieder (à la Caprivi) unterdrückt, in der Lage, ein Getreide ausführender Staat zu werden.

Dazu gehört in erster Linie, der Landwirtschaft die Zusicherung zu geben, daß die aufgewendeten Kulturkosten, die zur Nutzbarmachung von Ödländereien wie die Lüneburger Heide ꝛc. dienen, in absehbarer Zeit auch wieder in die Hände der Unternehmer zurückfließen können. Solche Kulturen auszuführen, würde nach Beseitigung der teilweisen Aufhebung der Getreidezölle undenkbar sein, weil bei den gegenwärtigen Preisen und Lohnverhältnissen nur eben die Kosten gedeckt werden.

Würde nach dieser Richtung eine Sicherheit geschaffen, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sich genug Landwirte dazu finden, die Ödländereien bei billigen Ankaufspreisen in fruchtbare Getreidefelder zu verwandeln, die in absehbarer Zeit die Anlagekosten amortisieren und den Unternehmer auch ernähren könnten, sobald der Boden von dem undurchlassenden Ortstein befreit und mit Pflanzennährstoffen, namentlich mit Kalk und Kali angereichert ist. Die Kosten der Beseitigung des Ortsteines, der Zuführung von Kali und Kalk dürften im günstigsten Falle 1200 Mark auf den Hektar mit Arbeitslohn betragen.

Eine weitere Bedingung ist, das Kali unter Entschädigung der Grundbesitzer, denen ein Anrecht auf die Schätze der Erde zusteht, als Eigentum des Staates zu erklären oder mindestens dessen Ausfuhr zu verbieten oder es mit einem hohen Ausfuhrzoll zu belegen.

Deutschland hat keine Gold- und keine Diamantenfelder, aber es hat einen wertvolleren Besitz in den Kalifeldern und zwar ganz allein. Mit Gold und Diamanten kann man wohl Brot kaufen, wenn Brot vorhanden ist, aber mit Kali kann man die ertraglosesten Ödländereien zwingen, Getreide zu liefern, aus dem man Brot erzeugt. Deutschland ist daher, wenn es seine Schätze verständig benutzt, reicher als Kalifornien, und in absehbarer Zeit wird Deutschland, wenn Kali erst zu allen Fruchtarten angewendet ist, durch dieses der produktivste Staat der Welt sein. Nicht allein, daß durch das Kali alle Ödländereien in Kulturboden verwandelt werden können, es werden auch in den sogenannten guten kalihaltigen Böden durch fortgesetzte Anwendnng von Kali die Getreideernten sehr wesentlich gehoben, wenn nur erst systematisch angefangen wird, Kali auf solchen Böden zu verwenden, und es zu einem dem Werte entsprechenden Preise zu haben sein wird.

In demselben Verhältnis, wie die deutsche Kornproduktion durch Anwendung von Kali gehoben wird, muß solche im Auslande, beim Mangel an Kali, wenn dort solches nicht für Gold zu schaffen ist, in absehbarer Zeit zurückgehen. Durch die Wanderlehrer müssen daher die Landwirte überzeugt werden, daß mit der Verwendung von Kali die Ernten steigen, vorausgesetzt, daß das Kali zu einem Preise zugängig gemacht wird, der die Anwendung durch eine bessere Ernte rechtfertigt.

Mein Vorschlag, das Kali als Staatseigentum zu erklären und dessen Ausfuhr zu erschweren oder zu verbieten, ist nicht allein vom agrarischen Standpunkte aus zu rechtfertigen, sondern auch noch mehr vom wirtschaftspolitischen, weil Deutschand dann in der Lage ist, sein Getreide, auch bei gleicher Zunahme der Bevölkerung wie bisher allein und infolge einer größeren Ernte billiger zu schaffen und der Einkreisungspolitik ins Gesicht lachen zu können. Diese läuft lediglich darauf hinaus, daß unter besonderen Verhältnissen Deutschland von den Einkreisungsstaaten kein Getreide zugeführt werden darf.

Kann Deutschland das zur Ernährung nötige Korn allein produzieren, so kann es auch der Wirkung der Einkreisung, ja selbst einer Blockierung, mit Ruhe entgegen sehen. Wir können, wenn wir die letztere

Digitized by Google

nicht zu überwinden imstande sein sollten, während der Zeit der Blockierung allerdings auch nichts ausführen, aber wir können den Scherz länger aushalten als das Ausland, weil dieses uns dann auch nichts zuführen kann. Ob aber der Auslandhandel sich nicht bald danach sehnt, uns wieder seine Erzeugnisse zuzuführen?

Dieselbe Unsicherheit, die über dem Getreide schwebt, berührt auch die Zuckererzeugung. Die neuen gesetzlichen Bestimmungen sind mehr als mangelhaft, ja geradezu unfaßbar. Die deutschen Sachverständigen, die in Brüssel den Delegierten zur Seite standen, haben sich nicht mit Ruhm bedeckt; ihre Namen werden sicher nicht mit goldenen Lettern in die Tafeln der Geschichte der deutschen Zuckerindustrie eingetragen.

Was brauchen wir einen Vertrag mit England, und was hatten wir nötig, Rußland mit der Zuckerkonvention entgegenzukommen?

Die Frage war viel einfacher zu lösen, und wäre es noch jetzt, wenn wir den am 1. September abgelaufenen nnd jetzt neu abgeschlossenen Konventionsvertrag einfach abgelehnt hätten. Jetzt aber, da eine Aufhebung des Vertrages zurzeit unmöglich, bleibt nichts übrig, als durch Beseitigung der Verbrauchsabgabe auf Zucker Deutschland in die Lage zu setzen, seinen Zucker selbst zu konsumieren. Nur der durch die Verbrauchsabgabe auf Zucker — von 7 Pfg. für das Pfund — veranlaßte hohe Preis ist dem Verbrauche hinderlich. Was haben wir nötig, England Zucker halb umsonst zu liefern? Jetzt müssen wir zusehen, daß der deutsche Zuckerkonsument doppelt soviel dafür wie der englische bezahlt! Würde die Verbrauchsabgabe von Zucker verschwinden, so könnte das Pfund raffinierter Zucker mit 13 Pf. geliefert werden, und wir wären imstande, unsern selbst erzeugten Zucker auch selbst zu verbrauchen und hätten nicht nötig, den Engländern damit zu helfen oder die Produktion einzuschränken.

Daß Zucker ein Nahrungsmittel ist, das mit 100 % in den Körper übergeht und zwar zur Umsetzung in Kraft, sollte bekannt sein. Es ist aber auch ohne Verbrauchsabgabe nächst Kartoffeln das billigste Nahrungsmittel, da man

für 1 Mark bei einem Preise von:

26	Pf.	für 1	kg	Zucker	3800 ausnutzbare Nährwerteinheiten,
6	„	„ 1	„	Kartoffeln	4600 ausnutzbare Nährwerteinheiten,
22	„	„ 1	„	Graubrot	2220 ausnutzbare Nährwerteinheiten,
40	„	„ 1	„	Weizenbrot	2160 ausnutzbare Nährwerteinheiten,
32	„	„ 1	„	Weizenmehl	3725 ausnutzbare Nährwerteinheiten

erhält.

Was es heißt, den Zuckerrübenbau einzuschränken, weiß der Landwirt zu beurteilen, der dazu gezwungen ist. Die Zuckerrübe ist eine hervorragende Vorfrucht für Weizen; müßte der Zuckerrübenbau aufhören, so würde auch die Getreideernte damit entschieden sinken, und das wäre nicht allein für den Besitzer von rübenfähigem Boden, sondern auch für die deutsche Kornerzeugung ein Unglück.

Es ist also vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nötig, dahin zu streben,

1. daß Gas, Elektrizität usw. unter keinen Umständen mit einer Verbrauchsabgabe belegt werden, weil solche Abgabe die Erzeugungskosten aller Produkte vergrößern und die Einnahmen aller Produzenten schmälern würde,

2. daß die Fahrkartensteuer beseitigt wird, weil sie sowohl den Personen-, als auch den nachfolgenden Güterverkehr erschwert und verteuert,

3. daß Bier und Tabak als die dazu geeignetsten Produkte mit einer Verbrauchsabgabe von zusammen mindestens 600000000 Mark belegt werden, weil sie Genußmittel sind, die, in Masse genossen, die geistigen und körperlichen Kräfte der Menschheit negativ beeinflussen, und weil Bier auf keinen Fall als Nährstoff anzusehen ist,

4. daß die Getreidezölle keinenfalls herabgesetzt werden, schon aus dem Grunde nicht, weil das Ausland sie trägt und weil bei einem auskömmlichen, stabilen Getreidepreise die Landwirtschaft unbedingt, wenn sie mit einiger Sicherheit auf die Wiedererstattung der Auslagen rechnen kann, alle Ödländereien kultivieren und zum Getreidebau verwenden wird, womit Deutschlands Getreideproduktion bedeutend steigen würde,

5. daß die Kalischätze Deutschlands unter Entschädigung der darauf ruhenden Berechtigung der Grundbesitzer als Staatseigentum erklärt werden, und der Fiskus zur Verbilligung der Getreideerzeugungskosten Kali zu Preisen, die nur die Förderkosten decken, an die Landwirte abgiebt, diese aber sich entschließen, auf den kalihaltigen, guten Böden solches anzuwenden, wodurch die Ernte unbedingt bis 15 % erhöht und die Erzeugungskosten verbilligt werden können. Es sei hierbei bemerkt, daß das in der Ackererde vorkommende Kali in fast unlöslicher Form vorhanden ist,

6. daß die Ausfuhr von Kali verboten oder mit hohen Ausfuhrzöllen belegt wird, damit das Ausland der Vorteile zur Verwendung des Kalis zur Verbilligung der Gestehungskosten des Getreides nicht teilhaftig und Deutschland durch Verwendung des Kalis dem Auslande gegenüber wirtschaftlich gehoben wird.

7. daß die Verbrauchsabgabe auf Zucker beseitigt wird, damit Deutschland seinen selbst produzierten Zucker zu einem billigen Preise selbst zu verbrauchen imstande ist.

Mit Eintritt dieser Änderungen wird Deutschland nicht allein sein eigenes Getreide hervorbringen können, sondern auch Getreide auszuführen vermögen.

Deutschland muß angesichts der Einkreisung imstande sein, sein eigenes Getreide selbst zu erzeugen, damit es eine etwaige Blockierung aushalten kann, weil sicher den Vasallenstaaten, die Deutschland umgeben, verboten werden dürfte, Lebensmittel an dieses zu liefern.

Digitized by Google

Es ist daher unbedingt geboten, dahin zu streben, daß Deutschland die zur Ernährung seiner Einwohner erforderlichen Nahrungsmittel selbst erzeugt. Geschieht dieses, so wird Deutschland in absehbarer Zeit in wirtschaftlicher Hinsicht der unabhängigste und reichste Staat der Welt — und zwar aus eigener Kraft — sein.

Heilkunst und Kochkunst.

Von Dr. med. **Wilhelm Sternberg** (Berlin).

Auf keinem Gebiete haben sich unsre Kenntnisse in der letzten Zeit dermaßen vertieft, auf keinem Gebiete hat die Wissenschaft größere Fortschritte zu verzeichnen, als auf dem Gebiete der Ernährung. Um so seltsamer ist es, daß die Mediziner der Technik der Ernährung, nämlich der Kochkunst, der die Aufgabe zufällt, die Nahrungsmittel zu Speisen zuzubereiten, noch niemals die gebührende Beachtung entgegengebracht haben. So kommt es, daß, wie Prof. Moritz*) hervorhebt, die Ärzte nicht aussterben, deren diätetisches Glaubensbekenntnis mit dem Rat erschöpft ist: „Nichts Saures und nichts Fettes!“

Bei der Ausbildung des Mediziners zum Praktiker finden die vielfachen Wissenschaften über Nahrung und Ernährung hinlängliche Berücksichtigung, die praktisch-technischen Gebiete nie. Schon vor Jahren ruft dies den Medizinern in drastischen Worten Trousseau zu: „Un peu moins de science, un peu plus d'art, Messieurs; la médecine est l'art de guérir, elle n'est que cela“.

„Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, das nur in der Beschränkung erworben wird. Eins recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen“, sagt Goethe**).

Diese Worte haben auch für den Bildungsgang des Mediziners hohe Bedeutung. Das Urteil, das Goethe über die Bewertung der Theorie und Praxis für die Erziehung im allgemeinen fällt, gilt ganz besonders für die Erziehung des Arztes:

„Könnte man nur dem Deutschen etwas weniger Philosophie und mehr Tatkraft, etwas weniger Theorie und mehr Praxis beibringen: Was sie am meisten bedürfen, haben sie in der Erziehung eingebüßt.“

Wenn irgend etwas in der Ausbildung des jungen Mediziners zum „praktischen“ Arzt versäumt wird, so ist es die Unterweisung in der Kranken-Ernährung und Kranken-Küche. Dazu gehört vor allem eine genaue Bekanntschaft mit der Küche und Kochkunst überhaupt. Diese Mißstände sind schon längst beklagt und Änderungen dringend vorgeschlagen worden.

In den „Erinnerungen eines deutschen Arztes“ von Dr. Georg Friedrich Louis Stromeyer***) heißt es: „Während meiner Schulzeit habe ich von dem Vater nicht viel gesehen, er war so beschäftigt, daß er nur Sonntags mit uns zu essen pflegte, doch regierte er unsichtbar das ganze Hauswesen. Für die Erziehung seiner Kinder hatte er das Wichtigste dadurch getan, daß er eine demoiselle bien née, ein wohlerzogenes Mädchen, heiratete, der er die Kinder getrost überlassen konnte. Er sorgte für eine gesunde Wohnung mit großen, luftigen Schlafzimmern, für gute Lehrer, für warme Kleider und für kräftige einfache Nahrung. Bis zur Konfirmation wurde nur Milch, kein Kaffee verabreicht, mittags täglich eine kräftige Rindfleischsuppe, Gemüse und ein gutes Stück Braten, abends eine Suppe, in regelmäßiger Folge. Obst bekamen wir viel zu essen; ich erinnere mich, daß meine Mutter 60 Himpten Äpfel für den Winter zu kaufen pflegte. Bei aller Einfachheit unsrer gewöhnlichen Kost hatten wir doch Gelegenheit, Delikatessen kennen zu lernen, die mein Vater von seinen Patienten, besonders aus den Hansastädten, geschenkt erhielt, zur willkommenen Bereicherung unsrer naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Der Vater lebte ebenso einfach wie seine Kinder; er konnte es nicht leiden, daß etwas besondres für ihn gekocht wurde; was auf den Tisch kam, mußte von allen genossen werden: er verlangte übrigens, daß alles sehr gut zubereitet und von der besten Qualität sei. In kulinarischer Beziehung habe ich vieles von ihm gelernt und bin oft erstaunt darüber, wie wenig das Publikum und auch die Ärzte von Dingen wissen, die mir über ein halbes Jahrhundert bekannt sind. Die wenigsten kennen nur die bei uns wachsenden Gemüse, die für Rekonvaleszenten geeigneten Suppen und Fleischspeisen. Es wäre gut, wenn einmal ein geistreicher, erfahrener Arzt ein medizinisches Kochbuch schriebe, die Ärzte würden es freilich nicht lesen, aber das Publikum. Rumohrs Geist der Kochkunst könnte dabei zum Vorbilde dienen, es müßte sehr kurz sein, aber Rezepte dürften nicht fehlen“.

In seinen berühmten Vorlesungen sagt der Petersburger Prof. Pawlow*): „Es ist Pflicht des Arztes, nicht nur in den einzelnen Fällen das Leben des Patienten den erörterten Grundsätzen gemäß zu ordnen, sondern auch in weitern Kreisen für Verbreitung einer richtigen Auffassung der Wichtigkeit des Essens zu sorgen. Dies ist insonderheit eine Pflicht des russischen Arztes. Gerade in den russischen sogenannten intelligenten Kreisen, wo die Lebensansichten überhaupt oft nicht genügend geklärt sind, kann man eine gänzlich unphysiologische Gleichgültigkeit gegen das Essen finden. Gesetztere Nationen, z. B. die englische, haben aus dem Geschäfte des Speisens eine Art Kultus gemacht. Wenn es tierisch ist, kulinarischen Genüssen übermäßig und ausschließlich zu fröhnen, so ist auch eine hochmütige Verachtung des Essens unverständig: wie so oft, liegt das richtige auch hier in der Mitte.“

---

*) Ztschr. f. diät. u. physik. Therapie. Bd. VI. p. 428.

**) „Wilhelm Meister“.

***) I. Band, Leben und Lehren (Essen a. d. Ruhr, Carl Erdmann), S. 67.

*) „Die Arbeit der Verdauungsdrüsen“, 1898.

Digitized by Google

In trefflicher Weise führt auch Goldscheider*) die Mißstände vor, indem er von den „Mastkuren“ sagt:

„Wie falsch werden diese oft ausgeführt. Nach dem Schema der Mastkuren werden die Kranken oft mit Milch, mit Fetten überfüttert, ganz gleichgültig, ob sie es assimilieren können oder nicht, ganz gleichgültig, wie ihre Stimmung, ihr Appetit ist. Die Volksmeinung sträubt sich nicht selten gegen derartige Mastkuren, indem sie sagt: wenn ich keinen Appetit habe, bekommt es mir auch nicht. Das ist gewiß nur zum Teil richtig; aber immerhin zum Teil. Man soll die Stimmung und den Appetit des Menschen nicht ganz beiseite setzen, und es ist gewiß nicht selten besser, dem Kranken ganz andere Dinge zu geben, die nicht im Schema der Mastkuren stehen, Fleisch, Bouillon, Salze usw., wenn er sie lieber nimmt und wenn sie seinen Appetit anregen und ihm mehr Stimmung machen. Man kann zuweilen die Erfahrung machen, daß Leute, die im Sanatorium wochenlang vergeblich gemästet worden sind und die nachher wegreisen und in irgend einem schön gelegenen Hotel essen, was sie wollen, nunmehr Gewicht ansetzen. Das gilt natürlich alles nur für einige Fälle, es soll damit keineswegs das Schema der Palyfairischen Mastkur als solche berührt werden.

Eine andere Frage, die sich anknüpft, ist die des Appetits und der Appetitanregung überhaupt. Das interessiert ja ganz besonders den Krankenhausarzt, und damit kommen wir wieder auf die Krankenpflege. Wir können die Kranken in den Krankenhäusern nicht mit Erfolg ernähren, auch wenn die Krankenhausverwaltung noch so viele Kalorienwerte spendet, wenn es auf den Krankentischen so aussieht, daß einem einigermaßen feinfühligen Menschen der Appetit vergehen muß, wenn Spuckgefäße und andere Dinge durcheinander stehen und eine appetitverscheuchende Stimmung herrscht. Das beste Stomachicum ist eine leckere Zubereitung und anmutende Servierung. Das ist oft viel wichtiger als Condurango und ähnliche Dinge. Auch dagegen wird nicht selten in der Praxis, am häufigsten aber in den Krankenhäusern gesündigt.“

Bisher nahm man allgemein an, daß die Krankenküche und Krankenkost nur die eine einzige Aufgabe habe, die Gewürze aus den Speisen fortzulassen. Ein Wassersüppchen ohne Salz und Schmalz war Anfang und Ende der gesamten Krankenküche bei den Köchinnen und Frauen, die es in der Entwicklung dieser Kunst nicht über die „Erfindung“ ihrer Kochkiste hinausgebracht haben. Diese Kochkiste bedeutete aber gar keinen Fortschritt, sondern einen längst überwundenen Rückschritt.

Der Kranke bedarf des Anreizes der Gewürze in der Krankenkost mitunter dringender noch als der Gesunde. Wenn auch zugegeben werden muß, daß in quantitativer Hinsicht die Zutaten an Gewürzen in vielen Fällen einzuschränken sind, so dürfen doch die sogenannten „geschmackgebenden“ Zutaten niemals fehlen. Sie sind am meisten geeignet, die darniederliegende und schwer zu bekämpfende Appetitlosigkeit zu beseitigen oder wenigstens herabzusetzen. Im allgemeinen hat man in Deutschland überhaupt eine gewisse Abneigung gegen die Verwendung scharfer Gewürze und stark riechender Ingredienzien, wie Zwiebeln, Schalotten oder gar Knoblauch. Man glaubt, die Verwendung dieser Zutaten vertrage sich garnicht mit der vornehmen Küche. Das ist ein Fehler, beruhend auf Unkenntnis. Der Franzose, der doch unbestritten Meister in der Kochkunst ist, kann ohne diese Zutaten überhaupt nicht auskommen. Der Franzose verwendet die Gewürze freilich sehr diskret und in passenden Quantitäten. Darin besteht das ganze Geheimnis der guten französischen Küche. Wenn der französische Koch zu einer Hammelkeule Knoblauch verwendet, so genügt es ihm, über die Pfanne vor dem Gebrauche einmal leicht mit einer Knoblauchzehe herüber zu streichen. Nie darf sich der charakteristische Geschmack aufdringlich hervordrängen. Das Gericht der französischen Küche wird darum auch stets einen angenehm würzigen Geschmack aufweisen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Kranke „geschmacklos“ „stumpfsinnig“, von „Sinnen“, „sinnlos“ sei. Nichts ist falscher als das. Der Kranke ist im Gegenteil „scharfsinnig“, „übersinnlich“, seine Empfindlichkeit ist in hohem Maße gesteigert. Gerade deshalb bedarf die Kranken-Küche einer besonders erhöhten Aufmerksamkeit.

Man meint gemeinhin, daß nur die Kosten die gute Kost bedingen. Ebenso nimmt man gewöhnlich an, daß eine rationelle gediegene Küche mit geringen Mitteln nicht zu erreichen sei. Beides ist falsch.

Rubner*) hebt dies hervor: „Eine gute Küche ist Sache der richtigen Auswahl von Nahrungsmitteln, Gewürzen und Genußmitteln, aber ebenso sehr Sache der Kochkunst. An beiden fehlt es namentlich bei den Minderbemittelten, und zwar oft mehr an dem Kochenkönnen, als am Gelde.“

Aber auch der entgegengesetzte Fall kann eintreten. Der durch die kulinarischen Genüsse der Küche Verwöhnte erkrankt, und die Krankheit ist nur durch die Küche zu heilen. Das trifft z. B. oft bei Zuckerkranken und Fettleibigen zu. Die Kochkunst vermag nun aber auch aus solchen Mitteln, denen gar kein Nährwert zukommt, solche Speisen herzustellen, die den Appetit und den Hunger befriedigen.

Ein großer Saucenkünstler soll einmal mit einem gewöhnlichen Koch gewettet haben, durch eine Sauce ein paar alte Wagengeschirre und seine Winterstiefel eßbar zu machen, und er gewann die Wette. Das alte Lederzeug wurde vier Wochen hindurch in kaltes Wasser gelegt. Täglich wurde ein dutzendmal kaltes

*) Goldscheider, Verein für innere Medizin in Berlin 23. Oktober 1905, Diskussion zum Vortrag von A. Bickel: „Experimentelle Untersuchungen über den Einfluß von Affekten auf die Magensaft-Sekretion“.

*) „Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungs-Kunde, 20. Bd. d. Bibliothek der Gesundheitspflege. S. 98. 1904 Stuttgart. Verl. Ernst Heinrich Moritz

Digitized by Google

Wasser aufgegossen, und das Leder immer von neuem gereinigt. Endlich wurde letzteres 14 Tage ununterbrochen in starker Bouillon gekocht, nun unter das Hackmesser gebracht und in einer pikanten Burgundersauce vortrefflich gefunden.

Der Geschmack, dem jeder huldigt, ist derjenige Sinn, der von allen unseren Sinnen am meisten seitens der theoretischen Wissenschaften vernachlässigt worden ist. Demgemäß hat auch die Kunst, die dem Geschmackssinn schmeichelt, die Kochkunst, in den Wissenschaften bisher nicht die Beachtung und Würdigung gefunden, die ihr zukommt. Eine Kochkunst für Kranke gibt es noch gar nicht. Diejenigen, die auf eine bestimmte Diät aus gesundheitlichen oder auch aus Schönheits-Rücksichten angewiesen sind, sind bisher in der Auswahl der Speisen außerordentlich beschränkt. Es gilt daher, diesen die außerordentlichen Entbehrungen, die ihnen die Diät auferlegt, zu erleichtern, so daß ihnen das dauernde Festhalten der erforderlichen diätetischen Maßnahmen leicht möglich, ja willkommen wird. Die Vorschriften für die Zubereitung der Speisen im Krankheitsfalle zu bereichern, muß eine selbständige Mitwirkung von erprobten Fachmännern und erfahrenen Sachkundigen, von Köchen und Ärzten, angestrebt werden. Dabei müssen kulinarische Technik und Gastronomie einerseits und andrerseits die Experimentalwissenschaft der Physiologie und Chemie, die praktische Erfahrung gleichermaßen zu ihrem Recht kommen.

Dichter in Venedig.

Von Ignaz Ježower (Berlin).

I.

So stand es denn in dem Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich den 28. September abends, nach unsrer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch Gott sei Dank Venedig kein bloßes Wort mehr für mich, ein Name, der mich so oft, der ich von jeher ein Todfeind von Wortschällen gewesen bin, geängstigt hat."

Mit diesen Worten meldet Goethe an Frau von Stein seine Ankunft in Venedig. Ein innigster Wunsch wird ihm erfüllt.

Die Begierde, diese Gegenstände und Gegenden zu schauen, die von Tag zu Tag in ihm stärker wurde, kann er endlich stillen.

Die erste Gondel, deren er ansichtig wird, erinnert ihn an sein Kinderspielzeug, an das Gondelmodell, das der Vater aus Venedig mitgebracht hatte. Wie eine alte Bekanntschaft, von der er lange getrennt leben mußte, begrüßt er die Gondel, ihre Schnäbel von blankem Eisenblech, ihr schwarzes Kästchen, und so begrüßt er alles, mit dem er sich durch Studium vertraut, durch intuitive Vorstellung verwandt gemacht hatte, und ihm ist, als ob er diese Luft schon geatmet, mit diesen Menschen schon gelebt hätte, als ob er diese Gegenstände hier nicht zum erstenmal sehen, sondern sie wiedersehen würde.

Er muß seinen poetischen Baum nicht erst umpflanzen, muß ihn nicht langsam an den Himmel des Südens gewöhnen; denn der Baum wurzelt tief in seinem Innern, gedeiht in seinem psychischen Klima.

Ohne Störung, ohne Unterbrechung wächst die Iphigenie.

Wie die Erde einer ewig grünenden blühenden Insel schon durch ihre Fruchtbarkeit einzig ist und noch kostbarer wird durch die Perlen, die die Woge an ihren Strand wirft, so wird er, dem eigene Fülle wie sonst keinem zuteil geworden ist, reicher durch die Eindrücke, die das Leben ihm bietet.

Er beobachtet die Dinge „mit einem stillen feinen Auge", und jedes vertraut sich ihm an, läßt sein Innerstes ihn schauen. Er erkennt seine Wesenheit, des Soseins Inhalt, Bedeutung und Zusammenhang; jedes Ding klärt ihn über den Sinn auf, der ihm eigen, und zugleich über den Sinn, der um ihn ist nah und weit.

Überall sieht und fühlt er: Totalität.

Ihm erschließt Palladio nicht nur Palladio, sondern das Wesen der Kunst, ihn läßt das venezianische Volk die Gesamtheit Volk erkennen.

Und er freut sich an allem „dieser großen Existenz".

An den „unendlichen Seeprodukten", die auf dem Fischmarkt feilgeboten werden, an den Taschenkrebsen, die er stundenlang an den Murazzi — den Mauerdämmen, die dem Meer entgegengebaut sind — beobachtet, an den Pflanzen, Muscheln und Steinen, die er sammelt, und nicht zuletzt an jenem „feilen Schatz", von dem er bei hellem Tag in einem Gäßchen beim Rialto angesprochen wird.

Alles Lebendige ist für ihn ein köstliches herrliches Ding, jedes „abgemessen zu seinem Zustande", wahr und seiend.

So nimmt er hier von allem Besitz, macht sich alles zu eigen.

Er legt sich in die Gondel, und gleich fühlt er sich wie jeder Venezianer, als Mitherr des Adriatischen Meeres. Er schlägt Skulpturen die restaurierten Köpfe und Arme in Gedanken wieder ab, genießt eine unverfälschte Antike.

Er spürt in Winkeln herum, lauscht den Erzählern auf den Plätzen, den Predigern in der Kirche, dem Advokaten im Gericht, den Sängern in der Gondel. Er sieht Kirchen an und Paläste, Zeremonien und Komödien, verehrt die Zeichen der Vergangenheit, ergötzt sich an denen der Gegenwart.

Auf das Erfahrungsmögliche stets bedacht, möchte er über die bronzenen St. Markus-Pferde einen rechten Pferdekenner reden hören; demonstriert seinem alten Diener, der „das Wunderbare immer auf einer anderen Seite sucht", das Wunder, das in Palladios Werk in der Carità Wirklichkeit geworden ist. Er zeichnet

Ignaz Ježower gibt im B. Behrschen Verlage (Berlin) eine Sammlung: „Der poetische Cicerone" (Städte und Länder in der Dichtung) heraus. Als erster Band erscheint demnächst „Venedig".

Digitized by Google

einen Advokaten und Steine und die Erscheinung des Abends auf dem Wasser. Die Melodie eines Gesanges möchte er treu im Ohre behalten, versucht Gesten, die ihm auffallen, nachzumachen.

„Meine Geliebte," — schreibt er an Frau von Stein — „wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird, zum Großen überzugehen, was nur der höchste reinste Punkt des Wahren ist."

So lebt Goethe 1786 unter einem fremden Namen als Herr Johann Philipp Möller, Kaufmann aus Leipzig, sechzehn glückliche Tage in der neptunischen Stadt. Das Geld, das er für einen Karnevalsmantel und eine Maske ausgeben wollte, verwendet er zum Kauf eines Buches, und wie er sich dadurch eine Freude bereitet, „die auch außer Venedig und dem Karneval dauert", so auch durch alles, was er hier gesehen und erlebt hatte.

In den letzten Augenblicken seines Hierseins kann er in dem sichern Gefühl, daß er „gut aufgeladen habe", in sein Reisetagebuch schreiben: „Ich trage das sonderbare einzige Bild mit fort und so vieles andere".

Obgleich er so gut aufgeladen hat, präsentieren sich ihm, als er im Frühjahr 1790 wiederkommt, „allerlei Resultate und Bemerkungen, wo nicht ganz neue, doch von neuen Seiten".

Das Tagebuch seiner vorigen Reise hat er mitzunehmen vergessen, er kann den alten Pfaden nicht folgen, muß von vorne wieder anfangen. „Ich erneuere mir sachte den Begriff dieser seltsamen Stadt und gehe das Merkwürdigste darin durch", schreibt er an den Herzog. Allein die Sehnsucht nach „dem zurückgelassenen Erotio" und „dem kleinen Geschöpf in den Windeln" macht ihn ungeduldig, und hat er früher auf einem Spaziergang einem Polizeivorsteher, dem es ernst wäre, „Venedig zu der reinsten Stadt zu machen, wie sie die sonderbarste ist", in Gedanken vorgearbeitet, so ist er jetzt „ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation als das vorigemal". Dieser Brief an Herder, ein andrer von demselben Tage an den Herzog, auch das vierte venezianische Epigramm, kennzeichnen seine Stimmung.

Während er auf die Ankunft der von Rom kommenden Herzogin Anna Amalia, mit der er die Rückreise antreten soll, wartet, sucht er die Zeit zu nützen, wenn er auch manchmal „kleine Bewegungen der Ungeduld" kaum unterdrücken kann.

Durch einen glücklichen Zufall, durch den Fund eines Schafschädels auf dem Judenkirchhof, macht er einen großen Schritt vorwärts „in der Erklärung der Tierbildung" und rückt „der Tiergestalt und ihren mancherlei Umbildungen um eine ganze Formel näher". Außerdem studiert er fleißig und mit viel Freude „von vorne herein" die venezianischen Maler, wobei ihn die zum Besuch hier weilenden Freunde Meyer und Bury gut beraten können. In einem Aufsatz über Restauration älterer Gemälde teilt er einige Resultate seiner Betrachtungen mit.

Er kann an die Freunde in der Heimat melden, daß er hier sehr viel „gesehen, gelesen, gedacht, gedichtet" und für seine Lieblingsfächer manches gesammelt habe. „Von anderem Fleiß und Unfleiß, von Abenteuern, Launen und dergl. muß das epigrammatische Büchlein dereinst des mehreren zeugen."

„Es sind dieses Früchte," — charakterisiert er seine Erzeugnisse im Briefe an Frau von Kalb — „die in einer großen Stadt gedeihen, überall findet man Stoff, und es braucht nicht viel Zeit, sie zu machen."

Alles was er berührt, wird ihm „unter der Hand gleich ein behendes Gedicht". Epigramm reiht sich an Epigramm. Es wird „fast zum Lexikon, dies epigrammatische Buch". Er erzählt von Land und Leuten, von Politik und Kunst, von der Abenteuer Lust und Leid, von nicht schweren Sünden und ihren leichten Strafen, und zeigt gar lustig an, wie er sich hier überall umgesehen, was er getrieben, wie er „Geld und Zeit vertan" habe. So tändelt er sich die Tage hinweg bis zur Ankunft der Herzogin. Bald darauf kann er die Heimreise antreten.

„Unter anderen löblichen Dingen, die ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann." Seine Gesinnungen sind jetzt ganz häuslicher Art.

Weit und schön ist die Welt, doch o! wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

II.

Goethe wußte als Naturwissenschaftler nur zu genau, daß Venedig, wie alles, „was ein erscheinendes Dasein hat", der Zeit unterliegen müsse. Er hat den Fall und das Vergehen der Stadt als gesetzmäßig empfunden.

Byron sucht sich den traurigen Gedanken, die das täglich langsam hinsterbende Venedig in ihm weckt, zu entziehen, er stürzt sich in Vergnügungen, um in Rausch und Taumel das memento mori zu vergessen.

„Ich glaube", sagte Medwin zu Byron, „als Sie England verließen, waren Sie ein Childe Harold, in Venedig — ein Don Juan."

Die Charakteristik trifft zu.

Gleich nach der Ankunft in Venedig schafft sich Byron die drei für einen Don Juan hier nötigsten Requisiten an: eine Gondel, eine Loge in der Oper und eine Geliebte.

In der schwarzen Gondel — sie ist „eigentlich für Trauer nie gemacht" — ist auch Platz für ein Liebchen, und der Platz ist nimmer leer. „Ich habe in einer Gondel geschwommen," hebt später Byron hervor, als er bei Beurteilung der Sittenverderbtheit einen Maßstab anlegen will.

Die Loge in der Oper dient als Salon. Hier empfängt man Besuche, erfährt Neuigkeiten, hier flüstert man in einem Augenblick — auf den zu warten gelernt werden will — in ein kleines, rosiges Ohr das zärtlichste Wort. Augen leuchten auf, es röten sich die Wangen.

Digitized by Google

Romane las ich, aber — Leser — wisse,
Sie sind nichts gegen die, so ich gesehn;
Wenn ich sie der Vergangenheit entrisse,
Du glaubtest nie, daß so was je geschehn.

Sie sind nichts gegen die, so ich erlebt, hätte Byron die Stelle im vierzehnten Gesang des „Don Juan“ korrigieren können.

Kommt das dritte Requisit — „eine“ Geliebte. Eine — für einen Don Juan zu wenig, und so folgt auf Marianna Segati, die Gattin eines Kaufmanns, Margarita Cogni, die Frau eines Bäckers.

Byron zeichnet ihr Porträt in einem Brief an Moore: „Sie war sehr brünett, schlank, ein echt venezianisches Gesicht, sehr schwarze Augen — und zweiundzwanzig Jahre alt. Sie war durch und durch Venezianerin in ihrer Sprache, ihrer Denk- und Lebensweise, mit der ganzen lustigen Unbefangenheit eines Pantalone. Außerdem konnte sie weder lesen noch schreiben, quälte mich also nicht mit Briefen; nur zweimal bezahlte sie einen öffentlichen Schreiber auf der Piazza, der ihr einen Brief schreiben mußte, als ich einmal krank war und sie nicht bei mir sehen konnte. Gewöhnlich war sie sehr hochmütig und prepotente, trat zu mir ins Zimmer, wenn es ihr beliebte, ohne sich irgendwie um Zeit oder Personen zu kümmern; wollte ein Frauenzimmer sie zurückhalten, so warf sie es einfach über den Haufen.“

Margarita läuft ihrem Manne davon und quartiert sich beim Geliebten — nicht ohne dessen Widerspruch — ein. „Ihr Mann kam schreiend und weinend angelaufen und bat sie, doch wieder zu ihm zu kommen — sie wollte aber nicht“, berichtet Byron. Die Polizei mischt sich ein, das Volk nimmt für den Ehemann Partei, und Margarita muß zu ihm zurück. Aber schon nach einigen Tagen flüchtet sie sich wieder zu Byron.

Als „donna di governo“ regiert sie nun sein Haus. Sie bringt in den Haushalt Ordnung, reguliert das Budget, reduziert die Ausgaben auf die Hälfte, rechnet den Dienstboten genau nach, hält sie streng, und prügelt sie auch durch. Sogar der Geliebte, den sie „in ihrer ungestümen Weise recht lieb“ hat, muß sich die wenig zärtliche Anrede — „o du großer Hund der heiligen Jungfrau“ — gefallen lassen. Sie unterschlägt ihm Briefe, sucht aus dem Äußern eines Briefes zu erraten, ob er von einer Frau kommt, und fängt lesen zu lernen an, um bei der Nichtkonfiskation ganz sicher zu sein. Sie will eine Dame spielen, legt den Facciolo, in dem sie prächtig aussieht, ab, kauft sich einen Hut mit Federn, und Byron seufzt: „Den ersten verbrannte ich, aber sie hielt es länger aus, neue zu kaufen, als ich, sie zu verbrennen.“

„Es war ein hübsches Tier, aber völlig unzähmbar.“ Byron will es wieder in den Ehekäfig setzen, aus dem es ausgebrochen ist. Margarita schmeichelt, bittet, weint, und als Koseworte, Bitten und Tränen nicht helfen, droht sie mit Dolch und Rache. Sie reißt ihm ein Messer aus der Hand und verwundet sich dabei am Daumen. Er aber läßt die Gondel kommen und befiehlt seinen Leuten, Margarita nach Hause zu fahren. Da stürzt sie sich in den Kanal. Doch sie wird aus dem Wasser gezogen. „Nachdem sie sich erholt hatte, schickte ich sie ruhig nach Hause und habe sie nur noch zweimal in der Oper wiedergesehen. Sie machte da den Versuch, zu mir zurückzukommen, aber es nützte ihr nichts. — Und das ist die Geschichte von Margarita Cogni... Ich habe vergessen, daß sie sehr fromm war und sich jedesmal bekreuzte, wenn von den Kirchen die Glocken zum Gebet ertönten.“

Olbrich.

Von Dr. Hans Bethge (Steglitz).

Bei der Totenfeier, die dem jüngst verstorbenen Walter Leistikow in dem Hauptsaal des Berliner Sezessionsgebäudes gehalten wurde, sagte Max Liebermann, daß hier der Tod einen Mann getroffen habe, der sich als Künstler trotz seiner Jugend ausgelebt hätte. Und es ist wahr: Leistikow hatte sich einen Stil erfunden, den er, hätte er weiter gelebt, im Laufe der Jahre kaum noch wesentlich umzumodeln vermocht hätte. Anders ist es mit Olbrich. Dieser zu früh Verstorbene stand noch mitten in seiner Entwicklung, er hatte die endgültige Formel seines Stiles offenbar noch längst nicht gefunden. Bei ihm, dem Temperamentvollen, Ideenreichen, Ruhelosen war noch vieles in Fluß; aber nun hat der Tod den Faden jählings abgeschnitten, und wir sehen das unvollendete Werk eines an Arbeit reichen Lebens.

Joseph Maria Olbrich gehörte zu den Führern des modernen Kunstgewerbes, und ich glaube, er war unter seinen Zunftgenossen so ziemlich der einzige, der nicht von der Malerei, sondern von der Architektur herkam. Er hat sich immer als Architekt gefühlt, obwohl er niemals ein Architekt im strengsten Sinne des Wortes gewesen ist. Peter Behrens, der gewesene Maler, empfindet viel strenger architektonisch als Olbrich empfand. Olbrich war ein Künstler mehr der Phantasie als des konstruktiven Denkens. Die Phantasie war die starke Gewalt in ihm, der er gehorchte. Ihr verdankt er das Beste, was er geleistet hat, ihr sind auch seine Schlappen zuzuschreiben. Die Phantasie ließ zahllose Pläne und Ideen in ihm heraufsprudeln, für deren Verwirklichung zehn Menschenalter nötig gewesen wären. Er erfand immerzu, er war nie müßig, immer neue Motive gingen in ihm um, er war ein schneller Arbeiter. So kam es, daß er auch mancherlei der Öffentlichkeit preisgab, was der vollen Reife entbehrte.

Er war Österreicher und ist 1867 zu Troppau geboren. Die Wiener Akademie der bildenden Künste sah ihn als Schüler, er erhielt den Rompreis und ging mit ihm nach Italien. Man hörte das erstemal von ihm, als er unter dem bekannten Wiener Architekten Wagner an der künstlerischen Umgestaltung der Wiener Stadtbahn teilnahm. Er gehörte zu den Gründern der Wiener „Sezession“, um die er große Verdienste hat, und der er das von goldener Kuppel gekrönte Ausstellungsgebäude errichtete. Als der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen Ende der neunziger Jahre eine besonders den kunstgewerblichen Interessen dienende

Digitized by Google

Künstlerkolonie in seiner Residenz zu gründen beschloß, rief er auch Olbrich nach Darmstadt. Olbrich kam und nahm in der Umgebung des Großherzogs bald eine sehr bevorzugte Stelle ein. Er errichtete fast sämtliche Gebäude zu der bekannten Darmstädter Ausstellung 1901, der ersten kunstgewerblichen Ausstellung größeren Stiles in Deutschland überhaupt. Während die andern Künstler der Kolonie fortwährend wechselten, blieb Olbrich der hessischen Hauptstadt treu. Er gewann einen starken Einfluß auf die moderne Entwicklung des hessischen Kunstgewerbes und errichtete eine Reihe Bauwerke in Hessen. Besonders sein Villenstil, der von südlicher Heiterkeit war, hat bei einer Anzahl Architekten Schule gemacht.

Olbrich hatte eine starke Neigung zu Eleganz und Luxus. Er selbst liebte in seiner Lebensführung den Luxus, und er richtete am liebsten die Häuser reicher Leute ein, in denen er seiner Vorliebe für kostbare Materialien keine Zügel anzulegen brauchte. Er neigte in seinen Erfindungen zu einer Primitivität der Umrisse, aber zu einer Üppigkeit des Details. Seine graziöse, mitunter spielerische Art zeigte von vornherein eine spezifisch österreichische Note. Das moderne österreichische Kunstgewerbe ist von englischen Einflüssen ausgegangen, und auch Olbrich hat den Engländern mancherlei zu verdanken. Er hat den englischen Cottage-Stil gut studiert, aber er zeigte auch Einflüsse von ganz anderer Seite her; er hat Fassaden von hieratisch-assyrischer Strenge entworfen, und manche seiner Landhäuser lassen an Italien denken. Seine ganze Natur war dem Süden verwandt, er liebte die intensiven Farben, und seine Häuser waren in Linien und Farben so gedacht, daß sie von der Sonne umspielt wurden. Eines seiner schönsten Häuser ist sein eigenes auf der Mathildenhöhe in Darmstadt. Es ist voll Laune und eleganter farbiger Heiterkeit. Er verwendete in seinen architektonischen Formen gelegentlich gern den Kreis und die Ellipse. Er hat niemals etwas Nüchternes geschaffen, aber nicht selten etwas Phantastisches. Er gefiel sich mitunter in Exzentrizitäten und Bizarrerien, aus dem Bedürfnis heraus, um jeden Preis originell zu sein. Er hatte ein Vergnügen daran, dem Bourgeois mit extravaganten Dingen aufzuwarten, und es amüsierte ihn aufs höchste, wenn der Philister den Kopf über seine Sachen schüttelte. Er verfügte über ein glückliches Lachen, er wagte lachend das Äußerste, sein Wagemut, seine Hoffnung und seine Unternehmungslust waren nicht umzubringen, und Zaghaftigkeit oder Verzweiflung waren ihm unbekannte Begriffe.

Er war sehr vielseitig, kein Gebiet der angewandten Künste war ihm fremd. Er hat Häuser gebaut, Gärten angelegt, Zimmer eingerichtet, Gläser, Bestecke, Teppiche erdacht, Bücher ausgestattet und Plakate entworfen. Er hatte aber fast immer weniger die logische Konstruktion als das schmückende Prinzip im Auge. Die Phantasie überwog den Intellekt, die Freude an der schönen üppigen Form überwog nicht selten das Gefühl für den Zweck. Er war ein Phantasiekünstler voll Grazie, Frohsinn und Heiligkeit. Es will einem gar nicht in den Sinn, daß sein Lachen für immer verklungen ist.

Musikalischer Genuß.

Eine Studie. Aus **Wolfgang Kirchbachs** Nachlaß.

V (Schluß).

Wird nun dieses Spiel der Seele mit all ihren innersten Kräften, ihrer Energie und ihrer Spannkraft, ihrer sanfteren Wirkungsweise in einer Form durch Töne versinnlicht, die ja selbst nur eine Kraftäußerung im Ohre sind, in einer Weise, die eine innere Harmonie der Kräfte hervorruft, so wird diese Harmonie der Kräfte auch als eine sinnliche Harmonie im Nacheinander der Zeit aufgefaßt und von unserm Schönheitssinn als anmutig, als schön, je nach der Art des Wechsels auch als erhaben empfunden. Das Entzücken, das wir nach dem Anhören guter Musik fühlen, ist das reine, feine ästhetische.

Ein Wohllaut sind die nebeneinander wirkenden Zusammenklänge des Akkordes. Dieser Wohllaut ist gleichzeitig nervös und im Bewußtsein des Wohllauts auch ästhetisch. Das Gedächtnis aber, das Lauschen und alle innere Seelenkraft muß zusammenwirken, um die Folge von Akkorden, das Ganze eines Musikstückes, auf seine geistige Harmonie empfinden und damit seine seelische Schönheit und Erhabenheit genießen zu lassen.

Der ekstatische Zustand wird zum Kunstgenuß, indem er unmittelbar durch alle innern Mittel der Musik gesteigert, variiert und potenziert wird. Die Summe dieser Potenzierungen der Kräfte aber ergibt die Formen der Schönheit, und im Genießen dieser reinen ekstatischen, gegenstandslosen Schönheit liegt die Läuterung des musikalischen Zustandes und der wonnesame Genuß, der den sinnlichen Genuß, der das sinnliche Mittel des Wohlklanges benutzt, um einen rein geistigen Zustand der Seele zu schaffen. Wir leihen im musikalischen Genusse dem Komponisten all unsre Seelenkraft und die Formen ihrer Äußerung, um sie ihm zu einem freien und innerlich doch geregelten Spiel zu überlassen, indem die Regel das Gesetz der schönen, anmutigen und erhabenen Empfindung ist.

Aus diesen Momenten setzt sich in der Hauptsache jeder musikalische Genuß zusammen. Es ist entzückend, fortwährend das Bedürfnis zu haben, etwas Bestimmtes zu fühlen, in diesem Bedürfnis fortwährend getäuscht zu werden, und aus der Summe dieser Widersprüche nicht mit Haß oder Liebe, mit Sehnsucht oder Leidenschaft entlassen zu werden, sondern statt dessen alles in die einfache ästhetische Empfindung der Schönheit und Anmut, der Erhabenheit und des Humors verflüchtigt, aufgelöst, beruhigt zu sehen.

Und diese physchologischen Beweggründe sind so stark, daß sie die Vorliebe für Musik, die Eigenart ihres Genusses immer wieder erwecken. Es ist natürlich, daß, je nach der Veranlagung einzelner, auch gar mancher von den genannten Gründen ausschließlich wirkt. Mancher liebt von der Musik nur das, was in Tanzrhythmen erscheint und ihm nachweislich rein auf die motorischen Nerven der Beine wirkt, wie dem Pferde. Mancher verlangt eine Aufregung und läuft in die Oper, um durch einen Text den Anhaltspunkt zu haben, gewisse Gefühle zu verstehen, und sie mimisch in den Kraftformen

Digitized by Google

der Musik wiederzufinden. Ihm macht der Vergleich zwischen den Kraftformen der Töne und denen der im Texte gegebenen Gefühle eine Art wissenschaftliches Vergnügen, über dem er oft genug den Sinn für die Schönheit des ganzen musikalischen Gebildes an sich verliert. Mancher begehrt rein die Ekstase der Seele, die ihm an sich schon ein Genuß ist; er geht in die Kirche, um diese musikalische Ekstase zu einer religiösen zu verwandeln und darin den Genuß zu finden, der ihm eine solche Ekstase als das Erscheinen des heiligen Geistes und der Gottesinnigkeit wertvoll macht.

Eine Bereicherung des Lebensgefühls, eine Steigerung des Seelenzustandes aber ist in allen Fällen damit verbunden. Diese Bereicherung unsres Selbst durch das freie Spiel unsrer Seelenkräfte, die durch keinen bestimmten Gegenstand gebunden sind, wird in jeder musikalischen Form erreicht. Wenn der Operngenuß wesentlich ein mimischer Genuß ist und sein kann, weil das Wort einen Anhaltspunkt gibt, um die Tonbewegungen zu verstehen, wie man die Mienen und Gebärden der Redenden versteht, so ist das Ausschlaggebende des Operngenusses die Steigerung aller Affekte, die Bereicherung, die die musikalische Pantomime schafft. Auch das Wort des Schauspielers wirkt gesteigert, wenn eine bezeichnende und heftige Gebärde es unterstützt; erfolgt dieses Gebärden im Orchester mit Intervallen und Klangfarben, so werden wir in eine stärkere Nachempfindung der dargestellten Leidenschaft hineingerissen. Wir genießen auch hier im verstärkten Maße, freilich auf Kosten andrer, geistige Genüsse, die uns das reine Dichterwort, ohne Töne, in viel feinerer Art vermittelt.

Das reinste und gesündeste Entzücken wird immer diejenige Art von Musik hinterlassen, die alle zusammenwirkenden Kräfte beschäftigt und sie zu Modulationen der schönen, der anmutigen, der erhabenen Empfindung an sich ausgestaltet. Sie stimmt am harmonischsten zum innersten Nerven- und Geisteswohllaut des Tones an sich; sie beschäftigt die Seele am reinsten, indem sie den ekstatischen Zustand, den das Ohr bewirkt, das reine Hören, auch innerlich am besten läutert und der Gefahren entkleidet, die es geistig wie körperlich enthält; sie versetzt uns am heilsamsten in den Zustand jener Ewigkeit, die in die begrenzte Zeit hineinragt. Schön, anmutig oder erhaben zu fühlen innerhalb dieser reinen Zeiterisstenz der Seele, ist für diese Seele eine innere Reinigung und Stärkung, mit der sie mit erneuter Kraft zu den endlichen Erscheinungen des Lebens zurückkehren kann. Aber es bedarf des größten Reichtums, des höchsten Genies, der souveränen Gewalt über die Kräfte der Seele, damit sie in Tönen diesen Zustand zu erhalten vermag; geringere Talente werden immer wohl tun, im Worte, sei es durch Opern- oder Liederkomponisten, sich ein Spalier zu verschaffen, an dem sie ihre musikalischen Ranken und Reben züchten. Kräftiger und energischer muß der ganze Wuchs, der Gehalt der Säfte in demjenigen Baume sein, der frei und ohne Stütze wie die Eiche emporwächst und nach einem innern Gesetz seine Äste und Zweige, seine Blätter und Blüten ansetzt. Es ist wohl ein feiner Genuß, den Wein zu trinken, der am Spalier gezüchtet wird, aber noch viel feiner ist der reine ästhetische Genuß, der im still entzückten Anschauen einer Rose besteht; das Anhören reiner Musik gleicht dem ästhetisch entzückten Anschauen der Rose; die Seele des Menschen auf der Höhe seiner Kraft und Kunst genießt Musik in solchem Sinne und weidet sich an den Meistern, die solcherlei Geheimnis offenbaren.

Zwei Gedichte

von **Leo Heller** (Berlin).

Frühgang.

Was dir am Tag nicht wird gewahr,
Enthüllt sich dir in diesen Stunden.
Noch nie hast du so wunderbar,
So innig tief ein Glück empfunden.

Es tritt die Welt des Leids zurück
Und ihren Platz gewinnt der Frieden,
Wie selig hat sich für das Glück
Dein sehnsuchtsvolles Herz entschieden.

So sammelst du nun still beglückt
Die Wunder ein in deinem Herzen,
Mit seltner Pracht ist es geschmückt,
So ganz entkleidet seiner Schmerzen.

Wunsch.

Nimm wieder dein Geschenk zurück,
Nur in der Sehnsucht liegt mein Glück.

Laß fühlen mich als Königin,
Daß ich dein letzter Diener bin.

Mir frommt nicht der Erfüllung Schein,
Weit lieber mag ich Bettler sein!

Professor Kienbeins Abenteuer.

Eine Laboratoriums-Novellette von **Paul Scheerbart** (Zehlendorf).

II (Schluß).

17. Januar 1908.

Erst heute nach qualvollen fünf Tagen, in denen ich fast ohne Unterbrechung an meinem akustischen Transmissionsapparat gesessen habe, würdigte mich der Herr vom Neptun abermals einer Antwort.

Ich war selig.

Ich wußte ja, daß ich unwillkürlich zu laut gesprochen hatte.

Und ich bat nun in den leisesten Tönen flehentlich um Entschuldigung.

„Das dürfen Sie nie wieder machen," sagte darauf der Neptunsmann, „deshalb hat mich ja Ihr Diener vertrieben. Sie können sich doch denken, daß so zart organisierten Wesen ein lautes Wort sehr gefährlich werden kann. Sie fragten gleich anfangs, wie es käme, daß Sie leise sprechen müßten. Nun — wenn Sie laut sprechen — höre ich Sie wohl — aber ich

Digitized by Google

bin dann in weiter Ferne. Will ich also in Ihrer Nähe auch zu Ihnen sprechen, so muß ich doch hier bleiben. Ich habe natürlich auch einen Fehler begangen; ich hätte Ihnen gleich etwas über Hören, Sehen und Sprechen mitteilen müssen. Das ist nicht so ganz einfach. Ich kann mich Ihnen nur figürlich verständlich machen. Ich habe natürlich keinen Mund — keine Augen und keine Ohren, daran müssen Sie sich schon gewöhnen. Ich spreche zu Ihnen durch eine sehr sinnreiche Bewegung Ihres fabelhaft feinen akustischen Apparates."

Ich dankte dem Herrn für die schmeichelhafte Anerkennung meiner Erfindung, und er fuhr fort:

„Wenn ich sage: ich spreche — so ist das also ein figürlicher Ausdruck. Und wenn ich sage, daß ich Sie sehe, so ist das auch nur ein figürlicher Ausdruck — denn ich mache Ihre Erscheinung nur dadurch für meinen jetzt nur drei Meter langen Körper empfindbar, daß ich bestimmte Wellen, die von Ihnen ausgehen, in mir wirken lasse — was ich auch verhindern kann. Mein Körper ist ganz anders als der Ihre. Ich höre Sie auch nur dadurch, daß ich andre Wellen, die von Ihnen beim Sprechen ausgehen, in meinem Körper wirken lasse. Ich denke mit meinem ganzen Körper — nicht nur wie Sie mit einem Kopf. Wenn Sie an mich denken und sich eine Vorstellung von mir bilden wollen, so tun Sie gut, an einen ganz feinen Lichtstrahl zu denken — Sie können diesen auch teilbar denken; denn ich vermag etwas loszulösen seitwärts — gleichsam wie Arme. Jetzt erholen Sie sich aber und schreiben Sie alles in Ihrem schattigen Garten auf. Ich gehe zum Monde, der nachts die Erde erleuchtet. Denken Sie an mich in der Mondnacht. Ich bin morgen um dieselbe Zeit wieder hier. Leben Sie wohl."

Ich ging in den Garten und schrieb alles auf.

18. Januar 1908.

Ich bat zunächst ganz leise, mir ein paar Worte über die Anziehungskraft zu sagen, und er erwiderte darauf:

„Die Materie ist, wie ich Ihnen schon sagte, viel komplizierter, als die Menschen anzunehmen die Gewogenheit haben. Ach ja! Als wenn die Gesetze unsres Sonnensystems von den Herren Gelehrten abhingen. Sie müssen sich doch sagen, daß die Kräfte, die einer Materie innewohnen, doch auch viel komplizierter werden müssen, wenn die Materie, die diese Kräfte besitzt, komplizierter wird. Kurzum: jeder Körper hat eine ganz besondre Anziehungskraft — jeder Mensch auch — und jeder Stern desgleichen. Mit den physikalischen Gesetzen, die sich die gelehrten Erdrindenbewohner so einfach zusammenkonstruiert haben, kommt man in unserm Sonnensystem eben einfach nicht aus. Es ist einfach — alles komplizierter. Behandeln Sie die Sterne nicht als plumpe Breiklumpen — es sind die Sterne große lebende und denkende Wesen — ja selbst die Sternschnuppe ist ein denkendes Wesen — daran müssen Sie sich schon gewöhnen. Sie wissen doch schon, daß Kometen mitten durch die Protuberanzenwälder der Sonne durchschießen mit einer Geschwindigkeit von 500 Kilometern in der Sekunde. Das haben Sie schon entdeckt. Wenn die Sonne alle Körper so einfach anziehen würde, wie Sie sich das denken, so müßte der Komet in den Protuberanzenwäldern hängen bleiben. Das tut er aber nicht. Auch die berühmte Centrifugalkraft, die Sie so einfach erfunden haben, erklärt die Fahrt des Kometen durch die Protuberanzenwälder der Sonne keineswegs. Die Sache ist eben einfach — komplizierter."

19. Januar 1908.

„Jedes Lebewesen," sagte der Herr vom Neptun, „hat auch eine besondre Abstoßungskraft. Die gelehrten Herren der Erdrinde dürfen doch nicht Erdrindenverhältnisse so ohne weiteres in den ganzen Kosmos übertragen. Glauben denn die Herrschaften, daß unser Sonnensystem nur Wiederholungen aufweist? Weil der fallende Apfel von der Erde angezogen wird — deswegen werden doch die Planeten noch nicht von der Sonne angezogen. Glauben die Herrschaften vielleicht, daß der ganze unendliche Raum von ein paar Gesetzen total beherrscht wird? Sie dürfen doch nicht unser Sonnensystem wie einen größeren menschlichen Verfassungsstaat behandeln. Aber die physikalischen Theorieen — auch die über die Erhaltung der Kraft — entstanden in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Ihrer Zeitrechnung. Und da ist es Ihnen nicht übel zu nehmen, daß Ihnen damals die Verfassungsstaaten so zu Kopfe stiegen, daß Sie auch gleich das Sonnensystem zum Verfassungsstaat stempelten. Es ist nur ein Wunder, daß Sie nicht auch ein kosmisches Parlament in unserm großen Sonnensystem entdeckten. Sie warfen die Menschengesetze und die Weltengesetze in einen Topf. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen jetzt ein künstliches Gelächter vormache — das bekomme ich jetzt auch schon fertig.

Und ich hörte ein helles, lautes Menschengelächter im Schallrohr.

Und ich fragte ganz leise, ob ich jetzt auch lachen dürfte.

Er gab mir die Erlaubnis — das heißt: er besuchte den Stern Venus — und ich habe sehr laut und sehr lange gelacht.

Dann ging ich in meinen schattigen Garten.

23. Januar 1908.

„Zwischen den Planeten," sagte der Herr vom Neptun, „ist viel mehr, als Sie denken."

Ich beschloß jetzt, nur noch zuzuhören und nichts mehr zu erwidern.

Und ich wollte auch nichts weiter fragen; mir wurde etwas verwirrt zumute.

Nachdem wir noch Mehreres über die Planeten gesprochen hatten — ich erfuhr u. a., daß der Neptun tatsächlich ein Wasserstern genannt werden könnte, wenn auch der flüssige Stoff, aus dem dieser Planet zusammengesetzt ist, erheblich komplizierter als Wasser irdischer Formation genannt werden muß — — — Darnach erklärte mir der Herr vom Neptun, daß er versuchen wolle, sich mir sichtbar zu machen.

Und hiermit hebt ein neuer Abschnitt in meinem Abenteuer an.

24. Februar 1908.

Es ist mir unmöglich, meine Tagebuchblätter ordnungsgemäß weiterzuführen.

Digitized by Google

Der Neptunsherr hat mich gebeten, sehr viele komplizierte konvexe und konkave Spiegel herstellen zu lassen.

Ich soll den Neptunsherrn in den Spiegeln photographieren — bei Magnesiumlicht.

13. März 1908.

Die Spiegel sind hergestellt, die besten photographischen Apparate sind auch angeschafft.

Heute haben wir die ersten Aufnahmen gemacht.

Resultat: auf den photographischen Platten ist auch nicht eine Spur zu sehen — auch nicht mit den besten Mikroskopen.

Der Herr vom Neptun ist eben zu fein.

14. April 1908.

Heute wird die siebzehnte Verbesserung der Spiegel ins Laboratorium gebracht.

Viele Leute halten mich schon für verrückt, da sie sich gar nicht vorstellen können, was ich mit den vielen Spiegeln anfangen will.

Man wundert sich sehr, daß ich keine neuen „akustischen" Instrumente herstellen lasse.

17. Mai 1908.

Jetzt kosten mich meine geheimnisvollen Experimente im Laboratorium bereits dreihundertsiebzehn Tausend Dollars.

Wenn das so weitergeht, bin ich in Kürze ein armer Mann.

Ich habe das dem Neptunsherrn gesagt; er war sehr traurig — und ich war auch sehr traurig.

17. Juni 1908.

Heute haben wir die Experimente aufgegeben.

Der Neptunsherr ist schlechterdings zu fein; er läßt sich für irdische Augen nicht sichtbar machen — es geht einfach nicht.

Ich bedaure lebhaft, daß wir unsre ganze Zeit mit diesen sehr sehr kostspieligen Experimenten so einfach vergeudet haben; der Herr vom Neptun hätte mir dafür lieber noch mehr vom Planetensystem erzählen können.

Und jetzt ist er ärgerlich und will nicht mehr erzählen — er will einfach nicht.

Er will acht Tage in den Protuberanzenwäldern der Sonne verweilen.

Ich kann in meinem schattigen Garten sitzen und über mehrere noch nicht bezahlte Mechanikerrechnungen nachdenken.

27. Juni 1908.

Das Abenteuer ist so gut wie zu Ende.

Heute hat der Neptunsherr von mir Abschied genommen.

Er sagte mir noch zum Schluß:

„Ich finde das irdische Menschenleben, obschon es sehr grob ist, durchaus nicht uninteressant. Wer ein solches Leben uninteressant findet, der versteht es nicht, den feineren Kompositionen des Daseins nachzuschleichen. Er ist dann auch nicht reif für das Grandiose, das auch das irdische Dasein auf allen Seiten umgibt. Man kann solchen desperaten Leuten nur zurufen: Wissen Sie denn immer noch nicht, warum sich die Erde immerzu dreht — warum sie als ewig sich drehender Körper das leibhaftige Perpetuum mobile darstellt?"

Ich sagte leise und traurig:

„Verehrter Freund vom Neptun, das weiß ich auch nicht; ich habe schon öfters darüber nachgedacht, aber ich kann mir nicht vorstellen, wozu diese Drehung vom Stern Erde in Permanenz erklärt wurde."

„Aber ich bitte Sie", versetzte da der Neptunsherr lauter als sonst, „damit alle Lebewesen auf der Erdrinde immer wieder neue Bilder von der unendlichen Welt empfangen. Die Erde selbst will auch immer wieder neue Weltbilder empfangen — es geht doch so viel in der großen Welt vor. Und deshalb muß ich auch wieder fort von hier. Vergessen Sie mich nicht. Ich weiß nicht, ob ich nochmals in Ihrem Laboratorium hörbar werden werde. Es ist schon möglich. Aber ich weiß es nicht — denn ich bin nicht allwissend. Leben Sie wohl und bleiben Sie recht beweglich — darauf kommt es überall an — deswegen drehen sich ja auch die Sterne so viel. Sollten Sie in Jahresfrist oder später, wenn ich mal wiederkomme, nicht beweglich genug sein, so würde ich einfach darauf verzichten, mich Ihnen hörbar zu machen."

Ich sagte leise:

„Ich werde Tag und Nacht an Sie denken. Vergessen Sie mich auch nicht. Und ich werde versuchen, so recht beweglich zu bleiben. Leben Sie wohl."

30. Juni 1908.

Ich habe heute fünf Stunden das Schallrohr am rechten Ohr gehalten. Aber ich habe nichts von meinem Freunde gehört. Er wird wohl schon wieder bei den Planeten sein, die hinter der Neptunsbahn sind — und die wir auch nicht sichtbar machen können.

Daß mich die Experimente mehr als eine halbe Million Dollars gekostet haben, ärgert mich nicht im geringsten.

Jedenfalls hat mir der Neptunsherr erlaubt, seine Mitteilungen der Öffentlichkeit zu übergeben.

Ich bedaure nur, daß ich die Wahrhaftigkeit der Geschichte keinem Menschen beweisen kann.

Hätte ich den Neptunsherrn in ein Grammophon hineinsprechen lassen, so hätte das auch keine Beweiskraft gehabt.

Und — mit andern Menschen wollte er absolut nichts zu tun haben; ich durfte einfach nicht wagen, einen Zeugen zu laden — der Neptunsherr konnte mich ja stets beobachten.

Jedenfalls ist dieses Abenteuer das größte Abenteuer meines Lebens.

Es handelt sich nun darum, die Ansichten des Neptunsherrn über unser Planetensystem allen Menschen bekannt zu machen, damit man endlich aufhört, so von oben herab über astrale Dinge zu urteilen; den Wissenschaftlern — besonders den Physikern — muß ein wenig das Gewissen geschärft werden.

* * *

„Eine Bestätigung, daß ich das, was Sie da abgeschrieben haben, geschrieben habe, gebe ich Ihnen nicht."

Digitized by Google

Also sprach der Herr Professor Kienbein zu mir, als ich mit der Lektüre und Abschrift der Tagebuchblätter fertig war.

Ich bedauerte natürlich, daß ich diese Bestätigung nicht erhielt — mußte aber die Begründung dieser Maßnahme durchaus billigen.

Wir frühstückten noch zusammen im schattigen Garten, und dann schrieb ich im Metropolitan-Hotel zu Milwaukee diese Laboratoriums-Novellette.

Aus den Berliner Kunstsalons.

Man will doch auch seine Freude haben an der Kunst. Ja, man hat wieder gelernt, daß auch dieser Zweig menschlichen Könnens und Wissens viel Ernst und Arbeit erfordert, man hat erfahren, daß auch der Beschauer eine kleine Portion dieser Faktoren aufbringen muß, um so die Wechselwirkung vom Gehirn des Gebenden zu dem des Nehmenden eintreten zu lassen. Aber dennoch, schöner war's doch damals, als sie einem die Butter nicht nur aufs Brot, sondern direkt um den Mund strichen. Man sagt das ja nicht laut, um Gottes Willen, man ist nicht rückständig. Man reißt nicht das große Tor auf: „Herein, du gute, alte Zeit!" Aber man öffnet leis das Hinterpförtchen: „Gedächtnisausstellung zum hundertsten Geburtstag des So und So".

Da war einer, der hieß Carl Spitzweg und lebte vom Jahre 1808 bis zum Jahre 1885, der war erst ein Apotheker, bis daß er ein Maler geworden ist. So belehren uns die Plakätchen im Salon Schulte. Hunderte von kleinen Bildchen dieses Spitzweg werden hier gezeigt, hübsch gerahmt im Zeichen ihrer Zeit — das heißt erschlagen vom prunkhaften Gold. Landschaften sieht man da, denen nichts von üblen Licht- und Farbenproblemen anhaftet. Meistens ist es das Gebirge mit braungrünem Vordergrund und hinten bläulich verschwimmenden Gipfeln. Und das alles so natürlich auf derartig kleinem Raum! Ach, du seliger Öldruck!

Spitzweg ist übrigens nicht Landschafter. Er macht hauptsächlich Figuren. Er hat Rubens kopiert und ist bei Brower in die Schule gegangen. Allerdings, Browers gewöhnliche Neigung, direkt ins Volk zu greifen und lebendige Typen aufzustellen, teilt er nicht. Spitzweg findet einen einsamen Alten, der die Zeitung liest, überaus komisch. Ein Soldat mit roter Nase ist der Gipfel allen Humors.

Humor! Da haben wir doch etwas, womit wir auch diesem Hundertjährigen gerecht werden können. Spaßig ist er doch. Wie käme er auch sonst zu der komischen Idee, sich als Maler zu verkleiden? Warum nimmt er Farbe und Pinsel, die uns als Anderer Handwerkszeug heilig sind? Er hat in das falsche Regal gegriffen, ein Stift und ein Tuschkästchen wären sein Speer und Schild gewesen.

Es war doch eine andre Zeit. Und auch sie mag schön gewesen sein. Da rollt der Postwagen herbei, und alles stürzt aus den winkligen Häusern. Oder auch nur der Landbote kommt — aus vier Etagen erwarten ihn acht sehnsüchtige Äuglein. Der geschniegelte Provisor steht mit seinem Mörser vor der Apotheke auf dem Markt und macht den Schönen Augen. Ei, aus der Schule geplaudert, Herr Spitzweg! Verliebt ist sogar der ehrwürdige Einsiedler, und Harlekin steigt beim Mondschein gar zur Kolombine, die ihn auf hohem Balkone empfängt. Es muß auch kleine Scherze geben.

Keller und Reiner suchen anläßlich des kürzlichen Hinscheidens des Düsseldorfers Peter Jannssen ein Bild seines Schaffens zu geben. Gelingen konnte das nicht, da die Hauptwerke Jannssens als figürlichen Dekorativmalers an Ort und Stelle haften. Immerhin ist eine Anzahl von Studien zu diesen Werken vorhanden. In den Gemälden, die hier gezeigt sind, unterscheiden sich religiöse, mittelalterliche und böcklinisch-phantastische Motive. Letztere sind als die wenigst beherrschten zu bezeichnen. Es macht sich in ihnen eine Vorliebe zu einem bläulich-rosa getönten Fleisch weiblicher Körper geltend, der in dem gleichmäßigen Braun der männlichen kein Äquivalent findet und den Eindruck widriger Süße hervorbringt. In der Hauptarbeit Jannssens ist diese glücklich verbannt. Ja, man ist eher geneigt, eine robuste Herbe anzunehmen, die sich in breitzeichnerischer Kraft betätigt. Jannssens Studien sind sicher und gut. Technisch beherrscht bringen sie den gewollten Ausdruck spielend hervor. Da ist das fröhliche Lachen des Zechers, der Kopf in kecker Verkürzung gesehen. Hier die schüchterne Geberde des Studenten, dort die stolze der Patrizierin. Auch die schmerzverzerrte des Kranken und die bittende des Armen fehlen nicht. Dennoch haben diese Studien bei all ihrer Fertigkeit und meist toniger Farbe einen Fehler, der in der malerischen Ausgestaltung des Ganzen jäh hervortritt. Sie sind allzu sorglos auf das Weiß des Hintergrundes gestellt. So leidet das Bild „Kommt her zu mir alle" an großer Härte der Zusammenstellung einzelner Figuren. Daher kann es bei gleichermaßen mangelnder Luft und Beleuchtung nicht zu stimmungsvoller Wirkung — wohl ein Hauptfaktor der religiösen Malerei — gelangen.

Und doch, was mag in jenen gesteckt haben, die auf der Stelle einer andern Zeit standen und nicht das als Werk zu geben wagten, was so recht ihr innerliches Erleben war! Schüchtern sagt es diese und jene Skizze. Erinnerung an Sevilla! Ein Geländer, an das sich die geputzte Welt lehnt, und darüber Sonne, glitzernde Sonne, die die Bilder vergebens heischen. Dann Feierabend! Der Dunst der Fabrik, Arbeiter verlassen die Stätte ihres Seins. Männer, Frauen und Mädchen. Eine ist darunter, die krank ist und schwach, und sie lächelt doch, ein Lächeln! „Kommt her zu mir alle." Was ist dieses große Bild gegen jenes! Ein Lächeln, und man möchte weinen.

Peter Jannssen war ein Starker, der von uns gegangen ist. Seine Werke werden dauern als Dokumente deutschen Fleißes und deutscher Kraft in ihrer Zeit. *H. Abeking.*

Zur Junggesellen-Steuer.

Das Terentius-Gedicht „Die Junggesellen-Steuer" in Nr. 27 der „Gegenwart", ist zwar ganz nett, aber doch eben nur ein Scherz. Eigentümlich, daß dieser Steuer immer nur die lächerliche Seite abgewonnen wird, indem man es so darstellt, als sollten die Junggesellen bestraft oder zur Besserung bekehrt werden! — Davon ist gar nicht die Rede. Lediglich um einen Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit handelt es sich hier gegenüber den schweren Lasten, die der Familienvater zu tragen hat — sicherlich doch nicht zuletzt im Interesse des Staates, der Gesellschaft, denen er die kommende Generation aufzieht und heranbildet.

Man sollte doch endlich die rein wirtschaftliche Seite der Sache berücksichtigen und bedenken, daß der Junggeselle, der diese Lasten nicht kennt, der steuerlich Leistungsfähigere ist.

Bedarf es denn überhaupt noch des Hinweises, wie viel nach dieser Richtung der Familienvater vom ersten Kinderwagen bis zur Ausrüstung der Söhne und Ausstattung der Töchter leistet? Entzieht sich der Junggeselle dieser Last und seiner staatserhaltenden Pflicht, die Gesellschaft fortzusetzen — und nicht nur durch uneheliche Kinder, — so hat er auch die Konsequenz zu tragen, daß der Staat ihn statt dessen wenigstens steuerlich stärker für sich heranzieht.

Es soll keineswegs verkannt werden, daß es nicht immer die freie Entschließung des Junggesellen gewesen sein mag, ledig zu bleiben. Er mag den Anschluß verpaßt, Körbe bekommen, sein Ideal nicht gefunden, angeblich seiner Arbeit und Studien halber „keine Zeit" zum Heiraten gehabt haben, krank gewesen sein und dergl. — Immerhin aber bleibt die Tatsache bestehen, daß er bei gleichem Einkommen steuerlich leistungsfähiger ist, da er — selbst sein angeblich teureres Einzelleben gerechnet — nicht annähernd die Zwangsausgaben hat, wie ein Familienvater.

Digitized by Google

Gewiß! Der Familienvater genießt Freuden an der Familie, die dem Junggesellen entgehen, und dieser ist durch seine Ehelosigkeit gestraft schon genug, namentlich wenn er älter und abhängiger wird. Aber der Junggeselle hat seine Freiheit, er nimmt von den Freuden der Liebe sein reichliches Teil, er verschmäht es keineswegs, in Familienkreisen zu verkehren, ja hält dies sogar für sein gutes Recht; er ist in Einteilung seiner Zeit und seiner Arbeit unbehindert und wird u. U. wohl gar als Beamter usw. bevorzugt; im politischen Leben beansprucht er dieselben Rechte wie der Familienvater, obwohl er an der künftigen Gestaltung des Staatslebens ein vitales Interesse eigentlich nicht haben kann, während der Familienvater für das Wohl seiner Kinder arbeitet. — Die ideellen Seiten werden sich daher wohl die Wage halten. Materiell aber ist der Junggeselle, der (von Ausnahmen, die im Gesetz berücksichtigt werden könnten, abgesehen) nur für sich zu sorgen hat, ungleich besser gestellt, als der viel in Anspruch genommene Familienvater. Er bedarf, um nur gleich gut wie dieser zu leben, geringerer Mittel.

Wird man nun wohl kaum erreichen, daß auf dem allgemeinen Arbeitsmarkte der Junggeselle aus diesem Grunde einen niedrigeren Verdienst erhält (obwohl schon jetzt z. B. ein verheirateter Diener, Kutscher, Inspektor, Brenner usw. mehr zu bekommen pflegt als ein unverheirateter, ohne daß die Frau besondere Dienstleistungen zu übernehmen hätte), so muß dafür — namentlich in den höheren Ständen, in denen ein Steuerabzug für Kinder nicht gemacht wird — ein Ausgleich dadurch geschaffen werden, daß der Junggeselle sein durch Zwangsausgaben nicht so beschränktes Einkommen wenigstens um ein Geringes höher besteuert, als der Familienvater.

Eine Steuererhöhung um 2 bzw. 4 Stufen, je nachdem der Junggeselle mit 30 (oder 35) bzw. 40 (oder 45) Jahren noch im unverheirateten Stande ist, dürfte keineswegs zu hoch gegriffen sein.

Um konsequent zu sein, möchte ich sogar noch weiter gehen und eine Steuererhöhung um 1 bzw. 2 Stufen auch für kinderlose Ehepaare — gerechnet nach dem Alter des Mannes — für richtig halten; denn für sie trifft — so bedauerlich an sich die Kinderlosigkeit sein mag — das Gleiche bezüglich der geringeren Aufwendungen im Interesse der Gesamtheit zu.

Die Familie zu stärken und zu schützen, wo immer dies möglich, ist zudem eine unabweisliche Forderung einer gesunden Sozialpolitik; denn die Ehe, die Familie leidet (bis hinab in die Prostitution) unter der Unauskömmlichkeit der Mittel — nicht der ledige Mann, für den es leicht auskömmlichen Erwerb gibt. Was nützen dem verheirateten Manne hohe (Junggesellen-)Löhne, wenn er davon eine vielköpfige Familie ernähren soll. Schon Plato, obwohl selbst Junggeselle, forderte eine Junggesellensteuer entsprechend der Höhe der Unterhaltungslast für eine Frau (allerdings ein sehr unbestimmter Begriff). — Was wären dagegen 2—4 Stufen der Einkommensteuer?

Man sehe sich doch mal die obern Zehntausend unter den Junggesellen und kinderlosen Ehepaaren auf ihren Reisen, in den Bädern und Salons an und vergleiche damit das Leben der Familienväter und besonders unsrer Hausmütter, und man wird sehen, wer von diesen dem Staat noch etwas opfern kann!

Würde die Familie als solche staatlich gestützt und gestärkt, so würde es nicht mehr wie jetzt (leider), insbesondere bei Beamten, so geradezu notwendig erscheinen, nach Geld zu heiraten, was gewiß kein Schade wäre. Die soziale Stellung des Einzelnen bestimmt sich beim Privatmanne nach seinen Einkünften, beim Beamten nach seinem Amte; ihm muß er gerecht werden auch in seinem äußern Auftreten. Wie schwer ist das oft, wenn die Familie an der Einnahme mitzehrt?!

Ober-Reg.-Rat v. M.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Kriminalromane sind jetzt Mode!

Noch gar nicht lange ist es her, daß es für das Zeichen eines recht zweifelhaften Geschmacks galt, wenn jemand Kriminalromane las. Und heute? Da ist der **gute** Kriminal- und Detektivroman zur **Mode** gelangt. Er hat sich die halbe Welt erobert, und die Bände von „Lutz' Kriminal- und Detektivromanen" finden Sie an europäischen Fürstenhöfen, in den Minister- und Diplomatenkreisen, sie werden in Sibirien gelesen, in Südamerika und Südafrika, in Japan und China, in allen deutschen Kolonien — kurzum: überall, wo Deutsch gelesen wird. Wir machen unsere Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt betr. **Lutz' Kriminal- und Detektivromane** aufmerksam.

„Agfa"-Entwickler:

- ☐ Rodinal
- ☐ Eikonogen
- ☐ Metol
- ☐ Amidol
- ☐ Glycin
- ☐ Ortol
- ☐ Pyrosäure
- ☐ Hydrochinon

in **Substanz**, resp.
in **Patronen**, resp.
in **Lösungen**.

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Inserate finden die weiteste Verbreitung in der „Gegenwart“.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - Genua - Neapel - Piräus

Smyrna - Konstantinopel - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. M. 2.—.

Herm. Walther,
Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin W 30.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen
●● **Harmonium-Spiel-Apparat** ●●
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Bei allen Bestellungen

wolle man sich gütigst auf die

„GEGENWART“

beziehen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin O 27.

Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 41. Berlin, den 10. Oktober 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Zur elsässischen Abstammung der spanischen Königin. Von Prof. Dr. Froitzheim †. — Kulturhygiene. Von Oberstabsarzt Dr. Neumann (Bromberg). — Die Lichtwellen als Längenmaße. Von Dr. Albert Neuburger (Berlin). — Große Kunstausstellung Dresden 1908. I. Von Joseph Aug. Lux (Dresden). — Dichter in Venedig. Von Ignaz Jeżower (Berlin) (Schluß). — Zwei Gedichte. Von Otto Pick (Prag). — Der Nachruhm. Von Motiven zu Entschlüssen. Skizze von Martin Beradt (Berlin). — Sardanapal und die Kritik. Enno Thiessen (Berlin). — Berichtigung. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Zur elsässischen Abstammung der spanischen Königin.

Von Prof. Dr. Froitzheim †.

Jede in die Gegenwart reichende Geschichtsforschung greift in persönliches Gebiet über, vor allem die genealogische, und diese besonders da, wo es sich um bürgerliche Herkunft fürstlicher Geschlechter handelt. Bedauerlich ist es, wenn solche Abstammung nach verhältnismäßig kurzer Zeit in Vergessenheit gerät, ja versuchsweise abgelehnt wird. Das stolze Wort jenes französischen Marschalls: „Sie haben Ahnen, ich bin ein Ahn!“ bedarf noch allgemeiner Anerkennung.

Als ich bei der Thronbesteigung der jetzigen Königin von Spanien aus dem Hause Battenberg in der Frankf. Zeitung (1906 Nr. 147) aus ortsgeschichtlichem Interesse auf die elsässische Pfarrerstochter Marie Salome Schweppenhäuser als eine ihrer Stammmütter hinwies, wurden meine Angaben von fürstlicher Seite bezweifelt und erst später als richtig anerkannt. Zudem vermochte ich nachzuweisen, das Grab jener trefflichen bürgerlichen Ahnfrau sei auf dem evangelischen Friedhof zu Warschau unter Pfahl 12 Nr. 24 noch heute vorhanden.

Marie Salome Schweppenhäuser wurde als fünftes Kind des Pfarrers Heinrich Wilhelm Schweppenhäuser, der im J. 1760 in Sesenheim starb, und seiner Frau, geb. Charlotte Philippine Juliane Westermann, den 29. Nov. 1751 zu Rechtenbach bei Weißenburg geboren.

Wie sie nach dem Osten kam, ist nicht ganz aufgeklärt. Eine vergilbte Elsässer Familiennotiz, die mir von einem im württembergischen Eßlingen lebenden, im J. 1823 geborenen Großneffen derselben bekräftigt wird, lautet:

„Après la mort de son père, elle fut accueillie toute jeune encore par la cour de Hesse-Darmstadt, comme compagne d'une jeune princesse. Les deux amies étaient devenues inséparables au point que lorsque plus tard la princesse se maria, la jeune personne dut l'accompagner à Varsovie. Quelques années après celle-ci épousa un monsieur Hauke, ancien précepteur de sa maîtresse qui avait créé à Varsovie un pensionat, devenu rendez-vous de tous les jeunes gens de distinction du pays.“

Diesen Angaben scheint der Umstand zu widersprechen, daß, wie neuerdings Kekule von Stradonitz in der Straßburger Post (1907 Nr. 554) mitteilte, der älteste Sohn ihrer Ehe, der spätere Graf Moritz Hauke, als Patenkind des Grafen Moritz Brühl, im J. 1775 in Seifersdorf bei Dresden geboren ist. Zudem wissen wir nichts von einer nach Warschau gelangten darmstädtischen Prinzessin jener Zeit. Sollte es sich deshalb um Marie Amalie von Zweibrücken handeln, die, im J. 1752 geboren, eine Großmutter, nämlich die Mutter der in Straßburg geborenen Großen Landgräfin Henriette Karoline von Hessen-Darmstadt, in dem unweit Rechtenbach gelegenen Schlosse zu Bergzabern hatte und im J. 1769 den Kurfürsten und nachmaligen König Friedrich August I. von Sachsen ehelichte?

Marie Salome heiratete, wie gesagt, jenen Philologen Friedrich Hauke, der in Begleitung des Grafen Brühl nach Warschau kam, dort eine treffliche Erziehungsanstalt für den jungen polnischen Adel gründete und Professor am Warschauer Lyzeum wurde. Es war dieser also ein akademisch gebildeter Mann, nicht etwa Sekretär und Kammerdiener zugleich, als den ihn der sonst sorgfältige Genealoge M. v. Janeçky in der Vierteljahrsschrift für Heraldik (1888 S. 174) erklärt hat. Janeçky nennt ihn irrtümlicherweise N. Hauke und einen Sohn desselben Moritz Hauke als Gemahl der Marie Salome. In Wirklichkeit kann nur von einem Johann Friedrich Michael Hauk (fälschlich Hauke) die Rede sein, den Kekule v. Stradonitz als einen im J. 1737 geborenen Mainzer Bürgersohn nachgewiesen hat.

Der Trauakt dieses Hauke und der Marie Salome Schweppenhäuser ist freilich, wie Kekule v. Stradonitz bemerkte, bis jetzt nicht gefunden. Aber er ist auch nicht nötig; denn mir liegt in amtlicher Übersetzung der

Digitized by Google

Sterbeakt des Gatten vor. Nach demselben „ist d. 17. Juni 1810 der ehemalige Professor des Warschauer Lyzeums, Friedrich Hauke, zu Warschau im Sächsischen Palais, Krakauer Vorstadt Nr. 413, im 74. Lebensjahre mit Hinterlassung seiner Ehefrau, der Witwe Salome, geb. Schweppenhäuser, und von 6 aus dieser Ehe hervorgegangenen Kindern verstorben". Den Akt haben unterschrieben als Schwiegersöhne Joseph Hertig, Major der Artillerie, und Karl Lessel, Konditor. Hauke war katholisch wie auch seine Söhne; seine Frau und Töchter waren evangelisch.

In einem Volkszählungsbuche der Warschauer evangelischen Kirchenkanzlei vom J. 1813 ist eingetragen: „Hauke Salomea, 58 Jahre alt, Sachsen, Professorswitwe, nebst Tochter Amalie, 26 Jahre alt, ledig, wohnt im Hause Nr. 413". In derselben Kirchenkanzlei fand sich folgende Sterbeurkunde: „Am 4. Sept. 1833 verstarb in Warschau, Krotewskastraße Nr. 413, Salomea Hauke, geb. Schweppenhäuser, Witwe des Karl Friedrich Hauke, ehemaligen Hausbesitzers in Warschau, 78 Jahre alt, geboren in Radeberg (sic!) im Elsaß, mit Hinterlassung von 2 Söhnen und 2 Töchtern".

Ihr ältester Sohn Moritz Hauke, der sich in polnischen Diensten im französisch-russischen Kriege d. J. 1812 bei Jamoysk ausgezeichnet hatte (s. Näke „Wallfahrt nach Sesenheim" S. 35, wo Zeile 4 statt „Frau" „Mutter" zu lesen ist) wurde im J. 1826 wie seine Brüder in den polnischen Adelsstand, 1829 in den Grafenstand erhoben. Er war polnischer Kriegsminister und fiel am 29. Nov. 1830 als Opfer des polnischen Aufstands beim Statthalterpalast in Warschau.

Dessen hinterlassene Tochter, Gräfin Julie Hauke, wurde Hofdame in Petersburg, 1851 Gemahlin des Prinzen Alexander v. Hessen und von ihrem Schwager, dem Großherzog Ludwig III., 1858 zur Prinzessin v. Battenberg erhoben. Aus dieser Ehe gingen Prinz Alexander, 1879—1886 Fürst v. Bulgarien, und Prinz Heinrich v. Battenberg hervor, dessen Ehe mit Prinzessin Beatrice von England die am 24. Okt. 1887 geborene Prinzessin Ena, die heutige Königin von Spanien, entstammt.

Allem Anschein nach hat Marie Salome ihre rheinische Heimat niemals wiedergesehen. Von ihren Brüdern war der älteste, Georg Jakob, geb. 1749, nach Jakob Brions Tode 1787—1792 Pfarrer in Sesenheim; er wich der Revolution, fand aber in Vorderweidental in der Pfalz eine neue Anstellung 1792—1826. Der zweite, Ludwig Heinrich, geb. 1756, war 1783—1808 Pfarrer in Tiefenbach, 1808—1820 in Hangweiler. Der dritte, Johann Friedrich Daniel, geb. 1758, war 1787—1792 Pfarrer in Rechtenbach, 1792—1813 in Birlenbach, 1813—1840 in Sesenheim; er starb 1845 bei seinem Schwiegersohn Pfarrer Ihle in Schönburg. Es ist derselbe, den Goethe in seinen „Spiegelungen" 1823, im Widerspruch mit seinem eigenen poetischen Briefe vom 28. Sept. 1779 an Frau v. Stein, „einen an der gefeierten Stelle gefundenen teilnehmenden, unterrichteten Mann" genannt hat.*)

Daß die Elsässer den Zusammenhang mit ihren Warschauer und Darmstädter Verwandten in beständiger Erinnerung bewahrt haben, beweist mir folgendes Briefkonzept, datiert vom 7. Jan. 1864 aus Buchsweiler im Unter-Elsaß und überschrieben: „Hochzuverehrende durchlauchtigte gnädige Frau", in dem sich die betagte Frau Pfarrer Schweppenhäuser bei ihrer Verwandten, der Prinzessin Julie v. Battenberg, nach ihrem gemeinsamen Vetter Theodor Hauke, einem polnischen Flüchtling, erkundigt, der sie im J. 1831 in Oberbronn besucht und Grüße von seiner Großmutter Marie Salome überbracht hatte.

„Damals", schreibt die Briefstellerin der Prinzessin, „lebte noch seine und Ihre Großmutter, die eine Schwester meines Schwiegervaters, vormaligen Pfarrers in Hangweiler, war. Diese schrieb ihrem Enkel, daß er ihre Verwandten im Elsaß aufsuchen solle. Als er zu uns kam, war mein Mann Pfarrer in Oberbronn und mein Schwiegervater schon tot. Sie können unsere Freude sich vorstellen, einen so nahen Verwandten in Theodor Hauke zu begrüßen, dessen Herr Vater und Ihr Herr Vater Geschwisterkinder mit meinem Manne waren und durch seine Mittheilungen mit allen Gliedern der Familie bekannt zu werden und zu vernehmen, daß seine Großmutter, meines Mannes Tante, noch lebe, von der uns mein Schwiegervater so gern und viel erzählte. Unser liebster Wunsch wäre gewesen, wenn unser lieber Vetter hätte bei uns bleiben und seinen Aufenthalt bei uns nehmen können, allein er hatte Order erhalten, sich weiter von der Grenze zu entfernen. So leid uns dieses that, konnten wir es nicht ändern, wir mußten ihn ziehen lassen. Er schrieb uns einige Zeit nachher, daß seine Eltern es wünschten, daß er wieder in sein Vaterland zurückkehren möchte. Er versprach uns zwar wieder zu schreiben, allein da wir nichts von ihm hörten, so vermuteten wir, daß seine Briefe an uns verloren gegangen seyen. In Ermangelung seiner Adresse konnten wir uns auch nicht schriftlich an ihn wenden. So gingen Jahre dahin, wir fragten uns oft: was werden unsere Verwandten in Warschau machen? Mein lieber Mann wurde mir unterdessen durch den Tod entrissen; oft seit diesem Verlust hatte ich mir vorgenommen, auch an Sie verehrte Frau, mich zu wenden und zu bitten, mir doch Nachrichten von der Familie, unsern Verwandten, zu geben, aber Ihrer hohen Stellung wegen wagte ich es nicht."

Jener politische Flüchtling, in betreff dessen sein Eßlinger Verwandter, der ihn als Knabe im elterlichen

*) Der Bonner Prof. Näke hatte auf Grund der Erzählung des Sesenheimer Pfarrers Schweppenhäuser in einer Goethe zugesandten Schrift „Wallfahrt nach Sesenheim" die überraschende Mitteilung gebracht: Als Goethe im J. 1779 Sesenheim nochmals besuchte, sei Friederike in andern Umständen gewesen. Schweppenhäuser entschuldigte Goethe, daß er deshalb sein früheres Heiratsversprechen nicht habe einlösen können. Goethe, der in seiner Antwort Schweppenhäuser ausdrücklich einen „teilnehmenden, unterrichteten Mann" nennt, nimmt damit jenen Entschuldigungsgrund für sich in Anspruch, bestätigt aber mit diesem Anspruch die damalige Schwangerschaft Friederikens. Sein ehemaliger Brief an Frau v. Stein über den Sesenheimer Besuch ist herrliche Dichtung, nicht Wahrheit. Der Eingang desselben: „Und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen", ist mit Goetheſcher Ironie geschrieben. Jenes Kind Friederikens habe ich in der „Gegenwart 1902 Nr. 40" nachgewiesen. — Vergl. a. Gegenwart 1908 Nr. 33.

Digitized by Google

Hause in Oberbronn gesehen, fürchtet, er sei vielleicht in eine Falle gelockt und nach Sibirien geschickt worden, lebt als „Polevetter“ noch heute im Andenken seiner elsässischen Verwandten.

Ein andrer Enkel Marie Salomes, Graf Josef Hauke, nahm im J. 1863 als russischer Oberst seine Entlassung, führte unter dem Namen Bossak eine Abteilung polnischer Insurgenten, lebte darauf als Emigrant in der Schweiz, übernahm im J. 1870 eine Brigade des Bourbakischen Heeres und fiel den 19. Jan. 1871 vor Dijon.

Im J. 1898 kam ein jüngerer Graf Moritz Hauke auf seiner Reise durch das Elsaß. Zufälligerweise wurde er auf die ihm noch unbekannte elsässische Verwandtschaft aufmerksam gemacht. Leider verfehlte er seine Verwandten, als er sie besuchen wollte. Aus der Schweiz drückte er sein Bedauern darüber in einem Billet aus, dessen Schlußsatz lautet: „J'ai constaté en passant chez moi à Genève que mon arrière-grand'-mère paternelle portait votre nom. Nous serions donc bien cousins.“

Das Ergebnis dieser Untersuchung beweist also aufs neue, daß Ahnen der jetzigen Königin von Spanien bürgerlichen Standes waren und es bis zu ihrem Tode geblieben sind. Prof. Friedrich Hauke, geb. 1737 zu Mainz, starb im J. 1810, seine Frau, Marie Salome Schweppenhäuser, geb. 1751 zu Rechtenbach, im J. 1833, beide zu Warschau. Die in der gräflichen und fürstlichen Familie verbreitete Erzählung von einem holländischen Offizier Friedrich van der Haaken, der, wegen eines Duells nach Deutschland geflüchtet, den Namen „von Hauke“ angenommen habe, nannte bereits Kekule von Stradonitz „blanke Erfindung“. Nicht minder ersonnen ist ein Frl. von Miniewska als Gattin Haukes. Diese Erdichtungen scheinen der vergeblichen Bemühung entsprungen, jenem Fürstengeschlecht vortreffliche bürgerliche Ahnen abzusprechen.

Kulturhygiene.

Von Oberstabsarzt Dr. Neumann (Bromberg).

In seinem satirischen Gedicht „Die Weltweisen“ singt Schiller von der Hilfe, deren der Mensch bedarf durch seinen Mitmenschen, einem Begriff, der in der Welt war, ehe die „Weltweisen“ diese Binsenwahrheit entdeckten. Schiller fährt dann fort:

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt,
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Kein Begriff wird heute trotz aller Möglichkeit der bessern Erkenntnis mehr gemißbraucht als der Begriff: Natur. Die „Natur“ wird zunächst in einen diametralen Gegensatz gesetzt zur „Kultur“. Wir fassen aber heute Natur und Kultur zusammen unter dem Begriff der Biologie, der Lehre vom Leben. So hat neuerdings Dr. H. Decker in seinen „Lebensrätseln“, einem hochinteressanten wissenschaftlich-populären Buche, den Menschen biologisch dargestellt. Die Kultur strebt die möglichste Anpassung der Lebensverhältnisse an die „natürlichen“ Bedingungen des Daseins an. Wir stehen heute nicht mehr bei dem Rousseauschen Begriffe der „Natur“: der moderne Kulturmensch ist eben ein ganz anders geartetes Individuum, als der aus der Unkultur, der „Natur“, wie man zu sagen pflegt, hervorgegangene Urmensch nach Büchner. Die wissenschaftliche Erkenntnis hat gezeigt, wie der Mensch eben das Produkt der Verhältnisse ist. Zu diesen Verhältnissen, allgemein gesagt, rechnet eigentlich alles: Abstammung, Rasse, Klima, Milieu, Umgebung, Erziehung, kurzum der Begriff „Kulturmensch“ läßt sich in einem Worte nicht so leicht und so schnell erschöpfen.

Wir befinden uns eigentlich erst im Anfang einer rassenhygienischen Wissenschaft, wie sie von Gobineau, Ratzel, Woltmann, Chamberlain, Hueppe angebahnt worden ist. Auch der „Vererbungsbegriff“ ist noch sehr dunkel, auch hier sind wir erst im Anfang wissenschaftlicher Erkenntnis, auch hier harren noch eine Reihe von Problemen der Lösung. So sind die Rätsel natürlicher und künstlicher Züchtung noch lange nicht gelöst. In der von Darwin näher begründeten natürlichen Auslese durch das Überleben des Passendsten liegt schon ein kulturhygienischer Begriff, eine physiologische Auslese, die schon früh erkannt worden ist.

An einer andern Stelle habe ich dargelegt — Blätter für Volksgesundheitspflege, 1907, Heft 1 —, daß der beliebte Begriff des sogenannten „normalen“ Menschen kulturhygienisch falsch ist. Nietzsche sagte schon, wir sollen uns „hinaufpflanzen“, und Ellen Key — die viel angefeindete —, hat im „Jahrhundert des Kindes“ Ausblicke auf eine hygienische Erziehung eröffnet. Die Kultur der Gegenwart verlangt in erster Linie Gesundheit, körperliche und geistige. Der früher schon ausgeprägte Gedanke, die Heirat von einem Gesundheitszeugnis abhängig zu machen, ist gar nicht so absurd, wie es auf den ersten Blick scheint.

Die Aufnahme der Heiratskandidaten männlichen und weiblichen Geschlechtes in eine Lebensversicherung bietet wenigstens eine gewisse gesundheitliche Garantie, ebenso wie der Militärdienst eine relative Garantie bietet für die hygienische „Auswahl zu Züchtungszwecken“.

Was nun die „Kulturhygiene“ im speziellen betrifft, so muß sie, wie ich das verstehe, so beschaffen sein, daß sie die durch das Kulturleben gesetzten und notwendig vorhandnen Hemmungen und Beeinflussungen überwindet, daß sie sich den Anforderungen sozialer Kulturentwicklung gewachsen zeigt. Mit Forel (Bibliothek der Gesundheitspflege — Verlag von E. G. Moritz in Stuttgart) verstehe ich den Begriff der Hygiene so, daß sie einem Laien, der im Besitz einer dazu ausreichenden Bildung und des sogenannten gesunden Menschenverstandes ist, die Mittel an die Hand gibt, sein Leben, seine gesamte

Digitized by Google

Biologie so einzurichten, daß er Krankheiten möglichst vermeidet. Er muß also auch in unserm überhasteten, nervösen Zeitalter im Stande sein, sich zu behaupten, den Kampf um die Existenz zu kämpfen. Der Tüchtigste bewährt sich auch hier mit „Glück"; dieser imponderable Begriff wird, wie Moltke gesagt haben soll, auf die Dauer doch nur eben Tüchtigen zu teil, dem hygienisch Tüchtigsten in erster Linie.

Natur und Kultur, natürlich und künstlich sind so schwankende Begriffe, ihr Gegensatz ist nur ein relativer, sie sind so viel offenbare Schlagworte, daß mit ihnen an sich nicht recht etwas anzufangen ist. Gehen wir auf den Kern der Sache ein, so gehört zum Begriff der Kulturhygiene zunächst die Vermeidung alles dessen, was uns gesundheitlich schadet. In seiner noch keineswegs veralteten Makrobiotik — sie ist von Aubry neu herausgegeben — setzt Hufeland diese Punkte des näheren auseinander. Den Spuren dieser Makrobiotik oder der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, sind später Weber, Finot, Ewald und Bramsen gefolgt. Ich habe selbst in den „Grenzen des Lebens" (Verlag von Seitz und Schauer, München) die biologischen Bedingungen von Lebensanfang und Lebensende zu deuten versucht. Bramsen hat neuerdings in einer Spezialstudie: „Die Kunst zu essen", die er allerdings etwas einseitig übertrieben eine „wunderbare Entdeckung" nennt — sie ist aber eigentlich schon sehr alt — die Kunst auseinandergesetzt, durch Wahl und Art der Speisen, durch die hygienische Verdauung, sein Leben zu erhalten und zu verlängern und hat die Ernährungsfrage kulturhygienisch betrachtet. Er wirft grelle Schlaglichter auf unsre gesellschaftlichen Sünden aller Art.

Den vielbesprochenen Alkoholismus als Kultursünde übergehe ich hier. Der Hueppesche Satz: die beste Form der Temperenz ist die Abstinenz, ist nicht zu bestreiten; es fragt sich aber sehr, ob der moderne Kulturmensch ganz ohne Reizmittel auskommt, zu denen ich auch Tee, Kakao, Nikotin und Gewürze rechne*). Auf die Ernährungsfrage will ich hier nicht weiter eingehen; Rubner und Schottelius haben auf die Gefahr der giftigen Konserven, als eines modernen Kulturnährmittels aufmerksam gemacht: die Kulturhygiene muß toujours en vedette sein.

Nicht das hygienische „Heerdentier", der sogenannte Durchschnittsmensch, der Normalmensch ist das Produkt der Kulturhygiene, sondern der hygienische Edelmensch, der hygienische „Übermensch" im guten Sinne; das rassenhygienische Prinzip wird das Problem der Zukunft sein; an diesem Fragezeichen übe sich der Verstand! In der deutschen Militäraushebung liegt ein System natürlich-künstlicher Auslese, zum Zweck, das körperlich-geistig Tüchtigste, die männliche Elite der Nation dem Heere einzuverleiben. Nicht der Durchschnittstaugliche, sondern der Tüchtigste und Tauglichste soll zur Einstellung gelangen. An Frankreich und Rußland sehen wir, wie das Zweikindersystem und der zum Teil noch niedrige Kulturzustand diesen Willen begrenzen.

*) Diese Reizmittel vertreten sich gegenseitig, so daß einige „Guttempler" und „Blaukreuzler" mir gestanden haben, starke Teetrinker oder starke Raucher zu sein.

In der Ausbildung der Individualität und in der Ausprägung der hygienischen Persönlichkeit liegt ein kulturhygienisches Moment. Auch im Kampf der Nationalitäten liegt die Entscheidung beim gesundheitlich tüchtigsten Volke, bei der hygienisch leitenden Rasse; darum verdient auch der Begriff „Herrenvolk" eine kulturhygienische Wertung. Ohne in den Fehler eines Rassenfanatikers zu verfallen, glaube ich doch, daß die Kulturhygiene die Wirkung haben muß, alle Hemmungen zu beseitigen, die ihr im Wege stehen und ihre Entfaltung verhindern; jeder Kulturauswuchs ist zu tilgen. Die Kulturhygiene stellt ein großes biologisches Experiment dar, das die öffentliche und die private Hygiene umfaßt; hier liegt Pionierarbeit vor. Daß die letztere, die private Hygiene, noch sehr im Argen liegt, ist klar, während sich der öffentlichen Hygiene heute kaum ein Gemeindewesen noch entziehen kann*). Knapp und klar habe ich das in einer kleinen volkstümlichen Schrift (Erich Hecht, Leipzig-Bromberg) „Zur Gesundheit" auseinandergesetzt, die auch die ländliche Hygiene berücksichtigt. Öffentliche Gesundheitspflege als Kulturmoment ist eine der wichtigsten und lohnendsten Aufgaben des Gemeindewesens; ihr muß die persönliche, die private Gesundheitspflege gleichwertig zur Seite stehen. Der Lebenslauf des einzelnen muß kulturhygienisch sein. Das will gelernt sein und sollte eigentlich schon in der Schule gelehrt werden. In den Blättern für Volksgesundheitspflege habe ich mich über den Unterricht in der Hygiene in Schulen verbreitet. Auch hier heißt es mit Goethes Worten:

Wer lehret mich, was soll ich meiden,
Soll ich gehorchen meinem Drang?
Ach unsre Taten selbst so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsern Lebensgang.

Zu dem notwendigen kulturhygienischen Unterricht gehört sicher der über Sexualhygiene. Über das „Wie" dieses Unterrichts habe ich mich an anderer Stelle verbreitet; es ist doch sonnenklar, daß hier eine Aufklärung durch taktvollen ernsten Unterricht zunächst an die heranwachsende männliche Jugend geboten ist, z. B. in Fortbildungsschulen, wo ich solchen Unterricht mit Erfolg bereits erteilt habe. Der Kulturmensch, sagt der vortreffliche Sonderegger in seinen „Vorposten der Gesundheitspflege" ist nicht auf einen Wilden zu pfropfen, wir sollen „Selbstwerte" schaffen, nicht blos Zahlen in der Bevölkerungsstatistik sein. Vom ersten bis zum letzten Atemzuge, von der Geburt bis zum Tode umgeben uns kulturhygienische Momente; die Hygiene als Kulturfaktor spielt überall in der gesamten Biologie eine Rolle. Auf die Einzelheiten will ich nicht eingehen. Die Zeiten sind vorüber, da nach Liebig die Seife der einzige Kulturmesser war. Jede Lebensphase liefert wichtige Beiträge zur hygienischen Erziehung des Menschengeschlechtes.

Hier haben die Schulen aller Art ein reiches, ergiebiges Feld der Betätigung. Ich bin einer der ersten gewesen,

*) Hier empfiehlt sich das neue Buch von Boltenstern (Verlag von E. H. Moritz in Stuttgart) über öffentliche Gesundheitspflege in populärer Darstellung.

Digitized by Google

der systematischen hygienischen Unterricht bei der Truppe und in Schulen aller Art gegeben hat.

Wenn es beispielsweise gelänge, den Begriff der hygienischen Reinlichkeit in seiner Bedeutung für die Gesundheit, für die Abwehr der Infektionskrankheiten in Fleisch und Blut der Volksmassen eindringen zu lassen, so wäre schon viel getan. Der deutsche Verein für Volkshygiene, zu dessen Mitbegründern ich gehöre, hat diese Aufgabe in sein Programm aufgenommen; Aufklärung, hat Schiller gesagt, ist eine langsam blühende Pflanze. Wir müssen als Ärzte, als die berufenen Erzieher des Volkes zur Gesundheit daran mitarbeiten.

Wenn das Leben sich mosaikartig aus tausend hygienischen Kleinigkeiten zusammensetzt, wenn gerade die Kulturbedürfnisse des täglichen Lebens es sind, die uns gesund erhalten oder krank machen, so ist die Bedeutung der Hygiene als Kulturfaktor in die richtige Beleuchtung gesetzt. Groß und fruchtbar ist das kulturhygienische Gebiet der Militärhygiene und Staatshygiene. Alles ist hier wichtig vom persönlichen Bedarf an bis zur Assanierung von Stadt und Land. Es gibt überhaupt kein menschliches, kein biologisches Gebiet, wo die Hygiene nicht etwas zu sagen hätte; die gebotene Aufklärung hat sich auch auf die Schutzgesetze*) zu erstrecken.

Es handelt sich um einen friedlichen hygienischen Kulturkampf im edelsten Sinne, Kampf um unsre Gesundheit, um die unsrer Mitmenschen, unsrer Nachkommen.

Kulturhygiene führt zum Kultursieg. Entartungszeichen der Volksgesundheit, wie sie Grotrian u. a. wissenschaftlich in Weyls Handbuch der Hygiene zusammengestellt hat, finden sich noch zahlreich in der Säuglingssterblichkeit, in der Untauglichkeit zum Heeresdienst, in der Häufigkeit der Kinderfehler, in der städtischen und ländlichen Wohnweise, im Alkoholismus, in der „Nervenschwäche“ der Zeit usw. usw.

Nicht „zurück zur Natur“ sondern „Vorwärts zur Kultur“ heißt die Losung. Dazu soll uns eine Kulturhygiene helfen. Auch gesundheitlich ist der Spruch Wahrheit:

Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Auch hygienisch heißt Mensch sein, Kämpfer sein!

Die Lichtwellen als Längenmaße.

Von **Dr. Albert Neuburger** (Berlin).

Das Meter genügt, wie man schon seit geraumer Zeit erkannt hat, den an eine Einheit für Maß- und Gewichtssysteme zu stellenden Anforderungen nicht, fehlt ihm doch die erste und unerläßlichste Eigenschaft hierzu: die absolute und ewige Unveränderlichkeit. Damals, als die Normalgröße für das Meter in langwierigen und kostspieligen Untersuchungen festgelegt wurde, hielt man es für eine unveränderliche Größe; leitete es sich doch von einer andern Größe ab, die man gleichfalls für unveränderlich hielt: vom Erdmeridian. Ehe wir auf die Unzukömmlichkeiten, die sich aus dem eben angeführten Mangel beim Gebrauche des Meters als Maßeinheit ergeben, näher eingehen, seien zunächst die Grundsätze erörtert, die bei der Schaffung eines Normalmaßes unbedingt Berücksichtigung finden müssen, wenn dieses allen an ein solches zu stellenden Anforderungen genügen soll.

Unser ganzes metrisches Maß- und Gewichtssystem bezieht sich auf das in Paris aufbewahrte Normalmeter, dem eigentlich die Eigenschaften eines Normalmaßes im idealsten Sinne zukommen sollten. Unter diesen Eigenschaften steht, wie bereits erwähnt, die der ewigen Unveränderlichkeit und die der ewigen Möglichkeit, es im Falle eines Verlustes zu rekonstruieren, oben an. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß der in St. Cloud aufbewahrte Normalmaßstab eines Tages durch Feuersbrunst, Erdbeben oder sonstige nicht vorher zu ersehende Ereignisse verloren geht. In einem solchen Falle wären alle Staaten, die metrisches Maß- und Gewichtssystem eingeführt haben, ohne das Normalmaß, mit denen sie ihre Normalmeter in regelmäßigen Zwischenräumen vergleichen. Es würden sich mit der Zeit gewisse Differenzen herausstellen, die sich bei der Größe des Exports und Imports selbst dann gewaltig multiplizierten, wenn der Fehler zwischen den einzelnen Normalmaßstäben auch nur ein außerordentlich kleiner ist. Die Folgen für Handel und Industrie liegen klar auf der Hand und bedürfen keiner weiteren Ausführungen. Um derartige Differenzen zwischen den einzelnen Normalmaßstäben, wie sie sich ja durch Längeveränderung beim Lagern oder durch sonstige Zufälle leicht einstellen können, hintanzuhalten, reisen bekanntlich die Abgesandten der Eichungsämter aller Staaten, die das metrische Maßsystem eingeführt haben, in bestimmten Zwischenräumen nach Paris, um die Normalmaßstäbe ihrer Länder mit dem Pariser Weltnormalmeter zu vergleichen. Dann öffnen sich für kurze Zeit die Türen des besonders konstruierten Gelasses, in dem es aufbewahrt wird, und unter Beobachtung der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln wird es herausgenommen, um vermittelst komplizierter Apparate in genauester Weise mit den Normalinstrumenten der übrigen Länder verglichen zu werden. Die peinlichste Genauigkeit dieser Vergleichung, die sich auf Hunderttausendstel eines Millimeters erstrecken muß, ist aus den eben ausgeführten Ursachen unbedingt nötig.

Die Ansichten über den Grad der zu fordernden Genauigkeit haben sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ganz beträchtlich verschärft. Im alten Rom hielt man noch zwei am Kapitol angebrachte Meßstriche für genügend als ein Normalmaß, nach dem alle übrigen Maße des großen römischen Reiches geeicht wurden. In ähnlicher primitiver Weise hat man noch Jahrhunderte lang die Normalmaße festgelegt, und am Münster zu Freiburg im Breisgau sind an den inneren, dem Eingang zugewendeten Seiten der Türme heute noch derartige Normalmaße einfachster Art zu sehen, die im Laufe des Mittelalters dort angebracht wurden. In Pompeji hat man ganze Meßtische ausgegraben, die nicht nur in Stein eingehauene Normallängenmaße, sondern auch Hohlmaße

*) Die neuen Seuchengesetze (1900—1905) sind Schutzgesetze, keine Zwangsgesetze, Schutzgesetze, wie alle Gesundheitsgesetze.

Digitized by Google

enthalten. Der erste, der die Erkenntnis vermittelte, daß alle derartige Normalien mit der Zeit ihre Länge unbedingt ändern müssen, dürfte wohl der englische Physiker Huyghens gewesen sein, der bereits im Jahre 1664 nachwies, daß ein solches Normalmaß der Einwirkung aller möglichen Kräfte unterliegt, die seine Länge mit der Zeit verändern. Unter diesen Kräften führte er Ausdehnungen und Zusammenziehungen infolge von Temperaturveränderungen, ferner die Erdanziehung und die an der Oberfläche der Erde wirkende Centrifugalkraft auf. Als notwendigste Folge seiner Betrachtungen kam er zu dem Schlusse, daß man als Normalmaß eine andre, eine unveränderliche Einheit benutzen müsse, und er schlug als solche die Länge des Sekundenpendels vor, das er irrtümlicherweise für unveränderlich hielt. Er wies darauf hin, daß, wenn die nach der Länge dieses Pendels hergestellten Normalmaße durch irgend einen Zufall verloren gehen sollten, das Sekundenpendel ja jeder Zeit leicht wieder konstruiert werden könne. Dieser Vorschlag, der eine für die damalige Zeit ganz gewaltige Erkenntnis darstellt, ist, wie wir jetzt wissen, für die Praxis nicht brauchbar; ist doch die Länge des Sekundenpendels nicht für alle Orte der Erde die gleiche, da sie sich mit dem Breitengrade ändert. Im Jahre 1790 verwarf die Akademie der Wissenschaften zu Paris denn auch den Vorschlag von Huyghens und beschloß die Schaffung eines Normalmaßes für Längenmessungen. Schon am 30. März folgte ein weiterer Beschluß, durch den der Vorschlag Bonnés angenommen wurde, den vierzigmillionsten Teil des Erdmeridianquadranten als Maßeinheit festzusetzen. Zehn Jahre fast dauerten die Arbeiten zur Bestimmung dieser Größe, und eine ganze Anzahl von Expeditionen, die in die verschiedensten Weltgegenden gesandt wurden, und denen die hervorragendsten Physiker, Astronomen und Mathematiker angehörten, beteiligten sich daran, u. A. auch Avogadro, der hierbei von den Kabylen gefangen genommen und in die Sklaverei abgeführt wurde. Am 25. Juni des Jahres 1800 erschien die endgültige Bestimmung über die Größe der neuen Maßeinheit, die auf 3 Fuß 112961 Pariser Linien festgesetzt wurde. Aus diesem Normalmeter leitete sich dann auch weiter das Normalmaß für Gewichtsbestimmungen ab, das Kilogramm.

Das in Paris aufbewahrte Normalmeter bestand bis zum Jahre 1889 aus einer Legierung von seltenen Metallen, die dem Einflusse der Luft gut widerstanden, nämlich aus Platin, Osmium und Iridium. Im genannten Jahre wurde es durch ein neues Modell ersetzt, das aus 90 Prozent Platin und 10 Prozent Iridium besteht, und dem ein Querschnitt gegeben wurde, der das Verbiegen verhindern soll. Dieser Normalstab trägt an jedem Ende drei feine Striche. Die Entfernung zwischen den mittleren Strichen dieser beiden Gruppen stellt das Weltnormalmeter dar. Am 20. Mai 1875 schlossen die Staaten, die metrisches System eingeführt haben, einen internationalen Vertrag, der sich auf die Schaffung und Unterhaltung des im Parke zu St. Cloud befindlichen Bureaus bezieht.

Damit wären eigentlich die Grundlagen für die sichere Festsetzung eines Normalmaßes in hinreichender Weise gegeben gewesen, wenn sich nicht schon teils vor der Gründung des genannten Bureaus, teils später zwei große Fehler herausgestellt hätten. Zunächst hat bereits am Beginn des vorigen Jahrhunderts der Berliner Astronom Bessel gezeigt, daß die von den französischen Kommissionen am Ende des 18. Jahrhunderts ausgeführten Messungen des Erdmeridians nicht ganz genau waren, und daß das Normalmaß zu Paris also nicht stimme. Mit diesem Normalmaß gemessen, ist der Erdmeridianquadrant nicht 10000000, sondern 10000856 Meter groß. Man hatte sich also, und zwar, wie Bessel feststellte, infolge eines Rechenfehlers, geirrt und das in Paris aufbewahrte Normalmeter ist um rund 0,1 Millimeter, das Liter hingegen um 0,1 Kubikzentimeter zu klein. Dieser Fehler hätte ja an und für sich noch nicht so viel zu bedeuten, da man ihn bei Rekonstruktion des Normalmeters berücksichtigen könnte. Schwerwiegender hingegen ist der Umstand, daß der Erdmeridianquadrant, von dem sich das Meter ableitet, keine ewig unveränderliche Größe ist. Infolge der Achsendrehung der Erde plattet sich diese an den Polen immer mehr ab, ihre Achse und damit natürlich auch der Erdmeridian werden ständig kleiner. Eine spätere Generation, die das Normalmeter zu rekonstruieren gezwungen wäre, würde also zu ganz andern Maßen kommen, als die französische Kommission um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Die wissenschaftlichen Messungen und Untersuchungen, die diese Generation auszuführen hätte, würde mit denen der vorhergehenden Generationen nicht mehr stimmen; die Astronomie, die Physik, die Chemie und alle sonstigen exakten Wissenschaften würden eine neue Basis des Aufbaues suchen müssen, ebenso wie die Technik neue Bestimmungen für die Grundlagen der Eisenkonstruktionen, die Tragkraft der Brücken, die Größe des Dampfdrucks und ihre sämtlichen sonstigen Werte schaffen müßte. Der gesamte Handel würde gleichfalls eine neue Grundlage erhalten, eine Grundlage, die aber wiederum den Mangel der alten aufwiese.

In Anbetracht dieser Sachlage und bei der außerordentlichen Wichtigkeit, die Länge eines Normalmaßes mit der allergrößten Genauigkeit ewig und unveränderlich festzuhalten, hat man sich nunmehr seit einer Reihe von Jahren nach andern Größen umgesehen, auf die man diese Einheit beziehen könnte. Zahlreiche Vorschläge sind gemacht worden, bis man sich endlich auf eine Größe einigte, der unsern heutigen Anschauungen und Kenntnissen zufolge die Eigenschaften der ewigen Unveränderlichkeit unbedingt zukommt. Diese Größe ist die Länge der Lichtwellen. Bekanntlich pflanzt sich das Licht durch die Schwingungen des Äthers fort, jenes feinen unwägbaren und vielleicht hypothetischen Stoffes, der nach Ansicht der Physiker den ganzen Weltraum erfüllt. Die Fortpflanzung des Lichtes im Äther selbst vollzieht sich in Form von Wellen, und für jede Lichtart ist die Größe dieser Lichtwellen eine ganz genau bestimmte und immer gleichbleibende. Die Schwierigkeiten, die früher der Messung der Wellenlänge des Lichtes entgegenstanden, sind überwunden. Mit Hilfe von Silberplättchen, die auf je ein Millimeter ihrer Länge mit tausend Teilstrichen versehen sind — eine Präzisionsarbeit, die

Digitized by Google

höchste Bewunderung abnötigt — ist es möglich geworden, die Länge der Lichtwelle auf das genaueste zu ermitteln. Die Länge einer Lichtwelle beträgt nur wenige Tausendstel eines Millimeters, sodaß mehr als eine Million von Wellen auf das Meter kommt. Das bereits erwähnte internationale Maß- und Gewichtsinstitut in St. Cloud hat sich mit dem nordamerikanischen Physiker Michelson in Verbindung gesetzt, der ersten Autorität auf dem Gebiete der Messung von Lichtwellen, um die zur Feststellung der nötigen Normalien durchzuführenden Arbeiten gemeinsam auszuführen. Es ist natürlich nicht nötig, jetzt etwa ein neues Normalmaß zu schaffen; es genügt, wenn man die Größe des jetzigen Normalmeters anstatt auf den Erdmeridianquadranten auf Lichtwelleneinheiten zu beziehen vermag. Sobald man weiß, welchen Wellenlängen einer bestimmten Lichtart das heutige Normalmeter entspricht, ist seine Größe für ewige Zeiten festgelegt, da es immer gelingen wird, diese Wellenlänge zu rekonstruieren. Mit der Einführung der Lichtwellen als Längenmaße ist daher eine Änderung des bisherigen metrischen Systems nicht verbunden, es findet lediglich eine genaue Festlegung der Größe des Normalmeters in einer Weise statt, die auf alle Zeiten hinaus befriedigen dürfte.

Nun ist aber die Welle des Lichtes je nach den Lichtarten verschieden. Als Normalwelle hat man daher nach dem Vorschlag von Michelson die Lichtwelle des roten Strahles aus dem Spektrum des Elementes Cadmium gewählt. Michelson hat im Verein mit dem Bureau zu St. Cloud bereits früher fünf voneinander unabhängige Bestimmungen der Größe dieser Lichtwellen vorgenommen, und es hat sich hierbei eine Übereinstimmung bis auf $1^1/_2$ Millionstel Millimeter ergeben, also eine Differenz, die so klein ist, daß sie vollständig vernachlässigt werden kann.

Die Untersuchungen sind inzwischen mehrmals und erst in allerjüngster Zeit wiederholt worden. Aus den der Pariser Akademie der Wissenschaften in Paris vorgelegten Ergebnissen hat sich gezeigt, daß die Größe dieser Lichtwelle immer wieder denselben Wert ergibt. Zur Kontrolle ist vorgeschlagen worden, noch zwei weitere Lichtarten derartigen Messungen zu unterziehen, um noch eine schärfere Präzisierung zu haben; doch ist dies wohl eine überflüssige Vorsicht.

Mit der Einführung der Größe der Lichtwellen als Grundlage des Maßsystems und mit der Beziehung des gegenwärtigen Normalmeters auf sie ist das praktisch erreicht, was bereits im Jahre 1664 Huyghens vorgeschlagen hat, was aber infolge der Unzulänglichkeit unsrer Hilfsmittel und Kenntnisse bislang nicht erreichbar war: die Festlegung einer ewig unveränderlichen Maßeinheit. Voraussetzung dabei bleibt natürlich immer, daß das, was wir heute als richtig annehmen, was wir als Axiom voraussetzen, auch tatsächlich ein solches ist!

Große Kunstausstellung Dresden 1908.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

I.

Neben München ist Dresden die große Ausstellungsstadt Deutschlands. Seit zehn Jahren wird hier alljährlich ein getreues Spiegelbild des künstlerischen Lebens im Reiche geliefert, jeder Fortschritt registriert und die Summe der künstlerischen Arbeit gezogen. In Dresden war es, wo zum erstenmal auf deutschem Boden das Flammenzeichen der revolutionären künstlerischen Bewegung gegeben wurde. Die Hauptarbeit wurde zwar nicht hier geleistet; aber hier wurden in großen Sommer-Ausstellungen die Kräfte vereinigt und ein höchst lehrreiches Gesamtbild gegeben. Neben den Sammlungen bilden diese Veranstaltungen den starken Anziehungspunkt, den Dresden auf alle Welt ausübt; ich wüßte hier sonst keinen Magnet. Die große Kunstausstellung vor zwei Jahren steht noch frisch in Erinnerung, sie resümierte alle Ideen, die in Deutschland auf diesem Gebiet verwirklicht waren oder der Verwirklichung harrten. Das Vorjahr brachte eine Garten-Ausstellung, die allerdings leider sehr bedenklich aus der Art schlug. Im nächsten Jahr wird die große Photographische Ausstellung den Zielpunkt allgemeinen Interesses bilden. Heuer erlebten wir eine Zusammenfassung aller Leistungen auf dem Gebiete der modernen Malerei. Was die Dresdener Unternehmungen auszeichnet, ist ein unzweifelhafter guter Takt, ein gewisser solider Geschmack, eine etwas weitherzige Objektivität, kurz Merkmale, die eine große Zuverlässigkeit gewähren. Aber Werken der außerhalb des Reiches lebenden Deutschen gegenüber versagen diese guten Eigenschaften. Ich habe es schon in der großen Kunst-Gewerbe-Ausstellung in Dresden vor zwei Jahren sehr bedauert, daß die Reichsgrenze auch in der Kunst mit allzu großer Ängstlichkeit gezogen worden ist. Es ist geradezu ein Unrecht, weil das deutsche Schaffen, namentlich im Kunstgewerbe außerordentlich von den ausländischen Einflüssen gefördert und gerade in seinen besten Leistungen von dorther beherrscht ist. Da der Ideen-Import nach wie vor sehr bedeutend ist, wäre es von großem Interesse, auch das fremde Schaffen soweit es vorbildlich gewesen ist, wenn auch in einem kleinen Ausschnitte hier zu sehen. Man hätte dadurch einen richtigen Maßstab, um zu beurteilen, inwieweit Deutschland ein gelehriger Schüler war, und inwieweit der Schüler seine fremden Meister übermeistert hat. Der Kunstkenner bedarf allerdings einer solchen Vorführung nicht mehr, weil bei ihm völlige Klarheit über das Schaffen im Auslande besteht. Aber für uns werden die Ausstellungen ja nicht gemacht, und gerade in Dresden werden sie für das Publikum gemacht, für die große Menge, die eine Mark bezahlt, und die belehrt sein will. Denn etwas Pädagogisches steckt immer in diesen Dresdener Ausstellungen. Kunsterziehung. Nicht die Verkäufe spielen hier die Hauptrolle, sondern die Mark pro

Digitized by Google

Person. Diesem Publikum ist man aber auch volle Rechenschaft schuldig. Ich kann den Vorwurf nicht zurückhalten, daß 1906 durch diese Schutzzollpolitik in der Kunst die Tatsachen ein wenig verfälscht waren. Wo blieben damals die sehr einflußreichen Wiener, die Wiener Werkstätte, deren Arbeiten mir aus vielen Entwürfen und kunstgewerblichen Gegenständen allzudeutlich hervorguckten. Wo blieben die paar berühmten englischen Künstler, wo blieb die schottische Gruppe? Wenn auch nur in strengster Auswahl und auf daß kleinste Raummaß beschränkt, aber da sein hätten sie müssen. Nicht nur der gute Anstand in solchen Dingen erfordert es, sondern auch die Rücksicht, daß der deutsche Künstler an einem solchen Prüfstein immerhin einen großen Vorteil gewinnt. Er soll die fremden Kunsterzeugnisse auch jüngsten Tages kennen lernen, um an ihnen zu ersehen, wie man sie nicht nachahmen darf. Und wenn schon eine mir unverständliche nationale Abschließung an der Tagesordnung steht, dann verstehe ich nicht, weshalb die Deutschen außerhalb der deutschen Reichspfähle ausgeschlossen sein mußten. Nun sind das allerdings Dinge, die um zwei Jahre zurückliegen, und deren Erörterung nur im Hinblick auf die Zukunft von Belang ist. Auch muß ich sagen, daß die heutige Ausstellung, da es sich um Bilder handelte, viel freisinniger gehandhabt wurde. Wir finden Schweizer und Wiener Künstler als Repräsentanten der deutschen Malerei im Auslande. Allerdings ist diese Repräsentation höchst unglücklich ausgefallen. Der mittelmäßige Wiener Hagenbund ist unter keinen Umständen für den Stand der Malerei in Österreich sinnbildlich. Er ist es höchstens für den malerischen Durchschnitt. Keinesfalls verkörpert er jene Höhenkunst, die in Wien von der stilistischen Klimtgruppe gepflegt wird, und durch die auch in der Malerei Wien in die vorderste Reihe der künstlerischen Erneuerung gerückt ist. Allerdings trifft in dieser Beziehung die Ausstellungsleitung keine Schuld, da ja die Klimtgruppe durch ihre eigene Wiener Ausstellung vollständig absorbiert war. Sie wollte ihre Kräfte nicht zersplittern, sondern sie auf einem Punkt zu einem entscheidenden Auftreten konzentrieren, was ja auch vollständig in Ordnung ist. Dafür ist von der Schweizer Malerei Hodler da, der radikalste unter den Schweizer Malern, der natürlich, wie alles Große, weit über die Heimat hinausragt und über allen Horizonten steht. Aber die lieben Deutschen? Was haben sie nur in Dresden mit diesem Hodler angefangen! Er war eine richtige Verlegenheit für sie; in dem gräulichen Kuppelhof mit der abgeschmackten muskelschwulstigen Brunnenplastik sind seine Bilder grausam zerpflückt, viel zu hoch und an den allerungeeignetsten Stellen angebracht. Die süße „Heilige Stunde“ quer über eine Nische hin, das große Gemälde „Die Liebe“ oben an der Eingangstür in einer Höhe zum Halsverrenken, so richtig gehängt, um nicht gesehen zu werden. Die andern kleineren Bilder, Landschaften und Porträts, zum Teil in dunklen Durchgängen, also einfach scheußlich. Diesen kostbaren Hodler, den man in einem Weiheraum zusammenfassen und nur gegen Zertifikat den geistig Erwachsenen zeigen soll, diesen außergewöhnlichen Stilisten, Symbolisten, Naturburschen und Kraftkerl in Einem, haben sie in unerhörter Weise vergewaltigt. Das nenne ich Bilder umbringen. Wenn ein hochgeborener Herr für diese Dinge nicht reif ist, so soll man ihn an der verschlossenen Saaltür, dahinter die Werke dieses Künstlers stehen, vorüber führen. Daß die Überlieferung der sächsischen Fürsten in der Malerei mit einer eisernen Konsequenz an dem süßlichen Kitsch festhielt, ist durch den Ausstellungs-Annex „Kunst und Kultur unter den sächsischen Kurfürsten“ überflüssigerweise erwiesen; es steht in der höfischen Malerei nirgends besser. Daß das Kunstgewerbe unter den Kurfürsten eben so ausgezeichnet war wie überall, ist eine durch die Museen längst erhärtete Tatsache und brauchte hier nicht mehr gezeigt werden. Wer sich für die sächsische Hausgeschichte interessiert, mag durch die Zimmer gehen. Sie stehen ebenso wie die japanische Ausstellung ganz außer dem innern Zusammenhang mit der Hauptsache und fallen für die Kunstkritik und für das außerlokale Interesse außer Betracht. Um auf Hodler zurückzukommen: er mag, wenn er diesen Salat sieht, mit einiger Wehmut an die Wiener Sezession zurückdenken, die ihre Pflicht den Gästen gegenüber bis weit über die Grenzen des bloßen Anstandes hinaus erfüllt hat. Ich habe vor Jahren schon Hodlers Bilder in der Münchener Sezession gesehen, fast ebenso hündisch behandelt wie hier in Dresden. Ich habe sie auf der Berliner Künstler-Bund-Ausstellung gesehen, wo sie leidlich gut untergebracht worden waren. Aber nirgends auf der Welt sind ihnen diese Ehren erwiesen worden, wie in der Wiener Sezession. Ehren, die sie durchaus beanspruchen dürfen. Und nicht nur Hodler fand diese Auszeichnung. In noch größerm, überwältigendem Maßstabe Max Klinger, von den vielen andern deutschen und ausländischen Künstlern, die jemals Gast in der Wiener Sezession waren, ganz abgesehen. Keiner ist, der nicht mit Rührung und Dankbarkeit an den opferfreudigen Empfang, an die hingebende Aufmerksamkeit, an die sonstigen Ehrungen und Bevorzugungen — auch hinsichtlich der Verkaufsgelegenheiten — zurückdenkt. Ich will nicht sagen, daß die Wiener damit etwas getan hätten, was über Pflicht des guten Wirtes hinausging. Es war recht und billig, daß sie so verfuhren. Darum meine ich, daß sich die Herren hier daran ein Muster nehmen sollen. Sie können nur etwas lernen von diesen Beispielen. Und wenn, was mir allzusehr der Fall zu sein scheint, die Ausstellung überhaupt stark auf die mittlere Linie gestellt ist, dann soll auf solche Protuberanzen wie Hodler von vornherein verzichtet werden. Des Prinzipiellen wegen mußte ich diesen Vorwurf hier scharf aussprechen. Aber ich gebe andrerseits gern zu, daß im übrigen in der Wahl und in der Aufstellung sehr viel Geschmack bewiesen wurde, und daß durch die Heranziehung aller deutschen Künstlergruppen in einer zugleich sehr umsichtigen Auslese dem großen Publikum ein wirklich umfassender und sehr instruktiver Einblick in die moderne deutsche Malerei gegeben wird. Es ist natürlich klar, daß wir nur lauter gute alte Bekannte finden. Die Ausstellung will ja

Digitized by Google

keinen neuen Vorstoß wagen; sie will nur das Anerkannte zusammenfaßen und den gesicherten künstlerischen Besitz inventarisieren. Über die Einzelnen ist wirklich schon alles gesagt, aber man freut sich immer wieder, das Beste der letzten zehn bis zwanzig Jahre wiederzusehen; man schlendert umher, nascht da und dort, bleibt hin und wieder stehen mit einer verbindlichen Begrüßung, freut sich des Wohlbefindens und des gesunden Aussehens und findet, daß das Alter den verehrten Erscheinungen nichts anzutun vermochte. In dieser Beziehung geht es nur den schlechten Bildern wie den Frauen; die guten aber werden immer köstlicher wie alter Wein.

Dichter in Venedig.

Von Ignaz Ježower (Berlin). II.

Ganz Venedig steht unter Byrons Bann. Der poeta inglese, der im Karneval auf keiner Ridotta fehlt, den schöne Frauen umschwärmen, der um eine Wette vom Lido bis zu seinem Palast am Kanale schwimmt, auf seinen Rennern, die die Venezianer mehr als ihre einzigen vier bronzenen bestaunen, herumjagt — ist in aller Munde. Von ihm erzählt man sich im Salon, von ihm in der Fischerhütte, erzählt von seinen Abenteuern, von seiner unehelichen Tochter Allegra, von den vierzehn Dienern, den unermeßlichen Reichtümern, vom Mord, den er in England begangen haben soll, und eine Neuigkeit über ihn fliegt öfters auf leichten Flügeln eines Schmetterlings aus und kehrt auf schweren Füßen eines Elefanten zurück.

Schopenhauer berichtet über den faszinierenden Eindruck, den Byron auf seine Geliebte gemacht hatte. Aus Furcht vor Hörnern habe er beschlossen, den Empfehlungsbrief, den er von Goethe an Byron erhalten hatte, nicht abzugeben.

„In den zwei Jahren meines Aufenthaltes in Venedig habe ich ungefähr fünftausend Pfund ausgegeben; ich hätte aber nur ein Drittel gebraucht, hätte ich nicht eine Leidenschaft für Weiber, die überall kostspielig ist."

Im April 1819 macht Byron die Bekanntschaft der Gräfin Theresa Guiccioli. Sie ist achtzehn Jahr und an einen alten Mann verheiratet. Byron wird ihr cavalier servente. „Der Graf bestand darauf, sie solle mich aufgeben, er würde dann alles verzeihen, selbst den Ehebruch, den er, wie er feierlich versichert, durch ‚klassische Zeugen' beweisen könne."

Mit Theresa, die zu ihrem Vater nach Ravenna zieht, verläßt Byron Venedig.

Goethe hat im Aufsatz „Zum Andenken an Byron" erkannt, „daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen." Durch Schalen und Schlacken arbeitet sich Byron hindurch und heraus, und in den Werken, die er in Venedig schafft, tritt uns ein anderer entgegen, ein Großer, der würdig ist, daß wir den Lorbeer des einzigen Ruhmes um seine Stirn winden. Vom anderen Byron in Venedig müssen wir aus „Beppo", „Mazeppa", der „Ode auf Venedig", aus den vier ersten Gesängen des „Don Juan" und dem Schlußgesang des „Childe Harold", aus diesen Werken, die er hier gedichtet hatte, erfahren. Auch „Marino Faliero", „Die beiden Foscari" werden uns herrliche Zeichen für seine Verehrung Venedigs sein und uns zeigen, wie er dem Ehrwürdigen Ehre erweist und es zum Würdigsten erhebt. Diese Werke werden uns mehr zu erkennen geben, als die Geschichte vom triebstarken Menschen.

Denn was der Geist schuf, ist vom Staube nicht,
Von Art unsterblich.

III.

Anfang September 1824 kommt Platen nach Venedig.

Die lieblichsten Eindrücke umfangen ihn, ihre verwirrende Fülle bannt ihn in einen Traum, der goldne Farben erglänzen, süße Musik ertönen läßt. Aug und Ohr kehren langsam aus dem Traum in die Wirklichkeit zurück, um prüfend und ordnend zu erkennen, daß das, was hier aufsteigt, in marmorner Herrlichkeit und im Wohllaut der Sprache tönt, nicht minder schön sei. Aus der Masse tritt deutlicher das Einzelne hervor, die Einzelheiten fügen sich fester zum Ganzen, und das Bild ist von der Sonne überstrahlt, und selbst seine durch die Zeit geschwärzten Partien leuchten, wenn auch in dunkleren Farben, auf. In Betrachtung des Bildes versunken und ob seiner Schönheit immer wieder entzückt, lebt Platen eine Gegenwart, die von den Schatten der Vergangenheit nicht verdüstert wird. „Es hat mich mein ganzes früheres Leben und Treiben vergessen lassen", jubelt er auf. „Ferne von allem Staub der Schule, unter einem Volke, das voll Unbefangenheit und dem Augenblick zu leben weiß, fange ich selbst erst an, das Leben zu erkennen und zu genießen."

Er, der leidenschaftlich der Lektüre ergeben war und sich aus Büchern aller Zeiten stets Nahrung für den Geist holte, in Venedig hat er „eigentlich nichts gelesen und auch keinen Drang danach gefühlt". Den Tag über ist er in Kirchen, Museen und Palästen, jeden Abend verbringt er im Theater S. Benedetto, und in später Nachtstunde schwärmt er noch umher mit dem frohen Völkchen lieber Müßiggänger unter den Arkaden des Markusplatzes.

Doch sein Genuß wird bald Platenscher Art. Denn wie er durch Venedig geht, sammelnd und registrierend, wird er vom Gegenständlichen gepackt und überwältigt. Das Wachs seiner Seele nimmt allzu leicht den getreuen Abdruck der Dinge auf.

Wie anders hat Goethe in Venedig gelebt. Auch hier ging alles in sein Blut über, wurde Fleisch von seinem Fleisch. „Mein Geist ist nun auch um dieses Bild reicher und weiter", konnte er gleich nach der Ankunft freudig und selbstbewußt an Frau von Stein schreiben.

Digitized by Google

Platen müht sich, kämpft, um über die Dinge Herr zu werden. Unermüdlich in der Betrachtung der Werke der Kunst, ist er auch unermüdlich in ihrer Beschreibung. Im Tagebuch, in dem er gewissenhaft über seine geistigen Einnahmen und Ausgaben Rechnung hält, betont er stets, daß er sich an diesem oder jenem nicht satt sehen könne. Allein in der Frarikirche „könnte man ein Jahr füglich zubringen, wenn man Malerei, Architektur, Skulptur und Schnitzwerk bis ins einzelne verfolgen wollte". Er klagt: „Ein Aufenthalt von vierzehn Tagen ist ein Tropfen im Ozean." Ungefähr nach derselben Zeit schreibt Goethe: „Ich bin die kurze Zeit in Venedig und die venezianische Existenz ist mir so eigen, als wenn ich zwanzig Jahre hier wäre. Auch weiß ich, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch gewiß einen ganz klaren und wahren Begriff mit fortnehmen werde."

Platen hetzt von einer Kirche in die andre, von einem Bild zum andern. Charakteristisch ist es, wie er hier seinen achtundzwanzigsten Geburtstag feiert. Er besucht zuerst in Santa Maria formosa Palmas Barbara, eilt nach S. Giovanni e Paolo, um vor Tizian und Gian Bellin zu weilen, geht nach S. Giulian zu Campagna, tritt im Vorbeigehen im Salvatore ein, wendet sich nach S. Crisostomo zu dal Piombo; läßt sich immer noch bilderhungrig über den Canal grande setzen, um in S. Sebastiano den Kirchenheiligen von Veroneſe zu sehen, und geht zuletzt „mit voller Begeistrung für Paolo — zu Tizian in die Akademie".

Täglich tritt er vor seine Lieblingsbilder, freut sich, wenn er sie bei gutem Licht genießen kann — „ich kam um 11 Uhr hin und die Beleuchtung war im Zunehmen", trägt er gelegentlich ins Tagebuch ein —, ist aber untröstlich, wenn bei schlechtem Wetter die Farben der Bilder erlöschen.

Die Gründlichkeit läßt sich in seinem Schaffen wieder erkennen. Nachdem er das Sonett „Zur Wüste fliehend vor dem Menschenschwarme — steht hier Johannes" nachts auf dem Markusplatz gedichtet hatte, geht er gleich am nächsten Tag in die Akademie, bloß, um vor Tizians Johannes das Sonett zu wiederholen. Er hätte nicht wie Byron: den Marino Faliero, der 1355 enthauptet wurde, auf der Riesentreppe köpfen lassen, die man im sechzehnten Jahrhundert erbaut hatte, nicht ein Reiterstandbild vor San Giovanni e Paolo gestellt, das beinahe hundertvierzig Jahre später dort erst gesetzt wurde; nicht von Verrocchios Colleonistatue geschrieben, sie sei die „eines jetzt unbekannten Kriegers", nicht wie in den „beiden Foscari" mit der Seufzerbrücke geschreckt, die in jener Zeit noch nicht errichtet war. — Kein Dichter ist so sachlich wie Platen in den Venezianischen Sonetten, keiner hat Ort, Bild und Leben so Zug um Zug festzuhalten versucht. Er selbst fühlt, wie treu er bildet, denn als er im Tagebuch schreibt: „heute habe ich die zwölf Sonette abgeschlossen, die das Leben Venedigs darstellen sollen", fügt er in Erkenntnis dessen, wie sie „ganz auf Venedig beruhn", auch hinzu: „Sie können nur für diejenigen Interesse haben, die es gesehen haben." —

Als sich aber bei Platen Ermüdung und Übersättigung einstellen, er an einem Tage nicht mehr „ein halbes Dutzend Kirchen nacheinander" besuchen und nach Sehenswürdigkeiten umherspüren kann, vermag er die Zeit hier nicht mehr ganz auszufüllen. Es schleichen ihm die Stunden, rinnen ihm langsam in ein Nichts. Der alte Drang zur Lektüre, zum Studium wird in ihm wieder wach und vertreibt ihn aus Venedig. „Ich habe mir heute für ein paar Soldi einen ‚Ovid' gekauft, der mit den Fastis die Tristia und Elegiae ex Ponto enthält, um diese Gedichte . . . auf der Reise zu genießen, die ich in einer ähnlichen Stimmung wie jener Dichter, aus dem herrlichen Venedig verbannt, zurücklegen werde." — —

Im Jahre 1829 verlebt Platen einige Wochen in Venedig. „Auf mich haben die venezianischen Bilder mehr oder weniger wieder denselben Eindruck gemacht als vor fünf Jahren."

Und während seines späteren Aufenthalts — 1832 — schreibt er: „In den drei Wochen, die ich hier zubrachte, habe ich mit großem Genuß die schönsten Bauwerke und Kunstsachen wieder besucht, die mir schon aus frühern Anschauungen so teuer waren."

In diese Zeit fällt eine Reihe von epigrammatischen Distichen, „die sich meist auf venezianische Geschichte beziehen".

Als aber Platen 1833 nach Venedig kommt, beut ihm die Stadt nicht mehr den frühern Reiz, nicht mehr die frühere Fülle.

Reizend erscheinst du, o Stadt; doch reizender warst du dem Jüngling
Einst, der feurigen Blicks Leben empfing und es gab.
Glückliche Jugend! es wird in der Seele des zärtlichen Schwärmers
Jedes Gefühl Sehnsucht, jeder Gedanke Gefühl.

Wie Stein um Stein, Zierat um Zierat von Palästen abbröckeln und still in den Canale fallen, so lösen sich von ihm Lust um Lust, Traum um Traum und gehen schnell in der trüben Flut der Alltäglichkeit unter. Nur selten fliegt noch ein Gedanke auf, schwirrt durch die hohen Lüfte, um sich bald niederzulassen und auszuruhen von dem nicht mehr gewohnten Fluge. „Dieses ganze Jahr ist übrigens für mich das unfruchtbarste, dessen ich mich entsinne, und in acht Monaten habe ich nicht mehr als drei oder vier Gedichte und einige Epigramme geschrieben." Er führt mehr als ein Vierteljahr kein Tagebuch. „Auch war mein Leben sehr einförmig." Nichts findet er, was jetzt des Aufzeichnens wert wäre.

Monate hindurch verbringt er jeden Morgen in der Markusbibliothek, studiert hier venezianische Geschichte, blättert in Quellenwerken, Manuskripten und Diarien. Auch Venedig wird ihm zuletzt nur noch ein verstaubter, dicker Foliant, über dem man halbwach sitzen kann.

Einige Tage, die er im Mai 1834 in Venedig zubringt, ändern nichts.

Der Traum, den er hier vor zehn Jahren geträumt, das Leben, das er hier gelebt hatte — sind dahin, kehren nie wieder.

Digitized by Google

IV.

Auch über Triest, wie Platen, kommt — 1847 — ein junger Dichter nach Venedig, Moritz Graf von Strachwitz.

Über diesen breiten Weg will ihn die Familie auf den engen Pfad leiten. In Venedig soll Strachwitz noch Freiheit und Schönheit genießen, dann aber in der Heimat entsagen. Sein Blut, das „in mehr als deutscher Schnelle“ rollt, muß träge werden, die Flammen müssen löschen, die in ihm lodern. Die Familie will ihn in Amt und Würden sehen, den Tag über in der Kanzlei bei den Akten, und erst abends auf dem Helikon.

Zum Leid, das Strachwitz aus dem Leben und zum Leid, das ihm aus der Liebe geworden, gesellt sich hier das Leid um Venedig.

Nicht kam ich her zu diesem Wonneschauer
Venetia, daß kurzer Glanz mich bade,
Ich kam zu dir zu teilen deine Trauer.

Er entrichtet seinen Tränenzoll, erhebt die Stimme zur Klage. Die Freiheit ist geschwunden, gesunken ist die Hoheit. Der Tod erntet.

Strachwitz fühlt den kalten, scharfen Stahl seiner Sense.

Ich bin so krank, und sterben möcht' ich gerne
Hier in Venedig und begraben liegen
In dieser Flut, dem Ruheplatz der Sterne.

Einige Wochen später senkt man ihn in Wien ins kühle Grab.

Goethes Leben in Venedig ist Höhe und Vollendung, Byrons Leben — Taumel und Genuß, das Leben Platens — Traum und Reflexion, Strachwitz lebt hier den Schmerz und das Ende.

Von Triumph und Taumel, von Traum und Tod erzählt Venedig.

Zwei Gedichte.

Von **Otto Pick** (Prag).

Wann kommt der Ruf?

Alte Waffen, rostig an kahler Wand,
Blitzen herrlich auf im Dunkeln,
Und sie beginnen mit blutrotem Brand
Leise klirrend zu funkeln,
Wenn ein Trompetenklang sich verirrt
Und wie ein Pfeil in die Kammer schwirrt.
Der Rost verblaßt. Im alten Glanz
Erstrahlt der einsame Degen,
Als ginge es wieder dem Waffentanz
Und Hieben der Feinde entgegen. . .
Dann Stille — Vorüber schwebte der Klang,
Der weckend an rostige Scheiden drang — —

Du meiner Seele Mut, wie liegst du brach!
Ihr, meine Wünsche, wollt ihr feig verrecken?
Wann kommt der Ruf: „Erwach, erwach!“
Wann wird sein Klang dich erwecken? —
Oh, Schicksal, einmal laß den Ruf erklingen,
Der meiner Seele Mittönen bewirkt:
Dann wird sie leise Siegeshymnen singen
Und stolz wie jene blanke Waffe schwingen,
Die tief in sich ein Kraftbewußtsein birgt.

Seltener Bund.

Oh, meide doch, uns Freunde zu benennen!
Wir wollen keine glatten Schwüre tauschen,
Unsere Sprache sei wie Flügelrauschen
Irrender Vögel, die ihr Ziel nicht kennen
Und einsam fliegen . . ., bis für kurze Fristen
Sie sich zu inniglichem Flug vereinen —
Und bald vereinsamt ziehn zu den ersehnten Küsten.
Ich will dich, scheiden wir, niemals als Freund beweinen.
Wir sind wie sanfte, sehnsuchtsvolle Hände,
Die sich im Zauber einer Stunde trafen,
Und heim ins Dunkel kehrten, scheu wie Sklaven,
Wenn jede die ersehnte nicht mehr fände.

Der Nachruhm.

Von Motiven zu Entschlüssen.

Skizze von **Martin Berndt** (Berlin).

Die Prinzessin rauschte bis zur Tür. Dann drehte sie sich noch einmal zu dem Minister um und flüsterte:

„Ich will ihn hinunterstoßen. Und du wirst — ich flehe dich an — du wirst dich an seine Stelle setzen lassen!“

Sie drückte die Tür zu und verschwand. Der Minister blieb in Erregung. Er durchquerte zu wiederholten Malen sein Arbeitszimmer, wobei er die Klinge eines silbernen Papiermessers zwischen den Fingern hin- und herbewegte. Er schob die Unterlippe etwas nach vorn und ließ deutlich von ihr das Wort „Chefminister“ aufquellen. Es zitterte darin etwas wie eine Hoffnung — verhaltene Hoffnung. Dann streckte er sich in seinen Arbeitssessel, blickte unverwandt auf die elektrische Birne des Schreibtisches und wurde skeptisch. Er hatte sich so wohl in seinem fest abgesteckten Ressort gefühlt. Was sollte er sich nun in Abenteuer begeben? Aber schon wieder kam die Hoffnung, und ein kleiner Schuß Ehrgeiz kam mit. Wieder durchmaß er kreuz und quer alle Winkel des Zimmers, bis er endlich vor einem Bücherschrank stehen blieb. Er hatte sich wiederholt schon von dort in seinem Leben Rats erholt. Vielleicht könnte er auch heute —? Er griff wahllos hinein. In seine Hand fiel ein Band „Schnurren“... Sollten „Schnurren“ einen beraten? dachte er. Aber sie waren ihm zuerst in die Hand gefallen, darum behielt er sie. Er schlug sie wahllos auf. Als er den Anfang einer Seite aufgeschlagen und sie durchgelesen hatte, lachte er. Da kam ja auch eine Prinzessin vor.

Dann las er langsam, immer vor dem Bücherschrank, das weiße Licht von der Decke auf den Seiten:

Digitized by Google

„Die Prinzessin Santiaga von Fez schaute betrübt aus dem zweiten Stock des Palastes. Gestern war der Graf Parmasene abgefahren. Sie dachte in Schmerzen daran, daß in einer Woche am Hofe des benachbarten Fürsten von Calacucci das große Hoffest stattfinden würde, bei dem der Graf, den sie in Stille und im Lauten liebte, die Marquesa von Valloreale wiedersehen würde. Wenn er deren Blond erst wiedergesehen haben würde, würde sie vergessen sein. Denn er war von deren Blond berauscht und war nur sehr leicht ins Schwanken gekommen, als er Santiaga von Fez hatte kennen und verehren lernen. Nun war sie ihm aus den Augen, und wenn der Marquesa Blond ihm wieder leuchten würde, würde der Graf Parmasene nie wieder bei den Liebesliedern und den Lautenschlägen an sie denken, sondern für kleine, von blondem Haar umwickelte Ohren spielen und romantische Balladen mit der Blondesten erleben . . .

Die Prinzessin Santiaga de Fez sagte sich mit ihrem Kleinmädchenverstand, daß, wenn das Hoffest in einer Woche stattfinden würde, alles für sie verloren wäre. Sie wollte daher, damit das Fest auf keinen Fall stattfände, sich zuerst aus dem Fenster stürzen. Sie war eine Großnichte des Fürsten von Calacucci und, wenn sie auf diese Weise plötzlich hinginge, würde sein Hof auf zwei Wochen Trauer anlegen müssen und das Fest nicht stattfinden können.

In ihrem Entschluß, sich hinabzustürzen, machte sie nicht wankend, daß sie dem Grafen Parmasene dann überhaupt nicht angehören und daß der Graf die Marquesa auf einem andern Fest wiedersehen könnte. Aber die schöne Rede fiel ihr ein, die der Pater Calatrava in der Schloßkapelle halten würde, wenn sie in dem Sarge läge, ohne daß sie sie würde hören können. Und da sie in den schlanken, bartlosen Pater ein ganz klein wenig, aber wirklich nur ein ganz klein wenig verliebt war, gab sie den Vorsatz auf, sich hinabzustürzen. Der blasse Schnee, der unten unbefleckt lag, atmete deutlich erleichtert auf.

Die Prinzessin Santiaga von Fez war mit ihrer eigenen Weisheit zu Ende. Sie schellte nach dem Oberhofmeister von Ypsylander, der in seinem japanischen Schlafrock und in seidenen, mit Blumen bestickten Pantoffeln sehr bald erschien. Die Prinzessin hängte sich an seinen Schlafrock, kippte in der Erregung einmal an seine Perücke, daß sie staubte, und beichtete unter strengster Diskretion, daß sie den Grafen Parmasene nicht der Marquise Valloreale gönne und daß zumindest dieses Hoffest am Hofe von Calacucci ausfallen müsse. Sie wolle sich selbst hinabstürzen, damit das Fest wegen Hoftrauer in Calacucci abgesagt würde. Sie schnitt dabei ein so fürchterliches Gesicht, daß der Oberhofmeister ihren Körper schon auf dem Pflaster, den Prinzessin-Vater von Fez, seinen allergnädigsten Herrn, in tiefster Trauer und sich selbst, den schuldlosen Schranzen, in der allertiefsten Ungnade sah.

Er fand jedoch seine Fassung und sagte zu der Prinzessin mit der Miene eines alten Katers: „Wenn das Fest ausfallen soll, würde es allerdings nur durch eine Hoftrauer möglich sein, wie Hoheit mit diplomatischem Takt gefunden haben. Aber müssen wir es sein, die dem Hof von Calacucci zur Trauer Anlaß geben? Es gibt noch andere Höfe, an denen Menschen leben, die sterben können. Die Mittel, Hoheit . . . die Mittel sind . . . nicht ohne weiteres . . . für zarte Ohren. — Aber nachdem ich Hoheit so gebührend auf Fassung vorbereitet habe . . ., darf ich vielleicht anzugeben untertänigst wagen . . .“

„Ich will nichts wissen. Ich will nicht . . . Sie sollen selbst handeln . . . Ich will nichts mit solchen Sachen zu schaffen haben . . .“

Als er sich lächelnd mit dem fünften Wirbel verneigte, entließ ihn die Prinzessin rasch mit einer Handbewegung und einem steifen Nicken.

Der Oberhofmarschall ließ sofort, nachdem er mit dem Staatsminister gesprochen, einen Estafettenreiter kommen, den er in das benachbarte Fürstentum Velapucci sandte. Der Thronfolger, gab er ihm zu verstehen, habe einen Sohn von neun und einem halben Monat (übrigens Großneffe des Fürsten von Calacucci), der binnen dreier Tage aus diesem schlechten Dasein in den Kinderteich zurückmüsse. Ein sehr zuverlässiges Brechmittel gab er für alle Fälle ohne weitere Weisung mit.

Am übernächsten Tag erhielt der Oberhofmarschall die Nachricht, daß der Estafettenreiter in der Hauptstadt von Velapucci angelangt sei und hoffe, den Auftrag ausführen zu können: Am zweitfolgenden Tage schon hingen die Flaggen am Hofe von Fez und von Calapucci, um von Velapucci ganz zu schweigen, auf Halbmast. Seine Durchlaucht der Prinz Vanutesa war im Alter von neun und einem halben Monat durch Gottes unerforschlichen Ratschluß abberufen worden. Sein Großonkel von Calacucci half ihn beerdigen. Das Fest am Hof von Calacucci fiel natürlich aus.

Die Prinzessin Santiaga sah den Hofmeister mit etwas verschwommenen Augen an, als er ihr das Geschehnis mitteilte. Dann begann sie plötzlich, um nicht nachzudenken, mit einem Hoffräulein wie rasend zu tanzen, so daß die Oberhofdame sie erschrocken bat, nie einen solchen Tanz mit einem Herrn aufzuführen, da er übel gedeutet werden könnte. Aber sie sei sicher, fügte sie hinzu, als sie zwei seltsam verstörte Augen sah, daß sie sich vorerst um Herren überhaupt nicht kümmre.

In Velapucci, das mit Fez in Grenzstreitigkeiten lag, glaubte man nicht recht an den unerforschlichen Ratschluß Gottes. Der Leibarzt hatte in der fürstlichen Wiege eine kleine Spur eines Pulvers entdeckt. Das Brechpulver, das man vorfand, entstammte einer Fabrik von Fez, und in Velapucci war Brechpulver so ungemein billig, daß es nur ein Narr von Fez bezogen haben könnte, und da es Narren in Velapucci nicht gab, es zu unlautern Zwecken von Fezern über die Grenze gebracht sein mußte. Als man den Hof von Fez um eine amtliche Erklärung ersuchte, fiel die Antwort ausweichend und brüsk aus. Wie erwähnt, hatte sich der Oberhofmarschall mit dem Staatsminister in Verbindung gesetzt. Dieser hatte den Brechpulverplan trotz der voraussichtlichen politischen Verwicklungen genehmigt. Denn die Existenz des Staates Fez schien durch kriegerische Verwicklungen mit Vela-

Digitized by Google

pucci nicht bedroht. Politischen Kämpfen aber schien man bei dem dringlichen Wunsche der Prinzessin nicht aus dem Wege gehen zu sollen.

Man blies sehr bald die Schlachtdrommeten. Die großen Schlachtstiefel wurden geputzt und die Schwerter stoben an den Reibeisen Funken. Dann belete man hüben und drüben zu der Jungfrau von Bourgos und gelobte ihr Unschlittkerzen und Olivenöl. Die Folge war, daß Velapucci die erste Schlacht mit dreihundertfünfundsiebenzig Soldaten gewann. Calacucci, das neutral geblieben war, ging darauf mit gebauschten Fahnen und hunderlundsiebenundvierzig Soldaten, auch drei Kanonen, zum Sieger über. An der Spitze der Streitmacht von Calacucci stand dabei derselbe Graf Parmasene, der . . .

In der zweiten Schlacht unterlag Fez trotz der Unschlittkerzen und des Olivenöls den vereinten Streitmächten von Velapucci und Calacucci. Es war damit ins Mark getroffen und mußte sich in zwei Teile aufteilen und an die Sieger schlagen lassen. Der Prinzessin Vater, von Gottes Gnaden Fürst von Fez, ging ins Exil. Seine Tochter, Prinzessin Santiaga, kam als Geißel für künftigen Frieden an den Hof von Calacucci. Dort nahm sie später an der Hochzeit eines Grafen Parmasene mit einer Marquesa Valloreale im Gefolge teil. Dem Oberhofmarschall wurde der Kopf an derselben Stelle, an der er sich vor der Prinzessin verneigt hatte, abgeschlagen, nachdem man seine Tagebücher beschlagnahmt hatte, in denen die Geschichte des Brechpulvers und der Beziehungen der Prinzessin zu ihm aufgezeichnet waren. Es war dies eine Enthüllung, die den Untertanenverstand in heftigste Erregungen brachte. Sie führte dazu, daß nicht nur die Velapuccener und Calacuccener die Prinzessin steinigen wollten, sondern daß auch ihre eigenen Fezer Untertanen sie verfluchten. Man sperrte sie in ein Gefängnis (daß man sie nicht tötete, verdankte sie lediglich ihrer Jugend und der Furcht der Sieger vor einem Aufstand) und hielt sie dort so sehr knapp, daß sie nach einem Jahre bereits hinstarb. Ihre letzte Bitte vor ihrem Tode war, mit jemandem tanzen zu dürfen, um nicht nachzudenken. Aber sie war offenbar ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Als man es ihr gewähren wollte, bestand sie plötzlich darauf, mit dem Grafen Parmasene zu tanzen. Aber der Gefängnisaufseher weigerte sich, überhaupt dieses Ansinnen auch nur weiter zu melden. Sie soll dann mit sich selbst bis zur Erschöpfung getanzt haben.

Als man sie unter die Erde gab, fehlten alle Ehrungen und Ehrenbeweise. Unter wenigen Kränzen fand sich nur einer mit einer Schleife in den Farben von Fez. Aber seine Aufschrift war Santiaga von Fez, die vom Volke Verfluchte. So begrub man sie. Trotz der Unschlittkerzen und des Olivenöles ging sie so an den letzten Folgen eines Brechpulvers hin.

Die Leute von Fez mußten in den nächsten Jahren elend frohnden. Die Velapuccener und Calacuccener gaben sich dafür einem Lotterleben hin und drückten die Fezer unerhört. Das Fezer Blut (rot mit blauem Einschlag) begann zu sieden. Leute, die mit Zungen redeten, machten es wild, und schon nach zehn Jahren erhoben sich die Fezer, rissen sich nach überaus schweren Kämpfen von Calacucci und Velapucci los und machten diese zu ihren Provinzen. Ihr eigenes Leid blieb ihnen Lehre und Warnung. Und so geschickt verwalteten sie die Länder durch die Jahre hindurch, daß sie noch heute Provinzen von Fez sind, wie das Staatsbuch des Königreichs Fez ergibt und jeder Mensch mit Länderkunde weiß.

Hundert Jahre nach jenen Kämpfen, am Zentenartage, verlieh der nunmehrige König der vereinigten Reiche, Santos der Sechszehnte, auf den Vortrag eines Hofarchivars hin der in Feindesland dahingegangenen Prinzessin Santiaga den Beinamen „die Große".

Es war das erste Mal in der Geschichte, daß eine Frau diesen Beinamen erhielt. Ihre Verdienste waren nach dem Archivar auch noch größer als ihre Leiden. Sie hatte als einzige schon in jungen Jahren die Notwendigkeit des Krieges erkannt!

Sie wurde nun im Volke verehrt wie eine Landesmutter, und noch heute gehen die seltsamsten Erzählungen von ihr um. Demnächst wird ein Denkmal von ihr enthüllt werden, auf dem sie den Fuß auf den Nacken des Führers der gegnerischen Streitmacht, eines Grafen Parmasene, setzt. Derselbe soll sie, wie man erzählt, heiß geliebt und, als sie ihn als Fremden ausgeschlagen, ihr und dem Lande Fez glühenden Haß geschworen haben . . . „So," schloß die Erzählung, „ist die Geschichte eines Ruhms."

* * *

Der Minister setzte sich wieder in den Arbeitssessel, nachdem er das Buch langsam zugeklappt hatte, und sah lange nachdenklich ins Licht.

Wer kann Größe vorausbestimmen? sann er. Den einen macht der Zufall der Geschichte, die eine Geschichte des Zufalls ist, groß, den andern klein.

„Jetzt bin ich groß genug für die Mitwelt; weiß ich, ob mich die Nachwelt kennen wird, wenn ich Chefminister würde?"

Er schrieb der Prinzessin ab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch oft sann er darüber nach, welchen Einfluß doch Bücher auf wichtige Geschicke haben können. Er verfügte daher bald darauf, daß künftig nur patriotische Bücher verbreitet und religiöse geschrieben werden dürften.

Er änderte diese Verordnung auch dann nicht ab, als der neue Chefminister von einem Anarchisten in die Luft gesprengt wurde und er den Wert von etwas freien Schnurren so an eigener Person erfuhr . . . . .

Sardanapal und die Kritik.

Die Sardanapal-Aufführungen im Kgl. Opernhause zu Berlin waren etwas Neues, mit dem sich die Tages- und Wochen-Zeitungen schon darum irgendwie glaubten abfinden zu müssen, weil der Antrieb dazu ja von höchster Stelle ausgegangen war. Man fand die Sache aktuell und glaubte die heilige Pflicht der Presse nicht versäumen zu dürfen, dem deutschen Volke eine abgestempelte fix und fertige Meinung zur Nutznießung vorzulegen. Es stand für einen gewissen Teil unsrer

Digitized by Google

Tagespresse nun zwar von vornherein fest, daß die Unternehmung heruntergezogen werden müsse — aus gewissen Gründen —, aber man konnte doch gespannt sein, wie das angepackt werden würde. Dieser feste Standpunkt ist nun gefunden worden: die Presse ist die gegebene Schützerin der Kunst, und die wird hier gefährdet durch etwas der Kunst gegenüber sehr Verwerfliches: die Wissenschaft. Läge der Fall etwas anders, dann hätte man mit eben solcher sittlichen Überzeugung natürlich gepredigt, die Wissenschaft dürfe nicht durch die Kunst verunehrt werden. Das richtet sich zum Teile einfach nach dem Bildungsaufbaue, dessen sich der Schreiber erfreut, und den er beim Leser glaubt voraussetzen zu können. Hätten unsre Zeitungsartikler eine Ahnung von der Geschichte Assyriens und ihrer Bedeutung für unsre eigene heutige Zeit, wie für die gesamte Weltgeschichte, dann würde man getadelt haben, daß hier alte Schläuche für neuen, freilich noch nicht ganz ausgegorenen Wein benützt wurden. Man hätte schon an dem Namen „Sardanapal“ Anstoß genommen, der ja wohl nur einem Schreibfehler sein Dasein verdankt, da er sonst „Sarbanapal“ hätte lauten müssen; man hätte gerügt, daß man die Herkelsche Musik überhaupt verwendete, hätte den Scheiterhaufen gestrichen, das Ballet vielleicht überhaupt verbannt sehen wollen u. s. f. Was soll die Verewigung von Geschichtslügen, auch wenn sie durch die Kunst gehoben und getragen werden und selbst der Kunst als Träger dienen?

Die öffentliche oberflächliche Aufnahme von „Babel und Bibel“ konnte aber schon erkennen lassen, daß unsre Zeitungsschreiber den neuen Stoff nicht anders auffaßten, als jedes „aktuelle“ Begebnis. „Aktuell“ bedeutet etwa eine Sache, die nur modeweise auf wenige Wochen vom Leser als Kost gewünscht wird, um die man sich also nicht weiter zu bekümmern braucht, als gerade notwendig ist, wenn man als Nichteingeweihter für ebenso nicht Eingeweihte die tägliche Suppe zurechtkochen soll. Die Ingredienzien entnimmt man dabei dem Konversationslexikon, das im Falle „Babel — Bibel“ gänzlich versagte, was schon gegen den Gegenstand einnehmen mußte. Beim „Sardanapal“ hat sicher auch dieser Umstand mitgewirkt: die Tonart, in der über die — Assyrer geschrieben wird, die doch auf alle Fälle „unschuldig“ sind, verrät das aufs Deutlichste. Von den Bildungsfortschritten unsrer Journalisten hat der königliche Urheber wohl sicher etwas zu hoch gedacht; stammte der Stoff aus der Odyssee, aus dem, was die höhere Schule bei uns der heute maßgeblichen Generation verzapfte, dann wären manche Ausfälle als dem Leserpublikum gegenüber nicht tunlich erachtet worden.

Die gleiche Unwissenheit verrät sich in den überall wiederkehrenden Beteuerungen, man halte Tracht und Ausstattung natürlich für streng historisch. Welche Riesenleistung das wäre, das kommt keinem Nörgler in den Sinn! In Wahrheit ist gerade an den Trachten sehr viel auszusetzen, und ganz besonders an den weiblichen. Darauf läßt sich kein Kritiker ein; denn dazu würde gehören, daß er selbst doch wenigstens eine Ahnung davon hätte, was wir heute darüber wissen können. Keiner der Lieferanten für „öffentliche Meinung“ weiß ein Wort darüber zu sagen, daß die ganz unmögliche Tracht der Tänzerinnen — der Ausgangspunkt war ein Ballet! — vollkommen ein Erzeugnis der Phantasie sein mußte, einfach weil wir kein einziges Relief mit einer assyrischen Tänzerin kennen!

Ganz ebenso unbekannt sind die Klänge der assyrischen Musik, aber jede wenigstens fremdartig klingende Musik wäre stimmungsvoller und überzeugender gewesen, als die Schlarsche Komposition, von der jeder sich sofort sagen mußte, daß derartige Musik erst seit wenigen Jahrzehnten möglich ist. Daß bei der enormen Leistung, die hinter dieser Aufführung steckt, nicht diese beiden heikelsten Fragen auch noch so nebenher gelöst wurden, wird niemand den Veranstaltern übel nehmen können: ganz unlösbar sind sie aber nicht, und es war ein verhängnisvoller Griff, assyrische Instrumente auf die Bühne zu bringen, das Orchester aber auf ganz andern spielen zu lassen. Hier ist ein Weg zur Weiterentwicklung gegeben. Die Stimmung, mit der man eine Aufführung aufnimmt, spielt eine zu allgewaltige Rolle, als daß man sich über die Veranstaltung ein ästhetisches Urteil bilden könnte, solange sie durch die Schlarsche Musik begleitet wird.

Wenn man aber über irgend etwas ein berechtigtes und überhaupt in Betracht kommendes Urteil abgeben will, so muß die erste Frage die nach dem Zwecke sein. Daß mit dem „Sardanapal“ ein „Kunstwerk“ in dem von den Kritikern untergeschobenen Sinne nicht beabsichtigt sein konnte, muß jedem klar sein, der unbefangen erwog, was hier im Werke war. Kritiker, die den „Sardanapal“ als „Kunstwerk“ herabziehen wollen, nehmen das kunstvolle Gerüst eines neu erstehenden monumentalen Bauwerkes für das Kunstwerk selber. Man werde sich doch erst einmal klar darüber, wie viele Fortschritte in der Wiedereroberung unsres eignen Altertums gemacht werden mußten, und zwar gerade auf ganz entsprechenden Gebieten, bis Wagners Meistersinger und der Ring überhaupt entstehen konnten! Die Tracht beeinflußt alle Bewegungen, alle Gefühlsäußerungen, ja, sie bestimmt die Gefühle selbst, und in der gleichen Weise wirkt das scheinbar gleichgültigste Gerät, wirken Ornamente, Farben, Innenräume in ihren Größenverhältnissen. Das sind alles anerkannte selbstverständliche Dinge. Nie kann man sich in den gesamten Geist eines Kulturvolkes hineindenken, ohne sich in all diese Erzeugnisse seiner Kultur zu versenken, ohne sich vorstellen zu können, wie das und jenes sein konnte. Allüberall drängt unsre Generation mit vollstem Rechte auf das Erfassen des Charakteristischen, des Menschenmöglichen, Wahren. Niemand wagt das zu tadeln, weil jeder unter dem Banne dieser erlösenden Wirkung steht; es ist lediglich eine Frage der Bildung, wie weit der einzelne darin geht. Kann denn jemand im Ernste so töricht sein, daß er für möglich hielte, beim ersten Anhiebe ein Problem zu bewältigen, das so viele Hindernisse in den Weg legt, wie die psychologische Wiedererschließung einer so fernen Zeit, in so fernem Lande, bei einer so andersartigen Bevölkerung? Muß das nicht Schritt um Schritt angebahnt werden, wenn es überhaupt gelingen soll? Und ist nicht der jetzt gewagte Schritt ein unerwartet, ein ungeheuerlich großer in der allein möglichen Richtung? Wer aber der Sache etwas mehr Verständnis entgegenbringt als gar keines, der wird sich der Erkenntnis auch nicht verschließen können, daß innerhalb der gegebenen Grenzen denn doch auch im Sardanapal ein gut Stück Kunstwerk enthalten ist. Wie wunderlich kann man doch urteilen: ein Kritiker tadelt, daß die in rasendem Aufruhr befindliche, im Verzweiflungskampfe sich windende Riesenstadt nicht auf der Bühne erscheint. Shakespeare, Goethe, Schiller, — das gilt auch euch! Vielleicht könnte solcher Kritik gegenüber auch der Sardanapal ausrufen:

Leser, wie gefall ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

Enno Thiessen (Berlin).

Berichtigung.

Zu dem Aufsatz: „Götzendämmerung“ von Theodor v. Sosnosky (in Nr. 39 der „Gegenwart“) ist berichtigend zu bemerken, daß im ersten Absatz, wie die Leser ohne weiteres korrigiert haben dürften, Zl. 6 zu tilgen ist. Die Zeile hat sich beim „Umbrechen“ aus der gegenüberstehenden Spalte dorthin verirrt. Bei der Abfassung des Artikels im Dezember vorigen Jahres war dem Verfasser auch noch nicht bekannt, daß der Autor des Romans Adam Müller-Gutenbrunn ist.

Neue Bücher.

Alle dem Herausgeber zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die Besprechung bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. — Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Dr. Viktor Petersen. Einleitung von Paul Holzhausen. 2 Bände. Memoirenbibliothek II. Serie, Bände 14 und 15. Verlag von Robert Lutz (Stuttgart).

Es gibt literarhistorische Namen, von denen auch der Literarhistoriker oft kaum mehr weiß, als daß der Träger dieses Namens einmal gelebt und sich literarisch irgendwie seiner Zeit betätigt hat. Kommt es hoch, dann weiß er vielleicht gar den Titel dieses oder jenes Werks, das der Betreffende geschrieben hat, das vielleicht seiner Zeit besonders gar ein unliebsames Aufsehen erregt hat, und damit ist für den Literarhistoriker die Angelegenheit ein für allemal erledigt. Solch ein Name ist für die meisten der des Magisters F. Ch. Laukhard, der u. a. ein höchst wüstes Buch: „Eulerkappers Leben und Leiden“ geschrieben und ein höchst abenteuerliches Leben geführt hat. Und doch ist dieser Laukhard, wie Holzhausen mit vollem Rechte betont, „einer der wunderlichsten ‚Helden‘ der Geschichte und ein unverfälschtes Original des achtzehnten Jahrhunderts“, ist seine Biographie, für deren Neudruck man dem Lutzschen Verlage dankbar sein muß, ein literar- und noch mehr ein kulturgeschichtliches Dokument von höchster Bedeutung, von unvergänglichem Werte! Wohl niemand außer Rousseau hat mit so absoluter Ehrlichkeit

Digitized by Google

Konfessionen geschrieben, wie dieses absonderliche, fast Raabesche Original, wie dieser geniale, helläugige, verlumpte Exmagister, preußische Musketier, Sansculotte und wer weiß was sonst noch alles. Er ist der klassische Historiograph des Burschenschafterlebens im 18. Jahrhundert, er gibt ein Bild von den Universitäten, so ohne jede Schönfärberei und in diesem Naturalismus so voller ätzenden Spotts wie eine Hogarthsche Radierung, er malt die preußische Armee nach dem Tode des großen Friedrich, er gibt ein Bild vom Feldzug in der Champagne, er erlebt die große Revolution im Herzen Frankreichs als „Deserteur" — die ganze große Geschichte um den Ausgang des 18. Jahrhunderts schreitet durch diese Lebensgeschichte, der passende Hintergrund für das so absonderliche Leben eines „verkommenen" Genies. Noch einmal: Dieses Werk ist von unvergänglich hohem kultur- und literargeschichtlichem Werte!

Dr. A. H.

W. Weressajew: Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg. Deutsch von L. Meerowitsch und Dr. J. Bürli, 4. Aufl. Verlag von Robert Lutz (Stuttgart). Memoirenbibliothek III. Serie Band 1. Preis geh. Mk. 5.

Es gibt auch heute noch immer gewisse Idealisten, die Rußland für eine Kulturmacht halten, von Rußland das Heil der Zukunft erwarten. Daß das heilige Rußland noch tausendmal „russischer" ist, als wir West-Europäer ahnen, daß ganz Rußland bis ins innerste Mark hinein von der Seuche unheilbarer Korruption ergriffen ist, das zeigt uns dies Buch Weressajews, der als Arzt der Reserve den russisch-japanischen Krieg mitgemacht und eine Art von Tagebuch geführt hat. Was er erzählt, klingt wie blutigste Satire und trägt doch zugleich in seiner Schlichtheit den Stempel ungeschminkter Wahrheit, ist, das fühlt man, tatsächlich erlebt. Wo bleibt angesichts dieser nackten Tatsachen der tollste Hohn des „Simplizissimus"?! Man lese nur einmal, wie das revolutionäre „Streikkomitee" in Mandschuria für eine geordnete Heimbeförderung der meuternden Truppen sorgen muß, weil die „Regierung" dazu unfähig ist, oder wie 20 000 Georgskreuze für „wackeres Aussehen" verliehen werden. Das Werk ist ein kulturhistorisches Dokument von unschätzbarer Bedeutung.

Dr. E. A.

Gustav Adolf Melchers: Die Vergangenheit unserer Zukunft? Der Verfall unserer Vormenschen. Zeit-Verlag (Berlin) Preis geh. Mk. 3,—.

Dr. Rudolf Leszner: Glaube und Wissenschaft. Weltanschauungsfragen Bd. 3. Verlag Neue Weltanschauung. (Stuttgart) Preis geh. Mk. 1,—.

Dr. Alexander Sokolowsky: Beobachtungen über die Psyche der Menschenaffen. Vorwort von Ernst Haeckel. Mit zahlreichen Illustrationen. Neuer Frankfurter Verlag (Frankfurt a. M.) Preis geh. Mk. 2,—.

Gustav Roselieb: Die beiden Stillfrieds. Bilder aus dem Leben. Verlag C. Appelhans & Comp. (Braunschweig.)

Berthold Otto: Kindesmundart. Führer ins Leben Bd. 1. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag (Berlin). Preis geh. Mk. 2,—.

A. von Wehlau: Die Stimme des Blutes. Roman. Verlag Clauß & Feddersen (Hanau). Preis geh. Mk. 3,—.

Heinz Welten: Die Waffen der Wehrlosen. Eine Sammlung naturwissenschaftlicher Plaudereien. Verlag von P. Schober (Berlin). Preis geh. Mk. 1,80, geb. Mk. 2,50.

Jeanne van Oldenbarnevelt: Die Atmungskunst des Menschen in Verbindung mit Ton und Wort im Dienste der Kunst und der Wissenschaft. Mit 2 Titelbildern, 22 Text-Abbildungen, einem Modell und einer Übungs-Tafel. Zweite erweiterte Auflage. Verlag Wilhelm Möller (Oranienburg).

J. G. Vogt: Der Realmonismus. Thüringische Verlagsanstalt (Leipzig) geh. Mk. 3, —.

Prof. Dr. Th. Achelis: Soziologie. 2. verb. Aufl. Sammlung Göschen (Leipzig). Preis geb. Mk. 0,80.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

„Wenn wir von Goethe, Schiller und Herder reden, von Kant und Fichte, so dürfen wir von Magister Laukhard nicht schweigen! Er müßte in Erz gegossen auf dem Sockel des Goethe-Schillerdenkmals in Weimar zu den Füßen der Großen sitzen." So urteilt Julius Hart im „Tag" über Magister Laukhards Leben und Schicksale. Über dieses eigenartige Buch bringt unsere heutige Nummer einen Prospekt, der auch noch Ankündigungen von anderen interessanten Memoiren aus der bekannten Lutz'schen Memoirenbibliothek enthält.

Wir bitten unsre Leser höflichst, dem dieser Nummer beigelegten „Kunstwart"-Prospekt der Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey in München freundlichst Beachtung zu schenken.

„Agfa"-Entwickler:

- ☐ Rodinal
- ☐ Eikonogen
- ☐ Metol
- ☐ Amidol
- ☐ Glycin
- ☐ Ortol
- ☐ Pyrosäure
- ☐ Hydrochinon

in **Substanz,** resp.
in **Patronen,** resp.
in **Lösungen.**

Bezug durch die Photohändler.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Inserate finden die weiteste Verbreitung in der „Gegenwart“.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - Genua - Neapel - Piräus

Smyrna - Konstantinopel - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Orten genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Die große Kanzlei.

Ein Wiener Advokatenroman

von

Sabinus.

6. Aufl. ═══ M. 2.—.

Herm. Walther,
Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin W 30.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.
═══ Illustrierte Pracht-Kataloge gratis. ═══

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen
●● Harmonium-Spiel-Apparat ●●
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

Bei allen Bestellungen

wolle man sich gütigst auf die

„GEGENWART“

beziehen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 42. Berlin, den 17. Oktober 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Die Balkankrise. Von Otto Corbach (Charlottenburg). — Die militärische Situation Bulgariens und der Türkei. Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — Die Strafwürdigkeit des Bankbruchs. Zur Strafrechtsanwendung und -reform. Von Dr. jur. Walter Burmester (Hamburg). — Große Kunstausstellung Dresden 1908. II. Von Joseph Aug. Lux (Dresden). — Abraham a Santa Clara als Wiener. Von Otto Stauf v. d. March (Wien). — Fünf Gedichte des Bhartrihari. Aus dem Indischen frei übertragen von Julius Berstl (Leipzig). — Mahnruf für Schriftsteller und andere Leute. Von Wilhelm Schussen (Schwäbisch Gmünd). — Wedekinds „Oaha". Von Stefan Pollatschek (Wien). — Herbsternte. Von Terentius. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Die Balkankrise.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

„Der Orient ist besiegt!" verkündeten jubelnd europäische Zeitungspolitiker, als die jungtürkische Bewegung so überraschend glückte. Der Orient, dachte man, wird dem Occident botmäßig, indem er dessen Denkweisen und politische Errungenschaften sich aneignet. Welche Überhebung! Konnte man von einem besiegten Hannibal reden, als dieser den Römern das Fechten und ihre Heereseinrichtungen ablernte? Es ist Aberglaube, was die müden Europäer ihren „Ideen" Tatkraft zuschreiben läßt; Ideen können aufklären, Augen schärfen, aber sie können an und für sich keine Wirkungen ausüben. Selbst die Ideen der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts haben das nicht vermocht. Insoweit sie dazu dienten, die große Revolution zu entfesseln, war die hierzu nötige Kraft in der langen Leidenszeit des Zeitalters Ludwigs XIV. aufgespeichert worden, und schließlich bedurfte es doch noch des anfeuernden amerikanischen Beispiels eines für seine Unabhängigkeit kämpfenden Volkes, um jene Kraft auszulösen. Selbst die Losungsworte: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", unter denen die französischen Umstürzler handelten, waren nur ein Widerhall aus amerikanischem Urwalde. Was hat ferner ein jahrhundertelanges Werben für westeuropäische Ideen in Rußland zuwege gebracht? Sie hat der faulenden Oberschicht russischer „Intelligenz" einen unnatürlichen Glanz gegeben. Zu einer wirksamen Freiheitsbewegung führten erst die Siege der Japaner. Und diese Taten der durch die Europäer aufgeklärten Japaner haben nicht etwa den Lehrmeistern genützt; sie haben die tatarischen Raubinstinkte des Russentums von Ostasien ab nach Westasien, dem südöstlichen, mittleren und nördlichen Europa hingelenkt, das ganze Slaventum gegen das Deutschtum mobil gemacht, allen europäischen Einfluß aus China hinausgefegt, die Indier und die Perser, die Ägypter und die Türken und selbst die Schwarzen in Afrika gegen das europäische Joch aufgewiegelt und in Europa selbst allenthalben zersetzenden Kräften neuen Anreiz gegeben. Und darum kann man heute vom Standpunkte eines Europäers auch nur mit banger Sorge die Frage aufwerfen: „Was kann uns die jungtürkische Bewegung bringen?"

Fragen wir zuerst, ob wir es verdienten, wenn sie uns statt einer neuen Bedrängnis Heil und Segen zuführte? Schon, daß uns der Umschwung in der Türkei wie ein im Hinterhalte lauernder Räuber überraschte, müßte uns nachdenklich bescheiden stimmen. Wir verfügen über Verkehrsmittel, die die entferntesten bewohnten Gegenden des Erdballes einander näher zu rücken scheinen, wie im Zeitalter der Postkutsche der Zwischenraum von Aachen bis Königsberg empfunden werden mußte, sodaß es nun leicht ist, sich allerwärts mit eigenen Augen und Ohren zu unterrichten. Wir haben Länder und Meere mit Drähten über- oder durchzogen, die uns mit Blitzesschnelle Nachrichten aus allen Ecken und Enden der Welt vermitteln, und wir haben Zeitungen, durch die der Geringste unter uns sich über alles Wichtige, was irgendwo passiert, „auf dem Laufenden" erhalten kann. Und doch, als der letzte Krieg in Ostasien ausbrach, da wußte bei uns der Verstand der Verständigen nicht, was alles vorgegangen war, um ihn herbeizuführen, und während die Japaner sich über die Russen besser unterrichtet erwiesen als die Russen selbst, hatte man in Westeuropa kaum eine Ahnung von dem Schwächezustand, worin sich das Zarenreich befand, noch weniger von dem Maße, in dem die Japaner vorbereitet waren, die russische Macht in Asien zu brechen. Noch verblüffender war jetzt die Überraschung, die bei dem Umschwung in der Türkei selbst unsre Berufsdiplomaten an den Tag legten. Sie waren trotz aller Aufpasser, die auf dem Balkan für sie Ohren und Augen offen halten sollten, nur ganz unzulänglich von der jungtürkischen Bewegung, ihrer Stärke, ihren Mitteln, Absichten und Aussichten unterrichtet. Und trotzdem sollte

Digitized by Google

ihr unerwarteter Sieg über Abdul Hamids Selbstherrlichkeit uns zu gute kommen?

Die jungtürkische Bewegung ist genau in dem Augenblicke zum Ausbruch gekommen, als der Wille der Mächte, den status quo auf der Balkanhalbinsel aufrecht zu erhalten, erlahmte, mit einer Naturnotwendigkeit, wie ein stark angeschwollener Strom sich über seine Ufer ergießt, sobald die Dämme dem Druck der Fluten nachzugeben beginnen. Österreich hatte durch das Projekt der Sandschakbahn in das Mürzsteger Abkommen ein Loch gestoßen, und soeben hatten sich England und Rußland angeschickt, in Mazedonien gemeinsam im Trüben zu fischen. So recht geheuer fühlte man sich bei solchem Beginnen weder in Wien noch in London und Petersburg. Österreich hatte nicht darauf gerechnet, mit seinem Vordringen nach Saloniki bei Rußland sich derartig mißliebig zu machen, wie es tatsächlich geschah, und für England hielt der Tag von Reval nicht, was man sich davon versprochen hatte. Es vergingen Wochen, und man merkte nichts von dem „vollkommenen Einvernehmen" über Mazedonien, das bei der Monarchenbegegnung in Reval zu stande gekommen sein sollte. England rückte zunächst mit einem eigenen besondern Vorschlage heraus und ließ die Neugierde, was für gemeinschaftliche Pläne die britisch-russische Verständigung in sich bergen mochte, noch unbefriedigt. Die Ungeduldigen wurden vertröstet. Was in Reval in rohen Umrissen entworfen war, müßte erst fein herausgearbeitet werden. Schließlich werde sich schon zeigen, daß in Mazedonien britische, russische und noch manche andre Interessen wohl unter einen Hut zu bringen wären. Reval war vorbei, als in Persien die blutige Sonne der Gegenrevolution aufging, als der junge persische Parlamentarismus mit russischer Unterstützung von Kosaken niedergestampft wurde, während John Bull, die Hände durch ein englisch-russisches Abkommen gebunden, ruhig zuschauen mußte. Die Aufrichtung einer kosakischen Schreckensherrschaft in Persien weckte in Downingstreet die Angst, daß eine britisch-russische Balkanentente in ähnlicher Weise die englische Diplomatie fesseln, dagegen für Russenknechte neuen Spielraum schaffen möchte, die Knute zu schwingen. Da kam der jungtürkische Aufstand und veränderte mit einem Schlage die ganze Sachlage. Mit staunenswerter Ruhe, Sachlichkeit und Entschiedenheit schufen die Jungtürken die Grundlage geordneter Zustände in dem Wirrwarr des Osmanenreiches. Wie durch Zauberwerk ging auf einmal alles wie am Schnürchen, selbst in den mazedonischen Vilajets, wo unsäglich mühselige, verwickelte, langwierige, kostspielige Maßnahmen der Mächte nie leidliche Ruhe und Sicherheit herzustellen vermocht hatten. Und aus den europäischen Hauptstädten vernahmen die Jungtürken nur eine Stimme des Lobens und Rühmens. Dieselben Mächte, die soeben in ihrer Balkanpolitik einen Schritt vorwärts getan hatten, aber sich nun wider Erwarten in den vorgeschobenen Stellungen von Gefahren umringt sahen, traten nun sogleich schleunigst zwei Schritte zurück. Die englische Regierung besonders hatte es eilig, den Jungtürken durch den Mund Sir Edward Greys zu ihrem Erfolge Glück zu wünschen. „Ebenso erfreulich, wie dies ist (daß die Jungtürken „für einige Zeit und in gewissem Maße" Sicherheit und Ruhe geschaffen haben), ebenso bemerkenswert ist es, daß die neue Lage in dem Augenblicke eintrat, da wir den andern Mächten Vorschläge zur Bildung einer fliegenden Kolonne zur Unterdrückung der Banden mit Unparteilichkeit und Nachdruck unterbreiteten, und daß in diesem Augenblick die Banden verschwinden. Wenn dieser Stand der Dinge fortdauert, und die Banden sich wirklich zerstreuen, so wird die Bildung einer solchen Streitmacht zu ihrer Vernichtung nicht notwendig sein." Also sprach Grey im englischen Unterhause. Das hieß, eine vorzügliche Gelegenheit benützen, sich unauffällig aus einer Schlinge zu ziehen. John Bull braucht angesichts einer „vollkommen neuen Lage" nicht mehr zuzugeben, daß Reval ein Fiasko für ihn gewesen war, und ihm blieb die Hoffnung, daß nun die Jungtürken seine Geschäfte besorgen würden. Die Wiener Regierung war nicht minder froh, sich aus einer heiklen Lage ziehen zu können. Ihr habsburgischer Instinkt mag sich nicht mit Petersburg ganz entzweien, um allein auf Berlin angewiesen zu sein. Iswolsky war infolge der nach russischer Auffassung von Berlin aus „angestifteten" Angelegenheit der Sandschakbahn vom Mürzsteger Abkommen abgerückt. Jetzt, nach einer Verjüngung der Türkei, einer „vollkommen neuen Lage" gegenüber, konnte die Frage der Sandschakbahn in den Hintergrund gedrängt, konnten schleunigst die zerrissenen Fäden eines österreichisch-russischen Einvernehmens wieder zusammengeknüpft werden. Auf Schloß Buchlau in Böhmisch-Mähren ist das bei der Zusammenkunft zwischen Freiherrn v. Aehrenthal und dem russischen Minister des Äußern, Iswolsky, so gut es ging, besorgt worden.

Schneller, als man erwarten konnte, ist der Honigmond der Jungtürken zu Ende gegangen. Sie wissen nach allem, was in den letzten Tagen geschehen ist, woran sie sind. Europa wittert in ihrer Entwicklung eine Gefahr. Es bereitet sich darauf vor, zu verteidigen, was es von ehemaligem türkischem Besitz in Händen hält, nachdem es aufgehört hat, sich auf der Balkanhalbinsel aggressiv vorzuwagen. Für einen objektiven Beurteiler ist die Aufregung über das eigenmächtige Königtum der bulgarischen Nation nicht am Platze. Im Grunde ist das nach dem Geschow-Zwischenfall nur eine Handlung der Notwehr. Wenn die Bulgaren aufhörten, Mazedonien zu revolutionieren, könnten die Jungtürken ganz zufrieden sein. Und indem Österreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina sich angliedert, nimmt es auch nur, was es längst besitzt, und wiederum geschieht es lediglich aus Notwehr, daß ein sinnloses Stück Pergament zerrissen wird, das die Jungtürken einst, wenn sie erstarkt sein würden, zum nichtigen Vorwand nehmen könnten, wieder wie einst einen Stoß in das Herz von Europa zu führen. Tatsächlich gewonnen haben bei dem Handel abermals nur die Jungtürken. Die alte Türkei sah sich der ständigen Gefahr ausgesetzt, daß Österreich bis nach Saloniki friedlich durchdringen werde, um spätere Er-

Digitized by Google

oberungen vorzubereiten. Der neuen Türkei gegenüber wagt man es nicht länger, die alten Pläne im Sandschak Novibazar weiter zu verfolgen. Schon im Monat Oktober soll die Provinz von österreichischen Truppen vollständig geräumt werden, und die Sandschakbahn findet ein Wiener Diplomat bereits wie der Fuchs die Trauben, die ihm zu hoch hingen, zu sauer. Daß auch die Lossagung Kretas von türkischer Vasallenschaft, wenn der Anschluß an Griechenland wirklich erfolgt, keinen nennenswerten Machtverlust für die Jungtürken bedeuten kann, versteht sich von selbst. Es sind nur Rechte und Befugnisse, die auf dem Papier stehen geblieben waren, obgleich sie längst erloschen, die den Jungtürken verloren gehen, nichts, was in Wirklichkeit auch nur einen Tropfen türkischen Bluts wert wäre.

Dennoch besteht die Gefahr eines Krieges, eines Krieges, der auf türkischer Seite geführt würde für den Schatten eines Vasallentums, von dem Europa nichts mehr gewußt hat und auch nichts wissen wollte, für ein totes, abgestorbenes Recht, das längst bedeutungslos geworden ist. Die Verantwortung liegt bei denen, die die Jungtürken zu einem solchen Kriege zu reizen oder aufzustacheln suchen, den sie selbst vernünftig genug sind, nicht führen zu wollen. Unter den Kriegsschürern sieht man natürlich John Bull in erster Reihe. Er hat ein internationales, kein europäisches Gewissen und kocht seine Suppen noch an jedem Feuer, das auf dem Festlande entfacht ward. Ihm scheint gelingen zu sollen, was Napoleon vergeblich versuchte: die Türkei von Ägypten gänzlich zu trennen, um, gestützt auf die eigene Machtstellung in Asien und Afrika, Europa im Rücken zu beunruhigen. Die Jungtürken sollen für England Kastanien aus dem Feuer holen. Nicht umsonst werden in der englischen Presse die Schritte Bulgariens und Österreich-Ungarns maßlos übertrieben, als unerhörte Verletzungen des Völkerrechts und Attentate auf die jungtürkische Nation gebrandmarkt. Zum Kriege wird aber ohne Frage auch von russischer Seite aus gehetzt, nicht von der Petersburger Regierung, um so mehr von der Presse und unverantwortlichen Trägern russischer und slavischer Machtansprüche. Die Jungtürken haben erklärt, daß sie sich der Entscheidung der Mächte unterwerfen wollten und sich mit einem formellen Proteste begnügt. Dagegen ist nichts einzuwenden; aber es scheint, daß die Bulgaren von ihrer slavischen Begehrlichkeit zu sehr gepeinigt werden, als daß sie es bei der bloßen Unabhängigkeitserklärung bewenden lassen wollten. Gerüchtweise verlautet aus Konstantinopel, daß Bulgarien in einem Telegramm dringend seine Anerkennung durch die Türkei verlangt habe. Das würde darauf hindeuten, daß Bulgarien nach einem Grunde für die Kriegserklärung sucht, und solche Kühnheit wäre unverständlich, wenn es nicht wüßte, daß es sich auf mächtige Freunde verlassen kann.

Für Deutschland kommt es darauf an, die österreichische Balkanpolitik in jedem Falle, wo sie zu einer wirtschaftlichen Erschließung des Orients und einer kulturellen Hebung seiner Völker führen kann, tatkräftig zu unterstützen, und sie möglichst von russischer Gunst unabhängig zu machen. Insoweit man in Wien für die Wahrung berechtigter Interessen im nahen Osten russische Hilfe braucht, ist man verhindert, das österreichische und ungarische Deutschtum gegen die Machtgelüste der Slaven in der Doppelmonarchie, die sich mehr und mehr deutschfeindlich erzeigen, und die in Rußland ihren natürlichen Freund und Beschützer sehen, in Schutz zu nehmen.

— — —

Die militärische Situation Bulgariens und der Türkei.

Von Oberstleutnant a. D. **Rogalla v. Bieberstein** (Breslau).

Die Proklamierung Bulgariens zum Königreich, der Protest der Pforte, die von jungtürkischer Seite hinsichtlich der Bahnfrage abgegebene Erklärung, keine Rechtsverletzung dulden zu wollen, sowie die beiderseits getroffenen militärischen Maßregeln lassen einen Blick auf die militärische Situation Bulgariens der Türkei gegenüber wohl angebracht erscheinen.

Nicht mit Unrecht wird selbst türkischerseits angenommen, daß Bulgarien im Kriegsfall vielleicht anfänglich Erfolge erzielen könne. Denn der große militärische Vorteil Bulgariens besteht darin, daß es seine gesamten Streitkräfte nicht durch das Meer getrennt, sondern auf seinem Gebiet vereinigt, und vermöge geringerer Entfernungen und besser gegliederten Bahnnetzes in unmittelbarer Bereitschaft hat, und während der Türkei in Europa nur die aktiven Truppen der 1. und 2. Division (Stambul und Yildiz) des I. Armeekorps*) und des II. und III. Armeekorps, und auch diese nur zum (allerdings größten) Teil zur sofortigen Verfügung stehen, hingegen die Truppen der übrigen Armeekorps (I., IV., V., VI., VII.) und der Divisionen von Tripolis und Hedjas durch das Meer und gewaltige, noch nicht von der Bahn überbrückte Räume von jenen getrennt sind, und überdies für die europäischen Truppen nur eine einzige in Monastir und mit zwei Zweigen in Mustafa Pascha und Uvac endende Bahnlinie benutzbar ist. Für Bulgarien läge es daher nahe, im Kriegsfalle das Gros seiner Streitkräfte möglichst schnell an der Südgrenze zu vereinigen und durch einen raschen Vormarsch auf das nur 32 deutsche Meilen Luftlinie entfernte Konstantinopel die Entscheidung herbeizuführen, während es zugleich die Balkanpässe besetzt hält und etwa eine Diversion auf Saloniki unternimmt, um die mit ihm sympathisierenden Elemente West-Rumeliens (Mazedoniens) zur Insurrektion zu veranlassen. Es würden ihm dabei vor der Hand zwar die Truppen der zweiten Division (Konstantinopel) und die des Gros des II. und III. türkischen Armeekorps in einer Gesamtfriedensstärke einschließlich Ihtiaz und Redifs 1. Klasse von zusammen etwa 152 000 Mann,

*) Die Rediftruppen dieses Korps sind sämtlich in Klein-Asien bis zur Mündung des Kisil Irmak dislociert.

Digitized by Google

8600 Säbeln und 990 Geschützen, jedoch unmobilisiert und unversammelt, gegenüberstehen; allein, man veranschlagt die Zeit, um erstere auf Kriegsstärke zu bringen, auf 6 Wochen. Jener Truppenmacht vermag Bulgarien bei einer Friedensstärke*) von 53500 Mann, 9100 Pferden und 324 bespannten und 108 unbespannten Geschützen, wie fachmännischerseits angenommen wird, 10 Tage nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls, mit 9 Divisionen zu 20000 Mann und somit 180000 Mann und 4000 Säbeln nebst 480 Geschützen und einer Kavalleriedivision von 3 Kavallerie-Brigaden mit 2500 Säbeln, sowie Etappentruppen und somit einer Feldarmee in Gesamtstärke von 215000 Mann und 8000 Reitern und 516 Geschützen gegenüber zu treten (nach beendigter Reorganisation der Feld-Artillerie mit 1110) und daher, schneller versammelt wie der Gegner, die genannten türkischen Armeekorps während ihrer Mobilmachung und der Erlangung der Kriegsstärke anzugreifen, indes sich hinter der Feld-Armee die Besatzungstruppen formieren. Allein, die numerische Überlegenheit der bulgarischen Feldarmee in dieser Periode des Krieges würde voraussichtlich durch die während ihres 10tägigen Vorsprungs bei den Fahnen eintreffenden Ihtiaz und Redifs einigermaßen ausgeglichen werden, auch ohnedies eine starke numerische Überlegenheit an Feldartillerie türkischerseits vorhanden sein. Gleichwohl würde die weit günstigere operative Lage des bulgarischen Heeres dadurch nicht aufgehoben werden. Überdies stehen ihm 18 Jahrgänge ausgebildeter Reservisten von je 24000 Mann zur Verfügung, so daß, selbst nach Abzug sehr starken Abgangs, die verwendbare Gesamtkriegsstärke der Mannschaften bei der Fahne und der Reserven auf 380000 Mann veranschlagt wird.

Dieser Kriegsstärke steht auf türkischer Seite eine solche von 1100000 Mann gegenüber, die sich aus 260000 Mann Nizam (stehendes Heer), 120000 Ihtiaz (Reserve des stehenden Heeres), 270000 Mann Redifs erster Klasse (Armeereserve), 360000 Mann Redifs zweiter Klasse und 90000 Mann Mustafiz (Landsturm) zusammensetzt. Ehe jedoch diese Heeresmacht aufgestellt und aus dem fernsten Kleinasien, Mesopotamien und Arabien herangeschafft und über den Bosporus bzw. das ägäische Meer transportiert ist, können viele Monate vergehen, so daß, wie erwähnt, Bulgarien in der ersten Periode des Krieges numerisch im Vorteil sein dürfte. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich der Qualität seiner Truppen.

Die bulgarische Armee, von Alexander von Battenberg neu geschaffen und gegen Serbien bei Slivnitza zum Siege geführt, wurde von seinem Nachfolger sorgfältig ausgebaut und besteht aus einem sehr kräftigen, kriegerischen Menschenschlag, so daß beispielshalber ihre Infanterieregimenter bei dem Gewaltmarsch auf Slivnitza fast 15 deutsche Meilen in 26 Stunden zurücklegten, bevor sie angriffen. Sie wird im Sommer in Lagern, in Feldmanövern und nach deutscher Methode im Schießdienst ausgebildet, auf den man besonders großen Wert gelegt hat. Das Soldatenmaterial der türkischen Armee ist zwar auch höchst ausdauernd, kräftig und gut diszipliniert; aber ihm fehlte bis jetzt jede Ausbildung in Feldmanövern und Schießübungen, und wenn die türkische Armee die griechische ziemlich leicht besiegte, so war dies die Folge ihrer numerischen Überlegenheit und der Minderwertigkeit jener. Auf organisatorischem Gebiete ist in neuster Zeit bekanntlich durch v. d. Goltz-Pascha viel und sehr Gutes geschehen, ebenso für die theoretische Ausbildung des Offizierkorps und auch für die praktische des Generalstabs durch Übungsreisen usw. gesorgt worden. Allein, eine Armee, der die Schulung in Feldmanövern und im Schießdienste fehlt, kann nicht als auf der Höhe der Ausbildung für den Krieg stehend bezeichnet werden. Auch ist der oberste Kriegsherr, der Sultan, der Armee mit Ausnahme der Yildiz-Division persönlich fremd; sie bekommt ihn nie zu sehen, während Fürst Ferdinand persönlich in seiner Armee wirkt.

Der Ausgang eines Kampfes zwischen zwei so verschiedenartigen Heeren ist daher zweifelhaft. Obgleich die Schnelligkeit des Auftretens mit anfänglich numerischer Überlegenheit und die bessere Qualität der bulgarischen Armee in vieler Hinsicht für deren ersten Erfolg sprechen, vermögen schließlich doch die erdrückenden Massen der türkischen Streitkräfte zur Geltung zu gelangen. Im russisch-türkischen Kriege 1877 verfügte ja auch die Türkei bei einem Friedensstand von nur 140000 Mann über einen Kriegsstand von nur 237000 Mann und konnte gleichwohl den letzteren ungeachtet der damaligen sehr schlechten Kommunikationsverhältnisse im Laufe des Krieges auf 750000 Mann bringen.

Wenn nun auch die bulgarische Armee sich im Frieden für den „Marsch nach Konstantinopel“ und die Erringung der nationalen Ziele der Unabhängigkeit, womöglich der Einverleibung West-Rumeliens und des Gelangens zum ägäischen Meere vorbereitet hat, so hat sie doch auch mit der Überwältigung oder Zernierung der sich ihr dabei entgegenstellenden türkischen Befestigungen zu rechnen,

Zunächst kommt Adrianopel, 5 deutsche Meilen von der bulgarischen Grenze im Maritzatal an der Straße nach Konstantinopel gelegen, strategisch besonders in Betracht. Die Stadt ist von den Türken mit einer Kette von Forts in einem Umkreise von 4 deutschen Meilen auf beiden Ufern der Maritza und Tunja umgeben. Nur im Süden gestattete das Tal der sich hier verbreiternden Maritza keine Befestigungen, so daß hier der schwache, den Bulgaren wohl bekannte Punkt der Festung liegt. Überdies sind ihre Werke zum Teil verfallen und zum Teil nur mit veralteten Geschützen armiert. Andrerseits aber beträgt die Friedensbesatzung Adrianopels 27000 Mann, und die Türken haben sich selbst hinter improvisierten Befestigungen (Plewna) stets sehr gut geschlagen. Aller Voraussicht nach würde Adrianopel nicht so leicht in bulgarische Hände fallen, wie man dies bulgarischerseits annimmt. 24 deutsche Meilen hinter Adrianopel und etwa 6 deutsche Meilen vor Konstantinopel schützen die befestigten Linien von

*) Nach den neusten Angaben des „Deutschen Offizierblattes“.

Digitized by Google

Tschadaldja, vom See von Derkos dicht am schwarzen Meere bis zum Marmarameer, die Hauptstadt. Sie sind auf den Flanken gut angelehnt und bestehen aus 4 Gruppen von Erdwerken, die zwar mit veralteten Geschützen armiert sind, immerhin aber Stützpunkte für die Verteidigung bilden. Allein, die Linien sind vier deutsche Meilen lang und noch fast in derselben Verfassung wie 1878, als Skobelew behauptete, sie mit vollstem Erfolge habe stürmen zu können, wenn der Waffenstillstand dies nicht erübrigt hätte. Konstantinopel selbst hat nur einige veraltete Defensionskasernen und Schanzen, darunter die Arab Tabia, ist im übrigen jedoch ohne jeden fortifikatorischen Schutz.

Wenn es daher zum Kriege gekommen wäre, oder etwa noch käme, so würde sich der Welt ein interessantes Schauspiel darin bieten, mit welchem Erfolge eine junge, gut ausgebildete, schlagfertige und manövrierfähige Armee, wie die bulgarische, dem in der Gesamtheit weit überlegenen, jedoch schwerfälligen türkischen Gegner, mit seiner vernachlässigten Landesbefestigung, seinen leeren Arsenalen, ungeschulten Truppen und verkümmerten Heeresdienstzweigen gegenüberzutreten vermag.

Die Strafwürdigkeit des Bankbruchs.

Zur Strafrechtsanwendung und -reform.

Von Dr. jur. **Walter Burmester** (Hamburg).

Große Konkurse aus letzter Zeit haben dazu geführt, daß man gegenwärtig in vorwiegend beteiligten Kreisen, z. B. in kaufmännischen Vereinen, auf eine wirksamere Sicherung des Kredits im Wege privater Kontrolle bedacht ist. Alle sozialen Stufen und Berufsklassen haben an der Verhütung der Konkurse und Konkursmißbräuche wesentliches Interesse, und daher fällt diese Aufgabe naturgemäß auch dem Staat als der Organisation der Gesamtheit zu; er verfolgt diesen Zweck namentlich durch die Bestrafung des Bankbruchs.

Unter seinen „Reformgedanken" hebt Professor Wach (Leipzig) in der „Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts, Vorarbeiten zur Strafrechtsreform" ohne nähere Ausführung hervor: Das deutsche Recht leidet ebenso wie das französische, spanische und portugiesische entgegen dem englischen und amerikanischen „an einer ungesunden Überschätzung des Bankerotts. Die Strafen sind barbarisch, selbst wenn man den übertriebenen Strafschutz des Vermögens gelten lassen wollte. Die Zuchthausstrafe von 1 bis 15 Jahren als Normalstrafe des betrüglichen Bankerotts steht im großen Mißverhältnis zur Strafe des Betrugs (StrGB. § 263) oder der Untreue (§ 266). . . . . Man wird vor allem den traditionellen klaffenden Strafunterschied zwischen diesen innerlich verwandten Delikten abzuschwächen, wenn nicht auszugleichen haben." Zur Erläuterung dieses Mißverhältnisses von Straftaten, die verwandte oder gleiche Merkmale aufweisen: der betrügliche Bankerott wird im Normalfall mit 1 bis 15 Jahren Zuchthaus, der ihm wesensähnliche einfache Betrug und ebenso die Untreue im Normalfall mit Gefängnis von 1 Tag bis 5 Jahren bestraft.

Wachs Standpunkt bedarf, zumal er an maßgebender Stelle weiteste Beachtung finden dürfte und weil gerade gegenwärtig in weiteren Kreisen dem Konkursunwesen entgegengearbeitet wird, nicht nur in juristischer Fachliteratur der Erwiderung. Die Strafwürdigkeit des Bankbruchs, die nicht eine Frage sozialpolitischer und berufsständischer Parteien bietet, ist auch nicht, wie nach Wachs Darlegung, in dem juristisch-logischen, grammatischen Verhältnis des Bankbruchs zu den Tatbeständen andrer Straftaten begründet, sondern in Momenten allgemeiner Rechts- und Wirtschaftslehre, wie sie die Praxis des Lebens unmittelbar ergibt.

Es ist geschichtlich erklärlich, daß die Strafbarkeit des Bankbruchs im Vergleich zum Vermögensprivat- und -strafrecht überhaupt jungen Alters ist; sie findet sich namentlich zuerst im 16. Jahrhundert. Der Bankbruch stellt sich als Kreditverletzung dar, und gerade unsre Wirtschaftsperiode ist durch die Kreditwirtschaft gekennzeichnet. Die Bankbruchstraftaten sind ein Produkt einer nationalökonomischen Entwicklungsstufe, in der sich der Güterumlauf durch wirtschaftlich und rechtlich ziemlich komplizierte Geschäfte vollzieht. So lange der Barkauf oder gar der Tauschhandel vorherrschen, fallen Leistung und Gegenleistung zeitlich zusammen. Hier ist kein günstiger Boden für „Schulden" im landläufigen Sinne, d. h. das Eingehen von zweiseitigen Verbindlichkeiten, deren Erfüllung der Leistung der Gegenseite zeitlich nachfolgt. Typische Beispiele sind der Käufer, dem der Kaufpreis gestundet ist, der Darlehensschuldner. Schuldenmachen galt ehemals vielfach als unehrenhaft. Schulden waren — stets im allgemeinen gesprochen — im wesentlichen die Folge ungeordneter Wirtschaftsführung. Im Zeitalter der Kreditwirtschaft sind sie dagegen zugleich ein charakteristisches ordnungsmäßiges Mittel für den Vermögensaustausch, ohne den fast kein gewerblicher Betrieb vermöge der modernen Gütererzeugung und -verteilung bestehen kann. Man denke z. B. an den Wechselverkehr, die wirtschaftliche Funktion sämtlicher Wertpapiere als Schuldenträger usw. Wenn Schuldenmachen zur allgemeinen Existenzbedingung wird, und die ökonomische Stellung des einzelnen gerade durch dieses Verkehrsmittel besonders weit in die wirtschaftliche Existenz der Mitmenschen notwendig und zwar zunächst nicht ordnungswidrig eingreift, andrerseits solches Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit und -willigkeit des Kontrahenten nur zu leicht getäuscht wird —, so bedarf dieser der Neuzeit eigne Vermögensverkehr wie die in andern Formen sich entfaltenden wirtschaftlichen Interessen nachdrücklicher Sicherstellung gegen Mißbräuche. Sie ist vornehmlich in einer strengen Bestrafung des Bankbruchs gegeben.

Der Wert der Strafe wird neuerdings für die Verhütung der Verbrechen vielfach unterschätzt, indem man hierzu eine grundlegende Veränderung der sozialen Verhältnisse, des „Milieus", in dem der

Digitized by Google

Missetäter steht, als Bedingung setzt. So betrachte man doch auch das Einschreiten des Staates selbst als einen wichtigen Milieufaktor! Ein Einblick in den Geschäftsverkehr lehrt, daß darüber, was „reelles“ und „unreelles“ Geschäftsgebahren ist, kaum Zweifel vorkommen, und gewiß ist lediglich die ethische Bewertung des Handelns das vornehmste und meist geübte Geschäftsprinzip. Andrerseits ist die Klasse derjenigen groß, die zwar unter staatliche Strafe gestellte Handlungen sorgsam vermeiden oder mit sicher wirkenden Mitteln zu umgehen wissen, sich dagegen nicht vor anderweitiger „Unreellität“ scheuen. Der Volksmund deckt solches Verhalten in kritischem Sinne: das sei eben „Geschäft“. So zeigt sich die entscheidende Bedeutung der Strafe für Tun und Lassen.

Wach definiert den Bankbruch dahin: er sei der schuldhafte Angriff auf Gläubigerforderungen durch Vereitlung der Befriedigungsmöglichkeit. Hiermit ist der Bankbruch jedoch nur allgemein als ein Vermögensverletzungsdelikt charakterisiert, wie es z. B. auch die Sachbeschädigung ist. Die Vermögensverletzung ist aber um so gesellschaftsfeindlicher, als ihr auf seiten des Täters eine Vermehrung seines Vermögens entspricht. So ist auch für die Bankbruchstraftaten ohne Rücksicht auf ihre Normierung im einzelnen und auf spezifisch-juristische, dogmatische Definition jener Art nach allgemeiner Würdigung das Bereicherungsmoment ein ausschlaggebender Grund für ein hohes Strafmaß. Nach v. Liszt beeinträchtigt der Bankbrüchige die Forderungsrechte seiner Gläubiger durch schuldhafte Verminderung oder Verschleierung seines Vermögensbestandes. Die einzelnen Bankbruchstraftaten sind vielmehr gerade geeignet, die gegenüber früher freilich minderwertige Lage des Bankbrüchigen unrechtmäßig zu verbessern! Wie hoch der Gesetzgeber das Bereicherungsmoment einschätzt, zeigt die Urkundenfälschung u. a.: die einfache wird mit Gefängnis bestraft, die gewinnsüchtig begangene mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren.

Der Bereicherungsstraftäter, der, wie z. B. der Arbeitslose, in wenig komplizierten Rechtsverhältnissen steht, wird vornehmlich stehlen oder gar rauben. Regelmäßig aus komplizierteren Rechtsverhältnissen heraus (wie Kauf, Dienstvertrag, Werkvertrag) werden (wenigstens tatsächlich) Betrug, Unterschlagung, Untreue begangen. Endlich: ein Gewerbetreibender, der wie jener Dieb oder Betrüger in wirtschaftlicher Bedrängnis steht, nimmt Kredit auf, dem er nicht gewachsen ist, und begeht Bankbruch, wodurch er sich ungerechtfertigte Vermögensvorteile zu verschaffen unternimmt. Auch der Indeterminist wird zugeben müssen, daß wenigstens die Art der strafbaren Bereicherung (Diebstahl, Betrug, Hehlerei, Bankbruch) im wesentlichen in den dem Täter sich bietenden äußern, namentlich in den sozialen Verhältnissen begründet ist. Das Moment für die Strafbemessung des Bankbruchs liegt nicht in seinem juristisch-logischen, grammatischen Verhältnis zu den Tatbeständen andrer Delikte, sondern in dem höheren oder geringeren Grade der gesellschaftsfeindlichen, zum Schaden andrer unternommenen Bereicherung. Von diesem Gesichtspunkt ist für die Strafwürdigkeit der betrügerische Bankerott nicht mit dem einfachen Betrug, sondern etwa mit Diebstahl oder Betrug im wiederholten Rückfall oder der gewinnsüchtig begangenen Urkundenfälschung (Zuchthaus bis zu 10 Jahren) mindestens gleichzusetzen oder ihnen vielmehr, wie nach dem Strafgesetzbuch, überzuordnen. Das Vorgehen des Bankbrüchigen ist regelmäßig eine Summe zahlreicher, nicht nur zweier oder dreier Bereicherungshandlungen, in demselben Zeitraum meistens begangen, in dem ein andrer wirtschaftlich Bedrängter gar oft wegen Betrugs oder Diebstahls im Rückfall zum Zuchthäusler wird. Die den Mitmenschen durch Bankbruch entzogenen Werte wiegen die Erfolge aller andern Bereicherungsstraftaten bei weitem auf, und auch vom subjektiven Standpunkt der Schuld ist das besonders nachdrücklich und planmäßig betätigte Verhalten, seinen Vorteil zum unabsehbaren Nachteil weitester Kreise zu wahren, straferschwerend. Es bedarf keiner näheren Darlegung noch der Anführung aktueller Beispiele dafür, wie der Bankbrüchige die Existenz der eigenen Familie, der Verwandten und hilfsbereiten Freunde oft untergräbt, wie nicht nur die unmittelbaren Gläubiger, sondern durch deren in fortlaufender Kette bedingten Vermögensschwierigkeiten immer weitere Kreise in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Strafwürdigkeit der Vermögensdelikte mag im geltenden Recht im allgemeinen überschätzt sein. Das Verhältnis der Bankbruchstrafen zu denen andrer Bereicherungsstraftaten ist jedoch wegen jener regelmäßig zutreffenden Momente richtig gewürdigt. Mildernde Umstände kommen ja tatsächlich fast als Regel zugute! Da alle Klassen und Stände an einer wirksamen Bestrafung des Bankbruchs wesentliches Interesse haben, wollten wir die Frage mit jenem Hinweis auf die sozialen äußeren Umstände nicht in den Kampf sozialpolitischer und berufsständischer Parteien hinübergespielt haben.

Große Kunstausstellung Dresden 1908.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

II.

Was soll ich sagen dieser Unmasse von Bildern gegenüber? Man ist schon ungerecht, wenn man das eine nennt, und das andere übergeht. Also nichts wie ein paar Apostrophen über ein paar ausgeprägte Eigenarten, die natürlich so vieles überragen, was auch gut ist. So brav und gut. Aber die stärkere Individualität entscheidet. Das stärkere Temperament. Ein Wirbelwind von Leidenschaft fährt bis in den Pinsel und führt einen Sturm herauf, gewaltsame Bewegungen und Linien, ein heftiges Kolorit, glänzend zwar, aber ein wenig brutal. Schön ist kein Begriff. Slevogt ist ein solches Temperament. Schön, darüber läßt sich streiten. Schön kann auch anders sein. Aber daß ein unbändiges künstlerisches Temperament darin steckt, darüber ist keiner im Zweifel. Das Publikum fordert Maßstäbe, um sich über die Werke der Künstler

Digitized by Google

zu orientieren. Um der Fülle von merkwürdigen und oft schier unfaßlichen Erscheinungen gegenüber sichere Anhaltspunkte zu gewinnen und Qualitäten zu unterscheiden. Das Verlangen ist berechtigt. Die alte Kunst hatte ein ganz bestimmtes Kanon, eine Art von Harmonielehre, um Schöpfungen auch der bildenden Kunst und vor allem der Malerei auf ihre wahre Gesetzmäßigkeit festzulegen. Wie in der Musik, wurde auch in der Architektur, in der Malerei und in der Plastik eine bestimmte Tonleiter gesucht und der rythmisch mathematische Zusammenhang ergründet, der nur transzendental gefunden werden konnte. Zweifellos bestehen in diesen Künsten gewisse geheimnisvolle und gemeinsame Gesetzmäßigkeiten. Der Versuch der Alten, diese transzendentale Übereinstimmung in bindenden Formeln festzulegen, spricht für die sehr frühe Erkenntnis, daß sowohl der farbige als auch lineare Ausdruck einer bestimmten Rythmik unterworfen ist, ganz ähnlich wie das musikalische Kunstwerk. Die allgemein verbindlichen Formeln führten zwar zur Meisterschaft, aber auch zu einer byzantinischen Erstarrung, die obendrein durch die unveränderlichen Kultzwecke noch erhärtet wurde. Wenn es auch in unserem Zeitalter des Individualismus nicht möglich und nicht wünschenswert ist, die Kunst in einen solchen Starrbann zurückzuversetzen, so kann doch nicht die Tatsache geleugnet werden, daß der Künstler auf das geheimnisvolle Gesetz der Harmonie achtet, auf die Tonleiter gleichsam, die in seinem persönlichen Empfinden begründet ist. Zum Beispiel: Ich fahre in einem Wagen durch eine grüne Landschaft, sagen wir durch die Umgebung Salzburgs, durch Wälder, durch Täler. Ein Grün bleibt in meiner Erinnerung haften. Ein ganz bestimmtes Grün. Trübner! sage ich sofort, und aus jenem Grün in einer gewissen Stunde, in einer gewissen Beleuchtung, folgert eine ganze Melodie von Grün in Grün. Aber noch andre Farben treten hinzu, blau, gelb, braun, rot, starke, klare Farben, aber sie haben alle in einer gewissen geheimen Verbindung mit jenem Grün oder mit jener Folge von Grün zu tun. Unter hunderten und tausenden von Bildern muß man sofort einen Trübner herausfinden, so logisch, so unabänderlich ist die Gesetzmäßigkeit seiner Farbe in dieser Skala, die ausschließlich die Eigenart dieses einen ganz bestimmten Künstlers ist. Daher sage ich von Trübner, daß er Stil hat. Ich sage das natürlich auch von Liebermann, wenngleich oder vielleicht gerade weil seine persönliche Note oder seine Skala, aus der sich sein farbiger Expressionismus bewegt, anderer Art ist. Ich sage das auch von den überaus vornehmen Valeurs des Grafen Kalckreuth, den feinen Interieurstimmungen seiner Bilder, die keineswegs an dem Gegenständlichen hangen, sondern an der subjektiven Ausdrucksweise des Künstlers, und ich sage ein Gleiches zu dem zelesten Ludwig von Hofmann, bei dem alles, Gebärde, Bewegung, Linie, aber auch der Zusammenklang von zarttönenden Farben unendlich musikalisch gestimmt ist. Eine leichte, beglückende Atmosphäre ist in seinen Bildern, die voll Wahrheit sind und dennoch unirdisch bis zur leisen Verzückung. Diese Rosse, diese Jünglinge, diese Mädchen und schließlich dieses Grün und dieses Rot und dieses Schwarz mit dieses durchsichtigen Gelb, alles ist in einer leichten, feinen Harmonie gebunden. Voll Nerven und voll Klassizität. Modern und klassisch. Und ein Ähnliches wüßte ich auch über die Künstler der Scholle zu sagen, natürlich mit den Hinweis, daß dort der Grundton ganz anders liegt, sehr viel robuster, wie etwa ein frischer Strauß Bauernblumen neben den zarten Blüten Hofmannscher Kunst. Oder über Leistikow, auf dessen stilistisch groß zusammengefaßten Bildern ein dunkler Akzent von Schwermut lastet, der nicht bloß durch die märkische Landschaft gegeben ist. Gewiß läßt sich das Gleiche, entsprechend modifiziert, über jeden Künstler sagen, auch wenn die persönliche Eigenart nicht so stark ausgeprägt ist. Wir haben uns in der Tat, wenn die Kunstbetrachtung nicht schauderhaften Irrtümern preisgegeben sein soll, nicht mit einigen allgemeinen Grundsätzen abzugeben, in der Meinung, daß sich alles über einen Kamm scheren läßt, sondern wir haben von den Bedingungen auszugehen, die jeweils in einer bestimmten Persönlichkeit gegeben sind. Instinktiv folgt der Künstler dem Gesetz in ihm, und glücklicherweise besteht keine Aussicht, die unberechenbaren Erscheinungs-Möglichkeiten in irgend eine vorgefaßte Formel zu bannen. Der Betrachter hat sich, wenn er in das Werk eindringen will, auf den Ton zu stimmen, der in dem Werk gegeben ist. Wenn er das nicht kann, dann ist ihm nicht zu helfen. Wir haben nicht nur einige Gesetzmäßigkeiten zu kennen, sondern ebenso viele, als es Individualitäten gibt. Ob sie uns gefallen, ist keine Frage, die in der künstlerischen Beurteilung mitzusprechen hätte. Wieviele lächerliche Urteile würden erspart geblieben sein, wenn sich die Kunstkritik das immer vor Augen halten würde. Tagtäglich lesen wir mit Ärger, wie die Kritik, die sich an einem bestimmten Künstler satt gesehen hat, den andern nicht mehr verstehen will, weil dieser andre ganz anders ist. Weil er sein Schaffen in ganz andern Tonleitern aufbaut. Namentlich auf dem Gebiet der Architektur, wo im Prinzip ebensolche Gesetzmäßigkeiten vorliegen, erleben wir das. Und die Kritik ist ärgerlich darüber, daß die Wiener nicht so sein wollen wie die Belgier oder Norddeutschen, oder wie die Schweizer. Freuen sollten sie sich doch darüber, daß eine solche Vielheit des Ausdrucksvermögens, eine solche Fülle der Offenbarung besteht. Tatsächlich ist die Mannigfaltigkeit gar nicht so groß; groß ist nur das Heer der Nachtreter, der Halbtalente, der Viertteltalente, derjenigen, die immer zuerst auf die andern sehen müssen und alle Vierteljahre in einer andern Maske erscheinen. So wie es ein ganz untrügliches Gefühl für die Folgerichtigkeit in der Offenbarung eines bestimmten eigenartigen Temperamentes gibt, ein scharfes Unterscheidungsvermögen für die Echtheit der Qualität, ein untrügliches Organ für die unerklärliche Gesetzmäßigkeit des individuellen Ausdrucks und seiner persönlich bedingten Skala, so gewährt gerade diese Erkenntnis die absolute Verläßlichkeit, den echten Ton vom falschen zu unterscheiden, die leere Routine und das drangvolle Bekenntnis auseinander zu halten, äußerlich übernommene oder auch nur im Schülerverhältnis angewandte Manier oder Mode zu merken und nicht in die Fehler der Über- und Unterschätzung zu geraten.

Digitized by Google

Was in der Dresdner Ausstellung besondre Beachtung verdient, sind die Dresdner selbst. Auch hier treffen wir fast nur alte Bekannte. Gotthard Kuehl. Intim wie seine Interieurbilder ist der Raum, in dem sie hängen. Alles ist wohnlich gestellt wie in einer alten Stube, auf ihren Geist gestimmt, den seine Bilder reflektieren. Ja, eigentlich ist der ganze Ausstellungsraum selbst ein Bild. So sind das Chromgrün der Holzteile, der alte Eckschrank, bauernhaft barock, mit dem alten Porzellan darin, die grüne Truhe, die metallenen Kannen und Krüge, die Verschossenheit der Farben, wodurch die Dinge so harmonisch zusammengehen, kurz all die liebenswerten alten Requisiten, die in seinen Bildern vorkommen, das Gerümpel, das von zärtlicher Hand geordnet und behütet so viel verträumte Poesie ausbreitet und so dankbare malerische Reize erschließt. Hier war Kuehl Entdecker. Hier ist er Alleinherrscher. Auch der Bilderraum von Eugen Bracht ist interieurmäßig gestimmt, aber um wieviel stimmungsloser, nüchterner sieht es hier aus, trotzdem Farbe, Raum und Bilder gut zusammengestimmt sind. Die fatale Interieurstimmung der siebziger Jahre ist hier zu Hause. Ich habe nur die dunkle Empfindung von einem fahlen Braun und Grau, die mir in dieser Zusammenstellung ein Unbehagen verursachen. Ich kann mir nicht helfen, zu Brachts Landschaften habe ich nicht das geringste Verhältnis. Die imposanten Alpen erkenne ich in einigen und doch gehe ich leer und unbefriedigt weg. Die Alpen kann man nicht malen, lautet eine allgemeine Meinung auch unter den Künstlern. Ich bin überzeugt, daß *man* die Alpen nicht malen kann. Nur Segantini hat es vermocht. Auch Hodler vermag es. Und es wird sicher einmal ein anderes unbescholtenes Genie kommen, das die zauberhafte Schönheit dieser Gebirge entschleiert. Was haben doch die Japaner mit ihrem Berg Fuyama gemacht? Unerschöpflich sind die künstlerischen Gesichte, die sie ihrem Gebirge verdanken. Und da versichern uns die Maler, man *kann* die Alpen nicht malen. Wie sehr ich ihnen das glaube! Ich habe auch für Hans Unger nichts übrig. Er ist dekorativ und ich habe schon manche fremde Einflüsse bei ihm gespürt. Aber bei ihm ist es immer bei einer leeren, etwas theatralischen Pose geblieben. Zwintschers symbolischer Stil ist zweifellos überlegen, durchaus apart, wenn auch Gedankenmalerei, die leicht an die gartenlaube streift. Wer hätte es gedacht, daß Böcklin jemals Gartenlaubereif würde? Dann ist die Gruppe der Elbier hier zu Hause, geschmackvoll und tüchtig. Als was sie seit jeher bekannt sind, mit Dorsch, der immer mit aparten Stimmungen gefangen nimmt, mit Wilckens, der wie viele seiner Art die Schilderung der Heimat sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, und außer diesen, die eigentlich Zugewanderte sind, noch eine Reihe von Dresdner Künstlern, mit einer Reihe sehr ansehnlicher Studien, namentlich landschaftlicher, die unbestritten recht erfreulich sind, und auch durchaus nicht aufregend. Robert Sterl erweckt unter ihnen als das stärkste koloristische Temperament das meiste Aufsehen. Sehr erfreulich ist die graphische Abteilung. Sie ist mit sehr viel Geschmack und in einer immerhin strengen Auswahl zusammengestellt. Der gewandte Virtuose Orlik ist wie immer eine Sensation, aber auch die sehr feinen Blätter von Schmoll von Eisenwerth sind ein Vergnügen. Und nicht nur diese. Es sind noch viele andre Arbeiten da, und sie haben alle eine gleiche und ziemliche Höhe. Die japanische Ausstellung ist kaum mehr als eine bloße Zufallssache. Ein paar bekannte Sammler haben ihren Besitz zur Verfügung gestellt und weder die Aufstellung noch die Buntheit der Dinge fordert zu einer eingehenden Vertiefung auf. Man geht wie in einem Laden herum und sucht sich in dieser Vielheit das heraus, was einem gerade für den Augenblick liegt. Und schließlich ist Plastik und Architektur der Dresdner Künstlerschaft zu sehen. Ein durchaus anständiges mittleres Niveau, hinsichtlich der Architektur auf ein mehr fachliches und vor allem lokales Interesse zugeschnitten. Irgendwelche Erschütterungen künstlerischer Natur sind von hier aus nicht zu erwarten. Auch nicht in der Plastik, trotz Wrba. Aber innerhalb der Tradition und Akademie eine unzweifelhafte Anständigkeit, ein kleines Maß von individualer Freiheit, aber von irgendwelchen genialen Auswüchsen sorgfältig rein und säuberlich gehalten.

Abraham a Santa Clara als Wiener.

Von Ott. Stauf v. d. March (Wien).

So viel auch über Pater Abraham a Santa Clara an Anekdoten und launigen Zügen erzählt wird, so sind doch seine Werke noch fast gar nicht ausgebeutet worden für die Zwecke kulturhistorischer Forschung, für die ein gewaltiges Material in ihnen aufgespeichert ruht. Demjenigen, der das gesellschaftliche Leben der Leopoldinischen Zeit bis ins Kleinste kennen lernen will, bieten sich dort die kostbarsten Aufschlüsse dar. Aber nachdem es heute zur Gewohnheit geworden ist, auf das Alt-Wiener Wesen loszuschimpfen, befürchte ich, daß auch aus dem guten Pater Abraham nur Anklagematerial gegen die liederliche Phäakenstadt gezogen werde, wenn ich nicht vorher ausdrücklich darauf aufmerksam machte, daß der Prediger meist von Verirrungen und Sünden *abmahnen* will und darum in der Regel nur Anlaß findet, Beispiele solcher Art anzuziehen. Es fehlt ja in seinen Schriften gewiß nicht an zahlreichen Stellen, die von seinem für Wien und Österreich heißglühenden Herzen genugsam zeugen, hier aber ist er eben der predigende, strafende Mönch.

Ich schlage sein letztes Werk auf, das „*Abrahamische Gehab' Dich wohl!* oder Urlaube", das nach des Verfassers Tode 1729 bei Georg Lehmann in Nürnberg herauskam. Es ist eine Sammlung von „Discursen" über verschiedene religiöse und moralische Gegenstände und trägt das hübsche Motto:

„Schaue hinein, und lise das,
Und mach Dir ein Knopf auf die Nas!"

Erstlich spricht er von der Faulheit und nimmt besonders Dienst- und Handwerksleute aufs Korn. Jene lassen sich heute gar nichts mehr sagen, auf ein paar scharfe Worte „hängen sie gleich das Maul" oder

Digitized by Google

„werfen gar den Strohsack für die Tür," nur dann sind sie fleißig, wenn es gilt, einen tüchtigen Griff in der Herrschaft „Schmalz-desn" zu tun, daß dann bei ihren heimlichen Jausen die Strauben-Krapfen so fett werden, als wären sie den Augenblick „aus dem Schlaraffenland" gekommen. Freilich übertreiben die Frauen auch ihre Anforderungen. Während die Juden am Sabbath kein Licht zu brennen wagen, heißt es bei unsern Frauen: „Zimmer putzen, Stiegen putzen, Lichter putzen, Leuchter putzen, Teller putzen, Schüssel putzen, Kandel putzen, Becher putzen, Hafen putzen, Tisch putzen, Bänk putzen, Sessel putzen, — ei, so putz!" — Aber auch Meßner und Kirchendiener sind faul, Altäre und Vorhänge sehen oft aus, als stünden sie ein ganzes Jahr „in der Mühl voll Staub". Das „sonst andächtige, weibliche Geschlecht" läßt nicht minder zu wünschen, besonders die Spiegelguckerinnen, die den halben Tag über betrachten, wie ihnen das Lachen anstehe und „dabei ein Maul machen, wie ein halber Mondschein", die singenden und lachenden „Canari, die gar viel Futter kosten". Die Faulsten seien indes die Maurer und Zimmerleut, die da glauben, ein Wunder getan zu haben, wenn sie „in einem halben Tag zwei Löcher bohren". Müßiggang ist ein Feind der freien Künste und Lehrmeister aller Sünden. Dazu gehört auch das falsche Urteil, das heute einem jeden angehängt wird: Jener Geistliche ist den Leuten zu ausgelassen, jener Kaufmann zu betrügerisch, jener Künstler zu versoffen (!), jener Advokat zu gewissenlos. Ein Andächtiger heißt gleich ein Gleißner, ein Wohltätiger ehrsüchtig, wer seinen Feinden verzeiht, eine „Löthfeigen". Gehen zwei Priester abends durch die Straßen, sagt man: „Holla! die Pfaffen seyn gewiß bey einem Schmauß gewesen, schauet, wie der Frater Narciß so rot im Gesicht ist; bey denen Pfaffen setzt es halt immerdar Lätare!" Wird eine Flasche Wein ins Haus getragen, heißt es, „bei solcher Lampe betet man keinen Rosenkranz! Wenn der Bacchus einheizt, räuspert sich die Venus gern; die Wittib ist noch jung!" Geht eine Bürgersfrau am Ostertag etwas säuberer in die Kirche, gleich zischelt das falsche Urteil: „Wie sich die Zäschn nicht spreizt! Ihr Mann ist bei der Garderobe, da kann man bald einem Manteau auf den Schwanz schlagen und macht dem Weib ein neues Kleid daraus!"

Gar drollig werden die lauen Christen geschildert, welche den sonntäglichen Gottesdienst versäumen oder bei demselben sich in weltliche Gedanken verlieren. Dem einen fällt während der Messe ein, wenn er doch auch so eine reiche Wittib erwischen könnte wie sein Nachbar, da muß er „mit lauter Unwillen beten". Der andre kann nicht nüchtern in die Kirche; ein paar Brauwürste, fein in Senf gebraten und ein Halb Wein dazu, das stärke ihn aber, daß er drei Messen aushalten könne. Den dritten interessiert der Prediger nicht: das sei stets die alte Leier: Ihr Pfaffen habt gut predigen; Euch läutet man zum Essen, ein andrer muß selber schauen, wie er dazu kommt. Auch die Vornehmen machens lässig mit dem Gottesdienst. Die hochadlige Dame ist um Mitternacht von einer Gesellschaft nach Hause gekommen, wo sie von den delikatesten Bißlein eine ziemliche Portion zu sich nahm, nun schläft sie bis 10 Uhr, setzt sich dann an den Nachttisch zum Spiegel, zwingt die Haare durch die Pomade in die Höhe, putzt, stutzt, ziert, schmiert sich, besteckt sich mit kostbaren Haar- und Zitternadeln, bis alles von Silber und Gold glänzt, endlich kommt sie wie ein gestirnter Himmel um 12 Uhr in die Kirche, setzt sich vorn in den großen Stuhl, damit sie jedermann sehe und von allen gesehen werde, der Lakai legt ihr eine Bibliothek von Betbüchern aus einem rotsamtnen, goldbordierten Sack vor, indes hat der Kaplan seine Weisung erhalten, er soll eine geschwinde Messe lesen. Während derselben aber denkt sie, wo heute Gesellschaft, was für eine Komödie, welche Visiten zu machen wären! Andere Politici und Staatsleut kehren mit ihren gepuderten Perücken dem Altar den Rücken, bieten sich Tabak an, lesen Zeitungen oder Briefe, lehnen an den Säulen, schauen die neuen Moden an, winken den hübschen Frauenzimmern zu, — das ist der Gottesdienst bei den adligen Personen.

Nachmittags legt sich das gemeine Volk schlafen, um dem angeschoppten Wanst Verdauung zu gewähren. Andere setzen sich zum Spielen, gehen Sommers in die Gärten und Kegelstätten: „Es sauffen die Eltern, es sauffen die Kinder, es saufft der Diener, es saufft die Magd, der Gesell, der Meister, der Richter, der Geschworne. Beim Heimgehen werden ihnen die Gassen zu eng, der verliert den Degen, der die Perücke, nachts aber gibt es erst Raufhändel, Degenwetzen, Hauen und Schießen, Zank unter den Eheleuten, denn der Festtag ist ein Fraßtag geworden."

Im Kapitel vom Lügen schildert er die Gewerbsleute. Der Tischler verspricht den Kasten für übermorgen, nachdem er so lange um die Arbeit gelaufen ist. Das Geld hat er halb versoffen, nach einem Vierteljahr ist noch kein Brett gekauft. Der Buchhändler sagt, das Werk sei „die neueste Edition", ist aber eine alte Scharteke mit einem frischen Titel dran. Die Leinwandhändler verhängen nicht umsonst ihre Fenster: wenn man die Ware bei Licht erschaut, wäre sie gut zum Strohsacklicken. Alles lügt! Die schöne Braut erweist sich nach der Hochzeit „gut zum Hasenfangen", wenigstens bliebe den armen Tieren der Balg ganz, weil sie die Zähne beim Schlafengehen auf den Tisch legt. Wo von der schlimmen Gelegenheit die Rede ist, die da böser ist als der Teufel selbst, hat es der gute Pater scharf auf die Komödien, die Extempore-Schauspiele, die allerdings alles Unflates Heimstätte waren. Er erwähnt auch ein Lieblingsstück dieser Bühnen, den „Dr. Faust", — das ist ganz und gar nichts Verliebtes, meint die Lisette, als sie die Frau Mutter bittet, sie nur heute ins Theater gehen zu lassen. Aber es ist doch gefährlich; der Aufputz und die frechen Gebärden der Komödiantinnen geben Gelegenheit zu üblen Gedanken. Den Wurm des nagenden Gewissens sieht der Prediger in allerlei Gestalten, bei allen Ständen; aber das Gewissen ist wie ein Stadeltor, wo die großkopfeten Sünder mit Roß und Wagen können durchpassieren. Wie ziehen doch die Frau Kunigund und die Jungfrau Margaretha so prächtig daher? Die Einkäuferin und

Digitized by Google

die Köchin? Sie tragen reiche Hauben mit goldenen Borten, einen Schlafrock von Parterra-Zeug, zwei abgesteppte Ober- und Unterröck und ein kostbar verbrämtes Mieder. „Wenn Eure Besoldung zweimal im Jahr sollt' Junge haben, würd es doch nicht erklecken." Da fehlt denn auch das Thema von der Korruption nicht: „Es kommt zu jetziger gold- und geldvernarrten Welt fast kein einziger Künstler und Handwerks-Mann bei einer Herrschaft mehr in die Arbeit, er muß denn spendiren, dem Agenten spendiren, dem Sekretär spendiren, dem Hofmeister spendiren, dem Laquay spendiren; der Mahler muß ein künstliches Bild spendiren, der Kauffmann muß einen reichen Zeug spendiren, der Tischler muß einen Nußbaum-Kasten spendiren, der Schlosser muß englische Schlösser spendiren, der Haffner muß Porcelan spendiren."

Köstlich beschreibt Abraham eine echte Wiener Landpartie, wo er von der schlechten Erziehung der Kinder spricht. Ich nehme das Bildchen, wie es ist, aus dem Rahmen: „Im Sommer setzt man sich unter die Bäume und in den Schatten, es kommt der Vatter, es kommt des Vatters Schwager, es kommt der Mutter ihre Schwester, es kommt die Frau Gevatterin, es kommt ein oder anderer Schmarutzer und Schmäcks-Brätl etz. Da setzen sich die Alten zusammen, fressen und sauffen wacker und leuchten ihren Kindern statt des guten Exempel mit einen angefüllten Seidel-Stutzen vor, lassen sodann die Kinder auch trinken: trink nur brav, Mariänderl! sagt die Mutter, und du Hännserl trink nach Durst, mein! lasset doch die Kinder trinken, es geschieht ja nicht alle Tag, der Wein ist gerecht, Frau Gevatterin! Salus, er wird nicht schaden, ich versichers. Endlichen auf so vieles Rund- und Bundtrinken tut der Wein das Sein, und da die Spielleut unterdessen stimmen, kommt der Wein gar von den Kopff in die Füß. Geh Hännserl, spricht abermahl die Mutter, nimm die Mariänderl bey der Hand und tantz eines mit ihr, schau, sie wird einmahl deine Liebste werden, thue ihr fein schön; mithin tantzen die Kinder untereinander und weder Bub noch Mägdl schämet sich im Geringsten auch bey Anwesenheit der Eltern einander zu küssen, so daß man schon bey der noch unschuldigen Jugend des Teuffels seinen Tummel-Platz siehet."

Zuweilen bespricht der Pater Szenen und Vorfälle, welche uns sehr deutlich in das damalige Leben und Treiben versetzen. So findet sich die lebendige Schilderung eines Nikolo-Abends in einem vorstädtischen Bürgerhaus, wobei der in den Häusern herumziehende heilige Bischof von Myra samt seinem Gefolge von Engeln und Teufeln sich zuletzt als Diebe entpuppen, die zum Glück erwischt werden und nun „nach Galgata" reisen müssen. Ein andermal wird beschrieben, wie es die Charlatanärzte und Quacksalber in ihren Buden auf offnem Markte treiben, zuerst Pickelhäring und Harlequin mit Colombinen verschiedene lustige Discurse halten, um das Volk herbeizulocken, dann aber der Arzt seine Wundermittel anpreiset. Das leitet den Redner auf den Jahr- oder Pfingstmarkt, wo er mannichfache Einkäufe verteilt, darunter „Waderln" (Fächer), auf denen der Liebesgott gemalt ist, welcher tote Kohlen mit dem Blasbalg anfacht für die alten Jungfern.

Am liebsten kommt der Prediger auf das Erbübel seiner Schäflein zurück, auf den allzu reichlichen Dienst des Magens. Ein eigener Diskurs lautet von dem herrlichsten Gastmahl und, obwohl er das natürlich im geistlichen Sinne versteht, ergeht sich der gute Pater im ganzen Kapitel in umständlichen und liebevoll ausgeführten Schilderungen von allerlei Schnabelweide, ja, er gibt uns sogar einen genauen und sehr langen Speisezettel damaliger Wiener Küche. Nebenbei gesagt, vernehmen wir, daß die noch heute beliebten Indianerkrapfen schon damals den Namen führten. Solch ein Tafelheld war krank geworden und schien zum Ende zu gehen. Da liefen die Schmarotzer davon, seine Umgebung aber geriet in große Verwirrung. Man eilte in die Apotheke und um einen Geistlichen; eines der Weiber riet, weil das Übel vom Essen komme, solle man einen silbernen oder vergoldeten Magen zu einem Gnadenbilde schicken. „Nein", sagte die andre, „lieber einen silbernen Bauch, denn es reißt ihn im Leib". Man bewunderte die Freiheit des Denkens, die der geistliche Mann selber in seinen humorreichen Schilderungen bekundet! Schüttelt er doch das Laster unerschrocken, wenn er es auch im eignen Stande findet, und hat strenge Worte gegen liederliche Priester. „So lang sich das alte Christentum", sagt er, „mit hölzernen Altären begnügte, waren goldene Zeiten, wo man heut zu Tag den abscheulichen Wust der Sünden mit Marmor und Alabaster bedecket, und die schwartze Gewissensflecken mit kostbaren Altar-Blättern verhüllen will" — Worte eines Mönches, die aber nicht hinderten, daß der edle Kunstfreund Abraham in seiner Augustinerkirche in Wien und in seinem Kirchen-Neubau zu Maria-Brunn die marmornen den hölzernen vorzog. —

In einem fürnehmen Hause gibt es einen Maskenball, auf den Tischen Speisen, daß ein paar Dutzend hungriger Bauern satt werden könnten; die Gäste waren Chineser, Japaneser, Italiener, Mahomedaner, Kalmuken, Heyduken, Slowaken und allerlei Nationen und Professionen, Spiegel gabs, daß sich die Göttin Venus darin hinten und vorn beschauen könnte; die Frauenzimmer kamen in schwäbischer und bäurischer Tracht. Als nun der Pater den Musikanten bei der großen Baßgeigen, der gerade „an einem Kapauner-Biegel kiefelte", fragte, was für Leute das wären, erhielt er den Bescheid: sie begraben den Fasching, morgen lassen sie sich Asche auf den Kopf streuen; den andern Tag kommen die Masken von gestern in den Beichtstuhl und der Pater hat nichts zu tun, als vom Fasten zu dispensieren, denn der schwache Magen leidet's nicht; da die kranke Frau Fleisch essen darf, müßten zweierlei Küchen aufgeschlagen werden, das leidet der Geldbeutel nicht; die Gesellen kriegen schon Stockfisch und Kraut, aber ich und mein Mann vertragen's gar nit.

Kein Zweifel, Abraham a Santa Clara sah klar und richtig in die Fehler seiner Zeit. Sein Stand hat ihn nie gehindert, ein offnes Wort auch in kirchlichen Sachen auszusprechen. Folgendes, das er gegen leichtsinnige und gewissenlose Eltern redet, die ihre Kinder

Digitized by Google

ins Kloster stecken wollen, um der Sorge für sie los zu werden, eröffnet uns einen trüben Blick in die damaligen Zustände: Manche Simpliciana, meint er, liegt ihrem Gatten an: „Schau, Vater, die Zeiten sind schwer, unser Hansl ist schon in der sechsten Schul', der Bub' wird groß, frißt mehr als alle andern. In einem Kloster wär's halt recht für ihn, denn wer hat's jetziger Zeit besser als die Pfaffen? Essen und Kleider, nichts zu sorgen, und vielleicht kann der noch Prälat werden! So ist uns allen geholfen. Der Präzeptor sagt zwar, daß der Schlingel nicht viel lernt, aber im Kloster werden sie ihn schon dazu treiben, besonders wenn er gut Essen und Trinken hat; der Bub' wird auseinandergehen wie ein Dudelsack."

Und mit welcher bittern Ironie gibt er uns das „lächerliche Vaterunser etlicher Hausväter", die da tausenderlei weltliche Gedanken einmischen, wenn sie gewohnheitsmäßig in der Kirche sitzen! Es ist ein Meisterstückchen: „Vater unser, der Du bist in dem Himmel. — Ich bin jetzt in der Kirchen, wer weiß, wie es zu Hauß zugehen wird, wenn die Katzen auslauffen, so dummeln sich die Mäuß. — Geheiliget werde Dein Name. — Wahrhaftig! Wer soll sich doch des Scheltens und Fluchens enthalten können? Die Dienstboten seynd jetziger Zeit des Teuffels, ich muß einen andern Boden legen, sonst gehet meine Wirtschafft auf Stelzen. — Zukomme uns Dein Reich. — Ich mag mich plagen, wie ich will, so kann ich gleichwohlen nicht zurecht kommen, mein Nachbar hat eine bessere Hanthirung als ich. — Dein Will der geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden. — Ja! wenn ich allzeit meines Weibs Willen folgte, würde ich bald zum Bettler, ich bin kein Narr, sondern ein Mann, es muß nach meinem Kopf gehen. — Gib uns heut' unser tägliches Brod. — Ich habe gehört, das Brod wird jetzund wieder kleiner, denn das Getrayd schlägt von Tag zu Tag auf, gleich morgen Frühe will ich auf das Land reisen und Korn einkauffen, damit gewinne ich Cento pro Cento, solchen Profit kan ich nicht versäumen. — Und vergib uns unsere Schuld. — Ich muß die Quittungen durchsuchen, es seynd noch viel ausständig, mein Weib muß die Schulden einfordern, denn die Weiber haben ein loses Maul, es gehet ihnen ehender als denen Männern, sonst möchte ich in einen Injurien-Prozeß gerathen. — Gleich wie wir vergeben unseren Schuldigern. — Mein Nachbar ist mir noch 3 Gulden schuldig, wenn er mich auf versprochenen Termin nicht bezahlet, so komme ich um den Personal-Arrest ein und bring ihn um Hab und Gut. — Und führe uns nicht in Versuchung. — Meinen größeren Sohn den schick ich zum Studiren, vielleicht wird er noch ein Doktor, man muß einen Nagel mit dem andern ausschlagen und List mit Arglist vermeiden, die Welt wird immer gottloser. — Sondern erlöse uns von dem Übel. Amen! — Auf das hintere Garten-Zimmerl laß ich noch ein Stöckel aufführen, so trägt's mir jährlich umb 20 Gulden mehr Zinß."

„O Kinder! o Kinder! Forderist ihr Wiener Kinder," ruft Abraham aus, „Eure Jugend versauft gemeiniglich in ohnnützer Welt- und Geld-Verschwendung!" Und noch manch hartes Wort ließe sich herausfinden aus den Schriften des geistreichen Mannes, manch herber Tadel, manch strafende Erkenntnis von dem leichten und leichtfertigen Treiben des lustigen Völkleins an der Donau, das er so in Ernst als in heiterem Spotte zu rügen versteht. Aber deswegen läßt er doch nichts kommen über sein „liebes Wien", dessen Vorzüge ihm so bekannt sind als dessen Schwächen. Herrlich werden daher immer die Worte bleiben, mit denen sich der Gottesmann in dem gehaltreichen Schriftchen „Merk's Wien" an diejenigen wendet, die da stets zu nergeln haben an der guten Stadt.

„Gehe nun der Klang der ungezähmten Mäuler von der Wienstadt, wie er will, quacksen doch auch die grüngehosten Frösch mit aufgespannter Pfundgoschen den Himmel an, so sie nur ein trübes Wölkel daran ergaffen. Was ist Wunder, daß etliche mißgönnende Schlangenzungen gedachte Hauptstadt gar zu heftig verschwärzen, als sei zu Wien fast ein jeder Pflasterstein ein Lasterstein. Ich kann's zwar nicht gänzlich verneinen, daß nicht solcher Art des Patriarchen Jacobs Lämml ähnlich sei, die da nicht ganz weiß waren, sondern mit schwarzen Flecken untersprengt. Wo ist denn ein Baum, auf dem nicht auch wurmstichiges Obst wächst? wo ist eine Summe Geld, wo man nicht auch bleierne Fünfzehner antrifft? warum soll denn Wien allein einen Schein tragen? Sind doch wol andere Städte auch nicht canonisirt, und zudem kann mans nicht leugnen, daß der Samen des Unkrauts, so zu Wien etwan aufsprießt, mehrsten Theil anders woher kommet, und also fremde Länder der Wiener Stadt die Laster leihen. Viel Übelthaten, ja große Unthaten, ja viel Schandthaten, ja, findt man, hört man, sieht man zu Wien, so muß man auch das Gute mit neidiger Verschwiegenheit nicht verhüllen."

Fünf Gedichte des Bhartrihari.

Aus dem Indischen frei übertragen
von **Julius Berstl** (Leipzig).

Reichtum.

Kränze den Scheitel mit jungem Jasmin,
Salbe den Leib mit Sandel und Saffran,
Presse die Liebste ans jauchzende Herz!

— Siehe! so fallen Dir mühelos
Auch alle Himmel in den Schoß!

Leichen.

Das ist der Liebe köstlich reiche Kraft:
Wo zwei sonst waren, eins zu werden. —

Wie aber, wenn, bar jeder Leidenschaft,
Mit toten Blicken, hassenden Gebärden,
Zwei unter Ketten ihres Weges schleichen?!
... Sie drängen frierend aneinander. — Leichen!

Digitized by Google

Frühlingsnächte.

Die Winde sind voll süßer junger Düfte,
Die Zweige ganz mit Knospen überstreut,
Sehnsüchtig zittert durch die weichen Lüfte
Der Bienen Summen und das Liebesgirren
Der Kokila, das unser Herz erfreut.

Und auf der jungen Weiber Stirn und Wangen,
Vom Liebesrausch und -taumel angefacht,
Siehst Du gleich matten Silberperlen prangen
Schweißtropfen heißer Brunst . . .
— — Verklärt wird alles in der Frühlingsnacht!

Ermattung.

Das ist das Glück: vom Liebesrausch erschlafft
An ihre saffranfeuchten Brüste sinken,
Die majestätisch in geschwellter Kraft
Gleich Stirnen brünstiger Elefanten blinken.

Im Käfig ihrer Arme eingeschnürt
In Schlaf und Traum entzückt hinübergleiten
Und von des Tages Wünschen unberührt
Der Dämmerung Decke übers Leben breiten . . .

Glückliches Entsagen.

Ist's denn ein andres: die flatternden Fetzen
Eines Bettlergewandes sich umgehangen —
Oder in zartesten weißen Schleiern
Prunken und prangen?!

Ist's denn ein andres: nur einer Gattin
Ärmlich bescheidnes Schalten und Walten —
Oder in üppigen Rudeln die Weiber
Im Zaume halten?!

Ist's denn ein andres: einsam am Wegrand
Müde ruhn auf beschwerlicher Reise —
Oder in strahlender Elefanten
Prächtigem Kreise?!

Ist's denn ein and're: aus vollen Schüsseln
Gesegneten Reis behaglich schlürfen —
Oder die ärmlichste Speise kauen
Und — ruhen dürfen?!

Mahnruf für Schriftsteller und andere Leute.

Von Wilhelm Schussen (Schwäbisch Gmünd).

Ich habe mir in letzter Zeit so manches zu schulden kommen lassen, das mich nicht freuen kann.

Ich habe einen, der mein Schriftlertum ziemlich nieder einschätzt und dies auch bei Gelegenheit bald gelungen und saftig, bald weniger witzig zum Ausdruck bringt, neuerlich auf der Straße so lässig und von oben herunter gegrüßt und allen meinen Wein im Gesicht zu lauter Essig verwandelt, daß der Gruß eigentlich purer Hohn war. Ich habe dem reichen Rentnerssohn und ehemaligen Schulkameraden, der zu mir kam und sich meine Bücher leihen wollte, durch die Magd sagen lassen, er möge morgen wieder anfragen, ob ich ihn übermorgen empfangen wolle.

Und ich bin wirklich manchmal über die Maßen hochtrabend gewesen.

Auch habe ich einigemal die Schwäche gehabt und habe das Lob, das gute Leute mir im Armkorb mitbrachten, allzueifrig in die tiefen Taschen gesteckt. Ja, in einer selten feierlichen Stunde, als ich draußen am Waldtrauf saß und den kleinen Ameisen zuschaute und den anmutigen Bewegungen der eben wiedererstandenen Öhmdgräslein, die wie kleine Völklein hin- und herzuwandern schienen und wieder stille standen, in jener Stunde verträumte ich mich völlig und ging soweit, mich für etwas ganz Außerordentliches zu halten. Und ich habe in dem Brief, den ich am selben Tage noch meinem Vetter Gabriel Vogelmann zu schreiben hatte, mehr als genug von diesem Rausche merken lassen.

Ich sprach — wenn ich mich recht erinnere — ziemlich deutlich von Weltruhm und Unsterblichkeit, wenn das auch noch nicht zugegeben werde, und ich verriet, daß ich es nun bereits bis dahin gebracht habe, daß man mir für jedes Wort, das ich niederschreibe und veröffentliche, drei oder fünf, ja zehn Pfennig bezahle. Und der Vetter Gabriel könne sich also selber ausrechnen, welchen Taglohn das beispielsweise bei fünfhundert Wörtern ausmache. Und zum Schluß ließ ich noch durchblicken: wenn meine Saat in der bisherigen Weise fortgedeihe, dann wolle ich ein lachendes Haus mit Erker und Loggia an einen blauen See hin bauen und wolle den Sommer hindurch angeln und die Füße ins kühle Wasser hängen, im Winter aber wolle ich auf einem gutgefütterten Kachelofen echten Tiroler trinken und österreichische Rattenschwänze und würzige Schweizerstumpen rauchen — — und ab und zu ein paar hundert Wörter schreiben — und das schöne Geld dafür einstreichen. Ich hatte ihm einmal gründlich imponieren wollen, dem Vetter Gabriel. Und ich hatte ganz richtig prophezeit, dieser triefende Brief werde nicht lange auf Antwort warten lassen.

Zwei Tage hernach lag denn auch schon ein grauweißes Kuvert. dem man sein zwanzigjähriges Alter von weitem ansah, im Kasten unten.

Ich lächelte diebisch in mich hinein und schob das Schreiben, wie ich dies in der Gewohnheit habe, ungelesen in die innere Rocktasche. Und dann tat ich einen Spaziergang und ging meine Lieblingswege im Kühl der Erlen, dem Raingebüsch entlang, wo weiße Winden mit großen Augen auf den Wandrer sehen. Und ich lauschte dem Fließen des Waldes, den hellen Liedern der Grillen. Und dachte zwischenhinein immer wieder an den Brief in der Rocktasche. Und ich zog ihn ans Licht und betrachtete das Kuvert und zählte die Schreibfehler auf der Adresse.

Was wohl der Vetter für krämpfige, lustige Kratzfüße gemacht, und wie schwer es ihm geworden sein wird, seinem ehemaligen vielgescholtenen Pflegekind Lob

Digitized by Google

und Bewunderung zu spenden, ihm, dem Vetter Gabriel, der für nichts auf der Welt Bewunderung hatte als für ein schönes Pferd oder für ein strotzendes Kuheuter oder einen gewandten „Hosenlupf." Endlich öffnete ich das Schreiben.

Es war mit Bleistift ausgeführt und schnell hingeworfen.

Und es war mir in diesem Augenblicke so heilsam, daß ich wohl nicht arg fehlgehe, wenn ich annehme, es könnte noch manch anderer Nutzen daraus ziehen. Und da der Vetter Gabriel ja nie eine Zeitung in die Hand nimmt, kann ich den Brief ohne Gefahr hieher setzen.

Er lautet, ins Orthographische übersetzt, wörtlich:

Lieber Pflegesohn!

Deinen Brief habe ich erlangt. Aber lieber wäre es mir gewesen, der Postbote hätte ihn verloren oder in den Kutter geworfen oder ins Aschenloch.

Dann hätte ich wenigstens immer noch im Glauben sein können, das, was die Leute über Dich reden, sei verlogen. Aber jetzt, jetzt weiß ich's leider, daß es wahr ist.

Und weißt Du, was sie von Dir reden? Nicht? Gut, dann will ich's Dir Schwarz auf Weiß herschreiben.

Sie sagen nämlich: seit der Zeit, da der Schreibteufel in Dich gefahren und ein Buch von Dir gedruckt sei, wärest Du vor Hochmut rechtmäßig verrückt geworden und wissest nicht mehr wo aus und wo ein vor lauter Stolz und Überhebung. Kennst Du denn das Sprichwort nicht, welches sagt: Hochmut kommt vor der Falle? Der Schneider Klaile, der vor vierzehn Tag in Deiner Stadt gewesen ist und Dich gesehen hat — wenn Du ihn auch nicht hast sehen wollen und Deine Landsleute auf der Straße verleugnest — hat nette Sachen von Dir im Dorf herumgetragen. Und wenn auch noch einige wie der Weißputzer Seibold, der ein Freimaurer und schlechter Kerl ist, noch zu Dir halten, so ist doch die Mehrzahl im Ort gegen Dich.

Darum will ich, der ich Dein Vetter und Pfleger bin, Dich ehrlich vermahnen, von Deinem Unterfangen abzulassen und wieder zur Vernunft zurückzukehren.

Du kennst doch den Posthalter von Riedhausen, der auch immer ins Blatt geschrieben und an Gott und der Welt herumgeflickt hat, bis er vom Amt verjagt wurde. Laß also ab von Deinem Unterfangen und folge meinem Rat und sei wieder gehorsam und diensteifrig gegen Deine Vorgesetzten, die älter und erfahrener sind und mehr studiert haben als Du — denn sonst ständen sie nicht über Dir — und bedenk, daß Du ganz und gar von ihrer Gnade abhängst. Denn man kann jedem, dem man nicht grün ist, den Marsch blasen. Glaube das mir! und denk an den Posthalter!

Und überhaupt, was hältst Du denn eigentlich von dieser Schreiberei?

Ich habe an Christi Himmelfahrt einen Artikel von Dir gelesen — der Seibold hat ihn aus der Stadt vom Wochenmarkt heimgebracht — und ich muß sagen, ich hab an den Kopf gegriffen vor Schande.

Du schreibst da von einem grünen Mond, von Katzenseelen und von einem blinden Uhrmacher, der plötzlich im Wirtshaus das Augenlicht wiedererlangt hat, aber nicht sieht, wie ihm ein Spitzbub, der neben ihm sitzt, eine halbe Mark vor der Nase wegstiehlt. Ich bitt dich! schreib doch vollends gleich von einer blauen oder kaffeebraunen Sonne oder von einer Kukummerseele oder von einem Gichtbrüchigen, der im Zirkus plötzlich aufsteht und über das große Seil wegspringt.

Der junge Winterhalder, der, wie Du wissen wirst, im Badischen angestellt ist, hat mir letzthin den Zins geschickt und einen Brief dazu, in welchem steht, Du habest ein Lied gemacht und darin behauptet, man könne Lehm in Tauben verwandeln. Und er hat noch mit Stenographieschrift eine Bemerkung beigefügt, die ich nicht lesen kann, aber die wahrscheinlich keine Schmeicheleien enthält. Ich will sie Dir abschreiben:

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Ich kann bloß sagen, wenn man in den Städten solche hirnverrückte Späße mit fünf und zehn Pfennig das Wort bezahlt, dann ist diese Menschheit bald reif fürs Weltgericht.

Bei meinem Aufwachs war es so: da hat man den Schnabel gehalten uud tüchtig geschanzt und gespart und hat es beim Schnabelhalten weiter gebracht als die heutigen und wenn sie zehn Mark vom Wort hätten.

Ich warne Dich also!

Nebst Gruß Dein Vetter und Pfleger
Gabriel.

Am vergangenen Dienstag hat es hier gehagelt und namentlich die Gerste arg mitgenommen. Doch sind die meisten versichert. Den Tag darauf hat man den alten Weber begraben. Sonst giebts nichts Neues. Nur daß es hier immer sehr viele Nebel hat, weshalb auch mein Reißen in der linken Achsel nicht nachlassen will, sondern eher ärger wird.

Wedekinds „Daha".

„Bevor wir der Moral nicht die Glieder ausgereckt und ihr das Kunstreiten beigebracht haben, können wir unseres Daseins in dieser Welt nicht froh werden."

(Daha.)

I.

Soll dieses Drama*) wirklich nicht mehr als ein Schlüsselstück sein? (Wenn auch ein grandioses.) Ich denke, daß es doch mehr ist, wenn auch die Personen zu deuten sind. Aber gerade in dieser Unverkennbarkeit der Gestalten liegt mehr, in diesem Kindlich-Gemachten liegt gerade das Abweichen von allem Gewollten.

*) Verlag von Bruno Cassierer (Berlin). 2. Aufl. Preis geh. Mk. 3.

Digitized by Google

Doch vor allem will ich dies Stück nicht als Schlüsselstück betrachten. Sondern eher: als ein Zeitprodukt. Denn dies Stück geht aus jetziger Zeit hervor. Es ist so modern, wie etwa die jetzigen technischen Erfindungen, wie ein Luftschiff, wie ein Gleitboot. Und zugleich ist es mehr. Etwas, was über diese Spezies hinausgeht, . . . ins Weite. Was will dieses Stück? Vielleicht persönliche Erlebnisse des Autors (in krassester Form) zu Kunstwerten umwerten. (Ich sagte: vielleicht.) Vielleicht aber ist es ganz einfach eine Satire auf gewisse Zustände, die in ihrer kompakten Majorität schon längst als unzulässig erschienen. Ein Kampf gegen die technische Herstellung des Humors? Da wäre denn der Vorwurf des Schlüssels aus dem Weg geräumt, wenn nicht . . ., nun wenn nicht eben gerade dafür gesprochen würde. Also nicht so sehr ein Kampf gegen Zustände, als vielmehr ein Kampf für den Humor, in diesem „humorlosen Deutschland“,

Denn dieses Stück ist von erschütterndster Komik.

II.

In diesem Stück bringt uns ein „Umwerter aller Werte“ (denn das ist Frank Wedekind kaum minder als Nietsche) die erschütterndsten Lachausbrüche zuwege. Worin bestehen diese Lachausbrüche? In der Natürlichkeit der Behandlung von Ungewöhnlichem. Wie so oft früher. In der Ruhe, in der Sachlichkeit, mit denen er die erschütterndsten Dinge gibt. Treffend ist der Satz Alfred Kerrs: „Es ist, als würde A. T. A. Hoffmann mit dem jüngeren Realismus vermählt“. Nur, daß die Kunst Wedekinds weniger gespenstisch als . . . weltlich-teuflisch ist. Bei Wedekind ist die Welt immer die berechnende Bestie und nur der meistert sie, der mit der Moral die glänzenden Geschäfte macht. (Marquis von Keith.)

Und dieses Buch gibt Zeugnis von dem teuflischen Humor Frank Wedekinds, der heute der humorvollste Dramatiker ist. Vor dem Humor dieses Buches stehen wir, wie vor einem völlig neuen, wie vor einem bisher unentdeckten Gebiet, wie vor einer neuen, ja, sei es nur gesagt: Erfindung. Dieser Humor geht so aus der Tiefe des Gehirns, so aus dem unerschöpflichen Born der Erkenntnis, daß er gar nicht mehr weltlich ist. Daß er wie etwas Überirdisches erscheint. Dieses Buch ist von oben bis unten, von vorne bis hinten so voll von gegenständlicher Bedeutung des gegenständlichsten Humors, daß man, um ihn zu kennzeichnen, nur zu dem Worte „teuflisch“ sich flüchten kann. Es ist, als ob sich ein Ringkampf zwischen Humor und Tragik zutrüge, bei dem die Tragik einen Klaps bekäme, und der Kibitz „Moral“ totgeschossen würde. Schon im „Frühlingserwachen“ hören wir, daß die Moral das Produkt zweier imaginärer Größen sei. Und soll dieses Werk doch ein Tendenzstück sein, d. h. ein Schlüsselstück, dann ist dieser Humor hier ein grotesker. Eine „Dame“ sagt in diesem Stück: „Ich wäre schon längst in ein Freudenhaus gegangen, aber meine Papiere sind nicht in Ordnung.“ Als sie ein anderes mal ihren Entschluß wiederholt, sagt der Mann: „Deine Papiere sind doch nicht in Ordnung“. . . . . Man schreit beim Lesen. Dieser Humor wirft uns zu Boden.

III.

Wer ist Daha? Daha ist ein geborener Witzbold. „Er ist taubstumm. Wenn man ihm ein Thema stellt, dann lacht er erst eine Weile wie besessen. Dann schreibt er seinen Witz mit Kreide auf eine Schiefertafel. Für gewöhnlich führt er übrigens ein völlig unzugängliches Traumleben. Wedekind geht hier von der gesunden Tatsache aus, daß die Witze desjenigen am besten sind, dessen Gemütsleben am niedrigsten steht. Dieser Daha wird denn auch der Tyrann, des ganzen „Simpli . .,“ o Pardon: „Till Eulenspiegel“. Wenn man also von dem Urbegriff des Humorhaften aus die Welt betrachtet (denn auch dies kann eine sogenannte Weltanschauung sein), so ist dieses Schauspiel als absoluter Sarkasmus, als prinzipielle Verhöhnung des Bestehenden aufzufassen.

* * *

Nun wäre etwa über den „Inhalt“ zu berichten, der an sich ein äußerst trivialer ist. Ein Mensch ergaunert oder „erwirbt“ sich ein Blatt und wird zum Schluß selbst übergaunert. . . Dies die Handlung, aber bei Wedekind ist die „Handlung“ meist doch nur ein Vorwand (ein äußerlicher Vorwand zu einem inneren Kampfe). Und ich glaube bewiesen zu haben, daß sich an dem Stück nicht das geringste ändern würde, wenn es wirklich nur ein „Schlüsselstück“ sein sollte.

IV.

Merkwürdig ist wieder einmal die Technik. In dieser fast ganz absichtsvollen-kindlichen Weise wie früher gibt hier Wedekind die Technik. Seine Menschen sind eigentlich nicht aus Fleisch und Blut, sie sind eher Konglomerate aus vielerlei Menschen. Aber das Ganze ist doch Leben. Und die Frage wird (für uns Zeitgenossen Wedekinds) offen bleiben, ob nicht dieser Dichter mit seinen Scheinwesen der Natürlichkeit am nächsten kommt . . . Das sind so die markantesten Szenen: Ein telephonisches Gespräch an Stelle eines Dialogs, ein entsetzlich gesetzwidriger Monolog, dazwischen eine Selbstcharakteristik wie anno dazumal, ferner bettelt eine Frau um die Liebe eines Mannes und der sagt, während die Frau knieend bettelt, „meine Gummischuhe, ich verreise in fünf Minuten“ . . . Einem wird die Nase zerhauen, weil er dem Betreffenden rät, eine Fußwaschung vorzunehmen. . . . Man sieht bereits, was Wedekind will.

* * *

Dieses Stück, nicht das reifste und nicht das gefälligste Wedekinds, gibt dennoch seine Eigenart am besten. Und nie ist mir klarer geworden, daß Wedekind ein grandioser Vorläufer ist, wie eben hier. Er ist der Johannes eines kommenden Messias.

Stefan Pollatschek (Wien).

Herbsternte.

Herbstfülle aller Wegen —
Nun, Deutscher, sei getrost:
Jetzt wird der ganze Segen
Des Jahres ausgelost.
O Junker, Bürger, Bauersmann —
Betrachtet euch dies Kanaan!

So reich an Üppigkeiten,
An Überfluß so schwer,
Daß keiner fragt zu Zeiten:
Wo kommt der Segen her?
Weil ringsherum der Weizen blüht,
Wird endlich heiter das Gemüt.

Ihr Männer und ihr Frauen,
Da jetzt Ihr gleichgestellt,
Laßt uns in Ruh beschauen,
Wieviel der Kasten hält,
Damit der große Segen sich
Verteile brü- und förderlich.

Zu gutem Appetite
Sei Euch zuerst beschert:
Ein niedlich Defizite
Von recht gediegnem Wert.
Da könnt Ihr Herbstessegen sehn,
Daß Euch die Augen übergehn.

Dann schwankt mit stolzen Masten
Heran ein Früchtekahn:
Das sind die Steuerlasten —
Heil Dir, o Untertan!
Rotbäckig, rund und frisch vom Ast
Naht dieser Früchte teure Last.

Aus einer raschen Quelle
Fließt andrer Segen nach:
Das sind die „Zwischenfälle“,
Die sprudeln dort zu Tag.
Nach Ost, nach West bald sprudeln sie
Zur Stärkung der Diplomatie.

Digitized by Google

In Garben voller Ähren
Prangt noch ein Angebind:
Hah, das sind die „Affären“,
Die unsre Freude sind.
Sie wachsen haushoch auf erst und
Verschwinden dann im Hintergrund.

Nicht Grund genug, zu freuen
Sich all der Gaben hold?
Auf, braucht Euch nicht zu scheuen —
Rafft das gemünzte Gold!
Laßt Bülown, unsern Vater, schrein:
„Ach Kinder, sparsam, sparsam sein!“

Terentius.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Max Dauthendey: In sich versunkne Lieder im Laub. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart.

Dauthendey ist einer von den seltenen und begnadeten Lyrikern, die eine Entwicklung durchmachen. Von gespreizter Manier und oft unverständlicher Mystik ist er zu einer nahezu volksliedhaft einfachen Art des lyrischen Tons fortgeschritten. Allerdings ein Volksdichter kann Dauthendey nicht werden. Es haftet seiner erstaunlichen Kraft, naiv sein zu können, zu viel artistische Bewußtheit an. Aber sie gibt auch seinen Gedichten jene eigenartige Note, die sie aus allem, was heut geschieht, ganz allein heraushebt. Dauthendey verblüfft ebenso oft durch ganz wunderbare und scheinbar mühelos gefundene Bilder für Naturvorgänge, als er ebenso leicht verletzt. Seine rauhe Rhythmik streift oft das Unvermögen, vermeidet aber auch die Klippe der Trivialität. Früher ward diesem Midas alles zu Liebe und Brunst, heute hat er einen schönen Frieden zwischen Sinnlichkeit und Natur gemacht und gefunden. Er verintellektualisiert die Natur in all ihren geheimsten und gewöhnlichsten Momenten mit einem trockenen Humor und einem unheimlich scharfen Malerauge.

In diesem neuen Band stehen fast ebensoviel absurde wie glänzende Gedichte. In manchem Gedicht verdirbt ein dummes Bild das Ganze. Aber im Guten ist heute Dauthendey einzig. Eine Probe statt vieler. Möge sie viele locken:

Schilfrohr.

Es braust der Wind am Fluß entlang
Und biegt das Schilf auf seinem Gang.
Das lange Schilfrohr saust gewiegt
Und streckt sich, als ob es im Geiste fliegt;
Sieht aus, als ob's gewandert wär
Und ging hinter Fluß und Wind einher.
Es schwätzt und zischelt und berichtet
Geschichten, die es aus der Luft sich dichtet,
Und fortgerissen, vom eigenen Wort,
Steht's leidenschaftlich am Ufer dort,
Hoch aufgeschlossen, Speer bei Speer
Wie der hastigen Wünsche schwankes Heer.
Es rasselt im Wind als möchte es fliehn
Und unglücklich wie ein verliebtes Kind
Und gedankenlos durch die Lüfte ziehn.

Paul Friedrich (Berlin).

Prof. Dr. August Sauer: Literaturgeschichte und Volkskunde. Rektoratsrede. Verlag von J. G. Calve (Prag). Preis geh. Mk. 1,20.

Im Verlage von Eugen Diederichs (Jena) erschienen:

Ernst Borkowsky: Das alte Jena und seine Universität. Mit 107 Abbildungen. Titel, Initialen und Leisten zeichnete F. H. Ehmke, die Bilder besorgte Eugen Diederichs, den Druck die Frommannsche Buchdruckerei in Jena. Preis geh. Mk. 4.

Reformkatholische Schriften I. Antwort der französischen Katholiken an den Papst. Preis geh. Mk. 1.

Reformkatholische Schriften II. Programm der italienischen Modernisten. Eine Antwort auf die Enzyklika Pascendi dominici gregis. Preis geh. Mk. 1,50.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

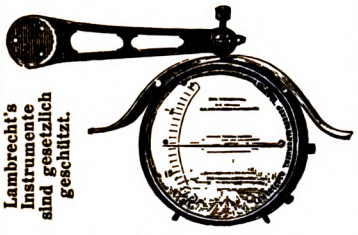
Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Wir bitten unsere Leser höflichst, dem dieser Nummer beigefügten Prospekt des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien über Goethes Werke, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann, freundlichst Beachtung zu schenken.

Original Lambrecht's Thermohygroskop

(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.



Lambrecht's Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach

15 Mark.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35 a, Ecke Charlottenstrasse, und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton**, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den **neuen**
Harmonium-Spiel-Apparat
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**), mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globen-handlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8
Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

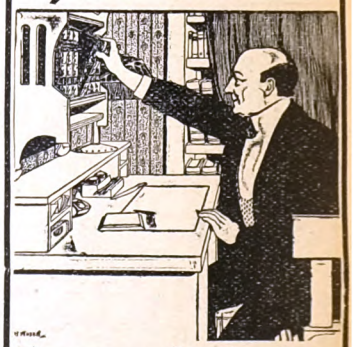
Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen. — Kataloge gratis und franko.

Week's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Week's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Week, Ges. m. b. Haftung.
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).

Man verlange nur
Week's Originalfabrikate
= Überall Verkaufsstellen. =

Herders



Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 43. Berlin, den 24. Oktober 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Zur jüngsten Kundgebung des deutschen Flottenvereins. Von Heinrich Lierfemann, Kapitänleutnant a. D. (Zehlendorf). — Alasia, Homer und Bibel in mykenischen, vor- und nachmykenischen Fundschichten. I. Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz). — Belgische Kunst. Zur Ausstellung in Berlin. Von Hermann Abeking (Berlin). — Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ in neuer Gestalt. Von Dr. Heinrich Hubert Houben (Leipzig). — Karl Emil Franzos. I. Ein Essai von Victor Klemperer (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Wilhelm Kunze (Salder). — Und es ward finster im Lande. Skizze von Knud Hjortö (Skelskör.) — Aus den Berliner Theatern. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Zur jüngsten Kundgebung des deutschen Flottenvereins.

Von Heinrich Lierfemann, Kapitänleutnant a. D. (Zehlendorf).

Als ich noch die Ehre hatte, unter dem Kommando des Prinzen Heinrich von Preußen als Leutnant zur See bei der I. Matrosen-Division in Kiel Dienst zu tun, sagte der Prinz gelegentlich eines Spazierganges einmal zu uns: „Wenn zwei Seeoffiziere zusammen kommen, haben sie drei verschiedene Ansichten über denselben Gegenstand.“

Dieses Wort charakterisiert so recht die dem Deutschen im Blute liegende Neigung zum Doktrinarismus und zur Eigenbrödelei.

Und wenn man die Vorgänge der letzten Zeit in bezug auf unsern deutschen Flottenverein Revue passieren läßt, so wird man unwillkürlich wieder an diesen Ausspruch erinnert; nur daß man dann statt „Seeoffiziere“ ganz allgemein „Deutsche“ sagen muß.

Die bayerische Landesgruppe, der Weimarer, Rudolstädter, Westfälische und Rheinische Verband, alle treten sie mit Sonderforderungen an das Präsidium heran, von deren Erfüllung sie mehr oder weniger ihr Verbleiben im großen über eine Million Mitglieder zählenden Flottenverein abhängig machen wollen. Kein Zweifel, es besteht seit den Tagen der Reichstagsauflösung eine Krisis, die nun zu einer Entscheidung drängt.

Die mehrfachen Entgleisungen dieses patriotischen Verbandes waren wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, daß sowohl Generalmajor Keim, wie auch Fürst Salm-Horstmar unbeschadet ihrer großen Verdienste um die nationale Sache als Sachverständige in Marinedingen nicht angesehen werden konnten.

Man kann den Fleiß und die Ausdauer, mit der General Keim sich in ein ihm doch ziemlich fremdes Gebiet eingearbeitet hat und seine suggestive Kraft rückhaltlos anerkennen — ich selbst lese seine Aufsätze im „Tag“ recht gern — und wird ihn dennoch nicht als eine Autorität in Flottenfragen ansprechen mögen.

Auch ist er meines Erachtens übers Ziel hinausgeschossen und kann sich eigentlich gar nicht wundern, wenn er als Chauvinist, als „Flotten-Keim“ bezeichnet und mit dergleichen mehr oder weniger schönen Epitheten bedacht wird. — —

Nun haben wir sowohl im Geschäftsführenden Ausschuß — Kontre-Admiral a. D. Weber — als auch im Präsidium — Großadmiral von Koester — alte erfahrene Seeleute, denen wir Vertrauen entgegenbringen können. Kontre-Admiral Weber ist lange Jahre in leitenden Stellungen tätig gewesen — er hat jüngst in dem Artikel: „Wozu der Lärm?“ in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ das Wort ergriffen, und den die Gegensätze ausgleichenden, versöhnlichen Geist Koesters hat man wohl in dem bekannten neuen Programm des Vereins zu erblicken.

Am 29. September ist in einer mehrstündigen geheimen Sitzung des Präsidiums der Beschluß gefaßt worden, alle persönlichen Momente auszuschalten, sich rein sachlich mit den Dissentierenden auseinanderzusetzen und vor allem nicht über den Rahmen des Flottengesetzes 1908 hinauszugehen. Sechs veraltete Kreuzer sollen mit möglichster Beschleunigung durch neue ersetzt und die Reserveflotte verstärkt werden.

Das ist ein Programm, wie man es sich gefallen lassen kann. Es hält die goldene Mittelstraße inne und ist gleichweit entfernt von exorbitanten Forderungen, die ja im Zeichen der Reichsfinanzreform auch so unzeitgemäß wie möglich wären, wie von irgend welchen Abrüstungen, wie sie namentlich von England gewünscht werden.

Ich halte auch den Plan einer Verständigung mit England oder irgend einem anderen Staat für indiskutabel.

Das würde ja an die Zeiten von Preußens größter Erniedrigung erinnern, wo wir von 1807 bis zum Ausbruch der Befreiungskriege uns nur das Napoleon I.

Digitized by Google

genehme Truppenkontingent halten konnten. Und wie man ein solches Gebahren mit unserer nationalen Würde vereinbaren könnte, wäre mir unerfindlich. —

Mit unsern Kreuzern hapert es. Das müssen unsre Landsleute im Auslande immer wieder schmerzlich am eignen Leibe erfahren. Der Zwischenfall von Casablanca, um nur ein Beispiel anzuführen, spricht da eine deutliche Sprache. Aber wir müssen uns auch hier im Rahmen des vom ganzen deutschen Volke durch seine Vertreter gebilligten Flottengesetzes mit dem Zusatze von diesem Jahre halten.

Frankreich beneidet uns um dasselbe, wie ich an andrer Stelle hervorgehoben (vergl. Gegenwart Nr. 12 vom 21. März d. J.: Die Anerkennung unserer Flottenvorlage durch Frankreich) und selbst England zeigt sich in letzter Zeit verständig. Vor kurzem hielt Mr. Harcourt, der Erste Kommissar im britischen Ministerium, eine Rede, in der er ausführte, unser deutsches Flottenprogramm sei vollkommen vernünftig, klar und ehrlich.

Freuen wir uns, daß sich eine so allgemein anerkannte Autorität, wie es Großadmiral von Koester ist, für das dornenvolle Amt des Präsidenten bereit finden ließ, und hoffen wir, daß es seiner geschickten diplomatischen Hand gelingen wird, eine Spaltung des Flottenvereins hintanzuhalten.

General Keim hat sich ja wohl s. Zt. dahin geäußert: Ein prächtiger Mensch, dieser Koester, aber die Einigung im Verein wird er nicht herstellen können. Prophezeien ist ein mißliches Ding. Aber ich möchte im allgemeinen nationalen Interesse der bestimmten Hoffnung Ausdruck geben, daß ihm diese Aufgabe doch gelingen werde und es auf der im nächsten Monat tagenden Hauptversammlung nicht zu einer Sezession komme.

Alasia, Homer und Bibel

in mykenischen, vor- und nachmykenischen Fundschichten.

Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz).

I.

In meinem Aufsatze „Die Könige von Alasia keilschriftlicher Staatsarchive, ägyptischer Papyri und die Insel Cypern“ *) wurde nachgewiesen, daß — soweit die bis heute gefundenen Inschriftendenkmäler hinauf- und hinunterreichen— die Hauptblüte des in Cypern konklusiv erkannten Inselreiches Alasia zirka vier Jahrhunderte, die Zeit um 1400 bis um 1000 v. Chr. umfaßt.

Ein weiteres Jahrhundert rückwärts wird uns durch Hieroglyphentexte auf den Wandflächen des Ammontempels von Karnak erhellt, die die Tributlisten der vom Pharao Thutmes III. besiegten Völker und Länder verewigen.

Dieselben Wortstämme Sti, Siy, Asiy, denen nach W. Max Müller (Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern S. 124) auch der Name für den Erdteil „Asien“ (wie für „Alasia“) zu Grunde liegt, lieferten auch die Wurzel für einen andern in diesen Annalen Thutmes' III. erscheinenden, ähnlich lautenden Namen der Insel Cypern, nämlich „Asebi“. H. Brugsch-Pascha hat in seiner schönen Geschichte Ägyptens zuerst diese heute allgemein neben Alasia anerkannte Identifizierung Asebis mit Cypern erfaßt. So erfahren wir, daß der König von Asebi dem Pharao bald 108 Ziegel gereinigten Kupfers, bald 40 Ziegel Kupfer, bald Rohkupfererz, einmal auch 110 Pfund Blaustein, ferner Elephantenzähne, einmal zwei, einmal einen, dann Stuten, endlich auch Blei, einmal fünf, einmal einen Ziegel als Tribut entrichtet. Ebenso rühmt sich der Pharao, Pferde, goldne und silberne Wagen, die im Lande Asebi gefertigt waren, erbeutet zu haben.

Dadurch dehnt sich also die inschriftlich erwiesene Blütezeit des Alasiareiches, um bei einem Namen zu bleiben, mindestens auf ein halbes Jahrtausend aus, von zirka 1500—1000 v. Chr. —

Auf dem Boden dieses interessanten Stückes cyprischer Weltgeschichte von Schrift und Sprache (vgl. oben S. 132), eines erwiesenen frühen Griechentums mit griechischer, Cypern eigener Silbenschrift und cyprisch-mykenischer Sonderart vereinigen sich die in den Inschriften aufgeführten Naturprodukte Cyperns des Waldes, des Ackerbaus und der Tierzucht mit den Kunstprodukten Cyperns, den zahllosen Denkmälern der Kunst und des Kunstgewerbes, wie sie die Ausgrabungen zahlreich zutage förderten, zu einem selten vollkommenen Kulturgemälde und erklären alle zum Teil so räthselhaften Einzelheiten der Inschrifttexte bis zum letzten Worte.

Wir beginnen mit Pferd und Streitwagen, die keiner Begrüßungsformel im Notenwechsel zwischen den Pharaonen und gleichgestellten fremden Königen fehlen (vgl. oben S. 118). Die Alasiakönige schicken edle Rosse bis zu fünf Gespannen den Ägypterkönigen (S. 118) als vornehmstes Geschenk und verlangen ein andres Mal als Gegenwert für eine große Bronze- oder Kupferlieferung u. a. einen mit zwei Rossen bespannten vergoldeten Streitwagen (S. 119). Thutmes III. erbeutet viele Pferde, goldne und silberne Wagen, von denen ausdrücklich die Anfertigung auf der Insel Cypern hervorgehoben wird, und verlangt von den cyprischen Königen u. a. Zuchtstuten als Kriegsentschädigung.

Dementsprechend ein plötzlich massenhaftes Auftreten des Pferdes und des Wagens auf den cyprischen Denkmälern der entsprechenden Zeit, besonders auch auf die kypromykenischen Tongefäße mit glänzender Firnisfarbe aufgemalt, von denen ganze Scherben-

*) Bei der Wiedergabe einzelner Stellen aus den Tontafelbriefen von Tell-el-Amarna und der Aufzählung der zwischen den Königen von Alasia und den Pharaonen gewechselten Geschenke wurde in jener Arbeit (Gegenwart 34 u. 35) absichtlich die ältere grundlegende, freiere und schönere, zuweilen allerdings ungenauere Übersetzung von Hugo Winckler gewählt, obgleich seit vorigem Jahre der norwegische Assyriologe J. A. Knudtzon in Leipzig lieferungsweise eine neue revidierte, peinlich genaue, möglichst wörtliche Übersetzung erscheinen läßt und die Alasia-Briefe bereits erschienen sind. In unserm Falle wird jedoch durch die neue Bearbeitung Knudtzons der Sinn der alten Bearbeitung Wincklers nicht alteriert.

Digitized by Google

haufen auch in Tell-el-Amarna in der Nähe des Staatsarchivs mit den Alasiabriefen aufgefunden, also von Cypern hin exportiert wurden. Prozessions-, Kriegs- und Jagdwagen werden bald von zwei, bald von einem Pferde gezogen. Eine ganz ähnliche Darstellung mit einem Zweispänner und zwei Personen auf dem Wagen ist auf einen Goldring eingraviert, den Schliemann in einem der Kuppelgräber von Mykenae ausgrub.

Diese Prunkgefäße, zweihenklige Kratere mit aufgemalten Wagen-Szenen, sind bei Salamis, wie in Hagia Paraskevi bei Ledrai-Lidir (vgl. oben S. 131), bei Amathus wie bei Kurion, also bereits in den Gräberfeldern von vier verschiedenen Städten, stets in der kypromykenischen Fundschicht zahlreich ausgegraben worden. Ebendahin gehört ein kypromykenischer Siegelzylinder aus einem fünften Stadtgebiete von Chytroi, den ich in meinem Kypros, die Bibel und Homer S. 61, Fig. 70 abbildete. Die Gravierung zeigt den mit Bogen und Pfeil ausgerüsteten König auf dem von einem Pferde gezogenen Jagdwagen auf der Hirschjagd.

Während aber alle diese vielen Pferdebilder in zwar lebendigem, aber doch recht rohem Stile der bekannten mykenischen Kunstausführung gearbeitet sind, ist das in Enkomi bei Salamis in einem kypromykenischen Grabe gefundene Rhyton, ein Trinkbecher in Form eines Pferdekopfes, durchaus realistisch und künstlerisch vollendet durchgebildet, beinahe wie ein modernes Kunstwerk. Das Prunkgefäß, heute im British Museum, ist 17 cm hoch und aus glasiertem Ton gefertigt, aus Kyanos oder doch mit Kyanos, d. h. mit Lazurstein oder Glasfluß, überzogen.

Gerade der cyprische Kyanos erfreute sich im Altertume eines besondern Rufes, wie uns auch Theophrast erzählt. Der Panzer Agamemnons, der berühmteste im homerischen Epos, ein Gastgeschenk des cyprischen Königs Kinyras, war mit Gold, Silber, Zinn und Kyanos eingelegt und auf der Insel angefertigt.

Viele der kypromykenischen Zylinder, von denen ich mehrere selbst ausgrub oder im Kunsthandel der Insel und bei den geheimen Ausgräbern vorfand, bestehen ganz aus dieser eigenartigen, künstlichen, dunkelblauen Kyanos-Masse. Ich kam zufällig auf den Einfall, einen dieser angebrochenen Siegelzylinder durch Professor Dr. Weeren, den damaligen Direktor des metallurgischen Laboratoriums an der Königl. technischen Hochschule zu Charlottenburg, analysieren zu lassen, und dabei stellte sich heraus, daß die Masse aus reinem Kupferoxyd besteht und als Nebenprodukt beim Kupferschmelzprozeß gewonnen wird. Sie wurde in Ziegelform gebracht und so erscheinen nun die Blausteinbarren aufgestempelt und abgebildet, auch blau gemalt und als Blaustein in den Hieroglyphentexten bezeichnet, auf den ägyptischen Wandgemälden unter den Tributgeschenken, die die Asebileute, d. h. Kyprier, mit dem Kupfer dem Pharao Thutmes III. um 1500 v. Chr. darbringen. Kyanosgefäße wurden auf Cypern bis in die Ptolemäerzeit hinein angefertigt und waren sehr gesucht. Ein großes, sehr schönes aus einem Kuriongrabe trägt sogar die Inschrift eines Ptolemäerkönigs. Aber auch in der cyprischen Goldschmiedekunst und Zellenschmelztechnik (l'Coisonée) wurde der Kyanos von der mykenischen Zeit der Könige Alasias an bis in die römische Zeit verwandt.

Bekanntlich war den Ägyptern des alten Reiches Pferd und Streitwagen unbekannt; sie werden erst während der Zeit des neuen Reiches eingeführt und wie man bisher glaubte, aus Mesopotamien oder aus dem Hethiterreiche. Jetzt wissen wir, daß zum mindesten das Alasiareich an der Einführung von Pferd und Wagen stark mitbeteiligt war und große Lieferungsaufträge von Pferden und Zuchtstuten für die Pharaonen ausführte.

Ja, selbst in bronzezeitlichen Gräberfeldern der Insel, in denen der mykenische Einfluß noch nicht zur Geltung kam, in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends oder früher, habe ich über den menschlichen Gebeinen und den übrigen Beigaben die Bestattungen von Pferden, die den Kriegern mit ins Grab gelegt wurden, nachgewiesen, so z. B. in einem für die Königlichen Berliner Museen 1899 zu Tamassos ausgegrabenen Massengrabe der vormykenischen Bronzezeit. Dadurch wird am besten bewiesen, daß das Pferd schon vor dem Eintreffen der mykenischen ostpeloponnesischen Griechen von der älteren Inselbevölkerung in großem Maßstabe gezüchtet und benutzt wurde. Wie damals die Alasioten Cyperns im zweiten vorchristlichen Jahrtausend exportieren heute die Engländer von Cypern nach Ägypten die der Insel eigne sehr leistungs- und widerstandsfähige, auch schöngegliederte Rasse von Doppelponnys.

Aber noch viel mehr als Pferde werden heute die viel gesuchten cyprischen Maultiere und Esel exportiert. Besonders die cyprische Eselrasse ist heute durch die ganze Welt berühmt, und es wurden Eselhengste von verschiedenen Regierungen, so auch z. B. von der österreichischen, zur Verbesserung der Staatsgestüte und Maultierzucht aus Cypern nach Bosnien geschafft. Schon in mykenischer Zeit muß Cypern dieselbe berühmte Eselrasse besessen haben. Denn in einem der Amarnabriefe Alasias werden unter den Geschenken für den Pharao ausdrücklich Esel erwähnt und zwar zusammen mit Holz.*) Der König von Alasia macht in der diplomatischen Note Nr. 25 bei Winckler darauf aufmerksam, daß „die Leute seines Landes mit ihm hadern" weil so viele Hölzer und Esel dem Könige von Ägypten geschickt werden. Es hat also damals bereits neben der Eselausfuhr eine große Holzausfuhr nach Ägypten stattgefunden (welches schon zu jener Zeit so holzarm war bezw. stets holzarm gewesen ist), sodaß die Alasioten ihrem Könige deswegen Vorstellungen machten.

Aber auch die Schiffsbaukunst stand damals auf Cypern bereits auf hoher Stufe. Denn der König

*) Auch Getreide wurde damals, wie die Tontafelbriefe lehren, schon viel von Cypern nach Ägypten geschickt, und die Insel war Jahrtausende lang die wichtigste Kornkammer des Orients. Noch heute ist der Humusboden Cyperns, der weit und tief ansteht, von allergrößter Fruchtbarkeit und liefert, wenn genügend bewässert, enorme Erträge.

Digitized by Google

von Alasia schreibt in einer seiner diplomatischen Keilschriftnoten auch dem Pharao, daß er ihm ein Schiff oder das Holz zu einem Schiffsbau schicke.

Die cyprischen Schiffsbauer fertigten damals, in homerisch-mykenischer Zeit, in der Zeit der Achaeerfürsten, die wir gleich bei dem Elfenbein mit Namen näher kennen lernen werden, sogar Schiffsmodelle und kleine Nachbildungen von Schiffen in Holz und Ton an. Denn im „homerischen Epos“ und dem zweitberühmten griechischen Epos, in den auf Cypern gedichteten und nach Cypern benannten „Kyprien“ wird uns erzählt, wie der cyprische König Kinyras, von Amathus dem Gastfreunde Agamemnon 50 Schiffe zum trojanischen Kriege zu stellen versprochen hatte. Da ihm das Versprechen hinterher leid tat, sandte er nur ein einziges wirkliches Schiff nach Troja, das die übrigen 49 Schiffe in kleinen tönernen Nachbildungen bzw. Schiffsmodellen mitführte, und es wird ausdrücklich ausgeführt, daß auch die Schiffsbemannungen in Tonfigürchen dargestellt waren. — Ich habe ein solches Schiffsmodell aus der Achaeerzeit, d. h. in der Mykenaeschicht selbst bei Lapithos, allerdings ohne Bemannung, ausgegraben. Dagegen sind viele solcher tönerner Schiffchen mit den Bemannungen darauf und merkwürdiger Weise bisher ausschließlich in Gräbern von Amathus in der folgenden graecophoenikischen Fundschicht zahlreich entdeckt worden. Eines ist auch bereits von G. Perrot in seiner schönen Kunstgeschichte (III, S. 517, Fig. 352) abgebildet und gleichzeitig ist auf diese homerische Erzählung hingewiesen worden.

Außer den großen Holzlieferungen werden jedoch auch einzelne Hölzer und zwar offenbar kostbare Ushölzer in den Tontafelbriefen erwähnt. Bald verlangt der Alasiakönig solche Hölzer vom Pharao, bald schickt er welche an den Pharao, genau so, wie er bald Elfenbeinzähne oder nur kurzweg Zähne von Ägypten verlangt oder deren richtigen Empfang bestätigt, bald umgekehrt Elfenbein nach Ägypten schickt. — Besonders über diese oft erwähnten Elfenbeinlieferungen nach und von Ägypten haben sich die Interpreten der alasiotischen Amarnabriefe viel den Kopf zerbrochen. Und doch liegt die Sache nach den Ausgrabungsresultaten sehr klar und einfach. Die Alasioten erhielten von den Ägyptern das in Cypern fehlende Rohmaterial an kostbaren Hölzern und an Elfenbein innerafrikanischer Herkunft; sie fertigten in ihren berühmten Werkstätten dann die herrlichsten Holz- und Elfenbeinschnitzereien an, welche von den Alasiakönigen den Pharaonen als besonders kostbare Geschenke zugeschickt und genau in den Begleitnoten erwähnt und aufgezählt wurden.

Während sich bis jetzt Schnitzereien aus dem vergänglicheren Holze nicht erhalten haben, besitzen wir aus Elfenbein eine ganze Anzahl Schnitzereien, besonders aus der cyprisch-mykenischen Nekropole von Enkomi bei Salamis, die unter allen bisher entdeckten Elfenbeinarbeiten der mykenischen Zeit die erste Stelle einnehmen sowohl was die Motive, die Komposition, den Stil wie künstlerische Auffassung und Durchführung anlangt. Sie gehören zu den besten Elfenbeinreliefs des Altertums, und ihr großer Kunstwert in den besten Stücken wird heute von Autoritäten wie A. Furtwängler in seinem Werke über antike Gemmen (III, S. 440) fast ebenso hoch eingeschätzt, wie die bisher für unübertroffen erklärten Reliefbecher der Goldbecher des mykenischen Vaphiograbes auf dem Boden Griechenlands. Es ist besonders die eine 5,7 cm hohe und 7,7 cm breite Schmalseite einer langgestreckten Spielschachtel, eines Damenbrettspieles, das oben auf dem Kasten angebracht ist. Ähnlich wie auf den goldnen Vaphiobechern liegen zwei vortrefflich realistisch dargestellte Stiere mit zurückgebogenen Köpfen im Walde. Zugleich wurden runde, flache elfenbeinerne Damenbrettsteine mit Rosetten verziert gefunden, und ich habe auch selbst mehrere solcher gleichverzierter elfenbeinerner Spielsteine in der Mykenaeschicht des Gräberfeldes von Hagia Paraskevi bei Nicosia ausgegraben, auch zwei in meinem Werke Kypros, die Bibel und Homer, II, Taf. 156,8 abgebildet. Die Könige, die griechischen Achaeerfürsten und die damaligen Vornehmen des Reiches von Alasia spielten also überall auf der Insel mit Vorliebe Dame oder ähnliche Brettspiele, wie wir bis vor kurzem in der Biedermeierzeit.

Die andre Seite der Brettspielschachtel ist mit zwei wilden Ziegen verziert. Auf beiden 5,5 cm hohen und 29 cm langen Längsseiten sind dagegen Jagdszenen zu Pferd und Wagen dargestellt. Der von zwei wild dahinstürmenden Pferden gezogene Jagdwagen wird von einem sich niederduckenden Wagenlenker geführt, über den hinweg der aufrecht stehende König Pfeil und Bogen auf ein Gewimmel von Tieren richtet. Auf der einen Seite zielt er auf einen anspringenden wilden Stier, auf der andern Seite auf einen davonrasenden Steinbock. Auf der Stierszene schreitet hinter dem Königswagen ein Krieger mit einer erhobenen Streitaxt. Dieser trägt, wie auch eine Sphinx auf einem andern Elfenbeinrelief derselben kypromykenischen Nekropole, die Federkrone, welche den Völkern „von den Inseln inmitten des Meeres“, den Danona, den Pulasati, den Sakarusa und Takkara auf den ägyptischen Denkmälern, den in Wort und Bild gemalten Annalen Ramses' III. um 1200 v. Chr. eigen ist. Demnach gehören also diese cyprischen Salamis-Funde und damit die spätmykenische Periode genau in diese hier historisch und anderseits von Richard Meister linguistisch und sprachengeschichtlich ziemlich genau datierte Zeit Homers und seiner Helden. Die Danona sind die Danaer Homers, die Takara sind die Teukrer, deren Stammherr Teukros nach Beendigung des trojanischen Krieges, wie überliefert ist, nach Cypern geht und Salamis gründet, also eben jene Stadt, zu der das 1896 von den Engländern aufgedeckte Gräberfeld bei Enkomi mit den beschriebenen Elfenbeinreliefs gehört.

Wir stehen demnach mitten in der homerischen Heldenzeit. Unter den Sakarusa sind andre griechische ostpeloponnesische Stämme, vermutlich die Lakonier zu verstehen, wie unter den weiter genannten Aquaivasa die Achaeer, unter den Sardana die Arkader bzw. Voreltern der Sarden und Sardinier, unter den Turscha die Tyrrhener. Endlich sind die Philister

Digitized by Google

unter den Pulasati gemeint, die, arischen Ursprungs, ins Land nach Cypern und Syrien gezogen waren, bevor sie semitisiert wurden.*)

Belgische Kunst.

Zur Ausstellung in Berlin.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

In das Haus der Berliner Sezession sind die Belgier eingezogen mit einem zwar nicht ganz umfassenden — der zur Verfügung stehende Raum ist ja nicht allzu groß — aber äußerst geschickt zusammengestellten und qualitativ sehr hochstehenden Bilde ihrer Kunst. Die belgische Kunst ist uns nicht fremd; dennoch überrascht es, wie sie uns hier, wo sie geschlossen unter eigener Flagge auftritt, so ganz heimatlich und wesensverwandt anmutet. Der Ehrenvorsitzende, Herr Grisar, hob in seiner Eröffnungsrede hervor: „Heute stattet Rubens Meister Dürer seinen Besuch ab.“ An die Wesensart beider Meister anknüpfend, suchte er des weiteren einen Unterschied zwischen belgisches und deutsches künstlerisches Schaffen zu setzen. Das ist meines Erachtens falsch. Bei aller Verehrung ihrer größten Landsleute finden sich beide Länder in dem Studium eines Dritten, des Niederländers Rembrandt.

Die Ausstellung stellt unbekümmert die Werke der Verstorbenen neben die der heute rüstig Schaffenden. Und merkwürdig — Alt und Jung befehdet sich nicht. Den Alten eignet das Temperament der Jugend und den Jungen die ruhige Geklärtheit des Alters. So bietet die Ausstellung ohne sichtbare Scheidegrenze ein geschlossenes Ganzes. Es ist anders als bei uns, wo man reinliche Trennung liebt.

Wohl die hervorragendste Erscheinung in der belgischen Kunst ist Konstantin Meunier, zum mindesten diejenige, deren Ruhm am weitesten die Grenzen des Heimatlandes überschritten hat. Meunier ist hier nicht allzustark vertreten, ein Umstand, den die räumliche Ausdehnung seiner Werke erklärlich macht. Wir brauchen uns dessen nicht zu betrüben, da sein Schaffen in Deutschland so bekannt ist wie nur das eines heimischen Meisters. Immerhin wird es manchen interessieren, Meunier als Maler zu begrüßen. Die Motive seiner Gemälde sind denen seiner späteren plastischen Arbeiten gleich. „Auf dem Wege zum Schacht.“ Ein Alter, ein Mann und ein Knabe in der Tracht belgischer Grubenarbeiter schreiten mit den lässigen Bewegungen, die Meunier für einen Stamm körperlich überanstrengter Menschen ins Typische erhoben hat, dem Felde ihrer Tätigkeit zu. Unter ihnen rauchen die Schlote der Maschinengebäude. Ein andres Bild „Einfahrt in den Schacht“ zeigt das gleiche Motiv mit größerem Figurenreichtum. Meuniers malerische Arbeit weist deutlich auf das Gebiet hin, das der Künstler in späteren Jahren als sein eigentliches erkannt hat. Sein Pinsel ist trocken und starr; zeichnerische Modellation überwiegt das Empfinden für Farbe und Zusammenfließen toniger Werke. Meuniers Plastik ist durch ein Gypsmodell „Das Schlagwetter“ vertreten. Eine Frau blickt mit ergreifender Gebärde auf den leblosen Körper des der Katastrophe zum Opfer gefallenen Mannes. Die Komposition ist zu gunsten des Vorwurfs etwas primitiv: eine Wagerechte, in deren Mitte sich die Senkrechte aufbaut.

Wie Meunier ist auch Felicien Rops nicht derartig vertreten, daß aus dem hier Gezeigten ein klares Schaffensbild dieses Phantasten erkennbar wäre. Aber immerhin sieht man genug Neues, das bereits uns anderweitig Bekanntes zu vervollständigen mag. Rops ist überhaupt ein zerrissenes Talent, das sich nicht mit einem Werk und einem Schlag in nackter Größe zu enthüllen vermag. So müssen wir die Blätter sammeln, die er auf seinem Wege verstreute, Radierungen, Steinzeichnungen, Aquarelle und Skizzen. Seine Radierungen sind von feinstem subtilen Strich, wie mit der Feder sorglos über das Papier gehaucht. Naturstudium steht nicht an erster Stelle, Komposition und Phantasie überwiegt. Manchmal häuft Rops auf einem Blatt eine Anzahl Motive, ohne zum Ausgangspunkt der Arbeit zurückkehren zu können. So wird es schwer, ihm stets mit gleicher Freude zu folgen. Wo es Rops vermag, sich zu ruhiger Klarheit zu sammeln, ist er eines faszinierenden Eindruckes gewiß. Da ist die Zeichnung der Absinthtrinkerin, deren Augen und Lippen mit grauenvoller Wahrhaftigkeit zu uns sprechen. Dann ein Aquarell, Typen des Variétés, geschminkte Gesichter und gedehnte Glieder in einem lockend-abstoßenden Gemisch. Keckbelauscht und listig verraten sind Motive wie „Das Strumpfband“, „Bei der Toilette“.

Ein wenig konventionell im Sinne äußerer Gelektheit mutet Alfred Stevens an. Dennoch zeigt er ein feines Verständnis für farbige Werte, das in der malerischen Behandlung der Stoffe zum Ausdruck kommt. Zu einer überraschenden Höhe hebt er sich in dem Bilde „Die Harfenspielerin“. Der rote Teppich, der grüne Rock, die schwarze Sammetjacke und der gelbgrüne Hintergrund geben einen wunderbaren Akkord. Aber auch dieses Werk muß denen eines größern, der ihm an selber Stelle gegenübertritt, weichen. Das ist Henri de Braekeleer, dessen Schaffen wohl den größten Anziehungspunkt dieser Ausstellung bietet. Seine Sinne reagieren auf das Allerfeinste auf den goldigen Reiz der sonnigen Farbe. Jede Nuance des durchleuchteten Tones ist ihm vertraut. Er schwelgt in Fluten des Lichts, das er tausendfach bricht und erhöht in Stoffen und allerlei Gerät. „Der Mann im Sessel“ ist ein wunderbares Stück. Wie hier das Fleisch des Kopfes zum graugrünen Hute und dieser wieder zu dem Goldrot der Tapete gestimmt ist, ist meisterhaft — der alten Meister wert. Diesem Bilde gleich steht ein

*) Ich habe über diese Völker ausführlich in dem zu einer umfangreichen Abhandlung ausgearbeiteten Vortrage „Neues über die auf Cypern mit Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers, der Berliner Museen und der Rudolf Virchow-Stiftung angestellten Ausgrabungen“ in der außerordentlichen Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 14. Januar 1899 gesprochen, abgedruckt in den Verhandlungen der Ethnologischen Zeitschrift 1899, Seite 29—78, 298—401.

Digitized by Google

andres: „Das Mahl.“ Auch hier eine helle Freude an Sonne und Farbe, dabei ein zartes Ineinfließen aller vieler Dinge mit der Gestalt des trinkenden Mädchens. Andres: „Die Lektüre“ und „Place Teniers“ weisen erst auf die genannte Höhe hin; doch behaupten auch sie, besonders der reizvolle Blick auf die alten Häuser, mit Ehren den Platz neben den Meisterwerken ihres Schöpfers.

Wie Alfred Stevens von de Braekeleer, wird Joseph Stevens von Alfred Verwée auf eigenstem Gebiete geschlagen. Joseph Stevens ist ein kerniger Tiermaler. Seine Doggen und Pudel sind gut beobachtet und sicher gezeichnet. Das Bild „Schutz“ zeigt zwei mächtige Bulldoggen in bewegter Lebendigkeit. Dennoch läßt bei breitem Strich eine gewisse Vernachlässigung von Farbe und Licht, die besonders die beiden Interieurs „Das Heim des Gauklers“ reizlos erscheinen läßt, eine rechte Vertrautheit nicht aufkommen. Anders Alfred Verwée, der sich in seinen Tierstücken gleichfalls als tüchtiger Beherrscher der Landschaft und des freien Lichtes dokumentiert. Ebenfalls äußerst sicher in der Zeichnung steigert er sein Können zu strotzender Kraft. Sein „Hengst“ wittert das kommende Unwetter und bebt an den starken Gliedern, „Der Stier im Wasserkampf“ durchschreitet stampfend das Gehege, daß die Erde dröhnt. Hier sind das Schilf, die mattrosa Blüten und der alte Zaun meisterhaft gegeben.

Louis Artans öldruckmäßige Landschaften können auf unser Interesse nicht rechnen. Sie sind die einzigen in dieser Sammlung, denen man eine kleine Rede von seichter Mache und geleckter Oberflächlichkeit halten könnte. Von dem guten Stand der Landschaftsmalerei zeugen Isidore Verheyden und Jean de Greef. Von Verheyden sieht man „Die Dünen in Le Coq“, sehr gut im Ton und reizvoll durch den dunklen Fleck einer Gruppe Bäume, die sich aus trostloser Öde erhebt, von Jean de Greef ein Kohlfeld in dunstigem Grau und einen Acker im satten Braun. Eine sehr feine Arbeit ist Evert Larocks Interieur (Akkord auf Blau und Rot). Wie hier die Farben auseinander fließen und sich wieder vereinigen, ist von apartester koloristischer Wirkung.

Der jung verstorbene Henri Evenepoel mag zu der lebenden Generation hinüberleiten. Die Berliner Sezession hatte seinerzeit einen ganzen Saal ihrer jährlichen Ausstellung dem Werke dieses Künstlers überlassen, so daß er uns vertraut genug ist. Evenepoel ist ein Gemisch von Zeichner und Maler. Seinen Bildern haftet eine dekorativ-illustrative Technik an, die mehr auf die Reproduktion als auf das Gemälde hinweist. Er gibt in dieser immerhin interessanten Art Ausschnitte aus dem Leben des Volkes „Der Geflügelhändler“ und der Halbwelt „Le Caveau du Soleil d'or“. Günstig überrascht das viel Feinheit und Studium enthaltende Bildnis eines Chemikers — dafür enttäuschen die wenig geschickten Bleistiftzeichnungen umsomehr.

Von den Jüngeren ist einer, dessen Arbeit dem Beschauer eine rechte Freude verursacht. Das ist Emile Vloors mit seinen weichen tiefen Tönen. Das große Bild „Seifenblasen“ ist ein Wunder von zarter Stimmung und prächtigst ruhigem Farbenreiz. Eine Frau in dunklen Sammetkleid und ein Kind, gesetzt in eine Umgebung farbiger Stoffe und Spielzeug, die ihr Äquivalent im gleichförmig satten Grünbraun des Fußbodens finden — das alles gibt ein Flimmern, dabei eine Ruhe und klare vornehme Tiefe, die größtes Behagen und Beschaulichkeit atmet. Das Aquarell „Dame mit roten Nelken“ steht dem gleich. Auch hier dasselbe weiche Spiel von Sammet und orientalischem Stoff. Der zart verwaschene Kopf gegen den Spiegel und der gelbe gestickte Vorhang sind überaus reizvoll. Walter Vaes steht in dem Bilde „Der König Herodes“ Emile Vloors tonigem Empfinden nahe, wenn er auch nicht zu gleicher Höhe abgeschlossener Vornehmheit gelangt. Das Stillleben der gedeckten Tafel ist meisterhaft im Flimmer und doch sicherer Zeichnung, die weibliche Halbfigur im Schatten in Haltung, Ausdruck und Technik von hervorragender Wirkung. Charles Michels weiblicher Akt „Der Halsschmuck“ ist ganz auf bläuliches Weiß und Rosa gestimmt, ein Bild von weicher und doch herber Zartheit. Für Léon Frédéric ist es mir unmöglich, mich zu erwärmen. Das Mittelstück seines bereits in Deutschland bekannten Triptychons „Aus Beethovens Pastorale“ „Der Bach“ ist eine Häufung süßlichen rosa Fleisches hart gezeichneter Kinderkörper. In eigenartig stilistisch-naiver Weise geben sich Eugène Laermans Kompositionen „Der Blinde“ und „Der Betrunkene“. Der Grundton dieser bewußten Umwertung ist wohl doch das Unvermögen, Erschautes in höherstehender Form zu vermitteln. Dennoch ist die Hülle eines alten Primitiven so echt und das Empfinden so warm — der Blick des hungernden Kindes, das zum betrunkenen Vater aufschaut, ist rührend — Landschaft und Figuren harmonieren so völlig, daß man diesen Arbeiten doch ihren Platz als etwas Ganzes, Eigenes einräumen muß. Ebenfalls „naiv“ ist Jakob Smits mit seiner „Frau am Fenster“, seinen Landschaften und Kühen. Aber er ist halb. Er sucht schließlich doch realistisch zu sein, dem wiederum die Schwärze seiner zähen Farbe und die reizlose Umrandung der Figuren widerspricht. Von feinem Wert ist Franz Melchers Interieur „Die Stunde“. Fernand Khnopffs ähnliches Motiv „En écoutant du Schumann“ übertrifft jenes an größerer Tiefe bei zarter Farbigkeit. Sein Triptychon „Vereinsamung“ ist eine wenn auch geschickt gezeichnete, so doch wenig interessierende Phantasie. Alfred Verhaeren folgt den Spuren de Braekeleers, dem er sich in dem Bilde „Die Sakristei“ nähert.

In großer Zahl stehen die Landschafter auf dem Felde. Da ist Albert Baertsoen mit seinem flandrischen Städchen. Ein satter blauer Schatten liegt über dem Platz, in den sich die dunkle Gestalt der Frau und die Gruppe spielender Kinder harmonisch einfügen. Nur die Giebel der Dächer werden von der Sonne gestreift. Packend ist der „Winter im Industriegebiet“, ein Sinnbild des Kampfes einer doch schönen Natur mit dem Ruße qualmender Schlote. Die Radierungen, meist Spiegelungen alter Häuser im Wasser, sind wundervoll breit und satt. Richard Baseleers landschaftliche Radierungen stehen diesen entgegen im nur

Digitized by Google

feinen Strich, der dennoch die See mit eminenter Wahrhaftigkeit wiedergibt. Sein Bild „Hafenbauarbeiten“ leidet unter seiner Größe und Schwere. Ein sehr stimmungsvolles Stück ist Emile Claus' „Der Abend“. Hier löst sich ein blaues Grün in das Gelb des Himmels, das wieder grünlich verschwimmt. Gleichfalls voller Stimmung und Ton ist Victor Gilsouls breiter „Abend am Kanal“. Charles Mertens „Wasserspiegelung“ setzt tiefes Grünbraun des Bootes gegen abendliches Blau. Frl. M. A. Marcottes „Treibhaus mit Azaleen“ häuft in prächtiger Fernwirkung ein stumpfes Rot zu Grün und grünem Weiß.

In geringem Maße fesselt die dekorative Malerei, die die Art einer ins Nichts zerfließenden Weichheit bevorzugt. Jéan Delvilles „Die Schule des Plato“ ist voll von anspruchsvoller Schönthuerei in bläulichen Blüten und posierenden Leibern. Constantin Montald „Sacra sub arbore“ steht dem Genannten gleich in ebenfalls mattblauem Blütenreichtum, dem sich schemenhaft die schöne Menschheit eingliedert. Die Stämme der Bäume sind prunkhaft mit Gold überhäuft. Albert Ciamberlanis Karton „Die Frauen“ mag angehen in geschickter Zeichnung und Bewegung; die strenge Pyramidalkomposition gehört aber wohl doch einer überwundenen Zeit an. Emile Fabry wählt in seiner pathetischen Dekoration „Der koloniale Aufschwung“ ein gleichmäßiges Rosa-braun, schließt sich aber in weicher Vertuschung und im gänzlichen Vermeiden farbiger Unterschiede derselben Schule an.

Unbeschadet des Versagens dieser einen wenig wesentlichen Gruppe ist das Gesamtbild der Ausstellung ein überaus gutes. Wenn die Veranstalter am Schluß ihres Vorwortes die Hoffnung aussprechen, daß die neuzeitliche belgische Kunst sich hier noch vorteilhafter bekannt machen möchte, als sie es schon war, so kann man nur versichern, daß dieser Wunsch im weitesten Maße in Erfüllung gegangen ist.

Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ in neuer Gestalt.

Von Dr. **Heinrich Hubert Houben** (Leipzig).

Der Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig, der im Jahre 1836 die erste Ausgabe des klassischen Goethe-Buches, Eckermanns „Gespräche mit Goethe“, veröffentlicht hat, tritt soeben mit einer Neuausgabe dieses Werkes*) hervor, die sich in vielen Punkten von allen bisherigen Ausgaben, auch denen des eigenen Verlages, unterscheidet. Sie bietet zum erstenmal einen reinen Text der „Gespräche“, indem sie nicht nur auf den ersten Druck vom Jahre 1836 bzw. 1848 zurückgeht, sondern auch das Originalmanuskript zum dritten Teil benutzen konnte. Gerade dieser dritte Teil bot in der bisherigen Gestalt einer mit Kritik verfahrenden Neuausgabe mancherlei Schwierigkeiten. Der Druck der beiden ersten Teile vom Jahre 1836 darf durchaus den Wert eines Original-Manuskriptes in Anspruch nehmen. Eckermann las selbst eine genaue Korrektur davon, und der Satz wurde streng nach seinen bis ins einzelne gehenden Wünschen und Vorschriften eingerichtet. Der Briefwechsel mit dem Verleger der ersten Ausgabe gibt darüber die beste Auskunft. „Da diese «Gespräche»“, schrieb Eckermann am 7. Januar 1836 an seinen Verleger,

> „gleichsam als ein gesprochenes Werk von Goethe zu betrachten sind, so habe ich absichtlich die Goethesche Schreibart, besonders wie er sie in seinen Briefen beobachtete und wie aus dem Zelter-Goetheschen Briefwechsel zu ersehen, beybehalten, damit sich dieses Buch nicht allein durch seinen Inhalt und äußeres Format sondern auch in der Orthographie den Goetheschen Werken anschließe. Hiezu rechne ich besonders das beybehaltene in der neuesten Zeit mehr wie billig verbannte y, und besonders auch eine geringere Interpunction, so daß häufig absichtlich ein Komma fehlt, wo es nur irgend fehlen kann ohne dem Sinne zu schaden. Ich wünsche daß man bey der Correctur nach dieser Maxime verfahre und von der Schreibart des Manuscripts so wenig abweichte als nur irgend möglich.“

Ein revidierter Neudruck der ersten beiden Teile hatte sich deshalb durchaus an den ersten Druck des Jahres 1836 anzuschließen und lediglich die kleinen Fehler und Flüchtigkeiten zu berichtigen, die durch das Versehen des Setzers entstanden und vom Verfasser übersehen worden waren. Es handelt sich im wesentlichen nur um die Vereinheitlichung gewisser Schreibungen und der Interpunktion und um die Beseitigung offenbarer Druckfehler, von denen auch die erste Ausgabe nicht frei war, und die sich zum Teil bis heutigen Tages in Neudrucken fortgepflanzt haben. Außerdem wurden durch die Zugrundelegung des ersten Druckes alle die Wortformen wieder in ihr Recht eingesetzt, die Eckermann in Erinnerung an Goethes Sprachgebrauch mit vollem Bewußtsein anwandte, was in späteren Ausgaben niemals berücksichtigt worden ist.

Ganz anders stand es mit dem dritten Teil. Sein erster Druck erschien 12 Jahre später in einem andern Verlage; die typographische Verschiedenheit von den zwei ersten Teilen ergab sich durch Zeit und geänderten Ort von selbst. Die Korrespondenz mit dem Verleger des dritten Teiles (Heinrichshofen in Magdeburg) liegt nicht mehr vor; offenbar gab aber Eckermann bei diesem Schlußteil seines Werkes nicht so genaue und energische Satzvorschriften wie früher, und er erklärte später Brockhaus, daß er mit dem Druck dieses dritten Teiles sehr unzufrieden sei. Er las zwar selbst die Korrektur, aber gewiß nicht an Hand des Manuskriptes; denn dieses blieb in den Händen des Magdeburger Verlags und wurde mit dem Verlagsrecht des dritten Teiles 1867 durch Brockhaus erworben. Der tadellose Zustand des Manuskriptes schließt die stückweise Versendung mit den einzelnen Korrekturbogen völlig aus. Eckermanns ausdrückliche Absicht war es, in den ersten beiden Teilen Goethes eigene Orthographie und seine Ausdrucksweise nachzuahmen. Fünfzehn Jahre nach des Dichters Tode wurde ihm das nicht mehr so leicht; der Klang der Goetheschen Worte war ihm nicht mehr so vertraut, und er hatte im Laufe der Jahre die Beherrschung des Goetheschen Idioms, das er früher bis

*) Das Buch wird am 27. Oktober erscheinen. D. V.

Digitized by Google

zur Vollendung meisterte, ein wenig verlernt. Seine eigne Schreibweise hatte sich fortgebildet, und so ist die Handschrift des dritten Teiles viel moderner als der Druck der beiden ersten Teile. Bei einem genauen Vergleich zwischen dem geschriebenen und gedruckten Texte stellte sich ferner heraus, daß Eckermann in der Korrektur manche vom Manuskript abweichende Änderungen vorgenommen haben muß; daß aber auch vieles durch die Unachtsamkeit und Hausorthographie der Druckerei entstanden ist. Auf die Ausschaltung dieser Entstellungen mußte bei der Neu-Ausgabe ein besonderer Wert gelegt werden. Dadurch ergab sich eine ganze Reihe von Änderungen, die von dem ersten Druck abweichen und auf Eckermanns Handschrift zurückgehen, und die Eckermann, wenn er auch Korrektur gelesen, selbst übersehen hat, weil er sein Manuskript nicht zur Hand hatte, sondern nur wußte, was gemeint war. Eine solche Stelle sei als Beispiel angeführt: In der lustigen Erzählung von der gewaltsamen Erweiterung der Jenenser Bibliothek unter dem 15. März 1830, wo Goethe berichtet, wie er kurzerhand eine Mauer durchbrechen ließ, um in einen Raum zu gelangen, zu dem ihm die Universität den Schlüssel verweigerte, heißt es im ersten Druck, daß beim Durchbruch der Mauer zuerst „einige ehrwürdige Perücken" sichtbar wurden, während es im Manuskript richtig lautet: „einige ehrwürdige Portraits alter Perücken", womit die Bilder Jenenser Akademiker gemeint waren.

Solche kleine Verbesserungen des Textes sind in der Neu-Ausgabe an zahlreichen Stellen vorgenommen worden, außerdem in der Interpunktion des dritten Teiles durch Zugrundelegung des Manuskripts der ersten beiden Teile. Die Benutzung des Originalmanuskripts zum dritten Teil führte aber auch zu einschneidenden Änderungen. Es ist eine wunderliche Tatsache, daß in allen modernen Ausgaben ein ganzer Jahrgang der „Gespräche" falsch datiert ist. Das Gespräch Goethes mit Eckermann über den Maler Friedrich Preller vor dessen Abreise nach Italien findet sich in allen Ausgaben unterm 5. Juni 1825 mitgeteilt. Zwar gibt jedes Konversations-Lexikon die Auskunft, daß Preller erst 1826 nach Italien ging, und außerdem enthält der 23. Jahrgang des „Goethe-Jahrbuchs" eine genaue Untersuchung über Prellers Beziehungen zu Goethe. Es muß natürlich heißen: 1826. Einmal heißt es so im Manuskript Eckermanns; damit stimmt die Eintragung in Goethes Tagebuch unter dem 4. Juni 1826 überein: „Der Maler Preller nahm Abschied"; und außerdem haben auch die ersten Auflagen des Originaldruckes die richtige Datierung gehabt. Nur war durch ein Versehen das die einzelnen Jahrgänge eröffnende Zwischenblatt mit der Jahreszahl 1826 fortgefallen, und der Text von 1825 ging ohne besondere Scheidung in den von 1826 über. Merkwürdigerweise war es dem Herausgeber Düntzer vorbehalten, in der sechsten Auflage die falsche Korrektur einzuführen. Eine gleich wichtige Berichtigung war unter dem 31. Dezember 1823 vorzunehmen. Dieses Gespräch gehört dem 3. Teile an, der bekanntlich zur Hälfte auf Tagebuchnotizen eines Freundes, des Legationsrats Soret, zurückgeht. Es ist in allen Ausgaben auch als von Soret herrührend bezeichnet, obgleich der Originaldruck der Soretschen Tagebücher, der seit 1905 bekannt ist, gar keine Grundlage für ein solches Gespräch bietet, und in den Ausgaben, die alle Soret zugehörigen Stücke in einen Anhang verweisen, ist dies Gespräch ebenfalls im Anhang untergebracht. Der erste Druck weiß aber nichts von einer solchen Bezeichnung, und ebenso wenig das Manuskript; sie hat sich in eine spätere Auflage irrtümlich eingeschlichen und von da in alle neuen Ausgaben fortgepflanzt.

Solche Dinge hat die neue Ausgabe der Eckermannschen „Gespräche mit Goethe" im Brockhausschen Verlage endgiltig beseitigt. Dem Herausgeber stand außerdem ein großes Briefmaterial zur Verfügung, aus dem sich die Geschichte des Buches in ihren verschiedenen interessanten Phasen verfolgen läßt und sich außerdem manche Ergänzungen und weitere Berichtigungen für den Text ergaben. Dasselbe gilt von der Beigabe von Abbildungen, die keineswegs bloß eine Frage der Buchausstattung war. Sie führte zu einer Kontrolle des künstlerischen Inventars der Gespräche, und dadurch entdeckten sich manche Irrtümer und Auslassungen Eckermanns, die nunmehr berichtigt resp. ergänzt sind. Schließlich fordert der Text des Buches mit seinen zahlreichen Kunstdebatten so stark zur Illustration heraus, daß es fast verwunderlich erscheint, wenn eine solche künstlerische Ergänzung des Textes erst jetzt erfolgt.

Diese neue Eckermann-Ausgabe tritt deshalb mit dem Anspruche auf, zur Zeit die einzige echte und zuverlässige Wiedergabe der Eckermannschen „Gespräche mit Goethe" zu sein.

Karl Emil Franzos.

Ein Essai von **Victor Klemperer** (Berlin).

I.

Auf den 25. Oktober fällt Karl Emil Franzos' sechzigster Geburtstag. Er ist fast fünf Jahre tot, er zählte und zählt nicht zu den ganz Großen seiner Kunst -- da mag es bedenklich erscheinen, dies Datum zum Anlaß einer Studie über ihn zu nehmen. Aber der Leser pflegt von Zeitung und Zeitschrift zu verlangen, daß sie auf Gegenwärtiges gerichtet sei. So bieten denn die oft bespöttelten „Gedenktage" die Handhabe zu einer Art sittlichen Schmuggels, indem das Gestern solchergestalt durch die Beine des gar zu breitspurig aufgepflanzten Heute schlüpft und die Blicke wenigstens etlicher Leute auf sich lenkt. Karl Emil Franzos hat keinen Biographen gefunden; das Ausführlichste, was bisher über ihn geschrieben wurde, ist eine schöne Arbeit Professor Ludwig Geigers im „Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur" (1908), und dieser Essay beschränkt sich im allgemeinen doch auf die spezifisch jüdischen Stoffe des Dichters. Es scheint mir an mehreren Dingen zu liegen, daß Franzos bisher so wenig und sicher unter Gebühr gewürdigt wurde. Einmal

Digitized by Google

kommen auf ein paar sehr bedeutende Werke des Dichters eine Reihe sehr fragwürdiger Schöpfungen. Da hat er seinen stolzen Satz: „Äußere Schicksale, wenn sie sich toll und zufällig fügen, scheinen mir nie mehr zu sein als Kostüme“, so völlig vergessen, daß ich z. B. nicht weiß, worin sich seine Erzählung „Der Schatten“ von einem Hintertreppenroman unterscheidet. Wohl mag in diesem Anhäufen roher Zufälle eine Art von Philosophie stecken, indem Franzos eine Zeitlang in Natur oder Gottheit oder Schicksal offenbar nur den blutdürstigen Feind der Menschen sah; aber ein Verketten von Zufällen ohne alles psychologische Gestalten kann keineswegs Dichten genannt werden. Ein zweiter Nachteil dürfte sein, daß Franzos in der reinen Dichtung nicht sein Bestes leistet. Wo er ohne sonderliche Rücksicht auf Zeit und Raum die elementaren menschlichen Leidenschaften wie Haß und Liebe zu schildern unternimmt, da versagt er häufig. Er verfällt bisweilen in den für geringere Talente charakteristischen Fehler, ein großes Thema anzufassen, ohne seine Größe voll zu erkennen. So etwa in seiner Novelle in Versen „Mein Franz“ das Cyranothema. Ein hübscher junger Mensch erobert die Geliebte mit den gestohlenen Versen seines Nebenbuhlers. Die Gattin erfährt hernach den Betrug — aber keine ernsthafte Auseinandersetzung, keine Katastrophe erfolgt, kaum wird ein sittliches Bedenken laut. Ein paar Verse genügen, Schmollen, Versöhnung und idyllisches Schlußbild darzustellen. Nein, Franzos wirkt nur da wahrhaft dichterisch, wo er zugleich Kulturhistoriker, Schilderer seiner engern und weitern Heimat sein kann. Aber wiederum ist er auch kein absolut wissenschaftlicher Kulturhistoriker. Selbst da, wo er Studien (und nicht Novellen oder Romane) zu schreiben behauptet, haben Herz und Phantasie an seinen Schöpfungen starken Anteil. So dürften also der Ästhetiker wie der Historiker gleichermaßen erklären, Franzos gehöre nicht völlig zu ihnen. Endlich kranken die Werke dieses Schriftstellers an vielen Wiederholungen. Ganze Strecken seiner Studien sind zum mindesten dem Inhalt nach in seine Erzählungen übernommen. Da böte sich nun dem Biographen die doppelte Aufgabe, einmal aus vielen verstreuten Einzelzügen ein einheitliches Kulturgemälde zu komponieren, sodann die gelungenen unter den Werken des Dichters von den mißglückten oder schwächeren Schöpfungen zu scheiden.

In Czortkow in Galizien als der Sohn eines deutsch gebildeten, deutsch empfindenden Arztes jüdischer Konfession ist Franzos geboren. Damit ist im Grunde alles gesagt, was den Schriftsteller auf seinem Wege bestimmt hat. „Ich war noch nicht drei Käse hoch (erzählt er im Vorwort zum „Pojaz“), als mir mein Vater bereits sagte: «Du bist deiner Nationalität nach kein Pole, kein Ruthene, kein Jude — du bist ein Deutscher.» Aber ebenso oft hat er mir schon damals gesagt: «Deinem Glauben nach bist du ein Jude». So ist bereits dem Knaben ein heißer Patriotismus eingepflanzt, ein um so leidenschaftlicherer, als er um seine Berechtigung kämpfen muß. Denn der jüdisch-deutsche galizische Patriot gilt dem christlichen Mitbürger nicht für voll und dem Glaubensbruder gar für erbärmlich. Franzos hat von früh auf mit diesen „Brüdern“ nichts gemeinsam als das Blut. Er ist durch die weiteste Kluft der Bildung und Lebensführung von ihnen geschieden. „Bescheidene Annäherungsversuche, die ich machte, fielen übel aus: die kleinen Kaftanträger prügelten und verhöhnten mich. Begegnete ich aber nur einem von ihnen, so lief er mir davon. Das mißfiel mir beides, stimmte auch nicht zu der Geschichte der Makkabäer, die mir mein Vater so begeistert zu erzählen pflegte.“ Da nimmt der Knabe denn schon die Stellung außerhalb der Parteien ein, die zum Beobachten so geeignet ist. Und zeitig erkennt er, was die galizischen Juden so herabgedrückt hat von der Höhe der Makkabäer. Sie sind unterjocht und gequält und mißachtet worden durch Jahrhunderte, und der äußere Druck hat einen böseren inneren Druck hervorgebracht. „Wie eigen ist es den Juden ergangen! Ihr frommer felsenfester Glauben ist ihnen einst der Schutzhut gewesen, der ihr armes Haupt vor den Keulenschlägen und Beilhieben des Feindes schützte. Es wäre zerschellt ohne diesen Schutz, denn es waren furchtbare Schläge, furchtbare Hiebe. Aber eben dadurch ward ihnen auch jener Schutzhut immer tiefer ins Gesicht hineingetrieben, und schließlich über die Augen hinab, daß sie nichts mehr sahen. Das war einst nicht so sehr zu beklagen, denn es herrschte ja Nacht rings umher, und nichts, gar nichts war zu sehen, auch ohne Hut vor den Augen. Aber nun ist es im Westen Tag geworden, und im Osten tagt es, und dennoch rücken sie sich den Hut nicht höher. Es wäre nicht nötig, daß sie ihn lüften, und vollends verderblich wäre es, wollten sie ihn ganz fortwerfen...“ Dieser letzte Satz ist ungemein charakteristisch für Franzos. Ihn selbst bindet nichts an den Glauben seiner Väter; er verfällt, wie schon gesagt, eine Zeitlang dem gottfeindlichsten Atheismus, um sich dann nicht ohne einige gemütliche Hoffnungen von allem Ergrübeln des Unergründlichen abzuwenden und ganz der Humanität und Toleranz, dem irdischen Fortschritt hinzugeben. Es ist die alte Acostageschichte: Die Ehre und das Mitgefühl mit den Leidenden hält ihn im jüdischen Lager fest; sein Geist, sein Herzenssehnen läßt ihn „ins Allgemeine tauchen.“ Da möchte er denn, statt sich von den Brüdern zu trennen, diese mit sich ziehen — so weit als irgend möglich. Wie weit, das darf er freilich nicht bekennen, wenn er im geringsten wirken will. Und das will er gewiß; er ist nicht bloß Schriftsteller, er will auch Volksförderer sein, ist ein „Agitator“ voll „advokatorischen Eifers“.*)

Doch Beobachtungen und Mitgefühl des Knaben beschränken sich nicht auf die Bewohner des Ghettos. In der Dominikanerschule zu Czortkow, im Czernowitzer Gymnasium, natürlich auch vielfach genug im täglichen Leben kommt er mit den verschiedenen Bevölkerungsschichten dieses Landes und seiner angrenzenden Gebiete zusammen, mit Ruthenen, Polen, Rumänen usw. Sein Empfinden ist da immer das gleiche wie den Juden

*) So nennt ihn sehr zutreffend Richard M. Meyer in seiner deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

gegenüber: Liebe, zum mindesten Mitleid für die Unterdrückten, Verdummten, Haß gegen jede Art Unterdrücker. So ist ihm der Pole verhaßt, der den Ruthenen unterjocht hält, so der rumänische Bojar, der die Bauernschaft des Landes aussaugt, so der Priester nicht minder als der Rabbi, wenn er aus Furcht und Aberglauben seiner Gemeinde Nutzen zieht. Und mit leidenschaftlichem Stolz auf die deutsche Bildung, die ihm die reinste und tiefste dünkt, verbindet er die größte Wärme für alle Armen und Einfältigen. Wie rührend schildert er in „Kossowics' Rache" den plumpen, dummen rumänischen Bauernjungen, der durchaus studieren soll und nicht den Kopf dazu hat. Ein geistvoller herzloser Lehrer beleidigt den großen Jungen, der schon fast ein Mann ist. Die Geschichte spielt im Cholerajahr 1866. Kossowics lauert seinem Feind auf und trifft ihn cholerakrank und verlassen. „Denk ich': Schlecht! Kranken kann man nicht hauen!... Gott im Himmel, bet' ich, was soll ich da anfangen, der Kerl stirbt mir so unter den Händen, und er soll ja gesund werden, damit ich ihn hauen kann. Gott im Himmel, bet' ich, wenn du nicht willst, daß ich ihn hauen soll, so will ich es nicht tun, aber laß gesund werden..."

Endlich erweitert sich der Blick des künftigen Schriftstellers zeitig über die Betrachtung der umgebenden Personen und Zustände hinaus, er geht historischen und wirtschaftlichen Zusammenhängen nach, wird politisch interessiert. In seine Schulerinnerungen hinein spielt auch schon die Geschichte eines unglücklichen Trainsoldaten, der ehedem Student war, durch einen unglücklichen Zufall in die achtundvierziger Revolution hineingezogen und vom Kriegsgericht zu jahrelangem Strafdienst verurteilt wurde. Natürlich ist die Stellung des Politikers Franzos keine andere als die des Dichters und Kulturhistorikers: leidenschaftliche Hingabe an fortschrittliches Deutschtum, an Toleranz und Humanität zeichnen ihn aus. Das juristische Studium, dem er sich zuwandte, da ihn die anfänglich erwählte klassische Philologie nicht ernähren konnte, wenn er Jude bleiben wollte, schärfte sein Verständnis für alles Politische und Historische. Nachdem er in Graz die erste juristische Staatsprüfung bestanden, wandte sich Franzos ganz der Journalistik und Schriftstellerei zu. Er erklärt, zu diesem Schritt gezwungen worden zu sein durch einen Prozeß, den ihm seine allzu deutsche Gesinnung während des siebziger Krieges eintrug. Man darf aber wohl annehmen, daß er sich nicht ungern zu solchem Berufswechsel zwingen ließ, wenn er auch anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Nun war er durch seinen neuen Beruf gezwungen, seine kulturhistorischen Eindrücke zu verwerten und zu vertiefen — freilich leider auch oftmals zu wiederholen. Er hat es wohl selbst gefühlt, daß seine beste Kraft in Halbasien wurzelte, da hat er denn dieses Feld wieder und wieder gepflügt.

Halbasien — Franzos hat das Wort und den Begriff geprägt, er hat sechs Studienbänden den gemeinsamen Titel „Aus Halbasien" gegeben, in den meisten und besten Geschichten von Halbasien gehandelt: man könnte ihn mit nicht allzu schlimmer Ungenauigkeit etikettieren als den Dichter Halbasiens. Es sind geographisch durchaus europäische Länder, die Franzos unter diesem Namen zusammenfaßt: Galizien, die angrenzenden Teile von Rußland und Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Serbien. (Am liebsten und häufigsten weilt er in Galizien, die andern Länder werden nur durchstreift.) Das Schlagwort Halbasien ist sehr glücklich gefaßt, enthält es doch zugleich ein Urteil und ein Programm. Asiatische Finsternis und europäisches Licht mischen sich in diesen Gebieten, will es sagen, und zugleich: hier soll von der dunklen Hälfte, von den asiatischen Zuständen die Rede sein. Warum Franzos gerade die Seite der Unkultur zum Schildern gewählt? Es ist dreifach erklärlich, sofern man nicht zur vierten und bequemsten Erklärung greifen will, daß die Schilderung des Inferno der menschlichen Kunst immer ergiebiger ist als die des Paradieses. Jene drei ernsten Gründe aber scheinen mir, daß Franzos durch sein Blut auf die im Finstern Lebenden hingelenkt wurde, daß der Agitator und Fortschrittler in ihm auf ein „dies ist schön und gut" notwendig zehn „dies ist schlimm und muß besser werden" setzen mußte, endlich, daß der junge Schriftsteller Anschluß an die moderne Bewegung suchte, die die Wahrheit zum Losungswort genommen hatte und aus Abneigung gegen das gefälschte, verblaßte Schöne Wahrheit und Häßlichkeit zu identifizieren geneigt war. „Wie herrlich [ist es] just in unsern Tagen ein Dichter zu sein", heißt es in einer frühen Novelle, der „braunen Rosa." „Denn abgetan wird allmählich die Lüge, daß es sein Beruf, der Menschheit rosige Brillen aufzusetzen... und immer mächtiger wird die Erkenntnis unter allen Guten und Verständigen, daß nur jener ein echter Dichter ist, welcher den großen Mut und das große Herz hat, die Wahrheit zu sagen".

Während Franzos in der Beschreibung Halbasiens aufs glücklichste seine dichterischen und kulturhistorischen Fähigkeiten vereint und so zumeist ein eigenartiges Ganzes schafft, ist er, wie eingangs erwähnt, fast immer glücklos, wenn er, nur auf sein dichterisches Können gestützt, in andere Lande geht. Aber auch der Kulturhistoriker versagt, wenn er sich in Gegenden begibt, in denen sein Herz schweigt. Mir wenigstens scheinen die von Geiger*) gelobten „Deutschen Fahrten", in denen Franzos kurz vor seinem Tode Thüringen und die Vogesen schilderte, recht mühselig zusammengestoppelte Reisefeuilletons. Eigentlich ist es dem Manne nur einmal geglückt über sein heimatliches Halbasien herauszukommen, dies eine Mal freilich einen sehr bedeutenden Schritt. Ich halte den „Wahrheitsucher" nicht nur für eines der besten Werke dieses Dichters, sondern für einen der besten deutschen Romane des letzten Menschenalters überhaupt. Dieses Buch dankt Franzos wohl vor allem seinem politischen Interesse, und indem er darin für Menschlichkeit und Toleranz gegen jede Art Fanatismus von rechts oder links, in himmlischen oder irdischen Dingen eintrat, kämpfte er eigentlich wiederum seinen alten Kampf gegen „Halbasien".

* * *

*) a. a. O.

Digitized by Google

Franzos beginnt mit der Novellensammlung „Die Juden von Barnow“, wobei Barnow für Czortkow gesetzt ist; er widmet den Juden einen reichlichen Teil seiner Studien, handelt von ihnen in den breiteren Geschichten „Judith Trachtenberg“, „Moschko von Parma“, „Leib Weihnachtskuchen und sein Kind“, endlich in dem erst nach seinem Tode veröffentlichten Roman „Der Pojaz“. Den Plan zu diesem umfassendsten Werk über die Juden seiner Heimat hat er zwanzig Jahre gehegt und reifen lassen. Er wollte erst die Seele seines Volkes völlig ergründen, ehe er über die novellistische Dichtung hinaus an die Gesamtdarstellung ging, die das Wesen des Romans ausmacht. Ich glaube, ihm ist durchaus gelungen, was er sich vorgesetzt; freilich konnte er kaum anders als das in seinen Studien und Novellen Gesagte zum Teil wiederholen. Ich tue im knappen Raum dieser Skizze am besten, wenn ich dem „Pojaz“ folge und nur an einigen Punkten andeute, wo Franzos das gleiche Thema ausführlicher behandelt hat.

Doch der „Pojaz“ ist nicht etwa bloß die gefällige Aufreihung wertvoller Schilderungen, er ist eine echte Dichtung von großer Schlichtheit und stark ergreifend. Ich sagte, es sei Franzos nicht gegeben, die elementaren menschlichen Leidenschaften zu malen. Um so besser weiß er die Leidenschaften des Geistes, den Drang nach Wissen, Recht und Wahrheit darzustellen. Die Sehnsucht nach Bildung ist die Triebfeder seiner besten Ghettonovellen; auf ihr allein ruht auch die innerliche Handlung dieses Romans. Nur daß der Held das Wissen nicht um einer Wissenschaft willen anstrebt, sondern um durch die deutsche Bildung zur Schauspielkunst zu gelangen, für die er ein angeborenes Talent hat. Wie Sender Glatteis langsam, langsam zu seinem geliebten Ziel vorschreitet, bis er, dicht davor, die Seligkeit des Erfolges im Traum schon genießend, zusammenbricht, von der Schwindsucht hingerafft, richtiger: vom Ghetto gebrochen — das wird immer bedeutend, oft erschütternd erzählt. Und dann hat der Roman einen Vorzug vor allen anderen Erzählungen des Dichters, und Franzos ist sich dieses Vorzugs sehr wohl bewußt: der „Pojaz“ enthält bei aller Tragik echten Humor, während der Dichter in seinen andren Werken nur witzig und satirisch ist. Und das in einer Weise, die oft durch Übertreibungen, Längen, Wiederholungen stört. Der junge Franzos ging bei Heine in die Schule, aber er suchte den Meister zu überbieten. Spricht etwa Heine in der „Harzreise“ von einer „Brust, trostlos öde wie die Lüneburger Heide“, so schließt Franzos im „Stern von Lopuschna“ einen ermüdend langen Steckbrief: „Kurz eine Fülle von seltenen, zum Teil einzigen Reizen haftete an diesem Mädchen, aber freilich kein Quentchen Fleisch. Tadle das, wer mag. Mir weckte ihr Anblick die traute Erinnerung an die heimatliche Heide, auf der nicht die geringste Erhöhung zu gewahren ist“. Von solchen und ähnlichen Unarten ist der „Pojaz“ ganz frei; wo das Buch erheiternd wirkt, da wirkt es zugleich bedeutend und rührend. So etwa, wenn der junge Autodidakt die Lessing'schen Dramen liest und bei allem talmudisch geübten Scharfsinn durch das Fehlen jeglicher Bildung zu den merkwürdigsten Mißverständnissen getrieben wird, wenn er das erste Mal im Theater sitzt und den „Kaufmann von Venedig“ sehr eigenartig betrachtet.

Zwei Gedichte.

Von **Wilhelm Kunze** (Salder).

Unverloren.

Die Sehnsuchtsseufzer, die ich ausgehaucht,
Und die Gedanken, die ich ausgesandt,
Sind nicht für alle Zeit verweht, entfloh'n —
Sie suchen und sie finden auch ihr Heim.
Gleichwie das Licht aus längst erloschnen Sternen
Nach langen Jahren erst die Erde trifft,
So fallen meine Seufzer und Gedanken
Nach langer Irrfahrt in ein Menschenherz
Und wecken dort die gleiche Sehnsucht wieder
Und all die Träume, die auch ich geträumt.

Bekenntnis.

Ich brauch euch nicht, um ihn zu finden,
Auf den ihr stets mit Fingern weist.
Ich seh es, daß er selbst die Binden
Von unsern Augen lächelnd reißt,
Und jauchze jubelnd mit den Winden
Ein helles Lied dem Weltengeist.
Wohin ich blicke, wo ich spähe,
Da bin ich auch in seiner Nähe.

Wie sollt ich denn vor dem wohl bangen,
Durch dessen Hauch ich Kraft verspürt,
Der meines Herzens Glutverlangen
Zu immer heißerm Brande schürt,
Der mich auf Wegen, nie begangen,
Zu reineren Gefilden führt,
Und der — ich fühl's — zu allen Stunden
Mit mir in Treue fest verbunden?

Ihr meint, er ließe sich betören
Durch Schmeichelei nach Menschenart;
Er würde gnädig den nur hören,
Der nicht Gebet und Gaben spart.
— Ich lasse mich durch euch nicht stören,
Denn falsch ist, was ihr offenbart.
Ich brauch euch nicht. — Dies mein Panier:
Ich bin in Gott — und Gott in mir.

Und es ward finster im Lande.

Skizze von **Knud Hjortö** (Skelskör).

Am Sonntag, den 9. April, zog ein merkwürdiges Wetter über das südwestliche Dänemark hin. Für den Augenblick erweckte es an vielen Orten Bestürzung und Verwunderung; und es ist kein Humbug, wenn behauptet wird, daß alte Leute sich nicht entsinnen können, jemals etwas Ähnliches erlebt zu haben. Das Kirchspiel Hulby war das Zentrum

Digitized by Google

des Unwetters, als hätte der Herr in seiner Allmacht beschlossen, gerade mit den Leuten dieser Gegend einen kleinen Scherz zu treiben.

Hulby hat wohlbestellten Ackergrund, und die Bewohner sind fleißige, ordentliche Leute, die in jeder Hinsicht gut durchs Leben kommen, abgesehen von ihren Beziehungen zum Pfarrer der Gemeinde. Vielleicht ließ sich ihm im Grunde nicht viel Schlechtes nachsagen. Er war ursprünglich ein guter, wohlwollender Mann, der gern nach dem Geschmack der Leute predigen und auch außerhalb der Kirche mit ihnen reden wollte; aber die Leute meinten: auf keines von beiden verstehe er sich. In der Kirche fanden sie keine Erbauung, und wenn er sonst mit ihnen sprach, so faselte er, wie sie sagten. Eine Einöde ward geschaffen zwischen dem Pfarrer und seiner Gemeinde, und diese Einöde vermochte der Pfarrer nicht zu passieren. Die Leute kamen spärlich zur Kirche, und der Pfarrer wurde nicht mit zu den Festen geladen. In geistlicher wie in weltlicher Hinsicht war ein Abstand vorhanden. Die Bauern fühlten sich nicht erquickt durch das Wasser des Lebens, das er ihnen reichte; aber sie luden ihn auch nicht ein, sich an ihrer Ochsenfleischsuppe und ihrem Schweinebraten zu sättigen.

Da es jedoch guter alter Brauch dort in der Gegend war, in die Kirche und zum Abendmahl zu gehen, so versäumten sie keins von beiden ganz; mit steifen Gesichtern saßen sie in der Kirche, gleich Leuten, die wissen, daß sie ihre Pflicht tun, und in ihren Mienen lag etwas, das deutlich besagte: wir tun, was wir müssen; mit weitern Redereien verschone uns, bitte! Und der Pfarrer hatte dieselbe Empfindung, wie mancher Lehrer sie hat: er merkte, daß sich zwischen ihm und seinen Zuhörern ein großes, leeres Loch befand; in dieses Loch hinein sprach er, und seine Worte verblieben darin, ohne weiter zu dringen.

Und mit den Jahren wurde dieser gutmütige Mann denn auch verbittert und bissig und drohte mit der Hölle und andern schlimmen Dingen, ohne daß das eine andere Wirkung gehabt hätte, als seinen Eifer immer mehr anzuspornen. Sein ganzes Verhältnis zu den himmlischen Dingen bestand eigentlich nur darin, daß vor vielen Jahren einmal in einem Familienrat, dem er als stummer Zuhörer beiwohnte, beschlossen worden war, daß er Pfarrer werden sollte. Die Verhandlungen — über die Kosten und dergleichen — hatten ihn so sehr gelangweilt, daß er zur Tür hinausgelaufen war. Später hatte man ihn hereingeholt, damit er das Resultat mit anhöre. Und nun saß er hier und hatte die Folgen zu tragen. Er selbst glaubte ja freilich, mit der Zeit zu einer ernsten, würdevollen Auffassung seines ernsten Berufes gelangt zu sein; die Gemeinde dagegen fand, daß es immer schlimmer mit ihm werde. Wäre er noch wenigstens zur innern Mission übergegangen, so hätte er die Schafe kräftig sondern können von den Böcken, so hätte er vielleicht eine kleine, auserwählte Schar um sich sammeln können; aber er vermochte nicht auf den Einzelnen einzuwirken; er verstand es nur, am Sonntag die ganze Schar zu schelten und ihr zu versichern, daß das Gericht nahe sei um ihrer Lauheit willen, daß der Tag des Herrn wohl früher kommen werde, als sie ahnten. Dann aber werde ihr Schicksal besiegelt sein, das könne er ihnen versichern. In ähnlicher Weise prophezeit ein Lehrer wohl seinen Schülern, deren Interesse er nicht zu fesseln vermag, daß es ihnen schlecht ergehen werde, und daß nie etwas aus ihnen werden könne hier auf Erden; aber die Schlingel kommen trotzdem durchs Leben. Das ist betrüblich und wird den Lehrer kaum frommer machen mit den Jahren.

Der Pastor war unzufrieden mit dem Lauf der Dinge. Manchmal wünschte er ja wohl eine Art von Versöhnung mit den Leuten herbeizuführen, er wollte sich gütlich mit ihnen auseinandersetzen, wenn er ihnen auf Feld und Weg begegnete; aber dann ließen ihn seine rein menschlichen Fähigkeiten im Stich, er fühlte sich an seine gestrengen Worte vom Sonntag gebunden, benahm sich linkisch und unvernünftig, und befreit atmete er auf, wenn er sich verabschieden und weiter gehen konnte. Am nächsten Sonntag aber ließ er sie wissen, was für eine Meinung er von ihnen hatte. Des Herrn Gericht sei ihnen um ein Stück näher gerückt; er sehe es voraus, wie bald es über sie hereinbrechen werde. Schon an einer kleineren Schar von Gottlosen, als in der Hulbyer Gemeinde beisammen seien, habe Gott der Herr in früherer Zeit fürchterliche Rache genommen.

Es war an dem erwähnten Sonntag, etwas nach 11 Uhr, die Predigt hatte begonnen. Danach sollte Abendmahl stattfinden, und es war eine Anzahl Menschen in der Kirche versammelt. Der Pastor war vom Text des Tages abgekommen und glücklich beim jüngsten Tage angelangt: „Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht, wenn Ihr just am Fressen und Saufen und beim Vergnügen und Gelderwerb seid und es Euch wohl sein laßt bei Eurer Gleichgültigkeit gegen die himmlischen Dinge. Dann wird der jüngste Tag anbrechen. O, seid dessen nicht allzu sicher, daß er etwa gerade in der Nacht kommt. Aber für Euch ist's ja immer Nacht, gleich unvorbereitet seid Ihr Nacht und Tag, Euer Geist hält vierundzwanzigstündigen Schlaf, und der Tag des Gerichts braucht wahrlich nicht über Euch herzufallen wie ein Dieb in der Nacht. Zeichen werdet Ihr sehen an Sonne und Mond, und es wird sich zeigen, ob Eure Gleichgültigkeit auch dagegen stand hält . . . ."

Es war trübes Tauwetter draußen, und in der Luft hing Schnee. Die Kirche lag im Halbdunkel da; denn die Altarkerzen verbreiteten nur wenig Helligkeit. Die Leute saßen vornübergebeugt, um die Wärme zu bewahren, sie froren und langweilten sich bitterlich, ihre Gesichter waren abweisend und nüchtern. Den Pastor aber fror nicht. Sein Gesicht flammte, und ab und zu mußte er sich mit einem großen roten Taschentuch, das neben ihm lag, den Schweiß trocknen. Mit der Zeit hatte sich bei ihm immer häufiger Blutandrang nach dem Kopfe eingestellt, der sich mit der Hitze vereinte. Dichter und dichter fiel draußen der Schnee, große Klumpen fielen hörbar gegen die Scheiben, glitten nieder und legten sich in großen Massen übereinander. Die Augen der Leute suchten den Altar, um wenigstens an einem Licht haften bleiben zu können. Bald begann es auch zu

Digitized by Google

stürmen, und der Schnee trieb sein lärmendes Spiel immer toller. Die Leute dachten an den Heimweg; selbst für die, die ihr Fuhrwerk hatten, würde er sich nicht sonderlich angenehm gestalten. Immer dunkler wurde es.

Drüben die Frauen mit den schwarzen Hauben waren bald nicht mehr zu sehen, unter den Männern dagegen leuchteten die einzelnen Kahlköpfe deutlich hervor. Und die Wachskerzen brannten immer röter; noch röter aber war des Pastors Gesicht. Auf die Leute machte sein Anblick einen ganz sonderbaren Eindruck: der mußte sich doch gewiß sehr in acht nehmen, damit es nicht noch einmal mit einem Schlaganfall endete.

Es pfiff garstig durch die Fenster, die Wolken zogen wie ein schwarzer Mantel an den Scheiben vorüber, aber dieser Mantel war mit weißen Flecken gesprenkelt. Und binnen einer Minute wurde es stockfinster. Es war, als versänken die Köpfe in die Erde und verschwänden; ein vereinzelter weißhaariger Scheitel leuchtete noch ein paar Sekunden lang phosphorhaft auf, dann erlosch auch er; die Altarkerzen sahen aus wie Blut, und das Gesicht des Pastors war wie ein Stück glühender Kohle, das man langsam mit Wasser übergießt.

Nur die Altarkerzen hielten noch stand, die Flammen fächelten im Zugwind, und von dem vergoldeten Rahmen wurde das Licht zurückgeworfen; alles war in Farben gehüllt, die an die Hölle gemahnten, von der der Pastor da oben in der Finsternis predigte.

Die Leute begannen sich zu räuspern. Sie rückten von- und zueinander; von der Frauenseite her ertönte deutliches Gemurmel, und die Männer sahen hinüber und husteten, wie wenn sie ihren Frauen erzählen wollten, wo sie sich befänden. Viele Augen durchquerten die schwarze Kirche; und Angst befiel alle. Im Nu war die Kirche voller Panik. Der Pastor hielt inne in seiner Rede. Er selber fürchtete sich nicht, aber er merkte, wie es da unten bestellt war. Drum wollte er ein wenig warten; es ging ja wohl bald vorüber. Er hätte gewünscht, daß es nicht während der Predigt passiert wäre; dann hätte er hinuntergehen, mit den Leuten reden und sie beruhigen können. Saßen sie nicht in Angst und Bangen da, die Dummköpfe!

In diese Pause hinein ertönte eine dünne, zittrige Stimme, die da sagte: „Herrgott! Ist das der jüngste Tag?“ Alle kannten die Stimme. Es war die alte Stine, die für die Leute wusch, eine sehr arbeitsame Frau; im übrigen war sie nicht ganz richtig im Kopfe.

Aber es brach keine Panik aus. Die alte Stine war ja doch ein zu geringes Geschöpf, um diese Ansicht zu äußern, die heimlich von den meisten geteilt wurde, selbst wenn sie sich klar machten, daß es natürlich auch gut etwas andres sein könne, als der jüngste Tag. Die Männer fingen laut zu reden an: Das sei ja ein gefährliches Wetter; ob es wohl vom Schnee herkomme? Halberwachsene Mädchen begannen zu weinen, und ihre Mütter suchten sie mit zitternden Stimmen zu beschwichtigen. Die Männer aber wünschten ihre Frauen und Töchter in der Nähe zu haben; denn sie mußten sich ja über die Maßen ängstigen da drüben. Ein paar gingen auf den Mittelgang und tasteten sich vorwärts.

Da erscholl eine laute, ganz weltliche Stimme, die vor innigem Behagen hüpfte — oder ob sie nicht vor Angst so hüpfte? —: „Wir haben heut wohl Sonnenfinsternis!“

Doch der Schulze ergriff das Wort und erklärte, daß in diesem Jahre für Dänemark keine Sonnenfinsternis stattfinde. Es fehlte jetzt nicht mehr viel am Ausbruch der Panik. Die Leute standen auf und suchten sich untereinander. „Wir wollen hinaus“, riefen einige. — „Ja, was sollen wir denn draußen?“ fragten andre. Die alte Stine fing mit lauter Stimme an, ein Gebet zu sprechen, das sie auswendig konnte, und mehrere Frauen folgten ihrem Beispiel.

Nun kam der Pastor von der Kanzel herab; so konnte es ja nicht weiter gehen. Die Leute würden noch wild werden vor Schreck.

„Ihr sollt keine Angst haben, Leute“, sagte er. Und als die Menge hörte, wie ruhig seine Stimme klang, da blieben alle an ihren Plätzen stehen und die Betenden schwiegen.

Ein alter Mann erklärte, dergleichen noch nie erlebt zu haben, und der Pastor begann, den Leuten die Sache auseinanderzusetzen: auch er habe freilich dergleichen noch nicht erlebt, in andern Ländern aber sei solche Finsternis bei dichtem Schneefall keine Seltenheit. Er könne Beispiele nennen, von denen er gelesen habe. Und die Unruhe legte sich. Die Panik war durch das resolute Auftreten des Pfarrers abgewehrt; denn die Leute hörten ihm gut zu. In diesen Augenblicken sahen sie in ihm ihren natürlichen Führer und ihr Oberhaupt. Auch Stine hörte auf, Gott anzurufen, nachdem eine energische Stimme ihr Schweigen geboten hatte.

Die Stimme der Wahrheit verhallte diesmal nicht ungehört. Die Männer begannen mit ihren Frauen zu sprechen und ihnen zu wiederholen, was der Pastor erklärt hatte, für den Fall, daß sie es nicht verstanden hätten. Und bald stellte es sich heraus, daß der Pastor wahr gesprochen. Das Licht kehrte zurück, die Köpfe tauchten aus dem Dunkel hervor, als ob sie von den Toten auferstünden. Der Pastor wurde sichtbar. Das kleine Zwischenspiel hatte ihn abgekühlt, und er sah jetzt besser aus. Er bestieg wieder die Kanzel, um seine abgebrochene Rede zu vollenden und die Leute nahmen wieder ihre Plätze ein. Doch als der Pastor wieder beginnen wollte, da entströmte seinem Munde nur verworrnes Gefasel. War es, weil er erkannte, daß unser Herrgott einen wahrhaft göttlichen Scherz mit ihm getrieben? Genug: er vermochte nicht auf den Text des Tages zurückzukommen. Und obwohl sein Ärger wach wurde beim Anblick all dieser unveränderlich starren Gesichter, wollte es doch nicht recht glücken mit dem jüngsten Tage; es klang, als rede er irre, und er wußte kaum was er sagte.

Aber die Leute sahen einander an und lächelten ganz leise, nicht über den Pfarrer — denn ihn hörten sie nicht, — sondern über ihre eigne Beschämung. Die Frauen hatten Lust sich zu verstecken, damit niemand

Digitized by Google

sie ansehe. Die arme Stine verschwand ganz in ihrem Stuhl; sie konnte nicht vergessen, wie sie die Anführende gewesen. Es kam ihr selber so vor, als habe sie gar keine Veranlassung, stolz darauf zu sein.

Der Pastor schien den Leuten am andern Ende eines Raumes zu stehen, der jetzt breiter und öder als gewöhnlich aussah. Und endlich machte er ein Ende, ohne freilich einen passenden Schluß gefunden zu haben, und die Leute eilten so schnell wie möglich aus der Kirche.

Draußen versammelten sie sich in einem dichten Schwarme, verlegen, aber aufgelegt zu Gelächter und Scherz. Das Wetter hatte sich inzwischen vorübergehend aufgeklärt, und man ließ sich Zeit mit dem Nachhausegehn. Ein reichlich gottloser Schlächtermeister — der Mann mit der Sonnenfinsternis war es — erlöste die Bedrängten von ihrem Banne mit den Worten: „Diesmal ist's also nichts geworden mit dem jüngsten Tage!"

Die Umstehenden lachten. „Er hat uns doch betrogen", sagte einer.

„Ja, unser Pastor . . .", erklärte ein zweiter.

„Aber das nächste Mal", fiel der Schlächtermeister ein, „dann . . ."

Ein sehr weltliches Gelächter rollte die feierliche Kirchenmauer entlang, und die Leute schüttelten den Kopf. Ob über den Schlächtermeister, den Pastor oder über den jüngsten Tag, der nun doch nicht gekommen war, — wer will es entscheiden!

Auf einmal aber wurde es still. Der Pastor kam aus der Kirche. Und er fand seine Gemeinde getrost und guten Muts; seine beruhigenden Worte waren offenbar auf fruchtbares Erdreich gefallen. Aber zu freuen schien es ihn nicht. Er raffte seinen Talar auf, neigte den Kopf gegen den Wind und durchschritt eilenden Fußes die Menge, ohne Gruß und ohne aufzusehen.

(Deutsch v. H. Kiy-Berlin.)

Aus den Berliner Theatern.

Hebbel-Theater. Friedrich Freksa: Ninon de l'Enclos. Ein Spiel aus dem Barock in 5 Akten.

Bei dem heutigen Tiefstand unsrer Bühnendichtung haben wir wahrlich keinen Grund, allzu kritisch zu sein, sondern müssen uns jedes Blümleins freuen, das uns als Vorbote von dem Frühling erzählt, der ja doch einmal kommen wird. Unsre Freude wird aber um so größer sein, eine je ausgesprochenere dramatische Prägung ein neuer Autor oder eine neue Arbeit tragen, da die Literatur-Richtung der letzten Jahrzehnte das Bühnengemäße in weitem Umkreise erstickt hat. So kann man Friedrich Freksa nur herzlich willkommen heißen, wobei freilich die Ankündigung vorerst noch als Erfüllung gelten muß. Denn bei seiner „Ninon de l'Enclos" handelt es sich um eine Jugendarbeit mit Zwiespältigkeiten, Unbeholfenheiten und gelegentlich leeren Strecken. Aber nur eine Arbeit, aus der ein Bühnendichter spricht, der durch Handlung und Situation ohne viele Worte das Beste zu sagen weiß, zugleich jedoch einen geistvoll-pointierten, lebensvollen und natürlichen Dialog führt.

Als Grundlage seines Dramas hat dem Autor aus dem Leben der ewig-schönen und gleich den Heldinnen des Homer ewig-jugendlichen Ninon de l'Enklos jene (ob wahre, ob erfundene?) Episode gedient, nach der Roland de Villiers in seiner unlöschbaren Liebe zu Ninon sich den Tod gab, als er in ihr seine Mutter erkennen mußte. Also ein tragischer oder doch ernster Ausgang, während Freksa sein Stück „ein Spiel aus dem Barock in fünf Akten" überschreibt! Natürlich hat er beides bedacht. Offenbar wollte er nach Art junger Dahinstürmer des Schicksals höchsten Kranz erringen und Tragik und Heiterkeit vereinen. Am Schluß fragt er mit Sophokles und Ibsen nach dem Lebenswillen, wie er sich in Vater, Mutter und Sohn äußert, am Anfang hat ihn der heitere, frivole, pikante Gesellschaftston bestochen, der zu Nions Zeiten in Paris herrschte. Da es ihm nun nicht gelungen ist, den Tod Rolands aus dem gleichen Milieu zu erklären, geht ein Riß durch das Werk. Erreicht Freksa den Vorteil, daß sich sein Stück immer dramatischer gestaltet, so würde man doch die ganzen Konversationsszenen des zweiten Aktes gern hingeben.

Es scheint, der Deutsche ist über seinem Stoffe schwer geworden. Hinter den graziösen, kühl-harmonischen Zügen der geschichtlichen Ninon hob sich ihm Hebbels düsteres, gedankenschweres Haupt und stempelte sie zur Märtyrerin unerfüllter Mutterpflichten. In der Sehnsucht, das Idealbild eines Mannes zu finden, wie es ihr vorschwebt, ist Ninon von Liebe zu Liebe geeilt. Sie hat sich einst von Baron de Chérys im Freiheitsdrang losgerissen, als sie ihm ein Kind geschenkt und er dieses Kind zur Fessel machen wollte, die sie an ihn ketten sollte. So setzte sie sich über die Grenzen ihres Geschlechts hinweg, wofür sie nun durch den Tod Rolands, eben dieses Kindes, leiden muß. Denn das will der Schluß des Dramas doch wohl sagen, obschon Freksa auf Ninons Seite zu stehen scheint, so oft sie ihr einsames Leben verteidigt, da sie nie den Mann fand, der sie in Wahrheit zur Mutter hätte erlösen können. Und hinter Roland de Villiers trat Sophokles, sodaß die galanten Züge des französischen Barons gleichfalls einen düstern, fragenden Ausdruck bekamen: „Wer hat mich in die Strudel dieses Lebens getrieben, aus denen ich mich nicht hinausarbeiten kann?" In dem Vater Rolands, Ninons früherem Geliebten, aber schuf Freksa ihren Gegenspieler: einen Mann, der in der Begehrten bald die Mutter seines Kindes und sein Weib sieht, dem er die Flucht vom Posten nicht verzeihen kann. Doch ist es der Wille Chérys, dem Sohne die pflichtvergessene Mutter zu verschweigen, der den Anstoß zu dessen Untergang gibt.

Erst im Verlaufe des Stückes scheint sich Freksa mehr und mehr auf sich selbst zu besinnen und seinen Stoff zu erfassen. Das Bild, das er uns am Schlusse zeigt, ist nicht ohne Größe. Der Vater bemüht sich um den sterbenden Sohn: aber dieser, noch ein Abbild des Lebens, kümmert sich nicht um den, aus dem er hervorgegangen. Und in der Mutter sieht er nur das Weib, nicht das Vergangene, nur das Gegenwärtige, wie wir alle in der Allmutter Erde: „Küsse mich!" Freilich in der Begründung und geschmackvollen Behandlung der Sinnenliebe zur Mutter, die hier einen peinlichen Anstrich behält, bleibt Freksa alles schuldig, was doch Hugo von Hofmannsthal in „Ödypus und die Sphinx" nicht getan. Überhaupt klammert er sich so wenig an die Höhepunkte und den Kern seiner Dichtung, daß man nur Ungeschick als Ursache hierfür annehmen kann. Er führt über bedeutende Augenblicke wiederholt mit kurzer Handlung hinweg, eine Technik, die zum Fehler wird, wenn sich der Autor dann an Nebensächliches verzettelt. Trotz alledem aber erheben die dramatische Begabung und die lyrische Poesie, die in „Ninon de l'Enclos" ihre Flügel rühren, das Werk hoch über den Stand heutiger Bühnendichtung. In Freksa sieht man endlich wieder einmal eine Persönlichkeit, von der man etwas für unsere Dichtung erhoffen kann. Vor allem ist der Charakter Ninons mit inniger Liebe erfaßt.

Eine Aufführung des Stückes wird leicht an der Zwiespältigkeit des Stiles kranken; entweder das „Spiel" des ersten Teiles wird zu schwer oder die Tragik des zweiten Teiles zu leicht genommen. Diesmal hätte das Tempo der Anfangsakte schneller sein sollen; im übrigen aber erwies sich Lichos Regie ihrer Aufgabe völlig gewachsen. Für Ninon hätte sich kaum eine bessere Darstellerin als Helene Fehdmer finden lassen, die der Liebenswürdigkeit, Harmonie und den

Digitized by Google

Seelenkämpfen dieser Frau einen gehaltenen überlegenen Ausdruck verlieh. Friedrich Kayßler gab den Baron de Cherys mit einer schicksalsschweren, bedeutenden Tiefe, und der Roland Paul Ottos hatte von dem Augenblicke an, wo ihn die Liebe zu Ninon zu einem „Besessenen" macht, gute Augenblicke.

Dr. O. A.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Künstler-Modellierbogen. Verlag von B. G. Teubner (Leipzig).

Um die häusliche Beschäftigung unsrer Knaben bildend zu gestalten, hat der Verlag B. G. Teubner eine Reihe von Künstler-Modellierbogen herausgegeben, die der bisherigen Verwilderung auf diesem Gebiete durch gehaltlose Fabrikware entgegenarbeiten sollen. In der Tat haben die sachlich und künstlerisch hochstehenden Darbietungen in den Kreisen der Eltern und Lehrer große Anerkennung gefunden. Daher erließ die Firma ein Preisausschreiben, um eine neue Serie der schaffenslustigen Jugend bieten zu können. Weit über 100 Entwürfe, viele von bekannten Malern und Architekten stammend, gingen aus allen Teilen Deutschlands ein und wurden von dem Preisrichter-Kollegium eingehend geprüft. Nur die in jeder Richtung einwandfreien Ausführungen wurden zur Vervielfältigung bzw. Prämiierung empfohlen. So ergaben sich folgende Gegenstände zur Weiterführung des Unternehmens: Die Kogelburg bei Volkmarsen (von Merseburg und Westphal in Dresden) als typisches Beispiel einer mittelalterlichen Schutz- und Trutzstätte, eine niedersächsische Dorfkirche (von Geschwister Hamens in Bremen) nebst dem dazu gehörigen Bauernhaus als Beispiel für echte Volkskunst, ein rumänisches Bauerngehöft (von Schaale in Pasing), das die Eigentümlichkeit eines fremdländischen Lebens recht plastisch vor Augen führt. Außer den genannten wurden folgende völlig neuartigen Modellierbogen für die Kleineren preisgekrönt: ein humoristisches Schattentheater, ein lebensvoller Krammarkt (beide von Geigenberger in München), sowie ein Bild aus Hänsel und Gretel (von Th. Hermann in Hamburg). Außer den prämiierten Entwürfen werden noch ausgeführt eine Pfahlbauansiedelung, ein volkskundlich interessanter altwendischer Bauernhof, sowie endlich das im Landhausstil gehaltene Stationsgebäude einer Kleinbahn. Aus all dem erhellt sicher, daß mittels des Preisausschreibens die gute Sache um ein Beträchtliches gefördert worden ist und auch weiterhin auf ein freundliches Interesse aller beteiligten Kreise rechnen darf. Auch die neue Serie wird in gediegener Ausführung auf starkem, holzfreiem Karton erscheinen und sich dadurch vorteilhaft von vielen ähnlich gearteten Unternehmen unterscheiden.

In B. G. Teubners (Leipzig) sich zu einem immer bedeutsameren Kulturfaktor entwickelnden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" sind neuerdings folgende Bändchen (Preis geb. Mk. 1,25) erschienen:

Dr. Christian Gaehde: Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griechischen Altertum bis auf die Gegenwart. Mit 20 Abbildungen.

Dr. Edv. Lehmann: Mystik im Heidentum und Christentum. Übersetzt von Anna Grundtvig.

Lic. Dr. Paul Kalweit: Die Stellung der Religion im Geistesleben.

Professor Dr. Edward Delevan Perry: Die amerikanische Universität. Mit 22 Abbildungen im Text.

Prof. Dr. Franz Staudinger: Die Konsumgenossenschaft.

Karl Spitteler: Friedli der Kolderi. 2. Auflage. Verlag von Albert Müller (Zürich). Preis geb. Mk. 3,50.

Prof. Dr. Herm. Schwarz: Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellung der Zeitgenossen Borowski, Jachmann, Wasianski. 2. Aufl. mit einem Vor- und Schlußwort, enthaltend das Wichtigste aus Kants Lehre. Verlag von Hugo Peter (Halle). Preis geh. Mk. 2, —.

Prof. Gerh. Budde: Mehr Freude an der Schule! Verlag von Hahn (Hannover). Preis geh. Mk. 1,50.

Dr. Ernst C. Meyer: Wahlamt und Vorwahl in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. (Beitr. z. Kultur- und Universalgesch. herausgegeben von K. Lamprecht 5). Verlag von R. Voigtländer (Leipzig). Preis geh. Mk. 6, —.

E. v. Unruh: Herr H. St. Chamberlain und die Weltgeschichte. C. L. Hirschfeld (Leipzig). Preis Mk. 0,80.

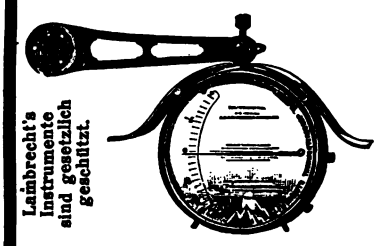
Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Original Lambrecht's Thermohygroskop

(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)



Lambrecht's Instrumente sind gesetzlich geschützt.

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.

Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach

15 Mark.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Wollen Sie
Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.,
Berlin.

Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35 a, Ecke Charlottenstrasse, und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- und Silberschmiede,
Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Kochе auf Vorrat

Drucksachen über:
Week's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung.
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).

Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
= Überall Verkaufsstellen. =

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums
mit **wundervollem Orgelton**, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.
Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.
Prospekte auch über den **neuen**
●● **Harmonium-Spiel-Apparat** ●●
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**), mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globen-handlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8
Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945
empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften
zu billigsten Preisen.
Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**
Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen. — Kataloge gratis und franko.

Herders

Konversations-Lexikon
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 44. Berlin, den 31. Oktober 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Zeppelin und Wright. I. Von Regierungsrat Rudolf Martin (Berlin). — Alasia, Homer und Bibel in mykenischen, vor- und nachmykenischen Fundschichten. II. Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz). — Zum Gedenktage Varnhagens von Ense. Eine Nachlese nebst zwei unveröffentlichten Briefen Varnhagens von Dr. S. Rahmer (Berlin). — Die Hessische Landesausstellung zu Darmstadt (1908). Von Joseph Aug. Lux (Dresden). — Karl Emil Franzos. II (Schluß). Ein Essai von Victor Klemperer (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Roman Albert Mell (München). — Die Springerin. Ein Dialog nach dem Zirkus. Von Heinrich Hemmer (Straßburg). — Neue Bücher. — Anzeigen.

Zeppelin und Wright.

Von Regierungsrat **Rudolf Martin** (Berlin).

I.

Von der großen Fahrt des Grafen Zeppelin am 4. und 5. August über 650 km in 21 Stunden bis zu der Dauerfahrt des Mr. Wilbur Wright auf seinem Aeroplan über eine Strecke von 90 km in $1^1/_2$ Stunden am Abend des 21. September hat sich das Urteil der gesamten Welt über den Motor in der Luft vollkommen umgestaltet. In den Monaten August und September des Jahres 1908 haben die „Leichter als die Luft" wie die „Schwerer als die Luft" ihre Brauchbarkeit für Krieg und Frieden erwiesen. Die von dem Motor in der Luft erzielten Rekorde waren so groß, daß sie die Erwartungen auch der eifrigsten Anhänger der Motorluftschiffahrt übertrafen.

Neben dem Grafen Zeppelin haben in dieser Zeit Major Groß und Major v. Parseval durch die Dauerfahrten ihrer Ballonetluftschiffe Anerkennung gefunden. Neben Wilbur Wright haben die kühnen Luftfahrten seines Bruders Orville Wright von seiner ersten großen Aeroplanfahrt am 9. September bis zu seinem Absturz am 17. September die Welt in Erstaunen gesetzt. Der 9. September 1908 wird für alle Zeiten als einer der markantesten Tage in der Geschichte der Motorluftschiffahrt bezeichnet werden. Denn an diesem Tage blieb Orville Wright 57 Minuten 31 Sekunden und bald darauf 1 Stunde 3 Minuten und 15 Sekunden auf seinem Aeroplan in der Luft.

Wer von diesen Erfindern eines Motorluftfahrzeuges ist der bedeutendste? In den Augen nicht nur der engern, sondern auch der weitern Fachleute kann ein Zweifel nicht obwalten. Die Erfindung einer Flugmaschine ohne Gasballon ist bei weitem schwieriger und um vieles bedeutsamer, als die Erfindung eines von Gas getragenen Motorluftschiffes. Weder Graf Zeppelin noch Major Groß oder Major v. Parseval haben den Motorballon erfunden. Das von Gas getragene Motorluftschiff ist vielmehr zuerst von dem französischen Ingenieur Henry Giffard im Jahre 1852 und sodann mit größerer Vollkommenheit von dem französischen Kapitän Renard in dem Jahre 1884 zum ersten Male zum Aufstieg gebracht worden. Zwischen diesen beiden wichtigsten Versuchen liegen mehrere andre, vor allem diejenigen des französischen Marinechefingenieurs Dupuis de Lôme im Jahre 1872, des deutschen Ingenieurs Paul Haenlein 1872 und der Gebr. Tissandier am 8. Oktober 1883.

Seitdem im Jahre 1887 Gottlieb Wilhelm Daimler zu Cannstatt den leichten Benzinmotor erfunden hatte, war es ganz selbstverständlich, daß nunmehr dieser Explosionsmotor den lenkbaren Luftschiffen eingebaut wurde. Am 14. Juli 1897 verunglückte Dr. Wölffert in seinem von einem Benzinmotor getriebenen Motorluftschiff in Berlin. Am 3. November 1897 stieg das Aluminiumluftschiff des österreichischen Ingenieurs David Schwarz bei Berlin auf. Am 18. September 1898 stieg der Brasilianer Santos Dumont in seinem von einem Benzinmotor getriebenen unstarren Motorluftschiff in Paris auf.

Aus diesen Daten geht klar hervor, daß weder Graf Zeppelin, noch Major Groß oder v. Parseval die Erfinder des lenkbaren Motorballons sind. Das von Gas getragene lenkbare Motorluftschiff war erfunden, bevor sie ihre Arbeit begannen. Eine umfangreiche Literatur war bereits vorhanden, durch welche jeder spätere Konstrukteur sich nur mit vieler Mühe hindurcharbeiten kann. Graf Zeppelin sowie die Majore Groß und v. Parseval hatten auf dem Gebiet der „Leichter als die Luft" nur noch die Möglichkeit, einen besondren Typ oder ein besondres System zu schaffen.

Major Groß und Major v. Parseval haben beide das Verdienst, ein schon vorhandenes System der „Leichter als die Luft" ausgebaut und schon verbessert zu haben. Der Kommandeur des Deutschen Luftschifferbataillons hat das von dem französischen Ingenieur

Digitized by Google

Julliot erfundene halbstarre System der Motorballons verbessert und zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß der große deutsche Militärballon des Jahres 1908 auch den besten halbstarren Motorballons Frankreichs weit überlegen ist. Die längste Rekordfahrt der „Patrie“ war die Dauerfahrt von Paris nach Verdun im November 1907 über eine Strecke von 240 km in 7 Stunden. Am 12. September 1908 fuhr der große deutsche Militärballon in 13 Stunden und 2 Minuten von Berlin über Stendal nach Magdeburg gegen einen ziemlich starken Wind und wieder zurück über eine Strecke von insgesamt 286 km. Der große deutsche Militärballon von 4500 cbm Gasinhalt hat auf Grund seiner beiden von den Gebr. Körting in Hannover gefertigten Motoren à 60 PS eine Eigenbewegung von 14 bis 15 m in der Sekunde oder 50 bis 54 km in der Stunde. Er ist der größte und leistungsfähigste halbstarre Motorballon, der bis jetzt existiert und übertrifft das neue französische Kriegsluftschiff „La République“, das nur einen Motor hat, wesentlich.

Major v. Parseval hat das unstarre System des französischen Kapitäns Renard und das von Santos Dumont vervollkommnet. Die Dauerfahrt des unstarren „Ville de Paris“ des Herrn Deutsch de la Meurthe von Paris nach Verdun in rund 7 Stunden Anfang 1908 war bisher die größte Leistung dieses Systems. Parsevals unstarrer Motorballon Nr. II hat am 15. September in $11\frac{1}{2}$stündiger Fahrt eine Luftreise von Berlin bis über die Elbe bei Magdeburg und wieder zurück unternommen. Für einen Motorballon von nur 3200 cbm Gasinhalt mit nur einem Motor ist dies eine sehr respektable Leistung. Gegenwärtig baut die Motorluftschiff-Studiengesellschaft einen großen unstarren Motorballon von 5600 cbm Gasinhalt, der über 2 Motoren verfügen wird. Das unstarre wie das halbstarre System stammen aus Frankreich. Heute steht aber in beiden Systemen Deutschland obenan. Um die Vervollkommnung beider Systeme haben sich Parseval und Groß bedeutende Verdienste erworben, als Erfinder dieser Systeme können sie aber nicht bezeichnet werden.

Graf Zeppelin jedoch ist der alleinige Erfinder des starren Systems, wie es gegenwärtig vorhanden ist, d. h. des starren, von Gas getragenen Motorluftschiffes, dessen wesentlichste Eigenart ein Aluminiumgerippe und eine Mehrzahl von Gasballons ist. Noch niemals hat sich vor dem Grafen Zeppelin und seiner Erfindung irgend ein starres Motorluftschiff bewährt. Versuche aber, die sich nicht bewähren, können nicht in Betracht kommen.

Die Idee, 16 Gasballons aus Baumwolle in ein Gittergerippe aus Aluminium hinein zu setzen und das Ganze mit einer wasserdichten Pegamoidleinwand zu überspannen, ist die ureigne Idee des Grafen Zeppelin. Die Verwendung des Aluminiums zum Bau von Motorluftschiffen kann nicht dem Grafen Zeppelin als seine Erfindung zugesprochen werden, da der Österreicher David Schwarz bereits im Jahre 1893 in St. Petersburg ein starres Aluminiumluftschiff gebaut hat. In den Jahren 1895—1897 hat David Schwarz in Berlin abermals ein Aluminiumluftschiff gebaut, das am 3. November 1897 bei Berlin auch wirklich aufgestiegen ist, aber nach wenigen Kilometern infolge einer Störung des Motors, sowie des Entweichens des Gases landen mußte und der Zerstörung anheim fiel. Das Gemeinsame an dem Zeppelinschen und Schwarzschen Aluminiumluftschiff ist die innere Gitterträgerkonstruktion des Tragkörpers. Bei David Schwarz zog sich um diese Gitterträgerkonstruktion als Außenhaut und Gashülle ein Aluminiumring. Das Luftschiff hatte also nur einen großen Gasraum, der durch das Aluminiumblech gebildet war. Zeppelin aber hat 16 oder neuerdings 18 baumwollene Gasballons, die in dem Aluminiumgerippe untergebracht sind und durch eine äußere Hülle aus Pegamoidleinwand vor den Strahlen der Sonne, sowie dem Regen geschützt werden. Bis jetzt hat sich die ureigne Konstruktion des Grafen Zeppelin als diejenige bewährt, die für Aluminiumluftschiffe und starre Luftschiffe die allein brauchbare ist.

Alasia, Homer und Bibel

in mykenischen, vor- und nachmykenischen Fundschichten.

Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz).

II.

Andre wichtige Elfenbeinreliefs dieser cyprischen Danaer und Teukrer, die zuerst Furtwängler (S. 439 Band III seines Gemmenwerkes) erkannte, sind an Spiegelgriffen angebracht und beweisen weiter mit andern elfenbeinernen Toilettegegenständen und dem gleich zu beschreibenden Goldschmuck, welchen großen Luxus die vornehmen Damen damaliger homerischer Zeit zu treiben verstanden. Der eine Spiegelgriff ist auf der einen Seite mit einem Gott, Daemon oder Heros, vielleicht dem Herakles, der einen Greif erwürgt, auf der andern mit einem Kampf zwischen Löwen und Stier verziert, während derselbe Tierkampf die beiden Seiten eines zweiten Spiegelgriffes in lebendig realistischer Durchführung einnimmt. Der dritte Spiegelgriff trägt auf der einen Seite die Darstellung eines lagernden Hirsches mit zurückgewandtem Kopfe, auf der andern Seite einen ähnlich ausgeführten wilden Ziegenbock. Auch alle diese Spiegelgriffe sind Meisterwerke cyprischer Elfenbeinschnitzer, und dadurch beweisen wir, daß also auch die von Homer wiederholt gerühmten Elfenbeinarbeiten auf Cypern entstanden.

Diese auf der Insel in spätmykenischer Bronzezeit gepflegte Elfenbeinkunst wird in der folgenden frühgraecophoenikischen Eisenzeit, als die Phönizier in Cypern eindrangen, in immer mehr orientalisierender Stilweise weiter fortgeübt, bis die rein griechisch-archaische Kunst Ende des 7. und Anfang des 6. Jahrhunderts siegreich gerade auch auf Cypern eigenartig durchbricht, um freilich dann bald vom orientalischen, griechisch-phönizischen Inselstile zurückgedrängt zu werden.

Digitized by Google

So grub ich in einem Königsgrabe der ersten Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts zu Tamassos mit einem sehr schönen, heute im Berliner Museum befindlichen Bronzehelme ein mächtiges, zweischneidiges, in der Form noch mykenisches, mit Elektronnägeln beschlagenes Eisenschwert aus, dessen Elfenbeinschalen des Griffes mit der Darstellung des den Löwen bändigenden Herakles im schönen, vollendet archaisch-griechischen Stile geschmückt war. Ein andres Riesen-Prunkschwert mit goldnen Schwertnägeln im Mykenaetypus desselben Königsgrabes paßt dabei genau auf die homerische Beschreibung des mit goldnen Nägeln beschlagnen Schwertes, das Agamemnon trug und das wie sein Panzer in Cypern gefertigt war. Dabei sei gleich eingeschaltet, daß ich auch in einem dieser 1889 zu Tamassos für die Königl. Berliner Museen ausgegrabenen Fürstengräber heute im Antiquarium befindliche bronzene Panzerplatten mit prächtigen Gravierungen entdeckte, die zwar aus der Zeit um 600 v. Chr. stammen, aber doch auch Agamemnons cyprischen Panzer vortrefflich illustrieren. In demselben Grabe stand ferner eine vergoldete Silberschale mit einem sehr schönen, rein griechisch-archaisch stilisierten und vorzüglich ausgeführten Reliefbilde eines schreitenden Pferdes, ebenfalls aus der ersten Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. In den Dromoi, den langgestreckten Zugängen zu den eigentlichen Gräbern dieser Könige und Großen von Tamassos, wurden auch die Knochen-, Bronze- und Eisenreste der gleichsam als Wachen mit ihren Pferden bestatteten, reich bewaffneten und gepanzerten Krieger ausgegraben, in einem Falle sogar mit Resten eines Streitwagens; weitere Belege für ein vornehmes Krieger-, Reiter- und Wagenvolk.

Andre früher in andern Ländern des Mittelmeergebiets entdeckte Elfenbeinarbeiten, wie die Layards von Nimrud, die aus dem assyrischen Stile vollständig herausfallen, sind weitere graecophoenikisch-kyprische Brechungen und Stilumbildungen der alten Alasia-Elfenbeinschnitzkunst; sie wurden auf Cypern gefertigt und nach Assyrien hin exportiert.

Teils genau dasselbe, teils ähnliches gilt von den Metallarbeiten in Kupfer, Bronze, Silber, Gold, dem aus Silber und Gold bestehenden Elektron, sowie dem mit dünnem Blattgolde belegten Silber, einer auf Cypern früh und lange viel geübten Technik, die auch Homer in der Odyssee 6, 232 und 33, 159 mit den Worten beschreibt: „Wie ein kundiger Mann, dem Hephaestos und Pallas Athene mannigfache Kunst gelehrt haben, Gold um Silber legt und reizende Werke vollendet.“ —

Unter den Geschenken oder Tributleistungen der cyprischen Könige an fremde Könige steht, soweit wir heute durch Inschriftdenkmäler informiert sind, das Kupfer obenan bis hinunter in die Zeit der römischen Kaiser. Und weiter zurück in die noch durch keine Inschriften erhellte und zum Teil nie durch Inschriften zu lüftende Vorgeschichte und Urgeschichte hat das Kupfer auf Cypern — sobald es entdeckt war —, seine gewaltige und viel frühere Rolle gespielt, als anderswo. Denn von Cypern haben alle orientalischen Völker, besonders auch die mesopotamischen, die ägyptischen und alle vorder- und kleinasiatischen, wie die süd- und mitteleuropäischen Völker ursprünglich zuerst ihr Kupfer, Kupfergerät und ihre Kupferwaffen erhalten. Daher nahm die älteste ägäisch-thrakische Kupferzeit-Kultur von Cypern in breitem Strome ihren Ursprung und Ausgang, sowohl was die Kupferwaffen, Kupferwerkzeuge und Geräte, als auch was die uralte Keramik anlangt.

So bilden die in den ältesten Fundschichten Syriens, ganz Vorderasiens, Kleinasiens, Ägyptens, Hissarlik-Trojas, der Insel Rhodos, der Kykladen, von Amorgos, Melos, Thera, fast aller griechischen Inseln, auch Kreta, ferner des griechischen Festlandes einschließlich der neusten vorgeschichtlichen Ansiedlung Olympias zutage getretenen, bisher nachweisbar ältesten Kulturen vorgeschichtlicher Kupferzeit nur schwache Abklatsche oder Rudimente der in Kupfertechnik und Keramik den damaligen Weltmarkt beherrschenden prächtigen und formenreichen Kupferzeit-Kultur Cyperns. Gegenüber den Einzelfunden, den höchstens nach Dutzenden oder Hunderten außerhalb von Kypros gemachten Funden stehen auf der Insel Tausende und Abertausende hierher gehörige Denkmälerfunde, die gemacht wurden und jederzeit durch neue Grabungen gemacht und vermehrt werden müssen, gegenüber. Ich habe das alles ausführlich in meiner angezogenen Abhandlung in der Ethnologischen Zeitschrift 1899 nachgewiesen, bin auch den durchs ganze Mittelmeergebiet, nach Süd- und Mitteleuropa damals von Cypern durch den Tauschhandel getragenen Kupferwerkzeugen, Kupferwaffen und Geräten wie Tongefäßen nachgegangen und habe die Erzeugnisse dieser kyprischen Kupferzeit-Kultur durch Einzelfunde wie durch ganze Fundserien konstatiert, so in Italien (Sizilien, Capri, Sardinien, Remedello, Rom, den Peschiera-Terramaren u. a. O.), in der Schweiz (Pfahlbauten), in Ungarn, Ober- und Niederösterreich (Pfahlbauten, Mondsee, Attersee, Roggendorf), in Deutschland (Schwarzburg-Rudolstadt, preußische Provinz Sachsen), in Frankreich, Portugal und Spanien (Balearen).

Als Sargon I. von Agade, wie keilinschriftlich nachgewiesen, vom Euphrat ums Jahr 3000 v. Chr. seine siegreichen Waffen bis nach Cypern trug, lebte man schon, wie Hugo Winckler aus den nur mit harten Bronzewerkzeugen herstellbaren und hergestellten Bildwerken mit Recht erklärt,*) damals bereits in der Bronzezeit. Auch weisen die bereits der vorgeschrittenen Bronzezeit angehörenden cyprisch-ägäischen Gräber, die Zylinder von Naram-Sin, dem Sohne Sargons I., enthielten, in den zahlreichen Beigaben schon eine hochentwickelte Bronzezeit-Kultur auf, der mehrere Jahrtausende Kultur vorangingen.

Noch viel ältere chronologische Anhalte, sicher bis ins 6. oder 7. vorchristliche Jahrtausend zurück, geben uns die frühsten Beziehungen Cyperns zu dem libyschen Urvolke Ägyptens, das in demselben Zeitabschnitt noch in der neolithischen Zeit lebend, von dem bereits in die Kupferzeit eingetretenen Inselande Cypern die ersten Kupfermeißel, Äxte, Dolche und Nadeln und

*) Orientalische Forschungen II S. 16.

Digitized by Google

die ersten Tongefäße der von Flinders Petrie „Black topped red pottery“ genannten Technik empfing.

Sämtliche allerältesten cyprischen Tongefäß-Gattungen, Formen und technischen Verfahren sind den aus dem Flaschenkürbis, aus Holz, Stroh, Ruten, Rohr und Palmenblättern hergestellten Gefäßen nachgebildet,*) die noch heute die Hirten und Bauern anfertigen wie in der Urzeit. — So entstanden aus der halbkugelförmigen Kürbis-Trinkschale und der kugelbauchigen Kürbisflasche die entsprechenden tönernen Gefäße. Der gelbe Kürbis dunkelte erst nach und nahm dabei an Glanz und Glätte zu, während die Innenseite der Kürbisgefäße zur Erhöhung der Haltbarkeit mit tiefschwarzem Pech ausgegossen und geglättet wurden. Dieselbe Technik ahmte der protokyprische Töpfer nach, polierte die rotgefärbte Außenseite zu höchstem Glanze und goß die Innenseite mit schwarzer Farbe aus, die dabei über den Rand weg auf die rote Außenseite trat und in die rote Farbe unregelmäßig hinein verlief, genau so wie bei der heutigen roten Kürbisschale der schwarze Pechguß. Auf diese Weise entstand die von Flinders Petrie, bei den libyschen Viehzüchtern der ägyptischen Urzeit „black topped red poltery“ genannte, d. h. „schwarze oben rote Tonware.“ —

Der verstorbene A. Furtwängler, dem ich diese Verhältnisse zuerst auf Cypern 1889 darlegte, hat, ohne mich und meine ihm bekannten Arbeiten zu zitieren, darüber nun in seinem 1900 erschienenen Genrewerke Seite 22 gehandelt, beschreibt diese uralte libysche und cyprische Töpferware, die „deutlicher noch als alles andre für den Zusammenhang der Bevölkerung spricht,“ als hätte er zuerst diese Entdeckung gemacht, und sagt in einer Anmerkung, daß diese besonders auffallende Übereinstimmung zwischen der libyschen Urbevölkerung und der cyprischen von Petrie, de Morgan und Evans noch nicht hervorgehoben worden zu sein scheine.

Furtwängler fährt dann wörtlich fort: Und wenn wir dann ferner mit den ältest cyprischen fast identische Vasen und Kupferwerkzeuge in der untersten Schicht von Troja wie in den österreichischen Pfahlbauten fänden, so dürfte die Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache wohl in jener rückläufigen Völkerbewegung von Süden nach Norden zu suchen sein, die in der Zeit des ersten Auftretens von Kupfer und Bronze, der Zeit des Eindringens der Ägypter ins Niltal, stattgefunden zu haben scheint.**)

Cypern liefert nach den Keilschriften und Hieroglyphen-Inschriften bald Kupfer, bald Rohkupfererz, bald gereinigtes Kupfer, bald gutes Kupfer, bald Bronze, bald in großen, bald in kleinen Mengen nach Ägypten. Auch dafür weiß ich heute die Aufklärung zu geben. Ich habe durch viele Hunderte selbst geöffneter Gruben und Analysen der Metallfunde im Laufe von vierzehnjähriger Spatenarbeit zuerst die Kupferzeit von der Bronzezeit scheiden gelernt. Dann gelang es mir nachzuweisen, daß mit der Einführung des Zinnes die cyprischen Metallarbeiter erst mit der Menge des Zinnzusatzes herumprobierten und die verschiedensten Bronzelegierungen von ein bis etwa acht Prozent herstellten, bis sie in mykenischer Zeit um 1400—1200 v. Chr. bereits zur Herstellung einer Edelbronze mit zehn Prozent Zinn gelangten, also der Zusammensetzung unsrer heutigen Torpedo- und Kanonenbronze.

Wenn kleine Mengen von Kupfer oder Bronze in den Inschriften notiert und wohl auch der Zusatz „so und so viel Talente“ weggelassen wird, dürfen wir in diesen Angaben auch die Lieferungen von Geräten, Werkzeugen und Waffen voraussetzen.

Und wenn auf den ägyptischen Wandgemälden der Annalen Ramses III. die oben erwähnten Danaer, Teukrer, Achäer, Arkader, Lakonier und Philister mit zweischneidigen Dolchen und Schwertern von den kleinsten bis zu den riesigsten Dimensionen fechten, so spiegelt sich auch darin die Entwicklungsgeschichte des Dolches und des Schwertes wieder. Ich habe diese wichtigsten Angriffswaffen von den kleinsten papierdünnen Liliputdolchen von 7 cm Länge, die nur als Nippes, Votivgeschenke oder Gewichtszungen benutzt werden konnten, bis zu starken 1 Meter und mehr langen, 8 cm und mehr dicken Riesenschwertern aus Kupfer und Bronze, wie in späteren Schichten aus Eisen, die nur mit zwei Händen von sehr großen Menschen umspannt und regiert werden konnten, ausgegraben.

So ist Cypern das Ursprungsland des Schwertes, was ich seit 1883 behauptet und bewiesen habe, aber auch des mykenischen Schwerttypus, aus dem selbst mittel- und nordeuropäische Schwerterformen abzuleiten sind.

Zum Gedenktage Varnhagens von Ense.

Eine Nachlese nebst zwei unveröffentlichten Briefen Varnhagens von Dr. S. Rahmer (Berlin).

Die Wiederkehr des 50. Todestages hat die Erinnerung an einen Mann geweckt, der, von der Parteien Gunst und Haß getragen, die verschiedenste Beurteilung gefunden hat, der, im Leben gefeiert und verehrt, den Größten

*) Ich habe über dieses Thema unter dem Titel „Parallelen in den Gebräuchen der alten und der jetzigen Bevölkerung von Cypern“ bereits 1891 in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag unter Vorlegung der Originale gehalten und denselben, von guten Abbildungen begleitet, in den Verhandlungen der Gesellschaft und der Zeitschrift für Ethnologie 1891, S. 34—44, veröffentlicht, ebenso weiter darüber 1893 in meinem Werke Kypros, die Bibel und Homer I, S. 379—380 u. II, Taf. 34 u. 35, ausführlich gehandelt.

**) Ich habe auch alle diese und viele andre Einzelheiten viel ausführlicher und ein Jahr früher als Furtwängler in meiner bereits angezogenen Abhandlung in der Zeitschrift für Ethnologie 1899 veröffentlicht, auch auf den Seiten 40—41 die der Kürbisgefäß-Technik nachgebildete uralte Tongefäß-Technik wieder genau beschrieben und durch Abbildungen, Fig. I (S. 41) und Figur II (S. 47), illustriert. Auch ist S. 41 auf die von Flinders Petrie bei den libyschen Viehzüchtern der neolithischen Periode wiedergefundene cyprische Technik „black topped red poltery“ u. s. f. von mir zuerst hingewiesen, wie an andrer Stelle über die von Cypern nach Libyen, also in uralter Zeit, gebrachten Kupfergeräte, Werkzeuge und Waffen gehandelt.

Digitized by Google

seiner Zeit nahegestanden hat, und der dem Schicksal nicht entgangen ist, daß nach seinem Tode sein Name in den Schmutz gezogen wurde. Varnhagen von Ense: in seiner Jugend Romantiker und zugleich erklärter Voltairianer, der schwärmerische und verdienstvolle Verehrer Goethes, der Förderer Heines und des jungen Deutschland, der Freund von Gentz, beliebt bei dem Staatskanzler Hardenberg, von Metternich geschätzt, so daß er ihn in österreichische Dienste zu ziehen versuchte, in fortwährendem Briefwechsel mit Berühmtheiten von europäischem Ruf, wie Cousin und Carlyle, dazu der Gatte der genialen Rahel, die ihren geistigen Glanz über den Mann ihres Herzens ausgoß — kaum daß er die Augen geschlossen, der Lügner und Brunnenvergifter, der talentlose, maßlos eitle, doppelzüngige Verleumder. Ein eigenartiges Schicksal: die Mitwelt hat ihm alles gegeben, die Nachwelt alles entzogen. Und doch hat gerade die Nachwelt und unsre Generation alle Ursache, die Verdienste und die Lebensarbeit Varnhagens zu schätzen und anzuerkennen.

Varnhagen hat die größten Ereignisse einer entscheidenden Epoche kennen gelernt; er sah die Monarchie des großen Friedrich nach Jena zusammenstürzen, die Erhebung des deutschen Volkes, an der er lebendigsten Anteil nahm, die schmachvolle Reaktion, die Freiheitsbestrebungen, durch die Julirevolution von neuem angefacht, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und die zum Teil durch den König selbst hervorgerufene Bewegung, die die Revolution und alle die nachfolgenden Schwankungen hervorrief. Alle diese Strömungen des Zeitgeistes, an denen er bald handelnd, bald passiv teilnahm, hat er mit historischem Blick aufgefaßt und hat sie in künstlerischer Bearbeitung in seinen biographischen Denkmälern festgelegt, und darüber hinaus hat er zunächst für sich und seinen eigenen Gebrauch, schließlich für künftige Geschlechter mit bewunderungswürdigem Fleiß und staunenswerter Sorgfalt registriert und gesammelt. Indem er diese „lebende Chronik“ seiner Zeit der Nachwelt überließ, hat er Anspruch auf den Dank aller derer erworben, die in dem Varnhagen-Nachlaß Aufklärung über Einzelheiten und hervorstehende Persönlichkeiten suchen, für die er oft genug die einzige und zwar meist sehr ergiebige Quelle ist.

Die wichtigsten und interessantesten Begebenheiten des Tages, Mitteilungen aller Art, Gespräche mit bedeutenden Personen pflegte Varnhagen auf kleinen Quartblättern starken Papiers zu verzeichnen. Diese Notizen wurden von ihm sorgfältig gesammelt, geordnet und in schwarzen Pappkartons bewahrt. Ebendort lag in alphabetischer Ordnung ein Schatz von Briefen und seltnen Autographen der Berühmtheiten seiner Zeit; diese sammelte er nicht wie ein gewöhnlicher Raritätengräber der Handschrift wegen, sondern als Dokumente, die für die Literatur und Zeitgeschichte von Wichtigkeit schienen. Diesen der Nachwelt überlassenen Schatz gilt es noch zu heben, unendlich viel ist noch völlig ungenutzt. Alle die Kontroversen über die Gesinnung und den Charakter Varnhagens, die über dem frischen Grabe vor nunmehr 50 Jahren anhoben, und die in den Gedenkartikeln der letzten Tage mit wenigen Ausnahmen deutlich widerhallten, können uns heut höchst gleichgültig sein. Wir halten uns an die reichen Schätze des Varnhagen-Nachlasses, der dem ernsten und kritischen Forscher in literarischen und historischen Fragen maßgebende Aufklärung und Ausbeute in Hülle verspricht.

Von den beiden Briefen, die ich hier der Öffentlichkeit übergebe, stammt der erste aus den Studienjahren des damals 23jährigen Varnhagen. Der Brief ist einer nicht veröffentlichten Korrespondenz zwischen Varnhagen und Friedrich de la Motte Fouqué entnommen. Fouqué sandte seinem Freunde Bernhardi, dem spätern Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin, seine „Historie von dem edlen Ritter Galmy und einer schönen Herzogin der Bretagne“ (1806) mit der ausdrücklichen Bitte, das Buch Varnhagen zu übermitteln und ihn um sein Urteil zu ersuchen. Varnhagen antwortete nach Nenndorf, wo Fouqué zur Kur weilte, und bahnte damit eine Korrespondenz an, die in ununterbrochener Folge von Juli 1806—1812 dauern sollte. Auch die langen Reisen Varnhagens unterbrachen nicht den gleichmäßigen Fluß der Briefe, die einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte liefern. Nachdem Varnhagen sehr bald der Einladung Fouqués auf sein Gut Nennhausen gefolgt ist, wird das vertrauliche Du zwischen beiden ausgetauscht, die Briefe werden freundschaftlicher und intimer; die Briefschreiber plaudern von ihren dichterischen Plänen, und alle literarischen Erscheinungen werden ausführlich von ihnen besprochen.

Auch der Brief, der uns hier beschäftigen soll, vom 13. Juli 1808, hat zunächst ein ausschließlich literarisches Interesse. Varnhagen hat Fouqués Sigurd bei dem Verleger Hitzig untergebracht und freut sich, seinem Freunde von dem glücklichen Fortgange der geschäftlichen Verhandlungen melden zu können. „Du darfst wahrlich froh sein, mit diesem Ehrenmann Dich einzulassen, der überall als den ehrlichen, schön geistigen und biederen Freund sich zu erkennen gibt. Daß übrigens er durchaus keinen Gewinn davon zu erwarten hat, ist mir unter den gegenwärtigen Umständen sehr wahrscheinlich, besonders da Deine Schriften wenig nach Süd-Deutschland, wo man jetzt zur Zeit noch am meisten liest und kauft, durchgedrungen sind.“ Darauf folgt eine kurze sehr abfällige Besprechung der „Zeitung für Einsiedler“, des Organs der Heidelberger Romantiker. „Die Zeitung für Einsiedler ist in einigen Monatsheften bereits anzuschauen, gewährt aber den schlechtesten Trost, denn Arnim faselt darin sehr viel, Görres bläst die Backen auf zu Überspaß und Überernst, Jean Paul gab nur ein Fragment, die Brüder Schlegel einige, aus ihren in derselben Verlagshandlung (Mohr & Zimmer) erschienenen Büchern. Weniges Schöne von Brentano ist darin; aber die göttlichste Verzwickung deutscher Sprache hat Jakob Grimm in Kassel geliefert. Indessen können wir den Leuten dennoch eins und andres gönnen, weil wir ja dadurch nicht schlechter und ihre Zeitung besser wird.“ — Darauf folgt ein kurzer Hinweis auf den Roman, an dem die Freunde

Digitized by Google

Varnhagen, Wilh. Neumann, Chamisso, Fouqué gemeinsam arbeiteten, und der später unter dem Titel „Die Versuche und Hindernisse Karls“ erschienen ist. „Der Doppelroman“, heißt es da, „kommt nun sehr bald und rechnet außerordentlich auf Dein Kapitel, das dem ersten Bande vielleicht den Abschluß geben kann. Andres als einige Zeilen an diesem Buche arbeite ich nicht.“ —

Den mehr privaten und literarischen Plaudereien folgt eine Episode aus der Tagesgeschichte, die auch heute nach hundert Jahren noch auf Interesse rechnen kann. Mag der Vorfall an sich für uns heut gleichgültig sein, er zeigt die Stimmung der beteiligten Kreise, er gibt uns einen Einblick in das Verhältnis der Berliner zu den französischen Offizieren und läßt durchblicken, wie sehr die Jugend zum Kriege drängte, ihn ersehnte. Auch der „Nordstern“, eine Vereinigung junger Dichter und Literaten, der Varnhagen angehörte und deren Mitglieder ihren Namen, halbstudentisch noch, die vier Anfangsbuchstaben des Bundes (τὸ τοῦ πόλου ἄστρον) beizusetzen pflegten, hatte, wie ich an anderer Stelle zeigen werde, einen politischen Charakter wohl unter dem Drucke der Zeit angenommen. — Varnhagen schreibt wörtlich:

„Hast Du vielleicht von einem Duell gehört, das hier stattfand? Ich weiß es genau und aus den Quellen. Büjac, ein Employé bei der französischen Armee, ein herrlicher, sanftmütiger Mann, den ich seit langer Zeit kenne und verehre, dessen politische Ansichten, die er laut äußert, ich überall unterschreibe, sagte eines Tages im Hotel de Russie an öffentlicher Tafel, der König von Preußen sei ein imbécile und sot, weil er nicht (merke das wohl!) gegen die Franzosen sein Volk in Masse habe aufstehen heißen. Herr von Chasot, der dies hörte, gab sich als Flügeladjutant des Königs zu erkennen und gab einige Worte, Chasot sagte zu Büjac, er sei ein impertinent. Dieser forderte darauf. Da beide sehr vernünftig sind, so wäre es nimmer so weit gekommen, wenn nicht einige dumme Bürgersleute, die anwesend waren, gehetzt hätten. Der Sekundant Büjacs hieß Dufraiße, der Chasots war Herr von Quast, welcher letztere in Verzweiflung war, als er hörte, daß Büjac, den er lange kannte und schätzte, der Gegner seines Freundes sei. Büjac, obgleich ein guter Fechter, wandte keine Silbe gegen Pistolen ein, zwölf Schritte sollte die Entfernung sein, und jeder schießen, wenn er Lust hätte, auch wollten sie immer näher treten, wenn sie aufs neue schössen. Chasot ist ein Mann von 53 Jahren, reich, verheiratet und hat drei Kinder. In Betracht dessen, und daß er selber keinen sichern Schuß hat, wollte Büjac die Kugel des Gegners erwarten, und während er zögerte, schoß Chasot ihm eine Kugel durch beide Schenkel, worauf jener sogleich die Pistole senkte und erklärte, er könne jetzt mit Ehren sagen, daß ihm der ganze Handel leid sei und freue sich, daß er, nicht sein Gegner, den Schaden trage. Sie versöhnten sich, der Prinz August, Schack, Röder kommen und bezeigen Büjac die größte Artigkeit. Er selbst hat mir gesagt und auch Quast es versichert, daß er noch nach seiner Verwundung den Chasot hätte totschießen können. Seine vier Wunden sind nicht gefährlich, weder Knochen noch Sehnen sind verletzt, durch ein wunderbares Glück, denn der Schuß geht nicht durch die Dicke des Schenkels. Ich besuche ihn täglich, den braven Mann, oder vielmehr das Männchen, denn er ist klein, hager und trocken. Auch Chasot hat ihn besucht und Quast öfters. Alle haben große Ehre eingelegt und rühmen sich aufs herzlichste der Ritterlichkeit ihrer Gegner. So hab ich die Geschichte von Büjac selbst und von Quast, wer sie anders erzählt, ist ununterrichtet und hat es, im Falle er sich nicht wollte belehren lassen, mit Herrn von Quast zu tun. —

Eine andere Geschichte ist lustiger, aber auch nicht so authentisch; was man mir erzählt hat, ist folgendes: Herr von Canneuville hatte im Millnerschen Kuchenladen einem preußischen Offizier, der ihn bloß angesehen und auf seine beleidigende Frage gebührend geantwortet hatte, eine Ohrfeige geben wollen, oder gar gegeben, worauf er von zweien oder dreien auf der Stelle wacker geprügelt und herausgeschmissen worden. Er hat sich durchaus nicht schießen, sondern nur auf den Säbel mit ihnen herumlümmeln wollen, worauf ihm nochmals sehr Unangenehmes geschehen sein soll, dagegen die Preußen, deren Namen ich noch nicht weiß, nach Spandau gebracht worden. Man nennt einen Baron von Eilardstein. Canneuville wird als ein unerzogener, prahlhafter Lümmel hier von allen Franzosen verachtet, die ihn kennen. Doch weiß er sich bei den Obern einzuschmeicheln. Ich bin jetzt öfter mit Franzosen zusammen und finde manchen Wackern. — Nun genug! Lebe recht wohl, mein teurer Freund! Ich bin bald eines Briefes von Dir gewärtig.

Ewig Dein treuer
Varnhagen
t. t. π. a.

Tieck ist nach Wien gereist, ich fürchte sehr für Bernhardis Sache. Reisegeld hat er, glaub' ich von der Realschulbuchhandlung als Honorar für Sachen, die er wahrscheinlich nie liefern wird; wenigstens ist die Zeit, in der er das Manuskript versprochen hat, schon verflossen“.

Soweit der Brief Varnhagens. Die Nachschrift, mit der Erwähnung von „Bernhardis Sache“ und dem persönlichen Ausfall gegen Tieck erfordert eine kurze Erklärung. Bernhardi, einst der Lehrer Tiecks, dann der Verehrer seiner Muse und sein begeisterter Schüler, hatte Tiecks Schwester geheiratet. Die Ehe war eine unglückliche, seit 1803 lebte die Frau Bernhardis bei ihrem Bruder, der die Scheidung einleitete. Es entwickelte sich ein jahrelanger, sehr erbitterter Kampf zwischen Bernhardi und Tieck, deren Briefe gegenseitig von den schmählichsten Beleidigungen strotzen. Varnhagen stand auf seiten Bernhardis und verteidigte seine Sache. Von Interesse ist es, daß besonders auch Heinrich v. Kleist auf Veranlassung Varnhagens Bernhardi treue und wertvolle Dienste bei seiner Ehescheidung leistete. Ich sehe hierin die Ursache für das bisher unaufgeklärte, gespannte Verhältnis zwischen Kleist und Tieck.

Die von Varnhagen ausführlich geschilderte Affäre Büjac fand einen traurigen Abschluß. Im nächsten Briefe (3. VIII.) meldet Varnhagen, daß es Büjac sehr, sehr schlimm geht, und am 31. August schreibt er wörtlich: Büjacs Todesanzeige habe ich noch nicht gelesen; vielleicht ist sie von Abraham Mendelssohn, einem Sohne des Philosophen. Er war ein vertrauter Freund Büjacs, dessen Tod ich noch täglich betraure.

Der folgende Brief ist 40 Jahre später während der bewegten Tage der Revolutionszeit geschrieben. Aus dem

Digitized by Google

Studenten und Dichter, dem Offizier und Diplomaten Varnhagen ist ein Schriftsteller und Privatmann geworden, der nach dem Tode Rahels hauptsächlich ihrem Andenken und ihrem Kultus lebte. Der äußerlich kalte Geheimrat und berechnende Politiker besaß ein warmes Herz für das Volk und seine Leiden und schloß sich auch im höheren Alter ohne Besinnen jeder großen Bewegung an. Das beweist zur Genüge der Inhalt des Schreibens, das, vom 12. Oktober 1848 datiert, an den Minister und General Ernst von Pfuel gerichtet ist. Varnhagen war mit Pfuel schon von Jugend auf bekannt. Pfuel verkehrte viel im Hause Fouqués (in Nennhausen), dessen Frau seine Cousine war, und wird häufig in der Korrespondenz zwischen Varnhagen und Fouqué erwähnt. Auch durch seinen intimsten Freund Heinrich v. Kleist war er in die literarischen Kreise Berlins als junger Mensch eingeführt. Im Hause Rahels ging er ein und aus, und im hohen Alter noch wird seiner in den Gesellschaften bei Varnhagen Erwähnung getan. Das Schreiben hat den folgenden Wortlaut:

An General von Pfuel.

Herr General!

In der Bedrängniß des Augenblicks richte ich an Ew. Excellenz diese warnenden Worte. Bringen Sie die Sache nicht aufs äußerste, lenken Sie ein, da es noch Zeit ist, Sie sind auf dem Wege des Verderbens. Sie haben jetzt eben einen Gesetzesvorschlag eingebracht, der die Volksfreiheit in der Wurzel angreift. Sie haben sich damit das Urtheil gesprochen. Nehmen Sie nun auch den Frankfurter neuesten Beschluß an, so sprechen Sie auch dem Staate das Urtheil, er erscheint als völlig mediatisiert, die Regierung willigt in ihre Knechtschaft, um auch das Volk wieder knechten zu dürfen. Das alles geschieht unter Ihrem Namen! Ich will Sie nicht an die Gefahr erinnern, die Sie persönlich auf sich ziehen, denn Sie sind ein tapferer Mann, der sich dadurch nicht schrecken läßt; aber ich will Ihnen vorhalten, daß Sie Ihr greises Haupt mit Schande in die Grube legen, daß Ihr Name für immer den Haß und die Verachtung des ganzen Vaterlandes tragen wird. Und, was Sie mehr noch zu erwägen haben, durch Ihr thörichtes Verfahren zerbricht der Thron, fällt die Monarchie, denn alle Ihre Maßregeln haben — des seien Sie versichert — keinen Erfolg, sie werden zu Schanden an der stürmenden Bewegung dieser Zeit. Weiter habe ich Ew. Excellenz nichts zu sagen.

Sie kennen meine Handschrift, also bedarf es keiner Unterzeichnung meines Namens.

Berlin, den 12. Oktober 1848.

Die Hessische Landesausstellung zu Darmstadt (1908).

Von **Joseph Aug. Lux** (Dresden).

Anregung zu geben, ist der künstlerische Zweck moderner Ausstellungen. Wenn sich Mühe und Kosten verlohnen sollen, so ist es die Aufgabe, ein Ziel zu zeigen, das hoch über dem Niveau des guten Durchschnitts in Kunst und Gewerbe steht. Ein Ziel, das nur der Einzelne verkörpert, der Schriftmacher, der Vorläufer, der Gewaltige, der wohlgerüstete Starke, der Künstler, die machtvolle Persönlichkeit. Die mittlere Linie, Schöpfungen aus zweiter, dritter, vierter Hand, wen lockt das? Aber eine Landesausstellung will nicht nur dem Künstlerischen dienen, sie will auch eine patriotische Idee verkörpern. Und das zwingt zu Kompromissen. Denn die Ausstellung will die Landeskinder vereinigen. Das Land möchte verherrlicht sein, und der patriotische Gedanke muß in einem solchen Falle über die künstlerischen Bedenken siegen. So habe ich denn in Darmstadt viel Schönes gesehen und auch manches, das mich betrübt hat.

Von Olbrich sind die Hauptlinien vorgezeichnet, aus denen dann das eindrucksvolle Gesamtbild der Ausstellung hervorwuchs. Die beherrschende Architektur ist der vielgenannte Hochzeitsturm in Verbindung mit den edlen Linien der Olbrichschen Bauwerke für die sogenannte Kunsthalle, Bauwerke, die mit Freitreppen, Hallen, Höfen, luftigen Arkaden in einem bewegten und dennoch zu ruhiger Harmonie zusammengefaßten Spiel von Formen den Hügel bekrönen, zu dessen Füßen sich der Platanenhain hinschmiegt. In diesen milden Oktobertagen gewann die natürliche und künstlerische Schönheit dieser Anlage eine besondere Steigerung. Ich konnte nicht müde werden, von der Höhe des Turmes in das Wald- und Bergland hinauszusehen, aus dem uns die Kunst eines Hans Thoma grüßt, oder von den Stufen und Terrassen der Kunsthalle auf das von der Scheere sorgfältig in Zucht gehaltene Laubdach des Platanenhains niederzublicken oder in dem Hain wie in einer großen Säulenhalle hinzugehen, in die die mild verklärende Herbstsonne niederrieselte, filtriert gleichsam durch das dünne Blätterwerk, das wie gelbe Seide schimmerte. Und die Gedanken liefen zurück zu dem Ernst-Ludwig-Haus, das die Gedächtnisausstellung Olbrichs umschloß, des Künstlers, der die Schönheit des Landes und der Natur so tief erfaßt und durch den wundervollen Rahmen seiner Kunst erhöht hat.

Und eine seltsam weiche Stimmung war, ein Ergriffensein, eine heimliche Freude und ein Trauern wie bei einem Abschiednehmen. Denn das ist die Stimmung der schönen Herbsttage, verschärft und vertieft durch die erschütternden Ereignisse, die vorangingen; es galt ein Abschiednehmen von der lieben Sonne, von dem fröhlichen Leben und Beisammensein, das der flüchtige Ausstellungszweck herbeiführte, und vor allem galt es ein Abschiednehmen von dem Künstler, dessen letztes Werk bald einsam wie ein edles Wahrzeichen und Symbol eines zu früh geschiedenen Kunstfrühlings aufragen wird, einsam wie der köstliche Hain, der seinen besten Freund verloren hat, den einzigen, der seine Schönheit liebte und wußte, was ihm die Kunst geben müsse. Leise Andeutungen für das, was der Künstler mit diesem entzückenden Naturgebilde beabsichtigte, sind ja vorhanden: die schönen Mauern aus rotem Stein mit dem unregelmäßigen Netzwerk weißer Mörtelfugen, diese edel-einfachen Mauern, die in Terrassen und Pergolen die klassisch-schlichte Gebäudekrone des Hügels abstufen und mit den tieferen Lagen harmonisch verbinden; diese geradezu dichterisch empfundenen Mauern, die sich behutsam und zärtlich vorstrecken, den gnadenreichen Hain zu umfangen wie ein Blumenbeet und ihn mit einer liebevollen Umarmung an

Digitized by Google

dieses Gebäudeherz zu drücken, damit er eins werde mit dem heiligen Bezirk jener architektonischen Anlage, die der Kunst und dem Genuß der landschaftlichen Schönheit geweiht sein sollte. Aber diese im Traum des Künstlers ersehnte und vollendete Umfassung ist im halben Werk wie eine zaghafte Bewegung stehen geblieben; wie ein unschlüssig und zögernd ausgreifender Arm schiebt sich dieses Mauerwerk an einer Seite vor und möchte weiter auslangen, einmal, wenn die für den vergänglichen Ausstellungszweck etwas eilfertig hingestellten Umbauten für Restaurationszwecke verschwunden sein werden und sich dort die klaffende Lücke auftut, die im Traum des Künstlers geschlossen war. Wer wird die Lücke ausfüllen? Das ist die schwere Frage und in ihr liegt das ganze Schicksal der Darmstädter Kolonie eingeschlossen. Wird je einer die Lücke ausfüllen, die der Künstler durch sein Scheiden in den Bestand der Sache gerissen hat? Es gibt gar keine Antwort darauf, denn dieser Künstler war die Kolonie selbst oder das, was ihren Ruhm zu einem Aufleuchten brachte, und niemand ist, der das Erbe antreten könnte. Ich weiß nur, daß es nicht möglich ist, zweimal dasselbe zu erleben und daß die Glanzzeit, durch die Darmstadt sich über den Welthorizont erhob, unwiderbringlich vorüber ist. Vorüber, weil alles Wertvolle mit der schöpferischen Persönlichkeit steht und fällt. Zwar sind in der Kolonie mehrere strebsame und brave Künstler tätig, aber keiner, der den Rang halten könnte. Darmstadts Glück und Ende als Kunstereignis war mit Olbrichs Wirken verknüpft. Und auch darum ist es ein Abschiednehmen. Gerade diese Ausstellung enthüllt es, wie wenig der künstlerische Umkreis der Darmstädter Kolonie im Stande ist, das hohe Niveau einzuhalten, das durch das Wirken Olbrichs erreicht war. Aber nicht mehr als den großen Umriß und die Bekrönung des Ausstellungswerkes hat Olbrich zum Gelingen der Sache gegeben, die erwähnten monumentalen Bauwerke, ferner das sogenannte Oberhessische Haus, eine reizende Architektur, einem kleinen Palast nicht unähnlich, und doch erfüllt von fast ländlicher Intimität, keine Bauernhauskopie im Heimatstil, wie es der verirrte Kunstsinn heute liebt, sondern eine wohldurchdachte, künstlerische Schöpfung, die überall ihr Heimatrecht besitzt. Und als Drittes ist das einzigartige Kleinbürger- oder Arbeiterhaus hervorzuheben, das alle Versuche dieser Art in den Schatten stellt durch einen ausgezeichneten Grundriß, eine verständnisreich eindringende Durcharbeitung der Details und durch die einfache, sympathische Größe der Außenerscheinung, und bei aller Ökonomie der Verhältnisse sich weit über jenen Schematismus erhebt, den man auch an den sogenannten modernen Schöpfungen dieser Art findet. Alles in allem keine ordinäre Sentimentalität, die das Arbeiter- oder Kleinbürgerhaus zum Bauernhaus stempeln möchten, wie ich es auf der Münchener Ausstellung gesehen habe. So empfing auf den ersten Blick hin das Gesamtbild der Ausstellung ein Cachet dieses Künstlers. Aber wie sehr muß ihm der Ausbau der Ausstellung nach innen verleidet worden sein, sodaß selbst das Oberhessische Haus die Raumausstattung nicht restlos von dem Baukünstler empfing, der auch nach innen ein Schatzkästlein aus dem Gebäude hätte machen können. Wie sehr müssen ihm die Hände gebunden gewesen sein, daß er nur die untern Räume vollendete und bei aller Vorzüglichkeit im einzelnen doch nicht den Verdruß und die Unfreude verhehlen konnte, die sich in diese Arbeit einschlich. Nicht weil er Widersacher gefunden hat, die Übles wollen und dem Künstler gram sind, sondern einfach dadurch, daß viele dreinreden und sich einmengen und wenig berufene Leute einen Einfluß geltend machen wollen, der die eingeborene Schönheit der künstlerischen Idee zu schädigen und die Schaffensfreude des Künstlers zu lähmen droht. So war es auch hier geschehen. Olbrich konnte und wollte nicht die vielen Minderwertigkeiten decken, die unter der Hand durchgeschoben wurden und die immer durchgeschoben werden, wenn das Schicksal einer Schöpfung auf die vereinigten Schwächen von Majoritäten gestellt wird. Darum überließ er sein Oberhessisches Haus andern Leuten, die es nun recht und schlecht einrichteten und gewissenhaft dafür sorgten, daß die Enttäuschung als Hauswirtin den Gast an der Schwelle begrüßt. Und damit hängt auch zusammen, daß man auch in den sonstigen Teilen der Ausstellung, namentlich in den Abteilungen für Raumkunst, dem Künstler nicht mehr begegnet. Das ist schade. Auch hinsichtlich der sogenannten Raum- oder Wohnkunst hätte die Hessische Ausstellung ein Kunstereignis ersten Ranges werden können, ein neues Dokument. Es ist unwägbar, was wir gerade von diesem Künstler hätten erwarten können. Der Wert und Erfolg der Ausstellung hätte gerade dadurch eine unermeßliche Steigerung erfahren. Eine solche Unternehmung auf die vorhandene beste Kraft aufzubauen ist die einzige und richtige Kunstpolitik, wenn durch die vergängliche Ausstellung ein bleibender Wert, ein künstlerisches Vorbild geschaffen werden soll. Alles andere ist eine Pöbelaffäre.

Dafür hat Alwin Müller einen großen Spielraum zur Betätigung seiner Interieurkunst erlangt. Er hat das Gebäude für angewandte Kunst errichtet und eine große Zahl von Raumausstattungen entworfen. Er ist der Berufung nach das jüngste Mitglied der Darmstädter Kolonie und hat durch diese Ausstellung die erste Gelegenheit in Darmstadt sein Können auf einer breiten Basis zu zeigen. Alwin Müller gehört zu jenen durchaus nicht seltenen Erscheinungen, die gegebene Anregungen geschickt und rasch zu verarbeiten wissen und den Mangel einer eignen starken, schöpferischen Persönlichkeit hinter der Vielseitigkeit ihres anschmiegsamen Talentes verbergen können. Schon die bloße Gebäudeerscheinung für angewandte Kunst zeigt den tiefen Abstand, der diesen Künstler von dem reifen selbstsicheren Können Olbrichs trennt, wenngleich in dem Bau von Alwin Müller manche Anklänge an das Olbrichsche Vorbild hervortreten. Aber wie hart und starr sind die Linien seines Gebäudes trotz dieser starken Anempfindung. Dürftig und unedel sind sie im Vergleich mit der bewegten und doch so einheitsvoll zusammengehaltenen Silhouette des Olbrichschen Vorbildes. In freier Rythmik und in fast melodiös zu empfindenden Cadenzen bewegen sich die Proportionen der Olbrichschen Gebäudegruppen und schließen sich zu einer harmonisch gebundenen Größe zusammen; und wie

Digitized by Google

wenig empfunden sind die Verhältnisse in dem Bau von Müller, von keinem jener musikalischen Akkorde getragen, die sich auf den natürlichen Tonleitern einer genialen Empfindung bewegen und die aus Stein- oder Holzmassen sichtbare Musik bilden können. Nein, nein also, das Zusammentragen und Verschweißen von nachempfundenen Motiven und Anregungen tut es nicht. Sicherlich entstehen auf diese Art keine Kunstwerke, die ein organisches Leben führen. Wir müssen scharf unterscheiden zwischen den Leistungen, die Originalschöpfung sind und daher von einem geistig-organischen Leben durchflutet sind, und zwischen denen, die nur ein Scheinleben führen. Es ist ein großer Unterschied zwischen lebendigen und toten Kunstwerken, wenn auch beide oft eine große äußere Ähnlichkeit miteinander haben. Und was ich von Alwin Müller gesehen habe, sind tote Kunstwerke. Es fällt mir schwer, dieses Urteil auszusprechen. Aber der Schriftsteller hat es mit Erkenntnissen zu tun, die stärker sind als die Gründe der Opportunität. Und dabei will ich gern anerkennen, daß Alwin Müller über sehr viel Geschmack, Fleiß und Geschick verfügt, die ihm sicherlich große Tageserfolge bescheeren. Um Darmstadts Ruhm zu vermehren oder auch nur fortzuerhalten, dazu ist er keinesfalls der Mann. Die Virtuosität der raschen und gefälligen Anwendung tut es nicht allein. Seine zahlreichen Räume in dem Gebäude für angewandte Kunst sind auf irgend ein augenblickliches, blendendes Gefallen hin angetan. Es sind aber durchweg Dinge, die nicht halten, was sie versprechen. Blendend ist vor allem die Verschwendung kostbarer Materialien, das, was den Leuten auf den ersten Blick hin gefällt. Sobald aber die Kostbarkeit versagt und wirtschaftliche Gründe für das Anspruchslose plädieren, sind seine Räume kalt und nüchtern. Das sind sie eigentlich auch in der prunkhaften Überladung; nur wird dann das Auge von dem Glanz der Stoffe gefesselt und zu kaltem Staunen angeregt. Eigentlich aber liegt in der etwas protzenhaften Auftragung ein gewisser geistiger Defekt. Man vergleiche nur, wie Olbrich, wenn er sich großer Mittel bedienen konnte, den Geist des Materials durch seine eigne schöpferische Kraft zu potenzieren verstand und die höchste Wirkung des Festlichen, das einer reichen Umgebung zukommt, herauszuholen wußte. Man sehe, wie er in dem Haus Glückert, das außerhalb der Ausstellung steht, nichtsdestoweniger aber derzeit den Ausstellungsbesuchern geöffnet wird, eine großbürgerliche Häuslichkeit, in der nicht gespart zu werden braucht, mit unnachahmlicher vornehmer Behäbigkeit und anmutiger Behaglichkeit durchzubilden vermochte. Man sehe, wie in dem Arbeiterhaus das Einfache unter seinen Händen sich in eine herzerfrischende Lieblichkeit verwandelt. Es kommt daher, weil in allen diesen wohlgeratenen Dingen die Seele des Künstlers lebt. Das Herz des Künstlers klopft darinnen, weil es die Freude am Vollendeten empfand, ob es sich nun um große oder kleine Dinge handelte. Und dieses Merkmal der echten Künstlerschaft fehlt mir bei Alwin Müller. Mir fehlt bei ihm sozusagen die wahre Kultur, die immer im Grunde ein Seelisches ist. Da haben sich nun die sogenannten Modernen auf den Grundsatz geeinigt, daß alles, was früher Kurven hatte, nunmehr auf die gerade Linie gestellt sein müsse, und sie glauben mit ihrem armseligen Restchen von Verstand auf diese Weise die Kultur gepachtet zu haben. Und sie ahnen nicht, daß sie trotz ihrer sogenannten Sachlichkeitsregeln verstockte Philister ohne Lebensart, ohne Schwungkraft und ohne Freiheit des Geistes bleiben. Und dieses große Kulturgeschwätz, das nun mit tausend Zungen verkündet wird, glaubt in der graden Linie sein Heil gefunden zu haben. Zu dieser Pseudo-Sachlichkeit erzogen, wird nun die Masse der Zeichner, Fabrikanten und Publikum an das Dogma gewöhnt. Daß es mit dieser Kulturerziehung nicht weit her ist, das beweisen selbst die Arbeiten eines Künstlers wie Alwin Müller, der doch über dem gewöhnlichen Durchschnitt steht. Es ist fast kein Raum, der nicht der Korrektur bedürfte, um nur einigermaßen den Ansprüchen einer wirklich kultivierten Persönlichkeit zu genügen. Für diese Korrektur könnte man leicht einen großen Teil der verschwendeten Materialschätze hingeben, wenn es auch immer fraglich bleibt, ob eine restlose Befriedigung zu erwarten ist. Welch einen Aufwand an Terrakotten hat es nur bedurft, um ein paar Blumenstöcke in der von ihm geschaffenen Gartenanlage anzubringen. Und dabei ist alle Wirkung verpufft. Weniger ist unter allen Umständen mehr, wenn der rechte Geist in der Sache waltet.

Eine grausame Enttäuschung ist der keramische Hof von Scharvogel, eine Arbeit, die in Bezug auf die Baukeramik viel Hoffnungen erweckt hat. Aber eine Leistung wie diese ist absolut wertlos, geht dem Problem, um das es sich bei der architektonischen Verwendung der Keramik handelt, durchaus aus dem Wege und ist sowohl farbig wie plastisch als vollkommen mißlungen zu betrachten. Die Aufgabe, die hier zu lösen wäre, ist eine künstlerische, und Scharvogel ist nur ein guter Werkmeister. Die Reliefs und die Brunnenplastik sind nur von der Erinnerung an alte, längstvergangene Formen genährt und von keinem einzigen neuen Impuls bewegt. Tote Kunstwerke. Von hier führt kein Weg weiter in die Zukunft. Baukeramik bleibt nach wie vor ein Problem, jenen vorbehalten, die es können. Berlage fiel mir ein und Jan Toorop. Die wußten das Problem zu stellen und es in einem besondern Fall auf ihre persönliche Art zu lösen.

Ich wollte nur hervorheben, was von symptomatischer Bedeutung ist. Daß Darmstadt auch ein Kunstgymnasium besitzt, dürfte vielleicht wenig bekannt sein. Die Künstler der Kolonie sind verpflichtet, Unterricht zu erteilen. Kunstgymnasium nennt man das. Die Ergebnisse dieser Kunstbrutanstalt sind genau so abgeschmackt, wie der Titel dieser Schule. Das Ziel ist hoffnungslos. Bestenfalls kann einer, der Talent und Charakter besitzt, etwas werden, wenn er zu einem wirklichen Meister in einem Lehrlings- und später Mitarbeiterverhältnis steht. So hat der junge Architekt Krug im Geiste seines Meisters Olbrich sich zu einer schönen Selbständigkeit fortgebildet. Und dann sind noch eine Unmenge von Ausstellern, bei denen man nicht weiß, warum sie gerade in der Hessischen Landesausstellung erscheinen, die doch nur die Kunst und Arbeit des Hessenlandes zeigen will. Was sollen Dresdner Künstler in der Hessischen Landes-

Digitized by Google

ausstellung? Weil es just hessische Möbelfabriken waren, die die Entwürfe einiger auswärtiger Künstler ausführten? Das ist der Lapsus. Wenn Hessen zeigen wollte, was es an Schaffenskraft besitzt, so mußte es die Arbeit seiner Künstler zeigen, der Künstler, die im Lande leben oder schaffen. Und auch das in strenger Auslese. Nicht aber die Arbeit von Fabriken, die sich irgendwelche fremde Entwürfe verschaffen, und bei der höchstens der Umstand mitspricht, daß es gerade hessische Fabriken waren. Das ist kein hinreichender Vorwand, denn die Industrie ist in ihrem Wesen weder hessisch noch bayrisch noch preußisch, sondern sie ist typisch und durchaus international. Das Charakteristische beruht nur in der Arbeit des Künstlers und in seiner Fähigkeit, neue Probleme zu schaffen und zu lösen. Und gerade das sollen Ausstellungen zeigen, wenn sie einen Sinn haben sollen.

Karl Emil Franzos.

Ein Essai von **Victor Klemperer** (Berlin).

II (Schluß).

Franzos pflegt der modernen Erblichkeits- und Umgebungstheorie etwas oberflächlich Rechnung zu tragen, indem er seine Geschichten bei den Eltern des Helden beginnen läßt. So verfährt er auch im „Pojaz", aber mit viel mehr Glück als sonst, indem die Vorgeschichte einmal ein schönes Kunstwerk für sich bildet, zum andern — und das ist entscheidend! — dem eigentlichen Roman nicht blos angekittet, sondern tatsächlich eingefügt ist. Der Vater des Pojaz (des Bajazzo) war der berühmteste „Schnorrer" Galiziens zur napoleonischen Zeit. Der Schnorrer, so erklärt Franzos, ist zugleich die wandernde Zeitung des Ghettos, sein Märchenerzähler, Schmierenkünstler, reisender Talmudgelehrter und Spaßmacher. Er ist ein Bettler und doch voller Stolz, er wird von den seßhaften Glaubensbrüdern überall gern aufgenommen und auch geehrt, zugleich aber doch wohl von bürgerlich tüchtigen Leuten als ein Nomade und Bohémien etwas skeptisch betrachtet. Mendele Glatteis war ursprünglich zum Rabbi bestimmt, aber sein Abenteurerblut, sein offenbares Komödientalent trieben ihn in den Schnorrerberuf. Er nahm den Fluch des enttäuschten Vaters mit sich. „Du sollst hinter der Hecke sterben", sagte der Mann, und sein Wort ging in Erfüllung. Mendele starb auf der Landstraße an der Cholera, seine junge Frau, eine Waise, die der Alternde aus Mitleid genommen, folgte ihm bald, nachdem sie einen Knaben geboren und ihre Pflegerin angefleht hatte, das Kind zu behüten und einem seßhaften Beruf zuzuführen. Der kleine Sender (Alexander), der Held des Romans, wächst nun bei seiner Pflegemutter auf, ohne eine Ahnung von seiner Abstammung zu haben. Er hat die Gaben des Vaters potenziert geerbt, und Frau Rosele sucht ihn mit aller Strenge, ihres Wortes eingedenk, zum ehrbaren Bürger zu machen, denn daß man mit solchen Pojaz-Talenten etwas anderes werden könnte als eben ein Pojaz und Schnorrer, ahnt sie natürlich nicht. Auch hält sie so streng auf die bürgerliche Ghetto-Ordnung, weil sie selbst einmal gegen die Sitte des Ghettos gefehlt und durch solche Sünde ihr Leben verpfuscht hat. Diese Sünde bestand darin, daß sie sich nicht ohne weiteres von den Eltern verheiraten lassen wollte, vielmehr den Mann ihrer Liebe nahm. „Natürlich" wurde die Ehe unglücklich, der Mann war ein Taugenichts, der schließlich durchging. „Die Liebe bekommen" darf kein „jüdisch Kind", nicht Mädchen noch Jüngling; die werden in sehr jungen Jahren nach dem Willen der Eltern verheiratet. Das Paar sieht sich oft zum erstenmal im Leben unter dem Trauhimmel. Merkwürdigerweise werden die Ehen doch meistens glücklich. Die Gatten halten sich gegenseitig Treue, und besonders das Verhältnis von Kindern und Eltern ist ein gutes. Sehr begreifliche Ausnahmen bieten Franzos etliche Novellenthemen. Frau Rosele, die ihre Auflehnung gegen die Sitte so teuer bezahlt hat, ist bei aller Gutherzigkeit und aller heißen Liebe für das Pflegekind von fanatischer Strenge. Sender, der die Leute auf erschreckliche Weise kopiert und tausend Streiche macht, wird im Cheder, der Ghettoschule, aufs brutalste mißhandelt. Aber weder dieser Erziehungsversuch, noch irgend ein andrer vermag seine Natur zu ändern. Der Junge wird schließlich Fuhrknecht, da das Leben auf der Landstraße seinen Neigungen noch am meisten zusagt. Auf einer Fahrt kommt er nach Czernowitz, wo gerade eine Wandertruppe spielt, sieht den „Kaufmann von Venedig" und — kennt plötzlich seine Zukunft. Der Direktor, an den er sich wendet, und der Senders Begabung erkennt, rät ihm, sich erst zwei Jahre lang selber zu bilden, vor allem deutsch zu lernen. Nun beginnt Senders Märtyrertum. In seiner Umgebung ist schon „Deutsch Lesen und Schreiben ein Makel fürs ganze Leben, noch mehr — ein Gift ist es! Wer darf mit Gift umgehen? Der Apotheker. Luiser muß es können, weil er die Matrikel zu führen hat, und Dovidl Morgenstern wegen der Prozesse. Aber für jedes andre jüdische Kind, ob Mann, ob Weib, ist es Todsünde..." Trotz solcher Hindernisse lernt Sender heimlich Deutsch. Er wird Uhrmacherlehrling, um mehr Zeit für sein Studium zu gewinnen, er findet einen ersten Lehrer an jenem zum Trainsoldaten gemachten Studenten, der in mancher Franzos'schen Erzählung eine Rolle spielt. Später bildet ihn ein Dominikaner weiter, einer der edelsten Menschen, die Franzos gezeichnet hat. Aber die Schwierigkeiten und Entbehrungen, die Sender auf seinem Wege erduldet, zerrütten seine Gesundheit. Zwei Dinge vor allem machen ihm viel zu schaffen. Einmal: er soll durchaus heiraten, denn es ist Sünde, daß ein Jüngling länger als bis zum achtzehnten oder neunzehnten Jahre unbeweibt bleibe. Frau Rosele und Itzig Türkischgelb, der köstliche, vielgewandte Heiratsvermittler, geben sich alle Mühe, den Armen zu verehelichen. Was der Leser hierbei über die Eheschließungen und die Ehe im Ghetto überhaupt erfährt, ist wohl der wertvollste Beitrag zur jüdisch-galizischen Kulturgeschichte. Eine andere Gefahr für Sender besteht im Militärdienst. Während er sich aber ehefrei halten muß im steten

Digitized by Google

Kampf gegen seine Umgebung, teilt er die Furcht vor dem Dienst nicht nur mit den Bewohnern des Ghettos, sondern mit der gesamten Bevölkerung seiner Heimat. Welche Listen und Bestechungen, welche Selbstverstümmelungen bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus angewandt wurden, um dem langjährigen Militärdienst zu entgehen — das hat Franzos oft und oft beschrieben. (Das Schicksal des jüdischen Soldaten, den der Dienst schon deshalb von seinen Glaubensbrüdern scheidet, weil er ihn zur Verletzung der Speisegebote zwingt, am besten im „Moschko von Parma“.) Sender entgeht dem Dienst durch seine kranke Lunge, der Heirat durch seine eigne Klugheit und die Freundschaft des guten, schlauen Itzig Türkischgelb, der gegen seinen eignen Vorteil handelt, da der Junge nun einmal so seltsam ist. Türkischgelb verschafft seinem Schützling auch einen Bureauposten beim Winkelagenten Morgenstern und rettet den Deutschkundigen so vor dem Bann, mit dem ihn der Rabbi bedroht, nachdem er das Geheimnis erfahren. So vervollkommnet sich Sender allmählich im Deutschen; aber um wirklich an sein Ziel zu kommen, muß er doch mit allem brechen, muß er die Flucht wagen. Sie gelingt ihm; aber der nächtliche Weg im furchtbaren Oststurm, dazu die Aufregungen tragen ihm einen heftigen Anfall seines Leidens ein. Und dann holt ihn die Pflegemutter zurück. Wäre sie seine leibliche Mutter, so könnte sie ihn nicht halten. Aber Frau Rosele hat ja nicht die Pflicht einer Mutter gegen ihn gehabt, sie hat ihm freiwillige Opfer gebracht; und da Sender das erfährt, fesselt ihn die Dankbarkeit an den Willen der Pflegemutter. Noch einmal scheint es, als könnte er dem Ghetto entrinnen; aber da hat ihn die Krankheit schon dem „guten Ort“ — wie das bedrückte Volk den Friedhof nennt — zu nahe gebracht . . . So hat Franzos das Leben des Ghettos in dieser Dichtung von mancher Seite, fast von allen, zu beleuchten vermocht. Ehe, Erziehung, Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinde, zum Staat; alles kommt ungezwungen im Rahmen der Geschichte zur Sprache. Und indem der Dichter seinen Helden auf wahrhaft heldische Weise aus dem Dunkel Halbasiens emporstreben ließ, brachte er sein eignes Sehnen zum stärksten Ausdruck.

Eine ähnlich dominierende Stellung wie der „Pojaz“ unter den Ghettogeschichten nimmt der Roman „Ein Kampf ums Recht“ unter den minder zahlreichen Erzählungen ein, die von der christlichen Bevölkerung Galiziens handeln. Auf Tatsachen gestützt, berichtet er in vollkommener Schlichtheit das Schicksal des Taras Barabola. Als uneheliches Kind einer Ruthenin bei Barnow geboren, hat Taras in seiner Jugend sehr viel Schmach und Unrecht erlitten. Hieraus erwuchs dem tüchtigen, gutherzigen Menschen ein oberstes Ideal: Gerechtigkeit. Er kommt als Jüngling in das Karpathendorf Zulawce; dort wohnen wildere Menschen als in seiner heimatlichen Ebene. Die Männer trennen sich dort nicht gern von ihrem Handbeil, dem Schmuck des freien Mannes; sie greifen lieber zur Selbsthilfe, als daß sie prozessieren, sie lassen sich die Bedrückungen des gräflichen Herrn oder seines Gutsverwalters nicht so willig gefallen wie die sanfteren Bauern der Ebene. Durch Klugheit und Tüchtigkeit gewinnt der einfache Knecht bald Einfluß auf seine neue Umgebung. Er heiratet die wohlhabende Anusia und wird selbst Besitzer eines Hofes, er erringt die Würde des Dorfrichters. Es gelingt ihm sehr langsam, den Leuten Achtung beizubringen vor Gesetz und Recht, sie ein wenig friedlicher und kulturfreundlicher zu machen. Bis ins einzelne schildert Franzos das Wesen und die Sitte des Volkes, seine Art den Acker zu bestellen, mit dem Pfarrer und dem Mandatar des Grafen — den beiden eigentlichen Dorfgebietern — umzugehen, sich den fernen, märchenhaften Herrn Kaiser vorzustellen, der durch den Draht mit seinen Beamten spricht. (Sie nehmen das Sprechen ganz wörtlich, legen wohl auch das Ohr an eine Telegraphenstange, um zu lauschen.) Ende der Dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da Taras seinem idealen Ziel schon ein gut Stück näher gekommen ist, erhält das Dorf einen neuen, besonders schurkischen und erpresserischen Gutsverwalter, da der alte seinem Herrn nicht genug Gelder nach Paris zu schicken vermochte. Es kommt bald zu Zwistigkeiten zwischen dem Dorf und dem Herrn Wenzel Hajek. Taras vermittelt, rät den Bauern zur Nachgiebigkeit. Da nimmt Herr Hajek der Gemeinde einen Acker fort, und bei dieser Gewalttat fließt Blut. Mit Aufbietung aller Autorität vermag Taras zu verhüten, daß seine Bauern nicht sofort Repressalien üben. Er prozessiert und verliert seinen Prozeß und die Achtung der Bauern. Er geht in höhere Instanzen, setzt alle Hebel in Bewegung, setzt sein ganzes Vermögen, seine Zeit und Gesundheit ein, um auf gesetzlichem Wege zu seinem Rechte zu kommen. D. h. zum Recht schlechthin; denn eigner Vorteil kann ihm aus der Angelegenheit nicht erwachsen.*) Er erhält schließlich eine Audienz beim Kaiser, der sich wohl für die eigenartige Kleidung des Mannes interessiert, ihm aber in der Sache selbst nicht hilft. Da, als alle friedlichen Mittel erschöpft, greift Taras zur Gewalt. Der Hochwald bietet den Hajdamaken, den Räubern, guten Schutz. Auch Taras wird Hajdamak, doch nicht um Beute zu machen, vielmehr um das Recht zu schützen, um Gericht zu halten. In einer machtvollen Szene entwickelt er den Bauern seinen Plan, sagt er dem Kaiser den Krieg an. Nun folgen romantische Fehdezüge, in denen Taras den Unterdrückten hilft, die Bedrücker grausam straft. Die kaiserlichen Truppen sind machtlos gegen ihn. Aber es gelingt dem Manne nicht auf die Dauer, seine Bande in gleicher Selbstlosigkeit zu erhalten wie sich selber. Und schließlich bringt ein Schurke durch Lügen seinen Herrn dazu, einen Unschuldigen für schuldig zu halten und zu „richten“. Sobald Taras erkennt, daß er geirrt hat, ist sein Glaube an die eigne Gottgesandtheit hin. „Duldet es Gott, daß ich Unrecht tue, dann war er nie mit mir.“ Der einfache Mann, der sich von allem Glück, aller Ordnung, aller Menschlichkeit losgesagt hat, um sein Ideal der Gerechtigkeit völlig

*) Geiger und vor ihm Ludwig Fulda betonen, daß solcher Altruismus den Taras Barabola sowohl über den Richter von Zalamea wie über den Michael Kohlhaas, die beide für eigne Interessen kämpfen, sittlich hoch emporhebt.

Digitized by Google

zu verwirklichen, begreift naturgemäß nicht, daß alle Rechtsprechung an Personen gebunden, also subjektiv, also notwendig unvollkommen sein muß. Er kann über seinen Rechtsirrtum nicht fortkommen. So stellt er sich selbst dem Gericht und endet aus besonderer Gnade durch die Kugel, statt durch den Strick .... Das Verfahren des Dichters ist in diesem Ruthenenroman nicht wesentlich anders als im „Pojaz". Auch hier die schlichte Geschichte eines Einzelnen, auch hier als Triebfeder eine Leidenschaft des Geistes, auch hier im Rahmen des Einzelschicksals das Bild eines Volkes.

Auf dem obersten Geistestriebe endlich, dem Drange nach Wahrheit, baute Franzos sein umfassendstes Weltbild auf, den politischen Roman „Der Wahrheitssucher", in dem er ein weites Stück österreichischer Geschichte unter bedeutendstem Gesichtspunkte lichtvoll darstellte. Der Wahrheitssucher Georg Winter wächst in einem böhmischen Dorfe als Sohn bitterarmer Eltern auf. Früh quält den Kleinen das „Hungerrätsel" und macht ihn zum völligen Atheisten. Als er eine schöne Predigt des guten Pfarrers Kappelmann über die beste aller Welten hört, schreit der Kleine in die entsetzte Gemeinde hinein: „Das ist nicht wahr!" Der milde Pfarrer nimmt das verbitterte Kind zu sich und erzieht es zu sanfter Gottgläubigkeit. Aber es ist Georg Winters hervorstechendste Eigenschaft, in keiner ideellen Angelegenheit auf halbem Wege stehen zu bleiben, immer und überall sämtliche Konsequenzen zu ziehen, die ganze, unumstößlich sichere Wahrheit zu suchen. So ist ihm die bloße Religiosität nicht genug, er will seinem Gott auch als Priester dienen. Und in dem Benediktinerkloster, das ihn zuerst aufnimmt, stößt er sich an der allzu großen Weltfreudigkeit seiner gutmütigen, verhältnismäßig tüchtigen und aufgeklärten Lehrer. In Graz, wo er dann Theologie studiert, fällt er sehr rasch, trotzdem ihm ein edler, klarsinniger Freund zur Seite steht, der Verführungskunst eines Jesuiten zum Opfer. Die nächste Station des Wahrheitssuchers, eine der interessantesten des Romans, ist das römische Collegium Germanicum. Er nimmt es furchtbar ernst mit all den phantasiestachelnden Vorschriften des Ordens, den Contemplationes über die Hölle, den engen, abergläubischen Auslegungen geistlicher Schriften; er bricht innerlich naturgemäß zusammen, als er bemerkt, daß ihn ein abgekartetes Spiel der für edel und fromm gehaltenen Brüder in solche Gefangenschaft geführt hat. In Prag, wohin er sich nach seinem Loskommen wendet, will er bald Selbstmord begehen; da findet er einen neuen Heiligen, eine neue Heilslehre. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" gibt Christian Hager, der wunderliche Fanatiker und Menschenfreund, dem Verzweifelnden zum rettenden Lebenswort. Dieser vormärzliche Revolutionär ist sicher ein enger Verwandter Tuskys, des sozialistischen Lehrers in Spielhagens Roman „In Reih und Glied", der überhaupt wohl die Franzossche Dichtung stark beeinflußt hat; zugleich aber ist Hager eine durchaus originelle Gestalt. Er verbindet Güte mit Härte, Bildung in politischer Hinsicht mit sonstiger Unwissenheit und Mißachtung jeglicher Wissenschaft. Er ist ein Schwärmer für Wahrheit und Freiheit, und gebraucht doch die jesuitischsten Kniffe und Lügen, um Anhänger für die Revolutionspartei zu werben, vermag, wo es notkut, aufzutreten wie ein Tyrann. Indem Franzos so den atheistischen Revolutionär im Grunde nicht wahrer und besser zeichnet als den jesuitischen Intriguanten, bekennt er sich bereits indirekt zu seiner eignen maßvollen, ungrüblerischen Weltanschauung, die vor allen Extremen zurückschreckt. Georg Winter wird nun ein ebenso radikaler Revolutionär und Atheist wie sein Lehrer. Aber dieser Zustand dauert nicht lange. Nachdem er in glühenden Freiheitsliedern geschwelgt, gelangt er langsam bei näherem Kennenlernen der Bewegung zu gemäßigteren Ansichten. Dabei ist das revolutionäre Treiben in Graz und Leipzig trefflich gezeichnet. Der Wiener Verzweiflungskampf gegen das siegreiche Heer findet Georg Winter aber doch noch (durch eine geschickte Führung der Handlung) an Hagers Seite. Hager fällt auf der verlornen Barrikade, der verwundete Georg entgeht mit knapper Not dem Galgen. Jener Freund, der ihm schon in Prag wohlwollte und der inzwischen ein einflußreicher Justizbeamter geworden, rettet ihn und schafft ihm sogar eine Lehrerstelle im neugeordneten Österreich. Georg Winter nimmt das Amt gern an; er ist jetzt von der Verkehrtheit seiner revolutionären Ansichten überzeugt und schwärmt für das absolutistische Regiment, das nun folgt. Natürlich hält das Publikum den revolutionären Dichter, der jetzt ein Amt aus den Händen der Reaktion empfangen hat und sie besingt, für einen Apostaten, und als Georg wiederum ein paar Jahre später die Konstitution feiert, da wird er als Wetterfahne derart verlacht, daß er unmöglich im Amt bleiben kann. Und doch hat er sich nicht im Winde der Gunst gedreht, vielmehr mit bester Kraft nach der Wahrheit gesucht, hat aber weder in der Religion, noch in der Politik eine dauernde gefunden. Nun bietet ihm sein Freund, der ihm damals die Lehrerstelle verschaffte, einen Posten als Gutsverwalter. Hier findet der Wahrheitssucher endlich die einzige Wahrheit, die es für ihn (und seinen Dichter) gibt: Die negative, daß die allgemein gültige, allgemein beglückende, ewig dauernde, reine Wahrheit für den Menschen unerfindlich ist, daß er sich begnügen muß, nach seiner besten Überzeugung in Güte und Humanität zu handeln und die andern nach ihrer Fasson selig werden zu lassen. Georg Winter zieht nun seine volle Befriedigung aus sozialer Tätigkeit, indem er dem kleinen Dorfe zum Wohltäter wird. Der Sozialdemokratie aber, die eben unter Lassalle mächtig aufstrebt, vermag er keinen Geschmack abzugewinnen, weil er keine dogmatische Fessel mehr ertragen kann. „Duldsamkeit, das ist das Einzige, was mich alles Grübeln gelehrt hat ... Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist das einzige Gebot, dessen Erfüllung ich heute von jedermann verlange." Diese letzte Weisheit des Wahrheitssuchers könnte als Motto über den Werken seines Dichters stehen; in ihr spiegelt sich Franzos' bester und bezeichnendster Charakterzug.

Digitized by Google

Zwei Gedichte.

Von Roman Albert Mell (München).

Frühling.

In den schmalen blassen Händen
Hieltst Du einen Kirschenzweig.
„In den Garten komm, mein Liebster,
Daß ich Dir den Frühling zeig!“

Mußt ich lächeln und umfangen
Dich, Du Kleine, Süße!
Da ich doch in Deinem Mund
Mehr als allen Frühling küsse!

Sehnsucht.

Seit Du fort bist, weiß ich erst
Der Sehnsucht Stimme mir zu deuten;
Es spinnt sich meine Seele ein
In Träume ferner Seligkeiten,
In Träume stiller Dämmerstunden,
Da lautlos graue Schatten schwebten
Geheimnisvoll durchs weite Zimmer,
Und wünscheheiß zwei Herzen bebten.

Die Springerin.

Ein Dialog nach dem Zirkus.

Von Heinrich Hemmer (Straßburg).

Der Blinde: Du wirst also die hübsche, katzengraue Akrobatin mit der Cléo-Physiognomie zum Souper einladen?

Der Sehende: Nein, ich werde sie nicht einladen.

Der Blinde: Du wirst sie nicht einladen? Warum denn nicht? Du hattest doch bestimmt vor —

Der Sehende: Du hast recht. Ich wollte sie für morgen abend bitten. Aber ich habe mich anders besonnen. Ich will, ich darf diese Springerin nicht kennen lernen.

Der Blinde: Und der Grund? Sie ist doch so reizend, so apart.

Der Sehende: Ich werde sie nicht einladen.

Der Blinde: Ich verstehe Dich nicht.

Der Sehende schweigt.

Der Blinde: Willst Du mir nicht den Grund angeben?

Der Sehende: Ich weiß keinen. Das heißt, Du selbst hast ihn ausgesprochen.

Der Blinde: Ich?

Der Sehende: Verstehst Du denn nicht, daß gerade dieses Aparte, Interessante, das diese katzengraue Springerin und alle andern Zirkus- und Variétémenschen umgibt, daß gerade dieses höchste Gefahr in sich birgt?

Der Blinde: Ich vermag nicht einzusehen, warum diese harmlosen Menschen gefährlich sein sollten.

Der Sehende: Ich sage Dir, sie sind gefährlich. Sie sind harmlos nur für ihresgleichen.

Der Blinde: Willst Du mich nicht aufklären inwiefern sie gefährlich sind?

Der Sehende: Sie leben in einer fremden Welt und tragen den Duft dieser fremden Welt in die unsrige hinein. Ihr Duft verwirrt uns, versperrt uns die gewohnte Straße.

Der Blinde: Das nennst Du gefährlich? Ich finde das reizend, unterhaltend, außergewöhnlich.

Der Sehende: Allerdings außergewöhnlich. Es gibt nichts Anmaßenderes als die Dichter. Was ist uns Menschen das Wunderbare? Dem mögen die Dichter nachgehen. Wir müssen uns dagegen schützen.

Der Blinde schweigt.

Der Sehende: Es liegt etwas Furchtbares im Wunderbaren, lieber Freund. Wer sich mit wunderbaren Dingen abgibt, versinkt in ihnen wie in einem reißenden Strudel.

Der Blinde: Mit andern Worten, Du fürchtest die Schönheit.

Der Sehende: Wenn Du das Wunderbare Schönheit nennst, ja.

(Pause).

Der Blinde: Ich weiß nicht, warum Du gerade angesichts des Zirkus zu solchen Gedanken kommst.

Der Sehende: Erscheinungen wie der Zirkus oder das Variété sind mir ein Symbol alles dessen, wonach unsre geheimste Sehnsucht geht, eines Lebens der feinsten Leichtheit, das in uns ist, und das wir nur ahnend erkennen können.

Der Blinde: Wie meinst Du das?

Der Sehende: Wie es für uns Kinder schon ein Fest war, wenn die Seiltänzer mit ihren buntgestrichenen Wagen in die Stadt einzogen und auf dem Marktplatz ihre Zelte und Gestelle aufschlugen, so feiern wir jetzt eins unsrer tiefsten Erlebnisse, wenn wir von weitem die knatternde Zirkusmusik hören und dazu das Stampfen und Heulen der Dynamomaschinen. Man glaubt, vom Wind über einen Hügel hergewehte Klänge eines nächtlichen Bacchanals zu vernehmen. Und wenn wir durch das grell beleuchtete Entré in den dunkleren, grünbeschatteten Zirkus eintreten, ist es uns, als gingen wir in den Tempel eines unbekannten Gottes hinein.

Der Blinde: Du redest wie ein Dichter.

Der Sehende: Die Artisten sind die Priester dieses unbekannten Gottes. Sie erscheinen uns als so seltsame, von allem wirklichen Leben so losgelöste Wesen, daß wir erstaunen, fast enttäuscht sind, wenn ihnen irgend eine menschliche Äußerung entfährt. All ihre Künste, ihre Albernheiten und Todessprünge, ihre dummen Witze und ihre Blicke in das Nichts sind die hohen Opfer, die sie ihrem Gott darbringen. Und wir, wir sehnen uns aus unsrer erstarrten Schwere heraus nach dieser Religion der leichten Füße, nach dieser glitzernden, so wunderbaren Welt, in der alle Gesetze unsres Tagesbewußtseins aufgehoben zu sein scheinen.

Der Blinde: Du siehst wie ein Dichter. Darum übersiehst Du vollständig, daß diese Artisten ihre Kunst ganz handwerksmäßig betreiben, daß sie in die Manege

Digitized by Google

eintreten mit keiner größern Bewußtheit, als mit der Du Dir eine Zigarette anzündest.

Der Sehende: Du irrst. Ich gebe zu: auch unter ihnen gibt es falsche Priester, solche, die erst Priester wurden, aus Verlegenheit oder aus einem andern Grunde. Von diesen rede ich nicht. Es sind Verräter. Ich rede nur von denen, die als Priester jener Religion geboren wurden. Von diesen haben alle einmal, irgendeinmal, als sie auf dem Höhepunkt ihres Bravourstückes angelangt waren, als sie nur durch einen ins Ungeheure gesteigerten Willensakt ihr ganzes Sein vor dem Zusammenbruch bewahrten, in diesem Augenblick haben alle die unendlich süße Leichtheit und zugleich die unendlich drückende Schwere ihrer Bestimmung gefühlt — in diesem Augenblick haben sie ihren Gott geschaut, genau so wie die Dichter manchmal ihren Gott schauen — in diesem Augenblick waren sie ganz Künstler.

Der Blinde: Ich verstehe wohl, daß Du ein Dichter bist. Aber ich verstehe nicht, was Du sagst.

Der Sehende schweigt.

Der Blinde: Du sprachst von einer Schwere ihrer Bestimmung, die die Artisten erlebten. Hast Du das mit voller Betonung gesagt?

Der Sehende: Mit voller Betonung. Kein Ding ist Eines, sondern jedes ist ein Vieles, ein Gegenteil.

Der Blinde: Was soll diese Erkenntnis hier?

Der Sehende: In dem Augenblick, da sie den Gipfel ihrer Leistung erreichen, da sie ihre gesamten Kräfte in einen Brennpunkt dirigieren und in der restlosen Auslösung ihres Seins ihre unendliche Größe empfinden, in diesem Augenblick muß sie plötzlich eine öde Leere überkommen. Das Bild ihres Gottes hat sich gezeigt und ist blitzartig wieder verschwunden. Es ist dunkel um sie. Sie sind allein.

Der Blinde: Was Du da sagst, ist schrecklich, unheimlich.

Der Sehende: Es ist die Tragödie des gewonnenen Spiels. Hast Du noch nie gehört, daß Feldherren nach erlangten Siegen sich verbargen und die Nacht in Angst und Verzweiflung verbrachten? Oder daß ein Dichter sich das Leben raubte am Abend des Tages, an dem er plötzlich berühmt geworden war? Ich sage Dir, ein jeder trägt schwer an der Last seiner sich erfüllenden Bestimmung.

Der Blinde schweigt.

Der Sehende: Wohin soll der Artist mit der Last seiner Bestimmung, da ihn sein Gott plötzlich verlassen hat? Müssen ihn da nicht Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieses Gottes überwältigen, Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner eignen Bestimmung? Und wo Zweifel ist, wo ist da Ganzheit und Zusammenhangsbewußtsein? Was ist aber der Mensch ohne diese Dinge? Sein Dasein muß ihm weihelos, lächerlich vorkommen, wie das einer Holzpuppe, die Arme und Beine in grotesken Bewegungen klappernd gegeneinanderschlägt. Er steht vor dem Gespenst der Lächerlichkeit, das er mehr fürchtet als Tod und Pest.

Der Blinde: Willst Du der Lächerlichkeit eine so große Bedeutung zuschreiben?

Der Sehende: Der Lächerlichkeit nicht, doch der Angst vor der Lächerlichkeit. Jeder Mensch kämpft mit dieser Angst einen leisen, aber heftigen Kampf, in dem er schließlich unterliegt. Denn sie ist stärker als die Menschen und läßt nicht eher ab, als bis sie die Seelen ganz erwürgt hat. Wer diesem Kampf zusieht — es ist schwer, denn er spielt sich in den Tiefen ab —, der erschaudert.

(Pause.)

Der Blinde: Meinst Du mit diesem Kampf die Blasiertheit?

Der Sehende: Nenne diesen Zustand Blasiertheit, wenn Du willst. Gib ihm aber lieber seinen richtigen Namen, nenne ihn Tod. — Er ist das Schicksal aller Künstler.

Der Blinde schweigt.

Der Sehende: Ich sah ihn in den Augen der katzengrauen Springerin in den Augenblicken, als sie den Evolutionen ihrer Partnerin zuschaute. In diesen Augenblicken sah sie nicht ihre Partnerin, sie sah sich selbst da ihre tollen Sprünge machen, unendlich klein, grotesk, unendlich lächerlich. Sie starb in diesen Augenblicken. Aber das ist gerade das Furchtbarste, daß sie nicht zum erstenmal starb. Daß sie wohl zum hundertstenmal diese aussichtslosen, tiefen Qualen des Todes erlitt, das ist gerade das Furchtbarste.

Der Blinde: Aber sie lächelt doch immer. Ein wenig lasciv sogar, sagtest Du. Erinnerst Du Dich nicht mehr?

Der Sehende: Ich sah es wohl. Aber das gehört ja zusammen, das Sterben und das Lachen. Weißt Du nicht, daß die ernsten Dinge die allerlächerlichsten Dinge der Welt sind?

Der Blinde: O, es ist schrecklich, das Lachen einer Sterbenden.

Der Sehende: Es ist so schrecklich, daß es widerlich ist.

(Pause.)

Der Sehende: Nun weißt Du, warum ich die Springerin meide.

Der Blinde: Wie seltsam. Zuerst sprachst Du von einer Welt des Wunderbaren und der leichten Füße und jetzt sprichst Du vom Tod. Sind das nicht Gegensätze?

Der Sehende: Ich sagte Dir schon, ein Vieles ist Eins. Wunder und Tod, leichte Füße und Erstarrtsein, Sterben und Lachen, das ist alles eins. Das ist alles Zirkus und Variété.

Der Blinde und der Sehende schweigen sehr lange.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Gustav Adolf Müller: Ecce homo. Eine Erzählung aus Jesu Christi Tagen. Verlag von C. F. Amelang (Leipzig). Preis geh. Mk. 4.50.

Rudolf Presber: Das Mädchen vom Nil und andere Novellen. Verlag der Concordia, Herm. Ehbock (Berlin). Preis geh. Mk. 2.50.

Digitized by Google

Manuel Schnitzer: Das Buch von Peter und Fann. Nach den Erzählungen einer jungen Mutter.

Peter Nansen: Jugend und Liebe. Ausgewählte Novellen. Mit einer Einleitung von Herman Bang. Verlag von S. Fischer (Berlin). Preis geh. Mk. 3.50.

Peter Nansen, dessen Bücher bei uns längst Heimatsrecht erworben haben, wird in diesen Wochen in Dänemark besonders gefeiert. Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem dieser Dichter seine ewig jungen Bücher zu schreiben begonnen hat. In Dänemark wird eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltet. In dem vorliegenden, von Herman Bang geistvoll und warmherzig eingeleiteten Bändchen sind aus Nansens reichem Novellenschatz die besten Erzählungen ausgewählt. S. F.

Prof. Dr. Max Rubner: Nahrungsmittel- und Ernährungskunde. 2. verm. Auflage. (Illustrierte Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 20.) Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Stuttgart). Preis geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50.

Ernst Tiedt: Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges in Spruch und Nam' auf Haus und Kram. Gesammelt und gesichtet von E. T. Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Stuttgart). Preis geb. Mk. 4.—.

Deutsche Wehrpolitik der Zukunft. Von einem Auslanddeutschen. Zürcher und Furrer (Zürich). Preis geh. Mk. 3.—.

Dr. Ernst Horneffer: Die Kirche und die politischen Partein mit Anhang: Programm der deutschen Kulturpartei. Verlag von Dr. Wern. Klinkhardt (Leipzig).

Dr. Hans Rost: Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart. Verlag von J. P. Bachem (Köln). Preis geh. Mk. 2.—.

J. Lachelier: Psychologie und Metaphysik. Die Grundlagen der Induktion. Deutsch von Dr. Eisler. (Philosophisch-soziologische Bücherei, XI.) Verlag von Dr. Wern. Klinkhardt (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.—.

J. Berjot: Le Japonais parlé. Leroux (Paris). Preis geh. Fr. 1.—.

v. Flöckher: Was muß der Deutsche von auswärtiger Politik wissen? Verlag von C. Curtius (Berlin). Preis Mk. 0.80.

J. Vormoor: Soziale Gliederung im Frankenreich. (Leipz. Histor. Abhandlg. VI.) Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.50.

Ernst von Meier: Französ. Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im XIX. Jahrhundert. Bd. 2. Preußen und die französische Revolution. Verlag von Duncker & Humblot (Leipzig). Preis geh. Mk. 12.—.

Im Verlage von S. Fischer (Berlin) erschienen:

Max Burckhardt: Die Insel der Seligen. Roman. Preis geh. Mk. 4.—.

Martin Beradt: Go. Roman. Preis geh. Mk. 4.—.

Die Lichtwellen als Längenmaße.

Eine Berichtigung.

„Die Länge einer Lichtwelle beträgt nur wenige Tausendstel eines Millimeters" heißt es in der so betitelten Arbeit von Dr. A. Neuburger auf Seite 231. Das ist ein Irrtum. Sie beträgt nur wenige Zehntausendstel; denn die Wellenlänge des roten Lichtes (aus der Mitte dieser Spektralfarbe) ist 6,83, die ebenso ausgewählte des violetten Lichtes gar nur 4,10 Zehntausendstel eines Millimeters. — Ferner dürfte die Angabe, daß „die Länge der Lichtwellen mit Hilfe von Silberplättchen usw." gemessen werde, dem mit dieser schwierigen Materie weniger vertrauten Leser wohl unverständlich geblieben sein. Es handelt sich um die Rowlandschen Konkavgitter, die sogar bis 1700 Parallellinien auf das Millimeter enthalten. Dies Liniensystem ist auf der Innenseite eines Plättchens aus Silberblech angebracht, das so gekrümmt ist, daß es einen Ausschnitt aus einem Zylindermantel darstellt und, geeignet beleuchtet, ein objektiv sichtbares Beugungsspektrum auf einem Auffangeschirme entwirft. Diese Beugungs- oder Gitterspektren haben wesentliche Vorzüge vor den mit Hilfe von durchsichtigen Prismen gewonnenen, worauf hier näher einzugehen nicht der Ort ist.

J. Weber (Cassel.)

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

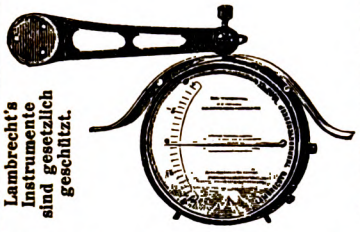
Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Wir bitten unsere Leser höflichst, dem dieser Nummer beigefügten Prospekt der deutschen Firma Kusche & Martin in Malaga über Orangenblüten-Honig und Malagawein in Schläuchen aus Ziegenfell, freundlichst Beachtung zu schenken.

Original Lambrecht's Thermohygroskop

(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.



Lambrecht's Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach

15 Mark.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35 a, Ecke Charlottenstrasse, und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums
mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.
Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.
Prospekte auch über den neuen
●● Harmonium-Spiel-Apparat ●●
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken nur 30 M.), mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.

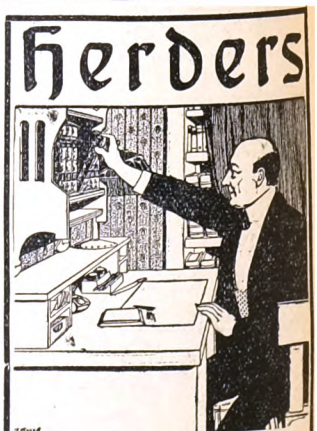
Soeben erschienen
Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts
Dargestellt nach Generationen
von FRIEDRICH KUMMER
Geheftet 10 M. ▫ Gebunden 12 M.

Vorzüge des Buches:
Eine ganz neue Art der Gruppierung; das 19. Jahrhundert in fünf Generationen eingeteilt! ▫ Eine gedankenreiche Erklärung der Literatur aus den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Faktoren des Jahrhunderts. Übersichtlich geordnete Inhaltsangaben d. Hauptwerke unserer Literatur zwischen 1798 und 1908

Das Werk ist eine literar. Erscheinung v. größter Bedeutung
Verlag v. CARL REISSNER in Dresden

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Week's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Week, Ges. m. b. Haftung.
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
= Überall Verkaufsstellen. =



Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 45. Berlin, den 7. November 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Zeppelin und Wright. II (Schluß). Von Regierungsrat Rudolf Martin (Berlin). — Die österreichischen Preßverhältnisse von 1830—1848. Von Dr. Adolph Kohut (Berlin). — Die Makonde im Süden von Deutsch-Ostafrika. Von Hubert Henoch (Steglitz). — Alasia, Homer und Bibel in mykenischen, vor- und nachmykenischen Fundschichten. III. Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz). — Wilhelm Busch als Maler. Zur Ausstellung im „Künstlerhause" zu Berlin. Von Hermann Abeking (Berlin). — Über Schillers Sittlich-Schöne und Sittlich-Erhabene. Zum 10. November. Von Dr. Susanna Rubinstein (Würzburg). — Ein Ausflug des Herrn vom Fels. Groteske von Walter v. Molo (Wien). — Die Aquarell-Ausstellung in der Königl. Akademie zu Berlin. Von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin). — Neue Bücher. — Anzeigen.

Zeppelin und Wright.

Von Regierungsrat **Rudolf Martin** (Berlin).

II (Schluß).

Zeppelin ist groß, aber die Wrights sind größer. Seit dem Jahre 1783 sind Menschen im Gasballon aufgestiegen. Es wäre höchst merkwürdig, wenn in unserm Zeitalter des Automobilismus niemand auf die Idee gekommen wäre, den leichten Benzinmotor des Automobils in ein von Gas getragenes Luftschiff einzubauen. Die Kunst der Brüder Wright besteht aber darin, ohne Gasballon durch die Luft zu fahren. Es wird wohl niemand bestreiten können, daß die Erfindung einer Flugmaschine ohne Gasballon weit schwieriger ist als die Erfindung eines von Gas getragenen Motorluftschiffes.

In der ganzen Geschichte der Erfindungen gibt es wohl keinen Erfinder einer epochemachenden Maschine, der seine Maschine von der Uridee bis zur höchsten praktischen Vollkommenheit persönlich innerhalb von wenigen Jahren gefördert hat. Es gibt keinen Erfinder, der mit seiner Erfindung so großartige Erfolge gefeiert hat. Es gibt aber auch keine Erfindung, die für die Geschichte der Menschheit von so grundstürzender Bedeutung sein wird wie die Erfindung der Flugmaschine ohne Gasballon.

Von allen bisher bekannten Erfindern sind die Brüder Wright diejenigen, die theoretisch wie praktisch zugleich mit dem größten Zielbewußtsein ihre Erfindung gefördert haben. Nirgendwo sehen wir bei ihnen eine Überschätzung der eignen Erfindung. Ihre Berechnungen und Voraussagen enthalten keine Übertreibungen, aber sie bleiben auch nicht hinter der Wirklichkeit zurück. Sie gehören zu den seltenen Erfindern, die auf das Urteil ihrer Nebenmenschen gar keinen Wert legen. Am 5. Oktober 1905 haben sie die erste glänzende Reihe ihrer Rekordfahrten eingestellt, um ihr Geheimnis zu wahren und ihre Erfindung zu guten Preisen an die verschiedenen Heeresverwaltungen zu verkaufen. Erst im Mai 1908 haben sie ihre Aeroplanfahrten wieder aufgenommen, nachdem ihre Unterhandlungen mit den verschiedenen Staaten ohne Ergebnis geblieben waren. Während dieser langen Zeit hat man nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika das Vertrauen zu der Richtigkeit der Angaben der Wrights fast vollkommen verloren. Als sie im Frühjahr 1907 nach Paris kamen, gingen ihnen die Mitglieder des Aeroklubs sorgfältig aus dem Wege, und Farman und Delagrange glaubten, so oft die Brüder Wright im Herbst 1907 ihren Flügen zuschauten, daß sie ihnen etwas absehen wollten.

So oft die Brüder Wright am Ende des Jahres 1907 und am Anfang des Jahres 1908 den Pariser Aviatikern zusahen, kam es ihnen nur darauf an, zu ermitteln, wie die Franzosen ohne Kenntnis des Gesetzes der Erhaltung des Gleichgewichts in der Luft bleiben könnten. Seitdem die Amerikaner im Laufe des Jahres 1905 die Kunst der Erhaltung des Gleichgewichts erlernt hatten, waren sie überzeugt, daß sie das Problem des Kunstfluges gelöst hätten. Zur Erhaltung des Gleichgewichts sind die Tragflächen des Aeroplans der Brüder Wright verstellbar, nur der mittelste Teil, wo der Motor und die Sitze für die Fahrer angebracht sind, ist fest. Rechts und links davon können die Tragflächen durch einen Hebel und Drehwerk wie ein Höhensteuer und Seitensteuer verstellt werden. Diese Verstellung verstärkt die Wirkung des Höhen- und Seitensteuers.

Die ganze Bedeutung der von den Wrights erfundenen Flugmaschine ohne Gasballon kann am besten daraus ersehen werden, daß selbst die berufensten Vertreter der Wissenschaft bis in die jüngste Zeit den menschlichen Flug ohne Gasballon für unmöglich hielten. Als Mitglied einer vom Staate zur Prüfung aeronautischer Fragen im Jahre 1872 berufenen Kommission faßte Helmholtz das Ergebnis seiner Untersuchungen über den Menschenflug in einer Arbeit zusammen, die in der Monatsschrift der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Juli 1873 erschienen ist. Helmholtz wies nach,

Digitized by Google

daß bei zunehmender Größe des Flugkörpers die Schwebearbeit sich in viel bedeutenderem Maße steigere als das Körpervolumen und damit die Muskulatur, die diese Arbeit leisten soll. Daher glaubte er annehmen zu müssen, daß die Größe der Vögel eine Grenze habe, die wahrscheinlich im Modell der großen Geier in der Natur erreicht sei.

Hinsichtlich des Menschenfluges fährt er dann wörtlich fort wie folgt:

„Unter diesen Umständen ist es kaum als wahrscheinlich zu betrachten, daß der Mensch auch durch den allergeschicktesten flügelähnlichen Mechanismus, den er durch seine eigne Muskelkraft zu bewegen hätte, in den Stand gesetzt werden würde, sein eignes Gewicht in die Höhe zu heben und dort zu erhalten."

Wenn die bedeutendsten Männer der exakten Wissenschaften so wenig an die Möglichkeit einer Flugmaschine glaubten, so kann man die unwissenschaftlichen Versuche früherer Jahrhunderte von Leonardo da Vinci (1452—1519) bis zu dem Badenser Landbaumeister Meerwein im Jahre 1782, dem Wiener Uhrmacher Jacob Degen im Jahre 1808 und dem Ulmer Schneider Berblinger im Jahre 1811 gewiß nicht als eine Vorbereitung der Idee der Brüder Wright betrachten. Von allen diesen Leuten, die selbst nicht mit Erfolg in die Luft aufzusteigen vermochten, haben sie nicht das geringste gelernt.

Ganz anders schon steht es mit dem Berliner Ingenieur Otto Lilienthal, der am 10. August 1896 aus einer Höhe von 15 m von seinem motorlosen Gleitflieger am Gothenberg bei Stöllen in der Nähe von Rathenow herabstürzte und tödlich verunglückte. Die Nachricht von dem Todessturze Lilienthals erweckte das Interesse der beiden Söhne des Bischofs Milton Wright zu Dayton (im Staate Ohio) für das Gleitfliegen.

Wilbur und Orville Wright hatten sich bereits als Knaben mit der Herstellung eines Schraubenfliegers als Kinderspielzeug beschäftigt. Sie hatten später eine große Übung im Steigenlassen von Kistendrachen erlangt. Der Luftsport interessierte sie von Kindheit an. Nach dem Tode Lilienthals begannen sie mit großem Interesse das Buch des Chicagoer Ingenieurs Chanutes „Progreß in Flying Machines" sowie aeronautische Zeitschriften mit Artikeln von Lilienthal zu studieren. Mit dem Jahre 1900 begannen sie motorlose Doppeldecker, wie sie von Wenham und Chanute erbaut waren, herzustellen und auf ihnen Gleitflüge zu machen. Im Sommer des Jahres 1901 machten sie sich persönlich mit dem Ingenieur Chanute bekannt. Im Jahre 1902 und den beiden folgenden Jahren brachte Chanute mehrere Wochen im Sommer in dem Lager der Brüder Wright zu Kill Devil Hill, vier Meilen südlich von Kitty Hawk in North Carolina an der Atlantischen Küste, zu und wohnte ihren Versuchen mit dem Gleitflieger bei.

Am 17. Dezember 1903 hatten die Brüder Wright zum ersten Male mehrere erfolgreiche Flüge mit einem Gleitflieger gemacht, in den ein Motor eingebaut war. Im Jahre 1904 machten sie ihre Flugversuche in der Nähe ihres Heimatsortes Dayton. Im Laufe des Jahres 1904 kamen sie bei ihren zahlreichen von Erfolg begleiteten Versuchen zu der Erkenntnis, daß die Frage des Gleichgewichts noch nicht vollkommen gelöst sei. Erst im September 1905 erlernten sie die Kunst der Beherrschung des Gleichgewichts. Sofort, nachdem sie ihren Doppeldecker entsprechend verbessert hatten, wurden ihre Flüge bedeutend länger, bis Wilbur Wright am 6. Oktober 1905 in 38 Minuten und 3 Sekunden 39 km zurücklegte.

Als die Wrights im Mai 1908 ihre Aeroplanfahrten wieder aufgenommen hatten, wurden sie zunächst wenig vom Glück begünstigt. Erst im September 1908 begann die Reihe ihrer öffentlichen glänzenden Fahrten. In der Zeit vom 9. September bis 17. September blieb Orville Wright mehrmals mehr als eine Stunde bei seinen Fahrten über dem Exerzierplatz des Fort Meyer in der Luft. Am 12. September flog Orville Wright allein auf seinem Drachenflieger $1^1/_4$ Stunde und erreichte hierbei eine Höhe von 72 m.

Bereits am 9. September hatte er mit Leutnant Lahm eine gemeinschaftliche Fahrt von 6 Minuten auf seinem Aeroplan unternommen. Als er am 17. September mit Leutnant Selfridge gemeinsam fuhr, blieb der eine der beiden linken Schraubenflügel an einem Draht des Aeroplans hängen und brach ab. Der Drachenflieger verlor das Gleichgewicht und stürzte herunter. Leutnant Selfridge starb sofort, Orville Wright wurde erheblich verletzt.

Trotz dieses Unfalls hat Wilbur Wright am 21. September auf dem Truppenübungsplatz bei Le Mans in Frankreich die großartigen Rekorde seines jüngeren Bruders geschlagen, indem er nicht weniger als 1 Stunde und 32 Minuten in der Luft blieb und 90 km zurücklegte. Es hat sich gezeigt, daß die Brüder Wright in einer Minute mindestens 1 km zurückzulegen pflegen. In einzelnen Fällen haben sie eine erheblich größere Schnelligkeit an den Tag gelegt. Man muß ihre Geschwindigkeit auf 60 bis 70 km veranschlagen. Nach ihren Angaben ist es schon jetzt möglich, einen Drachenflieger herzustellen, der eine Person mit einer Stundengeschwindigkeit von 75 km über eine Strecke von 750 km in zehn Stunden trägt.

An Eigenbewegung sind die Wrights selbst dem Grafen Zeppelin überlegen. Das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff besitzt aber gegenwärtig noch die größere Tragfähigkeit und den weiteren Aktionsradius. Während nun aber das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff mit dem durchaus notwendigen Luftschiffhafen eine Million Mark kostet, betragen die Herstellungskosten eines Doppeldeckers der Wrights nur etwa 20 000 Mark und dürften sich in der großindustriellen Herstellungsweise noch erheblich verbilligen lassen. Für eine Million kann man also 50 Doppeldecker bauen, die zusammen 100 Personen tragen. Da das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff nur 30 Personen und dies auch nur auf kürzere Entfernungen trägt, so ist mit einer Million Mark in Drachenfliegern schon jetzt ein schwereres Gewicht zu transportieren. Sobald ein einzelner, nicht zerteilbarer Gegenstand von besonders schwerem Gewicht transportiert werden soll, so kann dies natürlich nur vermittels des

Digitized by Google

Aluminiumluftschiffes in der Luft geschehen. Die Drachenflieger haben aber vor den Aluminiumluftschiffen den großen Vorzug voraus, daß sie von der Motorballonhalle und vom Gase vollkommen unabhängig sind. Die Schwäche aller Motorballons liegt in der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Beschaffung des Wasserstoffgases.

Bei der Aufklärung und vielleicht auch beim Angriff im Kriege werden die Flugmaschinen ohne Gasballon künftig eine große Rolle spielen und in großen Mengen Verwendung finden. Militärisch und politisch haben sie seit dem 9. September 1908 eine große Bedeutung erlangt; denn seit diesem Tage steht fest, daß sie die kurze Entfernung von Calais nach Dover überfliegen können. Diese nur 35 km lange Strecke ist aber die wichtigste strategische Entfernung der Weltgeschichte. Immer mehr muß England mit der Möglichkeit rechnen, daß in künftigen Kriegen kontinentale Armeen auf den billigen, leicht herzustellenden Drachenfliegern den Kanal überschreiten. Von den riesenhaften Aluminiumluftschiffen des Grafen Zeppelin bis zu den kleinen Drachenfliegern der Brüder Wright hat der Herbst des Jahres 1908 für die Landmacht Deutschlands und gegen die Seemacht Englands entschieden.

Die österreichischen Preßverhältnisse von 1830—1848.

Von Dr. **Adolph Kohut** (Berlin).

Im Lande der Unwahrscheinlichkeiten und der Überraschungen bildete die Reaktion auf dem Gebiete des Pressewesens in der guten alten Zeit allein den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Der Staatskanzler Metternich und seine Helfershelfer hatten einen heillosen Respekt vor der Kunst Gutenbergs und befürchteten nicht mit Unrecht, daß eine freie Presse das morsche Gebäude des Absolulismus in seinen Tiefen erschüttern und der Freiheit einen Weg bahnen könnte, und so waren sie denn aufs eifrigste bemüht, die Geister der Unabhängigkeit und des Aufruhrs nach Kräften niederzuhalten und die Zeitungen zu knebeln. Besonders trostlos sah es in dieser Hinsicht in den Jahren von 1830—1848 aus, und wir müssen all den Forschern, die durch ihre literarischen Veröffentlichungen auf jene vielfach dunklen Zustände ein helles Schlaglicht werfen, dankbar sein. So hat z. B. Ludwig Salomon in seinem kürzlich erschienenen 3. Band der „Geschichte des Deutschen Zeitungswesens“ sich auch mit den österreichischen Presseverhältnissen in den beiden genannten Jahrzehnten beschäftigt, und gewiß wird es den Leser interessieren, an der Hand dieses Werkes so manches Ernste und Heitere, Betrübende und Kuriose zu erfahren.

Metternich, der allmächtige Beherrscher Österreichs und Deutschlands in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, sowie sein Handlanger, der Wiener Präsident der Polizei- und Zensur-Hofstelle, Graf Josef Sedlnitzky, sorgten dafür, daß die von ihnen für die Presse festgesetzten Schranken mit aller Strenge aufrecht erhalten wurden und zwar nicht allein in Österreich, sondern auch in ganz Deutschland. Noch im Jahre 1846, also zwei Jahre vor Ausbruch der Wiener Revolution, sandte Metternich ein Elaborat über die Presse an den preußischen Minister von Canitz und an die kleinen deutschen Höfe, worin er hinsichtlich der Tages- und Flugblätter sowie der Bücher unter 20 Bogen zur festeren Handhabung des Bundesgesetzes vom Jahre 1819 aufforderte. „Die Presse ist eine Gewalt“ — sagt er — „und Gewalten bedürfen der Regelung. Die Presse läßt sich nur auf dem präventiven Wege dämmen, die Repression bietet eine gänzlich illusorische Form, weil sie dort, wo sie schlägt, nicht das Produkt, sondern den Produzenten trifft. Die Sicherheit erfordere Schärfe mehr als Strafe.“ Jeder Staatsmann, selbst in England und Frankreich, behauptete er, erkenne in der Preßfreiheit „ein Übel, dessen Folgen ganz unberechenbar sind.“

Die Eingriffe und Maßregelungen seitens der österreichischen Regierung, die dahin zielten, die geistige Bildung niederzuhalten, entbehrten zuweilen der Komik nicht und erregten einerseits Erbitterung und andrerseits Hohn und Spott. Die nachfolgenden Zensur-Beispiele werden am besten das Metternichsche System illustrieren.

Bei einer kritischen Besprechung glaubte sich ein Schriftsteller u. a. auf die „Autorität“ von Schiller und Goethe berufen zu dürfen; allein der Präsidalist des Prager Guberniums, der die betreffende Abhandlung zu zensieren hatte, kannte in seinem bureaukratischen Hochgefühl nur Zivil- und Militär-„Autoritäten“ und ließ den Verfasser in seine Kanzlei kommen, um ihm die respektwidrige Redeweise vorzuhalten. Der Schriftsteller versuchte zwar, sich zu verteidigen. „Wie in

---

Dr. Adolph Kohut, unser geschätzter Mitarbeiter, feiert am 10. November seinen 60. Geburtstag, und aus diesem Anlasse scheint hier eine kurze Würdigung des reichen, publizistischen Lebenswerks des Verfassers wohl am Platze zu sein. Kohuts erste größere Arbeit galt Herder und den Humanitätsbestrebungen der Neuzeit (1870), ein Werk, mit dem er, der geborene Ungar, sich vorteilhaft bei der deutschen Kritik einführte. Seine Absicht, sich ganz dem Gelehrtenberufe zu widmen, mußte er jedoch bald aufgeben, da die Not ihn zwang, Journalist zu werden. Außerordentlich kenntnisreich und belesen, veröffentlichte er nun in rascher Folge eine große Anzahl von Werken auf den verschiedensten Gebieten schriftstellerischer Betätigung, wobei ihm seine persönlichen und brieflichen Beziehungen zu einer Anzahl von führenden Geistern von hohem Nutzen waren. Als glühender Verehrer Bismarcks hat er beispielshalber nicht weniger als fünf teilweise recht eigenartige Bismarck-Werke veröffentlicht, die manche neue Gesichtspunkte brachten. Eine Reihe von größeren Arbeiten galt Schiller, den Beziehungen des Dichters zur Musik, zum Humor, zu den Frauen u. s. f. Kohuts Feder entstammt ferner eine recht wertvolle Biographie des Chemikers Justus v. Liebig. Genannt seien noch die Studien über Lassalle, Louise v. Ploennies, die Musiker Wagner, Meyerbeer, Rossini, Auber und ein umfangreiches biographisch-kulturhistorisches Werk über die „Gesangskünstlerinnen der letzten drei Jahrhunderte“. Eine ganz besondere Veranlagung besitzt Kohut für das Aufspüren in großen Archiven vergrabener Inedita, und auch die „Gegenwart“ verdankt dieser Begabung ihres langjährigen Mitarbeiters manchen wertvollen Beitrag. Möge dem rüstigen Jubilar noch ein langer, glücklicher Lebensabend beschieden sein. H.

Digitized by Google

andern Sphären Behörden und Ämter, so seien auf dem Gebiete der deutschen Literatur Schriftsteller von dem Range eines Schiller und Goethe doch wohl in Frage kommende Autoritäten." Allein der Mann der Obrigkeit fiel ihm ins Wort „Autoren wohl, aber nicht Autoritäten", rief er, griff zur Feder und berichtigte in solcher Weise die anstößige Stelle.

In einer Anekdote spielte ein Irländer eine lächerliche Rolle. Das glaubte der Zensor aber nicht dulden zu dürfen; denn der König von Großbritannien und Irland war doch ein hoher Alliierter Seiner Majestät des Kaisers von Österreich. Flugs änderte er den Irländer in Urländer um, und jede diplomatische Verwicklung war unmöglich gemacht.

In einer Novelle sollte ein ehrbares Mädchen die unziemliche Frage: „Wo führt der Weg zu Ihrer Schlafkammer?" mit den Worten zurückweisen: „Durch die Kirche, mein Herr!" Die Ideenverbindung zwischen Schlafkammer und Kirche erschien aber dem Zensor wie eine Blasphemie; er strich „Kirche" und setzte dafür „Küche". Das Mädchen antwortete also: „Durch die Küche, mein Herr!"

Bisweilen waren die Ausstellungen und Maßnahmen der Zensoren einfach unbegreiflich. Das mußten u. a. die Wiener Mechitaristen erfahren. Sie hatten in den 20er Jahren eine katholische Zeitschrift „Ölzweige" gegründet; im Jahre 1841 wollten sie das mittlerweile eingegangene Blatt unter dem Titel „Frische Ölzweige, Konversationsblatt für Katholiken" in verjüngter Gestalt ins Leben rufen. Als sie aber um behördliche Gestattung einkamen, wurde der Beisatz „Konversationsblatt" gestrichen, und als sie dagegen Berufung einlegten, wurde auch noch das Epitheton im Titel verpönt. „Ölzweige" durfte die fromme Zeitschrift heißen, aber „Frische Ölzweige" sollte man nicht sagen; vielleicht klang das im Ohr des Zensors zu neuerungssüchtig, zu burschikos, zu herausfordernd.

Im Jahre 1846 wünschte Joseph Kaiser sein „Pädagogisches Wochenblatt" durch Holzschnitt und Illustrationen zu beleben, was auch bei dem berufenen Zensor auf keine weiteren Bedenken stieß. Es wurde daher bei der obersten Zensur-Behörde auf Willfahrung angetragen, und diese gestattete auch den neuen Schmuck, bestimmte jedoch, daß die Zahl der Illustrationen auf monatlich zwei beschränkt bleibe und eine jede, bevor der Holzschnitt angefertigt werde, „in einer deutlichen Zeichnung zur Zensur vorzulegen sei, sohin nur nach Maßgabe der Zensur-Erledigung zum Abdruck gebracht" werden dürfe.

Ganz besonders gefährlich für den Herausgeber und Redakteur eines Blattes war es, wenn er es an dem schuldigen Respekt gegen das Kaiserhaus fehlen ließ. Als Dr. Moritz Rappaport in der für den 19. April 1842 bestimmten Nummer seiner „Leseblätter", die er in Lemberg herausgab, das Festgedicht für den Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers Ferdinand I. vergessen hatte, faßte der Zensor Ignaz Kankoffer das als eine Majestätsbeleidigung auf, ließ den bestürzten Redakteur durch einen Polizisten vorführen und zwang ihn, sofort im Bureau den Festgruß zu verfassen, worauf dann die betreffende Nummer der „Leseblätter" noch rechtzeitig mit „Galicias Jubelgruß" erschien.

Für das sonstige Verhalten der Zeitungen gegenüber dem Kaiserhause gab es eine Anzahl geheimer Instruktionen, denen zufolge z. B. der Besuch von Mitgliedern des A. H. Kaiserhauses in Vorstadt-Theatern nicht angeführt werden durfte. Auch Angriffe gegen den Adel, das Militär „oder dergleichen höhere Stände" waren untersagt, ebensowenig wurden Ausfälle gegen die Hofburg-Theaterdirektion geduldet.

Unter diesen Umständen bot die österreichische Presse ein überaus klägliches Bild. Ein touristischer Schriftsteller jener Zeit entwirft die ihr die folgende Schilderung: „Und die Wiener Tagesliteratur ..... die macht sich noch immer wichtig, wenn es gilt, über den Pas einer Tänzerin eine ebenso lange als breite philosophische Abhandlung zu schreiben; — sie spielt noch immer mit den geschminkten Theaterpuppen und beurteilt jeden Geiger, jeden Klavierpauker, vor allem aber die Kunstreiter. Dabei sieht aber die Wiener Tagesliteratur sehr bleich und hager, grämlich und mager aus und kneift sich selbst hin und wieder in die Backen und zaust sich manchmal selbst bei den Haaren und gibt sich dann und wann selbst Nasenstüber, um sich von ihrer Existenz zu überzeugen, wie die Komödianten es zu tun pflegen, die der Dichter sagen läßt: „Träume oder wache ich?" Da betasten und schütteln sie sich und wissen doch nicht, woran sie sind. Der kluge Dichter unsrer Zeit aber ist die Geschichte, und die Geschichte schweigt über die Wiener Tagesliteratur."

Es war ein trauriges, ein trostloses, ja widerwärtiges Gesamtbild, das die Wiener Journalistik in jenen zwei Jahrzehnten bot. Auf der einen Seite die systematische Anpreisung der Regierungsware, das Verschweigen aller Mißerfolge des Metternichschen Systems, das Hinwegleugnen all seiner Schäden, die Begeiferung aller Menschen, die den Mut hatten, auch nur für das geringste Maß von Reformen einzutreten; die erdrückende Leere, das Schweigen des Grabes, eine Unkenntnis der innern und äußern Vorgänge in der Politik, als hätte das Rad der Geschichte still gestanden. Denn man drückte allen Zeitungen, die mit den Wölfen nicht heulen wollten, die Faust auf den Mund und zwang sie zu schweigen. So vergewaltigte und fälschte man die öffentliche Meinung und korrumpierte die Presse.

Dieser traurige Zustand des Zeitungswesens war um so empfindlicher, als auch die auswärtigen Blätter nach und nach fast alle für Österreich verboten wurden. Im Jahre 1846 konnten nur noch drei deutsche politische Zeitungen die Linie der schwarz-gelben Grenzpfähle passieren: die „Augsburger Allgemeine Zeitung", die „Frankfurter Oberpostbeamten-Zeitung" und der „Nürnberger Korrespondent". Den Privat-Lesevereinen in Wien wurde untersagt, noch ferner die „Kölnische Zeitung" und die „Leipziger Deutsche Allgemeine Zeitung" zirkulieren zu lassen. Die letztere war besonders schlecht bei der Regierung angeschrieben; 40 Gulden ö. W. Strafe mußte derjenige für jede Nummer bezahlen, bei dem sie gefunden wurde. Infolge des allgemeinen schweren Druckes ging das Zeitungswesen in Österreich

Digitized by Google

mehr und mehr zurück. Während im Jahre 1840 noch 14670 Zeitungsexemplare durch die österreichische Post befördert wurden, kamen 1845 nur noch 12900 zur Versendung. Der Verbrauch von Druckpapier für die 40 Millionen Menschen der österreichischen Monarchie belief sich 1845 auf 500000 Ries, das war ungefähr so viel, wie das kleine Königreich Sachsen verbrauchte, das einen achtzehnmal kleineren Umfang hatte.

Man wird unwillkürlich fragen, was die Journalisten Wiens in jener schweren Not der Zeit, da der Presse von oben herab der Lebensfaden unterbunden wurde, taten, um eine Besserung der verrotteten und unhaltbaren Zustände herbeizuführen? Sie richteten 1842 ein Bittschreiben an den genannten Präsidenten der obersten Polizei- und Zensur-Hofstelle, den Grafen Joseph Sedlnitzky, in dem sie um eine Erleichterung des auf der Presse lastenden Druckes baten. Allein noch ehe diese Bittschrift überreicht werden konnte, erlangte Sedlnitzky Kenntnis davon und wies sie einfach mit der Bemerkung zurück, daß er keine Journalistenkörperschaft kenne. Es müsse jeder einzelne kommen und ihm seine Bitte vorbringen. Das unterblieb aber, da man von der Vergeblichkeit solcher Anliegen von vornhinein überzeugt war. Darauf traten im Frühjahr 1845 die Wiener Schriftsteller bei dem Baron von Hammerstein-Purgstall zu einer Beratung zusammen. Es waren Vertreter fast jedes Zweiges der Wissenschaft und der Literatur erschienen, der greise Erzbischof von Erlau, Ladislaus von Pyrker, Graf Auersperg (Anastasius Grün), Franz Grillparzer, Eduard von Bauernfeld, Fürst Schwarzenberg, die Hofräte Jenull und Baumgartner u. v. a. Nach sorgfältiger Erwägung aller Verhältnisse setzte man eine Denkschrift auf, in der man nur in der bescheidensten Weise der Zensurbedrückung Erwähnung tat und auch bloß um die genaue Durchführung des im Jahre 1810 erlassenen Zensur-Mandates bat, das seitdem ganz und gar in Vergessenheit gekommen sei. Doch auch diese Bitte fand an maßgebender Stelle keine Beachtung.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, und das Jahr 1848 rüttelte auch an der morschen und verknöcherten, unheilvollen Zwingburg des Fürsten Metternich. Der Sturm der Revolution vom 14. März fegte die ganze nichtswürdige Zensur-Institution hinweg. In der Nacht vom 14. auf 15. März zirkulierte in den Kaffee- und Bierhäusern Wiens in zahlreichen Abschriften ein drolliger Zettel, also lautend: „Authentische Nachricht von dem am 14. März 1848 erfolgten Hinscheiden und dem Leichenbegängnis der Frau Belladonna Zensur geb. Mitternacht.“ Schon einige Tage vorher gärte es gewaltig in den Kreisen der Gebildeten, nachdem die französischen Zeitungen die Kunde von den Pariser Vorgängen des 24. Februar nach Wien gebracht hatten. Das Café Daun, wo allein die französischen Zeitungen auflagen, füllte sich im Handumdrehen mit Besuchern, und einer der Gäste bestieg einen Tisch und las von dort herab die Schilderung der Pariser Revolutionsereignisse vor. Die Nachrichten wirkten wie Blitzschläge; sie weckten das gesamte österreichische Volk auf und riefen überall die Überzeugung hervor, daß auch das alte Österreich ausgelebt habe. Schon am 3. März erfolgte der erste direkte Angriff gegen Metternich in einer Rede Ludwig Kossuths in einer Adresse an den Kaiser Ferdinand, in der „eine Verfassung für alle Länder“ verlangt wurde. Und gleich darauf brach ein ganzer Adressensturm los, dem tumultuarische Versammlungen und Ausschreitungen folgten. Im Laufe von wenigen Tagen befand sich ganz Österreich in fieberhafter Aufregung, in offner Revolution, der die Regierung machtlos gegenüberstand. Am 13. März trat Metternich zurück, und tags darauf wurde die Zensur aufgehoben und die Preßfreiheit bewilligt.

Es ist begreiflich, daß sich die österreichischen Zeitungen unter dem schweren Druck, der so viele Jahrzehnte hindurch auf der Presse lastete, nicht entwickeln konnten. In der Kaiserstadt entstand während der ganzen in Rede stehenden Zeit nur eine einzige politische Zeitung, der „Adler“, und diese war herzlich unbedeutend. Sie wurde 1833 von A. J. Groß-Hoffinger gegründet und trat mit der ausgesprochenen Tendenz hervor, in allen Fällen und unter allen Umständen für die Regierung einzutreten. Es wurde ihr daher auch ausnahmsweise die Aufnahme bezahlter Annoncen gestattet. Aber Groß-Hoffinger war durchaus nicht ein überzeugter Verfechter der Politik Metternichs, sondern ein charakterloser Vielschreiber, der ursprünglich das Gegenteil von dem verfochten hatte, für das er jetzt eintrat. Geboren 1808 zu Wien, widmete er sich anfangs dem Militärdienste, ging dann aber zur Schriftstellerei über, schrieb das Buch „Seufzer aus Österreich“, in dem er die Regierung ohne jede tiefere Kenntnis befehdete und gab 1833 eine Zeitschrift „Austria“ heraus, von der aber nur zwei Bände erschienen. Nach diesen Mißerfolgen versuchte er es mit Verherrlichungen des Kaiserhauses, veröffentlichte eine Apotheose auf Kaiser Franz und das Werk „Erzherzog Karl und der Weltstreit“, worauf er die Konzession zur Herausgabe des „Adler“ erhielt. Aber so geschickt das Blatt auch redigiert war, die hämischen Ausfälle auf politische Gegner, der enge Horizont, der ganze Ton, mit dem beständig „die goldne Hand der Legitimität“ gepriesen wurde, sprachen einen größeren Leserkreis nicht an. Er suchte nun durch eine Änderung des Titels in „Vindobona“ eine Besserung der Lage herbeizuführen, doch auch das war vergebens, worauf die Zeitung im Juni 1844 wieder einging. Es erschienen nun abermals, wie ehedem, in Wien nur die beiden politischen Zeitungen, die beide direkt unter dem Einflusse der Regierung standen, die „Wiener Zeitung“ und der „Österreichische Beobachter“. Sie bewegten sich auch bis zum Zusammenbruch des alten Regimes ohne jede Konzession in ihren engen Schranken, sodaß der Redakteur J. K. Bernhard in der „Wiener Zeitung“ nach wie vor die althergebrachte Reihenfolge der Artikel innehielt. Erst kam die offizielle Rubrik Wien, dann folgte Amerika, weiterhin Spanien, Großbritannien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande, Rußland; gleich hinter Rußland folgte Preußen und hinter diesem Deutschland.

Digitized by Google

Und die große Masse des österreichischen Volkes? Nun, sie lebte in öder Geistesträgheit in den Tag hinein und ließ die hohe kaiserliche Regierung für alles sorgen. Und diese tat auch redlich alles, um jede Aufklärung über politische Dinge fern zu halten. Kaiser Franz bewies eine so heftige Abneigung gegen konstitutionelle Staatseinrichtungen, daß ihn schon das bloße Wort in Aufregung versetzte. Als sein Leibarzt Stifft ihm einmal bemerkte, daß er eine kräftige Konstitution besitze, fuhr er ihn unwillig an: „Was reden Sie da? Wir sind alte gute Bekannte, aber, Stifft, dies Wort lassen Sie mich nie mehr hören! Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottes Namen eine gute Komplexion, aber es gibt gar keine gute Konstitution! Ich habe keine Konstitution und werde nie eine haben.“ Man ging aber auch noch weiter. Man wollte überhaupt gar keine geistige Regsamkeit, auch nicht einmal auf rein wissenschaftlichem Gebiete. Als eines Tages die Laibacher Professoren wegen unerhörter Beengung beim Kaiser vorstellig wurden, erklärte dieser: „Ich brauche keine Gelehrten, sondern gute, rechtschaffne Bürger. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle; wer dies nicht tun kann oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen.“ Und als dann doch gelegentlich Bedenken hervortraten, es könnte unter diesen Umständen einmal den nötigen wissenschaftlichen Bedürfnissen nicht genügt werden, wies ein vormärzlicher Staatsmann diese Sorge mit den Worten zurück: „Brauchen wir Wissenschaft, so lassen wir ein paar norddeutsche Protestanten bekehren, dann haben wir sie.“ Der Tod des Kaisers Franz änderte an der Lage nichts. Kaiser Ferdinand, der in der Regierung folgte, ließ alles beim alten.

Die Makonde im Süden von Deutsch-Ostafrika.

Von **Hubert Henoch** (Steglitz).

Vor kurzem war von Eingebornen-Unruhen auf dem Makonde-Hochlande die Rede, denen allerdings von amtlicher Seite jede Bedeutung abgesprochen wurde.

Die Bewohner dieses Hochlandes sind vor zwei Jahren Gegenstand der Erforschung durch den Leipziger Ethnographen Prof. Dr. Karl Weule gewesen, der auf Grund eines vielmonatlichen Aufenthalts über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungsreise soeben in den „Mitteilungen aus den Schutzgebieten“ berichtet.

Schon von weitem sieht man auf viele Meilen hin die rote Plateau-Wand von Makonde leuchten. Jäh und fast senkrecht bricht der Rand des Hochlandes ab. Bisweilen hängen die Wände über. Ein dichter Busch umsäumt das Massiv, das bis über 700 Meter emporragt.

Die Bewohner des Hochlandes, die Makonde, werden auf etwas über 80000 Menschen geschätzt. Zu dieser Zahl ist man auf Grund einer genauen Zählung der Hütten durch die einzelnen Jumben (farbige Dorfschulzen) gekommen. Die Zahl der Hütten beträgt annähernd 21000, und man pflegt als Durchschnittszahl der Bewohner 4 anzunehmen. Das Plateau ist keineswegs dicht bewohnt; Weule ist viele Tage darauf hin und her gewandert, ohne mehr als den einen oder den andren Weiler und ohne eine irgend bemerkenswerte Anzahl von Menschen zu sehen; die Leute wohnen zu sehr im dichten Busch versteckt. Im Vergleich zu den stämmigen und muskulösen Figuren der umwohnenden Ebnen-Bewohner sind die Makonde weniger kräftig, was wohl auf den Mangel an Großwild auf dem Plateau und auf die dadurch bedingte geringere Fleischnahrung zurückzuführen ist.

Nach der Tradition der Makonde haben sie früher der Küste näher, im Hinterlande von Mikindani, gewohnt; verdrängt seien sie worden durch die von Madagaskar herübergekommenen Sakalaven. Dergleichen Übergriffe der dunkelfarbigen Bewohner des westlichen Madagaskar nach der gegenüberliegenden Ostküste Afrikas sind schon früher bekannt gewesen und geschichtlich verbürgt. Wer vor den Makonde auf dem Hochlande gesessen hat, ist nicht festzustellen.

Die Makonde sind Ackerbauer, und nach allgemeiner Ansicht außerordentlich passionierte Ackerbauer, die kein höheres Interesse hätten, als immer wieder neue Felder anzulegen. In Wirklichkeit ist die scheinbare Neigung zur Ausdehnung nur der bittere Zwang, durch die Armut des Bodens bedingt. Der Neger kennt nur an sehr wenigen Stellen eine intensive Bearbeitung des Ackers. Er hat es auch nicht nötig zu düngen und tief zu ackern, weil ihm bei der geringen Dichte der Bevölkerung stets noch genügend Brache für neue Saat und neue Ernte zur Verfügung steht. So ist also hier aus der Not eine Tugend geworden. Der Boden des Makonde-Hochlandes ist locker und hält infolgedessen das Wasser nicht. Die Folge davon ist, daß die Makonde oft aus stundenweiter Entfernung das Naß herbeischaffen müssen, zumeist aus der Ebne. Sie haben darum zum Wasserholen auch nicht die schweren Tongefäße, die in der Ebne in Gebrauch sind, sondern verwenden große Flaschenkürbisse, die sie zu zweien oder zu vieren an einer Tragstange befestigen. So wird ein großer Teil der wirtschaftlichen Kraft des Volkes durch die ungünstigen Wasserverhältnisse verbraucht.

Die Makonde siedeln sich niemals in großen, weitläufigen Dörfern an, sondern in kleinen, enggeschlossenen Weilern. Diese Weiler sind, wie schon gesagt, alle im dichtesten Busch versteckt, und nur schmale, dem ungeübten Auge kaum bemerkbare Pfade zweigen sich an möglichst unauffälligen Stellen von der großen Straße ab. Die Siedlungen selber sind regelmäßig angeordnet: um einen freien Platz reihen sich im Kreise vier oder mehr Hütten, Rundhütten mit Kegeldach. Die stattlichen Gehöfte der Ebne, die fast unseren Bauernhöfen gleichen, sucht man dort oben vergebens. Weder findet sich der sorgsam umzäunte Hofraum, noch die Kochhütte, noch der Taubenschlag, noch auch die großen Vorratsbehälter, die sonst der Neger als Speicher für seine Ernte anzulegen pflegt. Nur auf einen aus derben Hölzern gebauten Hühner- oder Ziegenstall trifft bisweilen der Forscher.

Digitized by Google

Wenn je farbige Völker durch körperliche Verunstaltungen sich weit von unsrem Schönheitsbegriff entfernen, so werden sie von den Stämmen im Süden unsrer Kolonie Ostafrika weit übertroffen. Freilich sind es auch hier zumeist die Frauen, weniger die Männer, die einer für unsre Begriffe abscheulichen Mode huldigen. Das weibliche Geschlecht trägt nämlich in der durchbohrten Oberlippe große runde Holzklötze und in den durchlochten Ohrläppchen kleine Holzscheiben. Die Bewohner des Makonde-Plateaus stehen in diesen Verunstaltungen wieder den Bewohnern der Ebne voran. Pelele nennen sie die Scheibe, die die Frauen in ihre Oberlippen einzwängen; sie wird weiß gefärbt, und es ist die feinste Form von Galanterie, wenn der Mann sie seiner Angebeteten als Gabe darbringt. Die Folge des Peleletragens ist, daß die Oberlippe wie ein Entenschnabel wagerecht geradeaus ragt, daß die Vorderzähne frei daliegen und gar bald durch den ungehinderten Zutritt der Luft zerstört werden. Außerdem gewinnt durch den strammen Zug der straff angespannten Oberlippe das ganze Gesicht einen verzerrten Ausdruck und wirkt, wenn die Person lacht, für unser Empfinden geradezu fürchterlich.*)

Weule hat die Wirkung des Peleletragens auf die Sprache und das Sprechen studiert. Das Ergebnis war, daß in der Makonde-Sprache das „S“ fehlt und das „M“ nasal ausgesprochen wird. Infolge der steif abstehenden Oberlippe kann eben der „S“-Laut nicht ausgesprochen werden. Ob die Männer, die das „S“ auch als Zischlaut sprechen, sich früher gleichfalls ein Pelele in die Oberlippe eingezwängt haben, oder ob sie aus der Sprache der Mutter eben nichts andres gelernt haben, wer will es entscheiden?

Interessant ist, daß sich schon hier und da die Jugend von dem Peleletragen emanzipiert. Der Klotz in der Oberlippe wird übrigens dann durch ein Pflöckchen im Nasenloch, das für vornehmer gilt, ersetzt. Auch der Makonde-Jugend und ihrem Treiben hat Weule besondre Aufmerksamkeit gewidmet. Livingstone, Reichart und andre Forscher haben dem Negerkinde Ideenarmut und Mangel an Phantasie vorgeworfen, sodaß es sich immer in sichtlicher Langeweile in Straßen und im Hof herumdrücken müsse. Weule modifiziert das Urteil dieser Forscher sehr; er stellt fest, daß dem schwarzen Kinde zwar Ausdauer und Hingabe, die unsrer Jugend eigen ist, beim Spiel fehlt, daß es aber das Spiel und vor allen Dingen Spielzeug in großer Menge kennt und besitzt: Puppen, Kreisel, Musik- und Lärminstrumente, Wurfstöcke und auch etwas ähnliches wie unser Diabolo.

Ein längeres Kapitel widmet unser Forscher der Zeitrechnung der Makonde. Als Kalender, und um es gleich vorweg zu nehmen, auch als Schrift dienen Knotenschnüre. Will ein Makondemann eine Reise machen, deren Dauer er abschätzen kann, so gibt er seiner Frau eine aus Bast oder Gras bestehende Schnur mit soviel Knoten, wie die Reise voraussichtlich Tage dauern wird. Beispielsweise hat die Schnur elf Knoten; gibt der Mann sie der Frau, so spricht er dazu: „Dieser Knoten ist heute, da breche ich auf; morgen (dabei ergreift er den zweiten Knoten) bin ich unterwegs; auch übermorgen und auch den vierten Tag marschiere ich noch; hier aber (und dabei ergreift er den fünften Knoten), da komme ich ans Ziel. Hier am sechsten bin ich dort; am siebenten trete ich die Rückreise an; am achten und neunten marschiere ich; am zehnten aber, da mußt du aufpassen, Frau, vergiß ja nicht, jeden Tag einen Knoten zu lösen; an diesem Tage mußt du Essen für mich machen; denn siehe, hier am letzten, am elften Tage werde ich zurückkommen.“

Zu einer Art Quipus (Rechnungssystem der alten Peruaner) sind derartige Knotenschnüre unter unsrer Herrschaft geworden. Ob und in welcher Weise statistische Feststellungen in vordeutscher Zeit bei den Leuten da unten gemacht worden sind, ist nicht zu erweisen. Heute, da die Hüttensteuer aufgebracht werden muß, helfen sich die Jumben, denen ja kein Schreiber hilfreich zur Seite steht, in der Weise, daß sie durch ein Schnursystem die Zahl der versteuerbaren Hütten, durch ein andres vielleicht die Zahl der aufzubringenden Rupies vermerken. Sein ganzes Hauptbuch legte eines Tages ein solcher Jumbe vor Weule auf den Tisch; es war ein dickes Knäuel von vielen Schnüren mit zahllosen Knoten.

Weule bezeichnet selber die Makonde als die wissenschaftlich interessantesten unter den Völkern im Süden Deutsch-Ostafrikas. Er hält sie für ein seit sehr langer Zeit im Lande ansässiges Element und schließt das besonders daraus, daß sie in ihrer ganzen ethnologischen Komplexion viel altertümlicher und ursprünglicher erscheinen, als alle andren Völker dieses Gebietes. Von geringen Differenzen abgesehen besteht sonst im Habitus über ganz Ostafrika hin eine große Gleichmäßigkeit. Im Feldbau sind fast gar keine, in der Wohnart nur geringe Unterschiede vorhanden; daneben aber haben sich bei den Bewohnern des Makonde-Hochlandes Eigenarten erhalten, die nur durch ihre räumliche Abgeschlossenheit zu erklären sind. Gebirgsvölker sind in diesem Sinne konservativer als die Bewohner der Ebne; diese Isolierung ist den Makonde um so leichter gefallen, als sie die natürlichen strategischen Vorzüge ihres Hochlandes sehr bald auch durch die Eigenart ihrer Feldkultur auf künstliche Weise vermehrt und vergrößert haben.

Auch heute noch ist der dichte das ganze Plateau überziehende Busch die Stärke der strategischen Lage dieser Wohnsitze, nicht nur den Völkern der Tiefebne gegenüber, sondern auch im Verhältnis zu den neuen weißen Herren. Die deutsche Herrschaft wird schließlich aus politischen Gründen fordern müssen, daß die Makonde ihre jetzige Siedlungsart auf dem festungsartigen Plateau aufgeben. Das wird der Ethnograph bedauern, von seinem wissenschaftlichen und vom allgemein menschlichen Standpunkt. Aber unter dem Gesichtspunkt der materiellen Kultur wird ein solcher Wandel nur mit Freude begrüßt werden können. Jeder menschliche Fortschritt räumt so mit Dingen und Zuständen auf, die vom kurzsichtigen Eintagsstandpunkte aus für unentbehrlich und schlechthin notwendig angesehen zu werden pflegen.

*) Livingstone, der das Pelele u. a. auch bei Negervölkern des Sambesibeckens, den Makololo, Mangandja u. s. f., antraf, erhielt von einem Häuptling auf die Frage nach dem Zwecke des Tragens die charakteristische Antwort: „Männer haben Bärte, Frauen dafür als einzigen Schmuck das Pelele.“ (Vergl. Heilborn: Allgemeine Völkerkunde S. 57, Lpzg. 1898.)

Digitized by Google

Alasia, Homer und Bibel

in mykenischen, vor- und nachmykenischen Fundschichten.

Von Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz).

III.

Meißel, Äxte, Pfrieme, Ahlen, Stemmeisen, Teigschaber, Messer, Gabeln, Zangen, Pinzetten, Nadeln, Näh- und Packnadeln, Schleifennadeln, Kopf- und Kleidernadeln, Spiral-, Ohr- und Fingerringe entstehen in ihren Urformen in den bei den cypriſchen Kupferminen errichteten Kupferschmieden und Bronzegießereien und wandern mit dem Kupfer durch die ganze damalige alte Welt, wenigstens soweit die Handels- und Tauschwege reichten.*)

Während dann die verschiedenen fremden Völker und Länder aus diesen von Cypern empfangenen Urformen ihre eignen Metallarbeiten herausbildeten, blieben die cypriſchen Metallarbeiter bei ihren Urformen, bis sie von den eingewanderten Trägern der mykenischen Kultur, mit diesen sich zu einem Volke verbrüdernd, Neues hinzulernten und dann in den Übergängen zur graecophoenikischen Eisenzeit-Kultur und in dieser selbst wieder eigenartige Kunstgewerbe und Meisterwerke, eine Sonderkultur schufen, die sich in den Gesängen Homers einerseits, in den Büchern des alten Testaments andrerseits in breiter Fülle widerspiegeln, wie in keinem zweiten Lande. Zu den bereits angeführten Beispielen hier noch eins, und zwar eine Bronze, die dartut, wie zugleich Arisches und Semitisches, Homerisches und Biblisches in- und durcheinander greifen und dabei doch auf uralte arische, mehrere Jahrtausende weiter zurückliegende Vorbilder zurückgehen.

Wir wählen „die ehernen Gestühle des salomonischen Tempels“ (1 Könige 7,27—39 und 43,2 h Chronika 4,6) „Darin zu waschen, was zum Brandopfer gehört“.

Jedes der zehn Gestühle bestand, nach den Bibeltexten, aus einem auf vier Rädern „wie Wagenrädern“ laufenden viereckigen Gestell, aus dem ein kreisrunder oben offener Aufsatz herauswuchs, der zur Aufnahme des Kessels bestimmt war, und um welchen, nach der Bibelübersetzung von Kautzsch, als oberer Abschluß die Dekoration eines Gewindes ringsum läuft (1 Könige 7,36). Die vier vertikalen viereckigen Seitenflächen des Stuhles zwischen den vier Beinen und den ringsherum laufenden Leisten waren mit den eingegrabenen Bildergruppen von Cherubim, Löwen und Palmenbäumen verziert.

Genau ein solches Gestühl, auf das die Bibelbeschreibung, abgesehen von der Größe, fast wörtlich paßt, ist 1899 in einem Grabe der heutigen Hafenstadt Larnaka gefunden worden. Gerade dort gründeten im Altertume die Phönizier an der Stelle einer älteren hethitischen und mykenischen Niederlassung ihre älteste und bedeutendste Stadt der Insel, nannten sie auch nach den Chetas Chetim oder Chittim (griechisch: Kition), und so wird sie auch in der Bibel aufgeführt. — Der sonstige heute schwer feststellbare Inhalt des zufällig im Geheimen entdeckten Grabes bestand in zahlreichen spätmykenisch-cypriſchen, vielleicht auch bereits frühgraecophoenikischen Tongefäßen und weist auf das Ende der Bronzezeit, bezw. auf die Übergangszeit zur Eisenzeit hin.

Dieses bronzene Gestühl, heute eine Zierde des Antiquariums der Königlichen Museen in Berlin, ist zwar nicht drei Ellen hoch wie in der heiligen Schrift die zehn um den Eingang des Tempels von Jerusalem gestellten, sondern mißt nur 45 Zentimeter in der Höhe. Der oben einsetzbare Kessel fehlt. Im übrigen ist der elegant geformte Stuhl aus einem Stück und intakt, ein sicher auch in einem kleinen Heiligtume einst viel gebrauchtes Kultgerät. Er steht auf einem zweiachsigen vierrädrigen Wagen. Am obern Ende sind die vier viereckigen senkrechten Stuhlfelder von Leisten umrahmt, die mit dem der cypriſchen-frühgraecophoenikischen Goldtechnik eigenen Strickornament verziert sind. In jedem der vier Felder stehen aufrecht, wappenartig um die heilige Palmensäule gruppiert, jedesmal zwei Sphinxen derselben Durchbildung in demselben Stile wie die Sphinxen, d. h. auf hebräisch die Cherubim, auf den Goldornamenten und Vasen des kypromykenischen Schatzes der Gräber von Salamis-Enkomi. Die Palmensäulchen sind wieder in der Form absolut identisch mit einem tönernen Votiv-Sonnensäulchen, das ich 1895 in der frühgraecophoenikischen Aschenschicht des heiligen Haines der Aphrodite-Astarte auf der östlichen Akropolis von Idalion ausgrub, nach Kition jahrhundertelang die zweitbedeutendste phönizische Stadt auf Cypern und, wie jene, Hauptstadt des gleichnamigen Königreiches Idalion.

Das von Schliemanns Mykenae-Goldfunden bekannte mykenische fortlaufende Spiralmuster, das massenhaft auf den kypromykenischen Goldfunden Enkomis wiederkehrt, läuft rings um den obern kreisrunden offenen Abschluß des Kultgerätes, in welchen der Kessel hineingesetzt wurde. Das ist das Gewinde, das nach der Bibel „ringsumläuft“ (1 Könige 7,36). Statt der hier fehlenden Löwen der Bibel sitzen auf den vier Ecken des Stuhles je eine, im ganzen vier Tauben.

A. Furtwängler hat das prächtige Stück zuerst 1899 in den Sitzungsberichten der Königl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften abgebildet, auch unter dem Titel „Die ehernen Gestühle des salomonischen Tempels“ beschrieben, der Mykenae-Periode zugewiesen und dargelegt, daß die phönizischen Metallarbeiter König Hirams bei der Herstellung des jerusalemischen Tempelgerätes von den Werken der cypriſchen Mykener inspiriert wurden. In einem Salamis-Grabe Enkomis wurde ein ähnliches bronzenes kypromykenisches Kultgerät mit vier Füßen, bei dem die Räder abgebrochen sind, ausgegraben. Hier sind wiederum sowohl sämtliche vier Rahmen der vier Felder, wie der kreisrunde Aufsatz zur Aufnahme des Kessels mit dem mykenischen Spiralmuster verziert. Der Kasten ist als Haus gedacht, jedes der vier Felder als zweiflügliges Fenster dargestellt, aus dem durch den geöffneten obern Teil je zwei weibliche

*) Ich habe sehr ausführlich darüber in der oben angezogenen Abhandlung der Ethnologischen Zeitschrift 1899 gesprochen und zahlreiche Abbildungen beigefügt.

Digitized by Google

langzöpfige Figuren, offenbar Aphrodite-Astarte — Idole oder Priesterinnen, hinaussehen, im ganzen also achtmal dasselbe Bild. Genau solche Fenster mit einer kleinen durchbrochen gearbeiteten Balustrade fand ich in dem graecophoenikischen Königsgrabe von Tamassos, der steinernen Nachbildung eines Holzhauses, genau solche auf den Elfenbeinreliefs von Nimrud, genau so heute die Fenster in den cyprischen Bauernhäusern. Ferner fand man bei Enkomi auch die Reste eines solchen bronzenen Kesselwagens mit den Räderteilen, wie das kitisische Gestühl.

Nun zu dem Urbilde, einem tönernen vierbeinigen Kultgerät, das ich 1885 in Gegenwart von F. Dümmler in einem sehr alten Erdgrabe des Gräberfeldes von Hagia Paraskevi ausgrub, und das von ihm zuerst 1886 in den Athenischen Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts besprochen und abgebildet wurde (später auch in meinem Werke Kypros, die Bibel und Homer). Das Felsgräberfeld geht bereits bis mindestens 3000 v. Chr. zurück und enthält schon fast durchweg bemalte Gefäße. Das anstoßende Erdgräberfeld umfaßt dagegen fast nur wesentlich ältere Gräber, in denen nur handgemachte und gar keine bemalten Gefäße vorkommen, und selbstverständlich jede mykenische Scherbe fehlt. Selbst Kupfergegenstände sind noch selten, dagegen große Melkschalen der ältesten Art häufig, die demselben cyprischen Hirtenvolke eigen, das mit dem libyschen Hirtenvolke der neolithischen Periode Ägyptens so merkwürdige, oben erwähnte Parallelen aufweist. Wenn Ornamente auftreten, sind sie in den rotpolierten Ton eingeritzt oder reliefartig erhaben aufgelegt.

Der heute im Cyprus-Museum zu Nicosia befindliche 27,5 cm hohe Vierfuß aus rotpoliertem Ton*) besteht aus einem großen Ringe, der von vier langen Beinen gestützt wird. Auf dem Ringe und gerade über den vier Füßen sitzen vier mit je vier Henkelchen bzw. Fortsätzen verzierte Kessel. Die vier Zwischenräume zwischen den vier Kesseln sind alternierend, also je zwei Mal mit der aufgesetzten Statuette einer Taube und je zwei Mal mit den aufgesetzten tönernen Brettidol-Bildern von Gott und Göttin ausgefüllt.

Wir haben also hier im Auszuge förmlich ein ganzes Heiligtum, zwei Mal die Holzschnitzbilder des Götterpaares, zwei Opfertauben und vier große Kessel, „darin zu waschen, was zum Brandopfer gehört". F. Dümmler hat auch damals, mir folgend, dabei bereits auf dieses Kultgerät als Urbild zu den Gestühlen des salomonischen Tempels hingewiesen. Zwischen diesem und dem beschriebenen Bronzegestühl von Kition liegt mindestens ein Zeitraum von 2000 Jahren.

*) John L. Myres and Max Ohnefalsch-Richter. A catalogue of the Cyprus Museum. Oxford 1899, Seite 46, Nr. 225.

Wilhelm Busch als Maler.

Zur Ausstellung im „Künstlerhause" zu Berlin.

Von Hermann Abeking (Berlin).

Es gibt instinktive Talente, Talente, die dort, wo sie einsetzen, stets den Kernpunkt der Dinge erfassen, auch wenn sie in dem und jenem nicht zur Meisterschaft gelangen sollten. Sie sehen nie die Oberfläche, sie ergreifen wie selbstverständlich das tiefst Wesentliche von dem, mit dem ihr Geist und ihre Hand sich beschäftigt. Sie wirken elementar, in welcher Zeit sie auch stehen.

Wilhelm Busch hat das Zeichnerische in die höchste Potenz erhoben. Er hat im Laufe seiner Entwicklung den Strich in seiner alles sagenden Einfachheit geschaffen. Er hat die Zeichnung völlig von der Malerei losgelöst unter Verzicht auf Tonwerte und Suggestion der Farbe. Hierin liegt seine Größe, seine Bedeutung, der Ernst seines Schaffens. Seine literarische Begabung, die ihm zur krausen Verzerrung seiner Gestalten Anlaß gab, muß einmal, so schwer es einem auch wird, zurückgesetzt werden, um Busch ganz als das zu würdigen, was er ist: als Zeichner in der edelsten, reinsten Bedeutung des Wortes.

Der Zeichner Busch! Die Ausstellung des Künstlerhauses läßt ihn in einer umfassenden Sammlung als Maler kennen lernen. Klopft nicht doch manchem das Herz, wenn er in den geräumigen Saal tritt? Man hat es gar zu oft, daß Meister, deren Schaffen auf dem einen Gebiet wir lieben und verehren, auf einem andern, das ihnen nicht entspricht, sich bis zur stümperhaften Dürftigkeit erniedrigen. Busch hat erst nach seinem Mißerfolg als Maler zum Stifte gegriffen. Was ist da zu erwarten?

Man öffnet die Augen und staunt. Ja, das ist ja alles gemalt! Nicht mit spitzem Pinsel, der die Verwandtschaft mit der Feder vermuten ließe, nein, kühn, mit breitem Strich, saftig und voll sattem Ton. Gewiß, fertig ist das alles nicht, wenigstens nicht fertig im Sinne einer Zeit, die als Vollendung eines Gemäldes das Verwischen der Herstellungsart forderte. So wird auch klar, warum das malerische Werk dieses Meisters überhaupt abgelehnt werden konnte.

Wilhelm Busch ist als Maler ganz Maler, wie er als Zeichner ganz Zeichner geworden ist. Auch hier greift er instinktiv das Wesentliche mit starker Hand hervor: das Licht, die Beleuchtung. Von ihr gehen seine Bilder aus. Gleich den Niederländern liebt er die Keller und dunklen Räume, durch deren hochgelegenes Fenster nur ein Strahl des Tages dringt und diese und jene Figur, diesen und jenen Gegenstand streift. Diesem überaus feinen Empfinden für den Reiz des Lichts steht in gleicher Weise eine durchaus koloristische Farbgebung zur Seite, die durch Einsetzen einer reinen Farbe — meistens ist es das kräftige Rot einer Jacke — in einen braunen oder grauen Lokalton die größte Wirkung erzielt.

Die Motive sind durch Vorgesagtes bedingt. In den niedrigen Räumen bewegt sich das untere Volk.

Digitized by Google

Auf dieses weist Busch' volkstümlicher Sinn, sein urwüchsiger Humor, der sich so prächtig in seinen Zeichnungen dokumentiert, ganz besonders hin. Seine Darstellung ist wie dort stets liebenswürdig, das Lächeln des Philosophen schaut auf die trinkenden und feilschenden Bauern herab. Die Kinder liebt Busch besonders: er hat seine helle Freude an stumpfen Näschen, runden Backen und rosigem Fleisch.

Eine Alte sitzt am Ofen und wärmt die nackten Glieder des bäuchlings auf ihrem Schoße liegenden Kindes. Die helle Sonne verklärt den beschaulichen Anblick. Die Mutter tröstet ihren Schreihals. Das Licht spielt über die gesunden Backen des Knaben und haftet auf der Schürze in einem Fleck von reinstem Blau. Der Zecher lehnt am Tisch; durch den Türrahmen wankt der Kumpan im Flaus von kräftigem Rot. Gerne verweilt Busch beim Schlächter. Das hängende Schwein reizt ihn in seiner leuchtenden Fleischigkeit. — Das alles ist so drastisch, wie es gesehen, mit wuchtigen Strichen wiedergegeben, ein Bild der Lebendigkeit. Es ist als ob ein gütiges Geschick dem Maler in den Arm gefallen ist: hier, halt ein, so ists gerade recht, mögen es auch die andern nicht fertig gelten lassen! Im Stilleben hat es Busch versucht, sich restlos zu vertiefen. Wenn er auch hier kraftvoll wirkt, möchte man doch lieber seinen so sorglos anmutenden Impressionen folgen.

Auch in der Landschaft geht Buschs sicherer Blick nicht fehl. Auch hier gibt er zunächst das Wesentliche: Luft und Beleuchtung. Busch ist Freilichtmaler. Trübe und sonnige Stimmung bringt er mit wenigen Tönen zum Ausdruck. Die Wirkung ist stets von frappanter Naturwahrheit; jede Atelierarbeit ist aus dem landschaftlichen Werke verbannt. So ist Busch auch hier seiner Zeit voraus, einer Zeit, die der Natur noch allzu befangen in schematischen Anschauungen und Doktrinen gegenüberstand.

In die Landschaft setzt Busch seine Kühe und Bauern mit den farbigen Kitteln, nicht als Staffage, sondern malerisch verschmolzen und wieder kräftig gehoben in der Gesamtheit der Dinge. Ein köstliches Bildchen zeigt einen klaren blauen Himmel, vor dem Mann und Weib mit einem schweren Sack auf einrädrigem Karren ihres Wegs ziehen. Die Silhouette der schleppenden Frau und des schiebenden Mannes, dazu das Überrund des Sackes, ist von prächtigem Humor. Dann sehen wir Bauern im roten Rock, neben ihnen die grasende Kuh; wieder stehen sie gegen den Himmel, dieser von mattem Violett. Vater, Mutter und Kind frühstücken im Schatten eines Gehölzes; hier ist alles auf ein warmes Rot gestellt, mit dem die Gruppe reizvoll verschmilzt. Dann stürmisch dunkle Nacht; im Hintergrund gespenstisch dunkel die Mühle, am Wegrand zweifelhafte Gesellen.

In andern Stücken verzichtet Busch auf jegliches Einfügen der Figur. Er malt mit gediegenstem Können einen mächtigen Baum, wunderbar in graustaubigem Ton; er gibt einen schattigen Weg in kühlem, grünem Blau, wie wir es ähnlich bei Trübner zu schätzen wissen. Ein Bildchen ist von unglaublicher Einfachheit und gerade darum überaus ansprechend und wirksam. Es hat geregnet; die Luft ist graugelb, feucht und klar. Weiden stehen am Teich, jenseits davon die Mühle. Diese ganze Stimmung ist mit zwei, drei breiten Strichen erzielt; die Zweige der Weiden sind mit wenigen Hieben des trocknen Pinsels zu größter Deutlichkeit gefügt.

Es ist mit Ausstellungen, die das Gedächtnis eines Verstorbenen ehren sollen, meist ein eigenes Ding. Es wird aus Ecken und Winkeln manches hervorgesucht, das der Meister bei Lebzeiten nie gezeigt hätte, und das ihm nur zum Schaden gereichen kann. Anders steht es hier: Wilhelm Busch war eben zu selbstkritisch, zu bescheiden. Hätte er vor Jahren sich entschließen können, diese Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, so hätten wir ihn noch bei Lebzeiten feiern und ehren können nicht nur als Zeichner, als Dichter, sondern auch als echten, rechten Maler.

Über Schillers Sittlich-Schöne und Sittlich-Erhabene.

Zum 10. November.

Von Dr. Susanna Rubinstein (Würzburg).

Schiller unterscheidet ein Sittlich-Schönes von einem Sittlich-Erhabenen. Das erstere steht näher seiner Kunstphilosophie, das zweite steht näher Kants strengem Tugendprinzip. Somit variiert auch der Grundstock von beiden Kategorien. Das Sittlich-Schöne basiert auf einem Fundamentalprinzip von Schillers Geisteswelt. Dieses Fundamentalprinzip, das der Träger seiner zwei philosophischen Hauptdisziplinen: der Ethik und der Ästhetik ist, erörterte er schon als 18- und 19jähriger Karlsschüler in seinen zwei Dissertationen: „Philosophie der Physiologie“ und „Über den Zusammenhang der geistigen Natur des Menschen mit seiner tierischen“ — es ist dies das Prinzip der Einigung von Sinnlichkeit und Geist, der Harmonie von Materie und Vernunft. In der Abhandlung „Über Anmut und Würde“ geht Schiller näher auf die sittliche Bedeutung dieser Vereinigung ein, die er im Verfolg seiner Schöpfungen weiter durchführt. Die Anmut — fand Schiller — müsse einen sittlichen Gemütszustand offenbaren, und der gesuchte Zustand des Gemütes kann kein andrer sein, als ein solcher, worin Sinnlichkeit und Vernunft zusammenstimmen. Diesen friedseligen Gemütszustand faßt er als Harmonie von Pflicht und Neigung auf, worin er das Wesen der schönen Seele setzt. In einer schönen Seele harmonieren Pflicht und Neigung, Sinnlichkeit und Vernunft, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Das ist nun der Punkt, wo ein schroffer Gegensatz zwischen Kants und Schillers ethischer Lehre besteht. Der Königsberger Weise fordert, daß die Pflicht nur aus Achtung vor dem Sittengesetz und selbst mit Überwindung der Neigung geübt werde. Während also dieser das Moralische nur dort sucht, wo jede Neigung abgewiesen und die widerstrebende gebrochen

Digitized by Google

ist, will Schiller die sinnlichen Antriebe so verfeinert und geläutert wissen, daß sie mit den Forderungen der Moral in Einklang gebracht werden können. Man könnte diesen Unterschied vielleicht durch folgendes Beispiel aus dem Alltag illustrieren: Kant würde zu einem Subalternen sagen: wenn dein Vorgesetzter hart und ungerecht gegen dich ist, so ist es um so verdienstlicher, daß du doch deine Pflicht gegen ihn tust; denn es zeugt von deinem starken Pflichtbewußtsein. Schiller aber würde sagen: wenn dein Vorgesetzter hart und ungerecht gegen dich ist, so verletzt er die Menschheit in dir, sieh dich daher nach einem solchen Vorgesetzten um, dem du mit Liebe deine Dienste widmen kannst. Schiller fand Kants kategorisches Sollen karteisisch streng; er schrieb darüber an Körner: „Kant trägt das Sittengesetz mit einer Härte vor, die alle Grazien davon verscheucht." Er urteilt auch, daß nur, wenn das Sittengebot mit Neigung verschmolzen ist, die ganze sittliche Lebensführung natürlicher Ausdruck des Innern sein kann. Weiter denkt er, daß man aus kühler Achtung vor dem Sittengesetz niemals zu einer großen heroischen Tat hingerissen wird. Kant schrieb in der zweiten Auflage seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", daß die Abhandlung „Über Anmut und Würde", in der diese entgegengesetzten Ansichten ausgesprochen sind, mit „Meisterhand verfaßt" sei, daß er aber dem Pflichtbegriff gerade um seiner Würde willen keine Anmut beigselle. Achtung allein und das Gefühl des Erhabenen unsrer eignen Bestimmung könne sich damit verbinden.

Schillers ätherischer und kunstgeweihter Seele widerstrebte jede vom Gemüt losgetrennte und rational dogmatische Lehrweise. Noch in einer zweiten wichtigen ethischen Ansicht tritt er Kant entgegen, in jener vom Radikalbösen. Kant spricht im oben genannten Werk die Überzeugung aus, daß das menschliche Herz von Natur aus einen Hang zum Bösen habe. (Gleichlautend ist das alttestamentarische Wort: Der Mensch ist böse von Jugend auf.) Schiller schrieb darüber wieder an Körner, daß ihn die Behauptung der Strapension des menschlichen Herzens zum Bösen aufs tiefste empöre. Und er selbst leitet*) das Böse aus der Kollision des Angenehmen mit dem Guten, der Begierde mit der Vernunft ab, der Wille aber sei ursprünglich gut. Diese milde Ansicht ist doch nicht ganz einwandslos, gleich ein tägliches Straßenbild, die Tierquälerei der kleinen Jungen, spricht gegen den ursprünglich guten Willen. Und Larochefoucaulds Maxime: daß es am Mißgeschick der besten Freunde etwas gibt, was nicht mißfällt, erschließt einen deprimierenden Zweifel auch an die Gutheit der gebildeten Erwachsenen.

Die Eintracht also von Sinnlichkeit und Vernunft, diese melodische Friedensstimmung des Gemüts, begründet nach Schiller das Sittlich-Schöne, das sich als Anmut in der äußern Erscheinung bekundet und Liebe erweckt.

In der zweiten Kategorie des Sittlichen, im Sittlich-Erhabenen, nähert sich Schiller Kant; doch besteht diese Annäherung für eine andre Genesis und eine andre Voraussetzung als die frühere Kategorie. Über das Problem des Erhabenen beginnt Schiller eigentlich schon im zweiten Teil von Anmut und Würde zu handeln, dann folgen die zwei Abhandlungen unter dieser direkten Überschrift. Die Würde schließt eine erhabene Denkweise ein; „die Gesetzgebung der Natur" — entwickelt Schiller — „kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Prinzipien in Streit geraten, wenn der Trieb eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundgesetz zuwider läuft. In diesem Falle ist es unabwendbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden." Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit, und Würde ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Und so wie Anmut der Ausdruck der schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck der erhabenen Gesinnung. Anmut eignet mehr dem weiblichen, Würde mehr dem männlichen Geschlecht. Das Hauptingrediens, das die Würde konstituiert, die Willenskraft, muß auch mehr beim Manne gesucht werden. Dies erklärt auch, warum der Mann einzelner großer Taten fähig ist, aber kaum einer fortgesetzten Hingebung, in der sich das Weib oft in weihevoller Weise bewährt. Jene erfordern einen Anlauf von Willensenergie, und die kontinuierliche Pflichterfüllung erheischt innere Eintracht, gleichmäßige Gemütsverfassung. Wenigstens so weit dies das Leben zuläßt. Sohin ist in der erhabenen Gesinnung das Ideal des Gleichgewichts von Sinnlichkeit und Vernunft aufgehoben, und die zweite ernststrenge Gerichtsbarkeit behauptet das Übergewicht. Dies stimmt nun zu Kants Forderung: daß die Pflicht mit Ausschluß der Neigung geübt werde. Dieser Beschaffenheit entspricht es auch, daß das Sittlich-Erhabene Achtung, das Sittlich-Schöne aber Liebe einflößt. Schiller unterscheidet ein Sittlich-Erhabenes der Gesinnung und ein solches des Pathos. Das Sittlich-Erhabene der Gesinnung zeigt sich darin, daß man bei einer der Selbsterhaltung drohenden Gefahr in seinem Vernunftgebiet heroische Fassung und Besonnenheit findet, z. B. angesichts einer das Dasein bedrohenden Eisenbahngefahr. Der Grund des Erhabenen besteht darin, daß man nach außen der bedrohenden Ursache nicht gewachsen, aber im Vernunftreich, in der innern Freiheit ihr überlegen ist. Es ist ein Größenverhältnis von Kraft zu Kraft. Das Sittlich-Erhabene zeigt sich mehr im Leiden, das Sittlich-Schöne mehr im Handeln. Daß das Sittlich-Erhabene sich mehr im Leiden zeigt, widerspricht nicht dem vorhin Bemerkten, daß es sich in einzelnen heroischen Taten offenbart, wie z. B. in der Tat Winkelrieds, der die Speere in die Brust bohrte, um dem Nachdrang „eine Gasse" zu bahnen. Der wesenhafte Unterschied zwischen dem Sittlich-Erhabenen der Gesinnung und dem des Pathos besteht darin: daß beim ersteren das Leiden durch einen für den Erhaltungstrieb bedrohlichen Gegenstand nur vorgestellt wird, im zweiten Fall ist aber das wirkliche Leiden in der Anschauung gegeben. Daraus

*) Im Aufsatz über den Nutzen ästhetischer Sitten.

Digitized by Google

entsteht das Mitleid, vermöge des Gesetzes der Sympathie. Es handelt sich also beim Sittlich-Erhabenen des Pathos um ein wirkliches in das Innere eingedrungene Leiden und nicht um ein Furchtbares, das noch in der Ferne steht. Das Sittlich-Erhabene des Pathos ist der eigentliche Motor und der Quellpunkt der tragischen Kunst. Da es aber Aufgabe jeder Kunst ist, das Übersinnliche darzustellen, so muß der Dichter nicht allein das Leiden anschaulich darstellen, sondern auch den moralischen Widerstand der Person gegen das Leiden zur Anschauung bringen. In der innern Vernunftfreiheit löst sich der blutig gehetzte, von den Herzstößen des Schicksals durchwühlte Held von Welt und Leben los. Er sieht das ganze aus Zufall und Notwendigkeit, aus Böswilligkeit andrer und eigener Irrtümer gewebte Menschenleben als wert- und zwecklos an. Und als weltlicher Heiland fühlt er, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, und er geht in die übersinnliche Welt der ewigen Ideen ein.

Goethe sagte von Schiller, daß er eine Christusnatur war; etwas von dieser Weihe seiner Persönlichkeit übertrug er auf die meisten seiner Helden: auf Posa, Ferdinand, Max und den „erhabenen Gefallenen", Karl Moor.

Ein Ausflug des Herrn vom Fels.

Groteske von **Walter v. Molo** (Wien).

Herr Fritz vom Fels war auf dem Lande.

Er war gestern abend ganz unerwartet eingetroffen, die schottische Reisemütze auf dem wohlgescheitelten Kopf, die kurze englische Pfeife im Munde. Als er von dem Bauernwagen, der ihn von der Bahn gebracht hatte, herabstieg, murrte er über den Verlust seiner echten Tigerfelldecke, die er im Waggon vergessen hatte; auch das Kinn war unrasiert. Überhaupt schien Herr vom Fels ziemlich zerstreut, und es war anzunehmen, daß seine Abreise eine plötzliche gewesen sei, umsomehr, als er ohne jede Begleitung in Peter Kerns einsamem Bauerngasthause Quartier auf zwei Tage nahm. Er aß ein Huhn, das unerwartet früh sein junges Leben hatte beschließen müssen, sodaß ihm noch die Federstoppeln im Fleische saßen. Dann blätterte er im St. Pöltener Boten, dessen vorgestrige Nummer eben eingetroffen war, dann sah er nach den Ringeln des Rauches und formte Brotkugeln, mit denen er nachdenklich nach den Fliegen warf, die auf der rußigen Stubendecke spazierten. Den Wein trank er nicht aus. Zum Fenster herein lohte Wetterschein, der den glühendheißen Sommertag beschloß, ohne Abkühlung zu bringen.

Dann zahlte er sein Abendessen bei der jungen Wirtin, die es nicht verstehen konnte, wie so ein feiner Herr bei ihr eingekehrt, und die sich dreimal zu ihrem eigenen Schaden irrte, weil sie der stille Gast ununterbrochen indiskret anstierte.

Herr vom Fels trommelte hierauf mit den Fingern auf der Tischplatte und — seufzte. Dann ging er auf sein Zimmer, um zu schlafen. Doch damit hatte es gute Wege: er hatte 19° R. im Zimmer, und Herr vom Fels transpirierte, daß ihm dicke Schweißtropfen von der Stirne kollerten, wie damals, als er, vor zwei Jahren, grimmig bei den Gemeinderatswahlen durchgefallen war, ungeachtet dessen, daß er der Sohn eines hohen Gemeindefunktionärs war, der so klug gewesen, die Tochter eines Armeelieferanten zu heiraten, und der damit auf die einfachste und schnellste Weise der Welt eine Million erworben hatte.

— Dumpfes Donnerrollen weckte in der Frühe Herrn vom Fels. Er stieg seufzend vom harten Bett herab in die pelzgefütterten Morgenschuhe und begann die gelben Schnürschuhe vom Leisten zu befreien, ohne den er schon einmal keine Reise tat. Es herrschte erdrückende Schwüle, umsomehr, als die Sonne bereits wieder durch die abziehenden blaugrauen Gewitterwolken brannte, die trotz des erst gestern um Regen stattgefundenen Bittganges der Bauern keinen Tropfen hatten fallen lassen..

Das Frühstück mundete wenig, und in endloser Länge schlich der schwüle Vormittag vorbei. Herr vom Fels ging wohl spazieren, doch das ewige Einerlei von kalauf und kalab ermüdete ihn, es war immer dasselbe: grün in grün und darüber der blaue Himmel, auf dem die grauen Wolken vergebens die sengende Sonne zu überdecken suchten. Dann zogen die Bauern in ihrem Sonntagsstaat an ihm vorbei, ihr schwerer, plumper Schritt ging ihm auf die Nerven. Überhaupt, daß so etwas Menschen hieß! Sie wußten nichts von feinerm Empfinden, nichts von all dem, was den Menschen erst vom unvernünftigen Vieh unterscheidet. Herr vom Fels erinnerte sich ganz dunkel und von ungefähr, etwas von einem gewissen Rosegger gelesen zu haben — recht fades Zeug, der wollte gar eine Seele in ihnen entdeckt haben! Herr vom Fels schüttelte den Kopf und lächelte:

„Zu stupide!"

Nach dem Mittagessen kam der krummbeinige Briefträger. Er brachte nichts für Herrn Fritz vom Fels, Privatier. Des Stadtherrn Hand hatte merklich gezittert, als er sie ausgestreckt, um die erwarteten Briefe an sich zu nehmen. Eine leichte Röte war über das englisch zugerichtete Gesicht gelaufen. Doch schon in der nächsten Minute pfiff der Mund unter dem amerikanisch gestutzten Schnurrbart:

„Ich kenne alle Damen,
Nenn' sie beim Kosenamen . . ."

— Das Mittagessen war schlecht, das Nachmittagsschläfchen unruhig und durch belästigende Träume gestört, so war es kein Wunder, daß Herr vom Fels sich mißmutig zur Jause setzte. Er zündete sich eine Zigarette an und sah den scharrenden Hühnern zu, die in stiller Demut ihrem Herrn und Gebieter, einem prachtvollen Hahn, folgten. Herr vom Fels fütterte mit großen Brocken, die immer wieder den Hennen zum Opfer wurden. Der Hahn stand schweigend dabei, und fiel einmal ein Stück Semmel in seiner Nähe nieder, so lockte er die Hennen und ließ ihnen aus freien Stücken den fetten Bissen. Als dies Herr vom Fels bemerkte und als Absicht erkannte, murmelte er „Dummer

Digitized by Google

Biest!“ und stellte seine Fütterung ein. Dann ging er in die schmutzige Wirtsstube sich weiter langweilen.

Dort saß der Wirt ohne Gäste und rauchte beschaulich seine Pfeife:

„Daß der Herr net nach Aggsbach fahrt? . . .“

Herr vom Fels tat nur einen halben Blick:

„Weshalb?“

„Na, wissens net? Dort ist Kirchtag und Wohltätigkeitsfest? — Ich hab' eh' g'meint, Sie sein z'wegen dem kommen? . . .“

Herr vom Fels ignorierte die taktlose Bemerkung.

„Ich fahre hinunter“, sagte er, „lassen Sie anspannen!“

Da Herr vom Fels noch eine erfrischende Abreibung auf seinem Zimmer nahm und dann längere Zeit Toilette machte und den Anzug wechselte, so verging noch eine geraume Zeit, bis er endlich im einspännigen Bauernwägelchen durch Wolfstein rumpelte, eben als ein ausgiebiger Gußregen, als Ausläufer eines fernen Gewitters, niederging. Dies tat der Feststimmung Eintrag, um so mehr, als es bereits zu dunkeln anfing und daher wenig Aussicht war, einen erschöpfenden Blick in das stumpfe Leben und Treiben der primitiven Landbevölkerung zu werfen.

Als der Wagen hielt, für einen Augenblick setzte der Regen aus, sah Herr vom Fels etwas verwundert um sich:

„Ist das alles?“

Eine armselig zusammengenagelte Bretterbude, die ein paar verregnete Lebzeltenherzen zierten, ein ungehobelter Fahnenmast, an dem verwaschen und schlapp der zerfetzte Fahnenstoff haftete, war mit einem reisiggeschmückten Scheunentor alles, was äußerlich den Festtag verriet, der hinter den dampfenden Donaubergen zur Rüste ging.

Auf den Fußspitzen stelzte Herr vom Fels durch den Kot, in dessen Wasserlaken noch die versinkende Sonne mit rötlichen Lichtern stand. Unter Nebeln zog glitzernd die Donau vorbei und verschwand im Dunkel talab.

Da schreckte Herr vom Fels zusammen. Hinter dem Scheunentor kamen gequetschte Blech- und vergriffene Klarinettöne hervor, denen das Trampeln von derben Bauernfüßen ein eigenes Kolorit gab. Er nahm einem Kinde ein halbes Dutzend Lose ab und warf dafür ein Fünfkronenstück in die schmutzigen Hände der Kleinen. Dann kaufte er für eine rötliche Banknote einen Wurstel, den er absichtlich verlor, mit dem angenehmen Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben. An weiterem Wohltun hinderte ihn die breithüftige Wirtstochter, die zum Tanze eilte, und der Herr vom Fels in gemessener Eile folgte.

Im Hintergrunde des Schuppens saßen die Dorfmusikanten, mit starrer Miene ihre eintönige Kunst übend, der erst der morgige Tag, nach schwerer Nacht, den Garaus machen sollte. Guirlanden zogen sich um die halbverhangenen, vergitterten Fenster und um die vergilbten Plakate, die die weißgetünchten Wände zierten. Im Vordergrund waren Tische und Bänke aufgeschlagen, zwischen denen sich Bauern und Dirnen drängten, heiß vom Tanz und Bier. Die Schwüle des versunkenen Tages war noch im Raume und legte sich mit dem Schweißgeruch und Speisendunst schwer auf die Lungen.

Herr vom Fels sah sich plötzlich in Bauern eingekeilt, in der Enge von faltigen, schwitzenden, derben Gesichtern, deren Augen Kinderfröhlichkeit spiegelte.

„Am Tanzboden g'hört mir a jede!“

„Und recht is mir a jede Dirn, die springt . .“

„Juhuuuuu! — Kirchtag ist nur amal!“

„Geh, Wali, komm 'naus an d' frische Luft, damit wir alles auf gleich reden bis morgen, wann ich anhalten komm'!“

„Na, ja, aber'm Vater mußt's sagen.“

„A Bier möcht' ich haben! — Da habt's ein' Gulden, Musikanten, spielt's auf!“

Eine kalte Haut überlief Herrn vom Fels, und ein Ekel schnürte ihm die Kehle zusammen. Wie roh war der Ton und wie gemein das Denken und Handeln dieser Leute! Blind waren ihre Augen gegen Schönheit, sie hatten in ihren groben Kitteln keine Ahnung, was Körperform und Kleidung aus Menschen macht, was Kultur hieß und was Geistesarbeit geleistet, sie lebten wie blinde Maulwürfe auf einer fremden Welt. Endlich gewann er die freie Luft, die Sterne funkelten vom dunklen Nachthimmel.

Es war klar, daß er auf den Tanzboden nicht mehr zurückkehrte, seine Nerven waren nicht stark genug, soviel Plumpheit und Rohheit auszuhalten. Und dann: er hatte vorhin das überlaute Flüstern und Murmeln der Bauern wohl unterschieden, denen seine städtische Erscheinung in die Augen mußte gestochen haben. Er schlenderte hinüber zum Gasthaus, dessen Holzveranda mit den Sommerfrischlern dicht besetzt war: Ein Tänzer einer Vorstadtbühne, ein Gymnasialprofessor mit Frau und fünf Kindern, zwei Maler und ein pensionierter Hauptmann bildeten hier die Honoratioren. Es war kein Sessel leer, nur im zugigen Extrazimmer fand Herr vom Fels einen schlechten Platz. Um ihn herum war ein Lärmen und Surren: die zwei Gendarmen des Ortes mit ihren Frauen, die Förster- und Lehrersfamilie, ein Sommergast und ein Tisch voll überjunger und häßlicher Mädeln mit einem blaukappigen Studenten, dem der Spießbürger bereits auf die Stirn geschrieben stand.

Sie alle sahen ihn fragend an:

„Was wollte der Fremde?“

Das kleinliche Übergewicht der erbgesessenen Sommerparteien wendete sich gegen ihn, sie starrten ihn an, daß er den Blick nimmer vom Teller hob. Wußten sie um den Grund seines Hierseins? Ahnten sie den Zusammenhang seines ländlichen Ausfluges mit anderswertigen Ereignissen? Herr vom Fels fühlte sich beengt, scheu und gedrückt, wie noch niemals in seinem sieggewohnten Leben.

Eine Bewegung auf der weinumrankten Holzveranda ließ ihn aufsehen. Er fand Gelegenheit, dem Kreuzfeuer der Blicke zu entgehen. Sie standen gestikulierend und rufend beisammen. Ein greller Feuerschein leuchtete vom Nachthimmel, die Röte stieg hinter

Digitized by Google

den Bergen am jenseitigen Donauufer auf. Es mußten mehrere Gehöfte sein, die im Feuer ihre Erntevorräte aufflíegen ließen. Der Wind brachte die stinkenden Rauchwolken herüber, durch welche weißleuchtend die Blitze des fernen Gewitters brachen, das gezündet hatte.

Von ein paar Männern umgeben, kam der Wirt, der auch Bürgermeister war, von der Donauländе zurück.

„Arme Leut'. — Es ist zu weit drüben, wir können nicht helfen!"

Und während sie drinnen im Extrazimmer eine Kollekte für die unbekannten Abbrändler veranstalteten und vom Tanzboden wieder das Stampfen und die ungefügen Töne herüberdrangen, befahl Herr vom Fels das Einspannen.

Er hatte genug.

Schweren Gedanken hing er nach, als Peter Kern seinen ungefügen Ackergaul auf der dunklen Waldstraße heimwärts lenkte. Nun war auch der Tag vorbei, wie alles im Leben verging. Wie war die üble Sache geendet? Hatte sich Dr. Steindachner beruhigt oder erwartete ihn noch Schlimmes? Herr vom Fels war fest entschlossen, nicht früher in die Stadt zurückzukehren, ehe er freien, sicheren Weg fand.

Es war auch ein elendes Pech gewesen, das den Doktor eben in dem Momente in das chambre séparée geführt hatte, als seine Frau Dodo gerade darinnen war. Herr vom Fels atmete tief auf: welches Glück, daß gerade er draußen gestanden hatte, um dem Kellner seine Aufträge zu geben, was wäre sonst geschehen, wenn er ihn, seinen Freund, mit seiner Frau getroffen hätte? So fiel alle Schuld auf den kleinen Niki, den ungarischen Grafensohn, der so kindisch gewesen war, sich auch in Frau Dodos Art zu verlieben. Wie mochte das alles geendet haben? Herr vom Fels und die üppige Dodo Steindachner hatten es schon lange abgemacht, daß sie den verliebten Niki beim Kaiserfest frozzeln wollten, darum hatten sie ihn ins chambre séparée mitgenommen. Und nun fiel alle Schuld auf ihn . . .

Herr vom Fels horchte auf, er spreizte sich im Wagen in die Höhe. Mit Polterlärm und Steineschwirren kam's um die dunkle Waldecke. Ein schmetterndes, falschgeblasenes Hornsignal zerriß die stille Nacht. Peter Kern schrie auf und lenkte in den Graben, totenbleich saß Herr vom Fels.

Hart neben ihnen hielt der Wolfsteiner Spritzenwagen, die Fackeln und Laternen warfen zuckende rote Flecken auf die Flanken der schäumenden Pferde.

„Wo brennt's?" Eine rauhe Stimme tat ungestüm die Frage.

„Weit drüben über'm Wasser!"

„Ich hab's gleich g'sagt, wir sollten nicht fahren", kam der Widerspruch aus des Dorfschneiders Mund hinter dem Spritzenschlauch hervor, „ich hab's gleich g'wußt, wir fahren umsonst."

Der Sprecher von vorhin riß sich herum, er hing mit den grobgenagelten Stiefeln und der kotbedeckten Hose hart auf dem Wagenrahmen: „Was hast' g'wußt? Es kunnt auch näher sein! Wann der Nächste in Not ist, heißt's helfen!"

Er schrie die Worte in die stille Nacht hinein, im Bewußtsein seiner getanen Pflicht, und die andern nickten mit den kantigen Bauernschädeln Beifall:

„Dann muß man helfen, ganz recht!"

Peter Kerns Gaul zog an, das bartlose, verwitterte Bauerngesicht über der halboffenen Feuerwehrbluse versank, die ungefügen Stimmen verhallten. —

Herr vom Fels saß mit hängenden Armen: Hätte er vielleicht die Sache aufklären, auf sich nehmen, seine Haut selbst zum Markte tragen sollen?

Er stolperte mit steifen Beinen die ausgetretene Holztreppe hinan.

„Wann der Nächste in Not ist, heißt's helfen!"

Ein Brief und eine Depesche lagen auf dem wackeligen Tisch. Der Brief war an seine Stadtadresse gerichtet und ihm nachgesendet worden. Er enthielt die Bitte Dr. Steindachners, ihm bei einem Ehrenhandel, der streng geheim gehalten werden müsse, behilflich zu sein. Die Depesche aber lautete: „Niki gefallen, bin trostlos, ohne Nachricht. Dodo."

Herr vom Fels knickte ein. Er fiel auf den groben Bauernstuhl; mit großen, stier aufgerissenen Augen starrte er in das rußende Talglicht der Kerze; ihn fröstelte.

Er sah unablässig durch das zitternde Flämmchen nach dem Leisten, er war leer; man hatte vergessen, die gelben Schuhe, trotzdem sie naß geworden waren, aufzuspannen; nun hatten sie Falten.

Die Aquarell-Ausstellung in der Königl. Akademie zu Berlin.

Von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin).

Jeder Stoff bedingt seine eigne Technik, seine eignen Ausdrucksmittel. Ein nebliger Tag, ein zarter schimmernder Frühlingsmorgen, ein knospender Mädchenkörper, das sind Motive, die förmlich nach der klaren, durchsichtigen Aquarelltechnik mit ihren frauenhaft duftigen Stimmungen schreien. In England gibt es Schulen, die nur die Aquarellmalerei lehren, und der besonnene, vorher überlegende, ja berechnende Geist eines englischen Aristokraten (es gehören zarte, wohlgepflegte Hände dazu und ein angenehm gesättigter Magen) scheint für die schönsten Wirkungen dieser durchsichtigen, leichtflüssigen Technik prädestiniert zu sein. Diese Aquarellausstellung beweist es uns von neuem, daß wir „hastigen" Deutschen so gar nichts aus der sublimen, aussparenden Malweise des Aquarells zu machen wissen. Von den mehr als stümperhaften Versuchen eines Willi Stöwer, seinem kaiserlichen Herrn Ansichtskarten von seinen Seereisen in vergrößertem Format zu liefern, abgesehen und von den Studien der Herren Röchling, Bohrdt, Hertel, Koch zu ihren Schlachtenbildern für die Kasinos der deutschen Offizierkorps bis hin zu dem Entwurf Skarbinas für die Huldigung vor dem Schloß in Berlin, beweisen Maler wie Dettmann und Hans von Bartels, daß sie sehr bald mit ihrer Aquarelltechnik am Rande sind und mit Aquarellfarben in die schwerblütige Ausdrucksweise des Ölbildes hinüberflüchten. Da finden wir aber auch alle die Künstler wieder, die uns den Eingang zur großen Berliner Kunstausstellung immer wieder verekeln mit ihren grob gesehenen, grob durchgeführten Gouacheskizzen, Anton von Werner, Knötel, Koner und wie sie alle heißen. Sie alle haben an der Jury vorbei, so wollen

Digitized by Google

wir hoffen, den Weg vom Schloß zum Pariser Platz gemacht. — Es werden eben „zur Abwechslung“ auch einmal Aquarelle gemalt, mit Wasserfarben fängt man an, um mählich in die bequemere Technik der Deckfarbe überzugehen. Auch Arthur Kampf gesellt sich diesmal zu den Gelegenheitshelden. Er malt in großem Format (die englischen Aquarellpapiere haben nicht zum Spaß jene kleinen, interessanten Formate) das Porträt einer Dame, korrekt in der Zeichnung, gewiß, aber ganz ohne Luft. Sie hat etwas unangenehm Entkleidetes, diese Dame, trotz ihres bis zum Halse geschlossenen Kleides. Man kann ihm keine Fehler nachweisen, man kann ihm aber auch sonst nichts nachweisen. Die Polizei hat eine Formel, an die man hier erinnert wird: Von A. Kampf ist uns nichts Nachteiliges bekannt. Möchte er nun wenigstens als Akademiedirektor dafür sorgen, daß sich ja kein Engländer in diese Aquarellausstellung verläuft, er wollte denn das deutsche Gruseln vor unsrer staatlich und kaiserlich approbierten Kunst lernen.

Nur wenige pflegen diese Manier um ihres eignen Reizes willen. Vor allem die älteren deutschen Aquarellmaler Eduard Hildebrand und Rudolf von Alt. Der intime Reiz ihrer blassen Tinten belehrt uns endlich, wo wir uns aufhalten. Alt-Wien, Potsdam, die englischen Schlösser, der Harz und das romantische Spanien huschen, wie sie die liebende Behutsamkeit einer traumhaft zarten Kunst erschaut, an uns vorüber. Daß Menzels Gouachezeichnungen mit äußerster Lebendigkeit, mit größtem Geschmack gezeichnet sind, ist selbstverständlich, aber auch sie fallen nicht unter den strengen Begriff einer reinen Aquarellmalerei. Passini, der geborne Wiener! Er ist wieder ein guter Techniker, aber seine Porträts sind so matt, sagen uns, die wir mit Velaquez, mit Manet, mit Leibl, mit Thoma großgezogen worden sind, so wenig, daß wir nichts als Kalligraphie in ihnen sehen. Und das klingt nicht einmal ketzerisch, Gott sei Dank, es ist zur Binsenwahrheit geworden.

Doch jetzt endlich zu dem modernen Ertrag dieser „Aquarellausstellung“. An erster Stelle ist Liebermanns Waisenschule in Amsterdam zu nennen, der auch an diese Technik mit dem heiligen Ernst eines Könners und der gediegnen französischen Schulung herantritt und wieder grandios zu charakterisieren und den Farbenstrich genial abzuschätzen weiß. Ferner Bantzers Bildnis seiner Mutter und eines hessischen Bauern, dem Sucher eine wahre Erholung. Gotthard Kuehls prächtig angelegtes altes Rathaus in Chemnitz, nur zu sehr Skizze, und seine weithin leuchtende Franziskanerkirche in Ueberlingen: da entwickelt sich etwas wie ein deutsches Aquarell, ohne technische Bluffs, aber mit einem sicheren Gefühl für Farbenton der nachblassenden Wasserfarbe. Und endlich ist da noch eine liebe Ecke, der prächtige Kronberger Anton Burger mit seiner Hütte im Walde, den fahrenden Musikanten, der Münchner Professor Adolf Hengeler mit seinen vielleicht noch etwas zu sehr als Tuschzeichnung behandelten Märchenmotiven, Arnold Böcklin mit seinem Frühlingslied und der treue Thoma mit seinen uns so lieben deutschen Motiven. Sie hängen in einem stillen Winkel. Still und leise sind auch ihre Bilder. Von Kindern könnten diese Bilder sein, denn nur die Kinder haben das unbefleckte Herz. Hätten wir doch wenigstens mehr solcher Kinder mit solchen großen Augen vor dem Wunderbaren.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Ein großes historisches Verlags-Unternehmen von ca 30 Bänden beginnt soeben unter der Redaktion des Leipziger Ordinarius für neuere Geschichte Professor Dr. Erich Brandenburg und unter Mitwirkung unserer ersten historischen Gelehrten im Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig) zu erscheinen. Die einzelnen in sich abgeschlossenen, vornehm ausgestatteten Bände wollen in knapper und doch ansprechender Darstellung die großen historischen Zusammenhänge herausarbeiten. Die politische, wirtschaftliche und geistige Entwicklung der deutschen und außerdeutschen Staaten werden in gleicher Weise berücksichtigt. Der Preis jedes Bandes wird 3.— bis 4.— Mk. betragen.

Das große Weigandsche „Deutsche Wörterbuch“, dessen 5. Auflage von Karl v. Bahder, Hermann Hirt und Karl Kant vollständig neu bearbeitet wurde, ist bis zur 4. Lieferung (Frau bis Grille) gediehen. Der Verleger ist Alfred Töpelmann (Gießen). Die Ausgabe erfolgt in etwa 12 Lieferungen zum Preise von je Mk. 1.60.

Zur gefälligen Beachtung.

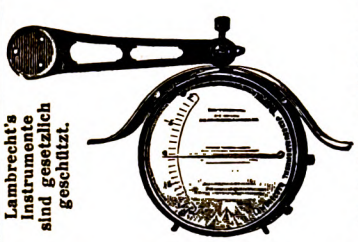
Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Original Lambrecht's Thermohygroskop

(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.



Lambrecht's Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach

15 Mark.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk über Algier 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—Bremen-Genua u. umgekehrt d. Lloyd-Express (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. **Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!** Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

enthaltend 17 der bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder mit 9 Notenseiten, illustriert durch 6 farbige Vollbilder und 7 Vignetten. Preis elegant gebunden 2 M.

Kindersang — Heimatklang.

Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22 : 29 cm mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten nebst unterlegtem Text zu 60 deutschen Kinderliedern, 4 Teile in 2 elegant gebundenen Bänden zu je 2 M.. Prachtausgabe in einem Band 5 M. Es ist ein schöner Gedanke, der hier ausgeführt worden ist, man kann zur Pflege gemütvollen deutschen Familienlebens sich nichts Ansprechenderes denken.
(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung.)

Thoma: ABC-Bilderbuch.

von Prof. Hans Thoma, mit ausgewählten Gedichten von Wilhelm Hey, nebst Original-Beiträgen von Mathilde Coester-Cassel. Format 31 : 23 cm. 48 Seiten mit etwa 60 farbigen Bildern, elegant und dauerhaft geb. M. 4.—, unzerreissbar ohne Textseiten M. 5.—.
„Sicher die schönste Fibel, die je erstand! Da ist das Lesenlernen Vergnügen. Das Kind, das dieses Buch hat, kommt fix und freudig als Leser in die Schule und lacht der Qual der andern. Es sind viele, viele Bilder darin, manche von grossem Reiz. (Die Kunst im Leben des Kindes.)
Diese Bilderbücher sind in allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig. Wo nicht, wende man sich an die Graphische

Kunstanstalt Jos. Scholz, Mainz.

Bettnässen!

Befreiung **garantiert sofort!** Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre **umsonst** und frei.

Institut „Aesculap"
Lübben W 14, Lausitz.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 46. Berlin, den 14. November 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Offizier und Beamter. Eine zeitgemäße Randbemerkung zum Mangel an Infanterieoffizieren. Von Civis. — Die Anziehungskraft als Hypothese. Eine Betrachtung von Paul Scheerbart (Zehlendorf). — Jugendbriefe Geibels. — Der neue Roman in Frankreich. I. Von Otto Grautoff (Paris). — Drei Liebeslieder. Von Ludwig Strauß (Aachen). — Vom Geist unsrer Zeit. Dialog von Paul Friedrich (Berlin). — Aus der Finanzwelt. — Aus den Berliner Theatern. — Kulturgesellschaft Ernst Abbe. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Offizier und Beamter.

Eine zeitgemäße Randbemerkung zum Mangel an Infanterieoffizieren.

Von Civis.

Unter dem Titel „Offizier und Beamter" brachte „Die Gegenwart" im Jahrgang 1907 auf Seite 243 ff. einen Artikel von Agricola, in dem der Nachteil der Offizierlaufbahn, der in dem Mangel an Infanterieoffizieren seinen Ausdruck findet, allein auf die zu frühzeitige Verabschiedung zurückgeführt wird. Als einziges Mittel, dieser Not abzuhelfen, wird eine zweckmäßigere Wiederanstellung der Verabschiedeten empfohlen. Außerdem wird, um darzutun, daß der Beamte, der „erst mit schweren Opfern seine Berufsbildung erkauft", sich doch wesentlich besser steht als der Offizier, der Berufsertrag eines Amtsrichters mit demjenigen eines Hauptmanns der Provinzialinfanterie verglichen, was zu dem Resultat führt, daß letzterer hinter ersterem um 77 879 Mk. zurückbleibt.

Kann nun auch zugegeben werden, daß in einer ausgedehnteren Wiederanstellung der früh Verabschiedeten eine sehr wesentliche Abhilfe gegen den erwähnten Mangel zu finden ist, so darf doch auch einer Erhöhung des Diensteinkommens der unteren Chargen der Wert nicht ganz abgesprochen werden; denn was der Offizier in frühen Jahren von seinem Vermögen spart, das gibt ihm später einen höheren Zinsgenuß, der ihm das Leben im Ruhestande erleichtert; und ein höheres Gehalt bedingt doch auch eine höhere Pension!

Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Andrang zu den technischen Truppen, wie Agricola anzunehmen scheint, allein darauf zurückzuführen ist, daß „diese ihren Offizieren eine zur Not auch im bürgerlichen Leben brauchbare Berufsbildung geben". Dies mag ein Grund sein, wesentlicher scheint mir der Umstand, daß zurzeit die Beförderungsaussichten bei den technischen Truppen besser sind als bei der Infanterie, am wichtigsten aber, daß das Gehalt auf etwa 10 Jahre um monatlich 24 Mk. höher ist. Das ist für den unbemittelten Offizier nicht ohne Bedeutung und bei den Nachteilen, die mit dem Eintritt bei den Pionieren verbunden sind und die hier nicht erörtert werden sollen, erscheint es fraglich, ob nicht auch bei diesen ein Mangel an Offizieren eintreten wird, wenn, wie vor einiger Zeit verlautete, die Gehälter der Leutnants aller Waffen gleich bemessen werden.

Unwidersprochen aber darf namentlich nicht bleiben dem Vergleich zwischen dem Berufsertrage eines Amtsrichters und demjenigen eines mittleren Hauptmanns I. Klasse.

Allerdings erreicht eine große Anzahl von Offizieren nur diesen Dienstgrad; dennoch bleibt die Heranziehung gerade des Hauptmanns I. Klasse zum Vergleich mit dem Richter eine willkürliche.

Wenn sie im Nachfolgenden gleichwohl erfolgt, so geschieht dies nur, um das Unrichtige und Unvollständige der von Agricola aufgemachten Berechnung im einzelnen nachzuweisen.

Was nun zunächst die richterliche Laufbahn im allgemeinen betrifft, so ist die Behauptung, daß sie mit Recht als ungünstig gelte, unzutreffend: daß die Oberlehrer seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts um Gleichstellung mit den Richtern kämpfen, erwähnt Agricola selbst. Bauinspektoren und Oberförster, die neben den Oberlehrern gewöhnlich mit den Richtern verglichen werden, werden wesentlich später angestellt als letztere, die durchschnittlich mit $34^1/_2$ Jahren*) zur Anstellung gelangen, Regierungsräte rücken erst im

*) Dieser und den sonstigen statistischen Angaben liegen die für die Jahre 1901—1903 berechneten Zahlen im Kommissionsbericht zum neuen Offizierpensionsgesetz zugrunde, abgedruckt im sechsten Anlagenband zu den Verhandlungen des Reichstages im ersten Sessionsabschnitt der elften Legislaturperiode. Gegen den nur 3 Jahre umfassenden Zeitraum läßt sich wohl einwenden, daß er zu kurz bemessen sei, um daraus absolut sichere Schlüsse zu ziehen. Dieser Einwand ist nicht ganz unberechtigt. Solange indessen eine bessere Statistik fehlt, bleibt nur übrig, die hier gegebenen Zahlen zu benutzen.

Digitized by Google

durchschnittlichen Lebensalter von 40,2 Jahren*) in diese Stellung ein, werden also im Falle der Dienstunfähigkeit auch erst in diesem Alter pensionsberechtigt, während die Richter 6 Jahre früher die Pensionsberechtigung erlangen — Der Offizier ist 10 Jahre nach seinem Eintritt in den Militärdienst, also mit 29 Jahren, pensionsberechtigt.

Auch bezüglich des Ausscheidens aus dem Dienst stehen die Richter keineswegs ungünstig. Die Nachweisung auf Seite $\frac{4341}{4648}$ des Kommissionsberichts ergibt z. B., daß im Alter von 60 Jahren und darüber von den Beamten der allgemeinen Verwaltung 58,4%, von den richterlichen und Staatsanwaltschaftsbeamten 77,72% pensioniert worden sind**). Diese Differenz ist auch sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß ein Richter nur auf Grund eines Richterspruchs gegen seinen Willen in den Ruhestand versetzt werden kann, während bei allen übrigen Beamten die Pensionierung an eine so schwere Bedingung nicht geknüpft ist, nach Zurücklegung des 65sten Lebensjahres sogar ohne weiteres erfolgen kann.

Die Standesausgaben des Offiziers ferner anlangend, so sind von Agricola verschiedentlich solche Ausgaben in Anrechnung gebracht, die auch von dem Amtsrichter geleistet werden: auch er wird wohl stets einem Kasino angehören, das Beiträge erhebt; die meisten höheren Beamten werden wohl heutzutage Mitglieder einer Lebens- und ebenso einer Unfallversicherungsgesellschaft sein, und viele der sonst angeführten Abzüge kommen doch dem Offizier wieder zugute. Ebenso fallen die weiterhin erwähnten, aber nicht in Ansatz gebrachten Standesausgaben zumeist auch den Beamten zur Last: den Beiträgen zu Jubiläen, Denkmälern, Abschiedsgeschenken und Vereinen kann sich der Referendar so wenig wie der Richter entziehen; unter den vielen Uniformänderungen leidet auch der Offizier des Beurlaubtenstandes, unter Umständen sogar mehr als der aktive, weil er die etwaige Tragezeit für alte Stücke nicht ausnutzen kann.

Der Mittagstisch, gegebenenfalls auch das Abendessen, ist für den unverheiratelen Beamten außerdem bedeutend teurer als für den Offizier, weil er auf den Gasthof angewiesen ist, während dem Offizier im Kasino Räume und Bedienung frei gewährt werden.

Schließlich genießen alle Offiziere, auch Hauptleute und Stabsoffiziere, freie ärztliche Behandlung durch die Militärärzte.

Hiernach müßten auch für den Beamten zahlreiche besondere Standesausgaben in Ansatz gebracht werden. Es soll aber davon abgesehen werden, weil die Schätzung noch schwieriger ist, als beim Offizier, und daher eine Einzelaufführung nur Veranlassung zu Einwänden geben würde, ohne daß sich durch eine Herabsetzung das Gesamtresultat wesentlich ändern würde. Eine Ausnahme sei nur bezüglich des Mehraufwandes für Geselligkeit gemacht, weil dieser auch bei Agricola einen recht hohen Betrag erreicht: für den verabschiedeten Offizier fällt ein solcher Aufwand fort, während er für den Richter bis zu dessen Übertritt in den Ruhestand, also noch 65 — 44 = 21 Jahre lang fortbesteht.

Dem Unterhalt für den Juristen bis zur Anstellung und der Zulage für den Leutnant und Oberleutnant sind die von Agricola angegebenen Zahlen — soweit sie nur auf Schätzung beruhen, unter angemessener Abrundung — zugrunde gelegt. Dabei ist zu bemerken, daß die Zulagen reichlich hoch bemessen sind; denn es dürfte nicht viele Regimenter der Provinzialinfanterie geben, bei welchen Leutnants und Oberleutnants eine monatliche Zulage von 75 Mk. beziehen.

Den durchschnittlichen Wohnungsgeldzuschuß des Offiziers anders zu berechnen, als denjenigen des Richters, wie Agricola es tut, liegt kein genügender Anlaß vor, daher sind auch bei ersterem die jetzt gültigen Sätze in die Rechnung eingestellt worden.

Eine wesentliche Unrichtigkeit der Berechnung bei Agricola liegt nun aber darin, daß

1. das Durchschnittsgehalt des Richters zu 4800 Mk. angenommen worden ist, während es, wenn die Zeit des Bezuges von 6600 Mk. besonders berechnet wird, nur mit 4500 Mk. anzurechnen ist,

2. bei den Leutnants und Oberleutnants weder das 108 Mk. jährlich betragende Tischgeld, noch das Recht auf Lazarettbehandlung, welches mit durchschnittlich 100 Mk. vom Kriegsminister bei den Verhandlungen über das neue Pensionsgesetz sogar als sehr niedrig bezeichnet wurde,*)

3. bei allen Offizieren die Bedienung durch Stellung eines Burschen mit 500 Mk. nicht in Ansatz gebracht worden ist, daß ferner

4. von der Summe, um die der Wechsel des Studenten 2c. die Zulage des Leutnants 2c. übersteigt, nicht die Zinseszinsen in Ausgabe erscheinen — daß dies erforderlich ist, wird sofort klar, wenn man den Fall annimmt, daß der Offizier wie der Jurist beim Beginn ihrer Laufbahn über ein eigenes Vermögen verfügen, das bei letzterem mit dem Tage der Anstellung erschöpft ist, während der (höher besoldete) Hauptmann sich alsdann noch im Besitz eines nicht unbedeutenden Kapitals befindet —

5. nicht beachtet ist, daß der Offizier Freiheit von Kirchensteuern und bezüglich des Diensteinkommens auch von Kommunalsteuern genießt, welche bei einer Annahme von nur 10% der veranlagten Staatseinkommensteuer als Kirchensteuern und 150% als Kommunalsteuern nicht unbedeutend in die Wagschale fallen.

Hiernach stellt sich das Erträgnis beider Berufe folgendermaßen:

1. Berufsertrag des Amtsrichters bis zum 70. Lebensjahre.

*) a. a. O. Seite 4634.

**) Das Durchschnittsalter der höheren preußischen Forstbeamten beim Ausscheiden aus dem Amte beträgt im Durchschnitt der letzten 10 Jahre 58,7 Jahre, das Anstellungsalter schwankte in demselben Zeitraum zwischen 37 und 40 Jahren. (Deutsche Forstzeitung 1907 Seite 179, 180).

*) a. a. O. Seite 4346.

Digitized by Google

A. Einnahmen:

2 Jahre Assessor mit 180 Mk. monatlicher Remuneration = 2160 Mk. jährlich	4 320	Mk.
2 Jahre Assessor mit 200 Mk. monatlicher Remuneration = 2400 Mk. jährlich	4 800	„
19 Jahre Amtsrichter, Durchschnittsgehalt 4500 Mk. u. Durchschnittswohnungsgeld 600 Mk., zusammen 5100 Mk.	96 900	„
12 Jahre Höchstgehalt*) 6600 Mk. und Durchschnittswohnungsgeld 600 Mk., zusammen 7200 Mk.	86 400	„
5 Jahre Höchstpension à 5346 Mk.	26 730	„
zusammen	219 150	Mk.

B. Ausgaben:

Unterhalt für 3 Studienjahre à 2400 Mk.	7 200	Mk.
Kollegiengelder für 3 Studienjahre à 200 Mk.	600	„
Lehrmittel	100	„
Einjährigenjahr	2 400	„
Einkleidungsgeld und Extrauniform	360	„
Examengebühr für das Referendarexamen	100	„
5 Jahre Referendar à 2400 Mk.	12 000	„
Examengebühr beim Staatsexamen	100	„
2 Jahre unbesoldeter Assessor à 3000 Mk.	6 000	„
2 Jahre Assessor à 3000 — 2160 = 840 Mk.	1 680	„
2 Jahre Assessor à 3000—2400=600 Mk.	1 200	„
Mehrkosten der Geselligkeit des Richters gegenüber dem verabschiedeten Offizier für 21 Jahre à 180 Mk.	3 780	„
Zinseszinsen (4 %) der aus eigenem Vermögen aufzuwendenden Mittel (31 740 Mk.) bis zur Ernennung zum Amtsrichter	14 410	„
zusammen	49 930	Mk.
Nettoertrag des Berufs	171 740	„

2. Berufsertrag des mittleren Hauptmanns I. Klasse (25 Dienstjahre) bis zum 70. Lebensjahre.

A. Einnahmen:

Bis zur Ernennung zum Offizier	639	Mk.
10**) Leutnantsjahre: Gehalt und durchschnittlicher Wohnungsgeldzuschuß 1290 + 316 = 1606 Mk.	16 060	„
6**) Oberleutnantsjahre wie vor 1890 + 316 = 2206 Mk.	13 236	„
16 Jahre Tischgeld und Lazarettberechtigung à 208 Mk.	3 328	„
4 Jahre Hauptmann II. Klasse wie oben 3402 + 600 = 4002 Mk.	16 008	„
4 Jahre Hauptmann I. Klasse wie oben 4602 + 600 = 5202 Mk.	20 808	„
24 Jahre Bedienung à 500 Mk.	12 000	„
26 Pensionsjahre à 3285 Mk.	85 410	„
zusammen	167 489	Mk.

*) a. a. O. Seite 4634.
**) a. a. O. Seite 4644.

B. Ausgaben:

Zulage bis zur Ernennung zum Offizier	3 000	Mk.
Zulage für 16 Leutnantsjahre à 900 Mk.	14 400	„
Leutnantsequipierung, Kasinoeintritt 2c.	1 200	„
Pferde- und Stallausrüstung als Hauptmann	500	„
Standesausgaben als Leutnant und Oberleutnant 16 Jahre à 372 Mk.	5 952	„
Standesausgaben als Hauptmann 8 Jahre à 900 Mk.	7 200	„
Zinseszinsen (4 %) der aus eigenem Vermögen aufzuwendenden Mittel (18 600 Mk.)*) bis zur Beförderung zum Hauptmann	9 900	Mk.*)
zusammen	42 152	Mk.
ab Ersparnisse an Steuern	1 030	„
Summe der Ausgaben	41 122	Mk.
Nettoertrag des Berufs des Hauptmanns I. Klasse	126 367	„
Nettoertrag des Berufs des Amtsrichters	171 740	„
Differenz	42 853	Mk.

Daß die Standesausgaben des Offiziers hierbei nicht in ausreichender Höhe bemessen seien, wie Agricola annimmt, muß bestritten werden, ebenso, daß die nicht in Rechnung gestellten Aufwendungen des Offiziers größer seien als diejenigen des Amtsrichters.

Zuzugeben ist, daß die Differenz größer wird, wenn man das seit dem 1. April d. Js. erhöhte Richtergehalt in Betracht zieht. Es ist hiervon indessen abgesehen, um den Vergleich mit der von Agricola aufgemachten Rechnung zu erleichtern, und weil noch die Hoffnung besteht, daß mit rückwirkender Kraft vom 1. April d. Js. auch eine Erhöhung der Offiziersgehälter eintreten wird. Ebenso soll hierbei der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß nachträglich auch eine Gleichstellung derjenigen höhern Beamten mit den Richtern erfolgt, die gleiche soziale Stellung, gleichartigen Ausbildungsgang, gleiche Leistungen und gleiche Verantwortung haben wie diese. Genießen doch ohnehin die Richter als notwendigen Ausfluß ihres Amtes bezüglich der Versetzung und Pensionierung persönliche Vorteile, die den Beamten der allgemeinen Verwaltung, mit denen sie durch das neue Besoldungsgesetz gleichgestellt werden sollten, (sowie allen übrigen Beamten) nicht zustehen.

Nicht zu bestreiten ist ferner, daß sich diejenigen unvermögenden Offiziere, wenigstens vom Major abwärts, in einer besonders traurigen Lage befinden, die am neuen Offizierpensionsgesetz nicht teilnehmen. Aber sind nicht die pensionierten Beamten in der gleichen Lage! Sind namentlich die früh pensionierten nicht

*) In dieser Differenz von 31 740 — 18 600 = 13 140 Mk. und 14 410 — 9900 = 4510 Mk., zusammen 17 650 Mk. liegt wohl oft der Grund, weshalb ein junger Mann die Offizierslaufbahn statt eines Zivilberufs einschlägt; denn wenn er nur ein Vermögen von 20 000 oder 25 000 Mk. besitzt, kann er keinen Beruf ergreifen, der eine Ausgabe von 30 000 oder 40 000 Mk. erfordert, bis er sich seinen Unterhalt selbst verdienen kann, auch wenn der kostspieligere Beruf dauernd pekuniär der bessere ist.

Digitized by Google

meist schlimmer dran, weil sie nicht nur, wie viele früh ausscheidende Militärs, felddienstunfähig, sondern erwerbsunfähig sind — denn sonst wären sie eben noch im Dienst! (Rede des Finanzministers im Abgeordnetenhause am 8. Januar 1907.) Gewiß gibt es auch unter den pensionierten Militärs solche Bedauernswerten. Diese Tatsache führt aber naturgemäß zu dem Schlusse, daß es nicht richtig ist, wenn Agricola behauptet, „der Nachteil der Offizierslaufbahn hat mit der Höhe der Gehaltsbezüge gar nichts zu tun;“ denn die Wiederanstellung der Verabschiedeten, welche Agricola als das einzige Mittel bezeichnet, den vorhandenen Übelständen abzuhelfen, hat doch nur Wert für solche Pensionäre, welche geistig und körperlich noch imstande sind, einen andern, weniger anstrengenden Beruf im Staatsdienste zu ergreifen und — die damit verbundenen Kosten zu tragen. Ja, selbst dann ist es nicht jedermanns Sache, namentlich mit 40, 45 oder mehr Jahren, sich einem solchen zu widmen.

Der Nachteil der Offizierslaufbahn liegt also im wesentlichen zwar in der frühen Verabschiedung vieler Hauptleute und Subalternoffiziere. Ist es aber untunlich, sie alle wiederanzustellen, so bleibt doch nur übrig, neben der Gewährung dieser Möglichkeit, sie auch besser zu besolden. Das wird geeigneter sein, dem Offiziermangel bei der Infanterie abzuhelfen, als die in den letzten Jahren durchgeführte Besserstellung der Oberstleutnants (weil erfahrungsgemäß zu Wenige in diese Stellung einrücken), so wünschenswert eine Gleichstellung mit den Oberstleutnants der berittenen Waffen auch gewesen sein mag.

Vervollständigt man übrigens, wie Agricola vorschlägt, die obige Berechnung noch bis zum Stabsoffizier, so zeigt sich, daß der mit 48 Jahren pensionierte Major, der also die Pension seines Dienstgrades bezieht, den Amtsrichter bereits überholt hat, während Agricola auf Grund seiner unrichtigen Berechnung zu dem Resultat kommt, daß „selbst der Stabsoffizier den Amtsrichter nicht einholt“. Diese Feststellung ist insofern nicht ohne Interesse, als das Alter von 47 bis 48 Jahren dasjenige ist, das durchschnittlich ein Offizier im Dienst erreicht.*)

Die Anziehungskraft als Hypothese.

Eine Betrachtung von **Paul Scheerbart** (Zehlendorf).

Als Newton das sogenannte Gravitationsgesetz entdeckte, herrschte auf der Erdrinde eine so große Begeisterungsfähigkeit, daß eine Überschätzung der Entdeckung nicht vermieden werden konnte. Man maß der Entdeckung eine kosmische Bedeutung zu, und dabei blieb man bis auf die heutige Zeit. Die Entdeckung hatte zweifellos eine Bedeutung für die Erdrinde. Aber man übersah, daß die Übertragung des Erkannten auf astrale Verhältnisse immer nur als Hypothese aufgefaßt werden dürfte; es lag eigentlich gar keine Veranlassung vor, die Anziehungskraft der Erdrinde auf die anderen Sterne zu übertragen. Aber man tat, was so bequem erschien. Und die kühne Übertragung war ja nicht so leicht zu widerlegen.

Würde die Sonne alle Weltkörper so anziehen, wie die Erde die Baumfrüchte anzieht, so müßten die Planeten natürlich längst in die Sonne gefallen sein. Man entdeckte demnach neben der Anziehungskraft eine Zentrifugalkraft und behauptete nun, daß durch diese alles hinlänglich erklärt sei. Es war jedoch garnichts dadurch erklärt; man pfropfte nur eine zweite Hypothese auf die erste.

Wenn man so eine Hypothese mit der andern verbindet, ist immer bald die Bahn frei — und man hat dann bald ein großes System, in dem alles stimmt; was noch nicht stimmen will, wird einfach als rätselhaftes Phänomen in eine Ecke gestellt und kann da stehen bleiben, so lange es will.

Als ein derartiges rätselhaftes Phänomen ist zunächst die Bewegung der Kometen aufzufassen; diese drehen sich nicht um sich selbst wie die Planeten, vergrößern aber ihre Geschwindigkeit, wenn sie sich der Sonne nähern, um ein Beträchtliches, müßten demnach, wenn wir einfach logisch denken, wenn wir nicht eine ganz unverständliche Zentrifugalkraft voraussetzen, in die Sonne hineinfallen. Indessen das tun die Kometen nicht; sie gehen ganz dicht über der Sonne durch die Protuberanzenwälder hindurch und verlassen wieder die Nähe der Sonne. So was müßte doch stutzig machen. Man müßte sich doch sagen, daß da noch ganz andre Kräfte wirksam sein dürften — als Anziehungskraft und Zentrifugalkraft.

Ein anderes Phänomen ist der große Meteorit vom 7. Juli 1892. Er sauste mit einer Geschwindigkeit von 87 km in der Sekunde in unsre Erdatmosphäre hinein, näherte sich der Erdrinde über Rumänien bis zu einer Höhe von 68 km, stieg dann wieder empor und wurde zuletzt über dem Tyrrhenischen Meere in einer Höhe von 158 km gesehen. Danach verließ der Meteorit unsre Atmosphäre, ohne zu zerplatzen. Dieses bringe mal ein scharfsinniger Physiker mit der Anziehungskraft und mit der famosen Zentrifugalkraft in Einklang; ich glaube, das Kunststück wird keiner fertig bringen.

Nun noch ein drittes Phänomen: im Jahre 1883 fand auf der Sunda-Insel Krakatoa ein Vulkanausbruch statt, der die bekannten roten Wolken bis zu 80 km Höhe emporwarf. — Diese Wolken sind Vulkanstaub, und der müßte doch trotz aller Zentrifugalkraft einmal wieder herunterkommen. Der Staub ist aber heute nach 25 Jahren noch immer da oben und immer noch in den Wintermonaten als großes kosmisches Phänomen des Nachts zu sehen.

Danach haben wir doch einfach zu fragen: existiert überhaupt 10 Meilen über unsrer Erdrinde noch die Anziehungskraft, die wir auf der Erde kennen? Ich glaube, man wird das bezweifeln müssen — nach dem Gesagten. Wenn wir das aber bezweifeln, so müssen wir auch bezweifeln, daß diese irdische Anziehungskraft in unserm ganzen Planetensystem existiert.

*) a. a. O. Seite 4654.

Digitized by Google

Ist es nicht viel einfacher, ganz andre Kräfte, die uns noch garnicht bekannt sind, in den astralen Weltkörpern vorauszusetzen? Wer verpflichtet uns — oder wer berechtigt uns — astrale Verhältnisse immer nur nach Analogie unsrer Erdrindenverhältnisse zu betrachten?

Allerdings: wenn wir die Anziehungskraft der Sonne und der andren Planeten nur noch als nicht mehr haltbare Hypothese hinnehmen, so fallen all die vielen Berechnungen von den „Bahnstörungen" der Kometen und Asteroiden — und all die Berechnungen von dem „Gewicht" der Sterne in den unendlichen Abgrund der Vergessenheit. Und das wird viele kränken; ich kanns mir vorstellen.

Doch was man nicht halten kann, soll man eben fallen lassen. Ich glaube sogar, daß man nicht einmal mehr in größeren Tiefen unter der Erde von der Existenz der Erdrinden-Anziehungskraft überzeugt sein kann. Und wenn in nächster Zukunft menschliche Luftschiffer höher in die Athmosphäre hinaufdringen könnten und dort plötzlich bemerken sollten, daß sie nicht mehr von der Erdrinde angezogen werden, so würde mich das gar nicht in Erstaunen setzen.

Mich setzt nur in Erstaunen, daß die heutigen Naturforscher durchaus und durchum auch die Lebensverhältnisse in unserm ganzen Sonnensystem „wissenschaftlich" ergründen wollen. Warum denn so viel auf einmal? Und — ist es nicht auch köstlich, wenn man vieles nicht weiß? Dadurch wird doch nur ein größerer Spielraum für die Poesie geschaffen. Und die braucht doch einen größeren Spielraum.

Jugendbriefe Geibels.

Im Verlage von Karl Curtius (Berlin) erscheinen demnächst bisher nicht veröffentlichte Jugendbriefe Emanuel Geibels, die des Dichters Schwiegersohn, der um Lübeck hochverdiente Senator Dr. Fehling, herausgibt, und die eine Fülle von Interessantem auf dem Gebiete der Kunst und Literatur bergen. Ein wertvolles Kulturbild entrollt sich uns bei der Lektüre. Sie gewährt einen reizvollen Einblick in die geistig so bewegten dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es sind die Werdejahre eines jungen Poeten. Der Geist der Romantik weht uns aus diesen Jugendbriefen entgegen. Fast noch ein Knabe, zieht Geibel 1835 nach Beendigung der Gymnasialzeit vom alten Lübeck auf die Universität zur rheinischen alma mater. Die Reise dorthin in der Postkutsche ging mit vielen Hemmnissen vonstatten. Froh und jugendfrisch berichtet er über diese und über seine ersten Eindrücke des Bonner Semesters seiner Mutter, an die nahezu auch sämtliche weitern Briefe gerichtet sind. Viele Zeitgenossen älterer Literaturperioden lernt Geibel dort kennen und zeichnet sie treffend und originell, oft übermütig. So z. B. sagt er von Aug. Wilh. von Schlegel, er gleiche einem Frosche, der einen olivengrünen Rock angezogen und einen braunseidenen Regenschirm aufgespannt hat und eine Schnupftabakdose mit einem Spiegel trägt, um sich die im Eifer der Rede oft wackelnde Perücke davor zurecht zu schieben. Johanna Schopenhauer in ihrem braungestreiften Kleide gleiche „einem mit Syrup begossenen Zuckerhute, von dem nur die Spitze weiß hervorragt."

Bei Schlegel hörte er Sanskrit, bei Welcker römische Literaturgeschichte, bei Bleek Synopsis der Evangelien und bei Brandis Logik. Er war emsig beim Lernen, genoß aber auch gleichzeitig in vollen Zügen mit frohen Studienfreunden die Studentenzeit auf Wanderungen und Ausflügen an die herrlichen Rheinufer stromaufwärts, dann in das Ahrtal, an den Laacher See, den er besonders reizvoll hochpoetisch zu schildern versteht.

Ein Jahr später zieht er nach Berlin. Ein ganz neues Leben beginnt hier. Durch diese Heimatbriefe läßt er die Seinen im alten Lübeck teilnehmen an dem anregenden Verkehr mit den bedeutenden Männern der Literatur und Kunst, die sich damals im vormärzlichen Berlin zusammenfanden. Lassen wir ihn selbst z. B. seinen Besuch beim alten Chamisso schildern:

„Wenige Tage nach Absendung meines letzten Briefes ging ich nachmittags zu Chamisso. Nachdem ich gemeldet und sogleich angenommen war, führte man mich zu seinem Zimmer, das dem in meinem Sinne davon entworfenen Bilde gänzlich entsprach. Es war ein hohes, etwas düsteres Gemach, von einer einzigen Lampe kaum erhellt, an den Wänden hingen Landkarten; Globen, Bücher und chemische Instrumente standen umher, und mitten zwischen dieser eigentümlichen Umgebung saß der weißlockige Dichter, in einen langen, faltenreichen Schlafrock gehüllt, der fast dem Talar eines Zauberers gleichen mochte. Sobald er mich bemerkte, richtete er seine hagre Gestalt auf und trat mir freundlich entgegen. Ich mußte mich zu ihm aufs Sofa setzen, und bald waren wir in ein interessantes Gespräch verwickelt, das er äußerst lebendig in einem fremdartigen, französisch anklingenden Akzente führte. Nach manchen Äußerungen anderer, wie nach seinen letzten Gedichten, hatte ich in Chamisso einen Greis erwartet, der nach einem ernsten, erfahrungsreichen Leben sich in sich selbst zurückzieht und mehr und mehr abschließt gegen die Welt und ihre Händel; aber ich fand ihn durchaus anders. In jeder Beziehung greift sein Geist noch hinein in die neusten Erscheinungen der Zeit, und überall steht er seinen Mann als rüstiger Kämpfer. Klar und kurz riß er mir die Zustände der jetzigen Literatur ab; eben so rasch gab er mir einen Überblick über Drama und Bühnenwesen und die Mängel beider; dann wieder flog das Gespräch in andre Weltteile hinüber, und die blaue endlose Südsee breitete sich vor mir aus mit ihren seltsamen Inseln und Menschen. So war eine Stunde vergangen, ehe wir dachten; ich brach auf, und er verabschiedete mich mit großer Herzlichkeit. — Wunderbar genug traf es sich, daß ich denselben Abend noch zu Steffens*) mußte, um endlich die Unterschrift für sein

*) Es sei an dieser Stelle auf die eben bei Diederichs (Jena) erschienene, von Gundelfinger besorgte Auswahl der „Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik" (nach des nordisch-deutschen Denkers zehnbändiger Biographie „Was ich erlebte") hingewiesen. H.

Digitized by Google

Kollegium zu erhalten. Welche Ähnlichkeit, und doch wieder welche Verschiedenheit zwischen diesen beiden Männern! Beide außen Schnee, innen Feuer; beide Heroen unsrer Literatur, ohne Deutschland ihr Vaterland zu nennen, beide redegewaltig, ohne der Sprache vollkommen mächtig zu sein; aber der eine geboren bei den kühlen grünen Buchenwaldungen an Norwegens Meeresküste, der andere im französischen Adelsschlosse, wo der Wein von Epernay sich um die sonnigen Mauern rankt; der eine mit feurigem Eifer in der Heimat wirkend, mit Wort und Tat, in Krieg und Frieden; der andere ein zweiter Odysseus, ein unablässig den verschiedensten Bildungen der Natur nachspürender Segler, dem fast kein Strand unbetreten, kein Meer unbefahren genannt werden darf.

Über einen Versammlungsabend der Literarischen Gesellschaft berichtet er wie folgt:

„Die Versammlungen finden jeden Montag im „Café national“ unter den Linden statt; es wird vorgelesen (doch nur von solchen Dichtern, die nicht Mitglieder des Vereins sind), kurz referiert und recensiert und zum Schluß unter bald ernstem, bald fröhlichem Gespräch nach der Karte gespeist.

Als ich in den hell erleuchteten Saal eintrat, war bereits ein Teil der Gesellschaft beisammen; die Gestalten von Chamisso, Gruppe, Kopisch und Häring kennt Ihr schon; wozu diese also noch schildern? Aber dort am Fenster sitzt ein kleines zusammengekauertes Männchen mit schwarzer Perücke, eine schwarze Hornbrille auf der Nase. Es macht eine überaus wegwerfende Miene, sobald die Rede auf irgend ein neueres dramatisches Produkt kommt; wirft auch sonst mitunter ein ziemlich gewöhnliches Wort in die Unterhaltung, und schnupft dabei ungebührlich stark. Ich ahnte halb und halb, wer es sein möge, und als ich meinen Nachbarn, den liebenswürdigen Professor Schöll, darum befragte, fand ich mich nicht getäuscht. Es war Raupach. Wir hätten noch länger miteinander gesprochen, hätte uns nicht das Eintreten eines Mannes unterbrochen, welchem alle mit einer Art freundlicher Ehrfurcht entgegentraten. Er war von schlanker Gestalt, sein Gesicht hatte einen frischen und wohlwollenden Ausdruck, und wenn sein Haar schon bedeutend ins Graue spielte, so lag doch in seinem Wesen etwas außerordentlich Jugendliches und Rasches, das durch den fröhlichen Blick des lebendigen Auges und durch den kurzen grünen Jagdrock, den er trug, noch erhöht wurde. Es war der Freiherr Joseph von Eichendorff, derselbe, dessen vortrefflicher ‚Taugenichts‘ uns in den letzten Ferien so viel Vergnügen machte. Später stellte Hitzig mich ihm noch besonders vor, und er kam mir ganz nach seiner liebenswürdigen Weise mit der größten Freundlichkeit entgegen. Außerdem sah ich dort noch den blonden, lebenslustigen Baron von Gaudy, den als Dichter und Schauspieler bekannten Herrn von Holtei, den Direktor Schadow, den Professor Gubitz und andere“.

Besonders nahe tritt Geibel dem Kunsthistoriker Franz Kugler, in dessen Familie er bald als Mitglied angesehen wurde. Fröhliche, geistvolle Menschen versammeln sich hier. Kuglers musikalisches Talent wirkt begeisternd auf den jungen Dichter. Viele Gedichte, die im Volksmund jetzt fortleben, verdanken diesem Kreise ihre Entstehung.

Folgenreich ist für ihn dann die Bekanntschaft mit Bettina von Arnim. Der Kunsthistoriker Karl F. von Rumohr hatte sie vermittelt. Lassen wir Geibel wieder sprechen:

„Sie hat mich ganz in ihre Familie eingeführt. In ihrem Hause ist ein lustiges, lebendiges Treiben, das durch die freundliche Offenheit ihrer beiden schönen Töchter noch mehr gewinnt. Die Aeltere, Maximiliane, ist ein schlankes Mädchen mit schwarzem Haar und dunklen Augen; sie ist stiller wie die braune lebhafte Armgart, ihre jüngere Schwester, deren krauser Kopf ein Sammelplatz für alle Scherze und lustigen Einfälle zu sein scheint. Sind wir des Abends beisammen, so wird gespielt und gescherzt; es werden Verse um den Tisch gemacht, wobei jeder den andern an Laune und Leichtigkeit zu überbieten sucht, oder man setzt sich ans Pianoforte, um durch Gesang und Musik die aufgeregte Stimmung noch höher zu steigern. — Glaube aber nicht, daß dies Treiben meinen Studien Abbruch tue; habe ich in solcher Gesellschaft den Abend verschwärmt, so kann ich am andern Morgen ganz anders arbeiten, als wenn ich Tags zuvor auf meinem Zimmer einsam mit meiner Lampe und meinen Gedanken gesessen hätte. — Vor kurzem habe ich auch Savigny bei Bettina getroffen.“ 6. Nov. 1837.

„Nach Tische um 5 Uhr ging ich zu Bettina. Sie war sehr gut aufgelegt und empfing mich mit hundert Späßen; und wir setzten uns um den großen weißen Ofen in ungeheure Lehnstühle. So gab's denn ein außerordentlich trauliches Geschwätz. Bettina kauerte sich wie ein Kind auf ihrem Stuhl zusammen und erzählte fort und fort mit ihrer leisen eigentümlichen Stimme. Mir war's, als rausche ein Bach neben mir hin, es schwammen bunte und wunderbare Bilder auf seinen Wellen; blau und rote Blumen nickten märchenhaft hinein, und höher wölbten sich geheimnisvoll flüsternd die Bäume, und durch die Wipfel blickte ein Stück Himmelblau voll funkelnder Sterne. Aber mitunter gaukelte auch ein barock gestalteter Schmetterling dazwischen oder ein langbeiniger Frosch plumpte mit komischer Gravität in's Wasser. Das waren Geschichten, wie sie den Fürsten Pückler in die falschen Waden gestochen, oder den Herrn Gutzkow ausgescholten hatte. Als wir auseinander gingen, war es nach Mitternacht.“ —

Der greise Chamisso gibt ihm den väterlichen Rat: „Ein junger Mensch, namentlich wenn er Poet ist, kann sich nicht genug in der Welt umsehen. Wer darstellen will, muß sich vor allem reichen Stoff sammeln, sonst wird er den „jungen Deutschen“ gleich werden, die nichts gesehen und wenig gelernt haben und deshalb ewig ihre eigene Erbärmlichkeit uns vorführen. Wenn ich jung wäre, ich ging nach Griechenland. Da ist das Land, das neben tausend schönen Erinnerungen auch in der Gegenwart uns die Beobachtung der buntesten und mannigfachsten Zustände gewährt.“

Die Freundschaft Bettinas ermöglichte ihm nun, den größten Wunsch seines Lebens erfüllt zu sehen:

Digitized by Google

Das Land, wo aus sonnigem Grün
Um versunkene Tempel die Trauben glühn,
Wo die purpurne Woge das Ufer beschäumt
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt

das Land seiner Sehnsucht: Griechenland zu sehen und seinem Freunde und Landsmanne Ernst Curtius dorthin zu folgen.

Die jetzt folgenden Briefe des inhaltreichen Bandes bieten unendlich viel Reizvolles. Es sind Meisterstücke des Stils, die Adel und Reinheit der Empfindung atmen und ausströmen.

Der Postwagen bringt ihn mit häufigen Unterbrechungen (in Leipzig, Nürnberg, München, Verona, Vicensa) nach Triest, wo er sich einschifft, um Ende Mai 1838 am Fuß der Akropolis einzutreffen. Die beiden Freunde Geibel und Curtius, denen sich zeitweise der Shakespeareübersetzer Graf Wolf Baudissin anschließt, genießen nun beim Studium auf klassischem Boden in vollen Zügen den Zauber der griechischen Landschaft, den reinen Hauch griechischen Lebens. Sie lassen Altertum und Gegenwart auf sich wirken, bald in Athen, bald in Kephissia, einem der lieblichen Punkte Attikas, bald an den stillen Abhängen des Ilissus, wo Sokrates die Einsamkeit suchte, oder an den Abhängen des pentelischen Gebirges, bald auf einer Inselreise nach den Zykladen, nach Naxos und Syra. Mit der Rückkehr in die Heimat endet dieser Briefband.

„Tief zu denken und schön zu empfinden ist vielen gegeben;

Dichter ist nur, wer schön sagt, was er dacht' und empfand."

Dieses dichterische Empfinden klingt durch alle diese herrlichen Briefe hindurch. Es ist der Künstler und Meister der Sprache, der warm empfindende für alles Große, Wahre und Schöne begeisterte Jüngling, der hier zu uns spricht.

Diese Dichterbriefe werden ein kostbarer Schatz der deutschen Literatur sein und bleiben. Möchten sie viele Leser finden und im deutschen Volke festen Boden fassen und so Gutes wirken und ausströmen. Wenn mehr solcher guten Bücher gelesen würden, würden weniger schlechte Bücher geschrieben. A. F.

Der neue Roman in Frankreich.

Von **Otto Grautoff** (Paris).

I.

Seit bald zehn Jahren bekämpft die literarische Kritik Frankreichs den psychologischen Roman. Sie wirft den Verfassern psychologischer Romane Einseitigkeit vor und klagt, daß die Autoren von der Idee des Ehebruchs besessen sind und nichts weiter tun, als den eleganten Abenteuern einiger Frauen nachzuspüren, die für ihre eigenen Fehler nur zuviel Nachsicht haben. Eine beträchtliche Anzahl in ihrer Karriere schon vorgeschrittener Schriftsteller hat die Proteste und Ermahnungen der Kritik beherzigt und sich dem Zeitbedürfnis entsprechend dem sozialen Roman zugewandt. Doch die meisten dieser Talente, die den psychologischen Roman mit Anmut entwickelt hatten, versagten im sozialen Roman. Nicht sie also dürfen als die Anführer der Reaktion gelten sondern die Jungen, die nach ihnen gekommen sind. Diese Jüngeren waren durch den neuen Zeitgeist von vornherein von der doppelten Erbsünde der Romantik, des Aberglaubens und dem Streben nach lyrischer Schaustellung gereinigt. Sie sind auf dem Boden der exakten Wissenschaft groß geworden, berufen sich aber nicht mehr auf diese Wissenschaft wie auf einen der Religion gegenüberstehenden Ideenkreis. Ihr nach Tatsachen dürstender Geist drängt danach ohne Umschweife zu urteilen. Jedoch unsere vervielfältigte, durch materielle und geistige Verfeinerungen bereicherte Existenz hat ihr Empfinden geläutert. Sie haben ein geübtes Auge und ein durch häufige Reisen erweitertes Urteil. Die moderne Erziehung oder bei derem Mangel die Wirklichkeit selbst hat sie von der eitlen, fälschlich lateinisch genannten Rhetorik befreit, die Jahrhundertelang die gesamte, französische Literatur beherrscht hat. Sie atmeten auf, sich endlich aus dem berühmten „Elfenbeinturm" herausgearbeitet zu haben, der das Versailles der vom Künstlervorurteil angesteckten Adligen war. Sie stehen im Leben, schöpfen aus dem Leben und vermögen dadurch einen neuen Zeitroman zu schaffen.

Vier Romane bezeichnen die verschiedenen, charakteristischen Typen der jüngsten Produktion, die ein neues Milieu und eine neue Ausdrucksweise gesucht und gefunden hat.

Josephin Péladon hat sich ehedem eine paradoxe Autorität in französischen Literatenkreisen erworben. Er war unter dem absonderlichen Namen eines Sar Péladon der Oberpriester der geheimen, ästhetischen Brüderschaft der „Rosenkreuzer". Nachdem diese wunderlichen Jugendschwärmereien verraucht waren, erschien er als ein durchbildeter Ästhet, ein Dramatiker von Talent und ein Romanschriftsteller ohne abgedroschene Phrasen. Péladon gehört heute nicht mehr zu den Jüngsten. Wie alle jene, welche in ihren Jugendjahren sich in bunten Schwärmereien verloren, hat er sich später auf sich selbst besonnen und sich unter den ernsten Künstlern einen Platz errungen. Sein neuester Roman, der achtzehnte seiner Serie, über die Dekadenz der lateinischen Völker entwickelt eine stolze und reine, mit dem schwarzen Heiligenschein der Revolutionärinnen umrahmte Heldin aus den russischen Nihilistenkreisen. Ein junger Franzose bewundert ihre Schönheit auf einem nächtlichen Spaziergang und beschützt sie, während sie einen ihrer Glaubensbrüder, der seinen eigenen Bomben beinahe zum Opfer gefallen wäre, den Verfolgungen der Geheimpolizei entzieht. André Besnières entdeckt bald, daß Sophia die verlassene Tochter und Erbin des Prinzen Nariskin ist, der von einem russischen Bauern, dessen Tochter er vergewaltigt hatte, getötet wird. André wird die Aufgabe, Sophia die Ermordung ihres Vaters mitzuteilen. Sophia gelangt durch den Tod ihres Vaters in den Besitz eines großen Vermögens. André hofft jetzt, daß Sophia die Neigung, die er für sie empfindet, erwidern wird. Aber er erntet nur gerechten, wenig

Digitized by Google

liebenswürdigen Dank. Sie nimmt das Gold ihrer Erbschaft an und verteilt es unter ihre Genossen des Leidens und des Aufruhrs. Sie weiß nichts von Lebensfreude und will nichts von Liebe wissen. Die Erinnerung an ihre liederliche Familie, von der sie verworfen wurde, hat sie in dem Glauben an die soziale Ungerechtigkeit des Schicksals stark gemacht, die Erinnerung an ihre Mutter, eine von einem Bojaren rohester Art gemarterte Liebende, weiht sie einer entschlossenen Keuschheit und gibt ihr ein schauderndes Entsetzen vor der Liebe. Die Wünsche eines ihrer Kameraden, der sie bis zum Wahnsinn liebt, weist sie unaufhörlich zurück; ebenso erklärt sie André ihre instinktive Abneigung. Obwohl André einer jener Männer ist, die leicht Eroberungen machen, fügt er sich doch allmählich in die Rolle des Vertrauten und verzichtet auf Sophias Liebe. Die Protektion der Aristokraten stützt Sophia nur solange wie man hofft, daß der Reichtum ihres Vaters sie in die Kreise der guten Gesellschaft zurückführen wird. Aber das Geld der Erbschaft ist schnell verteilt; und kurze Zeit darauf steht Sophia dem Nichts gegenüber. Als sie eines abends, aufgerieben durch die vierzehntägige Pflege eines Kameraden, eines Chemikers, der seinen Bomben zum Opfer fiel, ohne Obdach, ohne Hut und Mantel durch die Straßen irrt, wird sie von einem reichen Bürger aufgelesen, der sie in einem Rendez-vous-Hause unterbringt. Doch das fürchterliche Leben in diesem Hause widert sie so an, daß sie zu sterben beschließt. In einer schweren Stunde der Drangsal aber fragt sie sich, ob sie ihren Kameraden gegenüber ihre Pflicht auch ganz erfüllt hat. Nach einem schweren, inneren Kampfe reift in ihr ein größerer Entschluß. Sie will ihren Brüdern ein erhabenes Opfer bringen und als eine neue schmerzensreiche Judith sich opfern. Sie verkauft sich für eine ungeheure Summe dem Prinzen Ignatieff und übergibt dieses Geld ihren Freunden.

Wenn man diese an Abenteuern, aber ganz und gar modernen Abenteuern reiche Erzählung liest, zweifelt man keinen Augenblick an ihrer Wahrscheinlichkeit, zumal dieses Drama von Überraschungen und Bomben mit einer zwingenden Logik und glanzvollen Sprachkunst aufgebaut ist. Wie leuchtende Blitzlichter sind psychologische und philosophische Epigramme reich durch das Buches verstreut; sie beschweren zuweilen sogar ein wenig zu sehr die Architektur der Erzählung. Péladon hätte vielleicht hin und wieder den Gang des Romans ein wenig beschleunigen können, umsomehr, als die Gegenwart eines Franzosen, die einen steten Vergleich mit näherliegenden Tatsachen ermöglicht, die Befremdung an der Handlung verhindert. Wenn Péladon den Beweis liefern wollte, daß ein Erzähler im modernen Leben wahrscheinliche Verwicklungen beobachten kann, die uns die gleichen tragischen Gemütsbewegungen verursachen wie die Abenteuer der alten Sagen, so ist ihm das in diesem Epos größten Stiles meisterhaft gelungen.

Neben Péladon haben sich in jüngster Zeit Künstler von ganz eigenartiger Bildung Ruhm erworben, wie Claude Farrère, Leon Frapié und Binet-Valmer.

Claude Farrère ist Marineoffizier, stammt aber aus einer späteren Generation als Pierre Loti. Der Vergleich dieser zwei Talente, die beide im Verlauf eines Wanderlebens gereift sind, ist interessant. Pierre Loti hat uns mit der Lebhaftigkeit und Ungenauigkeit eines verlockenden Impressionismus eine Türkei, ein Japan, ein Galiläa, Haiti und Marokko gemalt, wie ein Globetrotter diese Länder äußerlich sieht; aber er greift nur an unser Mitleid durch diese Melancholie eines Reisenden, dem die Ungewißheit des menschlichen Lebens, des Nichts des Einzelwesens bei jeder Wendung des beständig wechselnden Weges grausam zum Bewußtsein kommen muß. Statt in diesen verweichlichten Romantismus und diese verfeinerte, allzu vulgär gewordene Empfindlichkeit vergrub sich Claude Farrère in die eigenartige Psychologie derjenigen Menschen, die in gewissen kolonialen Milieus oder in kosmopolitischen Hauptstädten leben. „Die Kulturmenschen", die dem Dichter den Prix Goncourt eintrugen, machen die fieberkranken, energischen Gestalten lebendig, die sich in Indo-China niedergelassen haben; losgelassene Instinkte, erschlaffte Sinnlichkeit, Menschen, die die Konventionen der Moral und Höflichkeit wie ein dem Klima schlecht angepaßtes Kleidungsstück hinter sich geworfen haben — mit einem Wort der Kulturmensch, nackt hingestellt unter dem Einfluß einer fremdartigen Regelung, die noch nicht organisiert ist, in der er ein Wilder, von einer grausamen und komplizierten Art wird. Obwohl Claude Farrère im „Mann, der mordete" mit zarten, ein wenig trockenen, aber wahrheitsgetreuem Pinsel die aussätzige Herrin von Konstantinopel hinzaubert, ist doch auch dieser Roman ein Sittenbild, in dem englischer Einfluß augenscheinlich wird. Er gibt einen Maßstab dafür, was ein Roman werden kann, den ein französischer Reisender schrieb, der bestrebt war, in diskreter Weise die aus überraschenden Momenten bestehende Verwicklung anzuwenden, wie die modernen Engländer sie häufig brutal verwerten.

Ein junger, französischer Oberst, der Marquis von Sévigné, ein kluger Beobachter und sich selbst beherrschender Gefühlsmensch, ist Militärattaché an der Botschaft in Konstantinopel. Er vertraut sich der Führung seines Freundes an, des Polizeichefs Mehmed Pascha, den er gekannt und unterstützt hat, als er beim Sultan in Ungnade gefallen war. Er macht sich weder das entgegenkommende Benehmen einer kleinen türkischen Nachbarin zunutze, die ihm in Tubarosensträußen Liebesbriefe schickt und ihr Gesicht entschleiert, wenn er vorüber geht, noch die zweideutige Kokelterie einer jungen Griechin, Calliope Kollouri, die ihm einen unvermuteten Besuch macht, denn er betet in heimlicher Bewunderung Lady Falkland an, die Frau des englischen Direktors der ottomanischen Banken. Lady Falkland ist sehr schön und in ein peinliches Abenteuer verwickelt. Ihr Mann, ein brutaler Riese, befindet sich in den Banden einer Maitresse, die er kühner Weise in seinem eigenen Hause eingeführt hat. Ein liebenswürdiger aber hinterlistiger Russe, Cermuricz, ist sein Freund und steter Begleiter. Lord Falkland möchte sich scheiden lassen, will aber unter allen Umständen seinen Sohn,

Digitized by Google

den Erben seines Namens und seiner alten Rasse bei sich behalten, Der Lord versucht nun, die Frau bei einem Fehltritt zu überraschen, damit die Scheidung zu seinen Gunsten ausgesprochen wird. Die arme Frau aber weigert sich, ihrem Gatten zuvorzukommen und als die erste die Trennung zu verlangen. Sie umgibt ihr Kind, um dessentwillen sie dauernd in Unruhe lebt, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Die Huldigungen des Marquis von Sévigné nimmt sie mit sanfter Zurückhaltung auf. Ein Besuch, bei dem der Marquis eine schreckliche, häusliche Szene belauscht, einige mehr oder weniger verabredete Begegnungen bei Freunden, zwei Spaziergänge im Stambul lassen in ihm die Liebe aufglühen. Lady Falkland vertraut sich ihrem Freunde an und schüttet ihm ihr Herz aus. Eines abends geht sie verkleidet zu einem Rendez-vous, das sie mit Sévigné auf einem jener verlassenen Friedhöfe verabredet, wo nur die niedrigsten, käuflichen Weiber umherstreunen, die Lord Falkland hin und wieder nicht verachten soll. Sie genießen ihre heimliche Liebe und nähern sich einander in Leidenschaft, während Falkland einen Anschlag gegen seine Frau vorbereitet. Sévigné hat sich auf seinen Streifzügen durch die türkische Hauptstadt allerhand orientalischen Schmuck, Kostüme türkischer Frauen, Dolche und dergleichen gekauft. Eines Abends, als er in einer Barke über den Bosporus fährt, beobachtet er in einem erleuchteten Zimmer der Villa Falkland, wie Cermowicz vor der Lady kniet und scheinbar um ihre Liebe fleht, wie sie dann von ihrem Gatten überrascht wird und ein schriftliches Geständnis unterzeichnen muß. Am nächsten Morgen wird Falkland, als er aus seiner Wohnung fortgeht, um das verhängnisvolle Schriftstück dem Gericht zu überbringen, auf einem türkischen Friedhof ermordet. Mehmed Pascha wird mit der Untersuchung betraut; er glaubt von vorherein, daß die türkische Dame, die mit Falkland zusammen die Bahn benutzt hat, ihn dann an den Tatort gelockt und ermordet hat, eine falsche, türkische Dame gewesen ist, vielleicht Cermowicz oder irgend sonst ein Rächer, der von der geopferten Mutter ausgewählt wurde. Das ist von vornherein wahrscheinlich, da die Leiche eines großen, roten Portefeuilles beraubt worden ist, das außer wenigem Papiergeld die Scheidungspapiere enthielt. Aber als Mehmed Pascha beim Frühstück die Ergebnisse seiner Untersuchung weiter ausführt und Lady Falkland als Ursache des Dramas in Frage zieht, versucht Sévigné ihn von dieser Ansicht abzubringen und zieht, während er Mehmed Pascha ins Gesicht sieht, ein großes, rotes Portefeuille aus der Tasche, um die Rechnung zu bezahlen. Sévigné nimmt Urlaub und verläßt Konstantinopel. Mehmed Pascha erhält von einem berüchtigten Verbrecher das freiwillige Geständnis von der Ermordung des Lord Falkland.

Dieses Gerippe der Handlung ist mit zahlreichen Einzelschilderungen ausgeschmückt; in zwanzig plastisch dargestellten Persönlichkeiten wird ein Gesamtbild der Gesellschaft von Konstantinopel entworfen. Niemals, selbst nicht in den polizeilichen Erörterungen Mehmeds, sucht Claude Farrère mit automatenmäßiger Trockenheit und brutaler Banalität wie ein Conan Doyle zu wirken. Im Gegenteil, die Originalität des Buches besteht in dem Kontrast zwischen der dramatischen Handlung und der Erzählungsart in der Form eines vertrauten Tagebuches, vom Schuldigen selbst verfaßt, einem Aristokraten, Weltmann und Künstler, der bis zum Schluß den Ton eines geistreichen, freidenkenden Menschen bewahrt, der seine Beobachtungen während seines diplomatischen Aufenthaltes in der Fremde aufzeichnet. Seine Art, den Mord selbst nicht zu erzählen, sondern an seiner Stelle im Roman eine Lücke zu lassen, die auszufüllen dem Leser nach dem ganzen Verlauf der Erzählung nicht schwer fällt, alles das zeugt von einem literarischen Feingefühl, das in einem zarten Empfindungsvermögen seinen Ursprung hat. So hat „der Mann, der mordete“, alle Reize jener modernen Erzählungskraft, deren kompliziertes, logisches Triebwerk uns aufregt und erschüttert, aber auch die Anmut jener Geschichten, in denen der Verfasser jeden Satz mit einer gewählten Geste begleitet.

Drei Liebeslieder.

Von **Ludwig Strauß** (Aachen).

Das war, als wir zuerst uns sahn:
Du tratst ins Zimmer ein;
Ich sah dich an. Und mit dir kam
Ein lieber lichter Schein.
Alles versank in deinem Nahn,
Wir wurden ganz allein.

Und Fremdes redend gingen wir
Der leisen Stimme nach,
Die flüsternd wie ein Frühlingswind
Sich hob in dem Gemach,
Und nun in dir und nun in mir
So süße Worte sprach.

* * *

Du hast dein Herz in meinen Blick versenkt
Wie einen Schatz in einen tiefen Brunnen.
Wer nun sich über meinen Spiegel beugend
In meine letzten Tiefen schaut, wird blind
Von Helle, Gold und köstlichen Gesteinen.

* * *

Wie einen Bach im Wald ein Reh durchschreitet,
So schrittest du, mein schlankes braunes Mädchen,
In deinen Augen offne Sehnsuchtwunden,
An einer schmalen Stelle durch mein Leben:

Vorsichtig, zag; doch ohne zu verhindern,
Daß einen achtlos hingeworfnen Blick,
Ein Tuch, ein Ringlein, eine blasse Blüte
Der Strudel griff und sacht ins Tiefe zog.

Digitized by Google

Vom Geist unsrer Zeit.

Ein Dialog von **Paul Friedrich** (Berlin).

Der Genießer: Ja, Sie haben Recht, es ist offenbar eine sehr seltsame und interessante Periode, in der wir leben. Sie ist rastlos bemüht, sich und ihre Bedingungen zu erkennen. Mit einem unersättlichen Hunger nach Klarheit über das Wesen der Dinge und vor allem das Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen verbindet sich jenes so überaus sublime Verlangen, die sinnlichen Elemente unsers Daseins in eine Art stilisierte Distanz zu rücken und ein ästhetisches Arom um sich her zu schaffen, in dem man vor den Cruditäten des äußren, oft so rohen, so barbarischen Lebens geborgen ist.

Der Sucher: So geht denn auch hier wieder jene Diskrepanz der Strömungen vor sich, indem die eine auf eine unerbittliche Klarheit in den Beziehungen, die andre auf eine gewisse Verschleierung und Bemäntelung gerichtet erscheint.

Der Genießer: Ich kann in diesen Strebungen eine derart antipolare Tendenz nicht erblicken. Es ist nicht mehr als im besten Sinne menschlich, wenn der einzelne nicht rein als Zähler ohne besondern Wert im Generalnenner aufgeht, wenn er sich der Einzigkeit seiner Natur in einer Abgrenzung von allem Allgemeinen und Alltäglichen bewußt werden will. Früher bot dem primitiveren Sinn unsrer Vorfahren ihr „gemütliches“ Heim mit den geblümten Täßchen und eine liebenswürdige, ehrsame Hausfrau vollen Ersatz für die meist fehlende höhere, essentiellere Note. „Gemütlich“ war eben das Zauberwort, mit dem noch ein großer Teil der älteren Romantik die Herzen der Weiblichkeit fascinierte. Wir haben heut die oft spießerig-kulturlose Philistrosität der Biedermeier-Art Eigenlebens durchschaut, wir besitzen nicht mehr jene harmlose Unbefangenheit, jenen in seiner Art entzückenden Mut zur Trivialität, wir können unsrer selbst nur froh werden in einem gereifteren, kritischeren Verhältnis zu den ästhetischen Werten andrer Epochen, welches nun aber keineswegs den Genuß aufhebt, sondern ihn im Gegenteil außerordentlich raffiniert. Deshalb häufen wir an die inhaltliche Schönheit früherer Zeitalter alle erdenkliche Vervollkommnung in formaler Beziehung, und wir genießen einen Goethe lieber auf Damast oder echt Japan als in der gröberen Art früherer Editionen.

Der Sucher: Es geht mir eigentümlich mit Ihren psychologisch so feinsinnigen Argumentationen. Sie haben doch eine äußerst schwache Seite. Sie sprechen von dem Streben des Einzelnen, in der Abgrenzung, in der Zurückgezogenheit auf ein ästhetisches Interieur sich seines eignen Ichs bewußt zu werden . . . aber dies eigne Ich scheint mir sehr zweifelhaft . . . es ähnelt doch schon bedenklich jenem abstrakt destillierten Ich, das wir im öffentlichen und staatlichen Leben in der Größe seiner rastlosen Arbeit bewundern. Macht auch die raffinierteste und sublimierteste Art eines ästhetischen Genießens vergangener Stile und Schätze eigentlich das Ich zum — — Ich?

Der Genießer: Doch! In diesem souveränen Nachschaffen und Umformen ganzer vergangener Kulturen destilliert sich aus dem sagen wir werktäglichen Zähler ohne Wert eine Individualität, die sich in fortgesetzter geistiger Auslese immer mehr und mehr dem Ideal eines wahrhaft vollendeten Aristokratismus annähert.

Der Sucher: Liegt aber bei allem Berechtigten dieser Art, Selbstbewußtsein im Erleben der Um- und Vorwelt zu erlangen, andrerseits darin nicht eine Gefahr? Läßt ein solches dolce far niente eines selbstgenügsamen, nachschaffenden Universalismus nicht das äußere, das alltägliche Leben, dem doch der ganze, immense Wert unsrer Zeit entströmt, geringer an unmittelbarem Gehalt erscheinen, als es in Wirklichkeit ist? Täglich werden noch neue, unerhörte technische Errungenschaften dem Besitzstand unsrer Zivilisation einverleibt, und, während wir hier disputieren, erobert der geniale Aeronaut am Bodensee Deutschland das Luftmeer. Wird also durch eine solche Indifferenz nicht ein Hochmut erzeugt, der schließlich zu Verödung und Sterilität führen muß? Ich kann mir nicht helfen: dieser Art Abkehr von allem Realen mit seinen Mängeln und Härten liegt eine Effeminierung des Charakters zu Grunde. Aber Sardanapal verbrannte unter seinen tausend Lustweibern und Midas erstarrte das Brot in den Händen zu — Gold.

Der Genießer: Auf diesen Einwurf war ich vorbereitet. Warum treten Sie an ein rein ästhetisches Problem wieder mit — moralischen Bedenken heran? Es ist ja eben das Charakteristische unsrer Kultur, daß sie endlich zu lernen anfängt, daß die Moral einer Sache lediglich in ihr selbst, nicht außerhalb ihrer zu suchen ist. Es genügt, den Tag für das Opfer jedes eignen Gefühls, jeder persönlichen Regung freizuhalten, der bessere Teil des Lebens gehört uns als einzelnen. Ist es da nicht schöner, ihn im Kreise verfeinerterer Gewohnheiten, in einem reinlichen und edlen Innenerlebnis feiertäglicher Schönheit zum besten des eignen Ichs zu verwenden, als sich entweder mit wüstem und cynischem Zeitvergeuden oder mit postillenhaft moralischen Veilletäten zu verrohen?

Der Sucher: Gewiß. Ich besitze genug Geschmack, um ein derartig platonisches Verhältnis zum Leben und zu der Kunst verstehen zu können. Nur liegt darin noch kein Grund, auf eine mehr suchende und nach neuem Leben im eignen Wesen drängende Art sich über die Zeit hinauszubringen, geringschätzig herabzusehen.

Akzeptieren wir ruhig Ihre Devise von der Moral, die eine Sache in sich selber ist. Gewiß: durch den fortgesetzten Gebrauch aller Schönheiten früherer Zeiten kann die eigne Natur, vor allem der Intellekt auch schöner und reicher werden. Es kommt eben nur darauf an, wie dieser Gebrauch sich vollzieht. Im allgemeinen aber läuft dieser Ästheticismus auf puren Hedonismus heraus, auf ein Spiel mit Kultur, mehr mit der eignen buntbemäntelten Eitelkeit,

Es macht sich so schön, sich sagen zu können, daß man einige an sich ganz eigenartige Käuze des 18. Jahrhunderts, nennen wir Abbé Galiani, genauer kennt, als seine besten Freunde. Aber ist man eigentlich dadurch schon ein gehaltvollerer Mensch? — ?

Digitized by Google

Sehr häufig soll diese Liebhaberei und Kokketterie mit „Bildung“ den Mangel an eignem Produktiv-Vermögen verhüllen, wie ein Purpur, der eine elende Blöße deckt.

Der Genießer: Ich stelle nicht in Abrede, daß bei dem heutigen Verlangen, Umschau und Einkehr zu halten in den verschiedensten Geisteszonen, auch mancher Unberufene sich den Ehrennamen eines literarischen Dandys anzueignen weiß!

Der Sucher: Und was nutzt nun diese einseitige Anhäufung von Rohstoff, von einem mehr oder weniger desultorischen Wissen. Man könnte sagen: sie kommt der Bildung der Masse zu gut. Aber das ist nicht wahr. Denn sie bleibt auf die Kreise, die in unsrer so überarbeiteten Zeit noch Muße haben, beschränkt, und gerade diesen Kreisen fehlt das Vermögen, aus einem solchen Kapital produktive Werte zu gewinnen.

Der Genießer: Das bestreite ich entschieden; diese Erwählten schreiten an der Hand solcher Führer und Wegweiser allmählich über den Horizont ihrer Zeit hinaus, und sie wirken durch den Mund und die Feder der Schriftsteller von Geschmack indirekt auf den Buchhandel und damit auf die Zeit.

Was für ein immenser Strom von Anregungen und Verfeinerungen ging schon davon bei uns in den letzten Jahren in die untern Schichten aus. Wenn Sie sehen, wie der Geschmack an kunstgewerblichen Leistungen im Gegensatz zu dem früheren Drei-Mark-Schund gewachsen ist, so machen Sie dafür zur Hälfte die Presse verantwortlich.

Dieses Erwachen einer zunächst äußern Kritik wird auch von rückwirkendem Einfluß auf das Innere sein.

Der Sucher: Nicht daß ich sähe! Man greift danach, weil es als modern gilt. Alle Versuche der Volksveredlung mancher rühriger Verleger werden annulliert durch den unbezähmbaren Trieb der Menge zur Trivialität. Sie will um jeden Preis Spannung und Sensation, Mord und Totschlag. So sieht man die bunten, geschmacklosen Hefte elender Detektiv- und Indianerschmöker heute überall, wie einem überall der neueste Gassenhauer frivol entgegenquäkt, und ich meine, es kann gar nicht anders sein. Mögen Sie mir zehnmal die eminente kulturelle Wichtigkeit des ästhetischen Dilettantismus begreiflich zu machen suchen, er führt doch zuletzt bis zu einer Grenze alles Möglichen, in einen überreizten Indifferentismus, wo die eisige Blasiertheit in ihre lebenmordenden Rechte tritt.

Der Genießer: Sprechen Sie etwa auch von Dekadenz, wo es sich doch um eine höchste Höhe des intellektuellen Bewußtseins handelt?

Der Sucher: Ich hänge nicht am Wort. Jedenfalls erkenne ich an, daß die Gegenwart eine müde, neuer Impulse bare Schönheit der rein artistischen Vornehmheit auf den Schild hob, die sehr kultiviert erscheint wie die soignierte, diamantbeflammte weiße Hand einer . . . russischen Fürstin. Und dennoch sehe ich in dieser Ausprägung eines hypertrophischen Intellektualismus absolut keine besondere Höhe des menschlichen Daseins. Es gehört viel falsche noblesse, viel angelernte Vornehmtuerei dazu, sich nie eine Blöße zu geben, das Herz möglichst auszuschalten, nur um nie lächerlich zu scheinen. Ich finde gerade das unendlich lächerlich. Und insofern, als der Mensch im Zeitalter der Maschinen selber etwas altklug-Automatenhaftes angenommen hat, eine physiologisch funktionierende Maschine mit einem permanent oscillierenden Cerebralsystem geworden ist, pflichte ich den Anhängern des Wortes Dekadenz unbedingt bei.

Der Genießer: Ich glaube, Sie übersehen in Ihrer stürmischen Subjektivität doch wohl die enorme Menge Arbeit und Selbstzucht, die dazu gehörte, um einen Hofmannsthal zum Prototyp einer ganzen Generation verfeinerterer Individuen zu machen. Wieviel schmerzlicher Verzicht auf all die Funktionen eines im großen und ganzen anständigen bourgeoisen Lebens, wieviel Steigerung der Ansprüche an den eigenen Takt, um jenes scheinbar so sichere Maß von Ruhe und Objektivität nicht nur gleichgiltigen Dingen, sondern auch sich selber gegenüber zu bewahren! Und daher wirkt dann die Freude mit wohlgepflegten Händen, an denen ein geschmackvoller Ring diskret leuchtet, ein vortreffliches und ebenso vornehm gebundenes Buch zu karessieren.

Darin liegt Seele, rassenhafte Seele, es gemahnt mich an ein englisches Porträt, etwa von Reynolds, aus dem glücklichen 18. Jahrhundert. Aber es enthält doch ungleich mehr.

Der Sucher: Ich leugne nicht, daß wir über jenes an sich rührende und anmutig-genußreiche, aber auf die Dauer doch opernhaft fade Idyll des Rokoko mit seinen steifen Geistreicheleien und seiner dekorativ verschnürten Sinnlichkeit um ein gut Stück hinausgekommen sind. Aber wenn auch der Sèvres und Meißner Geschmack jener Periode etwas Abnormes und Fragiles hat, er hat wenigstens Stil, während wir, wähnend auf der Höhe aller Zeiten zu stehen, überall nur nachstümpern und Anleihen machen. Unsre äußerlich gewiß überproduktive Zeit leidet an nichts empfindlicher, als an dem Mangel echter kultureller Produktivität — es fehlt ihr nichts, als eine wirkliche Phantasie. —

Der Genießer: Sie verlangen vom Herbst Frühlingsblüten. Wir leben in einer Abendzeit. Da wird man kontemplativ, liebt Mystiker und Einsiedler, hält Einkehr in sich selbst. Man wandert viele Wege zurück und sucht sich Trost in dem Bewußtsein eines nihil humani ame alienum puto. Daher die vorherrschend psychologische Feinheit unsrer zeitgenössischen Schriftsteller.

Der Sucher: Gerade sie hat für mich eine verteufelte Ähnlichkeit mit der Anatomie. Herzlos und leichenkalt wird irgend ein raffiniertes Problem auf den intellektuellen Seziertisch geschnallt. Immer neue Zwischenzustände und Suggestionen werden gefühlt, empfunden — aber immer mehr entschwindet das totale, nicht mit der Sonde zu fassende Leben den blassen Händen dieser Gnostiker. Und lediglich ein wissenschaftliches Interesse wie bei einer gut gelungenen Operation bleibt zurück. So wie mit den Büchern unsrer modernen Romanschreiber steht es auch mit den Herzen. Das Herz wird nur noch als eine rein physiologische Funktion betrachtet. Man glaubt zu lieben, indem man seinen Geschlechtstrieb befriedigt. Und das Verlangen nach Rausch und Betäubung führt ihn oft auf abenteuerliche und bemitleidenswerte Abwege.

Digitized by Google

Das andre Geschlecht oder gar das Kind ist nicht mehr Zweck. Alles nur Mittel, Nebensache. Man liebt, um sich zu betäuben oder um sich zu erkennen.

Ein wahrhaft monomaner und gefräßiger Egoismus vergiftet die heiligste und erlösendste aller Beziehungen.

Dem Mann wird das Weib zum Stimulans wie eine starke Importe, das Weib benutzt seine körperlichen Attraktionsmittel ungeniert, um einen reichen und dummen Karpfen zu ködern!

Wem gehört die „Dame“ der vornehmen Kreise? Ihrem Manne, ihren Kindern? Keineswegs. Der Welt, die sie bewundert, der Zofe, die sie wie eine Puppe an und auszieht, dem Schneider, der ihr schmeichelt, der Masseuse, die sie schlank macht, der Hutmamsell, die ihr Modellhüte aufschwatzt, und all das läuft darauf hinaus, Fremden, die sie nichts angehen, zu „imponieren“. Das grenzt an Prostitution!

Der Genießer: Sie haben wohl zuviel Rousseau gelesen? Gewiß ist es sehr hübsch und rührend, wenn junge Liebespaare abends coram publico sich herzen und schnäbeln, aber es ist doch auch geschmacklos.

Der verfeinerte Mensch liebt es, mit seinen Intimitäten andre nicht zu belästigen. Aber er freut sich, daß seine Frau ihre Reize nicht prüde verbirgt und sie auch andern rein ästhetisch in einer diskreten und unaufdringlichen Weise offenbart. Er zeigt damit, daß er über das Tierstadium des „Besitzers“ hinaus ist.

Der Sucher: Er zeigt damit nur, daß sein Herz groß genug ist, um es mit verschiedenen andern Spleenen zu erfüllen.

Der Genießer: Da Sie den Menschen dieser Zeit in einem solchen Licht zu sehn belieben, möchte ich Sie fragen: Glauben Sie wirklich, daß er so seelenlos ist wie er scheint? Woher mit einem Mal dieses stürmische religiöse Bedürfnis, dieses Suchen nach einer einheitlichen und harmonischen Weltanschauung, die unsern Erfahrungen nicht widerstrebt?

Der Sucher: Zum Teil entstammt es dem Eingeständnis, daß alles Wissen nur Stückwerk ist ohne einen starken und festen Glauben, der ja gerade das Unmöglichste für das Wahrscheinlichste hält.

Zum andern Teil aber beruht es nur auf dem müden Drang nach einer Beschwichtigung des letzten Restes von innerlichen Zweifeln.

Der Monismus kommt dem sehr gelegen. Er, der das Ideal aller wahrhaft Irrenden und Strebenden sein müßte, ist die Vulgäranschauung aller Satten geworden. Er ist so hübsch rund und knetbar, man kann mit ihm Ball spielen, ohne sich die Hände wund zu reißen, und man kann bequem auf ihm im Vollgefühl seiner Zeitgemäßheit schlafen.

Wir aber, wir zwiespältiger Somatisierten, die wir auf dieser Erde wandern in ewigem Kampf um unser unruhiges und verlangendes Herz, wir wissen, daß nicht umsonst der Ruf „Sehnsucht“ so stark und voll seit den Tagen des Parsifal und Nietzsches Todesnot erschollen ist. Wir fühlen das bischen Leben, das diese Zeit besitzt, als unser eigen. Ibsens Schmerzensvision vom dritten Reich, Weiningers tragischer Tod und Tolstois Flucht zu Rousseau und Christus. Aus all dem tönt der Verzweiflungsschrei dieser technisch so unvergleichlichen Zeit, die an ihrer seelischen Oberfläche krankt wie Amfortas an seiner Wunde. Und wir fühlen: es ist zu Ende mit aller Kultur, wenn ein ausschließlicher, sich selbst ironisierender Intellektualismus sich spreizt. Das tieflebendige lang unterbundene Gefühl lechzt nach Auferstehung. Das Herz will seine Rechte und sei es um den Preis aller snobistischen und dandyhaften Tugenden. Nur durch die tiefste Ehrlichkeit gegen die Natur, deren Teil wir sind, können wir hoffen, noch einmal lebendig zu werden, wir Opfer des Verstandes. Selig sind die Naiven, denn sie werden das Erdreich besitzen. Es gehört jetzt Mut dazu, menschlich zu sein. Lieber eine faustdicke Trivialität als zehn erlogene und manierte Geistreicheleien. Chaos muß in sich haben, wer einen tanzenden Stern gebären will.

Und wir sehen unsre Kultur noch vor uns. Schaffen, schaffen wie die unendliche Natur.

Darum rufe ich das Chaos!

Dieser Zeit fehlt alle echte Tiefe und Größe.

Sie ist: Groß im Kleinen,
Im Großen klein —
Wir aber wollen groß
Im Großen sein!

Aus der Finanzwelt.

Die Börse unterliegt gegenwärtig zahlreichen Eindrücken, aber man kann nicht behaupten, daß sie irgendwie in die Erscheinung treten. Sowohl auf dem Gebiete der Politik, als auch in wirtschaftlicher Beziehung gibts alle Tage etwas andres, und die Börse hätte bei einer solchen „Fülle der Gesichte“ genug Anlaß, ein etwas bewegteres Aussehen zu zeigen. Aber da liegt's eben — das Zuviel hält uns in Schranken, die Grundstimmung bleibt dieselbe, und die ausgeprägteste Zurückhaltung ist das charakteristische Merkmal unsrer Finanzkreise. Wie könnte es auch anders sein! Kaum hat man die Marokkofrage halbwegs verdaut, als der Börse auch schon der orientalische Brocken vorgesetzt wird. Und Tag für Tag dieselbe Prozedur, immer von neuem der Zustand des Hangens und Bangens. In der letzten Zeit scheint man sich einer etwas ruhigern Auffassung hinzugeben; man geht davon aus, daß auch diese Fragen wieder geregelt werden, nachdem Österreich-Ungarn seine Bereitwilligkeit, der Balkankonferenz beizutreten, zu erkennen gegeben hat, und ungeachtet der ungeheuren Staubwolken, die von Serbien aus aufgewirbelt werden. Wir sind eben in politischer Beziehung ziemlich abgehärtet, und deshalb ist auch das jüngste Kaiserinterview mit relativer Gelassenheit aufgenommen worden, wenigstens hat man einen bemerkenswerten Einfluß auf die Entwicklung des Marktes nicht wahrnehmen können. Viel unangenehmer berührt die Börse die Lage der Industrie. So oft z. B. ein großes Bergwerksunternehmen eine Generalversammlung abhält, hat man sich auch auf unerfreuliche Kundgebungen gefaßt zu machen. Eine solche ist erst wieder von der Harpener Bergbaugesellschaft in Dortmund ausgegangen, von der man erfuhr, daß die Hochofenindustrie sich in einer schweren Krisis befände und daß eine Ermäßigung der hohen Selbstkostenpreise bei der Kohlengewinnung nicht möglich sei. Und dementsprechend sind auch die Mitteilungen andrer Gesellschaften. Und in solchen Zeiten auch noch neue Steuern! Und was das Merkwürdigste ist: Diejenigen, die durch die neuen Finanzgesetze mit Gehaltserhöhungen bedacht werden, die Beamten, schlagen unaufhörlich Lärm, daß sie in unzureichender Weise berücksichtigt werden, und diejenigen, die bezahlen sollen, vor allem die Börse, tragen ihr Schicksal geduldig, ja, die Beteiligten schreiben den Zeitungen obendrein längere Episteln, daß das Steuerzahlen zwar

Digitized by Google

kein Vergnügen sei, aber daß man sich mit der Sache abfinden werde. Leichter kann es dem Finanzminister in der Tat nicht gemacht werden. Daß die neue Gesellschafts-Steuer im Grunde eine Börsensteuer ist, ergibt sich daraus, daß es sich im wesentlichen um eine Besteuerung der Aktiengesellschaften handelt. Das Plus wird auf 22 Millionen Mark geschätzt, davon trägt ein einziges Aktieninstitut, die Deutsche Bank, allein etwa $1^1/_4$ Million Mark, d. i. ungefähr 5 % der Steuer aller Aktiengesellschaften in Preußen!

Nur ein Moment hält die Börse aufrecht: Der flüssige Geldstand. Einer solchen Geldflüssigkeit vermag sich der Markt schon seit langer Zeit nicht mehr zu entsinnen. Die Wahrheit des Satzes, daß die Gegensätze sich berühren, wird durch die Gestaltung der Geldverhältnisse in den Jahren 1907/08 wieder einmal offensichtlich gemacht. Der Privatdiskont bewegt sich seit geraumer Zeit auf etwa $2^1/_2$ %, Geld für Ultimozwecke ist reichlich zu haben und ebenso auch tägliches Geld. Hierauf freilich ist die Geldflüssigkeit beschränkt, wie dieses z. B. die Verhältnisse im Hypothekenverkehr, wo höhere Zinssätze herrschen, deutlich erkennbar machen. Auch der verhältnismäßig schlechte Stand unserer Standardpapiere war bisher in dieser Beziehung sehr charakteristisch und zeigte deutlich, daß das Geld jede Art von Unterbringung mied, die es für längere Zeit festhielt. Nun hat sich aber allmählich der niedrige Diskont doch mit solcher Nachdrücklichkeit geltend gemacht, daß die Wirkung auf unsre heimischen Anlagepapiere schließlich nicht ausbleiben konnte, und so sehen wir denn inmitten der allgemeinen Misère eine recht feste Tendenz für vierprozentige Staatspapiere. In der Tat, unser Finanzminister ist ein von Glück begünstigter Mann. Schlechte Verhältnisse, neue Steuern, und dennoch steigende Anleihekurse — mehr kann wahrhaftig niemand verlangen. Schon schwillt unsern Kommunalverwaltungen von neuem der Kamm; sie sollen, sagt man, ihre Anleihewünsche ad meliora tempora zurückstellen und die Absicht haben, zu warten, bis die alte Herrlichkeit des $3^1/_2$ %-Zinsfußes wiederkehrt. Wenn ihnen nur die Zeit nicht lang wird! Denn wenn auch der Diskont niedrig steht, und wenn auch das Interesse für die 4 %-Anleihen vielleicht wieder ein wenig im Steigen begriffen ist, so ist es doch für $3^1/_2$ %-Kommunalanleihen sehr gering, und es würde schon einer totalen Umwälzung bedürfen, bevor in dieser Beziehung eine Änderung sich durchsetzt.

Die einzige Hoffnung der Börse ist die Aussicht auf eine günstige Entwicklung der Dinge in Amerika nach inzwischen vollzogener Präsidentenwahl. Vorläufig aber wirkt auch dieses Moment noch nicht, weil man durch andere Dinge noch zu sehr absorbiert wird. Unter diesen Umständen fehlt jeder Zug ins Große, und die Tagesspekulation beherrscht das Feld vollkommen, ohne jedoch im Stande zu sein, besondre Bewegungen hervorzurufen. Ein ungünstiges Aussehen zeigten in der letzten Zeit die Montanwerte, wogegen heimische Staatsanleihen, wie schon bemerkt, feste Haltung bekundeten. Die Betriebsergebnisse der Eisenbahnen im September wiesen gegen den Parallelmonat des Vorjahres eine Mehreinnahme auf.

Wie zu erwarten war, hat die Zulassungsstelle der Börse die neue Anleihe der Dortmunder Union im Betrage von 18 Millionen Mark genehmigt. Hoffentlich wird sie diesen Schritt nicht einst zu bedauern haben, denn daß dieser Kapitalsanspruch der Dortmunder Union an den Markt der letzte ist, das dürfte die Börsenbehörde nach der bisherigen Entwicklungsgeschichte dieses Unternehmens schwerlich glauben. Es kommt nur darauf an, wann die Betriebskreditoren der Gesellschaft wieder die richtige Höhe erreicht haben, und dann kann die Sanierung von neuem beginnen, vermutlich werden dann die Aktionäre wieder bedacht werden. Es geht, wie man sieht, hierbei abwechselnd, einmal der Obligationsbesitzer, dann der Aktionär. Auf diese Weise werden die Anzapfungen nicht so sehr „empfunden", ähnlich wie die Steuern, welche der Finanzminister aus dem neuen Gesellschaftssteuergesetz herauszupressen hofft.

Mercator.

Aus den Berliner Theatern.

Schillertheater. Heinrich Lilienfein: Der schwarze Kavalier. Ein deutsches Spiel in 3 Akten.

Dreißigjähriger Krieg. — Gleich denkt Ihr an Wallensteins Lager. Wilde Gesellen, die den Tod gering achten und das Leben beim Schopfe nehmen, rütteln, schütteln und auspressen, was es herhalten will. Gleich denkt Ihr weiter an den Simplicissimus, an Bauernschläue, Pfaffengier und Aberglaube, daß sich die Eichen biegen und das Eis kracht. Und daß einem das Herz im Leibe lacht, trotz allem und allem, wenn man so junges, waghalsiges Volk mit dem Teufel um die Wette reiten sieht und lieben, daß es nur seine Art hat. Ja, es gibt vertrackte Stimmungen, die einem bisweilen hinter seiner Dampfheizung kommen und unter dem elektrischen Licht, das man jederzeit anknipsen kann, — und es geschieht nichts — da möchte man hinauslaufen in den Wald und ein froh' Räuberstück mit erleben, damit das Menschenelend sich einem in seiner ganzen Nacktheit offenbare. Stimmungen, in denen man diesem ganzen Hasten und geistigen Treibjagen die paar bunten Fetzen Zivilisation vom Leibe reißen möchte und einen „Gott sei bei uns" herbeiwünscht anstatt des Steuereinnehmers mit dem quittierten Steuerzettel. Dafür ist das gut, was wir uns so unter dem Dreißigjährigen Krieg vorstellen. Da gabs noch ein lustiges Fouraggieren, Singen, Spielen und Saufen. Das übrige aber ist vom Übel. Heinrich Lilienfein hat draus „ein deutsches Spiel" gemacht, fürwahr der Name ist nicht schlecht.

Und es ist ihm gelungen, so einen kleinen Ausschnitt tollen, vollen Luderlebens auf die Bühne zu stellen. Mehr ist nun aber freilich nicht daraus geworden. Und gar „der schwarze Kavalier", der paßt wohl recht mit seinen feinen Manieren in den „Schlupfwinkel eines geflüchteten Dorfes", wie es auf dem Theaterzettel heißt. Dazu fehlt es dem Ganzen an psychologischem Schwergewicht und kommt über den Chor nicht recht hinaus. Wallensteins Lager von Schiller, ja, wenn unser verflixt gebildetes Gedächtnis nicht wär'. Vier, fünf Kriegsgesellen sitzen beim Becher und Würfelspiel, ein schwarzes, unheimliches Küsterlein in der Ecken. Und jeder erzählt seine Schnurre, daß einem die Gänsehaut über dem Magen kribbelt. Mit den Bauern wird da nicht lang' gefackelt: Eins, zwei drei, draußen seid ihr oder bekommt kaltes Eisen zu schlucken. Draußen, wo euch die Feuer der brennenden Nachbardörfer den Weg weisen durch die Dunkelheit. Noch eine Schnurre vom kichernden Küsterlein. Hat schon einmal Leibkutscher gespielt beim schwarzen Kavalier, wie er durch die Städte fuhr und tanzte mit den schönsten Mägdelein und dann lud er sie hinten auf den Wagen. War auch sein jungfrisches Weib dabei — wie lang ist das her. —

Und leise setzt die Flöte ein mit einem girrenden Liebessolo, der Hans von Busch, Hauptmann vom Fähnlein, das da vor uns kampiert. Soll des Bürgermeisters Töchterlein frein. Und heute haben sie einen aufgehenkt, der mit einer Fahrenden charmierte. War Hexenspuk dabei, der Hauptmann befahls; so mußte er dran glauben. Nella solls nicht besser gehn. Natürlich verliebt sich der arme Hauptmann, kennt sie auch schon, und sie ist potz blitz flotter noch als die Gustel von Blasewitz. Wer da will und kanns (Herr Paeschke verstand es ganz und gar nicht), kann aus diesem verliebten Hauptmann wohl etwas machen. Das Ende ist traurig wie ein Volkslied. Sie wollen ihm die Hexe verbrennen, und wie er sie ihnen fast abgeschwatzt, da nimmt ein vorwitziger Bauernbursch die Flinte und schießt den Adler vom Felsen herab. Lustig gelebt und lustig gestorben. Aber der Hauptmann kriegt den lebendigen Jammer. Er wills ihnen einbrocken. Morgen soll Hochzeit mit Elslein sein. Nur einen Gast will er sich zuvor holen. Und dieser Gast, das ist die Pest. Hier versagt die poetische Kraft des Dichters. Er verläßt sich ganz auf seinen Stoff. So geht es nicht, lieber Herr Lilienfein, so gute Verse Sie auch schreiben, nicht nur glatte. Entweder Hans von Busch spielt selbst die Pest. Und er tut es, denn er geht in eine Köhlerhütte und legt sich zu den Kranken. Oder wir halten uns an Holbein und Rathel und die Mär vom schwarzen Kavalier, die das närrische Küsterlein zu irrlichterieren weiß. Lilienfein versucht es mit beiden. Die Pest im Antlitz kommt der Bräutigam zur

Digitized by Google

Hochzeit, und wie er noch mit dem Pfarrer um den Segen rechtet, klopft es dreimal unheimlich. Die Scheunenflügel gehen auf, die Bühne wird dunkel und der Kavalier fordert gewaltsam den ersten Tanz von der Braut. — Über einem alten Bilde aus alten Holzschnitten fällt der Vorhang. Drei Akte lang das handgreiflichste Leben, Leben wie wir es uns manchmal wünschen, wenn uns vor unserer Geborgenheit im Schoße der Kriminalpolizei bange wird, um am Schluß ein wenig Hofmannstat einzuschmuggeln. Nein, Heinrich Lilienfein, ich achte Sie viel zu sehr als einen Poeten, der nicht rechts, nicht links schaut, daß ich Ihnen das verziehe, so scharf der schwarze Kavalier mit seinen verteufelt geschniegelten Gesten an meinem Herzmuskel vorbeigeschnitten, daß ich das Zittern am ganzen Leibe bekam, es war doch eine längst abgekartete Sache zwischen Ihnen, mir und unsern schönen Erinnerungen, da wir in Heidelberg in den alten, vergilbten Schweinslederbänden der deutschen Geschichte blätterten. Und ein Dichter soll sich nicht auf die Erinnerung seiner Zuhörer verlassen. Er soll uns Fleisch und Bein aus unserer Rippe schneiden. So hat's ihm der liebe Herrgott vorgemacht, so hat es ein Hebbel ein für alle mal dekretiert. Und der Name Heinrich Lilienfein soll einmal ein Stück hinter dem Friedrich Hebbels genannt werden. Ist es nicht so? *Dr. W. M.*

Kulturgesellschaft Ernst Abbe.

Der vor fast drei Jahren verstorbene Professor Ernst Abbe in Jena ist bekanntlich in doppelter Beziehung berühmt geworden. Erstens machte er bahnbrechende Forschungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Optik, und zweitens erregte er allgemeines Aufsehen durch die in Jena von ihm begründete Carl Zeiß-Stiftung, die einen hervorragend sozialen Charakter trägt und die hochherzigste moderne Schöpfung ist.

Abbe entäußerte sich schon zu seinen Lebzeiten aus Gerechtigkeit seines erworbenen Millionenvermögens zugunsten der in den Stiftungsbetrieben tätigen Personen und begnügte sich mit einem bescheidenen Direktorengehalt. Mit seiner Stiftung hat er gezeigt, wie wenig selbstverständlich und wie ungerecht die Ausbeutung, Entrechtung und Demütigung der Arbeiter und Beamten durch den Kapitalismus ist und hat bewiesen, daß die Wirtschaftstätigkeit des Volkes sehr wohl von sozialen und sittlichen Ideen durchdrungen und geleitet werden kann zum Wohle der Gesamtheit. Ihm kam es lediglich auf die Förderung der Gesamtinteressen an. Er verurteilte auf schärfste den schrankenlosen Egoismus des Kapitalismus und verlangte, daß das Unternehmertum durch Gesetze in den Dienst der Allgemeinheit gezwungen werde. Nur wer arbeite, habe ein Recht auf die von der Gesellschaft erworbenen und erarbeiteten Güter, und ihre Verteilung habe in strengster Gerechtigkeit, ohne irgend welche Bevorzugung einzelner oder ganzer Klassen zu erfolgen. Wer der Arbeit andrer bedürfe, um Güter zu erzeugen, der müsse die Arbeitenden auch in einer der Gerechtigkeit möglichst nahe kommenden Weise an den Früchten der gemeinschaftlichen Arbeit teilnehmen lassen und gesetzlich dazu angehalten werden. Der Unternehmer müsse nicht Ausbeuter der Volkskräfte, sondern deren Verwalter und Ökonom sein.

Vor einer Reihe von Monaten gingen nun Mitteilungen durch die Presse, nach welchen man sich in Jena, dem Wirkungskreise Abbes, bestrebte, eine „Kulturgesellschaft Ernst Abbe" (K. E. A.) ins Leben zu rufen, die sich die Verbreitung der sozialpolitischen Ideen Abbes und ihre praktische Anwendung zum Zweke setzen sollte. Diese Bestrebungen haben den Erfolg gehabt, daß sich ein Ausschuß zur Vorbereitung der Gründung bildete. Seine Arbeiten sind jetzt so weit gediehen, daß im November zur Gründung geschritten werden wird. Das dem Satzungsentwurf entnommene Programm der neuen Gesellschaft lautet:

Die K. E. A. bezweckt die Verbreitung, Weiterbildung und Verwirklichung der gerechtsozialen, durch die Carl Zeiß-Stiftung zu Jena erfolgreich erprobten Bestrebungen Ernst Abbes. Mittel zur Erfüllung dieser Zwecke sollen sein:

1. Propaganda und Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch Zeitungsartikel, eigne Zeitschrift, besondre Druckschriften, Verbreitung von Abhandlungen Abbes, Versammlungen, Vorträge und dergl.
2. Organisierung, sowie moralische und tatkräftige Förderung solcher gewerblicher Unternehmungen aller Art, welche gemeinnützigen oder sozialwirtschaftlichen Charakter tragen und daher, im Gegensatz zu den rein egoistischen kapitalwirtschaftlichen Betrieben, geeignet sind, die Wirtschaftstätigkeit des Volkes mehr und mehr mit sozialen und sittlichen Ideen zu durchdringen.

Die K. E. A. wird jedoch zur Erhöhung ihrer Wirkungsfähigkeit selbst keinerlei wirtschaftliche Tätigkeit ausüben, sondern lediglich Unternehmungen der vorbezeichneten Art für ihre gemeinnützigen Zwecke anregen, ins Leben rufen und fördern und sich außerdem nur solchen Einfluß auf Leitung, Verwaltung und Verwendung der Erträge dieser Unternehmungen sichern, daß der gerechtsoziale Geist Abbes dauernd n ihnen erhalten bleiben muß und somit die Zwecke der K. E. A. durch die bezeichneten Unternehmungen auch wirklich erreicht werden können.

Derart von der K. E. A. beeinflußte Unternehmungen sollen aber — besonders soweit sie Waren vertreiben oder selbst herstellen — nur für gesicherte Absatzgebiete und nicht etwa für den freien Markt arbeiten.

Als gesicherte Absatzgebiete haben in Sonderheit zu gelten: die Konsum- und Produktivgenossenschaften, die Gewerkschaften der Arbeiter und Beamten, sowie sonstige entschieden sozial und gemeinnützig gerichtete Organisationen und Vereinigungen kulturell verwandter Richtung. Mit ihnen allen soll möglichst enge wirtschaftliche Fühlung gesucht und damit dem Egoismus der heutigen Wirtschaft der Solidarismus der sozial, sittlich und kulturell ernstlich interessierten Volksschichten entgegengesetzt werden.

Interessenten, welche Näheres erfahren oder dem Gründungsausschuß beitreten möchten, wollen sich an Ingenieur Paul Trenn, Jena, Sophienstr. 16 wenden.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Treatise on the Oecophora of wheat (Oecophora temperatella) by Diom. Saracomenos, Director of Agriculture, Cyprus. Cyprus. Printed at the Government printing office, Nicosia. 1908.

Abhandlung über die Oecophora des Weizens (Oecophora temperatella). Von Diom. Sarakomenos, Direktor der Landwirtschaft in Cypern. Druck der Regierungsdruckerei in Nicosia (Cypern). 1908.

Die im Verlage der englischen Inselregierung soeben in vornehmer Ausstattung erschienene Broschüre ist mit 19 Autotypien reich illustriert.

Zuerst wird uns die Entwicklungsgeschichte der „Oecophora temperatella", eines zur Familie der „Tineina" gehörenden Mikrolepidopteron. dessen Eier, Raupe, Puppe, Männchen und Weibchen des ausgekrochenen Kleinschmetterlings, vorgeführt Neben das winzige Bild in natürlicher Größe ist die mikroskopische Vergrößerung gesetzt. Ferner sind in starker Vergrößerung die mikroskopischen Präparate des Kopfes der Raupe von oben und unten gesehen, deren Freßwerkzeuge und Vorderbeine (die das Eindringen in die Pflanzengewebe ermöglichen), ebenso Kopf, Flügel, Schuppen, Geschlechtsteile der Schmetterlinge und die Absetzung der Eier abgebildet. Dann wird die Lebensweise der Raupen im Weizen und in der Gerste geschildert, teils in Originalgröße, teils mikroskopisch vergrößert dargestellt und die dabei erfolgende Zerstörung der jungen Getreidepflänzchen gezeigt. Jede Raupe zerstört, bis sie ausgewachsen, drei bis vier Halme und braucht bis zu ihrer Verpuppung ungefähr siebzig Tage. Sie lebt außerdem auf der Quecke, dem Ackerrettig (Sinapis nigra), der Ackerwinde (Convolvulus arvensis), dem Wegebreit (Plantago major und minor) und einem Tropaeolum.

Die Insulaner nennen das Insekt, das in Europa fehlt, aber in Vorder- und Kleinasien vorkommt, „Sirividhi" oder „Strivis."

Digitized by Google

Der dem Getreidebau durch den Schmarotzer zugefügte Schaden kann sehr beträchtlich werden und wurde schätzungsweise in einem Jahre und im Famagusta-Distrikt, einem einzigen der sechs Inseldistrikte, auf 7000 Pfd. St. = rund 140000 Mk. veranschlagt.

Dann hat Sarakomenos bei seinen eingehenden Untersuchungen einen anderen, größeren tierischen Schmarotzer, die Schlupfwespe (Anilastus Tricinitus), beobachtet und auch in der Broschüre abgebildet, welche ihre 40—50 Eier in ebensoviele Puppen unsres kleinen Schmetterlings legt, die den auskriechenden Schlupfwespen zur ersten Nahrung dienen. So hat die Natur in diesem Tierparasiten einen Todfeind des Getreideparasiten bestellt, der den Menschen im Vertilgungswerke zu Hilfe kommt.

Ebenso gelang es Sarakomenos, durch weitere, lange fortgesetzte Beobachtungen und Versuche die Mittel zur systematischen Bekämpfung und Ausrottung dieses gefährlichen Pflanzenschädlings ausfindung zu machen.

Einmal empfiehlt Sarakomenos bei starker Infizierung im Januar, wenn die Raupen ausgekrochen, die Getreidefelder durch Schafe und Ziegen beweiden zu lassen. Die nachschießenden Halme sind dann raupenfrei. Ferner rät er, beim Schneiden des Getreides hohe Stoppeln stehen zu lassen und diese zu verbrennen, ferner die Felder, Feldwege und Feldgrenzen von den Raupen-Nährpflanzen zu reinigen und durch eine rationelle Fruchtfolge, besonders durch die eingeschaltete Bestellung mit Wicken dadurch der Raupe die Nahrung zu entziehen und so dem Schmetterling die Fortpflanzung unmöglich zu machen. Eine vollkommene Ausrottung der Landplage ist jedoch nur von der allgemeinen Einführung des von Sarakomenos für cyprische Verhältnisse nach europäischem Vorbilde konstruierten Eisenpfluges zu erwarten, da der cyprische Holzpflug das Unkraut nicht zu zerstören vermag. Auch das wurde durch einen Versuch bewiesen, den Sarakomenos bei dem Dorfe Pissuri im Limassol-Distrikte anstellte, weil dort das schädliche Insekt am verheerendsten gehaust hatte. Die eine Hälfte des Versuchsfeldes wurde mit dem alten cyprischen Holzpflug bestellt und die Ernte durch das massenhafte Auftreten des „Sirividhi" vollkommen zerstört. Dagegen ergab die andere mit dem verbesserten Eisenpfluge bestellte Hälfte des Versuchsfeldes eine vorzügliche Weizenernte und blieb vom Sirividhi, das nur ganz sporadisch nachweisbar war, so gut als vollkommen verschont.

Sarakomenos, der verdienstvolle Erforscher der Ursachen und Heilmittel dieser ganze Ernten vernichtenden Pflanzenkrankheit, hat in Frankreich seine theoretischen Studien gemacht und als Grieche jahrelang im griechischen Staatsdienste die heimische Landwirtschaft, zuletzt auf Korfu, praktisch gefördert, ehe er von der englischen Inselregierung zur Leitung des Landwirtschaftsamtes berufen wurde. Da drei Viertel der Cyprioten Griechen und ein Viertel Türken, welche Griechisch verstehen, sind, vermögen die auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten, auch in griechischer Sprache und populärster Form gehaltenen Wanderversammlungen, Wandervorträge und Demonstrationen, wie die praktisch-theoretischen Arbeiten und Publikationen der bei Nicosia errichteten landwirtschaftlichen Versuchsstation und die alljährlich mit Preisausschreibung veranstalteten Wanderausstellungen endlich selbst den zäh am Althergebrachten haltenden Bauern aus seinem orientalischen Schlendrian aufzurütteln.

Als 1878 Lord Beaconsfield die Welt mit der Okkupation Cyperns während des Berliner Kongresses überraschte, versprach er, nach England heimgekehrt, im Parlament, daß die britische Regierung aus der türkischen Mißwirtschaft ein Modell guter Verwaltung machen werde. Die hier besprochene Abhandlung und viele andre die Wohlfahrt der Insel fördernde Veröffentlichungen der Inselregierung beweisen, daß die Engländer diese kolonisatorische Musteraufgabe heute nach 30 Jahren bereits glänzend gelöst haben; besonders dem jetzigen Generalgouverneur Cyperns, Sir Charles King-Harman, gebührt die größte Anerkennung.

Dr. Max Ohnefalsch-Richter (Steglitz).

Im Verlag von Carl Krabbe (Erich Gußmann), Stuttgart, erschienen:

Otto Flake: Straßburg und das Elsaß. Mit Umschlagzeichnung von G. Ritleng und 8 Vollbildern.

Gustav Falke: Hamburg. Mit Umschlagzeichnung von E. Eitner und 8 Vollbildern von Hamburger Künstlern.

Diese beiden Bändchen (Preis geh. je Mk. 2) stellen den 6. und 7. Band der von Leo Greiner herausgegebenen Sammlung: „Städte und Landschaften" dar.

Karl Bleibtreu: Die Große Armee. Zu ihrer Jahrhundertfeier. 3. Band: Smolensk, Moskau, Beresina. In farbigem Umschlag. Preis geh. Mk. 3.

Ingeborg Maria Sick: Die kleine graue Katze. Roman. Übersetzt von Pauline Klaiber. Mit Illustrationen von M. Barascudts. Preis geh. Mk. 2.

Konrad Müller-Kaboth (Düsseldorf).

Zur gefälligen Beachtung.

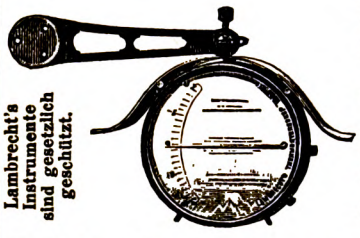
Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Original Lambrecht's Thermohygroskop

(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.



Lambrecht's Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach

15 Mark.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.: Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon (Colombo)** u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk über Algier 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—Bremen-Genua u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u. s. w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen **Nordsee und Mittelmeer.**

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

enthaltend 17 der bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder mit 9 Notenseiten, illustriert durch 6 farbige Vollbilder und 7 Vignetten. Preis elegant gebunden 2 M.

Kindersang — Heimatklang.

Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22 : 29 cm mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten nebst unterlegtem Text zu 60 deutschen Kinderliedern, 4 Teile in 2 elegant gebundenen Bänden zu je 2 M., Prachtausgabe in einem Band 5 M. Es ist ein schöner Gedanke, der hier ausgeführt worden ist, man kann zur Pflege gemütvollen deutschen Familienlebens sich nichts Ansprechenderes denken.
(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung.)

Thoma: ABC-Bilderbuch.

von Prof. Hans Thoma, mit ausgewählten Gedichten von Wilhelm Hey, nebst Original-Beiträgen von Mathilde Coester-Cassel. Format 31 : 23 cm, 48 Seiten mit etwa 60 farbigen Bildern, elegant und dauerhaft geb. M. 4.—, unzerreissbar ohne Textseiten M. 5.—.
„Sicher die schönste Fibel, die je erstand! Da ist das Lesenlernen Vergnügen. Das Kind, das dieses Buch hat, kommt fix und freudig als Leser in die Schule und lacht der Qual der andern. Es sind viele, viele Bilder darin, manche von grossem Reiz. (Die Kunst im Leben des Kindes.)
Diese Bilderbücher sind in allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig. Wo nicht, wende man sich an die Graphische

Kunstanstalt Jos. Scholz, Mainz.

Bettnässen!

Befreiung **garantiert sofort!** Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre umsonst und frei.

Institut „Aesculap"
Lübben W 14, Lausitz.

Herders

Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 47. Berlin, den 21. November 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Englische Krankheit. Von Otto Corbach (Charlottenburg). — Die 150-Jahrfeier der Stadt Pittsburg. Von Rev. Wilhelm Weber, Ph. Dr. (Pittsburg, Pa.). — Hauptmanns „Weber" vor dem Forum der Kriminalpsychologie und Psychiatrie. Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen (Dresden). — Fritz von Uhde. Zur Ausstellung im Salon Schulte. Von Hermann Abeking (Berlin). — Der neue Roman in Frankreich. II (Schluß). Von Otto Grautoff (Paris). — Mondnacht. Ballade von Carl Friedrich Wiegand (Zürich). — Zwei norwegische Volksmärchen. Aus der Asbjörnsen und Moe'schen Sammlung. Deutsch von Pauline Klaiber. — Aus den Berliner Theatern. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Englische Krankheit.

Von **Otto Corbach** (Charlottenburg).

Seit der Schwächung durch den Burenkrieg hat das früher so stolze, selbstherrliche Britannien seine „splendid isolation" aufgegeben und sich auf „entangling alliances" eingelassen, die nun Europa in ständiger Aufregung erhalten. Von außen gesehen steht dadurch England mächtiger da als je, umsomehr, als ihm für diese Epoche in König Eduard ein Monarch mit hervorragenden staatsmännischen Eigenschaften beschieden ist. Als Eduard VII. den Thron bestieg, ging England gerade aus dem südafrikanischen Kriege hervor. Als Überwinder gewiß, aber halb gebrochen. Es hatte an Achtung in der Welt viel verloren, noch mehr an Ansehen. Außerhalb des Vereinigten Königreichs sagte sich jedermann — und im Grunde des Herzens fühlte es jeder Engländer —, daß Großbritannien nur durch die Gleichgültigkeit oder Großmut seiner müßig zuschauenden Gegner vor einer Katastrophe bewahrt geblieben war. Den deutschen Kaiser läßt überreiztes Selbstgefühl glauben, nur ihm habe damals England seine Rettung zu verdanken gehabt. Kein Wunder, wenn er sich, wie die so viel Staub aufwirbelnden Äußerungen lehren, die jetzt durch den „Daily Telegraph" bekannt wurden, später vorkam wie jener Bauer in der Fabel, der einer Schlange unter einem Steine hervorhalf, um dann, weil Undank der Welt Lohn ist, von ihr gebissen zu werden. Über alles Erwarten rasch sah man John Bull sich erholen. Wie schnell beherrschte er nicht wieder alles bedeutende weltpolitische Geschehen! Wie bald verlor sich auf seinem Antlitz ein Ausdruck, der Ärger, Beschämung und Kleinmut widerspiegelte, damit der alte starre, selbstzufriedene und selbstsichere Herrscherstolz darauf sich ausprägte. Und das brachten mit ihrem Singen die „entangling alliances" zuwege. Japans Bundesgenossenschaft, Frankreichs Kordialität, Italiens Dreibundverdrossenheit und Rußlands Erholungsbedürfnis, das waren neben der Unreife des deutschen politischen Wesens die Umstände, die ein neues britisches Übergewicht in der internationalen Politik bedangen.

Der Glanz, der sich dadurch über die gegenwärtige Weltstellung Englands breitet, macht die überschätzende Bewunderung verständlich, die König Eduard außerhalb seines Landes findet. Niemand weiß, ob ihn selbst der zeitgenössische Ruhm zu berauschen vermag. Ist er dagegen gefeit, wie die Prunklosigkeit seines Wesens vermuten lassen könnte, so wird gewiß in seinem Innern der Wurm des Zweifels an dem Glauben nagen, daß seine rastlose Tätigkeit dauernde Werte zu schaffen vermöchte. Und wenn er die Unsicherheit der Grundlage, auf der seine politischen Erfolge aufgetürmt sind, nicht gewahrt, wenn er nur auf die augenblicklichen Ergebnisse sieht und sich an ihnen ergötzt, wie sich ein Kind am Strande über die Sandhäufchen freut, die die nächste Flutwelle wieder wegspülen wird, dann kann ihm doch die Trostlosigkeit nicht entgehen, die zur Zeit das wirtschaftliche Leben in England ausstrahlt.

Wie merkwürdig: In Deutschland greift die Erkenntnis von dem Werte einer starken äußeren, vornehmlich auf überseeische Kolonisation gerichteten Politik, oder der Glaube daran, immer weiter um sich; in England dagegen, wo man doch politisch alles durch die Kolonien geworden ist, müht sich gerade der konservative, an und für sich imperialistisch gesonnene Teil der Presse jetzt Tag für Tag ab, äußerpolitische, weltwirtschaftliche und koloniale Dinge in den Hintergrund und ins Dunkel zu rücken, damit sich die Bedeutung alles heimischen Geschehens um so drastischer davon abhebe. Es sind die englischen Liberalen, die, um über das Unzeitgemäße der alten Freihandelslehre hinwegzutäuschen, mit den Zahlen des britischen Außenhandels prunken. Im Jahre 1900 bewertete sich die Ausfuhr aus dem Vereinigten Königreich auf 291 Millionen Pfd. Sterling. Sie sank dann in den folgenden Jahren, um erst 1903 wieder die gleiche Höhe wie 1900 zu erreichen. Nun kam der Aufschwung; i. J. 1904 betrug der Wert der Ausfuhr 301, i. J. 1905 330, i. J. 1906

Digitized by Google

346 und i. J. 1907 426 Millionen Pfd. St. Das waren „Rekordjahre“. Und da, nach Adam Smith, die Ausfuhr ein Maßstab für die Kulturhöhe, die Produktions- und Verbrauchsfähigkeit eines Volkes ist, so müßte das englische Wirtschaftsleben also gerade seit Beginn der jetzigen liberalen Regierung prächtiger als je gedeihen. Was lehren aber die Tatsachen? Nach der „Board of Trade Labour Gazette“ waren von 600 000 Mitgliedern der Trade Unions in den Jahren 1900 bis 1903 4 v. H., 1904 bis 1907 dagegen mehr als 5 v. H. beschäftigungslos. Unter 10 000 Menschen erhielten in den Jahren 1900 bis 1903 durchschnittlich 31 Personen, 1904 bis 1907 37 Personen Armenunterstützung. Im übrigen England war das entsprechende Verhältnis 29 : 33. Bezeichnender noch sind die Auswanderungsverhältnisse. 1900 bis 1903 verteilten sich auf eine Bevölkerung von 100 000 durchschnittlich jährlich 481 Auswanderer, 247 Einwanderer, was eine Nettoauswanderung von 234 Personen ergibt. 1904 bis 1907 wanderten dagegen durchschnittlich jährlich aus 720 und ein 320 Personen, betrug mithin die Nettoauswanderung 400 Personen. Im ganzen belief sich die Nettoauswanderung 1907 auf 237 204 Personen, das sind 4561 für jede Woche, 760 für jeden Tag. Darf man annehmen, daß die Auswanderung einen so hohen Grad annehmen konnte, wenn im Jahre 1907 in England günstige Arbeits- und Lohnbedingungen vorgeherrscht hätten? Wie aber erklärt sich ein innerer Verfall der englischen Volkswirtschaft bei äußerem Aufschwung? Die Tarifreformer bleiben hierauf die Antwort nicht schuldig. Sie rechnen aus, daß der Wohlstand in England zu $^7/_8$ auf dem Binnenhandel und nur zu $^1/_8$ auf dem Außenhandel beruhe, daß also nimmermehr Ausfuhrziffern einen Maßstab für die jeweilige wirtschaftliche Lage eines Landes abgeben könnten. Weil es aber mit dem Binnenhandel mangels Zollschutzes in England schlecht bestellt sei, ginge es dem Volke schlechter als je. Beschäftigungslosigkeit, Armut und Auswanderung erreichten in England niemals einen größeren Umfang, als in den „Rekordjahren“ seines Außenhandels.

Man weiß, daß das Ansehen der Liberalen in England seit ihrem glänzenden Erfolge bei den letzten allgemeinen Wahlen wieder tief gesunken ist und noch weiter sinkt. Sie haben die Wechsel, die sie den Wählern ausstellten, nicht einlösen können. Das erste, was sie tun wollten, sollte sein, Südafrika von chinesischen Kulis zu reinigen. Sie haben das den südafrikanischen Kolonien selber überlassen. Nun ist zwar mit der Rückbeförderung der Chinesen in den Minen am Rand ein Anfang gemacht, deren Zahl ist von 60- auf 40 000 herabgemindert worden, aber man hat dafür um so mehr Kaffern angestellt und die Arbeitsgelegenheiten für die weißen Arbeiter, deren Löhne durch den farbigen Wettbewerb immer weiter herabgedrückt werden, haben verhältnismäßig abgenommen. In zweiter Linie wollten die Liberalen grundstürzende soziale Reformen durchführen und die Kosten hierfür durch eine Verringerung der Ausgaben für Rüstungszwecke herausschlagen. Nach ihren Reden sollte unter ihrer Herrschaft eine Ära friedlicher Beziehungen zu allen Nationen anbrechen. Gerade das Gegenteil ist eingetroffen. Nie ist durch die englische Politik in Europa mehr Unruhe und Unfrieden gestiftet worden, als unter dem jetzigen liberalen Kabinett. Dieses hat der berüchtigten, schließlich am russischen Widerstande gescheiterten Einkreisungspolitik König Eduards nicht den geringsten Widerstand entgegengesetzt, die doch gewiß der Sache des europäischen Friedens nicht gerade förderlich war. Aus dem Abrüstungsvorschlage, der kaum ernst gemeint war, wurde nichts. Dreadnoughts wurden vom Stapel gelassen, Ebbe kam in die englischen Reichskassen und heute fehlt es für großzügige soziale Reformen so sehr an öffentlichen Mitteln, daß selbst die Ausgaben, die gemacht werden müssen, um dem unheimlich angeschwollenen Heer der Arbeitslosen notdürftig durch den Winter zu helfen, nur durch Anleihen gedeckt werden können.

Wie ein schwerer Alp lastet das Arbeitslosenelend auf der Seele des englischen Volkes. Es hat seinen Ursprung in der einseitigen Entwicklung Englands zum Industriestaat. Eine Landwirtschaft gibt es dort kaum mehr — Schaftriften und Jagdreviere dehnen sich meilenweit aus, wo einst fleißige Hände den Boden bestellten. Und was noch an ländlicher Bevölkerung übrig geblieben ist, vermindert sich mit rasender Schnelligkeit durch den Drang in die Städte. Dort, inmitten eines aufreibenden industriellen Lebens, herrscht immer starke Nachfrage nach frischen, unverbrauchten Arbeitskräften vom Lande. Dem Elend dauernder Beschäftigungslosigkeit fallen hingegen im allgemeinen die Elemente anheim, die, obgleich noch durchaus arbeitsfähig, von Geburt an der Stadt angehören und infolgedessen nicht mehr wie Landleute über ungebrochene Willens-, Nerven- und Sinneskräfte verfügen. Der Gedanke liegt zwar nahe, den Teil der Handarbeiterschaft, der in der Industrie keine Verwendung mehr finden kann, wieder aufs Land zu verpflanzen. Tatsächlich arbeitet der englische Gesetzgebungsapparat seit Jahren in dieser Richtung. Die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß reine Industrieproletarier für das Landleben verdorben sind. Sie pflegen, wenn mit ihnen ein solcher Versuch gemacht wird, bei der geringsten Gelegenheit wieder in den Bereich der Schlote zurückzukehren, sei es auch nur, um nach kurzer Zeit als menschlicher Ausschuß von neuem aus den Fabriken aufs Pflaster geworfen zu werden. Aus demselben Grunde bildet die Auswanderung ein untaugliches Mittel, um dem Arbeitslosenelend zu steuern. Die Vereinigten Staaten sind an und für sich mit Menschen gesättigt. Für neuen Zustrom europäischen Industrieproletariats und andrer „unerwünschter Elemente“ bedankt man sich. In den englischen Kolonien sind nur noch Einwanderer willkommen, die entweder über Kapital verfügen oder als zähe, entbehrungsfähige, rührige Söhne des platten Landes Neuland unter den Pflug zu bringen verstehen. Weder in Südafrika noch in Australien will man mehr menschliche Ausschußware aus dem Mutterlande aufnehmen, und in Kanada ist erst kürzlich ein Gesetz in Kraft getreten, das jeglichen Auswanderern die Landung verbietet, die für die Ausreise der Unterstützung irgend

Digitized by Google

einer Wohltätigkeitsgesellschaft bedurften. Für englische Beschäftigungslose gibt es also auch in britischen Kolonien keine Arbeit mehr; das Mutterland muß selbst für sie aufkommen.

Die Tarifreformer haben gewiß unrecht, wenn sie dem Freihandel die Schuld an aller sozialen Not zuschieben wollen. Wenn eine den Kinderschuhen längst entwachsene Industrie den Freihandel nicht vertragen kann, so ist sie selber daran schuld. Das englische Unternehmertum ist rückständig. Bis zum Jahre 1870 stand die Vorherrschaft der britischen Industrie und des britischen Handels in der Welt außer Frage. Die Grundlagen für die neuzeitliche englische Volkswirtschaft waren schon 100 Jahre früher gelegt worden. Darauf erhob sich ein mächtiger Oberbau. Vom Jahre 1870 ab blühten jedoch auch die Industrien andrer Länder empor. Sie konnten über englische Erfahrungen verfügen, waren geistig rührig und ehrgeizig. Die in üppigem Wohlstande erschlaffte englische Industrie beharrte bei ihren veralteten Methoden. Während der 80er und noch anfangs der 90er Jahre ging es mit der englischen Industrie rückwärts. Dann rafften sich die Engländer zu einer kräftigen Riesenanstrengung auf. Sie erkannten, daß sie von Amerika, Deutschland und Belgien und andern Industrieländern lernen könnten. Alles wurde technisch vervollkommnet und wissenschaftlich ausgerüstet, sämtliche Industrien des Landes umgestaltet. So ist die Baumwollindustrie in Lancashire in den letzten 15 Jahren völlig umgeschaffen worden. Von alter Maschinerie und alten Methoden ist da kaum noch eine Spur zu finden. Arbeitersparnis war der Inhalt dieser Bewegung, und wenn sie auch als Endergebnis eine Steigerung der Nachfrage nach Arbeitern sein konnte, so bestand doch die unmittelbare Wirkung in einer Verminderung dieser Nachfrage. 1000 gewöhnliche Webstühle erfordern z. B. 350 bis 400 Weber zur Bedienung. Bei Anwendung sogenannter Northropscher Webstühle genügen 50 Weber. Im Laufe der Zeit mochten die durch die Northropschen Webstühle freigesetzten Arbeiter wohl wieder Verwendung finden können; in der Zwischenzeit aber bedeutete ihre Ausschaltung eine Zunahme der Beschäftigungslosigkeit, der Armut und der Auswanderung. Zum Unglück für die englische Arbeiterschaft sank jedoch das englische Unternehmertum nach dem Übergang zu modernen Methoden bald wieder in die alte Lethargie zurück. Man ließ es an Rührigkeit und Anpassungsfähigkeit fehlen, um im Weltbewerb um neue Absatzmärkte für die durch arbeitersparende Maschinen überflüssig gewordenen Lohnarbeiter neue Verwendung zu finden, und so mehrten sich von Jahr zu Jahr die Scharen der Beschäftigungslosen, wuchs das stehende Heer der Paupers, wurden immer größere Massen übers Meer getrieben. Die englischen Liberalen haben nicht so unrecht, wenn sie das englische Unternehmertum auffordern, sich besser zu rühren, aber viel bequemer, als sich zu neuen Anstrengungen aufzuraffen, ist es, von einer Abdämmung des ausländischen Wettbewerbs durch Schutzzölle alles Heil zu erwarten. Die Gründe, auf die sich die Tarifreformer stützen, sind zum Teil an und für sich ganz stichhaltig. Gewiß verdienen Schutzzölle nicht die grundsätzliche Verachtung, die ihnen liberale Fanatiker allenthalben entgegenbringen. Wie ein Kind eines Schutzes bedarf, um für einen selbständigen Kampf ums Dasein zu erstarken, ebenso haben auch junge Industrien Schutz nötig, um im Wettbewerb mit älteren überhaupt aufkommen zu können. Aber der Dienst, den die englischen Tarifreformer der englischen Industrie leisten wollen, hat eher Ähnlichkeit mit dem Schutze, den man einem hilflosen Greise gewährt, damit er den Rest seiner Tage in Ruhe genießen könne. Für die Zollsätze des Auslandes kann das englische Volk die Tarifreform wohl entschädigen, in seinen Fehlern wird es aller Chamberlainismus nur bestärken. Große unmittelbare Vorteile kann ihm der vollständige Übergang zum Schutzzollsystem wohl bringen; der Rückgang seiner Produktionsfähigkeit würde aber nur beschleunigt.

Der äußere Glanz des britischen Weltreichs entspricht nicht seiner inneren Kraft. Die japanische Bundesgenossenschaft hat England ermöglicht, vorübergehend seine gesamten Seestreitkräfte in europäischen Gewässern zu vereinigen und mit diesem Rückhalt auf dem europäischen Festlande großzügige Politik zu machen. Aber dasselbe japanische Bündnis hat die englischen Kolonien Südafrika, Australien und Kanada dem Mutterlande entfremdet, weil es dort überall die gelbe Gefahr zur Frage des Tages werden ließ. Aus äußeren Gründen ist das englische Ansehen in Indien durch die japanischen Erfolge gesunken. Der Versuch, das geschwächte Rußland zu versöhnen, darf als gescheitert gelten und es ist vorauszusehen, daß in absehbarer Zeit wieder ein erstarktes Rußland englischen Plänen überall feindlich entgegentreten wird. Nur heimliches Grauen vor dem inneren Verfall des britischen Weltreiches ist es, was die englischen Politiker so unheimlich geschäftig sein läßt. Englisches Glück bedeutet heute nur noch glänzendes Elend.

Die 150-Jahrfeier der Stadt Pittsburg.

Von Rev. **Wilhelm Weber**, Ph. Dr. (Pittsburg, Pa.).

Die amerikanische Stadt Pittsburg feiert am 25. November ihren 150jährigen Geburtstag. Dieses Ereignis findet auch in Deutschland einen Widerhall nicht nur, weil so viele Deutsche in Pittsburg eine neue Heimat gefunden haben, sondern noch mehr, weil die Gründung dieser Stadt eng verbunden ist mit der Geschichte Deutschlands.

Im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts hatten Frankreich und England gleichzeitig dauernde Niederlassungen auf dem nordamerikanischen Festlande gegründet, die eine Macht am St. Lawrence, die andre am James. Die Franzosen entfalteten eine außerordentliche Energie in der Erforschung des noch unbekannten Innern des neuen Erdteils. Sie entdeckten die großen Seen, den Ohio und den Mississippi. Auf

Digitized by Google

Grund dieser Entdeckungen beanspruchten dann die Könige von Frankreich das ganze zum St. Lawrence und Mississippi mit allen ihren Nebenflüssen gehörende Gebiet. Die Engländer dagegen beeilten sich, ihre Kolonien mit europäischen Ansiedlern zu füllen. Sie beanspruchten auf Grund solcher tatsächlichen Besiedlung das ganze Gebiet, das vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean innerhalb der von ihnen an der atlantischen Küste kolonisierten Breitengrade lag.

Es mußte daher über kurz oder lang zu einem bewaffneten Konflikte zwischen den beiden Mächten kommen. Der Gegensatz war aber nicht nur politischer und nationaler Natur. Es war zugleich ein religiöser Kampf. Frankreich erlaubte nur treuen Söhnen der römisch-katholischen Kirche, sich in den von ihm beanspruchten Gebieten niederzulassen. Protestanten und andre Ketzer, selbst wenn sie französischer Nationalität waren, konnten den heiligen Boden Neu-Frankreichs nicht betreten. England dagegen, vorwiegend ein protestantisches Land, erlaubte, wenn nicht in allen Kolonien, so doch in den bedeutendsten, Bekennern aller Konfessionen, sich als vollberechtigte Kolonisten anzusiedeln.

Der letzte entscheidende Kampf zwischen den feindlichen Mächten kam im Jahre 1754 zum Ausbruch. Es handelte sich dabei zunächst um den Besitz des Ortes, auf dem sich heute die Stadt Pittsburg erhebt. Hier vereinigen sich der von Norden kommende Alleghany und der von Süden kommende Monongahela und bilden den alsbald schiffbaren Ohio. Das Flußtal wird auf beiden Seiten von nicht unbedeutenden Höhen eingeengt. Diese Stellung bildet „Das Tor des Westens". Die Macht, die diesen Punkt zuerst ergriff und behauptete, gewann freien Zugang in das mächtige und fruchtbare Mississippital.

Die englischen Kolonien hatten um jene Zeit zehnmal mehr Einwohner als die französischen, und diese waren auf dem verhältnismäßig schmalen Raume zwischen der Meeresküste und dem Alleghany-Gebirge zusammengedrängt. Die Engländer hatten gerade angefangen, dieses Gebirge zu überschreiten und in das Ohiotal einzudringen, zunächst als Händler, die den Indianern ihre Felle und Pelze abkauften, aber auch schon als Ackerbauer und Handwerker. Es hatte sich auch eine Landgesellschaft gebildet, der der König von England einen bedeutenden Landkomplex am Ohio geschenkt hatte. Dieses Land sollte mit deutschen Einwanderern besiedelt werden.

Die Kolonie Virginia wollte zum Schutze dieser Leute am Punkte, wo der Ohio beginnt, eine Art Festung errichten. Die Franzosen kamen ihnen aber zuvor und erbauten dort im Anfang des Jahres 1754 Fort Duquesne, das eine starke Besatzung erhielt. Der Gouverneur von Virginia schickte George Washington, damals erst 22 Jahre alt, mit etwa 400 Mann aus, um das französische Fort zu erobern. Washington wurde jedoch von einer doppelten Übermacht angegriffen, ehe er nach Fort Duquesne kam, und gezwungen, zu kapitulieren und nach Virginia zurückzukehren. Im nächsten Jahre wurde General Braddock mit zwei regulären englischen Regimentern nach Amerika gesandt. Er marschierte mit etwa 2200 Mann aus, um das französische Fort zu nehmen. Er gelangte auch bis auf etwa acht englische Meilen an sein Ziel. Dort aber wurde er am 9. Juli im dichten Urwalde von den Franzosen und ihren indianischen Verbündeten angegriffen und total geschlagen.

Es dauerte drei Jahre, bis sich die Engländer von dieser Niederlage erholten. Dann kam General Forbes nach Amerika, um mit einer Truppenmacht von 6000—7000 Mann „das Tor des Westens" aufzuschließen. Er war sehr vorsichtig, denn er gebrauchte die Zeit von Ende Juni bis Mitte November, um in die Nähe seines Zieles zu gelangen. Im September war eine englische Abteilung von 800 Mann unbemerkt bis nahe an Fort Duquesne herangekommen. Major Grant, ihr Befehlshaber, glaubte den Platz durch einen Handstreich nehmen zu können, und ging deshalb im Morgengrauen gegen das nichtsahnende Fort vor. Dabei ließ er aber seine schottischen Dudelsackpfeifer lustig aufspielen. Das weckte die Franzosen noch rechtzeitig auf. Sie eilten, zum Teil nur mit dem Hemd bekleidet, ins Freie und vernichteten die ganze Streitmacht Grants. Weil unterdessen das Wetter sehr ungünstig geworden war, beschloß der Kriegsrat des Generals Forbes anfangs November einstimmig, für das Jahr 1758 auf weitere kriegerische Unternehmungen zu verzichten. Da kam plötzlich die Nachricht, die Franzosen ständen im Begriffe, ihr Fort zu verlassen. Darauf setzte General Forbes seine Truppen in Bewegung und zog am 25. November in das leere Fort ein, ohne einen Feind gesehen zu haben. Er taufte dann das Fort zu Ehren des englischen Ministers, der ihn nach Amerika beordert hatte, in Fort Pitt um. Das ist der Ursprung der Stadt Pittsburg.

Die Engländer haben den Besitz des Platzes und überhaupt die Eroberung des französischen Nordamerika nicht ihrer Kriegstüchtigkeit zu verdanken. Die Franzosen waren darin vielmehr den Engländern fast bis ans Ende entschieden überlegen. Der wahre Grund der Niederlage Frankreichs ist vielmehr in der verkehrten europäischen Politik der Bourbonen zu suchen. Sie hätten sich nicht am Siebenjährigen Kriege beteiligen dürfen. Wenn sie unbehindert durch jene für sie gleichgültigen europäischen Kämpfe alle ihre Mittel und Kräfte auf Nordamerika konzentriert hätten, so wäre England gewiß unterlegen.

Der Grund dagegen, weshalb die Franzosen sich genötigt sahen, ihre so lange und tapfer verteidigte Stellung am Punkte des Ohio ohne Schwertstreich zu räumen, ist die erfolgreiche Mission des der Brüdergemeinde angehörenden Sendboten Christian Friedrich Post. Dieser Missionar war 1742 von Deutschland nach Amerika gekommen, um die Indianer zum Christentum zu bekehren. Er war darin sehr erfolgreich und erfreute sich großen Ansehens unter den Rothäuten.

Als Forbes nicht weiter konnte, schickte der Gouverneur von Pennsylvanien Post als Gesandten zu den Indianern, die am Ohio in der Nähe von Fort Duquesne wohnten, um sie zu überreden, mit den

Digitized by Google

Engländern Frieden zu schließen und im kommenden Kampfe zwischen den Europäern neutral zu bleiben. Diese Sendung war sehr gefährlich. Den durch den langen Krieg nur noch blutgieriger gewordenen Indianern war nicht zu trauen. Außerdem mußte Post ganz nahe am Fort Duquesne vorbei. Er war mehr als einmal in Lebensgefahr auf dieser von ihm ganz allein unternommenen Reise. Als der französische Befehlshaber von seiner Anwesenheit unter den Indianern hörte, setzte er einen hohen Preis auf seinen Kopf, und nur zu viele waren willens, diesen Preis zu verdienen. Trotzdem war Post erfolgreich. Die Indianer hörten auf seine Stimme und nahmen seinen Rat an. Er begab sich dann im selben Monat noch ein zweites Mal in das Indianergebiet zurück, um den Frieden nicht nur im Namen Pennsylvaniens, sondern aller englischen Kolonien zu befestigen.

Die Folgen dieser mit so seltenem Mut und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit durchgeführten Sendung Posts war, daß die Ohio-Idianer sich von den Franzosen zurückzogen und ihnen die Freundschaft kündigten. Das zwang dann zunächst die kanadischen Indianer, nach Kanada zurückzugehen, und daraufhin mußte der französische Kommandant de Ligneris erkennen, daß er sich und seine Soldaten nur durch schleunigen Abzug retten könne.

Die Eroberung von Fort Duquesne und die Gründung von Pittsburg ist daher in gewissem Sinne durch den von Friedrich dem Großen geführten Siebenjährigen Krieg und direkt durch den kühnen Glaubensmut und die schrankenlose Selbstaufopferung des deutschen Missionars Christian Friedrich Post ermöglicht worden. Möge bald ein Denkmal des seltenen Mannes sein Andenken in der Stadt Pittsburg verewigen!

Hauptmanns „Weber" vor dem Forum der Kriminalpsychologie und Psychiatrie.

Von Staatsanwalt **Dr. Erich Wulffen** (Dresden).

In seinem Schauspiel „Die Weber" hat Hauptmann die Charakterzüge des Volkes in einer im Drama noch niemals erreichten Weise gezeichnet. Ein echter Volkskenner, hat er auch ein tiefes Verständnis für die kriminellen und pathologischen Züge eines Volkes, er ist auch ein — meist instinktiver — Kriminalpsychologe.

Gleich in der szenischen Beschreibung des ersten Aktes zeigt sich die Meisterhand.

Im Verlag von Alfred Langewort (Breslau) erscheint in den nächsten Tagen unter dem Titel: „Gerhart Hauptmann vor dem Forum der Kriminalpsychologie und Psychiatrie" aus der Feder des schon mehrfach literarisch bedeutsam hervorgetretenen Dresdener Staatsanwalts Dr. Erich Wulffen eine interessante literarisch-kriminalistische Studie (Preis geb. Mk. 3), aus der wir auszugsweise das „Die Weber" betitelte Kapitel schon heute hier wiedergeben können.

Die Unterschiede in der männlichen und weiblichen Individualität werden betont. Die typische Stumpfheit zeichnet in sozialer Not zuerst und am nachdrücklichsten das Gesicht des Mannes. Deshalb sehen sie sich, wenn sie mit derselben Not kämpfen, alle so ähnlich. Bei Meuniers Bergleuten finden wir dieselben typischen, sich ähnelnden Proletariergesichter. Das Weib ist an und für sich nicht so individuell geartet wie der Mann. Das Weib steht der sozialen Not unempfindlicher und verständnisloser gegenüber. Die Erbärmlichkeit und Feigheit des ausgemergelten Webers werden noch von einer äußerlichen Tünche verdeckt, in Gegensatz zu der völligen Abgetriebenheit der Weiber. Eine Fülle von Charakterzügen des getretenen Proletariers wird entwickelt. Seine von einer höheren Warte aus fast unbegreifliche Langmut. „A Weber wart't an'n Stunde oder an'n Tag. A Weber is ock 'ne Sache." Begriff und Bewußtsein des Menschentums und der Persönlichkeit erscheinen hier aufgegeben. Sklavische Unterwürfigkeit schneidet sich selbst jeden Erfolg ab. Unsagbare Leiden werden als etwas Natürliches hingenommen Die Erzeugung von Krankheitsstoff auf dem Wege der Vererbung wird mehrfach hervorgehoben.

Im zweiten Akt befinden wir uns im Stübchen der Weberfamilie Baumert zu Kaschbach. Eine erschütternde, großartig gezeichnete Szenerie. In solchem Milieu wachsen Familien, wachsen Generationen auf. Die Anthropologie gibt uns die Antwort auf die Frage, welche intellektuellen und ethischen Früchte hier reifen können. Diese entsetzliche wirtschaftliche Not ist durchaus historisch beglaubigt; Hauptmann hat eher gemildert. Es ist nicht schwer, an Hauptmanns Webern die Psychologie des politischen Verbrechens zu entwickeln. Jede Reform darf nur unmerklich und ganz allmählich eingeführt werden, wenn sie nicht eine Reaktion wecken soll, die alle Vorarbeiten zugleich zerstört. Der Weberaufstand im Eulengebirge vom Jahre 1844 war eine Rebellion, gemacht von physisch und psychisch minderwertigen Menschen. Diese anthropologische Wahrheit trägt der Dichter im Stück selbst mit den Worten des Kandidaten Weinhold vor: „Es sind eben hungrige, unwissende Menschen. Sie geben halt ihre Unzufriedenheit kund, wie sie's verstehn. Ich erwarte garnicht, daß solche Leute . . . ."

Dieser kriminalpsychologische Kommentar trägt dem jungen Theologen die sofortige Entlassung aus Dreißigers Hause ein. Wissenschaftlich ist er die wirkliche Lösung der Psychologie des hier geschilderten politischen Verbrechertypus. Hauptmann, das ist das Interessante, hat sie gegeben, ein Dichter in einem Drama, etwa zu gleicher Zeit, wie Lombroso zum erstenmal im Bereich der Wissenschaft.

Physisch und psychisch minderwertige Menschen sind diese Weber. Das hat Hauptmann mit vollendeter Kunst gezeigt. Deshalb die getreue Kleinmalerei in einem breiten Milieu. Die von mir schon anderwärts betonte Pathologie in der Weltgeschichte und Ethik lassen sich auch an den Webern beweisen. Die Natur legt auch den Schwachsinnigen, Minderwertigen und Neuropathen eine Mission auf; sie sind keine verlorenen Individualitäten im Haushalte der Natur. Ächzend und blutend müssen

Digitized by Google

sie das schwerfällige Rad der menschlichen Entwicklung wälzen helfen; ohne ihre Umdrehungen bliebe es nicht im Schwung. Sogar das Verbrechen, das politische, und in seinem Gefolge das gemeine, werden notwendig. Normale und Nichtverbrecher sind diesen — Kulturaufgaben nicht gewachsen.

Der politische Verbrecher hat also seine Psychologie, die verstanden sein will. Er hat auch seine Literatur, seine Poesie. Keine Revolution, keine Rebellion ohne Lied. Der Rebellionsgesang des Weberaufstandes, das „Blutgericht" trägt alle Symptome der Psychologie des politischen Verbrechers.

Die Psychologie des Weberliedes ist unendlich fein und bisher nur wenig beachtet worden. Das ganze Bild, in das die Betrachtung eingekleidet wird, ist mit einem echt volkstümlichen, geradezu erschütternden Zuge ein kriminelles. Die tiefe soziale Not des Volkes erscheint als — Kriminalprozeß um Leben und Tod, als Blutgericht!

„Hier im Ort ist ein Gericht
Noch schlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht schnell ein Urteil spricht,
Das Leben schnell zu nehmen."

Soziale Not und Strafprozeß gehören zusammen. Diese kriminal-psychologische Erkenntnis schlummert hier latent als Gefühl. Soziale Not und Kriminalprozeß fressen am Mark des Volkes. Deshalb werden ihm beide gleichbedeutend.

Der furchtbarste Strafprozeß ist die soziale Not:

„Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.
Die Herren Dreißiger die Henker sind,
Die Diener ihre Schergen,
Daran ein jeder tapfer schindt,
Anstatt was zu verbergen."

Das Urteil im „Kriminalprozesse der sozialen Not" wird nicht so schnell gesprochen wie vom wirklichen Gericht. Langsam werden die Angeklagten zu Tode gequält. Die unheimlichen Requisiten des Inquisitionsprozesses werden aufgezählt: die gefährlichen Zeugen, die Folterkammer, der Henker und seine Schergen.

Kaum hat der Reservist Jäger das „Blutgericht" in der Weberstube zu Kaschbach vorgetragen, so wird eine mächtige Begleiterscheinung des politischen Verbrechens wirksam, die Suggestion. Ohne Suggestion sind politische Aufstände, Revolten, Rebellionen und Revolutionen nicht möglich.

Eine ähnliche Suggestion ist übrigens die Begleiterscheinung des politischen Heldentums. Auch der politische Held ist nicht nüchtern im Augenblick seines Heldenmuts, auch er steht unter dem starken Einflusse einer Idee, die sein ganzes Innere ausfüllt und alle andern Bewußtseinsinhalte, die Liebe zum Leben, zu Weib und Kind usw. ausschaltet. So geschieht es denn auch, daß der politische Verbrecher, wenn eine spätere Zeit ihre politischen Ideale verändert hat, zum politischen Helden werden kann.

Die psycho-physiologische Wirkung der Suggestion ist naturgemäß außer bei einzelnen impulsiven Charakteren besonders erleichtert beim gemeinen Mann mit ungeklärten Vorstellungen, noch mehr beim geistig Minderwertigen, beim Schwachsinnigen, beim Neuropathen. Am alten Baumert wird die Macht der Suggestion gewissermaßen exemplifiziert. Er stammelt unter Lachen und Weinen. Er stampft mit zitternder Wut den Boden. Er ballt die Faust. Er wird — man übersehe die pathologische Färbung nicht — zu „delirander Raserei" hingerissen. Das ist der Alte, der seit zwei Jahren keinen Bissen Fleisch gegessen, dessen Magen das in gieriger Hast verschlungene Stück Hundefleisch nicht bei sich behalten hat!

Im dritten Akt wird die Macht der Suggestion genährt. Nach dem Holzdiebstahl ist die Unterschlagung des anvertrauten Garns in der Weberbevölkerung fast das einzige Vermögensdelikt. Dazu kommt der Hehler, der das Garn aufkauft und weiter verwertet. Hauptmann arbeitet hier als Kriminalist getreu nach seinen historischen Quellen. Die Kriminalstatistik lehrt, daß die ärmsten Gegenden die niedrigste Kriminalität aufweisen. Not und Dürftigkeit allein werden nicht zur Ursache einer erhöhten Kriminalität. Erst die hinzutretende Genußsucht und die Anreize zu ihr führen zu Verbrechen. Die Weber sind auch abhängig von der gräflichen Herrschaft. Schutzgelder und Naturalleistungen sind zu entrichten. Was ihnen der Fabrikant übrig läßt, holt der Edelmann aus ihrer Tasche. Der Bauer sieht den Weberstand, diesen Vorläufer des modernen Arbeiterstandes, über die Achsel an. Jedem neu erstehenden Stand pflegt es so zu ergehen.

Die Alkoholfrage wird gestreift. Die Weber trinken viel Schnaps. Wieder eine nationalökonomische Wahrheit. Wo die Löhne selbst zur Bestreitung des notdürftigsten Unterhalts nicht ausreichen, wird gerade der unverhältnismäßigste Teil in Branntwein umgesetzt. Hungerlöhne sind nur unter der Illusion des Alkohols zu ertragen.

Jäger und Bäcker tragen die Suggestion unter die Weber. Pathologische Motive werden verwertet. In Steinkunzendorf sitzt ein Weber den ganzen Tag nackt am Bach und wäscht sich, ein Johannes-Vorläufer der neuen Bewegung. Not und Verzweiflung haben ihm den schwachen Kopf vollends verwirrt. Fast jeder politische Aufstand weist solche Gestalten auf. Ein alter Weber beginnt, unter der Einwirkung des Branntweins und vom Geist getrieben, in Zungen zu reden. Das Pathologische nimmt gern religiösen Charakter an. Alkohol und Fanatismus machen leicht zum Reimer. Die Rebellion ist fertig. Der treue Kutscher spannt die Pferde an und rät seiner Herrschaft zur Flucht. Auch solche patriarchalischen Züge fehlen nicht. Frau Dreißiger wird mit einem sympathischen Zuge charakterisiert. Ihr Vater war ein kleiner Gastwirt im Orte. Jetzt weiß sie nicht, wie ihr zumute ist. Wenn sich's so verhält, wie draußen die tobende Menge meint, da ist es ja gerade, als wäre der Reichtum ein Verbrechen.

Es ist ein feiner Zug des Dichters, daß er einem einfachen Weibe die Frage nach dem wichtigen Problem eines sittlichen Güterbesitzes auf die Zunge legt. Frau Dreißiger hat von diesem Kapitel der sozialen Ethik natürlich keine Ahnung. Die Frage, ob Reichtum ein

Digitized by Google

Verbrechen sei, kommt ihr ganz unbewußt; um so stärker ist die Wirkung, weil die Frage also nicht Sache großen Nachdenkens, sondern nur eines gesunden Gefühls sein kann.

Für den Leser oder Zuhörer aber wird das Problem, das die moderne Ethik wenigstens theoretisch gelöst hat, aufgerollt. Der Besitz hat nur sittlichen Wert, wenn er zur Erzeugung sittlicher Zwecke dient; nur ein solcher Erwerb ist sittlich. Es ist nicht wahr, daß das Eigentum ein Recht ist, dem gar keine Pflicht gegenüber steht. — Aufruhr und Landfriedensbruch sind entfesselt. Die ganze Plünderungsszene ist in ihren Einzelheiten von außerordentlicher psychologischer Wahrheit.

Im fünften Akt lernen wir noch eine Art der Webersamilien kennen. Der alte Hilse, ein von Alter, Arbeit, Krankheit und Strapazen gebeugter Mann, ist Kriegsveteran und hat einen Arm verloren. Er klammert sich nicht ohne schwächliche Frömmelei an Gebete und an das Jenseits. Er findet nicht Worte genug, Gott für alle ihm erwiesenen Erbärmlichkeiten zu danken. Er steht immer noch unter der patriotischen Suggestion wie in der Kriegsarmee. Die kleine Enkelin hat in Peterswaldau vor Dreißigers Hause einen silbernen Löffel gefunden, der vermutlich von den Plünderern verloren worden ist. Der schwachbrüstige Sohn Hilse trägt ihn auf die Kanzlei und bittet um Entschuldigung, daß sich sein unverständiges Kind an so kostbarem Gute vergriffen habe. Eine lächerliche, eine kriechende Ehrlichkeit, erzeugt in körperlicher und geistiger Verkümmerung! Als die Aufrührer nach Langenbielau rücken, warnt der alte Hilse seinen Sohn vor der Beteiligung. Draußen braust eine große Menschenmenge.

Die Weiber werden zu Furien. Sie heben vor den Soldaten ihre Röcke hoch nnd spucken ihnen ins Gesicht. Zwei echt weibliche Angriffsmittel. Wenn die widerspenstige Verbrecherin im Zuchthause von Aufsehern überwältigt werden soll, reißt sie sich die Kleider herunter und steht nackt vor ihnen.

Louise springt vor den Bajonetten der Soldaten herum. Der schwachbrüstige Gottlieb Hilse wird im Augenblick der höchsten Not zum Helden, mit geschwungener Axt stürzt er hinaus.

Der alte Hilse soll vom Fenster weggehen; die Leute rufen's ihm herein. Er bleibt sitzen. Auch ihn erfaßt die Ekstase, keine andre, wie die Männer da draußen, gleichfalls die Ekstase des Märtyrers. Auch sie ist pathologischer Natur, geboren im Augenblick höchster überreizter Nerventätigkeit. Er fängt an zu weben. Im Höhenpunkt der Ekstase eine gewohnte, mechanische Fertigkeit. Eine Salve kracht. Hilse plumpst über den Webstuhl. Draußen die Fanatiker vor den Bajonetten, drinnen der Fanatiker hinter Webstuhl und Gebet. Ein fast gleichartiger Fanatismus aus genau demselben physiologischen Boden erwachsen, aus ganz und gar derselben unsagbaren Webernot. Deshalb trifft die Kugel draußen wie drinnen mit ganz derselben Tragik!

Die zweite Salve hat die Menschenmasse in johlende Wut versetzt. Mit Hurrarufen stürmt sie auf die Soldaten ein, die zum Dorf hinausgetrieben werden. Das ist geschichtlich beglaubigt. Aus der Geschichte wissen wir aber auch, daß der Aufstand sehr bald abflaute und vorläufig wieder das alte Weberelend in die Hütten einzog. Der Dichter braucht uns das nicht zu sagen. Der Mut dieser Minderwertigen und Schwachen kann nicht lange aushalten. Die Zeit ist noch nicht reif, um aus freien Stücken Abhilfe zu schaffen. Der Aufstand war ein soziales Phänomen, das schnell vorüberging.

Moderne Politik, Sozialismus, Kriminalpsychologie und Psychopathologie, alles historisch und wissenschaftlich wahr, werden in den Webern in einer vollendeten Kunstform, in höchster Objektivität, erfüllt von tiefster Innerlichkeit, gegeben. Nur mangelndes Kunstverständnis kann ein Tendenzstück wittern, nur ein unkünstlerisches Publikum kann tendenziös erregt werden. Hauptmanns naturalistische Kunst ist zu einer sozialen Vermittlerin berufen, mehr vielleicht, als die ideale Kunst der Klassiker. An den „Webern" kann sich das soziale Empfinden des Volkes bilden.

Fritz von Uhde.

Zur Ausstellung im Salon Schulte.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

Auf drei Jahrzehnte künstlerischen Schaffens blickt Fritz von Uhde zurück. Werke aus drei Jahrzehnten grüßen uns und weisen uns den Weg, den ihr Meister gegangen ist. Sein Pfad ist nicht steil und rauh; er steigt nicht in die höchsten Höhen und wühlt sich nicht durch die tiefsten Schächte. Und mag ein Felsen ihn sperren, der Schreitende sprengt ihn nicht mit Pulver und Stahl; er findet den ruhigen Abstieg in das sanfte Tal.

Das macht: Uhde war kein Knabe mehr, als er des Reiters Schwert und Sporen gegen Palette und Pinsel getauscht. Er trat nicht an sein Werk mit dem überschäumenden Mute der Jugend, die trotzend sich bäumt und wieder so seltsam verzagt. Denn jenes Ringen nach innerer Mannheit und das laute Tönen ihrer Arbeit ist eins. So ist Fritz von Uhde Maler geworden, nicht sowohl zu fechten um Farbe, Licht und Luft, sondern mitzuteilen von dem, was ihn so ganz erfüllt, von seiner ruhigen, reinen, freundlichen Menschlichkeit.

Und sie ist der Kern seines Schaffens, das Geheimnis seines Erfolges. Sie führt ihn auf das religiöse Gebiet. Uhde ist der Maler des Christentums. Denn er predigt die Liebe, wie es kein zweiter getan, der sich noch so sehr in Stoffen und Gebärden erschöpft. Er spricht mit dem Heiland: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Er sagt es schlicht wie jener, er braucht der vielen Worte nicht. Da stehen die Mädchen und Buben und drängen zögernd zum Herrn. Schlicht ist die Stube und schlicht der Kinder Gewand. Es ist Alltag, nicht Engelzungen tönen und der Himmel strahlt nicht in sonniger Pracht. Und gerade darum steht das Bild unserm Herzen so nahe. Die Anbetung der heiligen drei Könige ist mit gleicher Behaglichkeit und Innerlichkeit

Digitized by Google

erschaut. Die Könige treten in den niedrigen Stall. Ihr Schritt ist zaudernd und still, ihr Blick ist scheu. Die junge Mutter sieht zu ihnen auf, erstaunt und doch so dankbar und froh, daß man ihrem Kinde ein Liebes tut. Es leuchtet nicht des Schreines Gold und des Mohren Gewand, es leuchtet die Ruhe und Freude, die des Malers Hand über sein Werk gebreitet. Jene Ruhe wird im Abendmahl zur dumpfen Schwüle. Die Jünger mit den armseligen Gesichtern und den bangen Stirnen lehnen zag um die Tafel und wissen des Weges nicht. Sie fühlen die Stunde, die des Menschensohnes Schicksal und das ihre leitet. Ein unendliches Mitleid webt um die Gestalten; unendliches Mitleiden klingt leise und immer lauter in des Beschauers Brust.

Und wie ist das alles gemalt? Man weiß es nicht, und man forscht nicht danach. Die absolute Größe dieser Arbeiten spricht allein, kein Zweifel kommt auf. Aber zu jeder Höhe führt der Weg mit seinen Rasten, von jedem Weg führen Pfade abseits ins Gehölz. In der Predigt Christi am See hat Uhde das versucht, was ihm erst später geglückt. Er scheitert hier an der Unzulänglichkeit technischen Könnens. Gewandter ist er in seiner Grablegung, tüchtig in den Würflern um Christi Rock. Aber diese Stücke enttäuschen doch. Es ist, als ob Uhde, einmal auf religiöse Stoffe hingewiesen, sich auch mit solchen beschäftigt hat, deren mehr illustrativer Charakter seinem eigensten Empfinden nicht entsprach.

Die Legende des Tobias führt ihn wieder zu sich selbst. In reizend idyllischen Bildchen singt er hier das Lied der Kindesliebe, erzählt er das Märchen vom Sohn, der an der Hand des Engels hinauszieht, den blinden Vater zu heilen. Immer wieder beschäftigt den Maler das Motiv des Abschieds. Bald drücken die Alten dem Sohn die Hand im geräumigen Flur, an dessen Treppe der Engel wartend lehnt. Bald geleiten sie ihn bis in das Gärtchen und lauschen seinem verhallenden Schritt.

Fritz von Uhde hat nicht von Anbeginn das religiöse Gebiet betreten, er hat sich später nicht auf dasselbe beschränkt. Das ist erklärlich, da er in ihm nur den Anlaß fand, seine eigene Welt, die sich mit jener so seltsam vermählt, zu spiegeln. Wo er um sich schaut, schaut er gleichfalls mit dem liebevollen Blick des Heilandes. Auch er spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen. „Im Schulgarten“. Da sitzen die Kleinen mit den ernsthaften Gesichtern und den trotzigen Mündchen auf den langen Bänken. Ein wenig Sonne spielt im Grase. Dann „Der Leierkastenmann kommt.“ Ein Stückchen Alt-Holland, verklärt von dem Jauchzen der tanzenden Kinder. Heideprinzeßchen, die kleine Vagantin im hohen Gras, ist gleichfalls ganz Ausdruck und inneres Versenken. Das Bildnis eines Bauernmädchens gibt so recht das Seelische der reifenden Jungfrau in dumpfem Druck und doch ruhiger Ergebenheit.

Dem Künstler, der so ganz Mensch ist, ist auch ein kräftiger Humor nicht fremd. So malt er in den achtziger Jahren ein lachendes, altes Weib mit dem Bierkrug, dann das „Radiweib.“ Hier spielt er mit einer gesundfrohen, deshalb anziehenden Häßlichkeit. Auch „Die Unterhaltung“, eine lachende Alte mit ihren lachenden Kindern am Fenster, „Der Bummler“ sind von saftiger Freudigkeit. Dann ist Uhde wieder tief ernst, fast traurig. Eine „Flucht nach Egypten“ zeigt den Bauersmann und sein Weib, die gebeugt die aufgeweichte Chaussee entlang ziehen, fort aus ihrer Heimat.

Im letzten Abschnitt seines Schaffens ist Fritz von Uhde immer stiller, immer beschaulicher geworden. Er bedarf der Stoffe nicht mehr mit Titeln und Gedanken. Er malt seine Zimmer im sonnigen Schein, er fügt die Gestalten seiner Töchter in die traulichen Plätze des flimmernden Gartens. Er lebt für sich und erfreut sich an den Dingen, die um ihn sind; er erzählt nur noch von dem ruhigen Lauf seiner Tage. Was sein Herz bewegte, das hat er freundlich verschenkt.

Man hat Uhde den Maler des Lichts genannt. Ich weiß nicht, ob er als dieser bestehen wird. Unsre Augen haben sich an eine ganz andre Helligkeit, an ein ganz andres Leuchten gewöhnt. Aber gerade die leise Sonne paßt so ganz zu der bescheidenen Art. Auch ein großer Techniker ist Uhde nicht. Er zeichnet nicht mit der absoluten, mathematischen Sicherheit des anatomisch geschulten Blicks, er malt nicht mit dem souveränen Strich einer kraftvoll herrschenden Hand. Und dennoch, wir vermissen diese Faktoren nicht, wir suchen nach ihnen nicht. Und das ist das Geheimnis des wahren Künstlers: Seine Werke stehen vor uns, ein Leben, ein Erleben. Wir forschen nicht nach ihrem Wie und Woher, ein reiner Klang zieht von ihnen aus in unsre Brust und löst dort eine edle, freudige Harmonie.

Der neue Roman in Frankreich.

Von Otto Grautoff (Paris).

II (Schluß).

Der Stil Léon Frapières ist weniger anmutig. Wahrheit, Aufrichtigkeit und zarte Abstufung des Gefühls bestimmen den Wert seiner „Mutterschule“. Die Erzählung ist von jener Einfachheit, wie sie erlebten Dingen eigen ist. Ein junges Mädchen fällt nach dem Tode seines ruinierten Vaters und der darauf folgenden Auflösung seiner Verlobung einem alten, grämlichen und feindseligen Onkel zur Last. Fräulein Rose will aus diesem trübseligen Milieu heraus und sucht eine Stellung; aber nirgends bietet sich ihr etwas, das ihrer Bildung entspricht. Sie sieht sich gezwungen, um ihre Freiheit durchzusetzen, in einer Mutterschule die Stellung einer Dienstfrau anzunehmen. Mutig trotzt Rose hier den täglichen Demütigungen und dem physischen Widerwillen. Sie will sich dahin bringen, diesen Beruf zu lieben, um darin die Genugtuung zu finden, die sie in der Liebe nicht finden konnte. Der Vorsteher der Schule erkennt in ihr das Mädchen aus einer andern, höheren Gesellschaftsklasse und sucht sich ihr zu nähern. Nach dem ersten harten Jahr verläßt Rose die Mutterschule und verheiratet sich mit dem Vorsteher. Das intelligente, bescheidene Mädchen, das sich freiwillig erniedrigt hat, hat die Bedeutung der erzieherischen Aufgabe tiefer

Digitized by Google

erfaßt als die studierte Lehrerin, die von ihrem Katheder herab die offizielle, pädagogische Methode lehrt. Der Widerspruch zwischen Rose und der Lehrerin, die Fruchtlosigkeit und Härte einer allgemeinen Pädagogik, der Widerspruch zwischen dem Beispiel der Familie, der Straße, dem Restaurant und dem Unterricht der Lehrerin ist fein beobachtet und entwickelt. Die Mutterschule ist ein Roman, in dem ein neuer Stoff literarisch verwertet wird. Er hebt Individualitäten hervor und gibt gleichzeitig ein Weltbild von kleinen, in ihrer Entwicklung begriffenen Wesen; er beurteilt einen Kulturzustand in seinen wertvollsten Bestrebungen und ist gleichzeitig das Spiegelbild eines langsam anschwellenden Gefühls.

Ein anderes Gebiet des modernen Kulturlebens diente Binet-Valmer zum Vorwurf für seinen Roman: „Die Metöken". Unter den Metöken versteht der Verfasser die modernen Griechen und Orientalen, die in Paris leben, arbeiten und sich vergnügen. Diesen einen Kreis des Kosmopolitismus hat der Verfasser in seinem Roman dargestellt. Dreißig Personen, die von einer nur zwei Tage dauernden Krisis erfaßt werden, ruinieren, täuschen, ergeben und töten sich wie in einer dramatischen Sarabonde. George Arvinas, Literat und Finanzmann, hat einen König im Orient ernannt, sich selbst sogar als einer der Fürsten von Paris aus aufgedrängt. Aber seine Pläne scheitern. Um wieder an die Oberfläche zu kommen, gründet er ein Syndikat orientalischer Kapitalisten, dem er den Ankauf der Handelsflotte einer französischen Schiffahrtsgesellschaft vermittelt. Eine Interpellation zwingt seinen alten Freund, den ersten Minister Bourgillard, sich dem Unternehmen zu widersetzen. Von einem seiner Teilhaber wird Arvinas darauf verlassen. Aber er kämpft doch weiter, da alles für ihn auf dem Spiele steht. Haß und Eifersucht verfolgen ihn. Seine Familie wendet sich von ihm ab, sein Sohn Perikles und seine Tochter Helena verleugnen ihn. Arvinas verbindet sich mit dem mißgestalteten Ghali, dessen senile Leidenschaft für Anita Reguerro Arvinas benutzen will, um Ghali für sich zu gewinnen. Aber die Reguerro verläßt Paris. Ghali verschwindet heimlich und in seinem Haß gegen Arvinas kauft er dessen Wechsel auf, um Arvinas dadurch zu ruinieren. Endlich wird Arvinas auch noch von seinem Vertrauten, Nicolo, verlassen und bricht dann elend auf den Trümmern seiner Abenteurerpläne zusammen. Um die Haupthandlung, die sich mit galoppierender Schnelligkeit entwickelt, ist ein buntes Netz der seltsamsten Abenteuer gewoben; trotzdem aber ist das Buch einheitlich und erscheint ganz und gar ungezwungen. Der Stil ist knapp, kurz und prägnant wie der Ton der Erzählung. Die rasche Folge von Einzelheiten in diesem gedrängten und starken Buche, die in den soliden Aufbau der Haupthandlung hineingearbeitet sind, geben einen Eindruck von frischem Leben. Man stelle sich einen leidenschaftlichen Zola vor mit dem richtig urteilenden Beobachtungstalent eines Maupassant und den exakten Eindrücken eines Stendhal.

Diese vier Romane sind charakteristisch für die junge Generation; von ihnen kann ein einziger, Frapières Mutterschule, als sozialer Roman betrachtet werden. Léon Blum hat einmal sehr treffende Worte für den Unterschied zwischen dem sozialen Roman und dem Tendenzroman gefunden, die Konflikte und Probleme geschildert, aus denen heraus sich der soziale Roman entwickelt hat. Mit seiner Definition vom sozialen Roman stimmt das Buch Léon Frapières überein, das gleichzeitig beweist, daß der soziale Roman nicht langweilig zu sein braucht. Das Wort sozial bezeichnet die Ausbildung des Einzelwesens für das gemeinsame Leben, das sich von Tag zu Tag mehr organisiert; es bezeichnet auch das Bestreben es Einzelnen, aus der gemeinschaftlichen Organisation Nutzen zu ziehen. Aber der neue Roman beschränkt sich nicht nur auf das Studium dieser äußeren Erscheinung.

Eine Kategorie von Menschen einzeln und unabhängig von den andren zu betrachten kann nur eine provisorische Methode des Studiums sein. Um Ungereimtheiten zu vermeiden, muß man die Menschen in ihren Wechselbeziehungen zu einander studieren. Neben den großartigen Anstrengungen unsrer Zeit, die Einrichtungen der Gesellschaft zweckmäßig zu regeln, haben zahlreiche Erscheinungen der Gegenwart das Recht, das Interesse des Künstlers zu fesseln. Der Kosmopolitismus der Kulturmenschen, die Entwurzelung der Kolonisten und Forschungsreisenden, das exotische Wesen, der halb internationale Charakter der Finanzwelt und ihre nationale Abhängigkeit, die immer mehr wachsende politische Bedeutung der Masse und ihrer Führer, die sehr oft selfmademen sind, die Sitten und die durch eine praktische, hygienische und sportliche Existenz veränderte Psychologie — alles das ist neuer oder erneuter Stoff. Die Literatur beginnt ihn zu entdecken und sich seiner zu bemächtigen. Der soziale Roman ist nur eine Quelle in dem Strom der Beobachtungen und Gefühle, von denen ein ehrlicher Künstler in Gegenwart der Menschen und Dinge seiner Zeit bestimmt wird. Viele Kritiker nennen den sozialen Roman einen Erlöser und drücken damit den Wunsch aus nach einer wahrhaft von der modernen Wirklichkeit durchdrungenen Literatur. Zuviele Romanschriftsteller, die ihr gefälliges Talent einer umfassenden Bildung verdanken, vermögen ihre Phantasie nur durch Lektüre in Schwung zu bringen. Die Begabteren wissen, daß die Lektüre der Meister nur eines lehren kann: in sich und um sich zu schauen, das lebendige Leben zu ergreifen, um es noch zuckend in das Kleid der Kunst zu hüllen. Der auf dem Markt viel verkaufte Roman wurde nur zu oft von gewissenlosen Schreibern fabriziert, die nichts anderes als geschickte Arbeiter waren und ohne sittlichen Ernst arbeiteten. Der Unwille der Kritik und die Müdigkeit der Feinfühligen kommt daher, daß man das Malerische, Abenteuerliche, den dramatischen Inhalt unserer Zeit verkannte und es verschmähte zu erforschen, was die Psychologie und das Empfindungsvermögen in einem so schnell umgebildeten, materiellen und moralischen Milieu gewonnen oder verloren haben können.

Was geschieht, wenn der Schriftsteller einmal mit einer Wirklichkeit in Berührung kommt, die ihm nicht vertraut ist. Manche werden sich beschränken, die Außenseiten zu beschreiben und in der Entwicklung und

Digitized by Google

Ausschmückung die abgebrauchten Marionetten der romantischen Schürzung des Knotens in neuem Gewande zu bewegen. Im Grunde ist das dasselbe, was Zola tat, von dessen Werk man sagen kann, daß es viel weniger sozial ist als das Werk Balzacs; jedenfalls steht es künstlerisch unter Balzacs Werk.

Aber der wirkliche Künstler wird aus den Tatsachen, die ihm in gewisser Beziehung die Grundlage seiner Arbeit liefern, den Roman seiner persönlichen künstlerischen Eigenart entsprechend umformen. Er wird die moralischen Ursachen und Folgen, die allein von Bedeutung sind, fühlen, verfolgen, aufdecken, wenn auch zuweilen nur ahnen lassen. Er enthüllt nur, was im Geheimen in den Gemütern und Herzen vorgeht, neben dem, was wirklich geschieht; mit einem Wort, er wird eine Psychologie, Gemütsbewegungen und einen literarischen Stil schaffen, welche der intimen Wirklichkeit entsprechen. Alle diese Bedingungen erfüllen die vier Romanschriftsteller, von denen hier die Rede war. Prinzessin Sophia, Oberst von Sévigné, Arvinas und die zahlreichen Persönlichkeiten seiner Umgebung sind für uns durchaus wahrscheinliche Zeitgenossen.

Diese neuen Romane sind nicht mehr Vorwände für lyrische Ergüsse; sie sind nicht mehr von einer trüben Sentimentalität, beherrscht von einem weinerlichen Sichgehenlassen und einer haltlosen Rührseligkeit. Das Gefühl ist frei behandelt, wie eine durch ihre Kraft zu respektierende Sache. Es wird mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt um seinen Zauber der Reinheit und Keuschheit und seine Macht und Kraft zu bewahren. Aber dieser vornehmen Haltung nach der Art Racines begegnet man nicht bei alltäglichen Seelen. Infolgedessen zeigen unsere Romane eine Vorliebe für Persönlichkeiten, die man zu anderen Zeiten vielleicht für Helden erklärt hätte.

Diese Vorliebe ist in doppelter Hinsicht interessant. Sie erspart fast immer die Lösungen, die zu reichlich mit Rührung gewürzt sind. Ist es nicht gerade die Eigentümlichkeit der Helden, das Gefühl zu bekämpfen, dem die Romantik so gerne recht gab? Von den vier Romanen endet ein einziger mit dem Sieg der Liebe; jedoch er wird auch hier nur angedeutet und wirkt dadurch umso feiner und ergreifender. Die vier Romane sind gleichzeitig ebenso weit entfernt von einem pathetischen Ausgang, der unsern Voreltern so teuer war, wie von der grausamen Lösung des Problems, an der unsere Väter ohne Mitleid festhielten. Die Dichter unserer Zeit bestreben sich, wieder Persönlichkeiten hinzustellen und diese Persönlichkeiten im Kampfe innerlicher und äußerlicher Konflikte zu zeigen. Der Zweck des Romans ist nicht, Moralpredigten zu halten, sondern uns ein Urteil über die Gesellschaft und ihre leitenden Ideen zu vermitteln. Die Kunst lebt von der Psychologie und von der Tat. Die Romanschriftsteller studieren wieder die Charaktere und finden in diesem Studium alle Hilfsmittel der Psychologie wieder, die ihnen originelle Charaktere oder starke Persönlichkeiten gestalten helfen. Trotzdem aber üben sie die Methode des geometrischen Aufbaus weiter, in dem allein die Valeurs richtig verteilt werden können, und für den in der Theaterliteratur Scribe das Muster und Vorbild geblieben ist. Abgesehen von den Regeln des Handwerks ist es die breiter gewordene Manier, die der Erzählung oder dem Gegenstand des Romans einen Vorteil wiedergiebt, den der Naturalismus ihnen genommen hatte.

Die Tatsache, daß Rose, ein feingebildetes junges Mädchen aus guter Familie, in ein fremdes Milieu versetzt wird, schafft das Thema und verursacht die Erschütterung der Empfindungen und Ideen; und daraus wiederum entwickelt sich die Bedeutung der Mutterschule. Ebenso werden die Metöken durch die plötzliche Trennung schlecht zusammenstimmender Elemente zum Handeln getrieben. So verschwindet der Lebensausschnitt. Diejenigen, die sich anmaßten, uns Lebensausschnitte zu geben, dachten den Leser zu gewinnen, indem sie ihren Romanen den Anschein einer Wirklichkeit verliehen, die ohne Zubereitung preisgegeben würde. In der Sucht nach Genauigkeit häuften sie unnötige oder rohe Details an. Das Paradoxe ihres Systems bestand darin, daß sie durch photographische Beschreibung der Wirklichkeit dem alltäglichen Stoff Wert zu verleihen suchten.

Es ist nicht die Aufgabe des Romans, Lebensausschnitte zu geben, sondern ein Symbol des Lebens zu schaffen. Diesem Ziele streben die neuen Dichter Frankreichs zu. Dieses Ziel ist edler, würdiger, höher noch als die wunderbare byzantinische Kunst, deren Meister-Goldschmied Anatole France ist, dessen glänzend ziselierter Stil, dessen geistreicher Scharfsinn vergessen ließen, daß in seinen Romanen wie in einem kostbar gearbeiteten und reich verzierten Empirekleide die Struktur der Formen verschwindet.

Mondnacht.

Ballade von **Carl Friedrich Wiegand** (Zürich).

Es braust im Dunkel das finstre Meer.
Die Nacht ist lang. Kein Licht scheint mehr.
Die See zerschellt am Strand den Kamm —
In Finsternis schläft Amsterdam.
Was da? Hörst du? Ein Glöcklein gellt —
Es dämmert sacht, es tagt, es hellt!
Die Glocken all
Klingen so voll
Klar und rein!
Horch! Was da auf den Gassen scholl?
... „Piet Hein!“ ... „Piet Hein!“ ...

Die silberne Flotte nahm Piet Hein!
Drum klingen die Glocken alle so rein!
Er nahm dem Spanier Schiffe und Geld —
Fahr ein! Komm heim, du silberner Held!
Nun läute, mein klingender Glockenschlag!
Die Stadt wird reich; es naht wie Tag!
Vom Himmel hell
Ein Sternlein fiel
Klar und rein!
Es klingt vom Turm das Glockenspiel:
... „Piet Hein!“ ... „Piet Hein!“ ...

Digitized by Google

Ein Geisterschiff fährt über das Haus,
Gießt überall flüssiges Silber aus!
Die schwarzen Grachten werden breit.
Im Sternglanz schwimmt die Heimlichkeit.
Die Wolken ziehen weiß und leicht!
Es wächst die Stadt! Der Nebel weicht!
Die Glocken all
Sind hell erwacht
Und schlagen fein . . .
Leis klingt es aus der weißen Nacht:
. . . „Piet Hein!“ . . . „Piet Hein!“ . . .*)

Zwei norwegische Volksmärchen.

Aus der Asbjörnsen und Moe'schen Sammlung.

Deutsch von **Pauline Klaiber.**

I.

Vom Hasen, der verheiratet gewesen war.

Es war einmal ein Hase, der ging draußen im Grünen spazieren.

„Ah, hurra! Hoppsasa!“ schrie er, hüpfte und sprang, und plötzlich machte er einen langen Purzelbaum; da saß er mitten drin im grünen Saatfeld.

Jetzt kam der Fuchs herbeigeschlichen.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Fuchs!“ rief der Hase, „Sie müssen wissen, ich bin heute so recht seelenvergnügt! Ich hatte mich verheiratet — —“

„Das war ja recht gut,“ sagte der Fuchs.

„Ach nein,“ entgegnete der Hase. „Es war nicht so besonders gut, denn die Frau war nicht mehr die jüngste und dazu eine böse Sieben.“

„Das war gar nicht gut,“ sagte der Fuchs.

„O, es war auch gar nicht so besonders schlimm, denn sie hatte ordentlich Batzen und überdies ein Haus,“ erwiderte der Hase.

„Das war ja gut,“ sagte der Fuchs.

„Ach, es war gar nicht so besonders gut“, entgegnete der Hase. „Denn das Haus verbrannte mit all seinem Hab und Gut.“

„Das war ja recht schlimm,“ sagte der Fuchs.

„O, es war nicht einmal so schlimm,“ fuhr der Hase fort. „Denn die Alte verbrannte auch mit!!!“

II.

Der Kohlenbrenner.

Es war einmal ein Kohlenbrenner, der hatte einen Sohn, der war auch Kohlenbrenner. Als der Vater tot war, heiratete der Sohn, aber er wollte durchaus nichts arbeiten; auch die Meiler besorgte er schlecht, und schließlich wollte ihn niemand mehr beim Kohlenbrennen anstellen. Aber einmal hatte er nun doch einen Meiler fertig gebrannt und fuhr mit einem Wagen Kohlen nach der Stadt, um sie da zu verkaufen, und als er die Kohlen verkauft hatte, trieb er sich noch eine Weile müßig auf der Straße umher. Auf dem Heimweg traf er mit Landleuten und Nachbarn aus der Umgegend zusammen, mit denen vergnügte er sich, trank und schwatzte von allem, was er in der Stadt gesehen hatte, was ihm aber am besten gefallen habe, sei, daß es da drinnen so viele Pfarrer gebe, vor denen alle zum Gruß die Mütze abnähmen. „Ich wünschte“, sagte er, „ich wäre auch so ein Geistlicher, dann grüßten mich die Leute vielleicht auch; jetzt tun sie, als sähen sie mich garnicht.“

„Ja, wenn du auch sonst nichts von einem Pfarrer hast, so bist du doch wenigstens schwarz genug dazu,“ sagten die Nachbarn. „Und da wir schon einmal auf dem Wege sind, so könnten wir gleich zu der Auktion aufs Pfarrhaus gehen, und derweil wir uns dort einen Schnaps einschenken lassen, kannst du den Talar und die Halskrause des verstorbenen Pfarrers erhandeln.“ Gesagt, getan, und als der Kohlenbrenner heimkam, hatte er keinen roten Heller mehr.

„Jetzt hast du wohl Geld und Lebensmittel mitgebracht?“ fragte sein Weib.

„Ja, jetzt soll es hier aus einem andern Ton gehen, Mutter!“ sagte er. „Denn jetzt bin ich Pfarrer geworden. Hier siehst du den Talar und den schwarzen Rock.“

„Das wirst du mir weismachen! Ja, viel getrunken, groß geprahlt!“ sagte die Frau. „Du bist noch immer derselbe Faselhans, es mag gehen, wie es will.“

„Über einen Meiler darf man weder jammern noch schimpfen, ehe die Kohlen abgekühlt sind,“ sagte der Kohlenbrenner.

Eines schönen Tages aber zogen viele Herren in geistlicher Tracht auf dem Wege nach dem königlichen Schloß an dem Kohlenbrenner vorüber, der daran merkte, daß etwas Besonderes los sein müsse . . .

Ei, da wollte er auch dabei sein, und er zog sein geistliches Gewand an.

Die Frau meinte, er täte besser, zu Hause zu bleiben; denn wenn er vielleicht auch einem vornehmen Herrn das Pferd halten dürfte, würde der Groschen, den er dafür bekäme, ja doch nur durch die Gurgel gejagt.

„Immer redet man vom Trinken, Mutter, aber vom Durst spricht nie einer,“ sagte der Mann. „Je mehr man trinkt, desto größer wird der Durst,“ sagte er, und dann eilte er nach dem Schloß.

Im Verlage von Albert Langen (München) ist soeben eine deutsche Neuausgabe der köstlichen norwegischen Volks- und Hausmärchen von Asbjörnsen und Moe erschienen. Björn Björnson schrieb eine Einleitung zu der von ihm herrührenden, recht geschickten Auswahl, und Pauline Klaiber hat diese im Ausdruck oft ganz eigenartigen Märchen charakteristisch übersetzt. In diesen Märchen lebt eine geradezu shakespearischer Humor, und es ist (mit Björnsons Worten) „die unendliche Weite der Hochebene und das tiefe Rauschen der Wälder“ darin. Drei nordische Künstler von Rang: Erik Werenskold, Th. Kittelsen und Otto Sindig haben das in drei schmucken, wohlfeilen Einzelbändchen (Preis geh. je Mk. 2.25) erschienene Werk so geschmackvoll illustriert, daß man seine helle Freude daran haben muß. H

*) Einer soeben erschienenen Sammlung „Niederländische Balladen“ aus der Feder Wiegands, Verlag von Huber u. Co. (Frauenfeld, Schweiz), entnommen, die eine Reihe außerordentlich feiner und kraftvoller Stücke enthält.

Digitized by Google

Dort wurden alle Fremden zum König beschieden, und der Kohlenbrenner ging auch mit hinein. Hierauf sagte der König, er vermisse seinen kostbaren Fingerring, und er sei überzeugt, er sei ihm gestohlen worden. Deshalb habe er alle Gottesgelehrten des Landes zusammenberufen, um zu sehen, ob sich einer darunter finde, der ihm sagen könnte, wer der Dieb sei. Und dann versprach er, den zu belohnen, der den Dieb entdeckte. Wenn er ein Predigtamtskandidat sei, solle er Pfarrer werden, sei er Pfarrer, so solle er Propst werden, und sei er Propst, so solle er Bischof werden, und sei er gar schon Bischof, so solle er der nächste nach dem König werden. Hierauf ging der König von einem zum andern und fragte sie aus.

Jetzt kam die Reihe an den Kohlenbrenner, und der König fragte ihn: „Wer bist du?“

„Ich bin der weise Priester und der wahre Prophet,“ sagte der Kohlenbrenner.

„Dann kannst du mir wohl sagen, wer meinen Ring genommen hat?“ fragte der König.

„Ja, es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß das, was im Dunkeln geschieht, ans Licht gebracht wird,“ sagte der Kohlenbrenner. „Aber nicht jedes Jahr laicht der Lachs im Fichtenwipfel,“ sagte er. „Jetzt habe ich schon sieben Jahre lang für mich und die Meinigen gebetet, aber noch immer kein Amt bekommen. Soll also der Dieb herausgebracht werden, dann muß ich gute Zeit und eine Menge Papier haben; denn ich muß viel rechnen und nach vielen Ländern schreiben.“

Jawohl, er solle gute Zeit und eine Menge Papier bekommen, wenn er nur den Dieb herausbringe, lautete die Antwort.

Nun bekam er ein eignes Zimmer im Königsschloß, und es dauerte nicht lange, bis man merkte, daß er mehr als ein Vaterunser beten konnte; denn er verschrieb so viel Papier, daß es in großen Haufen und Bogen dalag, und da war auch nicht einer, der von allem, was er schrieb, ein einziges Wort hätte herausbringen können, denn es sah aus wie lauter Haken und Krähenfüße. Aber die Zeit verstrich, und noch immer hatte er den Dieb nicht herausgebracht. Da wurde der König der Sache überdrüssig, und er sagte, wenn der Prophet den Dieb jetzt nicht in drei Tagen herbeischaffe, sei es um sein Leben geschehen.

„Wer helfen will, geht sacht und still. Man kann die Kohlen nicht auseinanderscharren, ehe der Meiler gelöscht ist,“ sagte der Kohlenbrenner.

Aber der König blieb bei seinem Ausspruch; und der Kohlenbrenner merkte, daß sein Leben jetzt nur noch an einem Fädchen hing. Nun aber waren da drei von des Königs Dienern, die ihm aufwarteten, und diese drei hatten miteinander den Ring gestohlen. Während nun der eine Diener nach dem Abendessen den Tisch abdeckte, sah der Kohlenbrenner eine Weile zu, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Dies war der erste!“ Er meinte aber den ersten von den drei Tagen, die er noch zu leben hätte.

„Dieser Pfarrer kann mehr als Brot essen,“ sagte der Diener, als er wieder zu seinen Kameraden herauskam. „Er hat zu mir gesagt, ich sei der erste.“

Am nächsten Tage wartete ihm der zweite Diener auf; und dieser sollte gut aufmerken, was der Pfarrer sagte. Und richtig, als er nach dem Abendbrot den Tisch abdeckte, sah ihn der Kohlenbrenner starr an, seufzte so recht schmerzlich und sagte: „Das war der zweite.“

Nun sollte der Dritte gut aufpassen, wie sich der Pfarrer am dritten Tage benehmen würde; aber es ging eher schlimmer, als besser, denn als der Diener die Tür aufmachte und mit dem Geschirr hinausgehen wollte, legte der Kohlenbrenner die Hände zusammen und sagte: „Das war der dritte!“ Und dabei seufzte er, als ob ihm das Herz brechen sollte.

Atemlos stürzte der Diener zu seinen Kameraden hinaus und sagte, es sei ganz klar, daß der Pfarrer alles wisse. Darauf gingen sie miteinander hinein, fielen vor dem Kohlenbrenner nieder und baten und flehten, er solle doch nicht verraten, daß sie den Ring gestohlen hätten. Jeder von ihnen wolle ihm gern hundert Taler geben, wenn er sie nur nicht ins Unglück stürze. Da versprach ihnen der Kohlenbrenner hoch und teuer, er werde keinen ins Unglück bringen, wenn er das Geld und den Ring und eine große Schüssel Brei bekomme. In den Brei hinein steckte er den Ring und ließ dann den Brei durch einen von den Dienern dem größten Eber des Königs zu fressen geben; zugleich aber befahl er, wohl aufzupassen, daß das Tier den Ring nicht wieder von sich gebe.

Am nächsten Morgen kam der König herbei und verlangte, den Dieb genannt zu bekommen.

„Ja, jetzt habe ich gerechnet und nach vielen Ländern geschrieben“, sagte der Kohlenbrenner. „Aber der den Ring gestohlen hat, ist kein Mensch“, sagte er.

„Pah, wer ist es denn sonst?“ fragte der König.

„Es ist der große Eber des Königs“, sagte der Kohlenbrenner.

Da wurde der Eber geschlachtet, und siehe! er hatte richtig den Ring in seinem Magen. Nun bekam der Kohlenbrenner ein Pfarramt, und der König war so glücklich, daß er ihm ein Pferd und ein Haus und hundert Taler dazu schenkte, und der Kohlenbrenner besann sich nicht lange, sondern trat das Amt sogleich an.

Am Sonntag darauf sollte er in der Kirche sein Anstellungsdekret vorlesen, aber ehe er aufbrach, wollte er noch frühstücken. Dabei legte er das Anstellungsdekret auf das Fladenbrot, vergriff sich nachher und tunkte das Dekret in den Suppentopf. Als er merkte, daß es zäh und schlecht zu kauen war, gab er dem Hunde das ganze Stück, der es auch sogleich verschlang.

Nun wußte er nicht, was er tun sollte. Aber in die Kirche mußte er, denn die Gemeinde wartete, und als er hinkam, bestieg er sogleich die Kanzel. Er setzte eine so feierliche Miene auf, daß alle dachten, das sei ganz gewiß ein ausgezeichneter Pfarrer. Doch als es nun zum Klappen kam, war es nicht so besonders ausgezeichnet.

„Meine lieben Zuhörer, die Worte, die ihr heute hättet hören sollen, sind in die Hunde gefahren. Aber kommt am nächsten Sonntag wieder, liebe Gemeinde-

Digitized by Google

glieder, dann sollt ihr etwas anderes zu hören bekommen! Damit ist diese Predigt aus."

„Das ist ein sonderbarer Pfarrer", dachten die Zuhörer; denn eine solche Predigt hatten sie noch nie gehört. Aber dann meinten sie: „Nun, es wird schon besser kommen, und wenn es nicht besser wird, werden wir uns auch zu helfen wissen."

Am nächsten Sonntag kamen so viele Leute zum Gottesdienst, die den neuen Pfarrer hören wollten, daß fast kein Platz für alle in der Kirche war. Der Pfarrer bestieg sogleich die Kanzel. Er stand eine Weile droben und sagte kein Wort, aber dann begann er auf einmal mit schallender Stimme:

„Höre, du alte Bukke-Berit, warum sitzest du so weit hinten in der Kirche?"

„Ach, ich habe so sehr zerrissene Schuhe an, Vater", sagte sie.

„Ei, du solltest eine alte Schweinshaut nehmen und dir neue Schuhe machen, dann könntest du in der Kirche ebensoweit vorne sitzen wie andre ehrliche Weiber! — Übrigens müßt ihr bedenken, auf was für einem Weg ihr geht, denn ich sehe wohl: wenn ihr in die Kirche kommt, so kommen die einen von Norden, die andern von Süden, und so ist es auch, wenn ihr die Kirche wieder verlaßt. Aber ihr haltet euch auch unterwegs auf, und da fragt es sich, was aus euch wird? — Nun soll ich noch bekannt machen, daß der alten Frau Pfarrer eine schwarze Stute abhanden gekommen ist. Sie hat Haarbüschel über den Hufen und eine lange Mähne und dergleichen mehr, was ich an dieser Stätte nicht aufzählen will. — Ferner habe ich ein Loch in meiner alten Hosentasche, das weiß ich, aber ihr wißt es nicht; ob aber jemand einen Lappen hat, der auf das Loch paßt, das wißt weder ihr, noch weiß ich es."

Mit dieser Predigt waren einige von der Gemeinde ganz zufrieden, und sie zweifelten nicht daran, daß mit der Zeit noch ein ganz guter Pfarrer aus dem Manne werden könnte; aber die meisten sagten doch, es sei zu toll, und als der Propst zur Visitation kam, verklagten sie den Pfarrer und sagten, solche Predigten seien unerhört, ja, einer konnte die letzte Predigt noch auswendig und sagte sie dem Propste her.

Aber der Propst sagte, das sei ja eine sehr gute Predigt; der Pfarrer habe vermutlich in Gleichnissen gesprochen und sagen wollen, daß man dem Licht nachgehen und die Finsternis mit ihren Werken fliehen solle. Ferner habe er von denen gesprochen, die auf dem breiten und dem schmalen Wege seien; und die Bekanntmachung von der schwarzen Pfarrerstute, sagte der Propst, sei ein ganz besonders herrliches Gleichnis von dem Ende, das unser aller warte. Die Tasche mit dem Loch darin solle die Armut des Pfarrers bedeuten, der Lappen, der darauf solle, aber die Opfer und milden Gaben, die er von der Gemeinde erwarte, sagte der Propst.

„Ja, so viel merkten wir auch, daß er seine eigene Tasche meinte," riefen die Umstehenden.

Zum Schluß sagte der Propst, er sei der Ansicht, daß die Gemeinde einen sehr guten und verständigen Pfarrer bekommen habe, über den sie sich durchaus nicht beklagen dürfe, und das Ende davon war, daß sie keinen andern erhielt. Als es aber mit der Zeit immer schlimmer als besser wurde, verklagten die Gemeindemitglieder ihn beim Bischof.

Endlich, nach langer Zeit, kam der Bischof zur Kirchenvisitation. Am Tag vorher war jedoch der Kohlenbrenner in aller Stille in der Kirche gewesen und hatte die Kanzel fast ganz abgesägt, sodaß sie nur noch halten konnte, wenn er sehr vorsichtig hinauf ging. Als nun die Gemeinde versammelt war, und der Pfarrer vor dem Bischof predigen sollte, stieg er äußerst behutsam hinauf und fing nach seiner Gewohnheit an loszulegen. Nach einer Weile jedoch fuhr er noch mehr ins Zeug, schlug mit den Armen um sich und rief laut: „Ist jemand hier, der etwas Böses oder eine Missetat begangen hat, so wäre es am besten für ihn, wenn er diese Stätte verließe! Denn heute wird ein Fall geschehen, wie ein ähnlicher noch nicht geschehen ist seit Anbeginn der Welt!" Dabei schlug er auf die Kanzel, daß es dröhnte; die Kanzel mit dem Pfarrer und allem, was drum und dran war, stürzte mit fürchterlichem Gepolter in die Kirche hinab, und die Zuhörer flohen hinaus, wie wenn der jüngste Tag angebrochen wäre.

Der Bischof aber sagte, er verwundere sich sehr, daß die Gemeinde sich über diesen Pfarrer beklage, der mit solcher Kraft predige und so viel Weisheit habe, daß er die kommenden Dinge voraussagen könne; ja, seiner Ansicht nach sollte der Pfarrer mindestens Propst sein — und es dauerte auch nicht mehr lange, da wurde er es. — Da war nichts zu machen, die Gemeinde mußte sich mit ihm zufrieden geben.

Nun hatten aber der König und die Königin des Landes keine Kinder, und als der König erfuhr, daß wahrscheinlich ein Kindlein ankommen würde, hätte er zu gern gewußt, ob er einen Erben für Land und Reich oder nur eine Prinzessin bekommen würde. Alle Gelehrten des Landes wurden auf dem Schloß versammelt, um kund zu tun, was zu erwarten sei.

Als nun keiner von allen den Gelehrten es sagen konnte, erinnerten sich der König und der Bischof des Köhlers, und es dauerte nicht lange, da hatten sie ihn zwischen sich und fragten ihn aus. Aber er sagte: nein, das wisse er auch nicht; denn was niemand wissen könne, sei auch nicht zu erraten.

„Nun wohl," sagte der König, „mir ist es einerlei, ob du es weißt oder nicht; aber du bist ja der weise Priester und wahre Prophet, der die kommenden Dinge voraussagen kann, und wenn du es mir nicht sagen willst, dann wird dir der Talar wieder ausgezogen," sagte der König. „Aber ich will dich doch vorher noch auf die Probe stellen," sagte er, indem er seinen größten silbernen Humpen ergriff und damit an den Strand hinunterging.

„Wenn du mir jetzt sagen kannst, was ich hier in dem Humpen habe, dann kannst du auch wohl das andere sagen," sagte der König und hielt den Humpendeckel zu.

Digitized by Google

Der Kohlenbrenner rang nur die Hände und jammerte laut. „Ach, du ärmste, unglückseligste Krabbe auf dieser Welt, was hast du jetzt für alle deine Mühe und Anstrengung?“ rief er.

„Siehst du wohl, daß du es weißt!“ sagte der König, denn er hatte eine große Krabbe in dem silbernen Humpen. Nun half alles nichts mehr, der Kohlenbrenner mußte zu der Königin in den Saal hinein. Dort nahm er einen Stuhl und setzte sich mitten ins Gemach, und die Königin ging auf und ab.

„Man soll keinen Stall für ein ungeborenes Kalb bauen und dem Kind keinen Namen geben, ehe es geboren ist,“ sagte der Kohlenbrenner. „Aber so etwas ist mir noch nie vorgekommen: wenn die Frau Königin auf mich zukommt, meine ich, es werde ein Prinz, wenn sie aber weggeht, ist es mir, als werde es eine Prinzessin.“ Und siehe! es wurden Zwillinge. So hatte es der Kohlenbrenner auch diesmal getroffen. Und weil er also sagen konnte, was niemand wußte, bekam er das Geld scheffelweise und wurde der nächste nach dem König. Und tripp, trapp, trill, mancher wird mehr, als er will!

Aus den Berliner Theatern.

Königliches Schauspielhaus. Christ. Dietrich Grabbe: Kaiser Heinrich der Sechste.

Am Vorabend von Schillers Geburtstag erschien zum erstenmal der bis dahin als verfehmt verschriene wilde Detmolder Christian Grabbe auf den Brettern der Berliner Hofbühne! Und noch dazu mit seinem längsten Stück, das in der dem Original angepaßten Aufführung nicht weniger als vier volle Stunden über die Bretter zog.

Man hatte durch die Wahl von Grabbes zweiter Hohenstaufen-Tragödie einen guten Griff getan, gleichzeitig aber auch dem armen, genialen Teufel nach 78 Jahren eine Sühne zuteil werden lassen, denn bei seinen Lebzeiten waren es die kläglichsten Tiradenmarionetten des Herrn Raupach, die den Berliner Theaterbesuchern die Hohenstaufen zum Halse herauswachsen ließen, mit denen er vergeblich um ihre Verdrängung in seinen beiden großzügig-impulsiven Kaiserdramen rang. Georg Dröscher, dem Berlin während seiner kurzen Direktion des Belle-Alliance-Theaters vor 10 Jahren die ewig denkwürdige, sensationell erfolgreiche Aufführung von Grabbes Napoleon mit Gustav Kober verdankt, hatte das Stück aufs liebevollste inszeniert. Neben einigen etwas zu glatten und geleckten Bildern entrollte er eine Reihe von geradezu unvergeßlich großen. Die Nordseeküste im Sturm, davor auf schwarzem Pferd der Graf im 2. Aufzug, das eingeäscherte Bardewick mit seinem trotzenden Dom im gleichen Akt, das buntfarbige, von den Sarazenen malerisch belebte Bild von Rocca d'arce im letzten Aufzug und das Landschaftsbild am Ätna waren über jedes Lob erhaben.

Vom Spiel läßt sich dasselbe leider nicht im gleichen Maße sagen. Man spürte das Fehlen einer genialen Natur wie Matkowsky. Stägemann machte aus dem bei aller Intelligenz doch gemütsarmen und leidenschaftlich grausamen Grabbesproß Heinrich einen klugen Theaterkönig im Stil des Nathan, doch war er an einigen Stellen, wo die staatskluge, realpolitische Nüchternheit in dem machthungrigen Staufen die Oberhand hat, wie in dem dramatisch wertvollsten dritten Akt seiner Aufgabe immerhin würdig. Auch ist seine schwere Leistung als Ganzes anzuerkennen. Dagegen verdarb das eintönig dumpfe, temperamentlose Spiel Molenars als Heinrich der Löwe den an lyrischen Schönheiten so reichen 2. Akt und namentlich die so wie so schon sehr längliche Todesszene. Gut war der Spieler des idealistischen Normannenkönigs Tancred, Herr Lindner, der von seinen Mitverschworenen durch warme Echtheit des Tons angenehm abstach. Am besten traf Pohl als Richard Löwenherz den echten stürmisch-satyrischen Grabbeton. Die zahlreichen Volksszenen litten an der fehlenden realistischen Schulung. Hier bot nur Herr Vollmer als schwäbischer Hauptmann Gutes.

Das Werk, das in rascher Bilderfolge von Friesland bis zum Ätna die weltumspannende Weite der hohenstaufischen Universalpolitik verfolgt und in seinem Helden im Gegensatz zu fast allen deutschen Historiendichtern einen wirklichen staatsmännisch genialen, dabei impulsiv-wilden, machtlüsternen Herrscher auf die Beine stellt, und neben einer durch den Stoff bedingten Zerrissenheit an einer Überfülle von Humor, Lyrismus, großer Weisheit und herrlichen herzbewegten Lebens leidet, war mit größter Liebe einstudiert worden. Obgleich das fast volle Haus diesem sonderbaren dämonischen Gast einigermaßen ratlos gegenüberstand, hielt doch das Interesse die ganzen Stunden unvermindert aus.

Obgleich leider auch dieses Experiment mit dem unglücklichen größten historisch-realistischen Genie der deutschen Literatur wohl ein Experiment bleiben wird, sind doch alle, die sich für eine Hebung des historischen Dramas interessieren — und viele sind es — dem Oberregisseur Dröscher für diese literarische Tat zum wärmsten Dank verpflichtet.

Paul Friedrich (Berlin).

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Oskar Baum: Uferdasein. Verlag von Axel Juncker (Stuttgart).

Statt jeder Besprechung dieses Novellenbandes sei heute ein Brief des Autors hier mitgeteilt, der von dem spricht, was das Buch besonders ist und hat. Der Autor, den Lesern der „Gegenwart“ schon aus manchem seiner Gedichte gut bekannt, möge diese Indiskretion verzeihen:

„Der Novellenband „Uferdasein“, den ich Ihnen heute vorlege, ist mein erstes Buch. Ich habe angestrengt und mit ganzer Seele jahrelang daran gearbeitet, und es ist klein. Die Besonderheiten und der Alltag derer, die das Licht entbehren, sind sein Stoff.

Der Gehalt und das Streben des Buches ist etwas ganz Neues. Wohl wurden Blindenschicksale oft und von den Besten gedichtet; aber es waren Sehende. Sie kannten in der Regel nicht einmal die äußeren Bedingungen und Möglichkeiten des Blindenlebens, die sich, besonders in der neuesten Zeit, vielseitig erweiterten und differenzierten. Nur den Bettler und den Altersblinden nahm man immer wieder vor. Oder man schöpfte die billige Sentimentalität aus, wenn ein glückliches Leben auf seiner Höhe plötzlich der rettungslosen Nacht verfällt. Niemand aber hat sich von dem zielbewußten, lebenstüchtigen Blinden ein Bild gemacht, der in moderner Ausrüstung den Kampf mit dem Leben fröhlich und tapfer aufnimmt wie jeder Sehende. Nur wer die Erfordernisse und Schwierigkeiten eines Blinden im Berufsleben am eigenen Leibe erfahren hat, kann diese eigenartige Gegend für die Dichtung urbar machen. Es ist also nicht nur ein neues Milieu.“ Oskar Baum (Prag).

Wilhelm Bölsche: Auf dem Menschenstern. Gedanken zu Natur und Kunst. Verlag von Karl Reißner (Dresden). Preis geh. Mk. 5,—.

Prof. Dr. Emil Reich: Franz Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen. 3. verm. Aufl. Verlag von E. Pierson (Dresden). Preis geh. Mk. 3,—.

Frederi Mistral: Nerto. Goldinseln. Kindheitserinnerungen. Deutsch von August Bertuch. (Ausgewählte Werke 2. Bd). Verlag von J. G. Cotta (Stuttgart). Preis geh. Mk. 4,50.

Im Insel-Verlag (Leipzig) erschienen:

Goethes Briefwechsel mit Marianna Willemer. Herausgegeben von Philipp Stein. Preis geh. Mk. 4,—.

Heinrich von Kleist: Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt. Preis in Pappband geb. Mk. 2,—.

Aus Goethes Tagebüchern. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Gerhard Gräf. Preis in Pappband gebunden Mk. 2,—.

Digitized by Google

Alexander Bergengrün: Staatsminister August Freiherr von der Heydt. Mit einem Bildnis von der Heydts. Verlag von S. Hirzel (Leipzig). Preis geh. Mk. 8,—.

La Mara: Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Karl Alexander, Großherzog von Sachsen. Mit zwei Bildnissen. Verlag von Breitkopf & Härtel (Leipzig). Preis geh. Mk. 5,—.

O. Gildemeister: Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays. Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen. Mit einem Porträt. Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig). Preis geh. Mk. 4.40.

Im Verlage von S. Fischer (Berlin) sind erschienen:

Otto Erich Hartlebens Ausgewählte Werke. Auswahl und Einleitung von Franz Ferdinand Heitmüller. (1. Bd.: Gedichte. Mit einem Bilde Hartlebens nach dem Porträt von Peter Behrens. 2. Bd.: Prosa. 3. Bd.: Dramen.) In Pappband und Schutzkarton Preis geb. Mk. 10,—.

Hermann Bahr: Die Wahl. Ein Roman. Preis geh. Mk. 4,—.

Schalan Asch: Das Städtchen. Novellen. Preis geh. Mk. 3,—.

Georg Hirschfeld: Auf der Schaukel und andre Novellen. Preis geh. Mk. 4,—.

Walter v. Molo: Klaus Tiedemann der Kaufmann. Ein Roman. Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 3,—.

Oskar Baum: Uferdasein. Abenteuer und Tägliches aus dem Blindenleben von heute. Mit einem Geleitwort von Max Brod. Verlag von Apel Juncker (Stuttgart).

Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von Peter Gast. Insel-Verlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 9,—.

Dr. Eugen Heinr. Schmitt: Ibsen als Prophet. Grundgedanken zu einer neuen Ästhetik. Verlag von Fritz Eckardt (Leipzig). Preis geh. Mk. 6,—.

Dr. Max Popp: Jules Verne und sein Werk. Des großen Romantikers Leben, Werke und Nachfolger. Mit 23 Abb. Verlag von A. Hartleben (Wien). Preis geb. 5,—.

Memoiren von Bertha v. Suttner. Mit 3 Bildnissen der Verfasserin. Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart). Preis geh. Mk. 10,—. geb. Mk. 12,—.

Timm Kröger: Aus alter Truhe. Erzählungen. Verlag von Alfred Janssen (Hamburg). Preis geh. Mk. 2,50.

Adolf Kiene: Macht und Recht. Eine Geschichte aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts. Buchschmuck von Karl Hildebrandt. Verlag von Julius Zwißler (Wolfenbüttel). Preis geh. Mk. 3,—. geb. Mk. 4,50.

Friedrich Kummer: Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, dargestellt nach Generationen. Verlag von Carl Reißner (Dresden). Preis geh. Mk. 10,—.

T. W. Rolleston: Parallel Paths. A study in biology, ethics, and art. Verlag von Duckworth & Co. (London).

Wilhelm Busch: Hernach. Herausgegeben von O. Nöldecke. Verlag von Lothar Joachim (München). Preis geb. Mk. 6,—.

Max J. Wolff: Heimfahrt. Roman. Verlag von F. Fontane u. Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 3,—.

Hans Wegener: Das nächste Geschlecht. Das sexuelle Problem in der Kindererziehung. Verlag von Alfred Töpelmann (Gießen). Preis kart. Mk. 2,—.

Hanna Hellmann: Heinrich v. Kleist. Das Problem seines Lebens und seiner Dichtung. Ein Versuch. Verlag von Carl Winter (Heidelberg). Preis geh. Mk. —,80.

Im Verlage von S. Fischer (Berlin) erschienen:

Hermann Bahr: Stimmen des Bluts. Novellen. Preis geh. Mk. 2,—.

Johannes V. Jensen: Die neue Welt. Essays. Übersetzt von Julia Koppel. Preis geh. Mk. 4,—.

Bernard Shaw: Essays. Übersetzt von Siegfr. Trebitsch. Preis geh. Mk. 5,—,

Hermann Hesse: Nachbarn. Erzählungen. Preis geh. Mk. 3,50.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

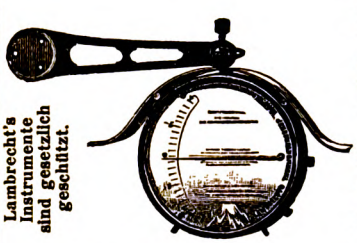
Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Wir bitten unsere Leser höflichst, dem dieser Nummer beigefügten Prospekt „Tiefe Feuer", v. P. Friedrich, freundlichst Beachtung zu schenken.

Original Lambrecht's Thermohygroskop

(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.



Lambrecht's Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach

15 Mark.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev Ineboli). Abf. Alle 4 Wochen von Barcelona, alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u. Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg über Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk über Algier 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—**Bremen-Genua** u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen Nordsee und Mittelmeer.

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. **Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!** Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Kindersang-Heimatklang

enthaltend 17 der bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder mit 9 Notenseiten, illustriert durch 6 farbige Vollbilder und 7 Vignetten. Preis elegant gebunden 2 M.

Kindersang — Heimatklang.

Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22 : 29 cm mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten nebst unterlegtem Text zu 60 deutschen Kinderliedern, 4 Teile in 2 elegant gebundenen Bänden zu je 2 M., Prachtausgabe in einem Band 5 M. Es ist ein schöner Gedanke, der hier ausgeführt worden ist, man kann zur Pflege gemütvollen deutschen Familienlebens sich nichts Ansprechenderes denken.
(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung.)

Thoma: ABC-Bilderbuch.

von Prof. Hans Thoma, mit ausgewählten Gedichten von Wilhelm Hey, nebst Original-Beiträgen von Mathilde Coester-Cassel. Format 31 : 23 cm, 48 Seiten mit etwa 60 farbigen Bildern, elegant und dauerhaft geb. M. 4 —, unzerreissbar ohne Textseiten M. 5.—.
„Sicher die schönste Fibel, die je erstand! Da ist das Lesenlernen Vergnügen. Das Kind, das dieses Buch hat, kommt fix und freudig als Leser in die Schule und lacht der Qual der andern. Es sind viele, viele Bilder darin, manche von grossem Reiz. (Die Kunst im Leben des Kindes.)
Diese Bilderbücher sind in allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig. Wo nicht, wende man sich an die Graphische

Kunstanstalt Jos. Scholz, Mainz.

Bettnässen!

Befreiung **garantiert sofort!** Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre **umsonst** und frei.

Institut „Aesculap"
Lübben W 14, Lausitz.

Simplicissimus

1. — 8. Jahrgang

komplett, sehr gut erhalten, Originaldecken preiswert abzugeben, auch einzeln.

Näh. unt. **Nr. 4482** an die **Expedition der „Gegenwart", = Berlin W. 15. =**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 48. Berlin, den 28. November 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Casablanca, das Interview, die Krise oder Was Ihr wollt. Von J. P. Peter Worble (Rom). — Monopolisierung des Zeppelinschen Luftschiffs? Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — Koëdukation. Von Stadtpfarrer Julius Schiller (Nürnberg). — Die Mannheimer Schule und ihr Einfluß auf Mozart. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Genies. Von Rud. Amplewitz (Berlin). — Erziehung des Dichters. Ein Essai. Von Dr. Hugo Eick (Schloß Ising). — Zwei Gedichte. Von Margarete Beutler. — Mari Smehaugen. Von Hans Aanrud. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Casablanca, das Interview, die Krise oder Was Ihr wollt.

Eine Enthüllung.

Von J. P. Peter Worble (Rom).

Schade, die lustige Sommeroperette „Casablanca", der an andauernder Zugkraft seit Menschengedenken nur vielleicht die „Lustige Witwe" gleichgekommen ist, wird also nun endgiltig von den weltbedeutenden Brettern verschwinden. Ja, im belgischen Parlament hat sogar ein boshafter Kritikus die Welt öffentlich dazu beglückwünschen zu sollen geglaubt und gar den zynischen Antrag gestellt, seinen Glückwunsch den Herren Autoren offiziell zur Kenntnis zu bringen. Soweit ging Neid und Mißgunst den Verfertigern der „Lustigen Witwe" gegenüber denn doch nicht. Und dabei finde ich, wenn ich ehrlich sein soll, das Libretto von Casablanca weit interessanter. Ja, sogar stellenweise ausgezeichnet. Die Idee des Ganzen: zwei Brüder geraten sich darüber in die Haare, wer von beiden Sultan werden soll, um sich dann von einem andern das Land wegnehmen lassen zu dürfen . . . und wenn der tertius gaudens am Ende den Schaden besieht, dann „es tierra de miseria, y se como á todos", ists, wie das spanische Sprichwort davon sagt: „ein Land des Elends und alle werden dort gefressen" . . . haha, das finde ich köstlich, geradezu originell. Nein, nein: die Idee ist wirklich ausgezeichnet, gleichsam das geborene Operetten-Libretto, und das Drum und Dran war nach erprobtestem Rezept und aus zugkräftigsten Ingredienzen gearbeitet. Seit Mozarts „Entführung", dem Vorbild aller dieser komischen Opern und Operetten — nur sollte man, das möchte ich bei dieser Gelegenheit monieren, doch endlich die Zeile Osmins „O, Engländer, seid Ihr nicht Toren!" Onkel Eduard zu liebe ändern; ich schlage vor etwa: „O, Deutsche, was seid Ihr für Toren"; das klingt entschieden nicht so anzüglich und ist auch treffender — seit Mozarts „Entführung", sage ich, hat der Orient als „Ort der Handlung" noch nie seine erheiternde Wirkung auf ein großes Publikum verfehlt. So etwas wie „Harem", „Allah il allah", Muezzin, Burnus und Turban, Wüste . . . das versagt nie, und mischt, wie in unserm Falle, der Librettist diesem wirksamen Orient gar noch etwas charakteristischen Occident bei, sagen wir mal: Kriegsschiff, Kanonen, „Deutschland, Deutschland" oder — je nach dem — „God save", Pickelhauben und Blaujacken, brennende Städte, Völkerrechtsverletzung (urkomisch und wegen der daraus herzuleitenden Verwicklungen bei den politischen Librettisten besonders beliebt!), dann ist ein Bombenerfolg sicher.

Und solch ein Bombenerfolg war Casablanca zweifellos, und darum sage ich: schade, daß nun die lustige Sommeroperette ins staubige Archiv des Welttheaters wandern soll.

Schade, weil so viel Witz an Stoff und Inszenierung verschwendet, und weil so viele damit so viel — Geld verdient haben! Jawohl, auch von der volkswirtschaftlichen Seite muß die Affäre mal betrachtet werden. Als seiner Zeit der Krieg zwischen Buren und Engländern auszubrechen drohte, da hörte ich einen bekannten Berliner Verleger seinen Auslandsredakteur besorgt fragen: „Was meinen Sie, wirds wohl was werden? Es wäre doch recht gut fürs Blatt!" Bekanntlich wurde es denn auch was und war sehr gut fürs Blatt. Und Casablanca war geradezu ein Schlager für die Blätter, ein Schlager — man bedenke — in der „Sauren-Gurken-Zeit" . . . was ist damit nicht für ein Riesenvermögen verdient worden!

Es gibt nun aber immer humorlose Gesellen, die für einen Spaß oder, mit Gerhard Hauptmann zu reden, ein „Spiel zu Scherz und Schimpf" kein Organ haben, die statt des Soccus überall den Kothurn sehen, und die sogar unsre Diplomaten, Professionals, die doch dafür bezahlt werden, Situationen zu schaffen, in denen sie ihren Witz erweisen können, bitter ernst nehmen. Diese Schwarzseher

Digitized by Google

sahen denn auch am lustigen Kulissenblitz von Casablanca dort hinten weit in der Türkei das ganze Weltttheater sich entzünden. Gemach, gemach, diese Bühne ist ziemlich feuersicher heute, sonst hätte sie mit seinen Brandreden schon mancher Strohkopf längst in Brand gesteckt, und die Löschvorrichtungen — Rüstungen nennen sie die Professionals — sind überall ganz ausgezeichnet. Das brennt sich heute nicht mehr so leicht! Nun gar ein Weltkrieg um Marokko! „Es tierra de miseria" sagt das spanische Sprichwort, und es war noch immer so: wenn einer Krieg führt, will er auch was davon haben, wenn ers auch nicht immer gerade mit unverblümten Worten äußern wird. Man spricht dann von verletzter Ehre und meint damit viel Geld, so eine Art von altgermanischem Wergeld. Um die „tierra de miseria" hätten Frankreich und Deutschland, die „Erbfeinde" — das ist auch so eine köstliche Umschreibung für etwas ganz andres — jemals zu den Waffen gegriffen? Wer lacht da! Unser Prestige — wieder solche Umschreibung — hätte dort vor Casablanca gelitten? Wie, haben wir noch nicht genug an unsern andern schlecht rentierenden Kolonien? Nein, nein, wir wollen die tierra de miseria ganz ruhig unsern lieben Nachbarn gönnen, die selbst nicht einmal wissen, wie sie dazu gekommen.

Im „März" hat jüngst Anatole France in einem ganz wundervollen Essai von der Affäre geplaudert, „Die Finanzmänner, die Baumwollspinner und Zuckerfabrikanten," sagt er, „die waren es, die uns überredet haben, Hand auf Marokko zu legen."

Sie wollen, daß unser Land groß dastehe. Niemals werden sie zugeben, daß das große Buch der Gesta Dei per Francos für immer geschlossen werde; und nach Gottfried von Bouillon und Ludwig dem Heiligen tragen sie ihre Namen ein. Es sind die letzten Kreuzritter. Als England sah, daß wir nach dem Besitze von Marokko Verlangen trugen, sagte es: — Ich überlasse es euch; es ist zwar mein Eigentum, denn die ganze Welt gehört England, aber ich gebe euch Marokko. Ihr legt dort Eisenbahnschienen, das ist eine sehr nette Beschäftigung. Die Ingenieure unterhalten sich dabei, die Finanzmänner und die Hüttenbesitzer finden großes Vergnügen daran, und diese Freude spiegelt sich in den Ministern, den Senatoren und den Deputierten wieder. Ich schenke euch Marokko, nehmt es. Und wenn ein Deutscher euch fragen sollte, warum ihr es nehmt, so antwortet nur ganz dreist: um die algerische Grenze gegen die räuberischen Einfälle der Harka verteidigen zu können. Die Harka werden euch in Marokko vom gleichen Nutzen sein wie die Krumir in Tunis und die Schwarzflaggen in Tongking. Der Deutsche wird gegen die Harka nichts einzuwenden haben. Eure Soldaten schießen mit schönen neuen Granaten die Beduinendörfer samt der Einwohnerschaft in Grund und Boden, und ihr verlangt alsdann von den Marokkanern Schadenersatz für das Niederbrennen ihrer Häuser und die Verwüstung ihrer Ernte. Das ist Brauch und Herkommen nach internationalem Recht. Wir Engländer haben stets für alle von uns niedergemetzelten Asiaten und Afrikaner Schadenersatz verlangt. Nehmt Marokko und pflanzt mit den Bajonetten europäische Zivilisation in das Land. So sprach Altengland aus reiner Gefälligkeit und Herzensgüte. Aber jeder Dienst findet seinen Lohn. Zum Dank für die Erlaubnis, Marokko gewaltsam den Frieden bringen zu dürfen, wurde England mit der Sorge für die Wohlfahrt Ägyptens betraut. Spanien tat sich, nachdem ihm einige kleine Vorteile in Marokko eingeräumt worden waren, mit uns zusammen. Italien versprach, uns im Reich des Scherifs in keiner Weise zu stören unter der Bedingung, daß wir und unsre Freunde in Abessinien und Tripolis es in Frieden ließen. Was Rußland betrifft, so kennt man ja die teuren Bande, die uns verknüpfen: es schuldet uns zuviel und erwartet vor allem noch zuviel von uns, als daß es uns irgend etwas abschlagen könnte. Deutschland würde uns wie Rußland, Italien, Spanien und England ganz gern unsre Aufgabe in Marokko erleichtern, das unterliegt keinem Zweifel. Wie Bernal Diaz del Castillo, der Gefährte des Ferdinand Cortez, sich ausdrücken würde, besteht sie darin: Ehren und Reichtümer in Marokko zu holen. Im Prinzip hindert uns Deutschland nicht, daß wir von den Marokkanern für die in ihrem Lande angerichteten Verwüstungen und Metzeleien Schadenersatz verlangen. Deutschland steht zu sehr auf der Höhe der Zivilisation, als daß es nicht wüßte: das ist Völkerrecht (jus gentium). Es würde uns ruhig Marokko plündern lassen, wenn es seinen Anteil an der Beute erhält, was ich nach bestem Wissen und Gewissen nur recht und billig finde.

„Anteil an der Beute?" ... Es tierra de miseria, y se como á todos ... Wir wollen unserm Schöpfer danken, wenn unser „Anteil" an diesem Danaer-Araber recht klein ausfällt ... wir haben ohnehin keinen roten Pfennig übrig.

Also: comoedia finita est ... „Vivat sequens", sprach der Kaiser und meinte freilich den „Zeppelin II". Aber die Blätter haben dieses Jahr ein wirklich unverdientes Glück. Die Pausen werden von Clowns ausgefüllt, heißt's in den Ankündigungen der Schmieren-Zirkusse. Auf „Casablanca" folgte das „Interview" (Soloszene mit Dudelsackbegleitung), auf das „Interview" die „Krise" (komisches Duett, mit obligaten Brummstimmen im Brustton der Überzeugung). Also: Schlager auf Schlager, unbezahlbar für die Blätter. Was die Blätter mit so hoher Politik zu tun haben? Haha ... lieber Freund, die machen doch die Geschichte! Wer denn sonst? Es würde doch kein Hahn nach all' dem krähen, wenn nicht die Blätter wären! Oder richtiger die Herren Verleger. Denn weil die Herren Verleger es wünschen, so machen es die Herren Journalisten. Hohe Politik ist eine journalistische Brotfrage, nichts weiter.

Da tritt eines Tages der Herr Verleger — meist sieht er nicht ganz arisch aus, au contraire — ins Zimmer seines Auslandsredakteurs oder meinetwegen auch des Innerpolitischen und beginnt: „Hören Sie mal, Herr Müller, es tut mir leid, aber ich muß Ihnen sagen, ich bin mit Ihnen gar nicht mehr zufrieden ... das Blatt

Digitized by Google

geht immer mehr zurück, ich kann's den Lesern nicht mal verdenken, wir bringen ja rein gar nichts mehr! So geht's jedenfalls nicht weiter. Können Sie denn nicht mal ...“ usw. usw.

Und dann macht Herr Müller aus der Not eine Tugend und hohe Politik: Zwischenfälle, Interviews, Krisen, je nach dem ... irgend etwas. Irgendwann hat irgendwo schon irgendwer einmal irgendwas gesagt. Daraus macht Herr Müller seine „Affäre“. Am nächsten Morgen steht das Angstprodukt in der Zeitung, ist also wahr (und wenn auch bloß bis zur nächsten Nummer). Die Herren Müllers der andern Herrn Verleger stürzen sich begierig darauf, drucken nach, kommentieren, erinnern sich dieses oder jenes Details, das sie aus ihren eigenen Redaktionsfingern saugen — man muß doch seinem Herrn Verleger zeigen, daß man auch was weiß und kann — die Affäre wächst sich aus. Nun kommen die Korrespondenten der ausländischen Blätter, telegraphieren und kabeln die Geschichte schleunigst nach Hause, wobei sie ihrerseits glossieren. Neue Senfsauce, noch ein paar Köche. Das nennt man dann hohe Politik. Glaube doch nur niemand, daß Politik, oder was man so nennt, heutzutage je anders gemacht wird.

Und die Diplomaten?!... Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.... Und wenn ein Diplomat besonders intelligent ist — was ja gerade für dieses Handwerk durchaus nicht erforderlich ist — dann schwant ihm das auch gelegentlich. Wie z. B. dem englischen Staatssekretär Sir Edward Grey. „Soweit ich bemerken kann“, erklärte dieser intelligente Staatsmann jüngst, „ist die Presse der einzelnen Länder viel fruchtbarer im Erfinden von Gründen und Absichten der verschiedenen Staaten, als die Minister des Auswärtigen selber“! Ein merkwürdig intelligenter Diplomat. Er hätte sogar Journalist werden und dann selber Affairen in die Welt setzen können. Vielleicht gar wie Herr Harden. Der homme d'affaire, der Geschäftsmann und Meister der Affären. Wozu freilich noch eine hübsche Dosis kaufmännischer Gerissenheit gehört. Die bei Herrn Harden vielleicht in Atavismus ihre Erklärung findet. Himmel nicht noch mal, was verdient dieser Schlaukopf nicht mit seinen „Affären“ jährlich für ein Stück Geld. Wobei er sich mit Vespasian getröstet: auch das Geld für die Produkte der von ihm gespeisten Latrine stinkt nicht. Man kann sich eine Villa dafür bauen, im Grunewald, non olet. Herr Harden, der „Mann von Rang“ — so nennt er selbst sich neuerdings bescheiden in seiner Privatkorrespondenz (ich sah's mit eignen Augen) — der versteht das Geschäft (les affaires). Das ist nicht so ein gewöhnlicher Herr Müller, bewahre, der hat's raus. „Er sagt Christus und meint Kattun“, mit dem alten Dubslav im „Stechlin“ zu reden. Er sagt „Bismarck“ und meint Kattun. Er sagt „der Harfner“ und meint Kattun. Er schreibt „Gegen den Kaiser“ — ein anständiger Journalist, der nicht Skandal um jeden Preis will, hätte anstandshalber „An den Kaiser“ geschrieben — und meint Kattun. Verehrter Leser: Herr Harden, der „Mann von Rang“ hat noch niemals etwas andres gemeint als Kattun. Und manchmal schläft der gute Homer, dann sagt er auch Kattun! Dann jammert und zetert der „Mann von Rang“ von „Vermögensschädigung“. So beispielshalber, wie sie ihm jetzt den Bahnhofsvertrieb seines kattunenen Opus „Gegen den Kaiser“ verwehrt haben. Max, hör mich an: das war ein böser lapsus calami. Du hast zwar stets dich von dem alten Journalistenworte leiten lassen: „Das Publikum ist nicht so dumm, wie man glaubt, sondern — noch viel dümmer“, und dieser Naivität deiner Leser verdankst du alles, was du hast und was du bist —... aber du hättest doch beim Christus bleiben und nichts vom Kattun sagen sollen. Und wenn du jetzt gar noch den Brotneid deutlich zeigst und jammerst, daß auch der Simplizissimus in Frankreich gelesen werde, und nicht nur deine gallsüchtigen Expektorationen übersetzt, Max, übersetzt in allen französischen Blättern ist—ehen, dann wirds allmählich auch deinen Lesern („das Publikum ist nicht so dumm“ usw.) des „Kattuns“ zu viel werden. Auch die Dummheit deines Publikums hat schließlich ihre Grenzen.

Und noch eins Max: nimm mirs nicht übel, das mit der „Vermögensschädigung“ war nicht bloß dumm; es war auch unkollegial. Du hast auch alle die andern Herren Müller bloßgestellt. Die Leser merken mit der Zeit, daß nur um des Kattuns willen die „Affären“ in die Welt gesetzt werden, um des Kattuns willen, den sie oft recht teuer bezahlen müssen ... das „Casablanca“, das „Interview“ — du schreibst natürlich der Interview — die „Krise“, kurz „Was ihr wollt“.

Monopolisierung des Zeppelinschen Luftschiffs?

Von Oberstleutnant a. D. **Rogalla v. Bieberstein** (Breslau).

Graf Zeppelin hat bekanntlich mit der Nationalspende und weitern Mitteln eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gegründet, damit sein Unternehmen nicht mehr allein von seiner Person und seinem Leben abhängig sei. Deutschland müsse den Vorsprung, den es in Luftschiffunternehmen gegenüber andern Staaten habe, ausnützen. — Liegt schon hierin, wie in dem bekannten hohen Patriotismus und der Uneigennützigkeit Zeppelins überhaupt, eine Gewähr, daß sein Luftschiffunternehmen nur Deutschland zugute kommen soll, und möge dies auch in die Statuten der neuzubildenden Gesellschaft aufgenommen sein, so sind doch Statuten und Gesellschaftsbildungen nichts für immer Unabänderliches, sondern dem Wechsel unterworfen, und dies legt die Frage nahe, ob, da das Reich mit der Abnahme des neuen Zeppelin in den Besitz eines für Fernfahrten und die Verwendung in Krieg und Frieden weit leistungsfähigeren Luftschiffs, als die aller übrigen Mächte, gelangte, es nicht geboten ist, ein derart überlegenes Kriegs- und Friedenswerkzeug dem Reiche

Digitized by Google

durch Monopolisierung für alle Fälle dauernd zu sichern. Eine (wie verlautet) bevorstehende Kabinettsorder, die die Geheimhaltung von Neuerungen an deutschen Luftschiffen vorschreiben wird, genügt schon deshalb nicht, weil sie sich nur auf dem Reich gehörige Militärluftschiffe beziehen kann, im übrigen aber die Abgabe von Luftschiffen ans Ausland, so völlig fern sie auch dem Grafen Zeppelin liegen dürfte, dem Ermessen ihrer Erbauer nach ihm anheimgegeben ist.

Man könnte zwar einwenden, daß Krupp seine Geschütze, die anerkannt besten, auch dem größten Teil des Auslandes liefert; allein, es existieren auch mannigfache andre Geschütz-Systeme, wie das Armstrongsche, das Schneider-Creuzotsche, das Rimailhosche u. a., die, wenn auch das Kruppsche an vollendeter Technik nicht erreichend, ihm doch an taktischer Leistung ziemlich gleichkommen, und bei denen daher eine große Leistungsüberlegenheit, wie sie beim Zeppelinschen Luftschiff in den erwähnten Richtungen über die übrigen Luftschiffe besteht, nicht vorhanden ist. Allein, auch in den die Kulturzwecke fördernden Leistungen des „Zeppelin“ besitzt dieses Luftschiff, falls es sich auf die Dauer bewährt, eine große Überlegenheit über die andern Motorluftschiffe von weit geringerer Fahrtdauer, Fahrtsicherheit und Personenaufnahmevermögen, und Zeppelin verlieh bekanntlich in einer seiner jüngsten Reden der Überzeugung Ausdruck, daß seine Luftschiffe bald zu den betriebssichersten Fahrzeugen zählen werden, mit denen weite Reisen unter verhältnismäßig geringer Gefahr für Leib und Leben der Insassen ausführbar sind.

Da nunmehr das Reich, wie erwähnt, in den Besitz des Luftschiffs gelangt ist, so scheint es angezeigt, daß es sich die nicht nur auf militärischem, sondern auch auf kulturellem Gebiet (so namentlich dem wissenschaftlicher Reisen usw.) möglichst lange sichert. Von dem hohen Patriotismus Zeppelins, der ein nationales Werk nicht nur zur Erhöhung der deutschen Wehrkraft, sondern auch für den Verkehr, die Erderforschung und mancherlei Kulturaufgaben zu schaffen bestrebt war, darf man, wie angedeutet, erwarten, daß er bis auf weiteres nur für Deutschland seine Motorluftschiffe zu bauen gewillt ist. Jedoch ist es ungeachtet der Abneigung, die in den Luftschiffkonstrukteurkreisen Frankreichs, Englands und einigen Deutschlands gegen das starre System besteht, nicht ausgeschlossen, daß, falls sich dies System mit seinen gewaltigen Abmessungen dauernd bewährt, sich auch die Technik andrer Länder darauf wirft, und daß es dem Auslande gelingt, ähnliche und selbst gleiche Motorluftschiffe zu bauen. Sobald dies aber in Aussicht steht, würde die Monopolisierung des „Zeppelin“ für Deutschland gegenstandslos werden, dem Erfinder die damit auferlegte Fessel (unbeschadet deutscher Interessen) abzunehmen und im Gegenteil ein neuer deutscher Industriezweig durch Absatz im Auslande zu fördern sein.

Daß wir aber voraussichtlich vor der Entwickelung einer deutschen Luftschiffindustrie und zwar von Zeppelinluftschiffen stehen, ist die Ansicht ihres Erfinders, die er in seiner Antwort an den Rat der Stadt Dresden über die Anlage von Luftschiffhäfen äußerte, indem er bemerkte: „daß, wenn nicht alle Anzeichen trügten, der Luftschiffbau in allernächster Zeit einen großen Aufschwung dadurch erleben werde, daß sowohl das Reich für militärische Zwecke, ferner Aktiengesellschaften behufs Anlegung von Luftschifflinien Fahrzeuge seines Systems beschaffen,“ und weiter: „In Zukunft werde es nicht mehr in erster Linie seine Sache sein, Luftschifffahrten auszuführen, sondern Luftschiffe zu bauen und an die Besteller abzuliefern.“ — Auch eröffnet das Vivat sequens des Kaisers die Perspektive auf neue Bestellungen durch das Reich.

Wünschen wir dem genialen, ausharrenden Erfinder, daß seine Erwartungen sich im vollsten Maße erfüllen, und daß dem Reich die errungene Überlegenheit auf dem Gebiet der Luftschiffahrt durch Monopolisierung des Zeppelinschen Modells gesichert wird, bis etwa ähnliche Erzeugnisse des Auslands ihm Konkurenz zu machen imstande sind.

Koëdukation.

Von Stadtpfarrer Julius Schiller (Nürnberg).

In der neusten Zeit sind von zwei bedeutsamen Vereinigungen wichtige Beschlüsse gefaßt worden, die die Aufmerksamkeit aller derjenigen Kreise und Persönlichkeiten auf sich ziehen werden, die ein Interesse an Schulfragen haben.

Im Oktober 1907 tagte zu Kassel ein Kongreß für höhere Frauenbildung. Das Resultat der dortigen Verhandlungen ging dahin: der gemeinsame Unterricht (coëducatio) von Knaben und Mädchen ist eins der zweckmäßigsten Mittel sowohl zur Lösung der Frage höherer Frauenbildung als auch zur Entwicklung verfeinerter Beziehungen der Geschlechter.

Im Juni 1908 hat sich die 17. Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins in Zwickau für die fakultative Zulassung der Mädchen an höhern Knabenschulen ausgesprochen. Nur gegen eine allgemeine obligatorische Zusammenziehung erklärte sich die Versammlung.

Beide Beschlüsse, die der Frauen und die der Männer, bedeuten einen großen Fortschritt, einen Markstein in der Geschichte des öffentlichen Unterrichts, und es ist nur zu wünschen, daß die hier ausgesprochnen Wünsche recht bald in die Tat umgesetzt werden, daß die zuständigen Behörden recht bald ihre bisherige zuwartende oder ablehnende Stellungnahme ändern und der neuen bessern Erkenntnis der Dinge die Türen öffnen.

Wer selber mehr denn dreißig Jahre Schulmeister ist und so lange schon mitten im Schulleben steht, dem wird es nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn er sich ein eignes Urteil auch über schwierigere Schulfragen bildet. Zu diesen rechnen wir obenan das Problem des gemeinsamen Schulbesuchs von Knaben und Mädchen. Nun will ich ganz offen eingestehen, daß mir die äußern und innern Gründe gegen die Koëdukation bisher so gewichtig, so gravierend erschienen, daß ich aus meiner Abneigung gegen dieses System

Digitized by Google

nie ein Hehl machte. Wußte ich mich doch dabei unterstützt durch die Meinung allgemein anerkannter Schulautoritäten; konnte ich mich doch dabei auf die Anschauungen vieler verständiger und gebildeter Eltern berufen.

Heute muß ich sagen, daß meine Stellungnahme in dieser Frage ins Wanken geraten ist. Wir werden die Koëdukation kaum mehr auf die Dauer abweisen dürfen. Allzu gebieterisch tritt die Forderung auf, allzu überzeugend werden die Beweise für die Durchführungsmöglichkeit, ja für die Notwendigkeit des neuen Erziehungsverfahrens; und wenn wir uns auch heute noch nicht entschließen können, mit fliegenden Fahnen in das Lager der Modernen überzugehen, so sollten wir doch wenigstens unsrer Jugend zulieb nach Mitteln und Wegen suchen, um den Übergang zum Neuen, das doch kommt, wir mögen wollen oder nicht, zu erleichtern.

Prüfen wir doch einmal ohne alle Voreingenommenheit die Gründe, die für und gegen den Zusammenschluß der Geschlechter auf der Schulbank sprechen, um dann zu sehen, nach welcher Seite die Wage neigt. Die Koëdukation ist durchaus keine neuzeitliche Erscheinung. Auf deutschem Boden ist sie seit alter Zeit die Regel in den Volksschulen ($^4/_5$); in andern Ländern, wie in den Vereinigten Staaten, in Schweden, Schottland und Holland, in Italien und Rußland findet sie sich bis hinauf zu den höhern Lehranstalten. Gerade der Mangel der Koëdukation hat bei uns die von den öffentlichen Schulen gesonderten Mädchengymnasien aufkommen lassen. Allein bei allem Respekt vor ihren Leistungen müssen wir doch sagen: diese Art von Schnellpresse will uns nicht gefallen. In wenige Jahrgänge wird da zusammengepreßt, was bei den übrigen Gymnasien auf neun Jahre sich verteilt, und wenn auch die Ergebnisse der Reifeprüfungen im ganzen recht günstige sind, so können wir uns doch nicht denken, daß bei solch angespannter Tätigkeit es ganz ohne körperliche Schädigungen abgeht. Auf die Dauer wird die neue Einrichtung mit der kurzen Lernzeit sich nicht halten können. Erst mit der Koëdukation wird diesem Mangel abgeholfen, diesem Schaden begegnet werden. Erst dann ist die Garantie dafür gegeben, daß die notwendige Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit auch bei den Mädchen erzielt wird.

Aber liegt nicht in der Förderung der Koëdukation eine „geradlinige Theorie“ auf Kosten psychologischer Beobachtung? (W. Münch.) Hat nicht Kerschensteiner (München) recht: „Eine Kopie der Knabenschulen ist für Zwecke der Mädchenerziehung überhaupt vom Übel, und der Ruf nach Koëdukation mit den Knaben wird weit mehr durch den Mangel materieller Mittel für Zwecke der Mädchenerziehung erzeugt als durch inneres Bedürfnis; denn wo die geistigen und körperlichen Anlagen und die letzten Bildungsziele so grundverschieden sind, da wird ein gemeinsamer Unterricht in den meisten Fällen weder der Erziehung des einen noch des andern Geschlechts vollauf gerecht werden können. Dem Vaterland ist wenig gedient mit gelehrten Frauen, denen über ihr Studium ihr ganzes eigenartiges Wesen verkümmert ist, die einen Schrecken empfinden, wenn sie an die Erziehung des Säuglings denken, und denen die bis ins kleinste gehende Führung eines Hauswesens nicht mehr interessant genug dünkt.“

Was hier der erfahrene Schulmann vorbringt, scheint mir nicht den Kern der Frage zu treffen. Kerschensteiner wird sicher nicht den antiquierten Standpunkt teilen noch verteidigen wollen, daß Mädchen, die das Gymnasium besuchen, im Falle nachfolgender Ehe schlechte Mütter und Hausfrauen abgeben werden. Kann eine Gattin und Mutter von heute überhaupt zu viel lernen? Was wird nicht alles von ihr gefordert! Mit klarem Blick muß die Frau, die heute in den natürlichen Beruf als Gattin und Mutter übergeht, die Verhältnisse, in die sie, oft wider Willen oder mißverstandener Neigung folgend, hineingestellt wird, zu übersehen vermögen, muß mit den gegebenen Größen zu rechnen verstehen und in ihren Kindern das Bewußtsein erzeugen, daß sie auf festem Grund stehen. Die gesteigerten Ansprüche, die das sozial kompliziertere Leben gerade an die gebildeten Stände und an die in diese emporwachsenden Gesellschaftsklassen stellt, haben auch eine eminente Steigerung der persönlichen Kräfte der zur Leitung des Hausstandes Berufenen zur Voraussetzung. Die gewisse Nüchternheit in der Betrachtung der Dinge, wie sie sind, ist heute vielleicht eine der ersten Vorbedingungen für den ruhigen Bestand des Haushaltes und für das harmonische Zusammenwirken aller guten Hausgeister. (Lutz Korodi.) Kehren wir zu unserm Thema zurück, so ist es im letzten Grund nur ein einziges Bedenken, das uns gegen die Koëdukation zu sprechen scheint, das aber nicht unüberwindlich sein dürfte. Wir denken an so mancherlei Gefahren auf sittlichem Gebiet für die zu Unterrichtenden, Gefahren, die ja nicht unterschätzt werden dürfen, und, im Zusammenhang damit, an eine Reihe von Schwierigkeiten für die Lehrer selbst.

Wo wir bisher Gelegenheit genommen haben, vor Eltern halberwachsener Töchter ein Wort für die gemeinsame Erziehung einzulegen, da waren es besonders die Mütter, die fast in einem Chor auf das entschiedenste die neue Einrichtung ablehnten. Es war gewiß auch nicht das Neue, Befremdliche allein, das sie zur Negation drängte, sondern ein ganz gesundes Empfinden dafür, daß ihre Töchter in einem Raum mit Jünglingen ohne elterliche Aufsicht, nur unter der Obhut des Lehrers sich nicht immer so benehmen würden, wie die Eltern es wünschen, wie die Tradition es vorschreibt.

Fern sei es, diese Bedenken von vornherein als prüde und ungerechtfertigt zu verwerfen. Noch immer gibt es in so manchen Familien moralisch angekränkelte oder hysterisch veranlagte Mädchen. Für solche taugt natürlich die Koëdukation nicht. Aber die 95 oder 98 Prozent anders gearteter Mädchen sollten doch darunter nicht leiden. Wird einmal in Zukunft die gemeinsame Schule eingeführt, so muß natürlich das Beste der Lehrer selber ausrichten. Neben Charakter und Wissen ist dann vor allem das feinste Taktgefühl notwendig, nicht bloß um Anstößiges zu vermeiden, sondern auch um die neuen Hebel richtig in Bewegung

Digitized by Google

zu setzen, die sein jetzt anders zusammengesetztes Auditorium zu gesteigerter fruchtbarer Tätigkeit anregt und anspornt. Der Lehrer hat jetzt doppelt auf sich selber aufzupassen und in besonders scharfe Selbstzucht sich zu nehmen, wenn er gedeihlich wirken will. Aber auf der andern Seite erwachsen ihm nicht bloß neue Aufgaben und Pflichten durch die neue Methode, sondern auch neue Freuden, wenn er sieht, wie die Mädchen „ihre Reizbarkeit verlieren, sich besser beherrschen lernen und freier, gefestigter und planvoller werden; die Knaben aber werden weniger roh und rücksichtslos, das Trinken, Rauchen und Prügeln verliert für sie an Reiz, die größere Beweglichkeit der Mitschülerinnen lockt zur Nachahmung nnd spornt ihren Ehrgeiz an." (Marianne Weber.)

Es gibt doch zu denken, wenn wir hören, daß bei einer Rundfrage in Baden unter zwanzig Gymnasialrektoren siebzehn sich zustimmend für die Koëdukation erklärt haben, während zwei sich abwartend verhielten und nur ein einziger sich ablehnend aussprach.

Diese siebzehn Direktoren müssen doch wissen, was sie wollen, und wir wollen es ihnen hoch anrechnen, daß sie es verstanden, überkommene Vorurteile abzustreifen.

Auch in Württemberg, Hessen, Elsaß-Lothringen und Sachsen ist die Einrichtung nicht fremd.

In den Vereinigten Staaten Amerikas gehen gleich gar 98 Prozent aller Kinder in gemischte Schulen. Ein hervorragender Rektor der Stangford University, Professor Jordan, äußert sich darüber: „Ich glaube, es werden bessere Menschen gestaltet, wenn die beiden Geschlechter bei der Erziehung in innigeren Kontakt gebracht werden. Es ist für beide Teile von großem Vorteil, auf völlig gleichberechtigtem Fuße während der Ausbildung zu verkehren. Frauen kommen dadurch mit Männern zusammen, die etwas leisten können, mit Männern, deren Sinn fürs Reale stark ausgeprägt ist, und die bestimmte Lebensansichten haben. Das ist von sehr günstigem Einfluß für sie. Desgleichen hat das Zusammensein mit an Geist, an Körper gesunden, vernünftigen Frauen einen hohen Wert für junge Männer. Dieser Wert ist niemals genügend hoch eingeschätzt worden; selbst nicht von den eifrigsten Verfechtern des gemeinsamen Unterrichts. In der Frauenerziehung herrscht immer die Tendenz für Ästhetik. Literatur und Sprachen dominieren, und die Wissenschaft tritt zurück. In Männerinstituten ist das Gegenteil häufig der Fall. Der Sinn fürs Reale stellt die Elemente der Schönheit und Moral in den Schatten. Es wird behauptet, daß der Einfluß solch spezieller Frauenerziehung sich überall bemerkbar mache, in den ausschließlichen Frauenuniversitäten, im Gesellschaftsleben, ja sogar die moderne Literatur und Wissenschaft unterliegen ihm. Wenn die Damen der Gesellschaft ein Buch nicht lesen, dann verlohnt es sich kaum, es zu drucken. Die Wissenschaft wird nach derselben Art populärisiert, indem sie aufhört, Wissenschaft zu sein, und mehr Gefühlssache wird oder Informationszwecken dient. Das Heilmittel gegen diesen Dilettantismus liegt in ernster Schulung. Dem Bedürfnis der Gegenwart entspricht aber eine gemeinsame Schulung, und nicht eine getrennte."

Als vor hundert Jahren die deutsche Nation, der Knechtschaft satt, sich zum Befreiungskampf erhob, da war es Fichte, der prophetisch ausrief: „Wie die größere Gesellschaft, in die sie einst eintreten sollen, aus beiden Geschlechtern besteht, so soll es auch die kleinere Gesellschaft, in der sie erzogen werden, weil sie nur so die große Menschheit verstehen und lieben lernen."

Der Philosoph wird auch hier der richtige Ratgeber sein, und das deutsche Volk wird nie in der Irre gehen, wenn es sich heute noch bei Männern wie Fichte Rats erholt und solchen Anregungen folgt. Sorgen wir dafür, daß immer mehr Freunde für eine gute Sache gewonnen werden.

Die Mannheimer Schule und ihr Einfluß auf Mozart.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Genies.

Von Rud. Amplewitz (Berlin).

I.

In einer früheren Arbeit (Nr. 9 dieses Jahrgangs) hatte ich das Streben nach bewußtem Geistesleben als Zeichen der Zeit hingestellt und hervorgehoben, wie infolgedessen ein unerbittlich kritisch-scharfer Hauch mit seinem kalten Wehen mancher Blüte verhängnisvoll werde. Als für diese Bewegung Anstoß gebend sei der unvergleichlich großartige wissenschaftliche Aufschwung der Gegenwart zu betrachten, ein Licht-Zentrum, dessen Strahlen allgemach jeden Winkel durchhellen, ein Heer von Fragen aufwirbelnd, neue Betrachtungsweisen aufnötigend.

Wenn ich jetzt auf diese Sätze zurückkomme, so geschieht dies, weil ich sie aus verschiedenen Gründen für ganz besonders geeignet halte, den Ausführungen über unser gegenwärtiges Thema vorangestellt zu werden.

Es versetzt uns in eine Periode der Musikgeschichte, über die lange Zeit hindurch unklare, zum Teil unrichtige Vorstellungen herrschten. In dieses Halbdunkel sind nun auch einige der vorerwähnten Strahlen gefallen; manche darin üppig wuchernde Blüte verblich vor dem scharfen, frischen Luftzug, der plötzlich einsetzte, die Nebel zerstreuend und dem Blick ein neues, deutliches Bild zeigend, ein Bild, das zu zeichnen in Nachstehendem unternommen werden soll.

Vorher mögen hier indes noch einige Bemerkungen folgen, die bezwecken, den Leser in den Geist dieser Betrachtungen einzuführen.

Es wäre ganz falsch, zu befürchten, daß durch diese Ausführungen das Genie pietätlos herabgewürdigt, die Bewunderung seiner Größe vermindert werde. Mit demselben Recht könnte man besorgen, daß wahre Wissenschaft die Religion schädige. Das Gegenteil von alledem ist der Fall. Eine wirkliche Größe verträgt

Digitized by Google

nicht nur Licht und Klarheit, sondern gewinnt durch beide. Aber an diesem Gewinn sind auch wir beteiligt, wenn wir nur wollen. Eins ist freilich dabei unerläßlich, was vielen, wie es scheint, unmöglich ist. Wir müssen manche falsche Vorstellung opfern, wie schwer es uns auch fallen mag, etwas preiszugeben, das uns durch Zeit und Gewohnheit lieb und wert geworden ist, mit dem wir bis zu einem gewissen Grade innerlich verwachsen sind. Sich so zu befreien und dadurch für den Fortschritt fähig zu machen, dazu ist ein doppelter Mut notwendig: gegen sich selbst und gegen die Außenwelt. Gegen sich selbst, um schwächliches Zagen, aufsteigende Bedenklichkeiten zu besiegen; gegen die Außenwelt, um sich gegenüber den von ihr erhobenen Vorwürfen und Anfeindungen zu behaupten. Hier liegt eine der Ursachen, die die Vorwärts- und Aufwärtsbewegung der Menschheit so unliebsam verzögern, aber auch — da „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen“ — ein die Federkraft des Geistes durch Hemmung immer neu spannendes Element. Und unser harrt der schönste Lohn. Unsre Anschauungswelt empfängt eine oft ungeahnte Bereicherung; wir erkennen neue, uns bisher verborgene Vorzüge und Schönheiten, mit einem Wort: wir werden wissend-freie Menschen, des höchsten, reinsten, verständnisvollsten Mitsinns fähig,

„. . . voll Empfänglichkeit, der Spur
Des Guten und des Schönen nachzuwandeln“.

Welche Art der Verehrung und Bewunderung aber dem Genie erwünschter und für ihren Eigner reicher an wahrhaft beglückender Freude ist, die eben geschilderte oder unfreies, weil verständnisloses, äußerliches, schließlich zu einer Art Götzendienst führendes Anstaunen, darüber dürfte wohl kein Zweifel herrschen.

Nebenbei bemerkt, scheint es mir nicht bloßer Zufall zu sein, daß man jetzt, da durch den Aufschwung der Naturwissenschaften unsere Stellungnahme zu der uns umgebenden Welt sich wesentlich geändert hat, auch das Genie mit ganz andern Augen ansieht. Erinnert nicht in der Tat die naiv-hilflose Art, wie man lange Zeit hindurch sich zu ihm stellte, an jenes ganz ähnliche Verhältnis, in dem sich der Mensch zu der ihn umgebenden Natur befand oder teilweise noch befindet? Es ist hier natürlich nicht der Ort zu längeren naturwissenschaftlichen Erörterungen, aber zur Kennzeichnung der eben aufgestellten Parallele möchte ich an ein Wort erinnern, das die beiderseitig veränderten Beziehungen mit schlaglichtartiger Schärfe beleuchtet, an das für den Untertitel unsrer Betrachtung gewählte Wort Entwicklung. Der Begriff Entwicklung fehlt der bisherigen Weltanschauung. Fertig, wie wir sie heute kennen, sollten die Arten der Geschöpfe aus dem Nichts durch die wunderbare, unbegreifliche göttliche Schöpferkraft entsprungen sein. Und ähnlich war die Ausnahmestellung, die man dem Genie einräumte. Auch seine Werke schienen plötzlich, wie mit einem „explosiven Ruck“, sich gigantengleich über alles andre zu erheben, wie, ja, das war eben unbegreiflich.

Da tauchte der Begriff der einheitlichen Entwicklung auf. Es zeigte sich, daß aus allereinfachsten, unscheinbaren Anfängen eine aufsteigende Reihe bis zur Krone der irdischen Geschöpfe, zum Menschen, führt. Das Vollkommenste, Höchste war also nicht in dieser Gestalt aus dem Nichts entstiegen, sondern stand auf den Schultern seiner Vorfahren, war der Gipfel einer langen Entwicklungsreihe. Diese war in Vergessenheit geraten, und erst der neueren Forschung war es vorbehalten, das wieder ans Licht des Erkennens zu ziehen, was lange Zeit im Dunkel des Nichtwissens verborgen lag. Wie nun, wenn es sich mit den Werken des Genius ebenso verhielte? Wenn auch sie „eine unvergleichliche Gipfelung“ bedeuten, deren Vorstufen nachträglich nachgewiesen wurden, jene Vorstufen, die, von dem Glanz der Gipfelung schließlich überstrahlt, ins Dunkel der Vergessenheit geraten waren? In der Tat, ein solcher Sachverhalt liegt vor und soll, durch unser Thema auf eine bestimmte Formel reduziert, hier näher beleuchtet werden.

Wenn ich oben sagte, daß moderne Naturforschung auch unsre Betrachtungsweise gegenüber dem Genie beeinflußt habe, so stehe ich mit dieser Auffassung nicht allein. An der Spitze von Oskar Fleischers Mozart-Biographie, der einzigen mir bekannten derartigen Arbeit, die von modernem Geist beeinflußt ist, und der ich auch alle in diesem Sinne gehaltenen näheren Angaben über Mozarts Mannheimer Aufenthalt verdanke, steht Darwins Name, ist von dessen Vererbungstheorie die Rede, die sich besonders deutlich auf die Meister im Reiche der Töne anwenden lasse. Vererbung und Entwicklung also, unscheinbare Anfänge, Steigerung, Gipfel!

Ein solcher Höhepunkt der Entwicklung ist nun auch der moderne Instrumentalstil, wie er in den Formen der Sonate, des Trios, des Quartetts, der Symphonie usw. zum Ausdruck kommt. Gewöhnlich nimmt man an, daß Haydn, Mozart und Beethoven diesen Gipfel geschaffen haben. Sie wären es also, die den Großmeistern Bach und Händel unmittelbar als Marksteine einer neuen Zeit folgen, die sich der Alleinherrschaft von Contrapunkt und Fuge durch Schaffung neuer Ausdrucksformen entringt. Das ist aber ein Irrtum, wie Hugo Riemann überzeugend nachgewiesen hat. Daß dieser Irrtum sich so lange behaupten konnte, daß über die eingangs erwähnte Periode der Musikgeschichte lange Zeit hindurch so unklare, verschwommene Vorstellungen herrschten, haben wohl hauptsächlich die Biographen jenes klassischen Dreigestirns verschuldet. Sie standen eben noch im Bann der veralteten Anschauungen, die den modernen Begriff der Entwicklung nicht kannten, ja ihn, wo er sich geltend machen wollte, sogar abwiesen. So spricht Lamprecht in seiner Beethovenstudie wegwerfend von den „Destillierapparaten der üblichen Ableitungstheorie, die die großen Meister als Compositum vorhergegangener Größen betrachte“. Der Gute ahnt gar nicht, wie sehr die von ihm verspottete Theorie Recht hat. Will er seinen Ausspruch gegenüber Riemanns epochemachenden Neuentdeckungen noch aufrecht erhalten? Die Mannheimer waren tatsächlich solche „vorhergegangenen Größen“, und Lamprecht würdigt deren Vorhandensein eben zu wenig, übersieht, daß durch die neuere Forschung sich uns die Erkenntnis aufdrängt,

Digitized by Google

daß die Wiener Meister das Gute ihrer Vorläufer wirklich benutzt haben. Aber weit entfernt, daß ihr Wert und ihre Bedeutung sich dadurch vermindern, sind sie eben dadurch so groß geworden, indem sie das von ihrer Zeit zweifellos Empfangene „in viel höherer, ungeahnter Weise und in hundertfachem Maße zurückgaben". Für Riemann ist es kein Zweifel, „daß in den letzten Lebensjahren Bachs sich eine sensationelle Änderung des Zeitgeschmacks vollzogen hat, und daß Mozart und Haydn nur darum erst ganz allmählich richtig gewürdigt wurden, weil seit Jahrzehnten eine wahre Flut neuer Werke in demselben Stile en vogue war, in dem ihre Werke geschrieben sind". Ganz allmählich! Ja, Karl Mennicke sagt, „daß die Werke der Mannheimer Komponisten von 1740 an im europäischen Musikhandel auf Jahrzehnte hinaus derart vorherrschten, daß Haydn und Mozart lange Jahre brauchten, ehe sie aus der Flut der Mannheimer Trabanten und Halbtalente auftauchten und angemessene Würdigung fanden".

Also verfallen wir nicht in den Fehler der schon erwähnten Biographen, die — nach Riemann — „das Bereich ihrer Helden mit undurchdringlichen Heckenzäunen eingefriedigt haben, die den Ausblick auf die Umgebung zur Unmöglichkeit machen", die, wie z. B. Otto Jahn, „förmlich die Augen zugemacht haben müssen, um nicht zu sehen, was ja gar nicht zu übersehen war", sondern machen wir uns vertraut mit dem, was wir über die „Mannheimer" wissen können.

Als ihr Haupt, ja, als derjenige, dessen Werke allein schon genügen würden, einen Begriff von jener „sensationellen Änderung des Zeitgeschmacks" zu geben, ist Johann Stamitz anzusehen. Außer ihm wären noch zu nennen: Franz Xaver Richter, Anton Filtz, Stamitz' Söhne Karl und Anton und eine lange Reihe von Schülern oder solchen Musikern, die in Stamitz' Spuren wandeln. Richter, obwohl der ältere, ist doch mehr „der große Fugist", zeigt nicht die Merkmale der neuen Schule als Hauptsache, während die Schüler und Nachfolger Stamitz', indem sie die melodischen und sonstigen Eigentümlichkeiten ihres Meisters wegen deren Wirkung „übermäßig ausbeuteten", jenen „vermanierten Mannheimer gout" entwickelten, vor dem Vater Mozart seinen großen Sohn ausdrücklich warnt. Kommt also hauptsächlich Johann Stamitz in Betracht. Und in der Tat, was wir von ihm wissen, läßt ihn wirklich als denjenigen erscheinen, daß „Name zu allen Zeiten heilig sein wird". (Ausspruch Joh. Adam Hillers.) Riemann führt so mannigfache, wertschätzende Urteile von Zeitgenossen an, daß es unbegreiflich erscheint, wie alle diese Zeugnisse übersehen werden konnten. Da wird gesagt, daß Joh. Stamitz sein „göttliches Talent über alle seine Zeitgenossen erhob", wird er als der Schöpfer der modernen Symphonie gefeiert, vergleicht man ihn mit Rubens, mit Guido Reni. Freilich fehlt es auch nicht an vereinzelten, neidischen Stimmen, die aus Norddeutschland kommen und „das fröhliche Musizieren der Mannheimer mit Vorliebe als eine Folge der süddeutschen Weinlese erklärten".

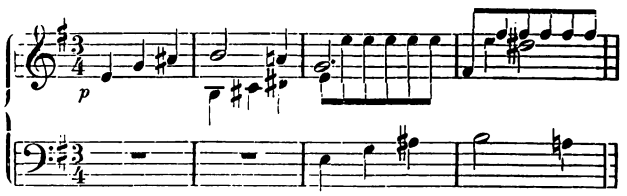
Johann Wenzel Anton Stamitz — ich folge hier wieder Riemann, der zuerst die wahren Namen brachte und dadurch der vorher bestehenden Verwechslung mit Karl Stamitz, dem Sohn, und den daraus sich ergebenden unliebsamen Folgen ein Ende machte — ist 1717 zu Deutschbrod in Böhmen geboren, wurde erst Kammermusikus, dann Konzertmeister und endlich Direktor der Kammermusik des Pfalzgrafen Karl Theodor in Mannheim, wo er 1757 starb. Das Totenbuch sagt, man werde schwerlich einen finden, der seiner Künstlerschaft gleichkäme. Er war ein so vorzüglicher Geiger, daß er mit Tartini verglichen wurde; seine Bedeutung als Komponist ist es indessen, die uns hier zunächst interessiert. „Von ihm sind bis jetzt 48 Symphonien, 10 Orchestertrios und eine große Zahl andrer Werke, besonders Violinkonzerte, nachweisbar".

Inwiefern ist nun Joh. Stamitz der Begründer der modernen Instrumentalmusik, hat er, nach Karl Mennicke, den Grundstein gelegt zu dem Monumentalbau, den die Wiener Meister zur Höhe führten?

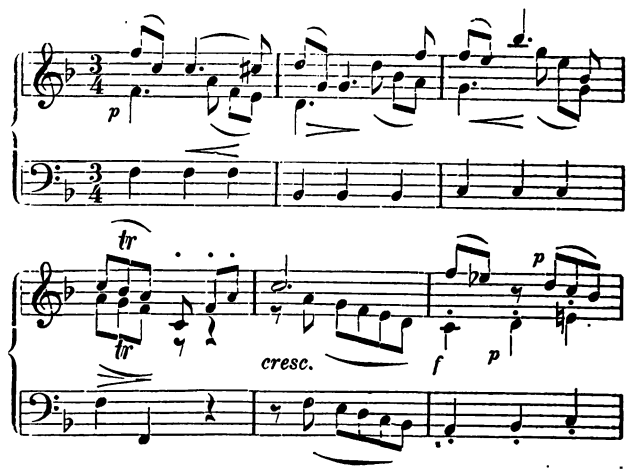
Durch ein Zweifaches, durch Form und Inhalt.

In formaler Beziehung ist zunächst sein radikales Lossagen von Contrapunkt und Fuge bemerkenswert. Nicht, als ob er dieser Kunst nicht mächtig gewesen wäre. Im Gegenteil, „die Art, wie er die Stimmen bei der Themenbildung zusammenwirken läßt, sodaß der eigentliche Melodiefaden bald in der einen, bald in den andern läuft, aber nicht nach Fugenart als ein festgehaltenes Subjekt, sondern nur in freiem, imitierendem oder auch nicht imitierendem Wechselspiel", zeigt eine meisterhafte Beherrschung des Contrapunkts. Als Beispiele seiner „echt klassischen Polyphonie" seien hier einige Stellen aus den für die neue Richtung besonders maßgebenden Orchestertrios, Op. 1, angeführt.

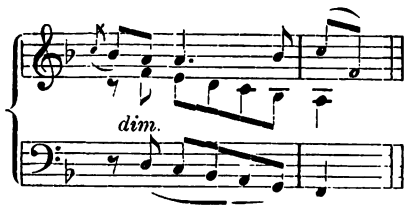
Z. B. der Anfang des wunderbaren Adagios aus dem E-dur-Trio:



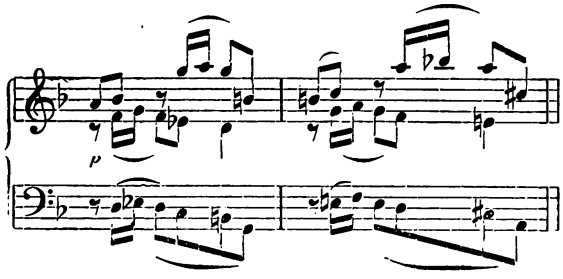
Oder folgende Stellen aus dem graziös-lieblichen Lento des F-dur-Trios:



Digitized by Google



und ferner:



Erziehung des Dichters.

Ein Essai. Von Dr. **Hugo Eick** (Schloß Ising).

I.

Fragt man nach den Berufsplänen eines Menschen und hört als Antwort: „Ich will Musiker werden, oder Maler“, so läßt man dies ebensogut gelten, wie den Entschluß zu andern Berufsarten des bürgerlichen Lebens. Würde man jedoch auf die Antwort treffen: „Ich will Dichter werden“, so riefe das zaghaft hervorgebrachte Geständnis gewöhnlich nur ein erstauntes Lächeln hervor, aus dem die halb mitleidige, halb spöttische Entgegnung spricht: Wie? Kann man Dichter werden? Und ist das ein Beruf? Dieser Zweifel wird weniger durch den Gedanken an die pekuniär wenig aussichtsvolle Stellung des Dichterberufes erregt, als durch die Vorstellung von einer abnormen Eigenart des dichterischen Schaffens überhaupt: wie als spräche jemand die Absicht aus, er wolle „Wahrsager“ werden!

In der Tat haftet an dem Worte Dichter immer etwas von dem Begriff der Zauberei, das heißt einer Eigenschaft, die mit den gewöhnlichen Seelenanlagen völlig unvergleichbar ist, mit der man geboren ist und die man als verdienstloses Göttergeschenk hinnimmt. Freilich sieht man auch in den Werken der Musiker und Maler das Wunder. Bei ihnen aber gewahrt man daneben das „Tüchtige“ und Handwerksmäßige. Man weiß, sie haben in jahrelanger, stufenweiser Übung sich vorgebildet, und schon die Führung des Bogens und Pinsels hat eine langsame, mühevolle Schulung erfordert. Sie sehen bei Beginn ihres Berufes einen genau vorgeschriebenen, programmatisch erkennbaren Plan vor sich: eine Erziehung. Und der Dichter? Zwar setzt man auch bei ihm eine allmählich reifende Selbstbildung voraus und verfolgt eine fortschreitende Entwicklung seines Schaffens. Aber weder findet man bei ihm einen deutlich bestimmbaren Studienplan, eine „Schule“ der Dichtkunst, noch auch hat man eine klare Vorstellung von der Art oder Methode dieser Selbstbildung. Man spricht wohl vom „Feilen“, Stilisieren, von der Übung an großen Vorbildern, von der nimmer rastenden Selbstkritik. Doch ist klar, daß von einer Erziehung des Dichters im Sinne des Musikers und Malers nach üblicher Anschauung kaum die Rede sein kann. Man denke an die leidenschaftliche Beharrlichkeit der Fingerübungen und Skizzen dieser Künstler, an das Studium der Harmonielehre und der großen musikalischen Literatur, an die Schülerjahre, welche der Maler in Ateliers und Galerien zubringt, ehe er sich eigener Produktion widmen kann; und man halte dagegen das übliche Bild der dichterischen Entwicklung: Nach den Versuchen, die ihm zum Teil in, zum Teil trotz der Schule gelungen sind, bricht sich ein unbezähmbarer Trieb in kühnem Ausdruck Bahn. Zunächst in mehr oder weniger bewußter Anlehnung an bewunderte Meister erhascht er die Formen für seine begeisterten Träume. Je stärker und unabweisbarer seine Erlebnisse sind, um so mehr genießt er das promethidische Erwachen seiner Seele. In frisch-fröhlichem Drauflos-Dichten findet er sein Genügen um so mehr, als seine „Eigenart“ echt ist und ihm von der Umgebung gepriesen wird. Wohl bindet er sich beim Bilden seines Sprachstoffes an Vorgänger und Zeitgenossen, und im besonnenen Fortschaffen reift sein Stil. Aber was er aufnimmt und nachahmt, gewinnt nicht die stetig ansteigende Linienform eines planvollen Baus. Welchen maßgebenden Einflüssen er begegnet, das hängt vom Schicksal ab, und selten sind die Auserwählten, denen ein verständnisvoller Freund zugleich als überlegener Berater zur Seite steht. So sieht er sich zuletzt immer auf sich selbst angewiesen. Er gewinnt seinen Erfahrungen mehr oder weniger deutliche Resultate ab und sieht schließlich den Weg zu einer Erziehung seiner Kunst. Je näher er dem Ziel seiner Vollendung kommt, um so mehr fühlt er, daß ohne diese Erziehung der Sprachform überhaupt nichts Großes erreicht werden kann. Indem so das Problem des Stils für ihn immer mehr in den Vordergrund tritt, sucht er das nachzuholen, was er auf seinem abrupten Entwicklungsgang nur in Ansätzen und nebenbei erstrebte. Aber je mehr er nun seine Kunst zu einer planvollen Entfaltung zu erziehen sucht, um so klarer wird es ihm, daß das Versäumte gar nicht nachzuholen ist; daß man zur Zeit der Herbstreife nicht nachträglich noch Blätterwuchs und Blüte hervortreiben kann, um die Frucht zu erzeugen; daß nur der von Winterschnee behütete Same zum Keim, der Keim zu Pflanze und Stamm wird und erst im Runden der Jahresringe das ununterbrochene Wachstum zur Ernte führt. Jede Vorstufe in der Erziehung hat ihren Platz und ihre Zeit, und weder kann das ernsteste Bemühen ein solches Wachstum summarisch nachzeitigen, noch lassen sich die Entwicklungsglieder verschieben oder umsetzen. Wie tief auch die Erlebnisse sein mögen: das Vollendete ist ihm versagt.

Dies dürfte die Erfahrung der meisten Dichter sein, und wenn wir dennoch Vollkommenem begegnen, so sind hierbei die seltensten Glücksfälle eines günstigen

Digitized by Google

Schicksals tätig. Wenn wir daher im Folgenden von einer Erziehung des Dichters einen bestimmten Plan zu entwerfen suchen, so wird man uns nicht einer zu mechanischen Auffassung vom poetischen Schaffen zeihen. Die Begabung, der Genius — der ist immer vorausgesetzt. Aber von den „Geheimnissen" des künstlerischen Schaffens haben wir nachgerade genug reden hören. Der naseweise Tiefsinn der heutigen Individualpsychologie (die ihre Weisheit doch nur der Ausbeutung eines einzigen Philisophen verdankt!) hat uns soviel Rätseldampf vorgeblasen, daß es an der Zeit ist, einmal wieder von den einfachsten und greifbarsten Dingen, von Technik, Verskunst und Handwerk zu sprechen.

Bei den folgenden Ratschlägen haben wir den guten Durchschnittsdichter im Auge. Dieser Typus des tüchtigen Begabten aber ist es, den wir heut nötig haben. Erst eine Vielheit solcher künstlerisch erzogenen, in ihrer Grenze vollkommenen Talente erzeugt eine dichterische Kultur, und erst auf dieser Kultur können die großen „Genies" entstehen, die dann ihre eigenen Gesetze und ehrfürchtig bestaunten Bahnen haben mögen. Diesen Großen ein Vorbereiter zu sein, das soll für den Dichter zunächst die Erfüllung seines Zieles wie seine stolze Bescheidenheit sein. Den so Gesinnten möchten unsere Hinweise helfen.

Was die Schule anbetrifft, so haben ihre Aufsätze, ihre Dramen-Erklärung und ihre poetische Lektüre einem dichterisch Begabten nie allzuviel geschadet. Angesichts der Wortfülle, mit der heute die „Kunst im Leben des Kindes" diskutiert wird, wollen wir uns auf ein paar prinzipielle Bemerkungen beschränken.

Was den Knaben als Gedichte ausgegeben wird, hat in den meisten Fällen mit Kunst nichts zu tun, auch wenn die Gedichte mit „berühmten" Namen gedeckt werden. Das ist erklärlich, wenn man erwägt, daß die Auswähler solcher Sammlungen ihrer Natur nach meist nicht die Verpflichtung haben können, etwas von Kunst zu verstehen. Man kann im Ernst auch von tüchtigen Lehrern ebensowenig künstlerische Erlebnisse verlangen wie daß sie (die gleich andren aus den verschiedensten Gründen in ihren Beruf kommen) alle geborene Pädagogen seien. Man erwidert, daß die „tieferen" Werke der Poesie doch den Knaben nicht zugänglich seien. Dann soll man aber auch die „weniger tieferen" Werke (die Deklamationsballaden, Verserzählungen und lyrischen Plattheiten) einfach weglassen, oder — wenn sie doch einmal zur „allgemeinen Bildung" gehören — jedenfalls nicht als Kunst bezeichnen. — Gegen die wirklichen Kunstwerke der oberen Klassen wäre nichts einzuwenden, wenn nicht durch die Art der gut gemeinten Einführungen und Erklärungen nur zu leicht eine grundsätzlich falsche Auffassung vom Wesen der Kunst erweckt würde: als sei ihr überhaupt auf gedanklichem Wege beizukommen und als sei mit der Kenntnis des Inhaltes und der Zergliederung ein Einblick in das Geheimnis der Dichtung zu gewinnen. Schlimmer noch ist, daß der Schüler durch die Kunde von der „Technik des Dramas" und durch den Blick hinter die Kulissen zu dem Glauben verleitet wird, hierdurch den Rätseln der Poesie auf die Spur gekommen zu sein, und mit dieser Ausrüstung eine altkluge Fertigkeit erlangt zu haben glaubt. In Wirklichkeit werden sich ja für all diese literarischen Sachen nur wenige Schüler interessieren (und für wieviel interessiert sich der Schüler alles nicht, wofür der Lehrer beim Schüler ein Interesse sich vortäuscht!); aber gerade für den Begabten ist diese provisorische Erfassung eines Kunstwerkes später ein Hemmnis, das der vertiefte Blick erst hinwegräumen muß, um aus neuem Eindruck ein richtigeres Bild zu bekommen; gar nicht zu reden von den vielen, denen die schulmäßige Zerfaserung eines Schillerschen Dramas für lange den Genuß verekelt hat! —

Wie sehr nun auch der Schüler sich an einem leidenschaftlichen Gedicht begeistern mag, so fehlen in Wahrheit auch dem reiferen Knaben die Erlebnisse, welche ein Kunstwerk voraussetzt, eben so sehr, wie die der parallel dazu stehenden Religion. Man denke doch nur daran, daß solche Werke von außergewöhnlichen Menschen in außergewöhnlichen Stimmungen geschaffen sind und also nicht einmal den meisten Erwachsenen zugänglich sein können! Nun gibt es nicht tiefere und flachere Kunstwerke, sondern die Kunst ist immer tief, wo sie auftritt. Wer aus späteren Erfahrungen rückschauend gesteht, daß er im Schüleralter jene Dichtungen gemäß seiner Entwicklungsstufe gar nicht hat verstehen können, dem wird es nicht so unerhört erscheinen, wenn wir prinzipiell die Forderung aufstellen, die Kunst aus der Schule überhaupt fortzulassen.

Würde man erst mit dem zwanzigsten Jahre mit Werken bekannt (die doch meist von Dreißig- und Vierzigjährigen geschrieben sind!), so wäre viel für den Eindruck gewonnen. Aber freilich — wo bliebe da die „allgemeine Bildung"!

Will man eine Vorbereitung für das Verständnis der Kunst in der Schule schaffen, so bleibt nur eins: Ehrfurcht zu erwecken vor dem noch nicht Verständlichen. Man lese wirkliche Dichtungen vor und weise dem erstaunt horchenden Knaben nach, daß hier ein Geheimnis liegt, man führe sie bis vor dies Geheimnis — und lasse sie stehen mit dem dumpfen Gefühl, daß hinter dem rhythmischen „Blödsinn" noch etwas Merkwürdiges, Unerfaßtes liegen könnte. Zugleich könnte man ihnen wenigstens psychologisch klar machen, weshalb sie etwas noch nicht „verstehen" können, was doch deutsch geschrieben und sprachlich zerlegbar ist. Ehrfurcht zu erziehen, dies wird freilich in einer so ehrfurchtslosen Zeit wie der unsrigen schwer genug sein. Aber im Kinde ist sie, und nur durch sie geht der Weg zu der neidlosen Anerkennung und Liebe, welcher sich das Große erschließt.

Im übrigen gilt es, das im Knaben unbewußt Reifende möglichst unberührt zu lassen und zu hegen, damit es die Zeit seines Wachstums erfülle, bevor es zu Tage tritt. Denn ihr Tiefstes bleibt der Jugend verborgen, und in seinen Wünschen und Interessen legt sie sich selbst falsch aus. Aber gerade dieser schützenden Hülle der Dunkelheit bedarf das Produktive in ihm.

Digitized by Google

Deshalb zwinge man das verschlossene mittlere Knabenalter nicht durch laute Deklamationen und Ausdrucksübungen, sein Inneres hervorzuzerren. Was sich beim 13—15jährigen Jungen als Gêne und tölpelhafte Umständlichkeit darstellt, dient der Natur als Deckmantel der Zartheiten, und man sollte nicht gerade diese Periode für die Rezitation Schillerscher Balladen und gefühlvoller Gedichte verwenden. Freilich entschädigt sich der Knabe hierfür durch die Lektüre seiner Indianer- und Räuberbücher.

Wenn nun auch der Gehalt des Kunstwerkes dem Verständnis des Schülers fern bleibt, so kann er doch wenigstens ein Verhältnis zur Kunstform gewinnen. Wie für den erwachsenen Laien, so ist auch für den Knaben der Dichter gewöhnlich ein Mensch, der eben Verse machen kann und einfach von Natur etwas besitzt, was dem andern versagt ist. Hierbei scheint vom Laien zum Dichter keine verbindende Stufenleiter zu führen, und nicht an eignen Fähigkeiten glaubt man einen Maßstab für die Größe des Künstlers finden zu können. Die wohl gedanklich angenommene, aber nicht selbst erlebte Schwierigkeit des künstlerischen Formens wird daher mehr bestaunt, als in der Weise bewundert, wie man etwa einen Mitschüler bewundert, der besser lernen und rechnen kann. Nur die erlebte Vorstellung von der Schwierigkeit und dem Sinn des Formens kann die Achtung vor der Form erzeugen, welche eine Voraussetzung des dichterischen Schaffens ist. Um zu verstehen, was dazu gehört, um einen guten Vers zu machen, genügt jedoch weder Metrik noch theoretische Erklärung; da gibt es nur einen Weg: nämlich die Schüler anzuhalten, selbst Verse zu machen. Und wenn er daraus nur lernte, daß er es nicht kann, so ist aus jedem praktischen Versuch mehr zu lernen, als aus der Vorführung der schönsten Versbeispiele. Auch eine mißlungene Probe zeigt neue Standpunkte und schenkt eine „Schadenklugheit“, die keine Theorie zu ersetzen vermag. Im Augenblick, wo der Knabe einen eignen, noch so holprigen Vers vor sich sieht, steht er in einem lebendigen Verhältnis zum Dichter und zur Poesie überhaupt. Er steht auf der untersten Stufe einer gemeinsamen Leiter und sieht jetzt auch erst, wie lang diese ist und wieviel Zwischenstufen bis zur Spitze führen. Dem Begabteren aber kann nicht früh genug ein Begriff von der Schwierigkeit und den Aufgaben des Handwerks erweckt werden, eine Ahnung von der wesentlichen Bedeutung des Sprachbildens und Formens, die Erfahrung, daß die Kunst wirklich eine „Kunst“ ist. — Nun sind wir zwar gefaßt darauf, daß die meisten Lehrer lächeln werden über die Zumutung, ihre Schüler („die nicht einmal einen vernünftigen Satz schreiben können!“) Verse machen zu lassen, und es wird wohl kaum in Betracht kommen, wenn ich versichere, selbst damit gute Erfahrungen gemacht zu haben. Man wähle als Inhalt der Verse keine „poetischen“ Stoffe, sondern einfache Beschreibungen (z. B. Landschaften) oder Geschichten. Vor allem muß der Schüler den Inhalt völlig beherrschen, um seine Aufmerksamkeit nur dem Formen zuwenden zu können. Ferner verlange man keine Reime. Reime verleiten zum Lügen; der Ungeübte sucht zu ihnen erst den Inhalt; zudem wirken sie leicht komisch. Am besten eignet sich der fünftaktige Blankvers zu solchen Versuchen. Wenn der Schüler anfangs unwillkürlich mit jeder Zeile einen Satz abschließen wird, so läßt sich gerade bei diesem Vers die Möglichkeit mannigfacher Variationen und Tonverschiebungen nachweisen. Sehr instruktiv wären auch Alliterations-Übungen, wie sie z. B. im Anschluß an Jordans Nibelungen sich vornehmen ließen. Daß solches Versmachen nicht als nebensächliche Spielerei, sondern als systematische „Schulaufgabe“ aufgefaßt werden kann, davon erzählen uns doch die Schulen unsrer Großväter, die manchen Hexameter bauen mußten. Man denke auch an die Schüler der klösterlichen Lateinschulen, die, wie sie lateinisch zu plaudern verstanden, ebenso ihre lateinischen Verse schlecht und recht an den Fingern abzählten. Überhaupt hatten solche Übungen in den alten Sprachen den Vorzug, daß für das Bewußtsein des Schülers der traditionelle Inhalt in den Hintergrund trat und es sich für ihn ausschließlicher um bloßes Formen handelte, als in den deutschen Sprachaufgaben, die sich mit seinem persönlichen Leben inhaltlich mehr verknüpften. Es ist klar, daß man im Deutschen von einem albernen Inhalt sich viel eher stören ließe als bei der immerhin fremderen Sphäre der Antike. Und doch ist eine gleichzeitige Erziehung von Form und Inhalt nicht nur ebenso schwierig, als wenn man bei einer komplizierten Rechnung zugleich auf die Schönheit der Zahlen achten sollte; sondern es ist im Interesse der Reinheit beider mit sich unvergleichbarer Tätigkeiten geboten, das Wie und das Was möglichst zu scheiden und getrennt zu üben. Was also von der Realbildung den humanistischen Bestrebungen vorgeworfen wird — die Entferntheit von den Lebensinhalten —: das würde für die selbständige Erziehung der Formkunst gerade ein Vorzug sein.

Zwei Gedichte.

Von **Margarete Beutler.**

Wanderlied.

Voll Duft und Unruh ist der Pfad,
Bald links, bald rechts zu schwenken,
Und der versonnte Morgen hat
Ein Lachen zu verschenken.

Ich spanne meine Arme weit,
Daß in die grünen Gründe
Ein wenig Menschenseligkeit
Und Menschenschicksal münde! —

Tanzlied.

Mir ist, ich trage rote Schuh,
Muß tanzen, tanzen immerzu . . .

Es quillt das Laub, das Laub welkt hin,
Wer sagt mir, ob ich glücklich bin?

Digitized by Google

Ich weiß es nicht! — Mein Kind wird groß,
Die roten Schuh werd ich nicht los.

Sie tanzen Nacht und tanzen Leid
Und wildes Licht und Seligkeit - -

Bis mich der Mann, der meiner wert,
Herr Henker Tod, zum Weib begehrt,

Der, in die kleinen Schuh verliebt,
Sie lächelnd in die Tasche schiebt . . .*)

Mari Smehaugen.

Erzählung von **Hans Aanrud.**

Mari Smehaugen, die sonst kein verzagtes Frauenzimmer war, zitterte heute ordentlich, als sie in die Küche zu Opsal eintrat. Stiller als sonst setzte sie sich in einen Winkel am Herd.

Ihr Mann war im Frühjahr gestorben und hatte ihr drei Kinder und eine Kuh, die zum Herbst kalben sollte, hinterlassen.

Aber, leider Gottes, die Kuh hatte den ganzen Sommer nichts eingebracht, sodaß Mari auf die Hilfe andrer angewiesen war, und Opsal war mehr als gut gewesen - das meiste, wovon sie gelebt, hatte sie schlecht und recht von ihm bekommen, das mußte sie zugeben, und er hatte ihr Frist gelassen, sodaß es ein hübscher Posten geworden war - - ja, sie wußte selber nicht so recht, wieviel es war, — und er hatte sie nie gedrängt und nie nein gesagt, wenn sie um ein oder zwei Pfund Mehl bat, das mußte sie zugeben, wenn sie wahr sein wollte und er würde es gewiß auch fernerhin nicht tun. Aber das Zittern, das war wegen ganz was anderm, was viel schlimmer war.

Vor acht Tagen war Opsal bei Smehaugen vorbeigeschlendert gekommen - - sie war gerade dabei, ein bischen Heu vor dem Kuhstall zusammenzurechen - , und Bliros stand angepflockt, dick und gut und satt, dicht an der Hürde.

Er hatte Halt gemacht, Gutentag gesagt, die Arme aufs Gatter gestützt und war eine Weile, ohne mehr zu sagen, stehen geblieben und hatte Bliros so eigentümlich angeblickt -- das arme Tier, es hatte den Kopf erhoben und sah ihn wieder an - und dann hatte er plötzlich gesagt:

„Du solltest deine Kuh auf die Ausstellung schicken, Mari, heute in vierzehn Tagen, da erhält sie die Prämie."

Es hatte ihr richtig einen Stich durch die Brust gegeben; sie war freilich nie auf einer Ausstellung gewesen, aber soviel wußte sie doch, daß Prämie an und für sich etwas Böses bedeute - das sollten sie ihrer Bliros nie antun dürfen - und daß es soviel hieß, daß sie ihr Bliros nehmen wollten, wenn sie sie auf die Ausstellung haben wollten.

Sie sagte denn auch kurz: nein, davon könnte gar keine Rede sein; sie hätte Bliros gehabt, seit sie ein Kalb war, und lieber sollte es ihr und den Kindern noch so schlecht gehen, ehe sie der Kuh ein Leid antun dürften. Sie wüßte ja, Opsal hätte die Macht, sie ihr zu nehmen, wenn er wollte, aber sie sollten sich nicht einbilden, daß sie wo anders als auf Smehaugen gedeihen würde, so wie sie es gewohnt war — auch wenn sie nicht so schlecht gegen sie wären, ihr die Prämie zu geben.

Aber Opsal führte etwas im Schilde, denn er ging nicht davon ab, er suchte ihr alles mögliche einzureden; er sagte, eine Prämie sei etwas sehr Schönes, und er schwatzte so lange, bis sie, Törin die sie war, beinahe glaubte, was er sagte, aber dann fügte er zu guterletzt noch hinzu, daß sie vielleicht obendrein noch Geld bekäme, und da merkte sie Gott sei Dank, daß er seinen Spaß mit ihr trieb; denn soviel wußte sie auch, daß niemand Geld für nichts kriegte.

Doch Opsal blieb dabei, und da geriet sie schließlich so außer sich, daß sie zu heulen anfing und ihn um Gotteswillen bat, barmherzig zu sein! Aber da wurde er beinahe böse -- sie hatte ihn nie so gesehen — und als er ging, murmelte er etwas von verrückten Frauenzimmern, die Prügel haben müßten, ehe sie Vernunft annähmen.

Eine ganze Woche war sie nicht bei Opsal gewesen. Sie hatte wohl probiert, an andern Stellen etwas zu bekommen, aber es war nichts daraus geworden. Opsal war doch der Beste in solchen Dingen, sie mußte wieder zu ihm gehen, wie sehr sie sich auch fürchtete, Opsal möge es nicht vergessen haben und wieder von der Ausstellung anfangen.

Darum zitterten ihr heute Hände und Lippen, als sie sich am Herd niedergesetzt hatte.

Sie war ungewöhnlich bekümmert und kleinlaut, als sie endlich fragte, ob Opsal zu Hause sei.

Ja, er wäre da — seine Frau sprach etwas zur Kammertür hinaus. Nach einer Weile kam er herein.

„Nein, bist du es, Mari, ich habe lange nichts mehr von dir gesehen."

Gott sei Dank, er war gerade wie immer!

Ach ja, eine, die wie sie mit solchen Anliegen käme, müßte sich hüten zu oft zu kommen. Aber sie hätte ja niemand anders, an den sie sich wenden könnte als Opsal; und er möchte es nur nicht übel nehmen, wenn sie ihn jetzt wieder um ein paar Pfund Mehl und ein oder zwei Ziegenkäse bäte, denn es sei immer noch knapp mit der Nahrung oben auf Smehaugen; ja, sie wußte es selber nicht recht, wann sie ihn bezahlen sollte, aber sie würde ihr Bestes tun.

O ja, es würde sich wohl auch diesmal Rat finden.

Ja, sie würde im Herbst für ihn Kartoffeln graben.

Ach, das wäre nicht so gefährlich, sie würden schon irgendwie einig werden.

Gerade wie sonst gab er der Magd Befehl, in den Keller zu gehen und zwei Ziegenkäse zu holen, und selber nahm er den Mehlsack, nahm das Gewicht von der Wage und ging in den Vorratsraum, um das Mehl abzuwägen.

*) Aus den soeben im Verlage von Bruno Cassirer (Berlin) erschienenen „Neuen Gedichten" Margarete Beutlers.

Digitized by Google

Als er wieder hereinkam, kriegte es Mari mit der Eile. Mit zitternden Fingern knüpfte sie die Käse ins Taschentuch, bedankte sich vielmals, ergriff den Mehlsack und näherte sich der Tür.

Da sagte Opsal: „Ja, richtig, Mari, du kommst also Dienstag um neun mit Bliros auf die Ausstellung."

Mari ließ den Mehlsack fallen, daß es stäubte; Nein, das tue sie sicher nicht.

„Ja, du mußt schon. Ich habe sie angemeldet; gestern war der letzte Tag."

Maris Mundwinkel zuckten!

„Kann sie denn nur nicht der Prämie entgehen?"

„Nein, wir wollen es nicht hoffen."

„Gibt es denn gar, gar kein Mittel dagegen?"

„Nein, jetzt ist es zu spät."

„Oh, oh, aber ich komme doch nicht!"

„Ja, dann kommt der Lehnsmann und nimmt sie dir weg, und dann weißt du wohl, daß du sie nie wiedersiehst."

„Ach nein, ach nein, ich arme Kreatur, was soll ich tun!"

Da blitzte es in Opsals Augen auf.

„Wenn du mir folgen willst, so besorgst du sie, so gut du kannst, und stellst dich zur rechten Zeit ein, dann ist es möglich, daß es nichts mit der Prämie wird."

Er drehte sich um und ging in die Kammer hinaus.

* * *

Es waren nicht wenig Tränen, die in der Woche auf Smehaugen flossen, während Bliros gefüttert, gewaschen, gekämmt und auf jede denkbare Art verhätschelt wurde, — konnte das gegen die Prämie helfen, so wollte Mari sich gewiß nicht schonen, — und je länger sie damit fortfuhr, um so mehr kam sie in Spannung, und die Spannung wurde zur Hoffnung, sodaß sie ganz vergaß, am Ausstellungsmorgen, während sie ihren besten Staat anzog, zu weinen. Erst als sie Bliros losmachte und sich anschickte, zu gehen, brach es los, schlimmer als vorher; da heulten sie im Chor, sie und die Kinder, weil Bliros, die Ärmste, keine Ahnung hatte, daß sie die Prämie kriegen sollte.

* * *

Als Mari mit Bliros auf dem Ausstellungsplatz ankam, kriegte sie es gleich mit der Angst, als einer auf sie zukam und sagte, sie müßte die Kuh auf den für sie bestimmten Platz bringen; ein bischen faßte sie sich jedoch wieder, als ihr auf ihre schüchterne Frage, ob sie dabei bleiben dürfte, geantwortet wurde, gerade sie selber sollte auf ihre Kuh aufpassen. Nachdem sie sie glücklich in den Stall gebracht hatte. war dort so viel zu sehen, daß sie einen Augenblick beinahe ihr Unglück vergaß; so viel Volk und Vieh hatte sie noch nie auf einem Platze gesehen. Die Leute drängten sich in dichten Reihen zwischen den Ständen hindurch. Da kam auch Opsal. Er sagte nur: „Guten Tag, Mari, das ist recht" — und ging vorbei.

Plötzlich riß sie die Augen auf. Sie gewahrte drei Männer, die feiner und dicker waren als alle andern, und die drei gingen zusammen, blieben bei jeder Kuh stehen, und dann schrieb der eine in ein Notizbuch.

Das waren gewiß die Gefährlichen. Weiß Gott, der eine davon war der Vogt. Sie sahen so finster aus und gingen so schnell, jetzt waren sie gleich bei Mari.

Sie blieben hinter Bliros stehen, und der dickste sah aus, als ob er überrascht wäre. Er sah auch gleich auf Mari, und dann sagte er, als ob es höchst wichtig wäre, das zu erfahren:

„Ist das deine Kuh?"

Mari wankten die Knie, als sie antwortete:

„Ja, Gott helfe mir!"

Der Mann sah die andern an, lächelte und sagte:

„Hm, mir scheint das kein Grund, traurig zu sein, — also, zur engern Auswahl."

Sie gingen.

Gott sei Dank, er sagte, es sei kein Grund, traurig zu sein. Was er wohl damit meinte? Ob sie und Bliros noch so davonkommen sollten?

Sie faßte sich ein Herz und fragte einen der Umstehenden, ob sie jetzt fertig wären.

Ja, er glaubte es.

Ob sie wohl jetzt gehen könnte?

Ja, das könnte sie sicher. Kleine Leute hätten nichts hier zu suchen — das wäre für die Großbauern.

Mari geriet so in Entzücken darüber, daß sie nicht wußte, was sie tat; sie machte Bliros los und trottete von dannen.

Aber da kam gleich einer gelaufen und befahl ihr, die Kuh wieder auf ihrem Platze anzubinden — keine dürfte gehen, bevor die Prämien verteilt wären.

Kleinlaut und schuldbewußt band Mari die Kuh wieder fest und blieb mit niedergeschlagenen Augen am Stand stehen — es blieb ihr nichts übrig, als sich zu ergeben.

Da waren die drei wieder. Sie hatte sie nicht bemerkt, ehe sie ganz nahe waren. Jetzt schritten sie an vielen Kühen vorüber und gerade auf ihre zu. Sie blieben stehen und sprachen zusammen und sagten etwas, was sie nicht verstand, und sie befühlten das Euter von Bliros und kniffen ihr in die Haut und betrachteten die Hörner — Mari ward es so übel, daß sie sich abwenden mußte — sie konnte garnicht hinsehen, so häßlich war es.

Endlich gingen sie fort; sie hatten sie noch ausgefragt über dies und jenes, aber sie war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie geantwortet hatte.

* * *

Es ging auf Mittag. Noch war nichts geschehen, und Mari schwebte fortwährend in Angst.

Endlich kam ein Mann und sagte, sie sollten sich alle nach der Rednertribüne auf dem Platze begeben, denn jetzt ginge es an; die Kühe würden solange beaufsichtigt werden.

Da begann Mari leise zu weinen und zog eine Brotschnitte aus der Tasche; die hatte sie für den Abschied eingesteckt — denn jetzt würde sie Bliros gewiß nie wiedersehen!

Digitized by Google

Um die Rednertribüne drängten sich die Leute, und oben stand ein Mann und hielt eine Rede, von der sie nichts verstand. Endlich stieg er herab, und jetzt kam der Dicke herauf. Er redete auch eine Weile, aber Mari hörte es nicht, bis er sagte: „Und nun wollen wir an die Verteilung der Prämien gehen!“

Da entstand eine Bewegung unter der Menge — es waren wohl noch mehr da, die Angst hatten. Und jetzt waren auch noch mehr auf die Rednertribüne gekommen! Weiß Gott, da war Opsal auch!

Der Dicke fuhr fort:

„Als erste Prämie für Kühe ist nur eine verteilt worden. Sie fällt Mari Smehaugen für Bliros zu. Fünfzig Kronen.“

Sie hörte nur, daß die Leute um sie herum Ah! sagten; es war ihr schwarz vor den Augen geworden.

Dann wurde es eine Zeitlang so merkwürdig still, und dann hörte sie wieder:

„Ist Mari Smehaugen nicht da?“

„Ja,“ hörte sie jemand sagen.

„Sie wird gebeten, vorzukommen und ihre Prämie in Empfang zu nehmen.“

Sie wußte nicht, wurde sie vorgepufft oder ging sie selber, aber plötzlich stand sie mitten vor dem Dicken.

„Ich weiß nicht, ob du verstanden hast, was ich vorgelesen habe. Aber wenn du das Geld haben willst, so mußt du dich verpflichten, die Kuh mindestens drei Jahre lang zu behalten.“

Mari riß nur den Mund auf:

„Ich mache mir nichts aus dem Geld, wenn ich nur die Kuh behalten darf.“

„Oh, das Geld ist auch nicht zu verachten. Bitte! Ja, jetzt kannst du deine Kuh nehmen und heimgehen und sie weiter so gut pflegen.“

In ihrem Kopf ging ihr alles rund herum; sie wandte sich, tat ein paar Schritte und kam dann wieder zurück:

„Bist du der Höchste hier?“

„Ja!“

„Ist das auch keine Fopperei?“

Opsal hatte inzwischen dem Dicken etwas zugeflüstert.

„Nein, du kannst ruhig sein!“

* * *

Am Abend kam Mari in die Küche zu Opsal, sie zog den Mund so seltsam schief, als wüßte sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, und es fiel ihr schwer, Opsal in die Augen zu sehen — er sah so schalkhaft aus. Schließlich brachte sie heraus:

„Es trieb mich herunter; ich möchte dir bezahlen, was ich dir schuldig bin.“

„Eilt es dir so damit? Kannst du das Geld nicht zu andern Dingen brauchen?“

„Ach, das weißt du ja, aber —“

„Willst du wie ich, so schließen wir einen Handel. Du gibst mir im Herbst das Kalb von Bliros, so sind wir quitt.“

Mari fiel vor lauter Verwunderung fast vom Stuhl; sie glaubte, alle Leute wären verrückt. Erst gaben sie ihr eine Masse Geld, nur um Bliros in die Haut kneifen zu dürfen, und jetzt wollte Opsal den Preis einer Kuh für ein ungeborenes Kalb bezahlen! Das war wirklich beinahe komisch — sie wurde ja reich, ehe sie sichs versah — es kam ihr ein Gedanke, so komisch, daß sie ihn aussprechen mußte:

„Wenn es so weiter geht, glaube ich, kaufe ich dir zum Frühjahr den Hof ab, Per Opsal!“

Da lachten sie beide.

Wir entnehmen vorstehende Erzählung einem soeben im Verlage von Georg Merseburger (Leipzig) erschienenen neuen Bande „Erzählungen“ von Hans Aanrud, dem norwegischen Dichter, der mit seinen Erstlingen „Sidsel Langröckchen“ und „Kroppzeug“ gleich in die vorderste Reihe der angesehensten Erzähler gerückt ist. Die vorliegenden „Erzählungen“ (deutsch von Fr. Leskien und Walther R. Schmidt; Preis geh. Mk. 2.25) zeigen Aanrud auf der Höhe seiner ganz eigenartigen, frischen Kunst, die nur in den Bauernnovellen des jungen Björnson ihresgleichen hat.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Peter Altenberg: „Märchen des Lebens“. Verlag von S. Fischer (Berlin).

Mein Freund liegt krank im Spital des Prager Handelsgremiums. Täglich besuche ich ihn und bringe Obst, Zuckerwerk, Biskuits . . . Aber gestern brachte ich ihm das neue Buch von Peter Altenberg. Nach den Fragen und Antworten über sein letztes Befinden setzte ich mich ans Bett und begann vorzulesen, in dem Bestreben, ihn glücklich zu machen . . . Nun hörte er allerdings nicht zu und nur in einer Novelle könnte es vorkommen, daß ein Kranker bei neununddreißig Grad Fieberhitze über eine neuartige Wortstellung, über rasend-treffende Vergleichungen lächelt . . . Aber ist es nicht hinreichend, dachte ich auf meinem Heimwege, sagt es nicht genug für die Vorzüglichkeit dieser „Märchen des Lebens“, daß ich überhaupt auf die Idee kommen konnte, sie als Trost in ein so trostlos weißes Krankenzimmer zu tragen . . . Vielleicht tat ich es, weil so viel gesunde Luft in dem Buche vorkommt, die Donauinsel Gänsehäufel, die Raxalpe, der Gmunder See, der nächtliche Park nnd die Tage der angenehmen Kindheit. Ja die vor allem! Wie leuchten sie in die wunde Luft gegenwärtiger Stadt-Nächte mit reinstem, unverlorenem Licht, wie erscheint jede Einzelheit wichtig und mit den schönen Akzenten erster Erlebnisse. Dieser kalte Gebirgsbrunnen, der Hauslehrer, die Villa. Psalmodierend, immer wieder ansetzend, wie berückt zu derselben Note zurückkehrend, in einer Mosaikarbeit stetig wiederholter Sätze, deren Rhythmus eigensinnig im Ohre bleibt wie eine Beschwörungsformel . . . so stellt dieser Dichter seine Szenen vor uns, unwiderruflich. Und in seltenem Spiel mischt sich Ernst, Wehmut, rissiger Witz, sachliche Beschreibung, oft eine belehrende erzieherische Anwandlung. Es entsteht die Spiegelung, couleur inédite eines Jesus, der in Kaffeehäusern predigt. Dann wieder die kaum begreifliche Suggestion eines optimistisch Entsagenden, eines lebensfreudigen Buddhisten. In merkwürdigen Kreuzungen, kaum mehr entwirrbar, erscheinen die höhnisch-versöhnenden Aphorismen, unbrutaler Nietzsche. Und obwohl all dies theoretisch nicht zu analysieren ist, wirkt es frisch und mit aller Simplizität des Lebens, stellt als ganz persönlichster Stil eine Lebenstatsache vor, so wirklich und so einmalig und nach allen Seiten genau abgegrenzt. Der Stil Altenbergs ist Bestandteil unsrer Kultur geworden, eine liebe Nuance, der man zu eignem Genusse sich nicht entzieht. Man ahmt sie nach und weiß es kaum. So bemerke ich beispielsweise erst jetzt, wie verdächtig das „aber“ zu Beginn des dritten Satzes dieser Besprechung klingt . . .

Max Brod (Prag).

Oskar Loerke: Franz Pfinz. Erzählung. Preis geh. Mk. 2,50.

Bernhard Kellermann: Der Thor. Roman. Preis geh. Mk. 5,—.

Prof. Dr. F. Niebergall: Die evangelische Kirche und ihre Reformen. („Wissenschaft und Bildung“. Bd. 39.) Verlag von Quelle u. Meyer (Leipzig). Preis geb. Mk. 1,25.

Digitized by Google

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Preis des Bandes geb. Mk. 1,—.

1) Theodor Fontane: L'Adultera.
2) Jakob Schaffner: Die Erlhöferin.
3) Jonas Lie: Eine Ehe. Mit einer Einleitung v. Herm. Bang.

Jean Pauls Werke. Mit Biographie, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkennungen, herausgegeben von Dr. Rudolf Wustmann. 4 Bd. (Meyers Klassiker-Ausgaben). Verlag des Bibliographischen Instituts (Leipzig). Preis geb. Mk. 8,—.

Dr. Rudolf Eisler: Grundlagen der Philosophie des Geistesleben. (Philosophisch-sozial. Bücherei. Bd. VI). Verlag von Dr. Werner Klinkhardt (Leipzig). Preis geh. Mk. 7,50.

Prof. G. Tarde: Die sozialen Gesetze. Skizze zu einer Soziologie. Deutsch von Hans Hamm. (ebenda Bd. IV). Preis geh. Mk. 3,—.

Leo Tolstoj: Die Lehre Christi, dargestellt für Kinder. Übersetzt von Dr. A. Skarvan. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt. Verlag von E. Pierson (Dresden). Preis geh. Mk. 2,—.

A. O. Weber: Graf Schim v. Panse. Satire. Zeichnungen von Hanns Anker. Verlag von Gustav Riecke (Berlin). Preis geh. Mk. 2,50.

Michael Wagebald: Europa in Flammen. Der deutsche Zukunfts-Krieg 1909. Roman. Verlag von Hermann Ehbock (Berlin). Preis geh. Mk. 2,50.

Carl Friedrich Wiegand: Niederländische Balladen. Verlag von Huber u. Co. (Frauenfeld, Schweiz). Liebhaberband in Quart. Preis Mk. 3,20.

Julius Koch: Mittag. Neue Gedichte. Verlag von Gustav Winter (Bremen). Preis geh. Mk. 2,—.

Bagels Wochen-Abreiß-Kalender und Bagels Notiz-Kalender (Preis geb. Mk. 0.80) für 1909. Verlag von August Bagel (Düsseldorf).

Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Rahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien. Eine Klassiker-Ausgabe der Bibel. Erster Band: Überlieferung und Gesetz. Heft 1—3 (Preis je Mk. 1.50). Das Werk ist auf 10 Bände zu je 5—7 Lieferungen berechnet. Verlag von George Westermann (Braunschweig).

Alfred Biese: Deutsche Literaturgeschichte. II. Band. Von Goethe bis Mörike. Mit 50 Bildnissen. Verlag von Oskar Beck (München). Preis geb. Mk. 5.50.

Leipziger Kalender. Illustriertes Jahrbuch und Chronik. Herausgegeben von Georg Merseburger. Kalenderleisten und Monatsbilder von Hugo Steiner (Prag). Verlag von Georg Merseburger (Leipzig). Preis geb. Mk. 2,—.

Im Verlage von Albert Langen (München) erschienen:

Marcel Prévost: Die junge Frau (Lettres à Françoise mariée). Übersetzt von F. Gräfin zu Reventlow. Umschlagzeichnung von F. v. Reznicek. Preis geh. Mk. 4,—.

Hermann Bessemer: Sumpffieber. Novelle. Umschlagzeichnung von Heinr. Kley. Preis geh. Mk. 1.50.

Paul Busson: Arme Gespenster. Historische Novellen. Umschlagzeichnung von Heinr. Kley. Preis geh. Mk. 2,—.

Ludwig Thoma: Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten. Mit 20 Zeichnungen von Eduard Thöny. Preis geh. Mk. 2.

H. v. Gerlach: August Bebel. Ein biographischer Essay. Mit einem Porträt Bebels. Preis geh. Mk. 0.60.

Eduard Fuchs: Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. I. Band. Renaissance. Liefer. 2—6. (Komplett in 20 zehntägigen Lieferungen zu je Mk. 1,—.)

Lord Chesterfield: Briefe an meinen Sohn. Ausgewählt und übersetzt von Dr. Karl Munding. 22.—25. Tausend. Schwabacherscher Verlag (Stuttgart). Preis kart. Mk. 3.60.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

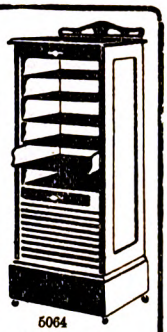
Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Eins der **schönsten** und **seelenvollsten Hausinstrumente** ist unzweifelhaft **das Harmonium.** Tausende von diesen schönen Instrumenten werden jährlich gekauft, und doch würde noch mancher zur Anschaffung eines solchen übergehen, wenn die **Gewißheit vorhanden wäre, daß er spielen lernt.** Diese ist heute für **Jedermann** gegeben durch die wunderbare Erfindung der **„Harmonista“.** Mit diesem genial konstruierten Harmonium-Spiel-Apparat, dessen Preis mit 250 Vortragsstücken zudem **nur 30 Mark** beträgt, kann **Jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig Harmonium spielen.** Ausführliche illustrierte Prospekte versendet **gratis** das bekannte Harmonium-Haus **Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.**

5036 — 5037

Moderne Büro-Möbel

5037. Aktenständer aus Eiche
auf Rollen, ca. 95×60×30 M. 14.–
5036. do. do.
auf Rollen, ca. 95×60×45 M. 15.–
5064. Jalousieschrank a. Eiche
auf Rollen mit 7 Auszügen M. 38.–
do. mit 9 Auszügen M. 42.–


5064

EDMUND BOEHM & Co.
21. Jerusalemer Strasse 21.
Illustrierte Preisliste G.W. gratis und franko.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

NORDDEUTSCHER LLOYD, BREMEN

Regelmäßige Dampferverbindungen im Mittelmeer:

Aegypten-Dienst von **Marseille** über **Neapel** n. **Alexandrien** mittels erstkl. Salondampfer. Abfahrten: Marseille resp. Neapel alle 7 Tage.

Mittelmeer-Levante-Dienst v. **Barcelona-Marseille-Genua** über **Neapel** nach **Sicilien** (Messina), **Griechenland** (Piräus), **Smyrna, Constantinopel, Odessa** u. **Nicolajeff** bezw. **Batum** (heimkehr. üb. Trapezunt, Samsun u. ev. Ineboli). Abf.. Alle 4 Wochen von Barcelona. alle 7 Tage abwechs. v. Marseille u Genua via Neapel mitt. erstkl. Salondampf.

Reichspostdampfer-Dienst (ostasiatische u. australische Linie) von Bremen-Hamburg uber Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar nach **Algier, Genua, Neapel, Port Said, Suez, Ceylon** (Colombo) u. weiter nach Ostasien bezw. Australien.

Mittelmeer-New York von **Genua** über **Neapel** und **Gibraltar** nach **New York**, heimk über Algier 2—3mal monatl. mit erstklassigen Postdampfern.

Im Anschluß an die Dampfer des Norddeutschen Lloyd verkehrt täglich zwischen Hamburg-Altona—Bremen-Genua u. umgekehrt d. **Lloyd-Express** (Luxus-Zug) über Köln, Wiesbaden, Basel, Luzern u.s.w. mit direkten Anschlüssen von u. nach Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Brüssel, München, Leipzig, Dresden.

Schnellste Verbindung zwischen **Nordsee und Mittelmeer.**

Auskunft über Reise und Fahrkarten erteilt, sowie Spezial-Broschüren etc. versendet bereitwilligst und kostenfrei

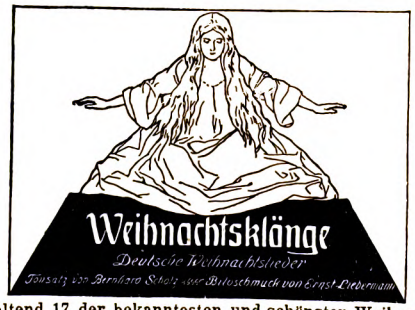
Norddeutscher Lloyd, Bremen
und dessen Agenturen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)



enthaltend 17 der bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder mit 9 Notenseiten, illustriert durch 6 farbige Vollbilder und 7 Vignetten. Preis elegant gebunden 2 M.

Kindersang — Heimatklang.

Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22 : 29 cm mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten nebst unterlegtem Text zu 60 deutschen Kinderliedern, 4 Teile in 2 elegant gebundenen Bänden zu je 2 M., Prachtausgabe in einem Band 5 M. Es ist ein schöner Gedanke, der hier ausgeführt worden ist, man kann zur Pflege gemütvollen deutschen Familienlebens sich nichts Ansprechenderes denken.
(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung.)

Thoma: ABC-Bilderbuch.

von Prof. Hans Thoma, mit ausgewählten Gedichten von Wilhelm Hey, nebst Original-Beiträgen von Mathilde Coester-Cassel. Format 31 : 23 cm. 48 Seiten mit etwa 60 farbigen Bildern, elegant und dauerhaft geb. M. 4.—, unzerreissbar ohne Textseiten M. 5.—.
„Sicher die schönste Fibel, die je erstand! Da ist das Lesenlernen Vergnügen. Das Kind, das dieses Buch hat, kommt fix und freudig als Leser in die Schule und lacht der Qual der andern. Es sind viele, viele Bilder darin, manche von grossem Reiz. (Die Kunst im Leben des Kindes.)
Diese Bilderbücher sind in allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig. Wo nicht, wende man sich an die Graphische

Kunstanstalt Jos. Scholz, Mainz.

Bettnässen!

Befreiung **garantiert** sofort! Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre umsonst und frei.

Institut „Aesculap"
Lübben W 14, Lausitz.

Simplicissimus

1. — 8. Jahrgang

komplett, sehr gut erhalten, Originaldecken preiswert abzugeben, auch einzeln.

Näh. unt. **Nr. 4482** an die **Expedition der „Gegenwart", = Berlin W 15. =**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 49. Berlin, den 5. Dezember 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt: Finanzreform und Heeresetat. Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Kassel). — Die Mannheimer Schule und ihr Einfluß auf Mozart. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Genies. Von Rud. Amplewitz (Berlin). — Walter Leistikow. Nachlaß-Ausstellung im Salon Cassierer. Von Hermann Abeking (Berlin). — Erziehung des Dichters. Ein Essai. Von Dr. Hugo Eick (Schloß Ising). II. — Zwei Gedichte. Von Leo Sternberg. — Die alte Truhe. Von Timm Kröger. — Zur Wiedergeburt des Idealismus. — Aus den Berliner Theatern. — Notizen. — Anzeigen.

Finanzreform und Heeresetat.

Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Kassel).

Die ungewöhnlich großen Anforderungen, die die bevorstehende Finanzreform im Reich und in Preußen an den Säckel der Steuerzahler stellt, haben der Regierung Anlaß gegeben, zugleich die Modernisierung der Verwaltung und Ersparnisse bei den Ausgaben in Aussicht zu nehmen. Der Reichskanzler hat bei verschiedenen Gelegenheiten, erst kürzlich wieder bei der Generaldebatte im Reichstage über die Finanzreform, von der notwendigen „Rückkehr zur altpreußischen Sparsamkeit" gesprochen; auch der Reichsschatzsekretär betonte diese Notwendigkeit mehrfach, und die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages sagt, daß die ungünstige Lage der Finanzen in Reich und Staat eine eindringliche Mahnung an den Geist der Sparsamkeit und Opferfreudigkeit enthalte. Da ist es denn erklärlich, daß sich einzelne Politiker auf die Suche nach Ersparnisobjekten begeben und hierbei — soweit das Reich in Frage kommt — den Heeresetat in erster Linie ins Auge fassen. Abgesehen davon, daß es der größte Etat ist, hat der Reichskanzler schon früher einmal, als er im Februar 1907 dem neugewählten Reichstag gegenüber sein in der konservativ-liberalen Paarung gipfelndes innerpolitisches Programm entwickelte, von möglichen Ersparnissen im Heeresetat gesprochen. Und selbst der preußische Kriegsminister gab in der Reichstagssitzung am 23. April 1907 der Überzeugung Ausdruck, daß wir nach Beendigung der zu jener Zeit noch in der Durchführung begriffenen Umbewaffnung „zu einem Herabsinken des Militäretats kommen müßten." Dieser Auffassung bin ich allerdings damals schon öffentlich entgegengetreten, weil ich die Ansicht vertrete, daß in absehbarer Zeit unsre Landesverteidigungseinrichtungen bei ihrer notwendigen Weiterentwicklung wohl größere, nicht aber geringere Ausgaben erfordern werden. Bis jetzt sprechen die Tatsachen für diese Auffassung; wie sich die Frage in der Zukunft gestaltet, muß man abwarten.

Betrachten wir demgegenüber einmal, welche Ersparnisse im Heeresetat von einzelnen Politikern für möglich gehalten werden:

Da ist zunächst der Reichs- und Landtagsabgeordnete Freiherr von Gamp zu erwähnen, der sich im „Tag" in einem „In ernster Stunde" betitelten Aufsatze mit dieser Frage beschäftigt. Frhr. v. Gamp vertritt dabei den Standpunkt, daß in allen Ressorts große Ersparnisse erzielt werden können und auch von der Militär- und Marineverwaltung eine sorgsame Prüfung der absoluten Notwendigkeit der geforderten Ausgaben gefordert werden müsse. Er betrachtet es nicht als seine Aufgabe, die zur Erzielung großer Ersparnisse nötigen Maßnahmen im einzelnen zu erörtern, sondern begnügt sich mit dem allgemeinen Hinweis, daß gute Finanzen die notwendige Vorbedingung für die Beschaffung der großen Geldmittel sind, die ein zukünftiger Krieg beanspruchen würde. Wenn diese Auffassung nur allgemeiner Zustimmung begegnen dürfte, so muß die weitere Behauptung v. Gamps, es sei bei den heutigen großen technischen Fortschritten unmöglich, mit allen militärischen und maritimen Einrichtungen zu jeder Zeit auf der Höhe der technischen Erfindungen zu stehen, lebhaften Widerspruch hervorrufen. Im Gegenteil, jede brauchbare Erfindung der Neuzeit auf technischem Gebiet muß unsrem Heer dienstbar gemacht werden, wenn es andern Armeen gegenüber nicht ins Hintertreffen geraten soll. In dieser Beziehung hat meines Erachtens bisher auch der Reichstag den durchaus richtigen Standpunkt eingenommen, daß das beste Gewehr, das beste Geschütz, die beste Munition oder was sonst auf technischem Gebiete in Frage kommen könnte, gerade gut genug für unser Heer sei. Gewiß sind alle diese technischen Einrichtungen nicht in erster Linie für den Erfolg im Kriege entscheidend; aber sie dürfen doch neben den moralischen Faktoren nicht vernachlässigt werden.

Wenn Frhr. v. Gamp weiter die Verminderung solcher Ausgaben im Heeresetat empfehlen zu sollen glaubt, die die „militärische Leistungsfähigkeit" nicht berühren,

Digitized by Google

so ist dazu zu bemerken, daß es nicht ganz leicht sein wird, derartige Ausgaben zweifelsfrei festzustellen. Mit der militärischen Leistungsfähigkeit kann man mehr oder weniger jede Ausgabe im Heeresetat in Beziehung bringen. Gewiß hat das deutsche Heer hinsichtlich dieser Eigenschaft die Vergleichung mit Heeren andrer Staaten nicht zu scheuen; aber naturgemäß treten auf diesem Gebiet fortgesetzt neue Forderungen hervor, sodaß von einem Abschluß in Bezug auf Leistungsfähigkeit eines Heeres wohl kaum gesprochen werden kann.

Frhr. v. Gamp glaubt nach dieser Richtung die „Herabminderung des Pensionsfonds" in Anregung bringen zu sollen. Ob er damit mehr Zustimmung finden wird, als bei dem ersterwähnten Vorschlag, scheint mir zweifelhaft. Gerade auf diesem Gebiet sollte man doch recht vorsichtig mit Ersparnissen sein, nachdem das lange Warten auf die neuen Versorgungsgesetze und die Art und Weise der durch sie endlich herbeigeführten Regelung dieser Materie nicht in letzter Linie hemmend auf den Andrang zur Offizierslaufbahn eingewirkt haben. Frhr. v. Gamp will eine Herabminderung des Pensionsfonds einmal durch strengere Grundsätze für die Pensionierung und sodann dadurch erzielen, daß den mit Recht pensionierten Offizieren mehr Zivilstellen zur Verfügung gestellt werden. Ersteres würde zwar der Willkür in erwünschter Weise eine gewisse Grenze setzen, aber voraussichtlich wieder eine Überalterung unsres Offizierkorps herbeiführen, die ganz besonders die militärische Leistungsfähigkeit in Frage stellt. Der zweite, auch von mir schon wiederholt gemachte Vorschlag dagegen hätte den doppelten Vorteil, daß er einer Überalterung unsres Offizierkorps vorbeugt und den vorzeitig ausscheidenden Offizieren die Wahl und den Übergang in einen andren Beruf erleichtert. Die Verwirklichung dieses Vorschlags dürfte aber an dem mangelnden Entgegenkommen des Zivilressorts scheitern.

Ob die weiter empfohlene Überweisung eines Pauschquantums an die Heeresverwaltung zu Ersparnissen im Heeresetat führen würde, ist sehr fraglich. Wenn ich nicht irre, hat die Heeresverwaltung früher schon einmal mit einem Pauschquantum gewirtschaftet, ein Verfahren, das aber aus etatsrechtlichen Gründen beseitigt wurde. Es ist daher kaum anzunehmen, daß der Reichstag sich von neuem mit einer Pauschquantum-Wirtschaft für die Heeresverwaltung einverstanden erklären wird.

Sehr viel weitgehender und radikaler als die Ersparnis-Vorschläge des Frhr. v. Gamp sind diejenigen, die der Reichstagsabgeordnete G. Gothein in seinem kürzlich im „Berl. Tageblatt" veröffentlichten „Betrachtungen zur Finanzreform" gemacht hat. Dieser Politiker vertritt den Standpunkt, daß es im ganzen Reichshaushaltsetat nur einen Posten gebe, wo wirksam gespart werden könne, das seien die Landesverteidigungs-Ausgaben. Es könne nicht die Aufgabe sein, die denkbar vorzüglichste und stärkste Armee und Flotte zu haben, sondern nur, beide in ein gesundes Verhältnis zu den Streitkräften unsrer eventuellen Gegner zu bringen. Wenn dieser durchaus richtige Grundsatz maßgebend sein soll, dann müssen wir m. E. jeden Gedanken an Ersparnisse aufgeben und unsre Ausgaben für Landesverteidigungszwecke trotz aller Finanznöte noch gewaltig steigern. Welches sind denn unsre eventuellen Gegner in einem etwaigen Zukunftskriege? Frankreich und Rußland sicher, England höchst wahrscheinlich! Und den Streitkräften dieser drei Großmächte gegenüber kann man doch unmöglich behaupten wollen, daß die unsrigen sich in einem gesunden Verhältnis dazu befänden. Man wird mir entgegenhalten, daß Deutschland in einem solchen Kriege nicht allein stehen, sondern von den andern Großmächten des Dreibundes unterstützt werden wird. Wir wollen es hoffen, obwohl nicht mit Unrecht immer wieder Zweifel an dem ferneren Bestande des Dreibundes laut werden. Aber Deutschland hat infolge seiner geographischen Lage und seiner führenden Rolle im Dreibund den stärksten Stoß in einem solchen Kriege auszuhalten, ein Gesichtspunkt, den es bei seinen Landesverteidigungs-Maßnahmen nicht außer Acht lassen darf. Jedenfalls steht das eine fest, daß seit dem Kriege 1870—71 der Friede nur aufrecht erhalten worden ist, weil unser starkes Landheer und unsre von Jahr zu Jahr erstarkende Flotte unsre Gegner abhielten, uns anzugreifen. Man mag die Höhe der hierfür notwendig gewordenen Friedens-Versicherungs-Prämie beklagen, aber ändern läßt sich dieser Zustand unter der augenblicklichen politischen Konstellation in Europa nicht. Der Reichstagsabgeordnete G. meint, sich in dieser Beziehung einen Erfolg von Abrüstungs-Verhandlungen des Dreibunds mit dem Zweibunde und England versprechen zu sollen. Wie gering diese Aussichten aber sind, das hat m. E. der Verlauf der zweiten Haager Friedens-Konferenz zur Genüge dargetan.

„Aber auch unabhängig von derartiger vertraglicher Abrüstung vermöchte Deutschland, ohne seine Verteidigungsstellung irgendwie zu schädigen, sehr erhebliche Ersparnisse zu machen" sagt der Abgeordnete G. in seinen Betrachtungen weiter. Hören wir, welches diese „erheblichen Ersparnisse" im einzelnen sein sollen:

„Man vermindere die Zahl der fürstlichen und prinzlichen Adjutanten von 120 auf 60 oder 40; man schaffe die 260 Aggregierten ab und vermindere die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere um 10 v. H. — Also von den paar fürstlichen Adjutanten abgesehen, sollen im wesentlichen durch Verminderung der Führerstellen im Heere Ersparnisse herbeigeführt, d. h. an dem für eine Armee empfindlichsten Punkte damit eingesetzt werden. Etwaigen Bedenken gegen diesen Vorschlag sucht der Abgeordnete G. damit zu begegnen, daß er sagt, „wenn man den Parademarsch, diese antiquierte Lächerlichkeit, die das Ansehen unsrer Armee in den Augen des militärischen Auslands nur herabsetzen kann, abschafft, so wird die übrige Ausbildung des Heeres nur gewinnen, trotz der verminderten Zahl der Lehrmeister, die auch dann noch höher als in irgend einem Heere der Welt sein würde."

Ich weiß nicht, ob der Herr Abgeordnete G. selbst Soldat gewesen ist, aber ich möchte es bezweifeln; denn sonst würde er nicht in dieser Weise vom Parademarsch des deutschen Heeres sprechen, dessen Wichtigkeit

Digitized by Google

für die Erziehung der Truppe von allen Sachverständigen anerkannt wird. Und wenn die Behauptung zutrifft, daß wir uns mit unserm Parademarsch vor den Augen des militärischen Auslandes lächerlich machen, was ich übrigens bestreite, so soll uns das weiter nicht abhalten, unserm Parademarsch auch ferner diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, die er als Drill- und Erziehungsmittel mit Recht beanspruchen darf. Dabei will ich keineswegs leugnen, daß es Zeiten gab, in denen bei uns auf das Parademäßige oft ein zu großer Wert gelegt wurde. Diese Zeiten sind aber — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — glücklicherweise überwunden, und die kriegsgemäße Ausbildung steht in Theorie und Praxis jetzt im Vordergrunde. Deshalb ist auch unser Lehrpersonal (Offiziere und Unteroffiziere) gegen früher viel intensiver beschäftigt, sodaß dessen Verminderung um 10 v. H. zu den größten Unzuträglichkeiten führen würde, selbst wenn man den Parademarsch ganz beseitigen wollte. Für die weitere Behauptung, daß die Zahl unsrer Lehrmeister auch nach der vorgeschlagenen Verminderung immer noch höher sein würde, als in irgend einem Heer der Welt, wird der Abgeordnete G. noch den Beweis zu erbringen haben.

Wenn er ferner zur Erzielung von Ersparnissen darauf hinweisen zu sollen glaubt, daß wir pro Armeekorps 144 Geschütze haben, Frankreich aber nur 92, und auch unsre Kavallerie der französischen an Zahl enorm überlegen sei, so ist dazu zu bemerken, daß Frankreich gerade im Begriff steht, die Differenz in der Geschützzahl, die bis vor nicht langer Zeit wegen des bessern französischen Geschützes unbedenklich war, durch sein neues Kadres-Gesetz auszugleichen, nachdem auch die deutsche Artillerie mit einem zeitgemäßen Rohrrücklauf-Geschütz bewaffnet ist. Hinsichtlich der Kavallerie besteht auf deutscher Seite allerdings Frankreich gegenüber eine geringe (nicht enorme) Überlegenheit in der Zahl, die aber dadurch mehr als gerechtfertigt ist, daß wir nicht nur mit der französischen, sondern auch mit der sehr zahlreichen russischen Kavallerie als Gegner in einem etwaigen Kriege rechnen müssen.

Am Schluß seiner „Betrachtungen" weist der Abgeordnete G. darauf hin, daß, wenn die Aufwendungen für die Landesverteidigung richtig eingeschätzt werden sollen, man außer den Beträgen des Etats noch den Wert in Rechnung stellen müsse, den die Entziehung so vieler Menschen von einer wirtschaftlich nutzbringenden Beschäftigung besitze. Er nimmt an, daß dies ständig rund 700000 Männer im kräftigsten Mannesalter seien, mit denen der Wert dessen, was sie in andern Berufen schaffen könnten, 1260 Millionen Mark (1800 Mark pro Kopf) jährlich dem Nationalwohlstande verloren gingen. Diesen Betrag zu den 1300 Millionen Mark Etatsausgaben hinzugerechnet, ergebe die enorme Summe von rund 2600 Millionen, die dem deutschen Reich die Landesverteidigung im Jahr koste, eine Summe, die wahrscheinlich in den nächsten Jahren auf 3 Milliarden anwachsen würde.

Abgesehen davon, daß diese angeblichen 700000 Männer, wenn sie nicht im Heere oder in der Marine dienten, bei den augenblicklichen Arbeitsverhältnissen lediglich die schon nicht geringe Zahl der Arbeitslosen vermehren würden, müßte dann doch gerechterweise auch der Wert in Anrechnung kommen, den die gedienten Soldaten später dadurch dem Nationalwohlstande zuführen, daß sie während ihrer Dienstzeit Körper und Geist gekräftigt haben, an Zucht und Ordnung gewöhnt sind und damit an Leistungsfähigkeit auch in ihrem bürgerlichen Beruf wesentlich zugenommen haben. Ganz leicht dürfte es allerdings nicht sein, diese Werte in Zahlen zu schätzen, wie auch die Schätzungen des Herrn Abgeordneten G. bezüglich der dem Nationalwohlstande infolge der Wehrpflicht verloren gehenden Werte auf Richtigkeit kaum Anspruch machen dürften. Und dann ist doch wohl auch die Frage berechtigt, welche Werte dem Nationalwohlstande im Falle eines unglücklichen Krieges verloren gehen würden? —

Von andern Politikern, die sich mit der Ersparnis-Frage beschäftigt haben, wäre noch der Reichstagsabgeordnete Erzberger zu erwähnen, der schon vor längerer Zeit im Hinblick auf die Notwendigkeit von Ersparnissen im Heeresetat hinwies und solche in erster Linie bei den Reise- und Umzugskosten für durchführbar hielt. Auch der militärische Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" ist kürzlich in einer Reihe von Artikeln mit Vorschlägen zu Ersparnissen im Heeresetat hervorgetreten.

Prüft man alle derartigen Vorschläge ohne Voreingenommenheit, so muß man m. E. zu dem Ergebnis kommen, daß bei ernstem Willen der Heeresverwaltung und eventuell energischem Druck des Reichskanzlers wohl einige Millionen Ersparnisse im Heeresetat zu erzielen sein würden. Aber, was bedeuten 2 bis 3 Millionen Ersparnisse gegenüber einem Etat von fast $1\frac{1}{2}$ Milliarden für Landesverteidigungszwecke?

Außerdem darf bei Erörterung dieser Frage nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß gegenüber solchen geringen Ersparnissen eine Reihe von Mehrforderungen stehen, die in den nächsten Jahren unbedingt gestellt werden müssen, auch wenn der Kriegsminister an dem von ihm eingenommenen Standpunkt festhält, daß unser Heer in absehbarer Zeit zahlenmäßig nicht wesentlich vergrößert, sondern nur im Innern ausgebaut werden soll.

In dieser Beziehung will ich nur einige der wichtigeren Mehrforderungen hervorheben. So ist z. B. unsre Heeresorganisation noch vielfach lückenhaft, indem einer Anzahl von Infanterie-Regimentern die dritten Bataillone und bei der Feldartillerie noch zwei volle Regimenter fehlen. Auch auf eine, wenn auch nur allmählich durchzuführende Verstärkung unser Kavallerie wird aus dem oben angeführten Grunde nicht verzichtet werden können, wobei die Frage der Schaffung selbständiger Kavallerie-Divisionen im Frieden ihrer endlichen Lösung wird zugeführt werden müssen. Auch die Fußartillerie bedarf, nachdem sie mit einem großen Teil ihres Friedensstandes der Feldarmee zugeteilt werden soll, weiterer Vermehrung. Ferner kann die schon seit Jahren als notwendig erkannte und kaum über die ersten Anfänge hinausgekommene Reorganisation des Ingenieur- und Pionierwesens nicht länger hinausgeschoben werden.

Digitized by Google

Weiter bedürfen die Verkehrstruppen und der Train im Hinblick auf die in letzter Zeit erzielten militärtechnischen Fortschritte baldigen Ausbaues.

Auch auf dem so wichtigen Gebiete der Truppenausbildung, deren Förderung sich unsre Heeresverwaltung mit Recht besonders angelegen sein läßt, bleibt noch mancherlei zu tun. Mehreren Armeekorps fehlen noch die für eine kriegsgemäße Truppenausbildung so wichtigen großen Übungsplätze. Der Kavallerie muß mehr als bisher Gelegenheit zu Aufklärungsübungen großen Stils gegeben werden. Übungen im Festungskrieg, die bisher nur vereinzelt stattfanden, müssen zu einer regelmäßigen Einrichtung gemacht und alle Truppen in gewissen Zeitabschnitten an ihnen beteiligt werden. Auch die Übungen des Beurlaubtenstandes, die die gesetzlich zulässige Grenze bei weitem noch nicht erreichen, müssen ausgedehnt werden. Die dringend nötige Aufbesserung der Gehälter der Offiziere und der Löhnung für Unteroffiziere und Mannschaften steht in Verbindung mit der Reichsfinanzreform erfreulicherweise in naher Aussicht. Aber für die Heranbildung des Offiziersatzes in allgemeinwissenschaftlicher und fachwissenschaftlicher Beziehung bleibt noch mancherlei zu tun.

Die größten Geldmittel werden aber meines Erachtens diejenigen Ausgaben im Laufe der nächsten Jahre verursachen, welche mit den ungeahnten Fortschritten auf technischem Gebiet in engster Verbindung stehen und denen sich die Heeresverwaltung nicht entziehen kann, wenn unsre Armee in dieser Hinsicht sich von andern großen Armeen nicht überflügeln lassen soll. Da ist zu nennen die weitere Ausstattung des Heeres mit Maschinengewehren und Automobilen aller Art; die Annahme und Beschaffung kriegsbrauchbarer Luftkreuzer usw. Dazu kommt die weitere Ausstattung des Heeres mit einer kriegsgemäßen Bekleidung und Ausrüstung. Auch in der Bewaffnungsfrage, die ja zurzeit bei uns in befriedigendster Weise gelöst ist, dürften Überraschungen infolge neuer Erfindungen nicht ausbleiben; ich will nur an das „Selbstladegewehr“ erinnern, das sozusagen schon in der Luft schwebt.

Nach diesem kurzen Überblick der in absehbarer Zeit voraussichtlich entstehenden neuen Heeresausgaben wird der Leser wohl mit mir zu der Überzeugung kommen, daß es mit den Ersparnissen im Heeresetat vorläufig noch gute Wege hat. Der Reichsschatzsekretär hat deshalb bei seiner Finanzreform auch garnicht mit solchen Ersparnissen gerechnet und er hat Recht daran getan. Auf keinem Gebiete unsres Reichshaushalts würden sich voreilig angenommene Ersparnisse schwerer rächen, wie auf dem des Landesverteidigungswesens und insbesondre des Heeresetats. Deshalb kann nicht dringend genug vor solchen unangebrachten Ersparnissen gewarnt werden. Deutschland ist nun einmal durch seine geographische Lage und durch die politische Konstellation, wie sie sich in Europa leider in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, gezwungen, sich eine starke Wehr zu Lande und zu Wasser zu halten, und nichts würde gefährlicher sein, als diesen Gesichtspunkt bei der bevorstehenden Finanzreform außer Acht zu lassen. Diese Reform ist, das muß immer wieder betont werden, nicht nur eine Geldfrage, sondern eine Frage von großer nationaler Bedeutung, deren baldige Lösung besonders in Anbetracht der bedauerlichen Vorkommnisse der letzten Zeit dringend erwünscht ist. Deshalb kann vom nationalen Standpunkt aus nur geraten werden, die gewiß nicht geringen Opfer, die die gesetzgebenden Faktoren nach eingehender Prüfung der Steuervorlagen vom deutschen Volke fordern werden, willig auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Sie werden reiche Zinsen tragen.

Die Mannheimer Schule und ihr Einfluß auf Mozart.

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Genies.

Von Rud. Amplewitz (Berlin).

II.

Dadurch nun, daß die Stamitzschen Themen sich nicht zu regelrechten Fugen entwickeln, erhalten sie eine größere Freiheit in bezug auf melodischen Fluß, straffere, individuelle Prägung, kurz, ein ganz andres Gesicht. Dem ersten Thema stellt er ein zweites gegensätzlichen Charakters gegenüber, beleuchtet die Kombinations-Möglichkeiten beider in motivischer und stimmungsgehaltlicher Beziehung durch interessante Durchführungen und rundet das Ganze durch epilogische Schlußwendungen ab: man findet also hier schon alle Vorzüge resp. kennzeichnende Eigentümlichkeiten der klassischen Sonatenform. Gesteigert wird diese Ähnlichkeit noch durch die Einteilung in vier Sätze. Der erste und letzte Satz ist, wie bei den Klassikern, in Sonatenform durchgebildet, und zwischen den zweiten, ein Andante oder Adagio, und den letzten Satz schiebt er ein Menuett ein, dessen Form von Mozart ganz und gar beibehalten, von Haydn vergrößert und vertieft worden ist.

Hier drängt sich dem denkenden Betrachter dieses Reichtums die Frage auf: Wie ist wohl Stamitz auf diese, so wesentlich veränderte und erweiterte Formengebung gekommen?

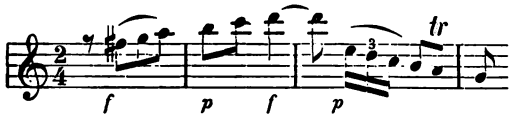
Oberflächliches Urteilen könnte hier vielleicht meinen: durch Konstruktion. Um originell zu sein, habe er eben andres machen wollen, als seine Vorgänger, und sich so seine Formen ausgeklügelt. Nun, das mag wohl bei vielen Komponisten der Gegenwart der Fall sein, die originell sein wollen um jeden Preis und darum grade auf das verfallen, was feinfühligere Naturen als unschön und unkünstlerisch sorgfältig gemieden haben; bei Stamitz trifft es nicht zu. Das erkennen wir bald, wenn wir uns seine Themen nach Inhalt und Form näher ansehen. Wir werden dann leicht inne werden, daß seine Formengebung halb unbewußt ihm sozusagen unter der Hand mit psychologischer Notwendigkeit entstand. Ich führe hier wieder Riemanns gut charakterisierende

Digitized by Google

Worte an. „Stamitz war weder ein Nachtreter noch eine irgendwie theoretisch veranlagte Natur, sondern ein echter, impulsiver, böhmischer Musikant, der, nirgendwie angekränkelt von des Gedankens Bläße, aus vollem Herzen heraus sang, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Daß dabei neue Formen entstanden, die bis heute als normal gelten, mag er selbst mit inniger Freude bemerkt haben; aber konstruiert hat er sie bestimmt nicht." Und weiterhin: „Denn nicht die bewußt aufgestellte und folgends eingehaltene, sondern die unbewußt befolgte und erst nachgehends erkannte Regel beherrscht das Schaffen des wahren Künstlers." Wieder habe ich hier die Freude, in meinen Ansichten mit bedeutenden andern übereinzustimmen. Am Schlusse jener Arbeit, deren Anfangssätze ich eingangs dieser Betrachtungen wiederholte, sagte ich: „Das wahre Kunstwerk wird nicht auf dem Wege des Kalküls, sondern des intuitiven Schauens geboren. Soll ein Neues entstehen, so ist dafür eine neue, geistige Welt, sind hieraus sich ergebende neue, gewaltige Stimmungen, die die Seele des Schaffenden bewegen, Vorbedingung. Das Genie wird dann schon die entsprechenden Formen finden" usw. Für Stamitz' überströmendes Gefühl waren die Formen der alten Contrapunktik eben zu enge. Indem er, diesem Gefühl Ausdruck gebend, neue Formen schuf, hat er eine Bahn beschritten, eine Weise angeschlagen, die über Mozart, Beethoven bis zu den Allerneuesten führt: die Weise nämlich des „projizierten Subjektivismus", des „gleichsam herausgestrahlten Innenlebens".

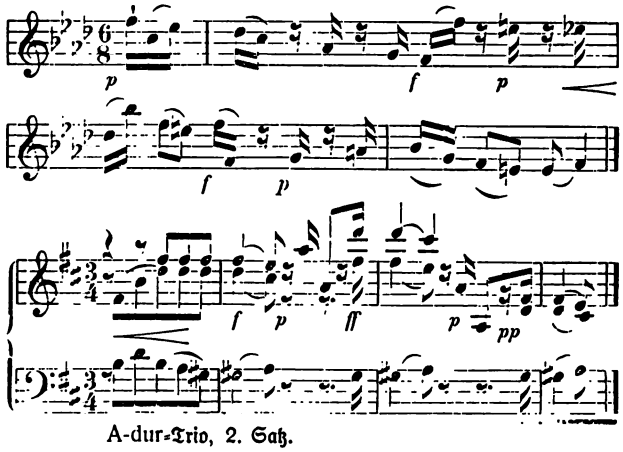
Aber nicht bloß nach der Form, sondern auch nach dem Inhalt ist Stamitz der Begründer des modernen Instrumentalstils.

Da fällt zunächst der ungeheure Reichtum an Stimmungen auf, die seine Musik widerspiegelt. Die Stimmung der großen Contrapunktiker vor ihm ist eine mehr allgemeine, längere Abschnitte oder wohl auch ganze Sätze hindurch sich gleichbleibende, wenn ich mir auch nichts dabei denken kann, wenn man von der „philosophischen" Sprache Bachs redet. Demgegenüber verfügt Stamitz „über einen beispiellosen Reichtum der Erfindung, faszinierende Intensität des Empfindens, bald übermütig jauchzend, bald hinsterbend in inniger Bitte, bald herrisch bestimmt, bald zagend, bald schwelgend in breiter Melodik, bald heldenhaft anstürmend, kurz, über alle Nüancen eines durchaus individuellen Ausdrucks". Wie man sieht, der Vorläufer moderner Subjektivität, nur gesund statt krankhaft. Und was das Eigentümlichste ist, die Stimmungen wechseln sehr rasch; „neben ein straffes Motiv männlichen Charakters tritt unmittelbar, oft in demselben Takte, eine weiche, melodische Linie". Dieser rasche Umschwung der Stimmung ist vor ihm unerhört, desgleichen jener schroffe und vielfache Wechsel der dynamischen Schattierung, durch die die frappante Wirkung seiner Themen noch erhöht wird. In dieser Beziehung ist unser Held gleichfalls ein Neuerer. Wenn man auch nicht annehmen kann, daß vor ihm keine dynamischen Unterschiede im Vortrag bestanden haben, so sind sie in solcher Reichhaltigkeit doch erst durch ihn eingeführt worden. „Der ältere Stil kommt im allgemeinen vollständig aus mit einigen f und p in weiten Abständen, verzichtet aber meist sogar darauf"; andrerseits „spielte lange Zeit die echoartige Wiederholung einer zuerst f gespielten Stelle die Hauptrolle". „Das Echo-p verschwindet bei Stamitz fast gänzlich". Der rasche dynamische Wechsel ist ihm nicht ein mehr äußerliches, dekoratives, sondern ein eminent inneres Ausdrucksmittel. Bei ihm kann man „forte- und piano-Ideen" unterscheiden; sogar ein und dasselbe Motiv wechselt rasch mit beiden Stärkegraden:



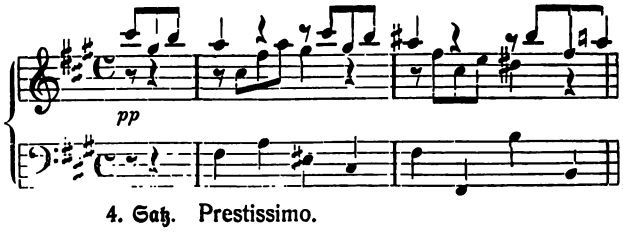
Das Auftreten von forte- und piano-Ideen ermöglicht es, die Hauptthemen des Sonatensatzes noch markanter gegeneinander abzuheben. Wie schon gesagt, vor Stamitz kannte man weder diesen raschen Wechsel, noch das plötzliche Umschlagen der Stimmung. Wollte man da Gegensätzlichkeit ausdrücken, „das himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt" etwa veranschaulichen, so tat man dies nicht in einem, sondern in mehreren, für sich geschlossenen Sätzen. Aber der Reichtum der Mannheimer an Ausdrucksmitteln ist noch nicht erschöpft. Auch die Pausen müssen unserm Meister charakterisieren helfen. Indem er sie in den verschiedenen, sich kreuzenden Motiv-Imitationen anwendet, entsteht ein eigentümlich durchsichtiges, feines Gewebe. In dieser Anwendung der „klingenden Pausen" ist er ein Vorgänger Beethovens, wie auch darin, das zarteste p nach einer Pause auf den forte-Anfang eines Motivs folgen zu lassen. Es mögen wieder einige Probestellen das Gesagte verdeutlichen. Rascher Wechsel von f und p:

(F-dur-Trio, 2. Satz.)



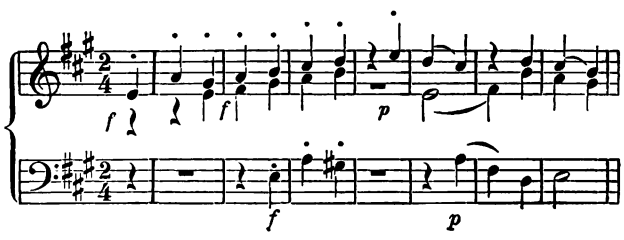
A-dur-Trio, 2. Satz.

Durch Pausen zartes Stimmengewebe: A-dur-Trio, 1. Satz.

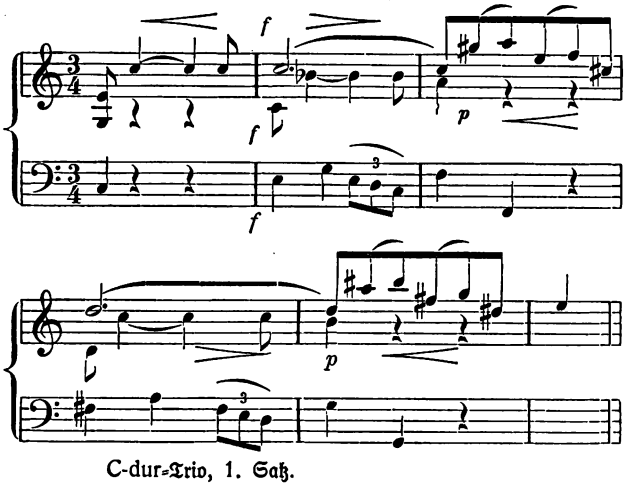


4. Satz. Prestissimo.

Digitized by Google

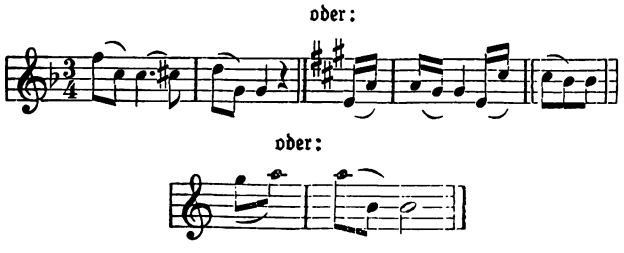


Umschlag der Stimmung.



C-dur-Trio, 1. Satz.

Schließlich sei noch einer melodischen Eigentümlichkeit der „Mannheimer“ gedacht, die „bei Stamitz so reizvoll, bei den Epigonen aber zur aufdringlichen Manier im schlimmsten Sinne wird“, und auf die ich am Schlusse noch zurückkomme. Es ist der sogenannte „Mannheimer Seufzer“, das Vorschlagen einer Vorhaltslösung oder einer weiblichen Endung im Akkord, z. B. gleich der Anfang des schon erwähnten Lentos aus dem F-dur-Trio:



Zu dem allen kommt noch die reformatorische Bedeutung Stamitz' als Dirigent, durch die das Mannheimer Orchester seinerzeit das erste, berühmteste wurde. Zunächst ist auch hier die außerordentlich reiche Nüancierung des Vortrags bemerkenswert. Reichardt sagt in bezug hierauf, „daß das, was schon für den einzelnen Spieler schwer sei, sich noch viel schwerer für ein ganzes Orchester einführen lasse, aber möglich ists doch, das hat man in Mannheim und Stuttgart gehört“.

Sodann hört in seinen Werken der Brauch auf, die Bläser fast ausschließlich nur als Verstärkung der Saiteninstrumente zu verwenden, z. B. die Flöten und Oboen unisono mit den Violinen, die Fagotte mit den Bässen oder Bratschen gehen zu lassen. Vielmehr gibt Stamitz den Bläsern selbständige Motive, läßt sie auch wohl gelegentlich schweigen oder längere Töne aushalten. Seine Orchester-Kompositionen „zeigen bereits das uns gewohnte Partiturbild, das man vor dem Auftreten Stamitz' vergebens sucht“. Auch fanden im Mannheimer Orchester die Klarinetten zuerst Verwendung, und der Rat seines großen Leiters wurde selbst vom Auslande, z. B. von Paris aus, eingeholt.

Walter Leistikow.

Nachlaß-Ausstellung im Salon Cassierer.

Von **Hermann Abeking** (Berlin).

Ende Juli dieses Jahres starb Walter Leistikow. Er mußte all die Schönheit lassen, die sein Auge geschaut und die sein Pinsel gebannt. Wir aber stehen vor seinem Werk und freuen uns des Erbes. Denn die Künstler, deren Leib von den Freunden geschieden ist, uns verlassen sie nimmer. Sie sprechen zu uns durch ihr Schaffen, und ihr Schaffen bleibt jung und ewig neu, und ewig spricht es zu uns wie einst, als jene noch unter den Lebenden wandelten. Was sie uns gewesen sind, sie sind es uns noch heute. Und sollte doch der Schmerz in unsre Herzen ziehen, daß auch sie, denen wir so viel des Lebens verdanken, den grauen Pfad des Todes gehen mußten, so treten sie selbst als Tröster vor uns und weisen auf ihr Werk: Da, schaut! Und die Freude siegt, die Freude, daß das Schöne, das jene schufen, uns nimmer verläßt und dauern wird über unser eigenes Grab hinaus.

Das, was die Freunde hier gesammelt haben, ist keine Ausstellung, die ein Bild von dem Werdegange des Verstorbenen geben sollte; es ist keine Ausstellung, die jene Werke des Meisters aus Privatbesitz und Galerien zusammengeführt hätte, die seinen glücklichsten Stunden entsprossen sind. Es ist nur eine Ausstellung dessen, was sich in der Werkstatt des Künstlers und in den Händen seiner Lieben gefunden hat Und dennoch, schier möchte man meinen, daß es sich hier um etwas Größeres handelt. Denn die Fülle der Bilder zeigt unbewußt das, was den gewissenhaften Sammlern des Nachlasses ferner gelegen haben muß. Sie weist den Beschauer die Pfade, die der Suchende geschritten ist, und sie führt ihn zu den Höhepunkten seines Schaffens.

Walter Leistikow galt seinerzeit für einen Stilisten, für einen bewußten Umwerter der Natur. Walter Leistikow galt einst für einen großzügigen Dekorateur, dem der intime Reiz versagt ist. So benannten ihn die einen mit Tadel und die andern des Lobes voll. Längst ist der Streit verstummt, und die Waffen ruhen. Wir sehen hier das, was er gelassen, und wir staunen. Wie war ein solches Urteil möglich? Wir suchen und empfinden nur das eine: Natur. Und wenn es ein Zweites giebt, so ist es wiederum Natur und ein Drittes abermals Natur! Leistikow hat als gläubiger Schüler vor ihr gestanden. Nur ihr galt sein Sehnen, nur ihren Zügen folgte er und prägte sie in das Edelmetall seiner Münze. Ein Eigener ist Leistikow, wie es ein jeder echte Künstler

Digitized by Google

ist; aber er gehört nicht zu denen, die das Grübeln ihres Hirnes höher stellen als den ewig fließenden Born allen Wesens und Seins.

So ist Leistikow ruhig und klar wie die Meisterin, die ihm die Wege gezeigt. Er suchte sie dort, wo sie ernst ist und still; denn ein tiefer Ernst stand auf seiner Stirne. Und der gleiche Ernst führte die schaffende Hand. Sein Strich ist von schlichter Überzeugung, kein Zittern und Spielen täuscht eine Lösung der Dinge, die nicht gewollt ist und durchdacht. Eine gleiche Ruhe überkommt den Beschauer. Seine Brust weitet sich, und auch er empfindet den gewaltigen Zauber: Natur.

Man hat Walter Leistikow als den Maler der von märkischen Kiefern umrahmten Seen kennen und lieben gelernt. Man hat sich gerade diese Stücke in das Gedächtnis geprägt und fest mit dem Namen Leistikow verknüpft. Und das mit Recht. Denn kein Zweiter hat wie er den Reiz der knorrigen Stämme mit den dichten blaugrünen Kronen, die schwermütige Ruhe des trübklaren Sees und die schmucklose Helle des nordischen Himmels erschaut. Doch hat er nicht immer an der geliebten Stätte geweilt. Vielleicht zog es ihn wieder und wieder zu ihr hin, wenn er von dem Eigensten seines inneren Seins künden wollte und mußte. Aber zur Einseitigkeit hat ihn dieses Sehnen nicht geführt. Er hat das Rheinland geschaut und geschildert, er ist durch Thüringen gewandert und in das Hochgebirge gestiegen, er hat am Ufer des Meeres geweilt und die schimmernden Wogen gemalt.

Auch der Ausschnitt, in dem der Künstler die Natur sieht und zeigt, ist bei Leistikow nicht zum Schema geworden. Wohl steht an erster Stelle der weite Blick, der über den See schaut und der Bäume Gezweig in den Himmel verwebt. Doch auch auf anderem Felde ist der Maler daheim; ja es ist schwer zu entscheiden, ob er nicht hier noch köstlichere Lorbeern von weit dornigeren Zweigen gepflückt hat. Das ist dort, wo der Künstler die freie Ebene verläßt und sich durch die Buchenwälder schlägt. Kein Himmel späht durch das geschlossene Laub und kündet den Ton, auf den die Gesammtheit sich stimmt. Breite Stämme kreuzen das Bild; wir stehen zu nahe, um noch ihre Kronen zu schauen. Hinter ihnen schimmert der Zweige Laub, sie schwinden weiter und weiter, immer mehr grünes Geäst, endlich ein herrschendes Grün. Dazu spielt die Sonne auf dem roten Waldesboden und den weißen Stämmen.

Leistikow liebt die trübe schwere Stimmung auf ein tiefes Blau. Aber Anfang der neunziger Jahre finden wir einen andern in ihm. Er ist sonnig, heiter und zart. Auch seine Motive sind es. Da zeigt er dünne Birkenstämme, einen sonnigen Weg. Dann ein Waldinneres in jungem Grün, lieblich und voll Duft. Bank und Tisch stehen im Garten, umwoben von Schimmer und Glanz. Ein Bergabhang leuchtet in rotgrüner Pracht, umkränzt von knospendem Laub. Diese Bilder sind von außerordentlichem Reiz. Fast möchte man bedauern, daß der Maler nicht länger auf diesem Gebiete geweilt. Doch der heitere Ton schwindet, ein tiefer Ernst legt sich über des Künstlers Blick; aber die Idylle, das Beschauliche, bleibt. Da sind Gärten an dem See, gehalten auf den Ton der dunklen Masse üppig belaubter Bäume. Aber in diesen hinein mischt sich das Gelb hängenden Gezweigs, ein wuchtiger, freudiger Akkord. Dann wieder wird es ganz still. Eine kleine, weiße Pforte birgt sich im Nadelholz, wie von neidigen Riesen gehütet oder mächtigen Recken geschirmt. Das ist reinste Poesie, getragen an einen Ort, dem der Menschen Schritte nicht fremd ist und der der Menschenhände Pflege bedarf. Selbst die Straße der Villenkolonie ruht wie im Traume. Jeder Lärm ist verstummt. Man fühlt sich auch hier abseits von der Welt und von Herzen allein, so oft man auch die Stätte laut und lachend in der Schar der Freunde durchschritten haben mag. Und der Meister führt uns weiter mit seiner leise lockenden Art, bis wir wieder draußen am See stehen, an dem See mit den knorrigen Stämmen und den blaugrünen Kronen, über die sich der Himmel so trübe und sehnsuchtsvoll weitet.

In zahlreichen Gouachen hat Leistikow seine ersten Eindrücke auf das Papier gebannt. Die Fülle verwirrt, der rastlose Fleiß macht staunen. Wahllos hat der Maler hier gesammelt, was dem Auge sich bot. Sommer, Herbst und Winter, Schnee und Eis und knospendes Grün, Häuser und Gärten, Berge und Täler, Flüsse und Seen. Doch wenn wir näher schauen, finden wir manch vertrautes Stück, manches, was der Künstler wohl immer und immer wieder in die Hand genommen und betrachtet hat, bis es, in seinem Geiste zum rechten Gedanken gereift, ihm wert erschienen ist zum Schaffen jener Meisterwerke, die so voll sind von der wahren Ruhe und Größe einer echten Kunst.

Erziehung des Dichters.

Ein Essai. Von Dr. **Hugo Eich** (Schloß Ising).

II.

Wenn im reifen Jüngling ein poetischer Trieb immer unabweislicher hervorbricht, so schwelgt er nun im Rausch der Selbstentdeckung. In diese zwanziger Jahre drängen sich die stärksten und tiefsten Erlebnisse zusammen, und wenn auch Zeiten der Produktivität selbst dem hohen Alter beschert sein können, so fallen doch in die Jugend die ursprünglichsten und grundlegenden Eindrücke. Von ihnen zehren alle spätern Jahre, und wie sehr auch sein Ausdruck und sein Weltbild sich erweitern und vervollkommnen mögen, so gesteht er sich immer mehr, daß alles nur Variationen und Folgerungen der frühesten Gnadengeschenke sind. Denn ein anderes ist Reife der Form, ein anderes Tiefe des Gehaltes.

So natürlich und berechtigt nun das beglückende Vollgefühl der Originalität ist, so liegt gerade in ihr eine ebenso verführerische wie große Gefahr; eine Gefahr, die gerade unsere Größten und Eigenartigsten am deutlichsten erkannten. Je höher und weitschauender sie den Standpunkt ihres Lebens hinaufrückten, um so

Digitized by Google

mehr kamen sie zu der Einsicht, was es überhaupt mit der Originalität eines einzelnen auf sich hat. Wir wollen hier nicht auf die wehmütig-tragische Erkenntnis eingehen, welche aus dem Schaffen der Größten unsrer Zeit herausklingt: daß nämlich für uns gar keine wirkliche Originalität möglich wäre und daß alles, was wir mit diesem Namen bedenken, nichts sei im Vergleich zu der Schöpfungskraft früherer Geschichtsphasen. Wir sprechen nur von der Wirkung, welche die Schätzung der Originalität auf die Entwicklung und Erziehung des Dichters ausübt. Dabei denken wir nicht an die künstliche Forcierung jener Ich-künstler, die aus der Not eignen Unvermögens eine Tugend machen wollen; wir erwägen bloß den Einfluß, den das frühzeitige Streben nach Eigenart auf talentvolle Dichter ausüben kann. Die Frage nach der Originalität ist heute so sehr der Maßstab für den Wert eines Künstlers, daß die Kritik fast nach nichts andrem mehr urteilt, als inwieweit der neu auftauchende Dichter ein „Eigener" oder ein „Ganz-Eigener" ist. Je mehr man in dem Autor bekannte Spuren oder Anlehnungen entdeckt, um so schneller ist er abgetan: wobei der Kritiker gern die Sicherheit seines Urteils aus dem Haushalt seiner Erinnerungen und Literaturkenntnisse gewinnt. Dies Geschrei nach Originalität wäre immerhin zu ertragen, wenn es nicht den werdenden Dichter selbst leicht über die wichtigste Stufe seiner Erziehung hinwegtäuschte: seiner Eigenart kann und darf sich nämlich nur der Dichter hingeben, der lange ernst und still im Schatten eines großen Vorbildners geruht hat. Wer nicht bis zur Selbstvergessenheit sich der Führung eines bewunderten „Helden" anvertrauen kann, wird weder zur richtigen Schätzung der eignen Fähigkeiten kommen, noch über seine Vorgänger hinauswachsen. Schon für die Konstanz einer gesunden Entwicklung ist es notwendig, inmitten des autochthonischen Umherirrens auszuruhen an der Brust eines großen Lehrers. Aber was den jungen Poeten von solcher rückhaltlosen Anlehnung abhält, das ist dasselbe Mißtrauen, das in einer vergifteten Kultur so wenig große Freundschaften erwachsen läßt: ein Mißtrauen so sehr gegen sich wie gegen andre, eine Unsicherheit, die einem Mangel an innerer Fülle und positiven Trieben entspringt. Denn, wer reich ist, sieht nicht nur im andern das reichere Leben, sondern er fürchtet auch nicht, sich zu verlieren, indem er sich wegwirft. Was heute ein völliges Aufgehen in der zeitweisen Nachahmung großer Meister verhindert, ist auch viel weniger der zu heftige Drang berechtigter Selbständigkeit, als das Aufbegehren kecker Mittelmäßigkeit. Man schämt sich, „nur Nachahmer" zu sein, während es viel eher für die Stärke eines Künstlers zeugte, wenn er sich seiner Originalität schämte! Wer die Größe eines Meisters der Vergangenheit ernstlich erfaßt hat, der findet seinen höchsten Stolz darin, bei ihm in die Schule zu gehen. Das Eindringen in die Tiefen des Vorbildes ist ihm ein Ringen mit dem Genius des Autors. Wenn er dabei zugleich von dem bestimmten Gefühl erschüttert wird, daß er dies Vorbild nie erreichen werde, so wird er doch die schönste Erfüllung seines Berufes sehen in dem Bewußtsein, „Schüler" sein zu können. Heute will sich niemand damit begnügen, Schüler zu sein: das Kennzeichen des allgemein blühenden Dilettantismus. Weiß man nicht, daß, um einen Großen organisch nachahmen zu können, man ein gut Teil von seinem Wesen selbst besitzen muß? Wer wirklich von Goetheschem Geiste so viel in sich aufgenommen hat, daß er in seiner Stil- und Fühlweise produziert, der hat aus Natur ein Recht zu diesen Verwandtschaftsäußerungen. Er wird es als einen Beweis großer eigner Originalität ansehen dürfen, daß er imstande ist, so nachzuahmen, und die Erkenntnis, an zweiter Stelle stehen zu können, ist für ihn Bescheidenheit und Stolz zugleich. Um die Errungenschaften solcher Menschen sich aneignen zu können, dazu scheint ihm allein das Streben eines ganzen Lebens nötig zu sein. Wieviel Produktivität zu tieferer Anlehnung gehört, ist wohl am besten zu ersehen aus dem fast völligen Versagen eines weitgreifenden Einflusses unsrer großen Dichter: Wo ist denn heute eine wirkliche Gefolgschaft oder „Schule" Goethes, Kellers, K. F. Meyers oder Hölderlins? Wo ist denn eine sichtbare Verwertung all der im ringenden Leben solcher Meister erworbenen Kunstresultate und Sprachschöpfungen zu finden? Was will man denn darauf erwidern, wenn wir feststellen, daß z. B. die „Iphigenie" für unsre dramatische Poesie überhaupt nicht vorhanden zu sein scheint? Oder soll man ernst bleiben, wenn es darauf heißt: die Zeiten seien eben andre geworden und der Mensch der Gegenwart verlange usw.! Man möge sich wieder auf die Würde des Schülers zurückbesinnen, der in seinem Kreise Vollkommenes leistet und mit dankbarer Überzeugung nicht mehr sein will, als was ihm das Schicksal gewährte: und man wird nicht Dilettanten, sondern tüchtige „Fachleute" erziehen.

Die Hingebung an den erwählten Meister ist es auch, welche den „Kandidaten der Poesie" rettet vor der Zerstreuung umtosender Eindrücke. Glücklich, wem im Leben zur rechten Zeit die unmittelbare Gegenwart eines Erziehers vergönnt ist! Die meisten aber werden sich an die Gestalten großer gedruckter Toter halten müssen, um der Gefahr hin- und herzerrender Einflüsse zu entgehen. Zur organischen Entfaltung künstlerischer Tätigkeiten bedarf es vor allem einer ungestörten Gleichmäßigkeit und Tektonik des Lebens. Dem Lärm des modernen Straßenbildes aber kann sich kaum jemand entziehen, nicht einmal der, welcher eingehüllt in seine Gedanken und Träume durch das Gewühl wandelt. Schon die Kenntnisbildung unsrer Zeit bringt so viel heterogene Bilder vor unser Auge, daß niemand sich rein von wesensfremden Bestandteilen erhalten kann. Die literarischen Anregungen und Begegnisse sind so zahlreich und verschiedenartig, daß auch der strengste „Egoismus" nicht unberührt aus dem Kampfe hervorgeht, in welchem das Feindliche abgeschüttelt, das Verwandte ausgesondert wird. Wohl glaubt man es sich leisten zu können, leichte, seichte oder schlechte Lektüre am Wege mit aufzuraffen, und man will gar in solchen Versuchen seine Selbständigkeit erproben. Und doch hinterläßt jeder noch so nebensächliche Eindruck seine

Digitized by Google

Spur — und sei es auch nur in einer zitternden Hastigkeit des Rhythmus. Man muß sich die pflanzenhafte Sicherheit der Entwicklung Goethes vor Augen halten, um zu erkennen, daß ganz Vollkommenes sich aus einer experimentierenden Selbstbildung nicht erreichen läßt, und daß sich nie nachholen läßt, was im Umhertasten einer unruhigen Kultur verloren ging. Man gebe sich mit bewußter Einseitigkeit dem verehrten Erzieher hin und sei froh, überhaupt „eine Seite“ zu haben. Vor der Einseitigkeit braucht man sich wahrlich nicht zu fürchten, da doch alle Wege, wenn man sie nur ernstlich betritt und verfolgt, zur Kunst führen.

Wenn wir dem Dichter zur Isolierung raten, so denken wir dabei natürlich nicht an ein äußerliches Einsiedlertum oder gar an Menschenscheu. Nur muß er sein Möglichstes tun, um von der Sphäre seines Schaffens alle ablenkenden Elemente fern zu halten und danach sein Leben zu gestalten. Mehr denn je ist es heute geboten, sich abzuschließen, um sich nicht zu verlieren, und gleichsam auch am Tage hinter geschlossenen Fensterläden sein Lämpchen zu entzünden. Diese notgedrungene Selbstbewahrung macht den Künstler heute wider Willen und Wunsch zum Einseitigen. Um sich auf seine innere Berufung konzentrieren zu können, muß er seinem Leben einen möglichst einfachen und ruhigen Hintergrund geben. Einfachheit des Hintergrundes — dies ist es, was in Goethes Leben, gegenüber unsrer Umwelt, immer wieder als die wunderbare Voraussetzung seines Künstlertums entgegentritt. Der Eindruck einer (im Vergleich zu unsrer Kultur) fast patriarchalischen Einfachheit, den wir aus „Wahrheit und Dichtung“ gewinnen, mag wohl weniger dem wirklichen Weltbilde der damaligen Zeit entsprechen, als der Stilisierung, in der eine Dichternatur es nach ihren Bedürfnissen sah und sehen wollte. Dieselbe Stilisierung aber ist der Landschaft zu wünschen, in die der Dichter sein Leben hineinzeichnen kann. Wenn er von seinem Werk aufschaut, muß sein Blick auf klare Horizontlinien und beruhigende Farben fallen. Das heißt praktisch gesprochen: Nur dann kann er Großes schaffen, wenn er sein Seelenleben zu breitem, dichtem Strome zusammenfaßt und allen aufdringlichen Störungen aus dem Wege geht, indem er Lebensumstände, Interessen und Tätigkeiten auswählt nach ihrem Werte für die Konstanz seines Berufes. Man sagt wohl, daß die „Erleuchtungen“ unabhängig sind von den Verhältnissen, ja selbst vom Charakter des Dichters. Die Geheimnisse des Schaffens selbst wollen wir hier nicht berühren. Wir sprechen nur von dem greifbaren und leitbaren Handwerkszeug, das ohne Inspiration tot ist — ohne das aber auch der Inspirierte nicht seine Kunst meistern kann. Und da gibt es wenigstens beschreibbare Dispositionen und Umstände, die das Werk vorbereiten und ihm den Boden legen können. Hierzu gehören die Bedingungen, unter denen in einer chaotischen Zeit ein gesundes Seelenleben sich entfalten kann. Und noch einmal: der Dichter kann in allem, was er aufnimmt und tut, nicht „egoistisch“ genug sein! —

Zwei Gedichte.

Von Leo Sternberg.

Das Märchenbuch.

Mondlicht hängt weiße Gardinen
Ans Fenster — nun ist des Zimmers Nacht
Wie ein Birkenwald beschienen
Und mein Bett im Walde gemacht ...

Ich meine, daß ich auf dem Bette
Mit Seiten, groß und feierlich,
Das Buch der Märchen liegen hätte
Und darin läse ich.

Mir über die Schulter schaun zwei Kerzen
Und leuchten mir mit goldnem Schein.
Ich liege dazwischen;
Und, spielende Zwerglein auf dem Herzen,
Schlafe ich ein.

Das Paar.

Der Mond hat seine goldne Ampel
Im schwarzen Wipfel aufgehängt;
Der schwarze Wipfel hat die Laube
Um ein verschlungenes Paar gesenkt.

Die Herzen atmen aneinander.
Der Chor der Grillen schwillt und fällt.
Und von den Herzen aus verzittern
Die Wellenkreise in die Welt.*)

Die alte Truhe.

Von Timm Kröger.

I.

„Anna,“ sagte Trien Paulsen zu ihrem Töchterchen, „dats Merra, rop Vadder!“

Bei Trien ging es immer auf den Glockenschlag. Fünf Minuten vor halb zwölf wurde Vater gerufen; wenn er in die Küche gekommen war und sich die Hände wusch (die halbe Stunde war inzwischen voll geworden), dann trug sie die Suppe auf.

„Rop Vadder,“ sagte Trien Paulsen zu Anna.

Anna lief, so hurtig wie die flinken Füße nur wollten, über die Diele und aus dem Dielentor über die Hofstelle. Eine gelbe Henne flüchtete und verschwand mit großem Geschrei um die Hausecke zwischen

Die obenstehende Erzählung ist einer soeben im Verlage von Alfred Janssen (Hamburg) erschienenen Sammlung von Erzählungen und Novellen des prachtvollen Timm Kröger entnommen, die den symbolischen Titel „Aus alter Truhe“ nach der ersten Gabe führt. Ein Buch von so intimem Reize, einem so glückstrahlenden Humor und so hoher Erzählungskunst, daß gewiß nur recht weniges aus der allzu großen Ernte dieses Jahres sich hiermit vergleichen darf. A. H.

*) Aus den soeben im Verlage von J. G. Cotta (Stuttgart) erschienenen „Neuen Gedichten“ Leo Sternbergs.

Digitized by Google

Streudiemen und Schweinekoben. Anna aber sprang auf den Wall, der Hofstelle und Koppel trennte, und rief in den Nebel hinein: „Badder, dats Merra!“

„Js god,“ klang es von einer Stelle her, wo der Nebel am dichtesten war.

Man hörte, wie jemand die Karre niedersetzte, den Spaten einsteckte; dann trat Vater aus dem Nebel heraus und ging auf Anna zu.

Hans Paulsen war ein kräftiger, bäurischer Mann in den besten Jahren. Er steckte in der kleidsamen Tracht von Blauleinen, die Hosen waren in die kurzen Schäfte seiner Stiefel gesteckt.

Er verließ seine Arbeit wie einer, dem die Mahlzeit eine unliebsame Unterbrechung ist, der sich freut, bald wieder anfangen zu dürfen. Er war dabei, wie er sich ausdrückte, mit Gottes Erdboden herumzukarren, und mit Gottes Erdboden karren tat er gern.

Wenn in den Ländern an der Wasserkante die Wintersaat bestellt worden ist, wenn es keine dringenden Arbeiten mehr gibt, wenn die üblichen Herbstnebel (sie ziehen in der Regel bis Weihnachten hin) die Natur grau anstreichen, dann fing Hans Paulsen an, mit Gottes Erdboden herumzuwirtschaften. Denn das Vieh besorgen und was sonst im Hause zu tun war, machte das Frauenvolk spielend ab.

Hans Paulsen gehörte zu den Bauern, die für gerade Linien schwärmen. Seine Weide hatte an Lerchs Koppel einen Buckel und in der Mitte eine „Lunk“, das heißt ein Loch, eine Vertiefung, worin sich zeitweilig Wasser ansammelte. Nun war es seit Jahren sein Vorsatz gewesen: der Buckel soll verschwinden und auch das Loch — der Buckel soll das Loch ausfüllen. Und nun war er schon ein paar Jahre jedesmal ein paar Wochen dabei, den Buckel in die Tiefe zu karren. Die gute Ackererde wurde dabei hüben wie drüben zurückgelegt, damit nichts umkomme und alles fruchtbar und tragend bleibe.

Wenn Hans die Arbeit in Tagelohn durch fremde Leute hätte ausführen lassen sollen, so würde es sich kaum gelohnt haben. Nun aber, da er es selbst tat, kam es ihm wie geschenkt vor. Den dicken, grauen Nebel liebte er und hielt ihn für gesund, darin fühlte er sich frisch und wohl. Im Nebel beschwerte ihn weder die Kälte, die im strengen Winter allem um ihn her einen tönernen Klang gab, noch die Hitze, die sich im Sommer unter den Kleidern aufstaute.

Und dann liebte er das, was der Nebel mit sich bringt — die Stille, die Einsamkeit. Wenn er nicht weiter als zwanzig Schritt sah, wenn er mitten drin in dem grauen Wolkengerinnsel steckte, dann ging bei ihm die Gleichung auf, die in jedes Menschen Brust nach Lösung sucht.

Immenheide hieß der noch wenig angebaute Sandrücken, auf dem Hans Paulsens Kate lag. Und an der lang ausgedehnten Landstraße war durchschnittlich alle fünf Minuten Wegs ein einsamer Katenbesitz hingestreut.

Ruhig und versonnen war auf solchem Fleck das Leben immer; im Herbstnebel kam es, wenn er den Buckel wegkarrte, zu Hans in ganz kleinen Pulsschlägen her.

Nach Osten fiel das Land gleich von seiner Weide weg hinab, und dicht an seiner Grenze wuchs ein kleines Wäldchen auf, in dem ein Elsternpaar hauste. Das schrakelte öfters auf; der Laut fiel hart auf Hans Paulsens Trommelfell. Er hörte es gern, freute sich und segelte mit der Karre auf dem Laufbrett nach der Lunk donnernd hinab.

Nachbar Thiessen (der wohnte etwas weiter nach Norden hin) war kein so ganz kleiner Bauer, er hielt aber an der alten Mode fest, er wollte keine Maschine und drosch mit der Hand. Die ganzen Tage, wo Hans gekarrt hatte, war er nicht mehr aus der Melodie der Dreschflegel herausgekommen. Vormittags hieben bei Thiessens drei ein, das gibt immer was Gehacktes; nachmittags hieb die Tochter Grete Thiessen mit ein, das gab die rechte Melodie. Und das Geklapper hörend, schaufelte und schaufelte Hans Paulsen die Karre voll und schob und schob.

„Badder, dats Merra!“ hatte Anna gerufen.

„Dats god, ik kom.“

Es gab Erbsensuppe. Hans Paulsen aß wie ein gesunder Arbeiter, der den ganzen Vormittag mit Gottes Erdboden geschoben hat, ißt. Und nachmittags ging er wieder in der Karre.

Am andern Tag fünf Minuten vor halb zwölf lief Anna wieder über die Hofstelle, diesmal war keine Henne da; die schwarze Katze ging wie eine feine Dame mit feinen Pfötchen über den Hof.

„Badder, dats Merra!“

„God, Kind.“

Es gab Mehlbeutel und Speck und Rauchfleisch und braune Tunke und Pflaumen darin.

„Nun“, fragte Trien, „hilfts bald mit dem Berg?“

„Ja, wenn das Wetter so bleibt und ich mich daran halte, kann es diesen Herbst glücken. Aber ich weiß nicht, vielleicht muß ich mal abbrechen.“

„Nu?“

„Ja Trien, ich glaub, ich muß nach Hohenwichel.“

Trien legte den Löffel weg und sah ihren Mann verwundert an.

„Nach Hohenwichel, Hans, zu Klaus?“

„So dacht ich.“

„Hans, was hat das zu bedeuten? Vergessen kannst dus doch nicht haben! Klaus hat gesagt, du solltest ihm nicht wieder „übern Drüssel“ kommen.“

„Das stimmt, Trien. Aber übermorgen sinds zehn Jahr, daß Mutter starb. Und wenn ich auch nicht hineinkomme, daß ich mal vorbeigehe, kann Klaus mir nicht wehren.“

Trien schwieg.

„Und wer weiß . . . wer weiß, wozu es gut ist.“

„Du mußt wissen,“ erwiderte seine Frau. Sie fing an abzuräumen.

„Sieh, Trien! Wenn ich auf dem Berg stehe und mein Tragseil um den Nacken lege und die Karre hebe und dann in den Nebel hineinsehe, dann ist mir immer, als sähe ich Hohenwichel und sähe zwei Männer,

Digitized by Google

die Arm in Arm auf das Haus zugehen. Und ich will mir immer einreden: es sind Klaus und ich."

Hohenwichel, in andrer Landschaft gelegen (man ging ein paar Stunden dahin), hieß die Landstelle, auf der Hans groß geworden war. Der Vater war früh verschieden, die Mutter hatte die Wirtschaft fortgesetzt; ein Krieg hatte sein struppiges Haupt erhoben, die Verhältnisse hatten sich verschlechtert. Die Mutter starb zu einer Zeit, als Hans und Trien die Kate auf Immenheiderfeld bereits mit dem Geld, das sie sich bei Bauern verdient, zu eigen erworben hatten. Die Mutter hinterließ ein verschuldetes Erbe, und es war fraglich, was mit Hohenwichel werden solle. Da verheiratete sich der einzige Bruder von Hans, Klaus, so günstig, daß er die Stelle mit „Schuld und Unschuld" übernehmen konnte.

Hans war damit einverstanden; er bat sich nur die Truhe, die immer an der Hörn an der Kellerwand gestanden hatte, als Andenken an seine Mutter aus. Die Mutter stammte aus der Buchholzkate (sie liegt etwa in Wegesmitte zwischen Immenheiderfeld und Hohenwichel), wo jetzt ihr Brudersohn Mars Schütt wohnt, her, und hatte die Lade als Aussteuer mitbekommen.

Die Truhe war immer hochgehalten worden, nicht so sehr wegen der trefflichen Schnitzereien (die kannte und werkte man nicht) sondern weil ein Urälterväter der Mutter sie selbst gemacht und geschnitzt haben sollte. Überall waren Figuren und Blattwerk und Laubwerk. Löwenköpfe und Löwenfüße und Adlerflügel sprangen an den Ecken heraus. Die Vorderseite war in zwei Felder geteilt, und die waren durch Gruppenbilder geziert, die man als Kain und Abel und David und Jonathan erkannte. Und an der unteren Leiste längs war quer über beide Felder weg frei nach Matthäi 5,23/24 ein Spruch hingeschnitzt: „Sobald du denkst, es hab ein Bruder etwas gegen dich, geh hin, versöhne dich! Und dann zu mir, zu deinem Gott!"

Die Lade bat Hans sich aus. Aber Klaus wollte nicht. Nicht aus Eigennutz (beide Brüder hatten weder von dem materiellen noch von dem Kunstwert des alten Stücks eine Ahnung) nein! — aus Ehrfurcht gegen das Andenken der Mutter, die er ebenso tief und ebenso verschlossen geliebt hatte, wie sein Bruder Hans.

„Laß sie mir, Klaus!" bat Hans. „Mutter hat mir zugesagt, daß ich sie haben solle."

Da war das unselige Wort heraus, das die beiden Männer, die so ehrlich waren und so ehrlich liebten, vor der Welt und auch vor sich selbst zu bitteren Feinden machte. Denn auch Klaus glaubte von der Mutter die gleiche Zusage erhalten zu haben.

Die Mutter kann nicht falsch gewesen sein. Das war der Vordersatz, von dem beide ausgingen. Daher — folgerten beide Brüder — kann sie nur einem das Versprechen gegeben haben; einer von uns beiden muß lügen, muß unglaublich gemein und falsch sein. Und da ich die Wahrheit auf meiner Seite weiß, so ist mein Bruder der Lügner und Lump.

Natürlich waltete ein Mißverständnis bei einem von ihnen oder bei beiden vor. Aber wer hätte diesen ehrlichen und heftigen Männern von Mißverständnissen predigen wollen?

Wenn sie nur nicht so heftige Leute gewesen wären, wie es die Paulsen von Hohenwichel, die immer wegen ihres gerechten Sinnes in hohem Ansehen gestanden hatten, von jeher gewesen waren ... Wenn sie nur ein bißchen weniger rechtlich und ehrlich und sittlich hätten denken können ... ein bißchen sich selbst betrügend um den Pol, der alle hält, herum denken können ... Wenn nur ein bißchen bei ihnen anders gewesen wäre, als es war ... dann wären sie vielleicht selbst auf den Gedanken gekommen, daß doch wohl ein Irrtum vorliege, oder sie hätten es nicht so hochernst genommen, hätten sich erzürnt und wieder vertragen, oder der eine hätte sich von dem andern auskaufen lassen.

Aber da sie das alles nicht waren und das alles nicht kannten, so war jeder bereit, den langbewährten rechtlichen Sinn seines Bruders für nichts zu achten, zu vergessen, daß jener immer ehrlich gewesen sei. Jeder war bereit, das alles lieber für eine Täuschung zu halten als die Falschheit, die er jetzt mit Händen zu greifen glaubte. Jeder glaubte an eine Charakterverkehrung seines Bruders und hielt ihn für einen ganz erbärmlichen Kerl. So flammte ihre sittliche Empörung auf.

Hans sagte es zuerst.

„Klaus", sagte er, „wat böst du förn leegen Kerl!"

Klaus wurde bleich und schwieg eine halbe Minute, dann spie er vor seinem Bruder aus.

„Pfui Deibel, dat segt mi en Lump! Ja, en Lump, Un dat man mit son Lump ünner en Dack sin mot!"

Solch harte Worte fielen auf der Diele, wo die alte Truhe stand und an der untern Leiste der fromme, sanfte Spruch: „Sobald du denkst, es hab ein Bruder etwas gegen dich, geh hin, versöhne dich!" ...

Die Zornentbrannten sahen ihn nicht, wollten ihn nicht sehen, oder hatten vergessen, was die alte Lade sagte.

„Daß man mit solchem Lump unter einem Dache hausen muß!" hatte Klaus geschrien.

„Dat schall ni lang durn," entgegnete Hans.

—„Dat war je doch Tied, nan Afkaten to gahn."

Er nahm seinen Stock und seine Mütze und ging nach der Tür.

„Dat du mi ni weller öwern Drüssel kommst!" schrie Klaus ihm nach.

„Het niks to seggn!" antwortete Hans, da war er schon draußen.

Das war das letzte Wort, was sie zusammen sprachen.

*

Als Hans wegging, hatte er die Absicht, gleich nach der Stadt zum Advokaten zu gehen. Der Weg nach seinem Heim zweigte ungefähr in der Mitte des Weges ab. Da stand er an der Scheide. Und gerade an dieser Stelle (ein Bach schwatzte still durch ein Buchenwäldchen) lag die Kate, wo die Mutter groß geworden war. Mars Schütt wohnte dort, es waren

Digitized by Google

gute Leute. Hans ging hinein und sog den Schmerz um seine Mutter und um seinen Bruder noch einmal in allen Winkeln des Hauses ein. Er ließ sich den Platz zeigen, wo die alte Lade gestanden hatte. Jetzt war da blankgescheuertes Kupfer- und Messinggeschirr an derselben Stelle auf einer gemauerten Platte, die das alte Stück würdig gehoben und präsentiert hatte: „Sobald du denkst, ein Bruder habe etwas gegen dich, geh hin, versöhne dich! Und dann zu mir, zu deinem Gott!“

Hans ging weiter, nach Immenheiderfeld zu. Er konnte den Weg zum Advokaten nicht finden; die alte Truhe sollte bleiben, wo sie war, aber seinen Zorn wollte er behalten.

II.

Zehn Jahre waren dahingegangen, und Hans Paulsen hatte von seinem Bruder nichts gesehen und wenig gehört. Er hatte noch immer geglaubt, den alten Groll in seinem Herzen zu tragen; in Wahrheit trug er an der Stelle nur eine Leere und eine nie verstummende Klage um eine verlorene Liebe. Freilich, in der Regel vermochte er seinen Schmerz in dem allgemeinen Gleichgültigkeitsmeer zu ertränken; aber es kamen Stunden, wo es anders war.

Nun hatte er bei seiner Arbeit Hohenwichel im Nebel gesehen und auch die beiden Männer Arm in Arm . . . Er brauchte gar nicht hinzusehen; wenn er die Augen schloß, sah er es beinahe besser und deutlicher. Namentlich auch Hohenwichel. Sieh mal an! Ordentlich das Haus und den Kreuzbau, worin das Vieh aufgestallt wird, daran. Die hohen Linden am Weg und die Goldweiden am Kuhhaus. Goldweiden auf den Knicken. Es war ein Haus, so recht in Goldweiden eingebettet, hieß darum auch Hohenwichel.

Das wunderlichste aber waren die beiden Männer, die nach Hohenwichel gingen und sich nicht ließen. Zum ersten mal war es vor drei Tagen gekommen. Ein Wagen war auf der Landstraße im Nebel schattenhaft vorübergefahren; Hans Paulsen hatte immer die Wegschlacken gehört, wie sie vom Rad in die tiefen Geleise zurückfielen. Der Wagen war verschwunden; Hans hörte ihn kaum noch . . . da sah er die Männer Arm in Arm.

Am Tag vor der zehnten Wiederkehr des Todestages der Mutter ging Hans nach dem Nachmittagskaffee nicht wieder nach der Koppel. Er bat Trien um warmes Wasser und nahm sich den Bart ab; er wollte in der Frühe nach Hohenwichel gehen.

„Das tu man,“ erwiderte seine Frau und kriegte das Sonntagszeug ihres Mannes aus der Lade.

* * *

Er ging früh vor Tag im Nebel weg.

Nach sieben Uhr sollte die Sonne aufgehen. Er hatte schon eine ganze Strecke auf dem Immenheiderviert zurückgelegt; er sah, als die Sonne vermeintlich gekommen war, nur einen blassen Schatten im Osten.

Der Nebel blieb, wie er war oder wurde gar noch dichter. Hans Paulsen, der mit dem Stock den breiten Fußsteig maß, war das recht. Je einsamer es war, um so deutlicher sah er die beiden Männer vor sich, die Arm in Arm auf Hohenwichel zugingen.

Er ging und ging.

Vor Jahren, als er, ein neuer Ansiedler, hierher gekommen war, da hatten die Katen in kleinen Gärten und Koppeln gelegen, alles andere war struppige Heide gewesen. Nun war wenigstens am Weg hin eine mehr oder weniger breite Leiste angebauten Landes. Hans schlug einen Richtsteig ein, der ihn tiefer in das Blachfeld führte; da streifte er wieder das ungekämmte Jungfernhaar einer unbegebenen Erde.

Und immer die beiden im Nebel vor ihm auf. In den Gemarkungen glücklicher Dörfer mit altem Kulturland endigte der wilde Steig. Alte glückliche Dörfer sind auch die, zu denen die Buchholzkate gehört und nachher auch Hohenwichel. Vorher ist aber ein unheimliches Moor zu überschreiten, das seine Dünste brütend gen Himmel schickt. Das Moor war besonders wild und weich und morastig. Wenn Hans bei Sonnenlicht von der Höhe her einen Menschen hinuntergehen gesehen hatte, dann war es ihm immer vorgekommen, als sei es eine tote Seele, die zum Tor der Verdammnis schlich.

Nun stieg er ohne Sorge hinab. Was kümmerte ihn das Moor? Der Nebel deckte alles zu. Der Nebel machte alles gleich. Und zwei Schatten gingen vor ihm her.

Er sah auch Hohenwichel. — In der Tür stand die Mutter und wartete auf die, die Arm in Arm daherkamen.

Nun war das Moor hinter ihm, das Flüßchen, vor dessen sumpfigen Ufern es abgelagert war, hatte er überschritten, nun war Hans in den glücklichen Knickdörfern angelangt.

Und überall um Haus und Hof und auf der Straße, da war es still, so still, daß er das Rieseln des Nebels hörte. Nur einmal sah er ein paar Hühner, die es gewagt hatten, zehn Schritt vom Wieben zu gehen. Hier und da ein Bauernmädchen, das Geschirr auf die Regale am Hauskamin stellte. Im grauen Nebel schauten sie frisch und fröhlich aus.

Eigentlich aber war alles mehr Eindruck als Wahrnehmung; alle Formen verschwanden, das Harte und Herbe wurde weich. Ja, selbst Geräusche, deren Quelle zum Greifen nahe lag, kamen wie aus weiter Ferne und aus alten Zeiten her. —

Und immer die beiden Schatten Arm in Arm. . .

III.

Er erreichte das Wäldchen mit dem Häuschen, aus dem die Mutter herstammte. Der Bach schwatzte an seinem Weg entlang, leiser als sonst . . . kling . . . klung . . .

Hans Paulsen ging vorbei — er wollte sich der Schatten getrösten, aber er sah sie nicht mehr. Ein andrer Schatten . . . nein . . . kein Schatten . . ., ein Mann, der fest auftrat (sein Stecken hinterließ Löcher im Sand) . . . kam ihm entgegen.

Und vor der Buchholzkate im Weg, da begegneten sie sich.

Digitized by Google

Und beide standen still ... und waren starr ... und ließen die Augen über sich hergehen ... und ... schwiegen.

Hans nahm zuerst das Wort.

„Godn Dag, Klas!"

„Godn Dag, Hans!"

Und sie reichten sich die Hände. — Und sahen sich in die Augen ... Und jeder sah die Bewegung des andern ...

„Ik wull hen na di, Klas!"

„Ik wull hen na di, Hans! Dat sönd vun Dag tein Johr."

„Dorüm jüst, Klas."

Und wieder schwiegen sie.

„Wie hebbt uns lang ni sehn", fing Hans wieder an.

„Wi sönd ni good utenanner kam. Ik how di unrech dahn, Klas!"

Und wieder Schweigen ... eine halbe Minute lang.

Dann trat Hans dicht an Klaus heran und streichelte ihm die Backen:

„Wat böst du förn goden Kerl! ... Du böst min lewe, witte Klas!"

Klaus war der Weichere, in seinen Zügen fing es an zu arbeiten, er machte krause Falten ... sein Gesicht war des Weinens nicht gewohnt. Aber er tat es doch, er weinte mitten auf der Landstraße, vor der Buchholzkate, und schlang den Arm um seines Bruders Nacken.

„Komm mit trüg, Broer ... ick dröm ömmer, ick ga Arm in Arm mit di na Hohenwichel hen."

Auch in Hans Paulsens Auge glänzte es verdächtig.

„Komm, Broer," sagte er und schob seine Hand unter Klaus Paulsens Arm.

So gingen sie.

Es kam, wie sie beide geträumt und träumend gesehen hatten. Und wenn die Tote auch nicht gerade in Person im Türrahmen stand, sie zu empfangen — so war sie doch bei der stillen Feier, die man in Hohenwichel hielt, zugegen.

Nach langer Zeit sah Hans seines Vaters Haus wieder — und siehe da! — es war alles gut. — Wie das Haus so warm im Nebel auf der Höhe lag — die Linden noch immer vor der Tür und die Goldweiden im Knick. Der Nebel sperrte zwar die Aussicht, aber für Hans bedurfte es keiner Sonne zu schauen. Er wußte, vom alten Steinwall am Stall sah man am weitesten. Vor dem Wall fand er eine Hecke, nun war der Wall eigentlich überflüssig. Und es juckte ihm ordentlich in den Fingern, die Erde unten nach den Wiesen hinunterzukarren.

Von dem Erbstück — von der alten Lade sah er nichts. — Von dem Erbstück sprach keiner ein Wort.

IV.

Am andern Tag nahm Hans seinen Stock.

... „Nun will ich nach Haus und an Trien und an mein Kind sagen, damit auch sie sich freuen."

„Wenn es dir recht ist, Hans," entgegnete der andere, „dann gehe ich ein bißchen mit längst."

Sie gingen zusammen.

Unterwegs sagte Klaus zu seinem Bruder: „Es muß doch davon gesprochen werden, Hans. Ich meine, von der alten Lade ..."

Hans nickte.

„Sieh, Hans, ich hab sie nicht mehr. Ich hab so gedacht in meinem Sinn: Es ist nicht mehr zu erforschen, was Mutter eigentlich gemeint hat. Und da hab ich gedacht, es sei das beste, weder ich kriegte sie noch du. Und das beste sei, sie wieder nach Haus und nach der Familie hinzugeben, wo sie hergekommen ist. Da hab ich sie nach unserm Vetter Mars Schütt gebracht."

Hans sah schweigend vor sich nieder.

Klaus faßte seine Rechte.

„Sag mir, mein Bruder, hab ich recht getan? Das wäre schön, wenn du das meintest. Denkst du aber anders — auch das ist recht und gut. Dann wird dir niemand wehren, an dich zu nehmen, was dein Eigentum ist. Denn das weiß ich, und das ist gewiß: meines Bruders Hand, Hans Paulsens Hand, legt sich nur auf Sachen, die das Recht ihm zu eigen gegeben hat."

Da rief Hans Paulsen: „Sprich nicht so töricht, mein Bruder! Jedes Wort, was du sagst, als ob ich nicht einverstanden sein könnte, tut mir weh. Die Truhe gehört dahin, wo du sie hingebracht hast. Und da soll sie bleiben."

Das Gespräch fand nicht weit von der Buchholzkate statt; es war still ringsumher, nur der Bach schwatzte leise in die Worte hinein.

Bei Mars Schütt kehrten die Brüder ein.

Die große Dielentür war zu; da lief Klaus nach der Seitentür (Blangdör), die nach dem Garten geht, hin. Und Hans wartete.

Da wurde das Tor aufgeschlagen, da standen der Vetter und seine Frau, und ein paar Kinder standen herum und führten ihn in das gastliche Haus. Und des Herbstes fahler Schein lief mit ihm hinein auf die Diele.

Und siehe da! — in der Hörn, auf dem alten Platz — da stand ehrwürdig die alte, vom Urältervater Schütt geschnitzte Truhe. Adlerflügel und Löwenklauen aus Ecken und Kanten springend, Laubwerk und Blattwerk, die Felder umrahmend, und auf der Vorderseite Kain und Abel — und David und Jonathan. — Mit ihrer Kunst und mit ihrer Liebe stand die alte Lade da; der Spruch der Vergebung lief an der untern Leiste hin: Sobald du denkst, ein Bruder habe etwas gegen dich, — geh hin, versöhne dich! — Und dann — zu mir, zu deinem Gott! —

Digitized by Google

Zur Wiedergeburt des Idealismus.*)

Nicht eine trockene akademische Abhandlung über Idealismus liegt hier vor, sondern Darstellungen aus dem lebendigen deutschen Geistesleben etwa eines Jahrzehnts; Aufsätze, erschienen in den „Preuß. Jahrb.“, die der Auseinandersetzung mit wichtigen, auch heute noch interressierenden Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft, Religion und Philosophie, Kirche und Schule ihr Dasein verdanken. Der Standpunkt des Verfassers all den mannigfachen Kulturproblemen gegenüber ist der echt philosophische, rein wissenschaftliche des begrifflichen Denkens. Die Methode seiner Erörterungen dringt daher immer in die Tiefe der Fragen, in ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Menschennatur und den historischen Bedingungen und weiß Licht zu verbreiten über Gebiete, die seit langem ein unfähiger Dilettantismus mehr verdunkelt als erforscht hatte. Es gewährt daher Vergnügen und Belehrung, dem Verfasser auf seinen Pfaden zu folgen, und reizt den Leser zu Anerkennung oder Widerspruch, jedenfalls zum Selbstdenken in Angelegenheiten, die die Zukunft unseres Volks aufs innigste berühren.

Die Weltanschauung des Verfassers ließe sich etwa so skizzieren: Der Grundmangel in der wissenschaftlichen Kultur der Gegenwart ist die Preisgabe der philosophischen Erkenntnis. Während nämlich alle Wissenschaft sowohl die Einzelheiten des Erfahrungszusammenhangs untersucht (empirischer Faktor), als auch dessen vernünftige Einheit zu begreifen sucht (in der Philosophie), ist seit Jahrzehnten eine Richtung herrschend, welche die Aufgabe der Wissenschaft rein auf das erstere Gebiet beschränken möchte. Das Streben der Menschennatur nach einheitlicher Erkenntnis der natürlichen und geistigen Welt läßt sich aber schlechterdings nicht unterdrücken; und der systematische Ausbau der Wissenschaft wird notwendig in Frage gestellt, wenn einer der beiden Faktoren wegfällt. „Positivismus“ nennt sich die neuere Richtung, welche die Tendenz hat, aus der Philosophie selber eine empirische Wissenschaft zu machen. Sie bedient sich dazu der (notwendig empirischen) Psychologie, indem sie diese schnell zur „Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften“ erhebt. Wissenschaftliche Ohnmacht und Unzulänglichkeit hat sich schon im griechischen Altertum den Mantel des Positivismus und Psychologismus umgehängt, Sokrates und Plato haben aber die Nacktheit und Heuchelei dieses Protagoras, Gorgias und wie sie alle heißen, vor aller Welt enthüllt; und der Name „Sophist“ hat seitdem einen üblen Klang, indem er einen Menschen bezeichnet, der die allgemeinen und konstanten Grundlagen unserer Erfahrung mißachtend sich nur an die angewandten Bedingungen der veränderlichen besonderen Erfahrungserscheinungen hält, wodurch denn alle Werte, auch die sittlichen, relativ werden und ins Wanken geraten. In neuerer Zeit hat vor allem Kant davor gewarnt, die empirische Psychologie in die philosophische Wissenschaft aufzunehmen, und seinen Kritizismus gerade darauf aufgebaut, daß die Einheit des Verstandesgebrauches nicht selbst erfahren werden könne.

Schmidt fordert demnach Ausscheidung der Psychologie aus der strengen Wissenschaft, Rückkehr zu einem richtigen Verständnis Kants und von ihm aus auf dem kritischen Wege Fortschritt zu einer Neubegründung wahrhaft idealistischer Philosophie. Zwar hat die nachkantische Spekulation die richtige Methode geübt und sich freigehalten von der Bindung des Denkens durch feste, endliche Bestimmungen, und hat so eine Art höherer und höchster Erfahrung über die Selbstbewegung des Gedankens gewonnen. Aber der Gewinn war nur auf dem theoretischen Felde; das praktische Leben blieb unberührt, wurde vielmehr gerade im Gegenteil seitdem Aufhören der idealistischen Spekulation in den Strudel materialistischer Anschauungen gerissen.

Da waren es nun zwei große Bewegungen, die über die Grenze der Völker und Länder hinaus die Geister erregten: der Sozialismus und Kapitalismus. Letzterer ist trotz aller verwerflichen und verrohenden Begleiterscheinungen dennoch praktisch die erste große Verwirklichung des modernen Weltgeistes, sofern er den Übergang darstellt von der endlichen, auf den individuellen Bedarf beschränkten zur unendlichen Güterproduktion. Kein Naturerzeugnis soll ungenützt bleiben, die ganze Natur in den Dienst der menschlichen Zwecke gestellt und so das Problem der Vergeistigung des gegenständlichen Daseins praktisch gelöst werden. Aber mit der unendlichen Produktion gehe nicht eine entsprechende Güterverwertung Hand in Hand; daher die politische Organisation des Proletariats in der Sozialdemokratie. Diese löst aber das Verteilungsproblem auch nicht, indem sie bei den endlichen Grenzen des sinnlichen Bedürfnisses der Menschen Halt macht, dadurch zur brutalen Reaktion gegen geistigen Fortschritt wird und als wirtschaftlicher Materialismus das metaphysische Gegenstück des Psychologismus darstellt.

Beide Tendenzen, die proletarische wie die kapitalistische, kranken an derselben Einseitigkeit, indem sie Produkte eines nur halbfertigen Vergeistigungsprozesses der Natur sind. Sie können daher beide nicht die durch den Kulturfortschritt gegebenen Lebensgegensätze ausgleichen, spielen diese vielmehr auf ein Gebiet hinüber, wo sie tatsächlich unlösbar werden. Schmidt sagt darüber an einer der bedeutsamsten Stellen seines Buches: „Es war der Fundamentalirrtum des 19. Jahrhunderts, daß der durch den Geist der modernen Lebenstätigkeit gezeitigte Gegensatz sophistisch auf jenen Widerspruch von Kapitalismus und Proletarismus zugespitzt wurde, der den Kern der Wahrheit doch nicht trifft“. Karl Marx hatte ganz richtig erkannt, daß die Ergänzung der reinen Erkenntniskritik durch die „praktisch-kritische Tätigkeit“ das Hauptproblem des gegenwärtigen Lebens sei. Anstatt aber den Begriff dieser praktisch-kritischen Tätigkeit nun auch wirklich aus dem Begriff der Totalität der menschlichen Tätigkeit zu bestimmen und die notwendige Umgestaltung der einzelnen Tätigkeitsarten daraus abzuleiten, wird er von dem denkwidrigen Fanatismus ergriffen, den materiellen Besitz, d. h. die Nichttätigkeit, zum Ausgangspunkt der praktischen Kritik zu nehmen. Der falsche Ansatz, die Kritik der unendlichen Tätigkeitsentwickelung historisch aus dem Begriff des Kapitals zu deduzieren, anstatt umgekehrt vorzugehen, ist die Ursache der sinnverwirrenden Verkehrtheit, die moderne Lebenspraxis in den schiefen Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus einzuspannen.“ (S. 12.)

In dem Bewußtwerden dieser falschen Entgegensetzung sieht Schmidt das erste Anzeichen einer Wiedergeburt des Idealismus. Die „konkrete Tendenz der modernen Welt, den sich frei erfassenden Geist in den natürlichen Formen des Lebens selbst zu vergegenwärtigen“, leitet den Verf. auch bei Beurteilung der kirchlichen und theologischen, wie der literarischen und geschichtsphilosophischen Fragen. Wir können hier auf so interessante Studien wie „Kapitalismus und Protestantismus“, „Der mittelalterliche Charakter des kirchlichen Protestantismus“ und „Offenbarung“ nicht näher eingehen, da der z. T. abweichende Standpunkt des Ref. eine längere Auseinandersetzung erforderte, zu der hier nicht der Raum ist. Als besonders lehrreich sei aber noch der Aufsatz „Kant und die spekulative Mathematik“ hervorgehoben, der in geistreicher Weise den etwas anders schon von Hermann Cohen unternommenen Versuch erneuert, nachzuweisen, daß die Methode des Kantschen Kritizismus nur eine Fortführung bzw. Anwendung der Methode der Infinitesimalrechnung auf das Gebiet des philosophischen, d. h. des „unendlichen“ Denkens sei.

Drei pädagogische Fragen beschließen den Band. Zunächst: „Die Philosophie auf den höheren Schulen.“ Hier wird einer Aufnahme der Kantschen Philosophie in vereinfachter Form in den Lehrplan der philosophischen Propädeutik das Wort geredet. Das ist durchaus abzulehnen. Für den Anfänger gibt es schlechthin nur e i n e Philosophie und das ist die griechische. Mit der plastischen Klarheit und der logischen Folgerichtigkeit ihrer so einfachen wie tiefsinnigen Gestalten ist sie wie keine andere geschaffen, in den jugendlichen Geist einzugehen und ihn zu bilden. Aber wo finden sich die nötigen Lehrer? — In dem letzten Aufsatz über „das Prinzip für die Reorganisation der Frauenbildung“ wäre uns eine noch stärkere prinzipielle Trennung der Frauenrechtsbewegung von der Frage der Frauenbildung und des Frauenstudiums erwünscht gewesen. Indessen können diese kleinen Ausstellungen in keiner Weise den Wert des Buches beeinträchtigen, welches vielmehr eine mehr als vorübergehende Bedeutung beansprucht und dem die Zufälligkeit seiner Entstehung und Komposition einen eigenen Reiz verleiht.

Bernhard Carl Engel (Berlin).

*) Ferdinand Jakob Schmidt: Zur Wiedergeburt des Idealismus. Philosophische Studien. Verlag der Dürrschen Buchhandlung (Leipzig).

Aus den Berliner Theatern.

Kleines Theater. Ludwig Thoma: Moral. Komödie in 3 Akten.

Zum Teufel, das erinnert doch verdächtig an die „Logenbrüder“, auch mit der „Tür ins Freie“ wird ein wenig geklappert.

Digitized by Google

Und nun sehen wir, daß es keinen gar so großen Unterschied macht, ob die Suppe mit Zucker oder mit Paprika angerührt wird, wenn am Fleischsaft gespart ist. „Fassest du die Muse nur beim Zipfel, hast du wenig nur getan“ (Goethe). Thoma macht sich über die „Moral“ der Ehemänner her. Überhaupt ist der Mann für ihn eine besondere Gattung dummes, anmaßendes, eitles, selbstgefälliges Tier mit einem ganz und gar ins Verkehrte gerichteten Instinkt. Er mag so unrecht nicht haben. Nein, er hat sogar recht. Dieses Menschenwesen, das, weil es Seife machen kann und nichts zu wissen braucht, um doch zu regieren, das sich in allen möglichen Fragen zum „Abgeordneten“ der Menschheit aufpustet, ich weiß, ich weiß, wer hätte dieses sanftmütige Vieh mit den großen Hörnern, das man nur nicht reizen darf, besser geschildert als Ludwig Thoma in seinen bayrischen Abgeordnetenbriefen.

Da habt ihr ein Stück Mannpsyche in mittelalterlicher Holzschnittmanier, da habe ich ein Symbolum für den Mann als Mann, ich wüßte kein besseres. Und wie oft habe ich es beim Lesen in die Sprache der Pommern, in die Sprache der Rheinländer, in die Sprache der Berliner und wie die deutschen Zungen alle heißen, übersetzt. Da, lieber Peter Schlehmil, fand ich das Ganze im Teil. So etwas meinte auch wohl Goethe mit dem Zipfel.

Aber was haben Sie nun daraus gemacht, eine Moral haben Sie draus gemacht, ja wirklich, was Sie gerade verspotten wollten, das haben Sie aus Ihrer schönen novellistischen Anlage in der Komödie gemacht, Peter Ludwig Thoma-Schlehmil. Von irgend woher aus meiner Erinnerung kommt mir eine Familienaufführung, in der trat eine jugendliche Angeklagte an den Richtertisch und sagte zum Richter: Wat, Justav, du siezt mir?!“ Und nun muß ich auf der modernsten Bühne dasselbe hören, dasselbe Stückchen Schwank, in dem eine Dirne die ehrbaren Leute, die sie im Namen des Gesetzes und der Moral vor den Kadi schleppen, in eine heillose Verwirrung bringt. Die Inkompetenz der Gattung Mann in tausend öffentlichen Angelegenheiten soll hier gezeigt, ja, wirklich, es soll etwas gezeigt werden. Ach wie erinnert das immer wieder an unsere liebe deutsche Vergangenheit. Die Arme-Leute-Stube soll gezeigt werden, wie man Präsident wird, soll gezeigt werden. Moral, Moral, Moral, Moral in Nichts, rein gar nichts, liebe Poeten, als Menschen, Menschen sollen gezeigt werden. Ein Mann, an dessen Treue seine Frau sechsundzwanzig Jahre nicht geglaubt hat, wird Kandidat der Blockparteien und Präsident eines Moralvereins. Im ersten Akt hat er noch die äußere Moral, vor dem dritten ist das mit der Dirne passiert, und es kann gleich ruchbar und öffentlich werden. Da hat er also die Moral nicht mehr. Und just in diesem Augenblicke, wie zur Steigerung der Situation, läßt Thoma jene Frau, die nie an ihn geglaubt hat, das milde, aber sehr dramatische Wort sagen: „Fritz, tu mir den einzigen Gefallen und blamier uns nicht“. Ich habe noch nie auf der Bühne außer in jenen Jugendtagen (und damals sah ich es nicht) eine so unnatürliche Scene gesehen wie diese, die die beste im ganzen Stück ist, dramatisch. Überhaupt die Frauen, sie haben bei Thoma alle jene Klugheit, Staats- und Menschenklugheit, die sich die Männer anmaßen. Ein alter weiblicher Graf Trast redet über Natur und Heuchelei wie ein Buch, und die Männer sagen: Verstehen Sie das? Abgeordnetenbriefe. Ja, wenn man das lesen und zu den treffenden Bemerkungen des Dichters seiner eingnen Phantasie die Menschen dazu zu bilden überlassen könnte! Aber so sprechen lauter einzelne Personen lauter einzelne hanebüchne Mannsdummheiten. Wirkliche Menschen sind nur die andern, die nicht karikierten: ein Justizrat, der Polzeipräsident und der Assessor, der den Prinzen Emil in das Kleiderspind der schönen Madame zu kriechen zwingt und nachher alles wieder zum guten wendet, damit die Komödie eine Komödie bleibt, eine recht plumpe Komödie. *Dr. W. M.*

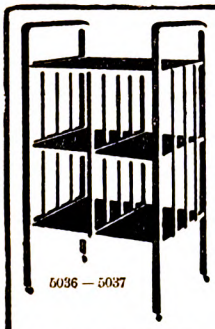
Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Wer Helen Keller ist? Jedermann weiß es, denn jeder hat von ihr gehört, hat zum mindesten etwas über ihre Selbstbiographie „Die Geschichte meines Lebens“ gelesen, aber trotz der Verbreitung von vielen Zehntausenden von den Büchern der blinden und taubstummen Amerikanerin besitzen diese Bücher noch lange nicht alle jene, die sie unbedingt ihr eigen nennen sollten, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Eltern und Erzieher werden die glücklichen Stunden preisen, die ihnen die Lektüre von Helen Kellers Büchern bereitet; Künstler, Schriftsteller und Gelehrte werden die mannigfachsten Anregungen daraus empfangen. Wir verweisen unsere Leser auf den inliegenden Prospekt, der Näheres über Helen Keller und ihre Bücher enthält.

Wir bitten unsere Leser, dem dieser Nummer beigefügten Prospekt „Literarisch wertvolle Werke“ aus dem Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München freundlichst Beachtung zu schenken.

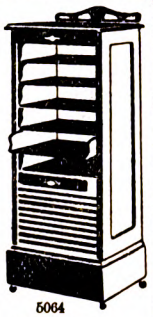


Moderne Büro-Möbel

5037. Aktenständer aus Eiche
auf Rollen, ca. 95×60×30 M. 14.–

5036. do. do.
auf Rollen, ca. 95×60×45 M. 15.–

5064. Jalousieschrank a. Eiche
auf Rollen mit 7 Auszügen M. 38.–
do. mit 9 Auszügen M. 42.–



EDMUND BOEHM & Co.
21. Jerusalemer Strasse 21.
Illustrierte Preisliste G.W. gratis und franko.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Détail-Verkauf:

Leipziger Strasse 35 a, Ecke Charlottenstrasse, und Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- und Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

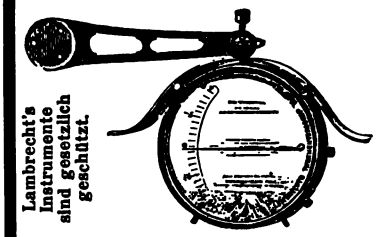
Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Spezialisten gratis.

Original Lambrecht's Thermohygroskop

(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.



Lambrecht's Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach

15 Mark.

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton**, von 78 Mark an.

Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen

●● Harmonium-Spiel-Apparat ●●

(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**), mit dem jedermann **ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Bettnässen!

Befreiung **garantiert sofort!** Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre **umsonst** und frei.

Institut „Aesculap" Lübben W 14, Lausitz.

Soeben erschienen

Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts

Dargestellt nach Generationen

von FRIEDRICH KUMMER

Geheftet 10 M. ▫ Gebunden 12 M.

Vorzüge des Buches:

Eine ganz neue Art der Gruppierung; das 19. Jahrhundert in fünf Generationen eingeteilt! ▫ Eine gedankenreiche Erklärung der Literatur aus den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Faktoren des Jahrhunderts. Übersichtlich geordnete Inhaltsangaben d. Hauptwerke unserer Literatur zwischen 1798 und 1908

Das Werk ist eine literar. Erscheinung v. größter Bedeutung

Verlag v. CARL REISSNER in Dresden

Simplicissimus

1. — 8. Jahrgang

komplett, sehr gut erhalten, Originaldecken preiswert abzugeben, auch einzeln.

Näh. unt. **Nr. 4482** an die **Expedition der „Gegenwart", Berlin W 15.**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart", Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 50. Berlin, den 12. Dezember 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Von der sexuellen russischen Revolution. Von Viktor Wall (Wien). — Frau Venus im Reiche der Tiere. Von Dr. Th. Zell (Berlin). — Jugendlektüre. Von Dr. Egid v. Filek. — Die Mannheimer Schule und ihr Einfluß auf Mozart. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Genies. Von Rud. Amplewitz (Berlin). III (Schluß). — Erziehung des Dichters. Von Dr. Hugo Eick (Schloß Ising). II. — Der Brand der Freundschaftszeche. Von Walter v. Molo (Wien). — Neue Bücher. — Anzeigen.

Von der sexuellen russischen Revolution.

Von Viktor Wall (Wien).

In dem von gewaltigen Krisen zuckenden Körper Rußlands geht eine neue Wandlung vor sich. Die seit Jahrzehnten wühlende revolutionäre Bewegung, die der russisch-japanische Krieg zu dem noch in frischer Erinnerung stehenden heftigen Aufflammen brachte, erscheint gegenwärtig durch die mit unerbittlicher Grausamkeit wirkende Reaktion zu einem offenkundigen Stillstand gebracht. Es ist einleuchtend, daß sich die außerordentlichen, in ihrer bisherigen Richtung rücksichtslos gehemmten Kräfte die Bahn zu einem neuen Feld der Wirksamkeit frei machen mußten. In der Tat schickte sich der in Strömen von Blut erstickten staatlichen Revolution alsbald eine das bisherige gesellschaftliche Gefüg umgestaltende soziale Revolution zu folgen an. Die ungeheure Anspannung der Nerven, die die gegen einander wütenden feindlichen Mächte der Revolution und Reaktion wechselseitig hervorriefen, löst sich auf einem von der Polizeiwillkür nicht erdrückten, vielmehr der Betätigung des Einzelnen überlassenen Gebiet: dem sexuellen nämlich, mit elementarer Gewalt aus.

Für die Struktur der russischen Volksseele ist es bezeichnend, daß der Anstoß hierzu nicht primär von innen, sondern sekundär von außen, durch die Macht des in Rußland allmächtigen gedruckten Wortes heraus erfolgte.

Das Buch, das eine in seiner jähen Plötzlichkeit für uns fast unbegreifliche psychische und physische Suggestion hervorrief, ist der Roman „Sanin“ (von dem in Deutschland bis nun noch unbekannten jungrussischen Schriftsteller M. Artzibaschew*).

Zuerst in der großen Zeitschrift Sworiemenni Mir erschienen und in Buchform binnen kurzem in starker Auflage vergriffen, gab der Sanin den Anstoß zu den der freien Liebe huldigenden, weit verbreiteten Bündnissen der Saninisti und zahlreicher anderer sexueller Klubs, durch deren allzu unverhülltes Treiben sich die Zentral-Zensurbehörde zur Beschlagnahme des Romans veranlaßt sah.*) Bei der von den revolutionären Zeiten her geübten heimlichen Verbreitung verbotener Schriften war damit allerdings dem weiteren Absatz nichts weniger als ein Ziel gesetzt.

Geht man das Buch durch, so fragt man sich zunächst überrascht, wieso es einen so beispiellosen sexuellen Paroxysmus zu entfesseln vermochte? Dies mag seine Erklärung darin finden, daß darin offen die bisherige Nutzlosigkeit, ja Sinnlosigkeit der revolutionären Bewegung ausgesprochen und zugleich ein Evangelium der Lebensbejahung zu predigen versucht wird.

Die Gestalt des Sanin als die einer Art von Übermenschen ist freilich eine so ganz und gar unrussische, daß sie der Autor nicht lebenskräftig, sondern nur in schemenhaften Umrissen hinzustellen vermochte. Es ist immerhin ein feiner Zug des Dichters, daß dieser Sanin nicht etwa aus einem bestimmten Milieu entstammend gezeigt wird, sondern in die russische Kleinstadt eines Frühlingstages ebenso unvermittelt, man weiß nicht woher, kommt, wie er eines Herbsttages, man weiß nicht wohin, wieder von dannen zieht.

Die trostlose Zwecklosigkeit des russischen Lebens ist uns aus den russischen Dichtungen zur Genüge bekannt. Hier im „Sanin“, wo ein einziger, nach westeuropäischen Begriffen lebender und bewußt handelnder Mensch unter einer Schar gegen ihn als schattenhafte Marionetten wirkender Nationalrussen für ein paar Monate sein Wesen treibt, hebt sie sich besonders grell ab.

Wie in Rußland alles bis zum Gorkischen Vagabunden herab Wodka oder sonstigen Alkohol säuft und mit der nervösen Unruhe eines Kranken, der sein Kissen unaufhörlich wendet, vergeblich in einem fort über das

*) Sanin. Roman von M. Artzibaschew. Übertragen von André Villard und S. Bugow. Mit einer Einleitung von André Villard. 4. Aufl. München und Leipzig, bei Georg Müller. 1909.

*) Dieser Tage ist das Werk nun auch in München und Berlin beschlagnahmt worden.

Digitized by Google

Leben herumgrübelt, ohne die Ereignisse, von denen man sich treiben läßt, zu gestalten, so auch hier.

In dieser langweiligen Öde eines russischen Provinznestes wirkt der eines Tages hereingeschneite Sfanin auf die slawisch schwerblütigen Leute seines Umgangs wie ein Sauerteig.

„Siehst du, du fühlst dich von der Einförmigkeit deines Lebens bedrückt," hält er dem ihm zunächst begegnenden Jugendfreund Nowikow auf seine Klagen vor. „Aber wollte dir jemand vorschlagen, alles beiseite zu werfen und deiner Nase nachzulaufen, so wärst du einfach platt vor Staunen ... Ich seh dich so an und denke mir: das ist nun auch so einer, der bei Gelegenheit fähig wäre, für irgendeine Konstitution im russischen Reich auf lebenslang nach Schlüsselburg zu gehen, alle Rechte, seine Freiheit einzubüßen ... und man sollte doch meinen: Was kann ihm die Verfassung sein? ... Aber handelt es sich darum, sein eigenes überflüssiges Leben umzugestalten und fortzugeben, um einen Sinn und Interesse darin zu suchen, so steht auch schon die Frage vor ihm: Wovon werde ich leben? ... Und werde ich auch ja nicht untergehen, ich, der gesunde, kräftige Mann, wenn ich mal mein Gehalt verliere und damit auch die Sahne zum Morgentee, das seidene Hemd, den gestärkten Kragen?... Komisch ist das ... bei Gott komisch!"

Da ist Lydia Petrowna Sfanina, die sich von dem oberflächlichen, eleganten Offizier Sarudin verführen läßt und, von ihm verlassen, vor dem Selbstmord gerade noch von Sfanin zurückgehalten wird, der sodann ihre Verlobung mit dem Jammermenschen Nowikow in die Wege leitet.

Sarudin wieder, der sich nach einem verweigerten Duell mit der Reitpeitsche von Sfanin Genugtuung für eine Beleidigung zu verschaffen sucht, wird von diesem geprügelt und erschießt sich.

Noch für einen andern, einen jungen russischen Juden, der vergebens dem Leben einen Sinn abzugewinnen sucht, wird Sfanin zum Schicksal. „Vielleicht ist es", meint Sfanin auf die vernommenen Zweifel, „in einem solchen Fall besser, zu sterben. Leiden ist sinnlos, und ewig leben wird ja sowieso niemand. Zu leben lohnt es sich wirklich nur für einen Menschen, der in der Tatsache des Lebens selbst einen Genuß sieht. Wer aber nur leidet und leidet, dem ist es besser, zu sterben... Ja, Sie sind ein toter Mensch. Und für eine Leiche ist wohl wirklich das Grab das beste... Leben Sie wohl, Sfolveitschik!" Worauf sich der also Angesprochene erhängt.

Dann ist der sechsundzwanzigjährige Student Jurü Nikolajewitsch Swaroschitsch da. Von Petersburg wegen revolutionärer Umtriebe verschickt, führt er hier das lierumlungernde, selbstquälerische Leben der andern. Er uebt die junge Lehrerin Sinaida Pawlowna Karssawina nnd wird von ihr wiedergeliebt. In einer lauen Sommernacht ist sie nahe daran, sich ihm hinzugeben. Aber Jurü läßt diesen Augenblick verstreichen, und so fällt unmittelbar darauf die zum Falle reife Frucht dem entschlossen zugreifenden Sfanin zu. Jurü erfährt nichts davon; denn andern Tages erschießt er sich aus Lebensüberdruß. Als man Sfanin beim Begräbnis zu einer Leichenrede nötigen will, wehrt er mit den harten, wenn auch innerlich wahren Worten ab: „Was ist hier viel zu reden? Die Welt ist um einen Dummkopf ärmer geworden, das ist alles."

Aus dieser Blütenlese ist unschwer zu erkennen, wer zu der nur noch für Rußland originalen, jenseits von Gut und Böse gestellten Person Gevatter stand.

Noch in einer Reihe anderer typischer und ebenso problematischer Vertreter ist die russische Männerwelt gezeichnet. Von gewinnendem Liebreiz sind nur die Mädchengestalten im „Sfanin". In ihrer natürlichen, frischen Ursprünglichkeit scheinen sie die einzigen in Rußland noch nicht von des Gedankens Bläße angekränkelten Menschen zu sein.

Da eine für russische Verhältnisse so ungewöhnliche Figur wie der Sfanin aus dem vorhandenen willenlosen Menschenmaterial keine ihm gleichenden Jünger erwecken konnte, so lobt sich nun der unklare Drang, dem bisherigen ohnmächtigen und unerträglichen Dahinvegetieren zu entfliehen, in einer sexuellen Raserei aus. In jedem andern Lande wäre eine solche Wirkung des „Sfanin" schlechterdings unmöglich. Ist doch der Roman, wenigstens in der Übersetzung, durchaus von Schlüpfrigkeit frei. Die zwei vor unsern Augen zerpflückten Myrtenkränze der Lydia Sfanina und Karssawinas laden nicht eben zu deren Nachfolgerschaft ein; denn die Kehrseite der Medaille ist in den Seelenqualen dieser beiden mit großer Eindringlichkeit geschildert. Bleibt also nur an diesem für uns durch seine Wirkungen eigentümlichen und seiner zahlreichen prächtigen Seelen- und Naturschilderungen wegen beachtenswerten Werke die faszinierende Wirkung übrig, die eine selbstsichere Persönlichkeit wie Sfanin durch seine Verneinung der Revolution und seine entschiedene Bejahung des Daseins in seinem Lande üben muß.

Es ist der laute Ruf des Lebens, der plötzlich in Rußlands Herzen vernommen wird und ein widerhallendes Echo erweckt. Vielleicht werden doch einmal aus diesem gräßlichen Leichenfeld anstatt blutloser Schatten Menschen auferstehen, in denen die Pulse des Lebens stark und eigenmächtig schlagen.

Frau Venus im Reiche der Tiere.

Von Dr. Th. Zell (Berlin).

Daß bei den Tieren das cherchez la femme eine ebenso große Rolle spielt, wie bei den Menschen, dürfte allgemein bekannt sein. Selbst wer sich hiermit gar nicht beschäftigt hat, dem kann trotzdem nicht entgangen sein, daß beispielsweise zu gewissen Zeiten — namentlich im Frühjahr —

*) Aus dem soeben im Verlage der Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock) zu Berlin erschienenen Werkchen unsres geschätzten Mitarbeiters „Unterscheidet das Tier Mann und Frau?" (Preis geh. Mk. 1). Auch in diesem interessanten Werkchen erörtert Zell eine ganze Anzahl jener geistreichen Hypothesen, die ihm eine eigene Stellung in der neueren zoologischen Publizistik angewiesen haben und die zweifellos die Lösung manches wissenschaftlichen Rätsels bergen. Das Büchlein sei daher wärmstens empfohlen. H.

Digitized by Google

unsre Hunde ganz von dem Drange beseelt sind, eine bessere Hälfte ausfindig zu machen. Es finden dann die sogenannten Hundehochzeiten statt, die in unsere heutige Kulturwelt, wo äußerlich alles von Ehrbarkeit trieft, gar nicht hineinpassen.

Für den Jäger ist die Kenntnis der Tatsache, daß die Verliebtheit die allergrößte Rolle in der Tierwelt spielt, von besonderer Wichtigkeit. Beruhen doch hierauf gewisse Methoden, sich eines sonst vorsichtigen Tieres zu bemächtigen. So ahmt er z. B. die Fieplaute der Ricke nach, wodurch er den liebestollen Rehbock veranlaßt, seine Dulcinea aufzusuchen. Statt der holden Weiblichkeit begrüßt jedoch den Betörten das Blei des Grünrocks.

Thompson erzählt in seinem vortrefflichen Buche: „Bingo und andere Tiergeschichten" einige Fälle dieser Art.

Da war z. B. ein schwarzer Mustang, ein wunderschönes Tier, das den Farmern großen Schaden zufügte, da es ihnen ihre zahmen Stuten entführte. In anschaulicher Weise schildert uns Thompson, wie man diesen Hengst zu fangen suchte, und wie alle Mittel sich als vergeblich erwiesen. Dieses Tier war noch dadurch merkwürdig, daß es nicht galoppierte, sondern Paßgänger war, wonach es auch genannt wurde.

Der Hengst wäre ein freies Geschöpf geblieben — wenn nicht die Liebe gewesen wäre. Thompson schildert das endliche Gelingen folgendermaßen:

„Thomas Bates, genannt Truthanspur, war der Koch auf dieser Expedition. Er hatte die Hetze mit mehr Teilnahme beobachtet, als irgendein andrer, und als sie mißlang, schmunzelte er in seinen Topf und sagte: Dieser Mustang ist mein, oder Thomas Bates ist ein großer Dummkopf!

Die unausgesetzte Verfolgung hatte den Paßgänger wilder gemacht als zuvor, aber sie hatte ihn dennoch nicht von der Antilopenquelle weggetrieben. Es war die einzige Tränke, die einem Feinde auch nicht das kleinste Versteck bot, und hierher kam er jeden Tag um die Mittagszeit und näherte sich, nachdem er vorsichtig umhergespäht, um zu trinken.

Seit der Gefangennahme seines Harems hatte der Hengst ein einsames Dasein geführt, und auf diese Tatsache gründete Truthanspur einen neuen Plan. Des alten Kochs Freund hatte eine kleine, hübsche, braune Stute, und mit Hilfe dieser hoffte er sein Ziel zu erreichen. Er nahm ein Paar der stärksten Fußfesseln, einen Spaten, ein kräftiges Lasso und einen dicken Pfosten, bestieg die Stute und ritt nach der bekannten Quelle.

Ein paar schnellfüßige Antilopen sprangen vor ihm über die Ebene, das Vieh lag in Gruppen umher, und der laute, süße Gesang der Feldlerche erscholl aus der blauen Luft; denn der Winter war davongezogen und hatte dem Frühling Platz gemacht. Das Gras grünte, und die ganze Natur trieb und sproßte.

Tom prüfte den Wind und untersuchte die Gegend. Die Grube, die er einst gegraben, war mit Wasser angefüllt, obenauf schwammen ein paar tote Feldmäuse, und daneben war der neue Pfad, den die Tiere jetzt zur Quelle nehmen mußten. Truthanspur begann seine Vorbereitungen; zuerst versenkte er den Pfosten fest in den Erdboden, grub dann ein Loch, tief genug, um sich darin verstecken zu können, und breitete seine Decke darin aus. Die kleine Stute band er kurz an, sodaß sie sich kaum bewegen konnte, legte das offene Lasso dahinter auf den Erdboden, befestigte das lange Ende desselben am Pfosten und bedeckte die Leine mit Erde und Gras. Darauf kroch er in sein Versteck.

Ungefähr um die Mittagsstunde wurde das sehnsüchtige Wiehern der Stute, weit in der Ferne, beantwortet, und der berühmte Mustang tauchte als schwarzer Schattenriß im Westen auf.

Langsam trabte er näher, aber argwöhnisch gemacht durch die hartnäckige Verfolgung, hielt er öfter an, sah sich vorsichtig um, wieherte und erhielt eine Antwort, die sein männliches Herz erzittern ließ. Wieder kam er näher, trabte im weiten Bogen um die Stelle und schien im Zweifel. Sein Schutzengel flüsterte: Geh nicht weiter! aber die braune Stute rief wieder. Seine Kreise wurden enger, er wieherte noch einmal und erhielt eine Antwort, die ihn alle Vorsicht vergessen ließ.

Noch ein paar Schritte, und er hielt vor der Stute, berührte liebkosend ihre Nase und machte einige Freudensprünge um sie herum. Dabei standen seine Hinterhufe einen Augenblick inmitten der tückischen Schlinge. Ein kurzer, scharfer Ruck, die Schleife schloß sich und — er war gefangen.

Ein entsetztes Stöhnen entrang sich seiner mächtigen Brust, und ein Satz in die Luft gab Tom Gelegenheit, auch um die Vorderfüße eine Wurfleine zu schleudern, die Schlinge zog sich zu und band schlangengleich die gewaltigen Hufe.

Schreck und Entsetzen liehen dem Mustang für einen Augenblick doppelte Kraft, aber das Ende des Lassos war erreicht, und er stürzte zu Boden, ein hoffnungsloser Gefangener. Toms kleine, häßliche, verwachsene Gestalt sprang aus dem Versteck hervor, um die Unterwerfung zu vollenden. Die strotzende, urwüchsige Kraft dieses herrlichen Wesens hatte sich als nichts erwiesen gegen die Schlauheit eines kleinen, alten Mannes.

Tom stand vor seinem Opfer, beobachtete es, und ein fremdartiges Gefühl kam über den alten Hirten, er zitterte aufgeregt am ganzen Körper, wie er es nicht getan seit dem Tage, als er seinen ersten Stier fing, und eine Weile konnte er nichts tun, als seinen zitternden Gefangenen anstarren. Aber bald hatte er das Gefühl überwunden. Er sattelte die Stute, schlang dem Hengst eine Leine um den Hals und befestigte die Fußfesseln. Schnell war alles geschehen, und Tom war schon dabei, die Reise anzutreten, als ihn ein plötzlicher Gedanke halten ließ. Etwas ungemein Wichtiges hatte er vergessen. Nach dem Gesetz des Westens war der Mustang Eigentum des Mannes, der ihm als erster sein Brandzeichen aufdrückte, und wie war dies ohne ein Brandeisen auszuführen?

Tom ging nach der Stute hinüber, hob ihr abwechselnd die Hufe und untersuchte die Eisen. Richtig, das eine war etwas locker, er zerrte und riß, half mit dem Spaten nach und bekam es los. Dürres Schilf gab es in Menge, und ein Feuer war schnell angezündet; bald war die eine Hälfte des Hufeisens rotglühend, und

Digitized by Google

Tom drückte mit roher Hand auf die linke Schulter des Mustangs eine Truthanspur, sein Brandzeichen, tatsächlich das erste Mal, daß es angewendet wurde. Der Paßgänger erbebte, als das glühende Eisen zischend in sein glänzendes Fell drang, aber es war bald geschehen, und das edle Tier war schimpflich gebrandmarkt für immer." —

Die Macht der Liebe bei den Hunden haben wir schon erwähnt. Verbrecher benutzen diesen Umstand gern, um einen Wachhund unschädlich zu machen. Der bekannte Kriminalist Professor Groß hat sich mit dieser Methode eingehend beschäftigt und schreibt darüber folgendes:

„Eine ganz eigentümliche Art des Vorgehens gegen Haushunde ist die mit Hündinnen. Einer läufigen Hündin vermag kein Hund zu widerstehen, selbst verschnittene Hunde, die zu jeder Aktion unfähig sind, laufen häufig einer brünstigen Hündin nach. Gegen das Peigern, d. h. Vergiften eines Haushundes, kann man sich allenfalls dadurch schützen, daß man ihn nur mit Maulkorb laufen läßt, wenn man sich schon zutraut, daß man nie vergessen wird, dem Tiere Tag für Tag konsequent diese Qual anzutun; aber gegen eine läufige Hündin gibt es kein Mittel. Man müßte denn einen so alten Hund haben, daß er für derlei ganz abgestumpft ist; ein solches altes Tier ist aber sonst auch nichts nutz. Mit der Hündin, deren Brunstzeit natürlich abgewartet werden muß, wird nur in der Nacht des Diebstahls selbst manipuliert. Sie wird an der Leine herangeführt, und zwar langsam und unterm Winde, d. h. es muß der Luftzug von der Hündin zum Hause, wo sich der zu betörende Hund befindet, hinwehen. Sobald der Hund die Witterung der Hündin erhält, wird er ungefährlich und strebt ihr zu; ist der Hund frei, so kommt er heran, dann dreht sich der Führer der Hündin um und schlägt den Weg in der Richtung vom Hause ein. Der Hund folgt der angekoppelten Hündin willig nach, wohin der Führer will, und dieser kann ihn dann in entsprechender Entfernung fangen, anbinden, töten usw. Ist der Hund an der Kette, so wird er bei Annäherung der läufigen Hündin nicht bellen, sondern ihren Führer, der sich allerdings vorsichtig nahen muß, nach und nach herankommen lassen, ohne Lärm zu machen. Ist dies gelungen, so wird man entweder den Hund mit der Hündin beschäftigen, bis der Diebstahl beendet ist, oder man wird, wenn es gelingt, die Kette des Hundes lösen und ihn mit der Hündin fortlocken, bis er unschädlich gemacht werden kann.

Es muß auffallen, daß herumziehendes Volk so häufig Hündinnen bei sich hat. Es ist ja richtig und wird von Jägern oft bestätigt, daß Hündinnen viel anhänglicher, aufmerksamer und gefügiger sind; sie gehen nicht so oft durch, lassen sich nicht verlocken und sind in ihrem Benehmen viel gleichmäßiger und beständiger als Hunde; dies alles erklärt es aber nicht zur Genüge, warum fahrende Leute fast ausschließlich Hündinnen bei sich haben. Man kann nur annehmen, daß sie den genannten Zweck zum Locken der Haushunde haben sollen. Das Gesagte macht es schwer begreiflich, daß auf dem Lande so selten Hündinnen als Haushunde verwendet werden. Die Unannehmlichkeiten, die ein weiblicher Hund durch das Jungewerfen bringt, werden reichlich durch die größere Sicherheit aufgewogen, die Hündin als Wachtier bietet." —

Bei den Vettern der Hunde, den Wölfen, wird die Sache genau ebenso liegen. Auch hier finden wir bei Thompson eine anschauliche Schilderung, wie ein ungewöhnlich starker Wolf, das Haupt eines Rudels (der von den Hirten: Lobo, der König des Currumpawtales, genannt wurde, weil er mit seiner Bande beinahe die Viehzucht der ganzen Gegend in Frage stellte) nur durch die Macht der Liebe zu seiner weißen Wölfin Blanka fiel. Auch er hatte alle Mittel des klugen Menschen, Gift und Fallen in der verlockendsten Form, verspottet und war mit seinem Rudel glücklich allen Gefahren entronnen. Den Schlußakt des Dramas lassen wir hier folgen:

„Ein- oder zweimal", schreibt Thompson, „fand ich Beweise, daß unter den Currumpawwölfen nicht mehr alles beim alten zu sein schien; ich entdeckte sichere Zeichen von Unbotmäßigkeit und Ungehorsam. Die Fußspur eines kleinen Wolfes zeichnete sich klar ab von den übrigen und war des öfteren dem Führer weit voraus. Dies konnte ich nicht begreifen, bis ein Hirte die Bemerkung fallen ließ, die die Sache aufklärte.

„Ich sah die Bande heute morgen," meinte er, „und die Ungehorsame, die immer vorausläuft, ist Blanka." Da dämmerte mir die Wahrheit. Blanka, die Wölfin, durfte sich derartige eigenmächtige Handlungen erlauben, während ein Wolf von seinem Herrscher sofort erwürgt worden wäre.

Diese Tatsache gab mir einen neuen Plan ein. Ich schlachtete einen Jährling und setzte einige Fallen ziemlich auffällig bei dem Kadaver aus. Dann schnitt ich den Kopf ab, dem ein Wolf als Abfall keine Beachtung zu schenken pflegt, und warf ihn beiseite, vergrub aber rundherum sechs der stärksten Stahlfallen und bedeckte sie aufs sorgfältigste. Zu diesen Vorbereitungen beschmierte ich meine Hände, Stiefel und Werkzeuge mit frischem Blut und begoß auch den Erdboden so, als ob es von dem Haupte des Schlachtopfers geflossen wäre. Als dann alles in Ordung war, schleifte ich das Fell eines Präriewolfes einige Male über die Stelle und machte mit einer Tatze desselben eine Anzahl Fußspuren über den Fallen. Der Kopf war so gelegt, daß zwischen ihm und einigen Büschen ein schmaler Gang blieb, dort vergrub ich zwei meiner besten Fallen und befestigte sie direkt an den Hörnern.

Die Wölfe haben die Gewohnheit, jeden Kadaver zu untersuchen, von dem sie Wind bekommen, selbst dann, wenn sie nicht die Absicht hegen, davon zu fressen. Auf diesen Umstand hatte ich meinen Plan gebaut und hoffte, daß die Currumpawbande sich dem Leichnam nähern würde. Zwar zweifelte ich keinen Augenblick, daß Lobo sofort die Fallen neben dem Fleisch entdecken und sein Gefolge davon zurückhalten würde. Aber ich setzte große Hoffnungen auf das Haupt; denn es machte ganz den Eindruck, als wäre es nutzlos beiseite geworfen.

Am nächsten Morgen ritt ich aus, um die Fallen zu untersuchen, und wer beschreibt meine Freude, da

Digitized by Google

waren die Fußspuren der ganzen Bande, und der Platz, wo der Kopf mit seinen Fallen gelegen, war leer. Eine hastige Untersuchung der Fährte zeigte, daß Lobo die Wölfe von dem Fleisch zurückgetrieben hatte, aber ein kleiner Wolf war seitwärts gelaufen, um den Kopf näher zu untersuchen, und mitten in eine der Fallen hinein.

Wir nahmen die Fährte auf und erblickten nach einem Ritt von einer Meile den unglücklichen Wolf — Blanka. Davon lief sie im Galopp, und obwohl behindert durch den Kopf, der über fünfzig Pfund wog, war sie bald außer Sehweite meines Gefährten, der zu Fuß folgte. Jedoch wir überholten sie, als sie zwischen den Felsen angelangt war; denn die Hörner des Kopfes hatten sich fest verfangen. Blanka war die prächtigste Wölfin, die ich jemals gesehen, ihr Fell war weich und dicht und nahezu weiß.

Sie wendete sich zur Verteidigung, und ihre Stimme zum Kriegsschrei ihrer Rasse erhebend, sandte sie ein furchtbares Geheul das Tal hinauf. Weit aus der Ferne kam eine tiefrollende Antwort — der Ruf Alt-Lobos. Das war ihr letzter Schrei; denn inzwischen waren wir herangekommen, und sie mußte alle ihre Kraft und Aufmerksamkeit der Verteidigung zuwenden.

Es folgte eine grausame Szene. Wir warfen jeder unser Lasso über den Hals der zum Tode verurteilten Wölfin, und unsre Pferde in entgegengesetzten Richtungen anspornend, zogen wir die Leinen straff, bis Blanka das Blut aus den Augen troff, ihre Augen hervorquollen, ihre Glieder erstarrten und sie tot zu Boden fiel. Dann ritten wir heimwärts, die tote Wölfin mit uns schleifend, triumphierend über den harten Schlag, den wir Lobo zugefügt.

Während der schrecklichen Hinrichtung und später auf dem Heimritt vernahmen wir in kurzen Zwischenräumen das Geheul Lobos, der auf den fernen Gefilden umherirrte auf der Suche nach Blanka. Er hatte sie nicht treulos verlassen, aber wohl wissend, daß er sie nicht mehr retten konnte, hatte ihn seine eingefleischte Furcht vor Feuerwaffen davongetrieben, als er uns herannahen sah. Den ganzen langen Tag hörten wir ihn wehklagen bei seiner vergeblichen Suche, und mir wurde nun klar, die Gesuchte war seine Geliebte gewesen.

Als die Sonne sank, schien er näher zu kommen, in der Richtung nach unserm Tal, denn seine Stimme wurde stetig deutlicher, und es lag ein nicht zu verkennender Klang von Trauer darin. Nicht länger war es der laute, gebieterische Schrei des Herrschers, sondern der gedehnte, klagende Ruf: Blanka, Blanka! Lobo war nicht mehr fern von dem Platze, wo wir sie überwältigt, und schließlich schien er die Spur gefunden zu haben. Auf einmal ertönte ein herzbrechender Schrei — er hatte die Stelle gefunden, wo wir Blanka getötet. Sein Geheul war bedauernswürdig, und selbst die unempfindlichen Hirten meinten, sie hätten nie einen Wolf derartig klagen hören. Lobo mußte erkennen, was stattgefunden; denn der Erdboden der Stelle, wo Blanka den Tod fand, war mit ihrem Blut befleckt.

Dann folgte er unsrer Spur bis zum Farmhaus, ob in der Hoffnung, sie dort zu finden, oder in der Absicht, Rache zu nehmen, weiß ich nicht. Es war das letztere, was er fand; er überraschte unsern armen Hofhund außerhalb der Einzäunung und zerriß ihn in tausend Stücke, kaum fünfzig Meter vor unsrer Tür. Allem Anschein nach war er allein gewesen in jener Nacht; denn ich fand am nächsten Morgen nur eine Fährte, und er war in einer unbesonnenen Weise hin und her gelaufen, die ungewöhnlich für ihn war. Dieses voraussehend, hatte ich eine größere Anzahl Fallen über die Prärie zerstreut und zwar mit Erfolg; denn er war tatsächlich in eine von diesen gefallen. Doch seine Stärke war so groß, daß er sich losgerissen und die Falle von sich geschleudert hatte.

Ich nahm an, daß er sich längere Zeit in dieser Weise in der Nachbarschaft herumtreiben würde, um Blanka zu suchen, und ich wendete alle meine Energie auf, Lobo zu fangen, ehe er die Gegend verlassen hatte, und solange er noch in diesem ungewöhnlichen Gemütszustand war. Es wurde mir klar, daß ich mit Blankas Hinrichtung einen großen Fehler begangen; denn hätte ich sie lebend als Köder benutzt, würde ich Lobo wohl in der zweiten Nacht gefangen haben.

Alle Fallen, deren ich habhaft werden konnte, raffte ich zusammen — hundertunddreißig starke, stählerne Wolfsfallen — und setzte sie zu vieren in jeden Wildpfad, der in das Tal hinableitete. Jede dieser Fallen war für sich an einem Holzklotz angekettet und jeder Klotz sorgfältig vergraben. Vor dem Eingraben stach ich den Rasen in Stücken heraus und sammelte die Erde in Decken, so daß kein Auge die Arbeit menschlicher Hände entdecken konnte, nachdem der Rasen wieder auf seinen Platz gelegt war. Als die Fallen verborgen waren, schleifte ich den Leichnam der armen Blanka darüber hin und rund um die Farm herum, und zum Schluß schnitt ich einer ihre Tatzen ab und drückte Fußtritte über jede Falle. Alle mir bekannten Vorsichtsmaßregeln hielt ich dabei im Auge und zog mich zu später Stunde zurück, um den Erfolg abzuwarten.

Einmal während der Nacht glaubte ich Alt-Lobo zu vernehmen, jedoch war ich nicht ganz sicher. Am folgenden Morgen begann ich die Runde; aber die Dunkelheit überraschte mich wieder, ehe ich meinen Ritt durch das nördlich Tal vollendet, und ich hatte nichts ausgerichtet. Beim Abendessen bemerkte einer der Hirten: Heute morgen war eine ungewöhnliche Unruhe und Aufregung unter dem Vieh im Norden, möglicherweise hat sich dort etwas gefangen.

Der Nachmittag des nächsten Tages kam heran, ehe ich zu der erwähnten Stelle gelangte. Als ich näher kam, erhob sich eine gewaltige, graue Gestalt vom Boden und versuchte vergebens zu entfliehen — Alt-Lobo, der König von Currumpaw, stand vor mir, festgekettet in den furchtbaren Klauen der stählernen Fallen. Armer, alter Tyrann, bis zuletzt hatte er nach seiner Geliebten gesucht, und als er die Spur ihres Leichnams gefunden, war er ihr blindlings gefolgt, und in die für ihn gelegten Fallen geraten. Da lag er

Digitized by Google

nun, fest gefaßt von vier starken Eisen, vollkommen hilflos, und rund umher bewiesen zahllose Fußtritte, daß die Rinder sich dort gesammelt hatten, um den gefallenen Despoten zu verhöhnen, ohne zu wagen, in greifbare Nähe zu kommen. Zwei Tage und zwei Nächte hatte er dort gelegen, und nun war er zusammengebrochen, entkräftet durch die vergeblichen Anstrengungen, loszukommen. Doch als ich näher kam, erhob er sich mit gesträubter Mähne, und zum letzten Male erzitterte das Tal von seinem tiefen, rollenden Baß, einem Schrei um Hilfe, dem Kriegsruf seiner Bande. Aber da ertönte keine Antwort, und verlassen in seinem letzten Verzweiflungskampf, wandte er sich gegen mich und machte verzweifelte Anstrengungen, auf mich loszuspringen. Alles vergeblich, jede der Fallen hatte ein Gewicht von über dreihundert Pfund, mit ihren stählernen Gebissen an jedem Fuß und die Ketten und Holzklötze alle ineinander verwickelt, war er vollkommen ohnmächtig. Seine gewaltigen, wie Elfenbein schimmernden Fangzähne knirschten in den grausamen Ketten, und als ich ihn mit meinem Büchsenlauf zu berühren versuchte, ließ er tiefe Male darauf zurück, die noch heute zu sehen sind. Seine Augen glühten grün vor Haß und Wut und seine Kiefer schnappten laut vernehmlich zusammen, als er mich und mein zitterndes Pferd vergeblich zu erfassen suchte. Aber er war erschöpft vor Hunger und Blutverlust und sank bald ermattet zu Boden."

Die Bedeutung der Liebe in der Tierwelt wird hiernach schwerlich bestritten werden können.

Jugendlektüre.

Von Dr. Egid v. Filek.

I.

Unter den großen und wichtigen Fragen, welche heute unser ganzes Erziehungswesen beherrschen und bei Eltern und Lehrern immer steigendes Interesse finden, nimmt die Jugendlektüre zweifellos eine hervorragende Stellung ein. Denn in einem viel tieferen und weiteren Sinne, als oberflächliche Betrachtung glauben mag, dient sie als Grundlage dessen, was man mit einem zusammenfassenden Begriffswort als Bildung bezeichnet. Die Schule allein ist keineswegs imstande, diese Fundamente zu legen. Immer wird sie nur die Mittel zu liefern haben, mit deren Hilfe der Mensch in seinen jüngeren Jahren am Aufbau seiner Persönlichkeit schafft; stets werden es nur Bausteine sein können, welche die einzelnen fachlichen Kenntnisse liefern. Denn Kenntnisse allein sind niemals Bildung; sie sind Mittel zu einem großen Zweck, aber wenn dieser fehlt, so fallen sie haltlos auseinander. Kenntnisse sind, um ein Wort Schönbachs zu gebrauchen, Knechte, aber ihr Herr ist die Bildung.

Nun kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das meiste von dem, was so in landläufigem Sinne Bildung heißt, von der Mehrzahl der Intelligenten aus der Lektüre geschöpft wird, da die Schulkenntnisse an sich nicht als Bildung bezeichnet werden können. Man mag diese Tatsache beklagen; sie charakterisiert in der Tat unser „papiernes Zeitalter" vortrefflich, und es wäre zu wünschen, daß man bei dem Bestreben, den Bildungs- und Kulturinhalt unsers Lebens in sich aufzunehmen, den Schöpfungen der Kunst mehr Eingang in die Kreise des Volkes verschaffte, andrerseits aber auch das Leben der Zeit mehr an seinen Quellen studieren sollte als nach Büchern. Das vermindert indessen die Bedeutung der Lektüre keineswegs. Man darf es aussprechen, daß der größte Teil der heutigen Kulturmenschheit dem Lesen seine Bildung verdankt. Unsere Augen gleiten beständig über Lesestoffe, vom Zeitungsblatt an, das uns frühmorgens auf den Tisch gelegt wird, bis zum schwersten philosophischen Werk; und aus dieser Tatsache sollte uns die Verpflichtung erwachsen, bei uns und unsern Schutzbefohlenen auf die Lektüre ganz besonders sorgsam zu achten.

Schon in früher Jugend muß diese Sorgfalt beginnen. Denn gerade in dieser Zeit nimmt der Mensch ja die stärksten und nachhaltigsten Eindrücke auf. Wer erinnert sich nicht an die Märchen, die ihm als Kind die Quelle der Poesie erschlossen haben, an die Abenteuer- und Seefahrergeschichten, die seine Phantasie in ferne Länder führten? Wir alle haben uns mit Heißhunger auf diese Schriften gestürzt und sie gierig verschlungen. Blieb uns aber von den meisten derselben etwas wirklich Wertvolles fürs Leben zurück? Verdanken wir ihnen Erweiterung unsrer Kenntnisse, unsrer Gesittung und Bildung, sodaß wir auch heute noch mit Freude und Befriedigung ein solches Büchlein zur Hand nehmen?

Leider ist dem in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht so. Die Schuld daran trägt aber die Teilnahmslosigkeit der Erwachsenen. Selten begegnen wir auf irgend einem Tätigkeitsfeld unsrer heranwachsenden Kinder einem solchen Mangel an Interesse wie hier. Und dennoch kann niemand, der ein wenig beobachtet, leugnen, daß die Lektüre imstande ist, den jungen Geist in gutem wie in bösem Sinne nachhaltig zu beeinflussen.

Unsere Jugendlektüre krankt an vier großen Übeln. Solange diese nicht beseitigt werden, ist wenig für die Zukunft zu hoffen, und obwohl sich gegenwärtig endlich eine segensreiche Bewegung, die von Hamburg und den Kunstwartmännern ihren Ausgang nahm, bemerkbar macht und zweifellos schon jetzt viel Gutes gestiftet hat, so bleibt das Wesentlichste noch immer ein frommer Wunsch. Vor allem gilt es, die weitesten Kreise der Eltern, nicht bloß der Lehrer, für diese wichtige Angelegenheit zu interessieren und ihnen begreiflich zu machen, daß sie geradezu eine Verpflichtung haben, der Lektüre ihrer Kinder die größte Aufmerksamkeit zu schenken.

Das erste jener eben erwähnten Grundübel ist die Überfüllung des Jugendschriftmarktes mit aufdringlich belehrenden Büchern. Man ging bei der Schaffung derselben von dem ursprünglich gewiß richtigen Grundsatz aus, daß die Lektüre dem Knaben oder Mädchen nicht nur Amüsement und Zerstreung, sondern auch

Digitized by Google

gewisse Kenntnisse vermitteln soll, die in der Schule aus den verschiedensten Gründen nicht geboten werden können. Nun ist ja dieser Gedanke ohne weiteres zu billigen. Man darf aber nicht vergessen, daß durchaus nicht jedes beliebige belehrende Werk ohne weiteres für die Jugend bearbeitet werden kann, wenn sich diese Bearbeitung bloß auf mechanische Kürzungen oder Weglassung schwieriger und komplizierter Gedanken bezieht. Hier ist die Form der Darstellung von ausschlaggebender Bedeutung. Es gibt Männer der Wissenschaft, deren Ruhm die Welt durchhallt, und die trotzdem nicht imstande sind, in leichtverständlicher Form, sei es nun in Gestalt eines Vortrags oder einer schriftlichen Darstellung, die Wahrheiten ihrer Wissenschaft einem größeren Kreise von gebildeten Laien klarzumachen. Es ist ein fundamentaler Unterschied, ob Wilhelm Bölsche oder irgend ein gewöhnlicher Durchschnittsprofessor ein naturwissenschaftliches Thema behandelt, ob Theodor Mommsen oder Oberlehrer X. Y. über römische Geschichte schreibt. Und für die Jugend zu arbeiten ist noch hundertmal schwerer. „Wenn du für die Jugend schreibst, darfst du nicht für die Jugend schreiben", diesen paradoxen Ausspruch tat vor einigen Jahren ein geistvoller deutscher Schriftsteller, und in der Tat, er enthält viel Wahres. Die Form, in der man der Jugend Belehrendes mitteilt, muß so klar und richtig, so logisch und dabei doch äußerst leicht faßlich, so einfach und interessant zugleich sein, daß der Leser gar nicht merken darf, daß es eigentlich auf seine Belehrung abgesehen ist. Und dazu gehört die Hand eines Meisters. Das konnte Stifter in seinen wunderbaren Naturschilderungen. das konnte Scheffel im „Ekkehard", Gerstäcker, Jules Verne, das kann heute Rosegger oder Wilhelm Bölsche. Aber da fallen einem mitunter Bücher in die Hand, die wie ein auf Kapital abgezogenes illustriertes Lehrbuch aussehen. Zum Beispiel: irgend ein Naturforscher unternimmt eine Reise und kommt in Konflikt mit einer Schlange; natürlich erlegt er sie und schleppt die Beute in sein Zelt: nun folgt eine naturwissenschaftliche Beschreibung der Größe, Farbe, des Aufenthaltsortes, der ganzen Famile besagter Schlange, bis die Erzählung wieder weiter geht. Dann trifft der Naturforscher in irgend einem Fluß einen Zitterrochen, der elektrische Schläge austeilt — Beschreibung wie oben usw. usw. Das ist keine Form, in der man belehren kann. Der Erwachsene würde ein solches Buch gelangweilt auf die Seite legen, und das Kind soll daran Gefallen finden? Hat es nicht in der Schule so viel an Belehrung und Systematik in sich aufzunehmen, daß es in seinen Mußestunden mit dergleichen verschont bleiben sollte? Gewiß, es gibt Bücher, die so glänzend geschrieben sind, daß man die Belehrung gar nicht spürt und doch in der Erinnerung ein lebhafteres Bild des Gelesenen mit sich herumträgt, als es ein dickes Handbuch voll Gelehrsamkeit vermitteln könnte. Man denke an das lebensvolle Gemälde antiken Lebens in E. L. Bulwers „The last days of Pompei" oder Sienkiewicz „Quo vadis?" Bei solchen Werken wären Anleihen zu machen, eine entsprechend verkürzte Darstellung mit möglichst getreuer Anlehnung an das Original, bloß mit Weglassung jener Stellen, die dem jugendlichen Geiste wegen seiner mangelnden Reife noch nicht verständlich sein können, wäre der Jugend zu bieten; dann erwacht das Interesse und der Wunsch, das Werk in späteren Lebensjahren in unverkürzter Form nochmals zu lesen, wo es neue Schönheiten zeigen wird. Die beste Probe darauf, ob ein Jugendbuch gut ist, macht das eigene Gedächtnis. Wenn in reiferen Jahren das Verlangen sich geltend macht, ein Buch, das uns in der Jugend entzückte, wieder zu lesen, so ist dasselbe notwendig ein gediegenes. Man denke an Grimms Märchen, an Bechsteins und Andersens Schöpfungen, an Reineke Fuchs und vieles andere.

Die Mannheimer Schule und ihr Einfluß auf Mozart.

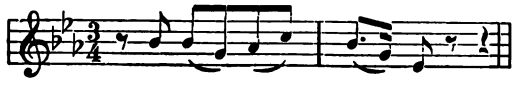
Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Genies.

Von Rud. Amplewitz (Berlin).

III (Schluß).

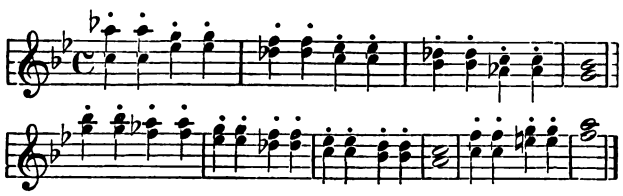
Neben dieser Anerkennung hat es auch nicht an Tadel un dhämischen Bemerkungen gefehlt. Eine der letzteren haben wir schon kennen gelernt. Hier sei noch erwähnt, daß man, und zwar wieder von Norddeutschland aus, gerade das tadelt, was wir soeben als Vorzug konstatiert haben. Man spricht mißbilligend von der „Buntheit" des Stils. Gelegentlich einer Besprechung von Grauns Symphonien sagt der Rezensent: „So bunt wie viele neuern Symphonien konnte der Konzertmeister Graun noch nicht sein; das war damals noch nicht ausstehlich". Andere tadeln ähnlich das „seltsame Gemisch der Schreibart", rügen es, daß das „Ernsthafte und Komische, das Erhabene und Niedrige sich so oft in ein und demselben Satze findet". Deutlich erhellt aus diesen Bemerkungen der große Gegensatz, in den sich Stamitz durch seine Neuerungen zu dem althergebrachten Stil stellte, und das ehrwürdige Alter jener Wahrnehmung, die auch wir noch immer machen können: welch erbitterte Gegnerschaft das Genie an den „Gesetzgebern" (um mit Busoni zu reden) findet.

Die Gerechtigkeit erfordert, auch der andern „Mannheimer" zu gedenken. Riemann nennt hier besonders Karl Stamitz, den ältesten Sohn Joh. Antons, und findet ihn „in einigen Werken recht respektabel", ferner Filtz, der „manchmal hinreißend" sei, aber zu wenig gelernt habe und miserable Bässe schreibe, und endlich Cannabich, von dem wir noch gelegentlich Mozarts Mannheimer Aufenthalt hören werden. Cannabichs Werke wären „von unerträglicher Weichheit und Tongreulichkeit", doch hätte er „interessante Momente". Und in der Tat, was soll man dazu sagen, wenn sich bei ihm Stellen finden wie:

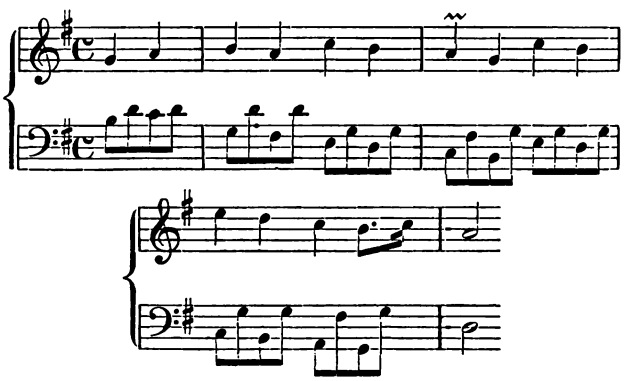


Digitized by Google

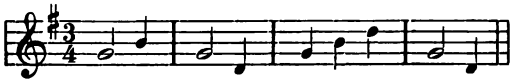
oder:



Muß man nicht bei dem ersten Beispiel an Mozarts „Veilchen", bei dem zweiten an das Scherzo der A-dur-Symphonie Beethovens denken? Da wir doch einmal bei Reminiszenzen angelangt sind, will ich der Kuriosität halber hier noch zwei auffallende Beispiele erwähnen. Das erste fand ich in Leopold Schmidts Haydn-Biographie. In Telemanns „Getreuem Musikmeister" von 1738 findet sich ein Rondo, an dessen Anfang die berühmte, jetzt zur Volkshymne gewordene Melodie Haydn's anklingt:



Und Mozart gar nimmt in einem seiner frühsten Jugendwerke, von dem auch noch die Rede sein wird, Beethovens Eroika-Thema vorweg:



Gegenüber O. Jahn, der sich ängstlich bemüht, jeden Zusammenhang abzuweisen, bemerkt Osk. Fleischer, daß man im Gegenteil solchen Reminiszenzen noch mehr nachgehen solle, denn sie enthielten „die Spuren der Entwickelung." Nimmt man an, daß die Ähnlichkeit eine rein zufällige wäre, daß zwei Genies ganz unabhängig voneinander auf denselben Gedanken gekommen wären, liegt da nicht vielleicht eine gewisse geheime Gesetzmäßigkeit psycho-physiologischer Vorgänge zugrunde?

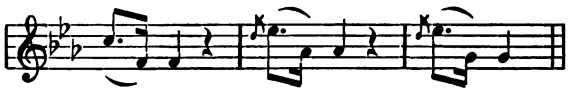
Fassen wir zusammen!

Zunächst ergiebt sich aus dem bisher Gesagten ein Einfluß der „Mannheimer" auf alle drei Wiener Meister insofern, als diese die von Stamitz geschaffene Form der Instrumentalmusik übernahmen, deren bedeutendste Vertreter sie dann allerdings wurden, so bedeutend, daß darüber die eigentlichen Urheber des neuen Stils vergessen wurden. Daß dieses den Schülern Stamitz' widerfuhr, ist hinlänglich daraus zu erklären, daß „diese in der Mehrzahl solche bemerkenswerten Individualitäten nicht waren", die nämlich hinter einem neuen Stil stehen müssen, „wenn dieser Wert und Bedeutung erlangen soll."

„Daß Johann Stamitz selbst über seine Nachahmer vergessen wurde, ist (nach Riemann) eine der großen Ungerechtigkeiten der Geschichte, die oft ganz ebenso blind ist wie Fortuna. Daß sie ihr Unrecht nachträglich öfter wieder gutmacht, versöhnt einigermaßen. Stamitz ist ja nicht der einzige, dem es so ergangen." Darüber — über die Nachahmung der Form — hinaus finden wir bei Haydn keine weitere Beeinflussung, bei Beethoven eine gelegentliche, bei Mozart eine lebenslang andauernde.

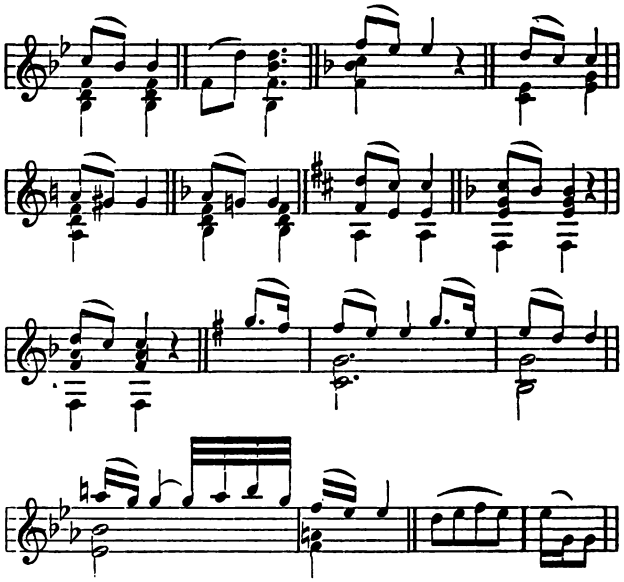
Auf Haydns Entwickelung hat Ph. Em. Bach entscheidenden Einfluß geübt. Außerdem ist Haydns Charakter und Temperament so verschieden wie möglich von dem Stamitz' dabei von Jugend auf von einer in sich abgeschlossenen Bestimmtheit. Von der leicht beweglichen, sensitiven Slawennatur des Böhmen ist bei Haydn wenig oder nichts zu spüren. Eher macht sich ein biderber solid-deutscher Zug bemerkbar.

In Beethoven gährte schon früh das Titanen-Element, sodaß es nur zu einer gelegentlichen, erinnerungsgemäßen Anlehnung an die Mannheimer kam. Sehen wir uns z. B. seine Sonate op. 31, III an! Durch Wendungen, wie diese:



die immerfort wiederkehren, erscheint der ganze 1. Satz wie eine Apotheose des „Mannheimer Seufzers."

Mozart aber hat sich von dieser Manier nie losgemacht. Immer wieder kehren Wendungen wieder, wie:



Diese andauernde Beeinflussung erklärt sich uns, wenn wir Mozarts Wesen näher ins Auge fassen. Da zeigt sich zunächst in seiner sprühenden Lebhaftigkeit, seiner ungemeinen Sensibilität eine große, innere Verwandschaft mit Stamitz, ohne daß er freilich von vornherein den Mut der Subjektivität gehabt hätte,

Digitized by Google

wie dieser, der da sang, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Vielmehr finden wir bei Mozart eine große Wandlungsfähigkeit, in der vielleicht ein Vorzug, eine Größe, jedenfalls ein deutsches Element gegenüber dem Slawen Stamitz zu erblicken ist. Dazu diese kolossale Genialität, die ungestüm zur Betätigung drängt, gleichviel in welcher Form sich dieser Tatendrang Luft macht. Wenn ein solches Genie zur ersten, besten, ihm genehmen Form greift, seiner Selbständigkeit sicher, ist dies da schließlich nicht eine Ehre für den, von dem die Form herstammt? Welcher Abstand zwischen dem reifen Mozart, der in seinen Meisterwerken himmelhoch, dem Adler gleich, sich über alle andern erhebt, und dem werdenden, der sagen konnte: „französisch lieber, als deutsch; italienisch lieber als französisch und deutsch"! In Frankreich kommt er durch Gluck von den Italienern los, und Mannheim hat den stärksten Einfluß auf ihn geübt. Er kam dahin auf seiner zweiten Reise nach Frankreich 1777/78 und fühlte sich bald „wie im Himmel". Das Mannheimer Orchester in seiner schon geschilderten Art zu musizieren versetzte ihn in Ekstase. Die Musiker kamen ihm mit großer Verehrung entgegen, behandelten ihn wie einen großen Künstler und hätten ihn gern als einen der Ihrigen aufgenommen, Die Verhandlungen mit Karl Theodor führten freilich zu keinem Resultat. Welcher Gegensatz zu den unwürdigen Salzburger Verhältnissen! Wäre es zu verwundern, wenn seine Phantasie stark beeinflußt worden wäre? Und sie wurde es so sehr, daß Mozart zum direkten Nachahmer wird. Bendas „Medea" machte ihn für einige Zeit zum Programm-Musiker. In seinem „Thomas, König von Egypten" finden sich Zwischenakts-Musiken, denen er zu besserem Verständnis Überschriften gibt: „Pharos falscher Character" — „Thomas' Ehrlichkeit" — „Pharos Verzweiflung, Gotteslästrung und Tod". Ebenso ist der Monolog der „Sais", sind zwei Monologe in „Zaide" melodramatisch. Letzteres Werk, Vorläufer der „Entführung", rührt in seinem textlichen Teile von Freund Schachtner her. Kurz, Mannheim hatte ihn in eine ganz bestimmte Richtung gebracht. Und es sah gar nicht so aus, als ob er sich ihr bald entziehen würde. Verknüpften ihn doch schon persönliche Bande zartester Natur mit der liebgewonnenen Stätte! Er hatte Aloysia Weber kennen und lieben lernen. Ihr erteilte er Unterricht, für sie schrieb er Arien und war selig durch ihre Erfolge als Sängerin. Nur einer war nicht selig über diese Wendung der Verhältnisse: der Vater Leopold. In einem Schreiben sah er den Sohn im Geiste schon „von einem Weibsbilde eingeschläfert, mit einer Stube voll notleidender Kinder auf einem Strohsack sterben", statt auf der Ruhmesbahn immer höher zu steigen, und „Marsch fort nach Paris" war seine strikte Weisung, der der gehorsame Sohn um so weniger widerstreben konnte, als, wie schon gesagt, der Herzog Karl Theodor seine Anstellung abgelehnt hatte.

Fort ging es also, der Zukunft entgegen, einer Zukunft, so reich an genialen Werken, daß sie uns die Periode der Anlehnung und des Schwankens bald vergessen läßt oder doch eine Individualität zeigt, die in überlieferte Formen ein Übermaß starker, eigner Persönlichkeit auszugießen weiß.

Erziehung des Dichters.

Ein Essai. Von Dr. Hugo Eick (Schloß Ising).

II.

Während der Musiker und der Maler vor und zwischen seinen eigentlichen Produktionen sich in den rein technischen Fertigkeiten ihrer Künste üben können, beschränken sich beim Dichter die Studien und Sprachübungen gewöhnlich auf die Zeit des schöpferischen Dichtens, d. h. sie werden nicht als „Übungen" getrennt von einem poetischen Inhalt. In der Tat scheint sein Material, die Sprache, sich nicht als bloße Form von einer gleichzeitigen Bedeutung scheiden zu lassen. Man kann sich wohl reine Fingerübungen ohne Melodie und Zusammenhang vorstellen, nicht aber gleicherweise einen Rhythmus oder Satz ohne Gedanken und Sinn. Bei einer Ausdrucksübung würde der notwendig darin enthaltene Gedanke, wenn er schwach oder albern wäre, den Autor anwidern, Daher kommt es, daß die sprachtechnische Erziehung des Dichters sich meist nur mit den verhältnismäßig seltenen Stunden seelischer Steigerung deckt. Und doch sollte man erwarten, daß zu einem vollendeten Dichterwerk ebenso viele und schwierige Vorstufen nötig seien wie bei einem Gemälde oder einer Symphonie, und daß die Meisterschaft im Sprachformen mindestens ebenso mühselige Abc-Übungen voraussetzte wie in den Schwesterkünsten. Denn die Schwierigkeit des künstlerischen Sprachausdrucks ist nicht etwa deshalb geringer, weil der Dichter (im Gegensatz zu den Instrumenten und dem Pinsel) sich seines Materials schon im täglichen Leben bedient; im Gegenteil ist gerade die populäre Verwendung der Sprache der davon wesentlich verschiedenen künstlerischen Benutzung hinderlich, indem sie die Grenzen beider Sphären verwischt und eine leicht formbare Weichheit des Materials vortäuscht: die eben Magddienste tat, soll nun als Göttin erscheinen! Wer es ernst nimmt mit der Sprache, wird also wohl oder übel sich zu Form- und Stilübungen in einem weit ausgedehnteren Maße bequemen müssen, als es meist geschieht. Zunächst wird er in Aufsätzen und Skizzen sich immer wieder mit den allereinfachsten Beschreibungen und Ausdrücken beschäftigen müssen: mit dem ausgesprochenen Ziel, seine Sprache zu üben. Und zwar muß dies in systematischer und planmäßig fortschreitender Weise geschehen. Da die Schule hier in völlig ungenügender Art vorgearbeitet hat, bleibt ihm nichts übrig als Nacherzählungen, Inhaltsangaben, Beschreibungen der einfachsten Gegenstände zu Papier zu bringen und später zu Handlungen, Landschaften, psychologischen Diskursen überzugehen. Man meine doch nicht, daß wir ihm hiermit kindliche Kleinigkeiten und überflüssige Spielereien zumuten! Es ist nämlich leider gar nicht so „einfach", eine kurze Erzählung

Digitized by Google

oder anschauliche Beschreibung der gewöhnlichsten Art vollendet zu machen, und die Größten unterscheiden sich am meisten darin von den andern, daß sie diese „Kleinigkeiten“ beherrschten. Gäbe es nur einen Erziehungsplan für die primitiven Ausdrucksübungen — (und man sieht, daß ein ganzes Programm sich aufstellen ließe!) — man würde bei begabten Schriftstellern nicht so oft auf den gewöhnlichsten Dilettantismus, auf die Vermischung der verschiedensten Wort- und Stilarten, auf die Unreinlichkeit des Ausdrucks stoßen, für die freilich das Publikum kaum mehr ein Gefühl hat.

Um seinen Stil zu bilden, muß er zunächst wissen, daß der Stil nur dann „der Mensch“ sein darf, wenn der Mensch darnach ist: was wohl manchen vorsichtig machen dürfte, der seine Individualität auf dem Präsentierteller vor sich herträgt. Sodann möge er sich klar machen, welche verschiedenen Stile des Ausdrucks es gibt. Seine Aufgabe ist es, dasselbe Thema z. B. in möglichst konzentriertem, kurzem Stil wiederzugeben oder im höflich-artigen, im umschreibenden, zierlichen, verdeckten Stil: ähnlich, wie der Maler etwa dasselbe Häuschen bei verschiedener Tagesbeleuchtung in zahlreichen Skizzen zeichnet. Ist nicht immer ein interessanter Inhalt zu finden, so wird er doch leicht Stoffe wählen, die ihn nicht gerade stören; er muß sich eben gewöhnen, die unpoetischen Themen als „Übung“ vom dichterischen Schaffen zu trennen. Besonders aber stehen die Stilübungen an großen Meistern in gar keinem Vergleich zu den Studien, welche der Maler darauf verwendet, sich an eigenen Gegenständen in der Malweise klassischer Vorbilder zu versuchen. Wenn der Maler nicht nur alte Meister kopiert, sondern in ihrer Pinselführung und Blickart sich selbständig übt: warum sollte nicht der Dichter in die Stilweisen großer Schriftsteller eindringen, indem er in ihrer Geste und Ausdrucksart eigne Themen behandelt? Er vertiefe sich in Kleist, Keller, Stifter und bemühe sich dann, in ihrem Stil irgend etwas zu schreiben, Dazu gehört freilich ein Feingefühl und eine schauspielerische Wandlungsfähigkeit, die nur wenigen gegeben ist. Man fürchte doch nicht, von seiner „Individualität“ etwas dabei zu verlieren. Je sicherer man seiner ursprünglichen Anlage ist, um so bewußter wird man sich solchen Stilnachahmungen als technischen Übungen hingeben — und vielleicht kommt der Individualität noch etwas dabei zu gute! Wenn dem lernenden Dichter direkt „Aufgaben“ in der und der Stilart gegeben würden, so würde schon bei den Versuchen so viel lebendige Erfahrung abfallen, daß er sie nie aus seiner Erziehung streichen möchte. Man verachte doch nicht das Reimschmieden und Versmachen, welches auch alltägliche Dinge und Begebenheiten anmutig verklärt. Rhythmische Übersetzungen und Übungen in vorgeschriebenen Maßen werden ihm immer zu statten kommen. Wir können nicht umhin, zu erklären, daß unsre Dichter es sich doch oft leicht machen. Wie schwer das Ringen um den Ausdruck ist; daß es Blut kostet; daß man stundenlang mit heißen Händen über dem schmerzvollsüßen Gestalten eines einzigen Ausdrucks sitzen kann: das ist in der Praxis nicht so bekannt, wie man glauben sollte.

Wer in der Kunst der Sprache etwas erreichen will, muß ihr sein Leben widmen, wie der Musiker, der Maler es tut; und man kann nicht (wie man wohl denkt) so „nebenbei“ Dichter sein, wenigstens, wenn man kein Lionardo ist. Eins ist gewiß: wenn im Dichterberufe rein zeitlich auf Übungen und Skizzen nur der hundertste Teil von dem verwendet würde, was der Musiker mit Fingerübungen und Etüden zubringt: wir würden eine ganz andre dichterische Kultur haben! Gestehen wir auch noch ein, daß des Musikers Studien und Kenntnisse seiner Meister im allgemeinen bei weitem das überragen, was der Dichter von seiner Literatur weiß und in sich aufgenommen hat. Während uns der Musiker auf unsre Bitte irgend eine Sonate aus dem Stegreif vorspielt, würde man wohl lange nach dem Schriftsteller suchen müssen, der uns Hölderlins „Hyperion“ oder gar eine Novelle der „Leute von Seldwyla“ auswendig vortragen könnte. —

Diese Beschäftigung mit dem Handwerk ist um so nötiger, als der Dichter ja nicht immer auf den Höhepunkten dichterischen Schaffens sich befinden kann. Die Frage ist, womit er die langen Pausen und toten Punkte zwischen jenen seltenen Feststimmungen ausfüllen soll, und wie er dabei zugleich zu Gunsten seiner Kunst tätig sein kann, ohne im produktiven Zustand zu sein. Je intensiver er das Stadium der Inspiration als abnormes und köstliches Geschenk empfindet, um so mehr werden ihm die dazwischen liegenden Zeiten das Herz schwer machen und ihm wie unnütze Öden vorkommen, in denen er nichts tun kann, um der Erfüllung seines Lebens näher zu kommen. Da tritt nun gerade die Arbeit der Übungen helfend ein. Gegen die Depressionen, welche sich nach starker Produktion häufig einstellen, wird er eine Tätigkeit suchen müssen. Daher wird ihm eine dem Dichten möglichst entgegengesetzte Beschäftigung willkommen sein, nicht allein, um nur die Zeit auszufüllen, sondern um durch diese Abwendung einer unterirdisch sich sammelnden Seelenströmung Ruhe zu lassen und durch Gegendruck gleichsam ihre Stauung vorzubereiten. Wer ist so reich, daß er immer nur aus seinem Innern schöpfen könnte? Und wer besitzt solche Selbstdisziplin, daß er im wogenden Gefühlsleben des Künstlers immer nach eignen Geboten sich befehlen und verbieten kann? Deshalb ist den meisten ein Zwang, ein Pflichtberuf notwendig, wie denn auch viele große Dichter als Juristen, Beamte oder Gelehrte nicht nur aus dem Grunde tätig waren, um pekuniär ihr Leben zu unterhalten. Wer die „Technik“ seines Seelenlebens kennt, wird genau wissen, wann bei ihm Flut oder Ebbe ist, und, wie er nie etwas halb tut, in außerpoetischen Zeiten sich mit „prosaischen“ Arbeiten begnügen. Vor allem wird er unproduktiven Stimmungen nicht künstlich ein Werk zu entpressen suchen und nicht sich und andern eine Poesie vorlügen, die weder durch besten Willen noch durch raffinierte Darstellung zu erreichen ist. Er wird entweder platt sein oder tief poetisch, nicht aber „leidlich gut“. Je ärmer der Dichter ist, je mehr sein Schaffen schon im Niedergang begriffen, um so leichter wird er der Versuchung des Forcierens erliegen. Er hüte sich vor jener dumpfen Gefühlsüberhitzung und taumelnden

Digitized by Google

Erregung, welche er gern für dichterische Ekstase ausgeben möchte und aus der nie ein starkes Werk ersteht, wohl aber leicht der Kater verzweifelter Melancholie.

Die Augenblicke der Offenbarung sind oft kurz und flüchtig wie verhallende Windstöße. Ein Bild, ein Klang, ein Ausdruck erscheint — und ist verschwunden, dem sinnend Dastehenden kaum noch faßlich und deutbar. Er habe nun den Mut und die Ehrlichkeit, die Eingebung genau so niederzuschreiben, wie er sie empfand, nichts hinzuzusetzen und nichts davonzunehmen. Denn sobald sich das gedankliche Bewußtsein hinterher mit dem Erlebnis befaßt, werden unwillkürlich Zusätze und unmerkliche Änderungen vorgenommen. Der „Wahnsinn" des oft nur in unverständlichen Empfindungen Erlebten wird gemildert oder erklärt, und wenn er sich zur Niederschrift hinsetzt, versteht er sich selbst nicht mehr ganz. Es gehört in Wahrheit ein nicht ungewöhnlicher Mut dazu, das unabweisbar Erlebte nur in der erschauten Form festzuhalten. Der ernüchterte Zustand feilt und verdeutlicht zu gern, während er in Wirklichkeit gerade durch diese Verdeutlichung die Mystik der Offenbarung verschleiert. Vor allem ist man zu leicht geneigt, das räumlich oft nur in einem Satz oder Rhytmus sich Darstellende zu erweitern, abzurunden und ein ganzes „Gedicht" daraus zu machen, Es ist ja erklärlich genug, wenn der froh Bewegte über seinem Werk verweilt und wenn der erregten Schaffensstimmung noch mehrere Verse entfließen. Es hat wohl kaum einen Dichter gegeben, der in diesem Sinne nicht einmal forciert hätte. Und doch hebt sich der einzig erlebte Vers und Ausdruck so sehr von den übrigen ab, daß wir bei vielen Gedichten im stande sind, hinterher das Hinzugedichtete von dem Ursprünglichen zu unterscheiden und auf die Zeile hinzudeuten, welche sich durch ihre Sinnlichkeit und Unmittelbarkeit als die anfangs konzipierte erweist.

Da sich nun kurze Erlebnisse in ihrer abgebrochenen, verwehten Form nicht immer zu ganzen Werken und Gedichten gestalten lassen, so lege sich der Dichter wenigstens ein Skizzenbuch an, in dem er solche abrupten Ausbrüche verzeichnet. Immer gelte für ihn der Grundsatz: möglichst kurz zu sein. Denn einmal sind tiefe Erlebnisse ihrer Natur nach immer kurz, und zweitens gibt es für einen bestimmten Sinn nur einen ihm adäquaten bestimmten Ausdruck. Eine Erweiterung ist nicht ein Bereichern, sondern ein Schädigen der Konzentration des Erschauten. Lieber gebe er das unabgerundete Bild eines halben Verses, der mit blitzartiger Stärke erlebt ist, als ein strophenlanges Gedicht, das gedanklich verwässert wurde. Und besonders hüte er sich vor der „Pointe"!

Die Gefahr des Forcierens wird heute noch dadurch verstärkt, daß einer verhältnismäßig geringen Erlebnistiefe der barocke Ausdrucksreichtum gegenüber steht, den die Tradition unsrer Bildung auch dem minder Begabten zur Verfügung stellt. Hierdurch wird es möglich, ein winziges Erlebnis zur Größe eines erschütternden Werkes aufzublasen. Dazu kommt die psychologische Erkenntnis, welche sich nicht nur des künstlerischen Schaffens, sondern überhaupt der metaphysischen und mystischen Erscheinungen bemächtigt hat. Zu keiner Zeit wird das Wesen tiefer Lebenskräfte schärfer erkannt, als zur Zeit, wo sie verloren gehen. Kurz vor ihrem Tode gleichsam spiegeln sie sich noch in psychologischen Erkenntnissen. Unser Jahrhundert, das in den einzelnen wie in der ganzen Kultur das Absterben solchen Lebens erfährt, befriedigt sich mit dem tiefbohrenden „Verständnis" metaphysischer Probleme, und wohl noch nie hat man so viel von den Geheimnissen der Seele gewußt wie heute. Ein mit solchem „Verständnis" Ausgerüsteter vermag nun tiefsinnige Werke zu bauen, deren innere Ohnmacht dem Publikum bis zur Täuschung kaschiert werden kann. Dieser unseligen Schauspieler gibt es heute genug und sogar „berühmte"! — Hiervor bleibt dem ernsten Kunstjünger nur eine Rettung: aus dem Chaos der Superlative befreie er sich durch äußerste Einfachheit des Ausdrucks. Er suche wenigstens für sich die ursprüngliche Wirkung der Worte zu erhalten und spare alle Steigerungen und Komparative für die äußersten Stärkegrade auf. Schwere Worte wollen geschont und bewahrt sein wie alte Weine, und er hüte sich, den Namen seines Gottes zu mißbrauchen, was ja — schon nach dem ersten Gebot — der Herr nicht ungestraft läßt! Bei seinen Erlebnissen aber bedenke er, daß weder mit Hebeln noch mit Schrauben die Natur zur Offenbarung sich zwingen läßt. Er prüfe, was ihm an Resten solcher Offenbarung beschieden ist, — was überhaupt heute noch einem Dichter beschieden sein kann, und er verzichte auf das doch Versagte, auch wenn ihm nichts bleibt, als Testamente zu machen und Tote zu ehren! —

Was nun im einzelnen für den Dichter beachtenswert ist, bliebe einer Ästhetik vorbehalten, würde aber zu weit führen für eine Abhandlung, die nur der Erziehung des Dichters den Weg weisen möchte. Wir betonen nur noch, daß über das, was gute und schlechte Verse sind, heute längst keine exakte Einigung herrscht, und daß es viel wichtiger ist, auch darüber ein Abc-Buch herauszugeben, als von den Geheimnissen des gottbegnadeten Künstlertums zu reden. Von den erst im Vortrag zum Wert kommenden Klangwirkungen des Wortes und Rhythmus sind wir z. B. wieder in jüngster Zeit durch Stefan George belehrt worden, der wiederum mit großem Spürsinn sich an Hölderlin, Hebbel, K. F. Meyer und Jean Paul gebildet hat und jedenfalls als Formkünstler der am meisten ernst zu nehmende Dichter der Gegenwart ist. Wer George wirklich gelesen und studiert hat, dem wird es unzweifelhaft sein, daß er von den Neueren nicht nur der Würde seiner Kunst den höchsten Rang gegeben hat, sondern auch als Bildner der Sprache die strengsten und stolzesten Anforderungen an sich gestellt hat. Man mag sich zum Gehalt der Georgeschen Dichtung stellen, wie man es nach eigenen Erlebnissen mag: was Erziehung der Kunst ist, kann man an ihm lernen.

Müssen wir zum Schluß noch einmal betonen, daß Erziehung das zu Erziehende voraussetzt? daß über allem Handwerk der Genius steht, die Offenbarung,

Digitized by Google

die keine Erziehung erzeugen kann? Denn diese Offenbarung (um ein Wort Georges zu citieren) —

„Sie ist nach Wunsche nicht, ist nicht für jede
Gewohne Stunde, ist kein Schatz der Gilde.
Sie wird den Vielen nie und nie durch Rede:
Sie wird den Seltnen selten im Gebilde."

Der Brand der Freundschaftszeche.

Von **Walter v. Molo** (Wien).*)

Die Gartenpforte hatte geklungen. Noch verdeckten ihr Büsche den Kommenden. Nun wurde er frei. Es war ein Mann, hager und gebeugt; mit großen, stolpernden Schritten kam er durch den Garten direkt auf das Haus zu. Hilde erschrak, ohne sich bewußt zu werden, warum. Nun sah er auf; es war Görnemann; an der Art, wie er den Hut zog, erkannte sie ihn. Sie ging ihm über die Stufen entgegen. Sein faltiges Gesicht war heftig gerötet, und seine Augen sahen unsicher; sie suchten den Boden in Aufregung und Verwirrung.

„Wo ist Ihr Herr Vater?"

„Er ist noch im Hause; er muß jeden Augenblick kommen. Aber was...?"

„Ich muß ihn sofort sprechen." Er zog ein blaugeblümtes Taschentuch und wischte sich die Stirn. Dann stieg er rasch die Stufen hinan.

„Es ist doch nichts Schlimmes vorgefallen?" Hilde legte in Angst die Hand auf seinen Arm. „Sagen Sie doch!"

„Nein, nichts Schlechtes". Er suchte sich frei zu machen. „Aber Ihren Herrn Vater muß ich sprechen." Er öffnete die Tür und trat eilig ein, im selben Augenblick, als Klaus Tiedemann von der andern Seite kam:

„Sie hier?" Er zögerte und blieb betreten stehen.

„Ja." Sebastian Görnemann schien in großer Verwirrung. „Ich bin gleich herausgefahren, Sie müssen es wissen." Er sah mit halber Wendung nach Hilde, dann sagte er mit plötzlichem Entschluß und hob den Kopf: „Herr Tiedemann, ich muß Sie unter vier Augen sprechen."

„Kommen Sie", der Angeredete öffnete die Tür ins Schlafzimmer, dessen Fenster auf die Terrasse gingen, „hier sind wir allein." Er wendete sich. „Und Du, Hilde, richte das Frühstück auch für Herrn Görnemann," — der hob abwehrend die Hand — „wir kommen gleich." Er schob dem andern einen Sessel zurecht:

„Nun also, was gibt es?"

Der alte Mann keuchte, und seine Hand zitterte, als sie nach der Tasche fuhr. Er legte ein Telegramm auf den Tisch:

„Es ist ein großes Unglück auf Herrn Lecarts Freundschaftszeche geschehen. Mehr als hundert Leute sind verunglückt. Die Arbeiter revoltieren; Frau Clo ist in Gefahr."

Klaus Tiedemann riß den Zettel an sich und las mit gierigen Augen. Es blieb still um die beiden Männer; nur von draußen rief der Kuckuck. Klaus Tiedemann preßte die Lippen zusammen; auf der Stirn lag Falte an Falte. Die Augen belebten sich. Er stand auf. Seine Gestalt schien größer, aufrechter zu werden:

„Ich fahre". Er sah auf die Uhr. „In wenigen Minuten geht mein Zug; Sie schicken mir sofort Gerhart nach; ich muß jemanden um mich haben, auf den ich mich verlassen kann." Er setzte den Hut auf.

„Sie bleiben in der Stadt, Görnemann, das Weitere telegraphiere ich."

Görnemann sah auf. Es war die Stimme und die Art zu sprechen, wie sie sein Herr geübt vor langen Jahren. —

...Als der Zug hielt, stand Klaus Tiedemann bereits auf dem Trittbrett des Waggons. Der kleine Perron war voll von Menschen, die schrieen und gestikulierten. Es wollte Abend werden. Schon brannten die rußigen Lampen auf dem Bahnsteig. Feuerwehrmänner und Knappen von andern Gewerkschaften umgaben ihn. Mit starkem Arm trennte er die Menge. Der leichte Jagdwagen wartete. Neben dem Kutscher saß der Jäger, das Gewehr auf den Knien: „Damit die Hunde Respekt haben; die Gendarmen kommen erst gegen früh." Klaus Tiedemann drängte zwei halbnackte Buben auseinander, die ihm pfeifend den Weg verstellten; der eine spuckte nach seinen Stiefeln. „Vorwärts!" die Pferde zogen an. Klaus Tiedemann war im Wagen aufrecht stehen geblieben und hörte der beiden Männer Bericht.

Heute früh, bald nachdem die Tagschicht eingefahren, war das Unglück geschehen. Es mußten sich giftige Gase entzündet haben. Bis vor kurzem war an ein Einfahren der Rettungsmannschaft noch nicht zu denken gewesen. Klaus Tiedemann hob den Kopf nach rechts, wo sich in der abendlichen Dämmerung über den Getreidefeldern mächtige Rauchwolken schoben.

„Dort?" „Nein, das ist die Maximilianszeche, die brennt schon seit 30 Jahren. — Die Zeche 2 liegt da links drüben." Sie bogen in die Dorfstraße ein. In dichten Wolken wehte der Staub. Die niederen, aus Lehm gebauten Häuser schienen verlassen. Alt und jung mochte an der Unglücksstelle weilen. Ein paar Steine flogen den Pferden zwischen die Beine. Sie stiegen, daß sie der Kutscher kaum halten konnte. In rasender Eile ging es an dem Parkgitter vorbei. Der Mond stand bleich mit seiner Scheibe am Himmel. Der Wagen hielt vor der Freitreppe, Klaus Tiedemann eilte die Stufen hinan. Niemand öffnete ihm; er hastete von Zimmer zu Zimmer; die Angst beflügelte seine Schritte... „Mein Kind." Er riß Clo an sich und bedeckte ihr bleiches Gesicht mit Küssen. „Mein armes Kind." Ein krampfartiges Zucken überlief sie, dann hing sie wie leblos in seinen Armen. Er bettete sie vor das Fenster, durch das der kühle Abendwind strich. Sie gab seine Hand nicht frei. So saßen sie

*) Wir entnehmen (im Auszuge) diese dramatische Szene, die Molos feine Erzählerkunst gut charakterisiert, dem eben im Verlage von F. Fontane u. Co. (Berlin) erschienenen Roman des jungen Wiener Dichters: „Klaus Tiedemann der Kaufmann".

Digitized by Google

schweigend, und nur der Herzschlag hämmerte durch die Stille.

Hier und da klang vom Schacht ein Klingelsignal oder halbverwehtes Rufen herüber. Mit milden Worten sprach Klaus Tiedemann seinem Kinde Mut zu. Daß sich alles im Leben gäbe — ganz von selbst —, was vordem unerträglich geschienen. Man wisse nicht, wie das Unglück entstanden sei. Niemand trage die Schuld. Es seien ja alles bisher nur Mutmaßungen. Mit irren Blicken sah sie im Zimmer herum; bei jedem Laut schauerte sie zusammen:

„O nein, es ist mehr; er hat seine Arbeiter betrogen, und ich hab drum gewußt." Sie bedeckte mit den zuckenden Händen das Gesicht und warf sich in krampfhaftem Schluchzen in die Kissen.

Klaus Tiedemann griff eine kalte Faust an den Rücken:

„Weißt Du, was Du redest?" Er dämpfte die Stimme. „Du kannst deinen Mann ins Zuchthaus bringen mit solchen Worten."

„Sei's drum." Leidenschaftlich richtete sie sich in die Höhe. „Er hat es hundertfach verdient; ich hasse ihn und alle seinesgleichen. O, wie ich ihn hasse!" Sie glitt zu Boden und schlug schwer mit dem Kopfe auf die Dielen.

Mit zitternden Händen hob er sie auf... Nun lag sie ruhig; nur von Zeit zu Zeit erschütterte ihr Körper in tränenlosem Schluchzen.

Mit dem Nachtzuge kam Gerhart. Er sprach wenige Worte und begab sich an die Unfallstelle. Die paar Beamten, die Lecart hielt, durften sich nicht blicken lassen. Ihr Leben war in Gefahr. Lecart war vor wenigen Tagen zu einem seiner Freunde auf die Jagd verreist. Der Streik war ja beendet.

Die Arbeiter hatten wegen angeblich schlechter Ventilation der Gruben die Einfahrt verweigert.

Hielt dies noch ein paar Tage an, versiegten ihm die letzten Hilfsquellen. So wendete er sich an die Bergbehörde. Er legte Pläne und Karten vor; es war alles in Ordnung, das hätte die Untersuchung gezeigt, sagte man den Leuten. Was blieb ihnen übrig? Die Ihren verlangten nach Brot. — Nun war das Unglück geschehen. Weiber und Kinder umgaben den Schachteingang. Der Mond goß sein kaltes Licht über die vielköpfige Menge.

Drohendes Murmeln lief durch die Reihen, als verlangten sie ihre Männer von der Erde zurück, der sie so lange ungestraft ihre Kinder entrissen hatten.

Hier und da klang scharf eine Explosion herauf. Leute, die unten gewesen, erzählten, daß man helle Flammen sähe. Der Brand dauerte an und damit sank die letzte Hoffnung. Nun war die Rettungsmannschaft endlich eingefahren. Man hatte auf den Zechen Lecarts nur ungenügende Schutzapparate. So waren Stunden vergangen, bis sie von fremden Zechen kamen. Und jede Sekunde konnte über das Leben entscheiden. Neuer Haß war dadurch entstanden, der sich in häßlichen Ausrufen Luft machte. Nur die Hoffnung, noch Lebende da unten zu finden, dämmte die Erbitterung, die in den Augen der Leute glimmte. Ein Funken konnte zünden und die Massen zu blindwütigem Vorgehen veranlassen.

Ein Klingelzeichen aus der Tiefe! Atemlos lauschen die zerlumpten Gestalten. Die bleichen Gesichter drängen sich an das rostige Schachtgitter. Es öffnet sich mit schütterndem Klirren: „Glück auf!" Zwei Leichen, verunstaltet und halb verkohlt, werden aus dem Karren gehoben. Die ersten Toten! Kein Wort wird laut. Der Fahrstuhl verschwindet; die Grubenlichter versinken: „Glück auf!" Schluchzen erschüttert die Luft; leidenschaftliche Anklagen werden laut und machen sich in gellenden Schreien Luft.

Wieder kommen Tote. Eine reiche Ernte! Lauter stille Gestalten, oft unkenntlich, mit verzerrten Gliedern. Warum ist das Schicksal so erbarmungslos? Warum? Die Menge findet die Antwort. In Haß leuchten die Augen dem Herrenhause zu, von dem nur wenige Fenster erleuchtet sind. Schlafen sie schon, während sie hier ihre Toten beweinen? Ein Ton grenzenlosen Schmerzes klingt über die Fläche. Ein Wortführer stellt sich an die Spitze.

Lange Zungen über das Blachfeld vorausschickend, wälzt sich die wütende Menge gegen Lecarts festes Haus. Weiber und Kinder voran. Prügel werden geschwungen; hier und da blitzt auch ein Messer. Das Mondlicht zeichnet bleiche Schatten...

Klaus Tiedemann hört das Toben der Menge; ein zäher Widerstand bemächtigt sich seiner: er wird ausharren bis zum Ende. Mit Augen, in denen der Wahnwitz flackert, sieht sein Kind zu ihm auf: „Was wollen sie, Vater?" „Ich weiß nicht." Er läßt das Haus schließen, das Parkgitter bietet Widerstand. Es wird nicht zum äußersten kommen! Knurrend schnuppern die zwei riesigen Neufundländer an dem Gitter.

„Vater!"

„Was ist?" Er beugt sich zu ihr nieder und küßt sie auf die Stirn. „Was willst Du?"

„Nimm mich fort", stammeln ihre weißen Lippen, „nimm mich fort; wenn Du mich hier läßt, geh ich zugrunde."

In tiefer Bewegung preßt er sie an sich:

„Ich bin ja bei Dir, Kind, es kann Dir nichts geschehen."

Sie schüttelte den Kopf: „Nicht jetzt — die fürcht ich nicht. Dann, wenn er wieder da ist . . ." „Du meinst Deinen Mann?" „Ja", ihre Finger beben, „nimm mich fort, er ist so roh; seinen Blick ertrag ich nicht. — Vater!" schreit sie auf und wirft sich ihm an die Brust. „Dort hat er gesessen und vor sich hingestiert, dann hat er's getan."

Der alte Mann beißt die Zähne zusammen; er kann's nicht glauben. Das Leben kann nicht alles stürzen, was er gebaut hat:

„Du siehst schwarz, Kind, — Deine Nerven sind ermüdet. — Lecart hat Dich gern wie ich." „Meinst Du?" Sie bricht in gellendes Lachen aus. „Gern, das habt Ihr mir auch damals gesagt, als ich Eurem Willen widerstrebte. Lieber in Armut gestorben, als noch einmal so ein Leben! Gröden war nichts für mich, den habe ich nicht haben dürfen, weil er nichts

Digitized by Google

hatte, kein Vermögen und keinen Namen — und Lecart hatte beides in Euren Augen."

In bittrer Verzweiflung klingt ihre Stimme: „Nun habt Ihr Euren Willen, habt Eure Familie rein gehalten, so rein, daß der Schlechteste da draußen zu gut für Euch ist." Ihre Worte fallen wie klingender Stahl durch das Halbdunkel der Mondnacht, und ihr Vater beugt das Haupt, als nun die Anklage laut wird, die er nicht zu Worte kommen lassen wollte aus verfehlter Liebe zu seinen Kindern. „Bei dem Armen, da ist es Berechnung eines verfehlten Lebens, wenn er nach dem Gelde greift, ohne Liebe; bei uns aber ist es ein Verbrechen, wie die Sonne kein ärgeres bescheint, wenn wir dem Herzen nicht seine Stimme lassen, sondern schachern, noch immer nicht froh unsres Besitzes." Ihre Hand weist gegen ihren Vater, der mit zitternden Pulsen horcht. „Du, Du ganz allein hättest auftreten können, hättest mir mein Recht wahren sollen, das einzige, das schönste, das wir besitzen. Du aber hast Dich gebeugt und hast geschwiegen, als meine Mutter ihren Plänen folgte, Schritt für Schritt mit der Unermündlichkeit eines kranken Willens. Sie sah die Welt vom Krankenbett und in den engen Grenzen ihrer einseitigen Erziehung. Du aber hast Dich selbst durchgerungen, bist in der Welt herumgekommen, wie kaum einer und hast doch nicht den Mut der eigenen Überzeugung gehabt. Vater, Vater, Du weißt nicht, was ich gelitten. Vom ersten Tage der Ehe an war es ein Kampf! Ich ließ mich betören von Euren Reden, Ihr wolltet ja stets nur keine Verantwortung übernehmen, das war Euch das Wichtigste. Ich glaubte Euren Vorstellungen, Ihr spieltet ja so breit Eure Erfahrung auf, und ich war ein unerfahrenes Kind, das kaum wußte, was Liebe sei. So bin ich Euch gefolgt! Ich war meinem Manne stets nur ein Mittel seiner Leidenschaft und seiner Berechnung. Deinem Schwiegersohn öffneten sich viele Türen, die ihm vordem verschlossen. Oft hab ich innerlich geschäumt, wenn er gegen Dich den Hochgeborenen herausdrehte und Du es Dir bieten ließest in Deiner Schwäche. Vater, weißt Du, was es heißt, an einen Menschen gekettet sein, den man haßt?" Ihre Augen sprühen Blitze: „Nächtelang bin ich neben ihm gelegen und habe geflucht ihm und mir. Vor dem Altar, als er uns auf ewig verband, hat der Geistliche Gottes Worte gesprochen: „Wenn mich zwei Menschen in der Liebe um etwas bitten, es soll ihnen gewährt sein." Wieder schüttert ihr schrilles Lachen. „Ja, ich habe gebetet — aber nicht um ein Kind, nein, um unser beider Tod!" Sie tritt einen Schritt näher. Wie eine Mahnung von drüben klingen ihre Worte: „Du bist auf falschen Wegen mit all den Deinen! Es ist die letzte Stunde, Vater, kehr um, ehe es zu spät ist. Leo ist tot. Wer wird der Nächste sein? Willst Du die ungeheure Schuld tragen, mit starrem Sinn ins Unglück rennen? Hör nicht auf Fred, hör auf niemanden, hör nur auf Dich allein!" Sie faßt mit schlagenden Armen ihres Vaters Rechte. „Laß Hilde mir nicht nachfolgen, laß es genug sein an mir."

Sie hebt den Kopf in atemloser Spannung. Die Hunde vor dem Hause schlagen an; die rauhen Stimmen zerreißen die Stille der Nacht. Ihr fällt der Kopf nach rückwärts. Klaus Tiedemann horcht, sein Kind in den Armen. Wüste Rufe kommen näher. Er sieht in Clos starre Augen, die tief in ihren Höhlen liegen. Sein Kopf ist dumpf, ein eiserner Druck hält ihn gefangen.

Das ist die reife Frucht seines Lebens! . . . —

Gerhart steht auf der Schwelle:

„Sie sind da!"

Ein Hagel von Steinen zerschellt die Fenster. Dumpfes Geheul, das nun durch die zerbrochenen Scheiben sich doppelt und dreifach verstärkt, übertäubt das Todesgewinsel der niedergeschlagenen Hunde. Ein Schuß fällt aus dem unteren Stockwerk. „Der Jäger." Clo Lecart zerrauft sich das Haar; ihre schrillen Schreie erschüttern Vater und Sohn, ihre bebenden Lippen stammeln irre Laute; die Zähne schlagen aufeinander. Wieder klirren Scheiben und fliegen Steine. „Hilfe!" Clo krallt sich in ihres Vaters Kleider. „Hilf, Vater! Dein ist die Macht, und Dein ist die Herrlichkeit, Dein Wille geschehe auf Erden, vergib uns unsere Schuld." Ihre Augen flackern.

Klaus Tiedemann steht regungslos und horcht dem donnernden Toben der Menge, das näher dringt und näher. „Da!" Mit zitternden Händen preßt ihm sein Kind die Waffe in die Hand. „Ich hab sie lange getragen, ich war zu feig dazu; rette mich, Vater, rette mich! Das Leben ist so schön, und ich bin noch so jung." Wimmernd kriecht sie auf dem Boden weiter und schlägt sich die Brust. „Zu uns komme Dein Reich. Unser täglich Brot gib uns heute."

Klaus Tiedemann hebt den Kopf. Die Waffe klirrt zu Boden. Gerhart reißt sie an sich. Wieder steht er regungslos. Sein Vater hat die Tür geöffnet und ist auf den Balkon getreten. Tobendes Brüllen und Geschrei empfängt ihn; Steine prasseln. Der ganze Garten wimmelt von Menschen.

„Leute!"

Sie heben die Köpfe; noch zweimal wiederholt er den Ruf. Seine Stimme übertönt die Menge und hallt weit über die ebene Fläche. Sie stoßen sich an; murrend faßt die Hand nach dem Stein.

„ . . . Seid Ihr Menschen oder seid Ihr wilde Tiere? Seid Ihr Vater und Mutter, habt Ihr Weib und Kind, oder seid Ihr tolle Hunde? Habt Ihr all eure Vernunft vergessen, daß Ihr nicht auf morgen denkt? Wollt Ihr ein Leben lang im Kerker sitzen? Seid Ihr Mörder oder Arbeiter? . . ."

Im donnernden Prall fährt seine Stimme über die Menge.

„ . . . Ihr seid betrogen und belogen. Wen sucht Ihr? Lecart ist nicht hier! Ein großes Unglück ist geschehen; doch wir sind alle Menschen, und jeder Augenblick kann uns Tod bringen. Wenn jemand die Schuld trägt an Eurem Unglück, es soll gesühnt werden. Lecart wird seiner Strafe nicht entgehen. Das sage ich Euch, Klaus Tiedemann, der so arm war wie Ihr, und der sich aus eigener Kraft heraufgerungen hat, ohne deswegen glücklicher zu werden. Jede Witwe und jede Waise, jeder, der Einbuße an seiner Gesundheit litt, soll reichlich entschädigt werden. Dafür habt Ihr mein Wort! Wir

Digitized by Google

wollen gemeinsam trauern und die Toten begraben. Was kann der Mensch andres tun? Was wollt Ihr sonst? Wollt Ihr das Weib, das weinend drin auf dem Boden liegt und die Gemeinschaft mit ihrem Manne verflucht, wollt Ihr meinen Sohn morden, der mit Euch die Toten bergen half, und der denkt wie Ihr, der mit demselben glühenden Haß gegen mich ausgerüstet ist wie Ihr? — Und mich?" Klaus Tiedemanns Stimme wird leiser. „Mich? Wenn Ihr es wollt, so tut es, mir ist nicht leid um mein Leben; ich hab Schweres erlitten und meine Kinder nicht glücklich gemacht." Wieder hebt er den Kopf; er sieht Hunderte von Augen auf sich gerichtet, sie geben ihm alte Kraft. „Aber eins müßt Ihr bedenken! Ich zahle das Geld, das Eure Witwen und Waisen erhalten soll. Lecart tut es nicht, kann es nicht! Wollt Ihr so die Euren selbst bestehlen? — Und was bleibt Euch? — In wenigen Stunden werden die Gendarmen hier sein; schon sind sie unterwegs. Sie werden schrecklich Gericht halten, und Ihr werdet noch mehr zu beweinen haben als jetzt. Kehrt Ihr in Ruhe zurück, so soll keinem ein Haar gekrümmt werden, ich selbst will Fürbitte einlegen. Der Lohn soll erhöht werden. Ihr könnt Eure Bitten vorbringen, von heute ab bin ich Euer Herr! Nicht vergessen will ich, daß Ihr Menschen seid! Aber erst seht nach Euren Toten! Ich komme zu Euch. Ich werde Euch helfen, die schwere Last tragen." Klaus Tiedemann beugt das schneeige Haupt hinab; sein Blick überfliegt die Reihen, die in tiefer Stille stehen; polternd fallen ein paar Steine zu Boden. „Und glaubt mir, nicht Geld macht glücklich; ich war es mehr, als ich arm war, und als ich lebte wie Ihr. Laßt Haß und Neid beiseite, da drüben liegen die Toten. Wer weiß, wie sie jetzt reden würden. . ."

Er schweigt. Von unten klingt gedämpftes Flüstern und Scharren vieler Füße. Die Gruppen lösen sich. Klaus Tiedemann tritt zurück. Durch das ungewisse Mondlicht glänzen ihm Gerharts Augen entgegen.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Buchhandlung und Antiquariat Heinrich Süssenguth (Berlin N, Oranienburger Str. 65) versendet soeben den 5. Antiquariatskatalog: „Deutsche Literatur und Übersetzungen". Der umfangreiche Katalog, der viele seltene Erstausgaben aufführt, wird Interessenten kostenlos zugesandt.

Josef Gruenstein: Ein Phantast. Roman in zwei Teilen. Verlag von Karl Siegismund (Berlin).

Der Roman eines Strolches. Von Franz Alfons Helmer. Leipzig-Köstritz 1909. Verlag von C. Seifert.

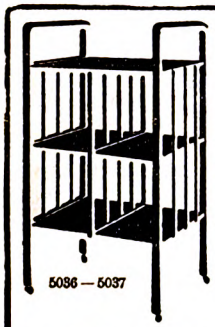
Nachdem ich hundert Seiten gelesen hatte, wußte ich, daß ich es hier mit einem jener seltenen echten, tüchtigen Volksbücher zu tun hatte, wie sie die große Masse bitter nötig gebraucht. Diese Geschichte von der armen Zäunerdirn, der ihr uneheliches Kind stirbt, die des Mordes verdächtigt und von allen Menschen roh behandelt wird, bis sich ein armer Handwerksbursch ihrer in Liebe erbarmt und sie zu seinem ehrlichen Weibe machen will, diese traurige, schlichte, innige Geschichte wirkte auf mich wie ein Volkslied. Sentimental, gewiß, aber nicht mit jener unechten, gemachten Sentimentalität, wie sie Ganghofer liebt. Im Ton ungeheuer echt, aus dem Tiroler Volksleben direkt heraus gesehen, voll tiefer, innerer Herzenspoesie, wie sie in einem einfältigen und unverbildeten Gemüt wohnt. Vor allem wohltuend aber berührte mich die großartige Unschuld in der Darstellung des Erotischen, die alles sagt, ohne einen Augenblick schamlos oder lüstern zu sein. Auch dadurch unterscheidet sich Helmer sehr zu seinen Gunsten von seinen Vorgängern. Hier ist endlich die „Gartenlaube" überwunden, wie sie als literarisches Symbol von unangenehmer Bedeutung in den 70er Jahren galt. Helmer ist ein homo novus, aber ich bin fest überzeugt, daß wir von ihm noch manches herbe und körnige Volksbuch erhoffen können, das ihm und seinen Lesern Freude und Ehre macht. Vivat sequens!

Paul Fiedrich (Berlin).

Zur gefälligen Beachtung.

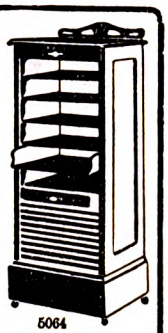
Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.



Moderne Büro-Möbel

5037. Aktenständer aus Eiche auf Rollen, ca. 95×60×30 M. 14.–
5036. do. do. auf Rollen, ca. 95×60×45 M. 15.–
5064. Jalousieschrank a. Eiche auf Rollen mit 7 Auszügen M. 38.–
do. mit 9 Auszügen M. 42.–



EDMUND BOEHM & Co.
21. Jerusalemer Strasse 21.
Illustrierte Preisliste G.W. gratis und franko.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Soeben erschienen

Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts

Dargestellt nach Generationen
von FRIEDRICH KUMMER

Geheftet 10 M. ▫ Gebunden 12 M.

Vorzüge des Buches:

Eine ganz neue Art der Gruppierung; das 19. Jahrhundert in fünf Generationen eingeteilt! ▫ Eine gedankenreiche Erklärung der Literatur aus den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Faktoren des Jahrhunderts. Übersichtlich geordnete Inhaltsangaben d. Hauptwerke unserer Literatur zwischen 1798 und 1908

Das Werk ist eine literar. Erscheinung v. größter Bedeutung

Verlag v. CARL REISSNER in Dresden

Deutsche Literatur und Übersetzungen

(Viele Erstausgaben)

Antiquariatskatalog Nr. 5 soeben erschienen.
Wird Interessenten unentgeltlich gesandt.

Heinr. Süssenguth, Berlin N.
Oranienburger Strasse 65.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit **wundervollem Orgelton**, von 78 Mark an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den **neuen**
Harmonium-Spiel-Apparat
(Preis mit Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**), mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

enthaltend 17 der bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder mit 9 Notenseiten, illustriert durch 6 farbige Vollbilder und 7 Vignetten. Preis elegant gebunden 2 M.

Kindersang — Heimatklang.

Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22 : 29 cm mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten nebst unterlegtem Text zu 60 deutschen Kinderliedern, 4 Teile in 2 elegant gebundenen Bänden zu je 2 M., Prachtausgabe in einem Band 5 M. Es ist ein schöner Gedanke, der hier ausgeführt worden ist, man kann zur Pflege gemütvollen deutschen Familienlebens sich nichts Ansprechenderes denken.
(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung.)

Thoma: ABC-Bilderbuch.

von Prof. Hans Thoma, mit ausgewählten Gedichten von Wilhelm Hey, nebst Original-Beiträgen von Mathilde Coester-Cassel. Format 31 : 23 cm, 48 Seiten mit etwa 60 farbigen Bildern, elegant und dauerhaft geb. M. 4.—, unzerreissbar ohne Textseiten M. 5.—.
„Sicher die schönste Fibel, die je erstand! Da ist das Lesenlernen Vergnügen. Das Kind, das dieses Buch hat, kommt fix und freudig als Leser in die Schule und lacht der Qual der andern. Es sind viele, viele Bilder darin, manche von grossem Reiz. (Die Kunst im Leben des Kindes.)
Diese Bilderbücher sind in allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig. Wo nicht, wende man sich an die Graphische
Kunstanstalt Jos. Scholz, Mainz.

Bettnässen!

Befreiung **garantiert sofort!** Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre **umsonst** und frei.

Institut „Aesculap“
Lübben W 14, Lausitz.

Simplicissimus

1. — 8. Jahrgang

komplett, sehr gut erhalten, Originaldecken preiswert abzugeben, auch einzeln.

Näh. unt. **Nr. 4482** an die **Expedition der „Gegenwart“, = Berlin W 15. =**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verberame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 51. Berlin, den 19. Dezember 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Kinderbekleidungs-„Feste". Von Rosika Schwimmer (Budapest). — Jugendlektüre. Von Dr. Egid v. Filek. — Von Tieren und Menschen. Aus Carl Hagenbecks Erinnerungen. — Zwei Gedichte. Von Richard Schaukal (Wien). — Die wundertätige Erde. Novelle von Victor Klemperer (Berlin). — Aus der Finanzwelt. — Neue Bücher. — Anzeigen.

Kinderbekleidungs-„Feste".

Von Rosika Schwimmer (Budapest).

Man glaubt gewöhnlich, Dankbarkeit sei die natürliche Konsequenz von Wohltätigkeit, ohne zu bedenken, daß, was Wohltätigkeit genannt wird, es gar nicht ist, und die Form, in der wir sie betätigen, zu allem eher geeignet ist, als Dankbarkeit zu erwecken.

Weihnachten und Neujahr, die Zeit des seligen Gebens und fröhlichen Nehmens, bringt immer einen intensiveren Wohltätigkeitsdienst an den Tag. In dieser Zeit finden wir das meiste Material, um Studien über den Popanz der Wohltätigkeit anzustellen. Wir brauchen nur die Tagesblätter durchzusehen, um Bäche von Rührungstränen und Legionen von Dankbarkeitsstammeln zu finden. Denn zur Erbauung der staunenden, bewundernden Mitwelt müssen diese öffentlich fließen und hörbar werden.

Ist es nicht herzerhebend, wenn die gnädige Frau von X. „sich gütigst herabläßt, unter den armen Kindern des Volkes zu erscheinen?" Ist es nicht noch erhebender, daß die gnädige Frau, von Rührung über das Gesehene überwältigt, das Lorgnon fallen lassen muß, um ihre Augen mit dem spitzenbesetzten Tüchlein zu betupfen? Oh gewiß! Keiner, der der schönen Feier der Gratiskleiderverteilung beigewohnt hat, wird diese edlen Tränen je vergessen — hat sie doch Frau von X. vergossen! Vergossen wegen lumpiger kleiner Kinder, die mit ihren bleichen Gesichtern so sehr von den Kindern wohlhabender Leute abstechen! Die Zeitungen können sich über den „Edelmut" solcher Damen nicht breit genug auslassen. Jeder Stiefel, der ein frierendes Füßchen bedeckt, jede Kappe, die zwei Ohren vor dem schneidenden Winterfrost schützen soll, wird dem Kind übergeben, als schenkte man dem Ärmsten die Sicherheit des ewigen Glücks. Statt dieses protzige Wohltätigkeitsgeflunker aber zu verurteilen, wird diese Art verherrlicht und verlangt; man bietet ihr Achtung und Anerkennung.

Bombastische Phrasen füllen spaltenlange Berichte über die verschiedensten sogenannten Wohltätigkeitsakte, die doch nichts weiter sind, als ein kleiner Teil jener sozialen Pflichterfüllung, die die Aufgabe der Gesellschaft bildet. „Jeder Hungrige hat das Recht auf das Brot seiner Nächsten". Wie kommen wir also dazu, den Bissen, der den Armen regelmäßig zukommt, mit unserm Wohltätigkeitsgewinsel zu versalzen und den Nachgeschmack durch Forderung besondrer Dankbarkeit dauernd zu verbittern? Während wir den Opfern unsrer Edelmutsbestrebungen das brennende Mal der Herablassung aufdrücken, sehen wir eine Gemütserregung in ihren Gesichtern ausgedrückt; wir *verstehen* aber diese Erregung *nicht*, sondern *deuten* sie. In den Zeitungen macht sich diese Deutung dann wirklich sehr schön. Es pflegt zu heißen: „Die glänzenden Äuglein der Kleinen blickten voll dankbarer Verehrung zu Frau von X. auf, deren Rührung sich in milde Zähren auflöste, als sie sich erhob, um den Kindern, ehe sie ihre Gaben erhielten, an das Herz zu binden, diese Feier ja nie zu vergessen, all' den gütigen, edlen Menschen, deren Gaben die Beschenkung ermöglichten, stets warme Dankbarkeit zu beweisen. Wahrlich," — so schreiben sie — „die Kinder haben auch alle Ursache, dankbar zu sein, denn sie erhielten außer Kleidern und Schuhen noch je eine Tasse Kaffee mit einer Semmel."

Diese Melodie gefällt, sie fällt den unzähligen Frauen, die sich bei solchen Gelegenheiten als Zuschauer einfinden, nicht auf die Nerven. Sollte man es für möglich halten? Ist die Beäuglung der furchtbarsten Not nicht grausamer, nicht roher als das Anschauen eines Stierkampfes?

Welche Frivolität steckt in der Genugtuung, womit wir unsre Wohltätigkeit mit dem Weihrauch der Publizität bestreuen! Vor mir liegt eine Zeitung, die als Einleitung zu einer Wohltätigkeitssammlung folgendes schreibt: „Es gibt nichts Angenehmres auf der Welt, als Wohltätigkeitsdienst zu leisten, es gibt kein angenehmres Gefühl als das Bewußtsein, wohltätig zu sein. Wenn wir unser Scherflein auf dem Altar der Barmherzigkeit opfern, ertönt die Stimme des Gewissens und flüstert

Digitized by Google

uns zärtlich ins Ohr: „Das hast du wohl getan, du hast doch ein Herz!“

Diese wenigen Worte charakterisieren den ganzen Wohltätigkeitsjammer. Wir sind edel, hilfreich und gut, damit die zärtliche Stimme unsres Gewissens beweisen kann, daß wir „doch“ Herzen haben. Wir sind kleinlich genug, um uns an dem Gefühl zu erwärmen, Menschen zur Dankbarkeit gezwungen zu haben. Wir lassen uns in der Glorie der Strahlen, die sich in den Tränen der Dankbaren brechen, öffentlich bewundern, wenn es geht, auch photographieren.

Wir deuten die Erregung der Beschenkten natürlich nach unserm Geschmack und sind heftig entrüstet, wenn wir hier und da doch darauf kommen, daß das „Volk“ für unsre Wohltaten eigentlich gar nicht so dankbar ist, als wir es von Rechts wegen erwarten zu können glauben. In der behaglichen Wärme unsres Heims konstatieren wir dann bitter enttäuscht, es sei gar nicht der Mühe wert, mit dem „Pack“ anzufangen.

Fort mit der Heuchelei, mit dem Selbstbetrug, ihr Herrschaften! Ihr erntet nur, was ihr gesäet. Oder solltet ihr wirklich glauben, die armen Kinder seien euch zu irgend etwas verpflichtet? Warum denn? Sie sind mit demselben Recht auf Leben, Freude, Glück und Seligkeit wie eure Kinder zur Welt gekommen und lechzen nach dem, was die eurigen als selbstverständlich genießen: liebevolle, sorgenlose Jugend, behagliches Heim, Vergnügen und Spiel. Das gebt ihnen, dann habt ihr wohlgetan. Aber selbst dafür dürftet ihr keine Dankbarkeit fordern, um wieviel weniger kommt sie euch zu für die paar Bissen und die armseligen Fähnchen, die ihr mit so großartigem Applomb verteilt!

Die kleinen Herzchen brennen vor Verlangen nach den Freuden, von denen das Bürgerkind in der Schule übermütig erzählt, und ihr glaubt das Sehnen und Wünschen der Kinderseelen zu befriedigen, wenn ihr die Blößen der Würmchen mit den Fetzen eurer Barmherzigkeit behängt, während ihr doch schwer sündigt, indem ihr Heuchelei in die Kinderseelen impft. Ihr betrachtet mit dem Lorgnon nur das Äußerliche; versucht aber, die Wärme wirklicher Gemütsempfindung zuhilfe zu nehmen und bis in die Tiefen der Kinderseele zu dringen! Dort drinnen glüht es mit jugendlichem Feuer, dort sind Bilder, glitzernd und schön, wie die Träume eurer Kinder, eingegraben. Dort blüht die Spannung, die Erwartung des Kommenden, des Lebens, wie es sich jede Kinderseele farbig glänzend ausmalt.

Aber laut zischt das Feuer der ahnungsvollen Erwartung, wenn die mäßigen Tränen eurer Gefühlsduselei darauf tropfen. Das flüssige Gemütsgold der Kinderseele erstarrt, es wird hart, und die Enttäuschung ätzt ihre grausamen Furchen hinein.

Statt Freiheit, Glanz und Licht zu geben, wird den Kindern die furchtbare Last der Dankbarkeit aufgebürdet, die alle freudigen Regungen unterdrücken muß. Ein Kind ohne Freude: eine Blume ohne Licht.

Und wieder sehen wir in den Zeitungen salbungsvolle Referate: „Die kleine N. N., Tochter einer Taglöhnerswitwe, trat hervor und sagte mit zitternder Stimme im Namen aller Beschenkten ein Dankspröchlein auf. Die Szene war so rührend, daß das zahlreich anwesende, distinguierte Damenpublikum wiederholt zum Taschentuch greifen mußte, auch die vornehmen Herren, die der erhebenden Feier beiwohnten, nickten ernst und gerührt mit dem Kopfe.“

Alle schauten, aber keiner sah.

Niemand bemerkt den unbewußten Hohn, der in den Augen der Kinder glänzt. Und wieviel ist doch in diesen Augen der Kinder zu lesen: „Danken sollen wir euch, weil ihr uns heute satt zu essen gegeben habt? Oder über diesen abgetragenen Winterrock soll ich mich besonders freuen? Ach was, da ist nichts dran. Eure Kinder, die auf derselben Schulbank sitzen, die auch uns tragen muß, haben viel herrlichere Sachen. Ob sie euch für das Viele wohl auch ewig dankbar sein sollen, wie ihr von uns für nichts fordert? Ihr Damen und Herren mit den schönen Pelzmänteln, die wärmer sind als die Herde unserer elenden Wohnungen, und den Ringen, deren Gold wahrlich schöner glänzt, als unsere Augen, und deren Edelsteine glitzern wie die Tränen unsrer Mutter: laßt uns doch unbehelligt. Ihr schmälert uns ja die Mahlzeit mit den Brocken, die ihr uns zuwerft, denn wenn wir nichts erhielten, nähmen wir uns schon, dessen wir bedürfen, und wir würden tüchtiger zulangen, als wie ihr uns zureicht.“

Aber die unbewußten Gedanken bleiben unverstanden. Das Volkskind fühlt seine Ohnmacht gegen die Stärkeren; der Freimut, die Kinderfreudigkeit verkümmert und wird zu glühendem Hasse gegen eure Kinder, gegen euch und eure Klasse.

Ihr wollt Dankbarkeit, und man heuchelt sie euch in den unzähligen Dankverslein, die den Kindern für diese Gelegenheiten eingepaukt werden, die aber der reine Hohn auf die wahren Gefühle der Beschenkten sind.

Dann kommt zur Heuchelei noch die Scham, wenn etwa der Schulkamerad auf den Winterrock weist und der Klasse lachend erzählt: „Das ist mein alter, ekliger Wintermantel, den Mama geschenkt hat“. Das Lachen der Klasse treibt dem Beschenkten das Blut in die Wangen und ein schreckliches Gefühl ins Herz. Tausend wirre Fragen kreuzen sich in dem Gehirn, aus dem sich der Gedanke auslöst: „Das werd ich dir und euch heimzahlen.“

Die Frage: warum haben es die andern besser als ich? nimmt immer breiteren Raum in des Kindes Gedanken ein. Die weiteren Folgen unsrer „Wohltätigkeit“ brauchen nicht ausgemalt zu werden.

Nicht die Wohltätigkeits-Kleinarbeit und der Gefühlsduselei — nein, lediglich die Mitarbeit an bedeutenden sozialen Aufgaben, die unsre Zeit in so reichem Maße bietet, verheißt schönen Lohn: das Bewußtsein erfüllter Menschenpflicht.

Digitized by Google

Jugendlektüre.

Von Dr. Egid v. Filek.

(Schluß).

Darum wäre im Interesse einer natürlichen Jugendlektüre an alle empfänglichen Eltern und Erzieher die dringende Bitte zu richten: Gebet dem Kinde nur solche Werke, die einen dauernden Wert besitzen, deren belehrender Ton nicht die Freude an dem Gegenstand selbst erstickt; gebet ihm lieber eine gute Auswahl aus Werken, die eigentlich nicht für Kinder geschrieben sind, an denen aber das Kind sich emporarbeiten kann zu tieferem Verständnisse; gebet ihm keine zusammengekleisterten „belehrenden Erzählungen", die Winkelliteraten und schlechte Kompilatoren zu Verfassern haben.

Eine andere schlechte Sorte von Jugendbüchern sind jene, die aufdringlich moralisieren wollen. Hier gilt ganz besonders das Wort Goethes: Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Die Sünden, die auf diesem Gebiet begangen werden, sind ganz besonders groß. Es ist schlechterdings unmöglich, aus einem Menschen dadurch einen moralischen Charakter machen zu wollen, daß man ihn mit dick aufgetragenen Morallehren und Traktätlein verfolgt. Dadurch erzieht man in der Mehrzahl der Fälle nur zur ganz brutalen Heuchelei. Mit dem, was man Moral nennt, ist es so eine eigene Sache. Cicero sagte einmal, die beste Frau sei diejenige, von der man am wenigsten spreche; und es will uns scheinen, als ob dieser Ausspruch ohne weiters auf den Charakter des Menschen anzuwenden und etwa in die Form zu bringen wäre: der sittlichste Charakter ist jener, der von seiner eigenen und des lieben Nächsten Moral am wenigsten spricht. „Moral" — das Wort ist heutzutage schon ein wenig übertragen, und man täte wohl, es zum Besten der guten Sache, die es bedeuten soll, durch ein besser gewähltes zu ersetzen — kann man überhaupt nicht „lehren". Tugend ist nicht dozierbar, wie Sokrates meinte, so wenig man jemanden zum Verständnisse und zur Würdigung, ja auch nur zum vorurteilslosen Betrachten von Kunstwerken dadurch erziehen kann, daß man ihm eine Kunstgeschichte mit fertigen Schlagworten und Beurteilungen ex cathedra beibringt. Ein Charakter bildet sich in dem Strom der Welt; und will man Interesse und Bewunderung für ihn erwecken, so muß man ihn im Kampfe mit der Welt zeigen, im Ringen mit feindlichen Mächten, im steten Verfolgen des als gut erkannten Zieles, und kann sich gar nicht ängstlich genug vor lobenden oder tadelnden Urteilen hüten. Darum scheint uns in guten, verständlich und warm geschriebenen Biographien großer Männer ein ausgezeichnetes Mittel sittlicher Förderung zu liegen. Das Kind, dem Zustande des Naturmenschen näher stehend als der Erwachsene, liebt an seinen Helden vor allem die Kraft und Stärke, mit der sie ihren Willen gegen die widerstrebenden Gewalten geltend machen und die ihnen schließlich zum Siege verhilft. Erst später kommt die Vorstellung von dem Werte dieser Ziele und Zwecke in den Gedankenkreis des Lesers. Darum wäre auch hier zu wünschen, daß die Darstellung solcher Lebensgeschichten eine gute, daß sie mit Kraft und Lebendigkeit geschrieben sein muß, um eine nachhaltige Wirkung auf das jugendliche Gemüt zu erzeugen. So entsteht eine Art von Suggestion in der Seele des Werdenden, und unwillkürlich erwacht der Wunsch, dem geliebten Helden ähnlich zu werden. Damit ist alles erreicht, was man erreichen kann. Aber dieser Zweck wird nicht durch jene trüben, quasimoralischen Erzählungen gefördert, wie sie in Masse unsern Büchermarkt erfüllen. Das aufgeweckte Kind findet an diesen Erzeugnissen keinen Gefallen und schiebt sie als langweilig beiseite; und besitzt der Leser die nötige Intelligenz nicht, so kommt überhaupt keine Wirkung zustande.

Die dritte Gruppe von Jugendschriften, welche u. E. viel mehr Schaden als Nutzen stiften, sind Sensationsgeschichten. Selten werden literarische Erzeugnisse — wenn das Wort literarisch hier überhaupt am Platze ist — mit solchem Tamtam angekündigt wie diese. Meist muß irgend ein aktuelles Thema der Sache zum Vorwand dienen. Kein Krieg zwischen Hereros und Reichstruppen, kein militärischer Konflikt in Ostasien, keine Plänkelei in den Kolonien ist davor geschützt, daß sie nicht auf zwölf Kapitel mit sensationellen Titeln abgezogen und der Jugend vorgesetzt wird. Nun ist ja durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß sich der Schriftsteller eines aktuellen Stoffes bemächtige und denselben zum Ausgangspunkt seiner Erzählung nehme, auch dann, wenn er für die Jugend arbeitet. Man hat die sogenannten Indianergeschichten bitter getadelt; dessen ungeachtet aber dürfen wir wohl den „Lederstrumpf" und so manches andere Werk als hervorragend geeignet für die Jugend bezeichnen; der Schaden beginnt natürlich erst dort, wo ohne jede Rücksicht auf den künstlerischen Wert, auf die edle Form der Darstellung einfach die sensationelle Indianer-, Hereroder Chinamanngeschichte nach Art der Schauerromane und Colportageerzählungen breitgetreten, mit blutrünstigen Marterszenen geschmückt und bis zum Ekel in allen Details ausgemalt wird. Und kein Kenner der Verhältnisse wird leugnen wollen, daß es sehr viele solcher Bücher gibt, daß sie massenweise gekauft und von gedankenlosen Eltern, die keine Ahnung davon haben, was das Buch enthält, ihren Kindern in die Hand gegeben werden. Muß denn nicht auf diese Weise der Geschmack verrohen und der edlere künstlerische Instinkt, den doch wohl jeder Mensch mehr oder weniger im Keime in seiner Seele herumträgt, zugrunde gehen? Und dann entsetzt man sich über die Vergiftung, die der Colportageroman und die spannende Kriminalgeschichte in den weitesten Kreisen des Volkes erzeugt, das sich einmal jenes der „Dichter und Denker" nennen ließ. Von der Schilderung der raffinierten Grausamkeit, mit der irgend ein Blaßgesicht zu Tode gemartert wird, bis zum berüchtigten „Draga, der Dämon des Hauses Obrenowitsch" oder „Schinderhannes, der größte Räuberhauptmann" u. s. w. ist wirklich nur ein kleiner Schritt. Dazu kommt, daß gar oft dasjenige, was der Vater, der erwachsene Bruder oder die Schwester für ein paar Kreuzer kauft und heim bringt, auch den neugierigen

Digitized by Google

jüngeren Geschwistern in die Hände fällt und von diesen gierig verschlungen wird. Denn in vielen intellektuell tieferstehenden Volksschichten sind die Eltern unglaublich sorglos und lassen die „interessante" Lektüre umherliegen, statt sie unter Schloß und Riegel zu verwahren. So kommt es denn, daß die Jugend von einer ungesunden Volksliteratur mitbedroht ist. Wer einmal jenen groben, plumpen, äußerlichen Effekten, mit denen die Sensationsgeschichte arbeitet, Geschmack abgewonnen und in den jungen, entwicklungsfähigen Jahren seine Phantasie an ihnen erhitzt hat, der wird naturgemäß für die edlen, feinen Nüancen und den inneren Wert eines künstlerisch wertvollen Dichtwerkes kein Interesse mehr aufbringen. An solchen Menschen, einerlei ob sie alt oder jung sind, ist jede Erziehung zur Kunst von vornherein verloren. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, begabte Autoren zur Schaffung guter Volksromane zu ermuntern, die äußerlich, durch Ausstattung, Einteilung u. s. w. sich nicht von jenen berüchtigten Kolportageerzeugnissen unterschieden, während ihr Inhalt künstlerisch wertvoll war. Aber soviel bekannt wurde, nützte diese Agitation nichts; denn diejenigen Leser, deren Geschmack bereits verdorben war, mußten die neuen Erzeugnisse langweilig finden; außerdem gaben sich zu jenem Experiment frei schaffende Autoren ersten Ranges nicht gern her. Wir würden deshalb eher empfehlen, gute Werke aus älterer Zeit in geschmackvoller Ausstattung und sinngemäßer Kürzung der Jugend und dem Volke zu bieten, wie es ja an vielen Orten von feinsinnigen Verlegern auch schon tatsächlich geschieht. Eine ausführliche Kritik der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des auf Massenabsatz abzielenden Sensationsromans hat keinen rechten Zweck, denn das geschäftliche Interesse der Verleger spielt zu gewaltig hinein.

Andre Bilder treten uns entgegen, wenn wir die Jugendschrift vom Standpunkte des Patriotismus aus betrachten. So sehr es natürlich im Interesse unseres Volkes und des von ihm gebildeten und erhaltenen Staatswesens zu wünschen ist, daß die Empfindungen der Heimatsliebe, der Sinn und das Verständnis für die Einrichtungen des Gemeinwesens recht bald geweckt und stets wach erhalten werden, so darf man deshalb keineswegs die Bedeutung der richtigen Art und Weise übersehen, in welcher diese Gefühle zu wecken sind. Zola hat einmal bemerkt, man werde keinen Menschen zum Patrioten machen, wenn man auf der Bühne „Vive la patrie" schreien lasse, sondern die Liebe zur Heimat muß wie jedes andre Gefühl aus der Tiefe des Herzens kommen, sonst macht sich zum Schaden des Staates an Stelle der echten Vaterlandsliebe nur der egoistische Chauvinismus breit. Ich weiß nicht, ob die vielen „für die reifere Jugend" alljährlich fabrizierten, nach Schema F und Rezept älterer Autoren hergestellten Jugendbücher alle dieses Wahrwort in die künstlerische Tat umsetzen. Die Schulbehörden müssen von ihrem Standpunkt aus mit Recht verlangen, daß die in den Schulbibliotheken aufgestellten Werke wenigstens zum Teile patriotische Tendenz besitzen. Man könnte nun ganz gewiß das eine tun und das andre nicht lassen; es gibt genug Werke, die in jenem Sinne patriotisch und dennoch dabei von künstlerischem Werte sind. Nur gegen gewissenlose Ausbeutung dieser Forderung muß energisch Front gemacht werden, die es wagt, der Jugend, für die nur das Beste gut genug sein sollte, eine minderwertige Sache in die Hand zu geben, die als Aufputz einige chauvinistische Phrasen enthält. Auf diese Art werden höchstens die Auswüchse des Hurrahpatriotismus großgezogen; daß damit weder dem Staat, noch dem Einzelnen gedient ist, liegt auf der Hand. Tendenz als solche läßt sich freilich bei literarischen Werken unseres Erachtens überhaupt nicht vollständig vermeiden; der unbefangenste Autor wird oft unbewußt in sein Werk ein Stück von seiner eigenen Überzeugung legen, und ein völlig tendenzloses Kunstwerk ist eine Utopie — ist denn nicht gerade das edelste Erzeugnis der freischaffenden Phantasie erst recht wieder Tendenz, Kunst um der Kunst willen? Wir glauben, daß man sich eben vor jener unangebrachten Tendenzriecherei hüten müsse, die in die harmlosesten Werke irgend etwas „Beabsichtigtes" hineinlegt und bei uns Deutschen leider sehr tief eingewurzelt ist. „Was beabsichtigte der Künstler mit seinem Werke?", diese banale Schulmeisterphrase treffen wir ja auf Schritt und Tritt. Laßt ihn, der ja doch als Schaffender ein von gegebenen Umständen determinierter Mensch ist, beabsichtigen, was er will; sorget nur dann, wenn ihr der Jugend sein Werk in die Hände leget, dafür, daß ihr die Tendenz den Genuß desselben nicht verkümmere. Die Hauptsache ist, daß die Tendenz nicht das Werk als solches fälscht, daß sie wie ein Kleid wirke, das dem Gegenstande gleichsam umgeworfen ist, von dem man aber weiß, daß es eben nur ein Gewand ist, unter welchem warmes Leben pulsiert. Aber es gibt leider viele Jugendbücher, deren Tendenz nicht um einen Stoff aus Fleisch und Blut, sondern um eine hohle Puppe hängt: nimmt man den Flitterstaat herunter, so kommt sie zum Vorschein. Und das Kind ist oft viel scharfsinniger, als der Erwachsene glaubt, merkt die Absicht und wird verstimmt.

Es ist hier wohl die geeignetste Stelle, von einem Gebiete der Jugendlektüre zu sprechen, das sich der Tendenzschriftstellerei angliedert, nämlich der sogenannten Backfischliteratur. Es gibt eine Gruppe von Erzählungsfabrikaten, die speziell für die heranwachsenden Mädchen gemacht wird. Die Kennzeichen dieser Spezies sind eine lächerlich dumme Prüderie, eine furchtsame Abkehr von den Fragen des Lebens, eine gemacht kindliche und darum kindisch wirkende Schreibweise; ihr Grundton eine Gefühlsduselei, ein Hindämmern in unklaren Empfindungen und ein ganz falscher, erlogener Idealismus, der dem Mädchen ein Zerrbild des Lebens zeigt und im besten Fall zur lächerlichsten Selbstüberschätzung und ganz verschrobener Auffassung der Weiblichkeit führt. Die große Zahl der speziell für die „höheren Töchter" bestimmten Bücher dieser Art, die alljährlich in den Schaufenstern der Buchhandlungen erscheint, zeigt zur Genüge, daß man diese Tantenliteratur noch immer für unentbehrlich hält. Der Gesichtskreis der seit ungezählten Generationen ausschließlich zur „guten Hausfrau" erzogenen Mädchen

Digitized by Google

ist beschränkt genug; gerade aus diesem Grunde ist aber die Auswahl der für sie bestimmten Lektüre viel schwieriger als jene der Knaben. Denn wenn das Mädchen Gattin und Mutter wird, so liegt doch auf seinen Schultern die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, die Kinder in den ersten Lebensjahren zu erziehen. Diese Erziehung darf sich natürlich nicht auf das körperliche Gebiet allein beschränken. Wer sollte sonst die Grundlagen der Anschauung in das junge Wesen legen, wer ihm von allem Anfang an begreiflich machen, daß es außer der Welt des Nützlichen ein Reich des Schönen gibt? Und woher soll die junge Mutter den großen Schatz von Gedanken und Vorstellungen nehmen, der dazu erforderlich ist, die unermüdlich wieder gestellten Fragen des Kindes zu beantworten, wenn sie selbst als Mädchen infolge einer verdammenswerten Borniertheit und Prüderie nur mit Backfischgeschichten und Marlittiaden vollgepfropft worden ist? Darum kann es für die denkende Mutter heranwachsender Töchter keine Sache von größerer Wichtigkeit geben als die sorgfältigste Auswahl der Lektüre. Denn der größte Teil unserer Mädchen wird noch immer ängstlich in den vier Mauern des engen Hauses bewacht und mit Gewalt unter das Joch der Zwangsvorstellungen gepreßt, die da heißen: „das schickt sich nicht für Mädchen", „das darf ein Mädchen nicht wissen" u. dgl. m. Knaben haben es immerhin in dieser Hinsicht besser; sie nehmen doch hie und da ein ernstes Buch zur Hand und lernen es unter verständiger Leitung benützen, oder sie verkehren mit älteren Personen des eigenen Geschlechtes, sind auch im allgemeinen nicht so stark an das Haus gefesselt. Aus allen diesen Gründen sollte man glauben, daß bei der Erziehung der Mädchen die häusliche Lektüre als sehr wichtige Angelegenheit behandelt werde. Allein die Erfahrung zeigt das Gegenteil. In den wenigsten Familien wird diese wichtige Frage ernst genommen. Man glaubt genug getan zu haben, wenn man das Kränzchen abonniert oder einige der eben an der Oberfläche schwimmenden seichten „Erzählungen für junge Mädchen" womöglich antiquarisch kauft; für alle andern Dinge hat der Deutsche bekanntlich mehr Geld übrig als für Bücher; das ist ein Vorurteil aus jener Zeit, da die Nation wirklich zu arm war, um Bücher zu kaufen — heutzutage aber, wo man die besten Schöpfungen unserer Literatur, mit guten Illustrationen geschmückt, für geringes Geld zu kaufen bekommt, ist's eine unverzeihliche Indolenz. Wozu muß es ferner eine spezifisch „weibliche" Jugendlektüre geben? In unsren Tagen, wo der Koëdukationsgedanke sogar auf dem Felde der Erziehung außerhalb des Elternhauses immer mehr Boden gewinnt, erscheint die Trennung nach Geschlechtern bezüglich der Lektüre geradezu unfaßbar. Was wirklich lesenswert ist, das muß doch seine läuternde und veredelnde Kraft an beiden Geschlechtern zeigen. Schriften aber, die das Gemüt des Mädchens verflachen, die Begriffe konventioneller Schicklichkeit mit jenen der Ethik verwechseln, dem Wesen, das Frau und Mutter werden soll, das Walten der großen Naturgesetze künstlich verhüllen und auf seine tiefsten Fragen die Antwort schuldig bleiben, solche sind nicht anders denn als unmoralisch zu bezeichnen.

Nun kann man allerdings nicht in Abrede stellen, daß ein großer Teil der Schuld bezüglich unserer Jugendlektüre das Publikum, also die Eltern, selbst trifft. Diese sind ja vor allen berufen, den Werdegang des Kindes zu überwachen und demgemäß jene Bücher auszuwählen, die man ihm in die Hand geben kann. Freilich setzt dies voraus, daß auch die Eltern dieselben genau kennen. Es gibt so viele Menschen, die in gedankenlosem Leichtsinn eine Familie gründen, ohne sich der ungeheuren Pflichten klar bewußt zu sein, die sie gegenüber ihren Kindern haben. Männer, in deren Hirn außer den täglichen Berufsangelegenheiten nur Skat und Biertisch Platz finden, Frauen, deren ganzer Lebensinhalt nur aus den Sorgen für Zimmer und Küche besteht, die außer dem Kochbuch und irgend einer Unterhaltungslektüre seichter Natur nie ein Buch zur Hand nehmen, sind nicht die richtigen Berater ihrer Kinder. Darin besteht ja die tiefe Tragik so vieler anscheinend „glücklicher" Familien, daß die Eltern dem geistigen Leben ihrer Kinder fremd und teilnahmslos, oft ohne jedes Verständnis gegenüberstehen. Man empfindet beiderseits oft schmerzlich genug die wachsende Entfremdung, und die Schuld liegt auf beiden Seiten; die Eltern müßten etwas weniger Autorität posieren und dem heranwachsenden Menschen nicht immer wie einem unreifen Geschöpf entgegentreten, das noch gegängelt werden muß; die Kinder hingegen bedenken, daß die Anschauungen der Eltern in einer vergangenen Zeit wurzeln. Bestimmte feste Regeln für die einzelnen Altersgrenzen aufzustellen, dürfte schwer sein, obzwar man natürlich in der Praxis Grenzen ziehen muß; doch darf man nie vergessen, daß das Kind ein in beständiger Veränderung befindliches Wesen ist, und es muß den Erwachsenen überlassen bleiben, jene Lektüre auszuwählen, die für die Persönlichkeit des einzelnen Kindes eben nötig erscheint. Man versucht oft, die Last dieser Verantwortung auf die Schultern der Schule zu schieben; dies ist ein bequemer, aber keineswegs zu billigender Ausweg — die Schule kann ihrer ganzen Natur nach ja doch niemals eine persönliche, sondern bloß eine allgemeine Bildung, oder besser gesagt, allgemeine Kenntnisse vermitteln. Bildung in ihrem besten Sinne aber ist persönliche Kultur, und um diese müssen sich andre Faktoren bemühen als die zersplitterten und infolge der ungeheuren Schülerzahl an den öffentlichen Schulen von jeder Wirkung auf den einzelnen fast ausgeschlossenen Lehrer, die immer mehr zu bloßen Schulbeamten werden. Es gibt Kinder, die sehr langsam, andere, die schnell reifen; manche haben mit siebzehn Jahren die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen, andre sind mit vierzehn fast erwachsen. Anders wird der Lesestoff jener sein, deren Phantasie leicht erregbar und entzündlich ist, anders wieder jener der ruhigen und beschaulichen Naturen; wer aus kleinlichen Verhältnissen stammt, wird andere geistige Kost verlangen als wer im Kreis der großen Welt lebt. Kurz, die Auswahl muß eine der Persönlichkeit des Kindes angepaßte sein. Freilich setzt dies voraus, daß die Eltern und Erzieher auch selbst die Dichtungen kennen, daß sie imstande sind, Spreu

Digitized by Google

vom Weizen zu sondern und sich nicht im Buchladen den nächstbesten Ladenhüter aufschwatzen lassen, wie man das häufig beobachten kann. Genaue Kenntnis der Seele der Kinder, genaue Kenntnis der Schöpfungen, die hier in Betracht kommen, verständige Auswahl — das sind die drei unbedingt nötigen Erfordernisse, ohne die es unmöglich ist, das Richtige zu treffen. Das Wichtigste aber ist, daß die dem Kinde gebotene Lektüre künstlerisch wertvoll sein muß.

Man wird nun positive Vorschläge verlangen, nach denen die Auswahl zu treffen ist. Vorbehaltlich des Grundsatzes, daß diese rein persönlich ist, sei so viel bemerkt: man beurteile die Werke nach ihrem inneren Wert, nicht nach der Eignung für bestimmte Alters- oder Geschlechtskategorieen. Man vermeide auch die „aktuellen", „sensationellen" und „interessanten" Werke. Besser ist es, wenn man aus den Schöpfungen unserer Autoren eine Auswahl trifft. So eignet sich sehr vieles von Adalbert Stifter hervorragend für die Jugend; etwa „Bunte Steine", „Hochwald", „Studien", in Auswahl. Roseggers „Waldbauernbub", vieles aus den „Novellen", einige der Romane werden gern und mit Nutzen und Genuß von den älteren Kindern gelesen werden. Die Gerlach'sche Jugendbücherei enthält Wertvolles für alle Altersstufen, dazu den reichsten von Künstlern geschaffenen Buchschmuck, fast durchweg in prächtigen Farben. Grimms Märchen, Bechstein, Andersen, Hebel, Kopisch, Brentano sind hier vertreten. Alle diese Autoren eignen sich vorzüglich für jedes Alter. Besonders die Andersenschen Märchen sollten eigentlich keiner Empfehlung bedürfen, und unglaublicherweise gibt es Eltern, die sie für „unpassend" halten. Natürlich muß eine Auswahl getroffen werden; gute Anthologien sind „Vom goldenen Überfluß", ferner der „Deutsche Spielmann" (Verlag Callwey-München), die zum Teil auch Werke älterer Autoren enthalten. Für das zartere Alter empfehlen sich „Fitzebutze", der ewig junge „Struwwelpeter", die Werke von Hans Heinz Evers, besonders „Die verkaufte Großmutter"; „Hans Huckebein", eine Auswahl aus dem „Jungbrunnen", einige Bilderbücher (Ludwig Richters Jahreszeiten), ferner Wolgasts Auswahl „Schöne alte Kinderreime" werden die Kleinsten besonders erfreuen, wenn sie ihnen von Erwachsenen vorgesprochen oder gezeigt werden. Für eine folgende Altersstufe eignet sich Robinson vortrefflich, ebenso „Lederstrumpf"; Hauffs Märchen werden stets ihren hervorragenden Platz behaupten, auch Storm (Geschichten aus der Tonne); Sohnrey, Riehl und Chamisso (Peter Schlemihl) sind zu empfehlen. Für das reifere Alter mag man ruhig eine Anzahl der Novellen Ferdinand von Saars, ferner Liliencrons Gedichte, Storms Pole Popenspäler, Wildenbruchs „Kindertränen", Raabes „Deutsche Not" und manches andere der Art bestimmen; von einer gewissen Altersgrenze an muß man schließlich doch von jeder Bevormundung hinsichtlich der Lektüre absehen und bloß die schlechten, den Geschmack verderbenden Schriften von den jungen Leuten fernhalten. Ist das Urteil einmal fester begründet, zieht der jugendliche Leser mit klarer Absicht und mit Bewußtsein dieses oder jenes Werk einem andern vor, sucht er in seiner Lektüre wirklich das edelste Gut, die Förderung der Persönlichkeit — dann ist er ja auch dem Rate des Erziehers entwachsen.

Immer lauter machen sich in unseren Tagen die ästhetischen Forderungen auf dem Gebiete der Erziehung geltend, Immer eindringlicher ertönt der Ruf nach Erweiterung und Vertiefung der Bildung. Die Jugendlektüre ist ein Gebiet, auf dem diese beiden Zeitforderungen sich berühren; mögen sie den Grund legen zur Ausbildung jener edelsten seelischen Kraft, in der wir uns bisher noch viel zu wenig geübt haben, zur Kunst des Genießens. Auf dem Genuß künstlerischer Werte beruht ja doch am Ende die beste menschliche Kultur.

Von Tieren und Menschen.

Aus Carl Hagenbecks Erinnerungen.

Es giebt vielleicht keinen zweiten deutschen Namen, der so weithin auf dem ganzen Erdenrund bekannt ist, wie der Carl Hagenbecks, des Begründers des deutschen Tierhandels. Wo der Winter ewig mit Schnee und Eis herrscht, in der glühenden Wüste, im nachtdunklen Urwald, im Herzen des verschlossenen Tibet selbst, hat dieser Name hellen Klang; am Lagerfeuer nennen ihn sich die braunen und gelben und roten Jäger, und oft mag er das Einzige sein, was das Naturkind von Deutschland weiß, was es mit der Kultur verbindet: „Carl Hagenbeck". Ein Beispiel hierfür:

„Dem jungen Offizier eines deutschen Kriegsschiffes, das in Punta Arenas in der Maghellanstraße vor Anker gegangen war, kam eines Morgens die Lust an, einen Ausflug in die Pampa zu unternehmen, um mit Fauna und Flora dieses öden Gebietes nähere Bekanntschaft zu machen. An die Begegnung mit Menschen dachte er nicht. Auf dem Rücken eines in Punta Arenas gemieteten Pferdes zog der Offizier wohlgemut in die Steppe. Nachdem er stundenlang umhergestreift war und an den Heimweg zu denken begann, bemerkte er erst, daß er seinen Kompaß verloren hatte. Auf der Pampa, die dem Fremden keinerlei Richtmarken bietet, geriet er bald gänzlich in die Irre. Als die Nacht hereinbrach, befand sich der Deutsche mitten auf der Pampa, ohne eine Ahnung, wie weit er sich vom Schiffe entfernt habe. Schon erwog er den Gedanken, sein Nachtlager unter irgend einem Strauche aufzuschlagen, so wenig verlockend diese Aussicht auch war. Während er noch mit solchen Gedanken beschäftigt war, schlug plötzlich aus der Ferne der dumpfe Laut von Pferdegetrappel an sein Ohr. Im nächsten Augenblick tauchte aus der Dämmerung eine Horde wilder Indianer auf und sprengte mit Rufen der Überraschung und des Staunens auf den Verirrten ein. Genug hatte er über diese unzivilisierten Horden gelesen, um zu wissen, daß die Begegnung leicht den Tod im Gefolge haben könne. Das Pferd, die Büchse die er

Digitized by Google

trug und die blanken Knöpfe an seiner Schiffsuniform genügten, um die Begehrlichkeit der Indianer zu reizen. Was bedeutet ein Totschlag mitten in der Pampa? Danach kräht kein Hahn. Dezimieren die Indianer sich doch selbst untereinander auf die unbarmherzigste Weise. Schon glaubte der Deutsche, sein letztes Stündlein sei gekommen; er packte die Büchse und beschloß, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, als sich etwas ganz Seltsames und schier Unglaubliches ereignete. Auf einen Schrei des heransprengenden Häuptlings hielt die ganze Horde an, der Häupting ritt allein auf den Fremden zu, starrte ihn an und rief mit freudig bewegter Stimme: „Du Capitano Vapore Hagenbeck?“ Dem Deutschen tönte dies Wort wie eine Erlösung, war er doch ein geborener Altonaer, und blitzschnell kam ihm der Gedanke, daß der Indianer wohl zu einer der Völkerausstellungen gehört haben mochte, die er so häufig in meinem Tierpark am Neuen Pferdemarkt gesehen hatte. Schnell faßte er sich und rief hocherfreut: „Ja Hagenbeck Amburgo Capitano!“

Gegenseitig Staunen. Der Häuptling hält unter vielfachen Gestikulationen seiner Truppe einen großen Vortrag. Allgemeiner Jubel. Alle sitzen ab, ein Feuer wird angezündet und der Fremde mit großer Höflichkeit eingeladen, sich in dem Kreis der Rothäute niederzulassen. Dies ließ er sich nicht zweimal sagen. Die Nachtkühle hatte ihm schon empfindlich zugesetzt. Aber es gab noch andere Genüsse. Die Horde kam von einem Jagdausflug und führte viele Strauße und junge Guanakos mit sich. Ein Strauß wurde gerupft und gebraten und zum Schmaus aufgetischt, wobei man den Offizier mit den besten Bissen bewirtete. Nachdem die Gesellschaft sich also gestärkt hatte, machte der Offizier dem Häuptling begreiflich, daß er nach Punta Arenas und zu seinem „Vapore“ zurück möchte. Der Häuptling und sechs seiner Leute sattelten nun ihre Pferde und nahmen den Offizier in die Mitte. In kurzem Galopp ging es direkt zur Küste, wo die Gesellschaft nach einem Ritt von einigen Stunden wohlbehalten ankam. Hier verabschiedete man sich unter lebhaftem Händeschütteln von dem Offizier, und das Abenteuer hatte ein Ende.“

So erzählt Carl Hagenbeck in seinen soeben erschienenen Lebenserinnerungen.*) Welche Fülle charakteristischer Völkertypen tauchen nicht bei dieser Schilderung vor unserm geistigen Auge auf: da sind die Lappländer, die Eskimo, die „Nubier“, die Kalmücken und vor allem die liebenswürdigen Singhalesen, alle aufs Innigste mit diesem Zauberworte „Hagenbeck“ verknüpft, für viele von uns reizvollste Knabenerinnerungen bergend, wie wache Träume aus Robinson und Lederstrumpf. Welchen Dienst Hagenbeck mit seinen Völkerkarawanen der Wissenschaft, zumal der Anthropologie und Ethnologie, geleistet hat, das steht auf einem besonderen Blatte und soll hier nicht erörtert werden. Aber das muß doch gesagt werden, daß es in erster Linie Hagenbeck war, der durch seine Völkerschaustellungen in weitesten Kreisen jenes Interesse für diese Wissenschaften geweckt hat, das jetzt so rege ist. Das soll ihm nie vergessen sein.

Hagenbeck ist ein außerordentlich schlichter Mann; er hat sogar nichts von jenen Schaumschlägern an sich, die da mit Trara und Tamtam ihre Taten der Welt als etwas nie dagewesenes verkünden. Er sagt ganz schlicht und einfach — und dieses ganze köstliche Buch ist so, und man muß diesen prachtvollen Menschen von Herzen lieb gewinnen, wenn man es liest —: „Der erste Anstoß (zu den Völkerschaustellungen) war die Tatsache, daß das Tiergeschäft um die Mitte der 70er Jahre langsamer zu gehen anfing, und ich also daran zu denken gezwungen war, mein Unternehmen nach irgend einer andern Seite hin auszudehnen. In der Folge fand der alte Spruch: „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ wieder einmal seine Bestätigung“. Also weil das Tiergeschäft nicht gut ging (und Hagenbeck giebt in seinem Buche gelegentlich auf Heller und Pfennig an, was er bei dem Tiergeschäft verdient) darum der Plan der Völkerschaustellungen.

Das Tiergeschäft... Wir können uns heute garnicht recht vorstellen, daß es einmal keine großen zoologischen Gärten und keinen Hagenbeck, der sie versorgt, gegeben hat. Um so lustiger wirkt auf uns die Erzählung von den ersten Anfängen des Hagenbeckschen Tierhandels. Da spielt zunächst das „größte Schwein der Welt“ eine Rolle, sodann ein Reh, das für ein Lama gelten mußte, weil dieses leider eingegangen, das Schild aber schon gemalt war. (Wie köstlich weiß Hagenbeck von den Hamburger „Rekommandeuren“ dieser Tierschaustellungen zu plaudern.) Dann aber folgten Seehunde.

„Anfang März fingen die Fischer, die in diesem Jahre (1848) schon sehr früh zum Störfang ausgezogen waren, sechs Seehunde in ihren Netzen. Da die Fischer kontraktlich verpflichtet waren, den ganzen Fang an meinen Vater abzuliefern, überbrachten sie ihm natürlich auch diese Seehunde. Zu dem, was nun folgte, kann man wirklich sagen: kleine Ursachen, große Wirkungen. Mein Vater kam nämlich auf die glückliche Idee, die Tiere gegen Entree sehen zu lassen, und stellte sie zu diesem Zwecke in zwei großen Holzbottichen auf dem Spielbudenplatz in St. Pauli gegen einen Schilling (acht Pfennig) Eintrittsgeld aus. Mit dieser Schaustellung wurde ein ganz gutes Geschäft gemacht. Sie war die erste ihrer Art für meinen Vater, da es sich diesmal nicht um Haustiere handelte, und man kann wohl sagen, daß sich aus ihr das ganze Tiergeschäft entwickelt hat. Von einem Berliner Geschäftsfreunde wurde es meinem Vater nahegelegt, die Seehunde auch in Berlin zu zeigen — für den modernen Menschen eine sonderbare Idee, Seehunde nach der Reichshauptstadt zu bringen, um sie dort als große Seltenheit auszustellen. Damals handelte es sich aber wirklich um eine Seltenheit, und die Seehunde wurden schleunigst in Krolls Garten untergebracht. Trotz der politischen Gärung war das Geschäft gar kein schlechtes. Als aber die revolutionäre Bewegung täglich zunahm, begann es meinem Vater in Berlin ungemütlich zu werden. Er verkaufte also die berühmten sechs Seehunde an

*) Carl Hagenbeck: Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen. Mit zahlreichen Illustrationen. Vita, Deutsches Verlagshaus (Berlin). Preis geb. Mk. 15,—.

Digitized by Google

einen Berliner Unternehmer, leider nicht gegen bar, sondern auf Kredit, und reiste wieder nach Hamburg zurück. Dieser Unternehmer hatte beklagenswerterweise ein sehr schlechtes Gedächtnis; er ging nämlich mit den Seehunden in die Weite und vergaß ganz, die Rechnung zu bezahlen. Das war der Anfang des Tierhandels. Er war nicht so schlecht, wie es vielleicht aussieht; denn mein Vater hatte nicht nur nichts verloren, sondern durch die Schaustellung in Hamburg und Berlin noch ein Sümmchen übrig behalten."

Das waren also die Anfänge des Welthauses Carl Hagenbeck. Trotz mehrfacher derartiger gewinnbringender Geschäfte stellte sich jedoch mit der Zeit heraus, daß das Geld, was die Fischhandlung einbrachte, im Tiergeschäft größtenteils wieder zugesetzt wurde; „denn infolge Mangels an Erfahrung in der Behandlung der Tiere gingen viele zugrunde." Es gehörte ein gut Stück Liebe zu den Tieren, die Versuche überhaupt weiter fortzusetzen. Mit fünfzehn Jahren beginnt Carl Hagenbeck, sich im Ernste dem Tierhandel zu widmen, als Sechzehnjähriger machte er sein erstes größeres Tiergeschäft mit dem Berliner Zoologischen Garten, dem er annähernd für 1700 Taler Tiere verkauft, mit achtzehn Jahren ist er bereits ein gefährlicher Konkurrent des bedeutendsten damaligen Tierhändlers, des Engländers Jamrach . . . aber die köstlich geschilderten Begegnungsszenen mit diesem muß man schon im Buche selbst nachlesen.

Der Tierhandel war damals sozusagen noch jungfräulicher Boden: alle Erfahrungen zumal im Tiertransport mußten selbst (oft unter bösen Enttäuschungen) gemacht werden. Mit prachtvollem Humor erzählt Hagenbeck manches Stück davon, das auch tierpsychologisch wertvoll erscheint. Man lese z. B. die folgende Episode eines großen afrikanischen Tiertransports des Jahres 1870:

„Nur sechzehn große, ausgewachsene Strauße waren noch übrig, die in der Weise zum Bahnhof geführt werden sollten, daß immer ein Vogel von zwei Personen an den Flügeln gepackt und zum Mitgehen gezwungen werden sollte. Zu dem ersten Strauß gesellten sich mein Bruder und ich, die übrigen Vögel sollten von den Leuten einstweilen zurückgehalten werden. Die Leute folgten auch dieser Anordnung, nicht aber die Strauße. Kaum hatten wir uns einige Schritte vom Hofe entfernt, als die übrigen fünfzehn Strauße wie ein Wirbelwind durch den Hof jagten, die sämtlichen Wärter über den Haufen warfen und in der Richtung nach der Wüste entflohen. Als ich dies sah, tat ich etwas, was ich nicht hätte tun sollen — man muß ja aber fortwährend im Leben Lehrgeld zahlen. Ich glaubte unsern „Strauß" allein festhalten zu können und rief meinem Bruder deshalb schnell zu, er möge den von ihm gehaltenen Flügel loslassen und den Leuten zu Hilfe eilen. Kaum hatte aber der Strauß einen Flügel freibekommen, als er mir mit seinen langen Beinen einen solchen Tritt vor die Brust versetzte, daß ich hintenüber stürzte. Schneller als ein Pferd folgte der Flüchtling seinen Kameraden, während ich noch am Boden lag, nach Atem rang und dem Entflohenen verdutzt nachsah.

Selksamerweise ging das Wiedereinfangen der Straußenherde auf eine beinahe lächerlich einfache Weise vor sich. Einer von den Leuten, namens Seppel, fand instinktiv das richtige Mittel, indem er auf eine Eigentümlichkeit spekulierte, der Tiere und Menschen in gleicher Weise gehorchen, nämlich die Gewohnheit. Die Sache hatte aber doch etwas Verblüffendes. Als ich mich eben erhob, sah ich, wie Seppel die ganze Ziegenherde aus dem Hofe heraustrieb. Auf meinen Anruf: „Seppel, was machen Sie denn da?" antwortete er nur lakonisch: „Ich will die Strauße wieder zurückholen." Auf seine Anordnung hatten sich zwei Araber auf Dromedare gesetzt und diese, sowie die Ziegenherde folgten nun den Straußen schnell nach. Als der Zug den Flüchtlingen nahe kam, reckten diese ihre Hälse, schlugen wie vor Freuden mit den Flügeln und tanzten in weitem Bogen um die Ziegenherde und die Dromedare herum. Ein ganz grotesker Anblick. Und als ob nun alles wieder in Ordnung sei, setze sich die ganze Karawane in Marsch nach dem Bahnhof. Die Strauße gingen so ruhig zwischen den Ziegen und Dromedaren, als ob sie von einer unsichtbaren Macht festgehalten würden. Ohne viel Sträuben ließen die Vögel sich ergreifen und in den für sie bestimmten Wagen führen. Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Auf der ganzen zweiundvierzigtägigen Reise von Kassala bis Suakin hatte man die Strauße ungefesselt zwischen der Ziegenherde und den Dromedaren transportiert. Seppel, der mit dabei gewesen war, wußte das, und hatte ganz richtig kalkuliert, daß die Strauße sich in die gewohnte Marschordnung ohne Widerstreben wieder fügen würden."

Kaum minder reizvoll ist die nachstehende Elefantengeschichte:

„Die Verladung gestaltete sich zu einer wahren Komödie. Es war am ersten Pfingstmorgen, als ich mit dem Tier an der Brücke anlangte. Der Elefant war außerordentlich ruhig und gelassen; ich habe überhaupt niemals einen zahmeren und gutmütigeren Elefanten kennen gelernt. In der langen Zeit, die das Tier bei mir gestanden hatte, war ich sehr vertraut mit ihm geworden, ich konnte es mir deshalb erlauben, es beim Ohr zu packen und auf die Brücke zu geleiten, während der Wärter es auf der andern Seite führte.

Nachdem der Elefant mit den Vorderfüßen die Brücke sorgfältig befühlt hatte, ging er sehr ruhig einige Schritte vorwärts, machte dann aber plötzlich Halt und ging wieder zurück. Vielleicht hatte er in den Bohlen der Brücke, die ja ein Ponton war, ein leises Schwanken bemerkt. Kurz, er war nicht zu bewegen, die Brücke zu passieren. Nach verschiedenen Nötigungen ließ ich an den beiden Vorderfüßen je ein starkes Tau befestigen und gab jedes in die Hände von zwanzig Mann, die zusammen, also vierzig Mann hoch, die ganze Mannschaft des Schiffes darstellten. Ich selbst wirkte als Stratege; rief ich „links", so zogen zwanzig Mann am linken Vorderfuß, rief ich „rechts", dann trat die andere Abteilung in Aktion. Der Elefant ließ sich

Digitized by Google

das ruhig gefallen, bis er nur noch wenige Schritte vom Verdeck entfernt war. Da zog er plötzlich das linke Vorderbein mit einem Ruck zurück und zwanzig Mann purzelten übereinander am Boden hin. Ich bekam einen nicht geringen Schreck, jedoch unnötigerweise, denn das Tier war absolut gleichmütig und schritt nach dieser Kraftleistung ganz ruhig auf das Verdeck und in seinen Kasten hinein. Das Ganze drängte sich einem wie eine bewußte Komödie auf; es war, als wenn der Elefant nur hätte zeigen wollen, daß das Ziehen doch nichts genützt hätte, wenn er nicht gutwillig hätte mitgehen wollen. Ich glaube, wenn Elefanten lachen könnten, dieser hätte nach Ankunft in seiner Box gelacht."

Diese und zahlreiche ähnliche Schilderungen Hagenbecks sind nicht nur prachtvoll erzählt — es steckt in dem alten Hagenbeck so etwas wie ein richtiger Dichter — sie verraten auch den feinen Beobachter der Tierseele. Eben auf diesem Beobachten basieren auch Hagenbecks Anschauungen über Tierdressur, und im Zusammenhange damit steht auch die Schaffung des ja aus zahlreichen Zeitungsberichten seiner Eigenart nach wohl bekannten Stellinger Tierparks. Lassen wir Hagenbeck selbst erzählen:

„Im stillen hatte ich schon lange den Gedanken erwogen, ob es nicht möglich sei, mit der alten, grausamen Tierdressur zu brechen und an ihre Stelle eine humane einzuführen. Die Tiere sind Wesen wie wir selbst, und ihre Intelligenz ist nicht der Art, sondern nur dem Grad und der Stärke nach von der unsrigen verschieden. Sie reagieren auf Bosheit mit Bosheit und auf Freundschaft mit Freundschaft. Längst hatte ich gefunden, daß durch Liebe, Güte und Beharrlichkeit, gepaart mit Strenge, auch von einem Tier mehr zu erreichen ist, als durch rohe Gewalt. Auch war mir durch den jahrelangen intimsten Umgang mit Tieren bekannt, daß auch bei ihnen die Begabungen, die Charaktere und das Temperament verschieden sind. Nichts ist also verkehrter, als alle über einen Kamm zu scheren. Wie Menschen wollen auch sie individuell behandelt werden, denn nur so kann man ihr Zutrauen erwerben und ihre Fähigkeiten wecken.

Wer zu dieser Überzeugung gelangt war, den mußte es schmerzen, seine Lieblinge mit Peitsche, Knüppel und Eisenstange mißhandelt zu sehen, denn im wesentlichen beschränkte sich die Tierdressur auf diese Hilfsmittel. Während ich mit einem Zirkus reiste, erachtete ich die Zeit für gekommen, um im Ernste an die Einführung der „zahmen" Tierdressur zu gehen. Durch scharfe Auswahl des Intelligentesten sollte geeignetstes Material beschafft werden, die dann aufgenommenen Exemplare aber sollten durch Rücksichtnahme auf die Eigenart jedes Tieres zu Freunden, nicht zu Feinden gemacht werden."

Man kennt auch die wahren Wunder, die diese liebevolle Tierpsychologie in der Dressur erreicht hat: die Resultate haben Hagenbecks Anschauungen glänzend bestätigt. Wer davon mehr erfahren will, der greife zu dem Buche, der betrachte vor allem auch die Bilder, die bisweilen fast unglaublich erscheinen. Da ist z. B. eines: „Die Jüngsten der Familie Hagenbeck": Carl Hagenbeck mit zwei seiner Enkelinnen, einem kleinen Schimpansen, zwei Königstigern und einem Löwenbaby, friedlich unter Büschen sitzend. Oder die kaum minder drollige „Siesta im Walde".

Von „Zucht und Akklimatisation", von „kranken Tieren", Schlangengeschichten, Elefantenerinnerungen, von „Raubtieren in der Gefangenschaft", „Menschenaffen" u. s. f. erzählt das Buch, das mir viel wertvoller erscheint als manches dickleibige zoologische Lehrbuch. Denn hier steht ein Mann dahinter, ein Mensch mit einem Kinderherzen, voll Humor und Liebe und Treue. Die Worte, die Hagenbeck seinen Mitarbeitern widmet, legen von dieser Liebe und Treue das schönste Zeugnis ab. Und eine besondere Herzensfreude ist es mir, daß er, ein Aufrechter, mit so warmen Worten für den von unsern Herren am grünen Tisch so schmählich behandelten Adrian Jacobsen eintritt.

Ich will diese Mitteilungen über das prächtige Buch hier mit einer anschaulichen Schilderung schließen, die von einem Tiertransport durch die Wüste berichtet. Da heißt es:

„Kurz vor Sonnenuntergang bricht die Karawane auf und jeder begibt sich an den ihm zugewiesenen Platz. Die großen Tiere werden von Dienern geführt, eine Giraffe von drei Leuten, ein Elefant von zwei bis vier, eine Antilope von zwei und ein großer Strauß ebenfalls von zwei Mann. Kleinere Tiere, junge Löwen, Leoparden, Affen, Schweine, Vögel, befinden sich in primitiven, schon am Fangplatz selbst hergestellten Käfigen, deren zwei bis drei von je einem Dromedar getragen werden. In der Mitte des Zuges bewegt sich schwerfällig eine Gruppe von Dromedaren, von denen immer ein Paar zusammengekoppelt ist. Zwischen den beiden Tieren hängt eine mächtige, aus Stäben gezimmerte und mit Riemen von roher Haut verknotete Kiste — ein Käfig, in welchem sich ein junges Nilpferd befindet. Über die Packsättel der beiden Dromedare sind zwei starke Stangen gelegt und an diesen hängt der Käfig, der mit seinem Insassen mindestens 300 Kilo wiegt. Für jeden einzelnen dieser vornehmen Reisenden sind 6—8 weitere Dromedare nötig, sie bilden seine besondere Dienerschaft und tragen das Wasser, welches so ein Nilpferd auf der Reise ununterbrochen nötig hat. Auch für das Bad, welches dem Tiere in einer Wanne aus zusammengebundenen gegerbten Ochsenhäuten an jedem Tag während der Rast bereitet wird. Im Troß der Karawane wandern ganze Herden von Ziegen und Schafen, ihre Zahl geht in die Hunderte. Die Mutterziegen liefern frische Milch für alle die Tierbabys, die sich beim Transport befinden, die übrigen sind Schlachttiere zur Nahrung für unsre Fleischfresser. Das Ganze gleicht einem gigantischen, wandernden Haushalt. Auch die vielen Menschen des Zuges müssen ja befriedigt werden, sie erhalten täglich eine bestimmte Ration Durrahmehl, das lange vor Aufbruch der Karawane von den Sklavinnen auf Vorrat gemahlen wurde, auch erhalten sie frisches Fleisch in Form von Schafen und jungen Ochsen, die man von begegnenden Nomaden erhandelt. An den Ruhetagen wird auch die Jagd eifrig betrieben, um den Lagerproviant

Digitized by Google

zu ergänzen. Die Hauptsache aber bleibt das Wasser, von dessen Vorhandensein das Leben Aller abhängt.

Die Karawane zieht so schnell, wie es die verschiedenen Gangarten der Tiere gestatten wollen, dahin. Einige Stunden wird marschiert, dann gerastet, die Tiere werden gefüttert und getränkt, dann gehts weiter bis zum Morgen. Eine Stunde nach Sonnenaufgang sucht die ganze Karawane nach Ruhe im dürftigen Schatten von Mimosen oder Akazien, oder auch unter dem künstlichen Schutze aufgespannter Matten, die freilich gegen das sengende Sonnenlicht wenig ausrichten können. Die Tränkplätze in der Wüste sind nur spärlich vorhanden, werden sie erreicht, was immer mit der Gewährung eines besonderen Ruhetages verbunden ist, so kann man sie häufig durchaus nicht ohne weiteres in Besitz nehmen. Nomadenstämme haben den Platz mit ihren Herden schon besetzt, ein Streit entspinnt sich und schon greifen die wilden Söhne der Wüste zu den Waffen, als der Führer der Karawane die Sache durch ein „Backschisch" beilegt. Zwischen einzelnen dieser Tränkplätze liegen Entfernungen von 100 Kilometern, und da solche Strecken beim Marsche mit gefangenen Tieren 3—4 Tage beanspruchen, so müssen große Quantitäten Wasser in Schläuchen aus Ziegen- und Ochsenhaut mitgeführt werden. Das kostbare Naß, welches diesen Wasserlöchern entnommen wird, besitzt kaum das Ansehen wirklichen Wassers, es ist eine fürchterliche Brühe, und doch hängt an ihr unser aller Leben. Nicht weniger als 30–40 Dromedare sind damit beschäftigt, der Karawane das Wasser nachzuführen oder mit ihm voranzuziehen." — —

Indem ich noch einmal zusammenfassend urteile: hier ist uns ein Buch geschenkt worden, das bleibenden Wert hat. Ein großer, guter, schlichter Mensch, ein Dichter ohne es zu wissen, hat es geschrieben. Und es wird den Kindern die gleiche Herzensfreude machen wie den Alten. Es ist für den Wissenschaftler nicht minder wertvoll wie für den bloßen Tierfreund interessant und belehrend.

Dr. A. Hn.

Zwei Gedichte.

Von **Richard Schaukal** (Wien). *)

Mozarts Spinett.

Dem schmächtigen Gerät zum ersten Male
ist lieblich läutend Glockenklang entquollen:
Tropfen, die perlend bald im Becken rollen,
bald lauter plätschernd in basaltner Schale

vom Rande rinnen, blitzender Opale
träufelnde Reihen, bald in einem tollen
trommelnden Tanze stürmen, bald vom vollen
Winde gewiegt in Schleiern wehn zu Tale.

Und wie das Mondlicht blaue Silberseiden
über den Rasen rings um die Fontäne
flutend verflicht, erweitert sich die Szene:

Der Fluß erglänzt metallen unter Weiden,
aus weißer Götter schweigenden Verstecken
flackert Geflüster längs den Taxushecken.

* * *

Bin ich im Leben?
Ist es in mir?
War ich das eben?
Bin ich das hier?

Alle das Denken
gibt keinen Halt,
Dauer nur schenken
kann die Gestalt.

*) Schaukals „Buch der Seele" (Verlag von Georg Müller, München) entnommen, das Österreichs bedeutendster Lyriker uns dieses Jahr beschert hat. Ich persönlich bekenne, daß, wenn ich Ähnliches suchte wie namentlich das zweite Gedicht, ich das nur bei Goethe zu finden hoffte. A. Hn.

Die wundertätige Erde.

Novelle von **Victor Klemperer** (Berlin).

Schon eine ganze Weile hatte man kein Wort mehr beim Mittagessen reden können, so laut wurde draußen gesprochen. Jetzt riß dem Doktor die Geduld. Grimmig sprang der riesige breitschultrige Mann vom Stuhl, stieß die Tür zum Korridor auf, schob das Dienstmädchen unsanft zur Seite und pflanzte sich bedrohlich vor den ziemlich zerlumpten Bergarbeiter hin. „Nun aber heraus mit dir, Kowalski!" brüllte er, „nun hab' ich's satt". Sein bäurisch grobes Gesicht war blaurot vor Zorn und seine gewaltige Faust fuhr wild in der Luft herum. „Ganz einerlei ist mir dein Gewinsel, und den Strafantrag stelle ich doch. Noch heute — gleich jetzt werde ich deine Frau anzeigen. Wahrhaftig, ich freue mich, daß sie mich so gemein beschimpft und mir den Rockärmel zerrissen hat. Da ist mir doch einmal die Gelegenheit geboten, den ganzen Jammer vor Gericht zu bringen. Zum Tollwerden ist es!... dieser gute, kräftige, aufgeweckte Junge!... Und sicher hätte ich ihn durchgebracht. Da müssen ihn die eigenen Eltern morden — jawohl, morden!" schrie er noch einmal so unbändig, daß die kleine Flurampel zu klirren begann — „aus Dummheit, Trotz, Aberglauben morden." Nun schien sich seine Wut ausgetobt zu haben; es war, als vergesse er den Arbeiter vor sich, dessen schmächtige Gestalt ganz in sich zusammengekrochen war, und knurrend murmelte er mehr zu sich selbst als zu dem andern: „Aber ihr seid weder die einzigen noch die eigentlich Schuldigen."

Jetzt war es eine kleine Weile ganz still. Kowalski stand noch immer auf demselben Fleck und machte keine Miene zu gehen. „Wenn doch Pan Doktor hören wollten", sagte er endlich behutsam, „nachher kann er mir ja die Polizei ins Haus schicken."

„Ich mag nichts mehr von euch hören, geh!" Es klang hart, aber nicht mehr so jähzornig.

„Bitte, Pan Doktor, bitte — nur ein paar Minuten."

Wortlos legte der Arzt seine mächtigen Tatzen auf die Schultern des Bettelnden, drehte ihn herum und schob

Digitized by Google

ihn gelassen aber unwiderstehlich zur Türe. Da wandte Kowalski den Kopf zurück und flüsterte ganz dicht am Ohr des andern: „Pan Doktor, nun will ich Ihnen ein Geheimnis sagen. Dann hören Sie mich vielleicht. Ich habe neulich den Sozialdemokraten gewählt und nicht...“ Er brauchte nicht weiter zu reden, so hastig ließ ihn der Doktor los. „Was hast du?“ rief er aufs höchste überrascht und sehr ungläubig.

„Sie können mir schon glauben, was ich eben leise gesagt habe“, entgegnete er mit einem schlauen Lächeln in dem faltigen Gesicht; „denn wenn Sie's nun weiter sagen, schadet mir's ja so entsetzlich, und so etwas lügt man doch keinem vor.“ Gleich darauf wurde er wieder sehr betrübt und demütig. „Wollen Sie mich nun hören? Sie haben mich „Mörder“ genannt, und ich habe mich in dieser Nacht auch so genannt, ach Gott, wie oft!“ Er begann zu weinen wie ein Kind. „Ich halt's ja nicht mehr aus, Pan Doktor, ich muß es irgendwem sagen, und zum Pfarrer getrau ich mich nicht damit.“

Der Doktor hätte lachen und fluchen mögen im selben Atem. Dieser Mensch duldete, daß der Arzt in seinem Hause betrogen und beschimpft wurde, und bettelte dann denselben „Pan Doktor“ an, sein Beichtvater zu sein. Dieser Mensch gab dem Sozialdemokraten seine Stimme und glaubte an die Heilkraft eines Staubhäufchens, auf das der schmutzige Stiefel eines Pfarrers getreten hatte!

„So erzähle mir meinethalben, was dich bedrückt, Kowalski. Komm da herein in mein Sprechzimmer.“ Und der Riese vergaß sein unbeendetes Mittagbrot und seinen Zorn und hörte ganz still und geduldig zu.

„Ich bin immer ein gläubiger Katholik gewesen, Pan Doktor, und ich bin's ja auch noch, oder doch jetzt wieder. Aber im vergangenen Jahr ging's uns so sehr schlecht. Meine Frau hat lange krank gelegen und nichts verdienen können. Sie wissen doch, Antonia wäscht. Und später ist der Junge hingefallen — das dachten wir damals wenigstens, Sie sollen's gleich anders hören — und hat sich das Knie verletzt. Und meine Einnahmen haben nicht ausgereicht. Und der Herr Pfarrer hat mir nicht geholfen. Nur immer schönen Trost, und ich solle fleißig beten, und die Jungfrau würde schon helfen. Aber keinen Pfennig bekamen wir von ihm, ja sollten immer selbst noch zahlen, was da so zu zahlen ist. Pan Doktor wissen ja, was unsrer heiligen Kirche zukommt. Damals hatte ich manchmal böse Gedanken. Aber ich betete fleißig. Da kam das Unglück in Grube „Elisabeth“. Wie ich davon höre, denke ich: „Nun hat mir Maria geholfen. Sie will, daß ich mich fleißig an den Rettungsarbeiten beteilige, ich werde mich sehr auszeichnen, ganz heil bleiben und eine große Belohnung erhalten.“ Aber ehe ich noch das geringste getan hatte, gleich nach der Einfahrt, bin ich selber ohnmächtig geworden. Da haben sie mich nur umsonst im Krankenhaus behandelt und mir den gewöhnlichen Tagelohn bezahlt. Das war alles. Im Krankenhaus traf ich mit so einem Roten zusammen. Der hat mir oft von diesen Dingen gesprochen, von Unterstützung, besserem Leben, Gleichheit — Pan Doktor wissen ja. Und daß nun bald Wahltag wäre, und daß der Sozialdemokrat nächsten Sonntag in Gleiwitz sprechen würde. Und ich sollte nur hin und ihn hören, dann würde ich ihn auch wählen. So bekäme er die Stimme wieder, die er an Braun verliere. Das war auch alles so. Braun ist gestorben, und ich habe den Sozialdemokraten gehört und gewählt. Ach lieber Gott — in den Reichstag ist der doch nicht gekommen; und ich muß meine Sünde nun so schwer büßen!“

Der Kopf des Erzählers sank tief herab; er schwieg eine Weile, doch seine Lippen bewegten sich schnell. Er betete wohl leise. Der Arzt wartete mit merkwürdiger Geduld.

„Aber ich spreche immer nur von mir und nicht von meinem armen Jungen. Wahrhaftig, Clemens war mit seinen dreizehn Jahren klüger als seine Eltern, der dachte viel mehr nach als wir. (Der Arzt nickte grimmig.) Wie dem Jungen alles zuflog, wie er alles behielt und vor sich sah und verstand, was er so in der Schule lernte oder sonst aufschnappte! Was er alles fragen konnte, und wie er sich selbst Antworten gab! Antonia sagte oft: „Aus Clemens wird noch ein Pfarrer.“ Und er sagte es auch, und ich dachte es auch. Wenigstens früher manchmal, wenn ihn der Pfarrer so sehr lobte. Aber wie für mich die böse Zeit kam, da machte sich auch der Junge so viele Gedanken. Und er konnte viel schlimmer sein als ich. Er konnte wirklich noch viel besser reden als der Steiger Braun, der im Krankenhaus starb, ohne die heiligen Sakramente genommen zu haben. Wenn ich Clemens so sprechen hörte von seinen bedrückten Brüdern, und wie er ihnen einmal helfen wollte, dann konnte ich ganz vergessen, daß er noch ein Junge war. Und manchmal hörte ich ihm ganz glücklich zu und meinte wirklich: der wird dir und uns allen noch helfen, und vergaß, daß er sich mit seinen Worten gegen die heilige Kirche versündigte. Aber wenn Antonia ihn hörte, wurde sie schrecklich zornig und schlug auf ihn ein mit dem Kochlöffel, mit dem Waschholz, mit allem, was sie gerade in der Hand hatte. Und schalt furchtbar und jammerte über mich, der an dieser Sündhaftigkeit schuld wäre. Und Clemens ließ sich ruhig schlagen. Er weinte nicht, aber er wurde ganz blaß. „Vielleicht hat Mutter recht“, sagte er dann und schlich sich fort. Ich weiß, er ging in die Kirche und lag auf den Knien und betete. Auf einem dieser Wege ist er gefallen und hat sich das Knie verletzt.

Dann sind wir ein paar Monate alle gesund gewesen. Aber es waren so viele Schulden abzuzahlen, daß wir kaum satt wurden. Und dann ist Clemens neuerlich krank geworden. Gleich so sehr krank. Antonia hat zum Pfarrer laufen wollen. Aber ich hatte solche Angst um den Jungen. Und konnte garnicht recht an den Pfarrer glauben. Und Pan Doktor hatten doch damals Clemens gefunden, als er auf der Hausschwelle saß und nicht weiter konnte mit dem bösen Knie, und hatten ihm so freundlich geholfen — und ganz umsonst! Da hab' ich denn Pan Doktor geholt, obschon Antonia von Anfang an gejammert hat, was der Pfarrer dazu sagen würde, und daß ein Heide ihren Sohn nicht heilen könnte. Pan Doktor haben gleich ein bedenkliches Gesicht gemacht, haben aber gemeint, der Junge würde durchkommen. Nur sollte er immer den Beutel mit Eis auf dem Kopfe haben und in nasse Tücher gewickelt liegen. Antonia war fortgegangen, um nicht mit Pan Doktor zusammenzutreffen. Und das war

Digitized by Google

auch gut so. Was hätte sie geschrien, wenn sie gehört hätte, wie Pan Doktor sagten: „Und niemanden ans Krankenbett lassen, der den Jungen beunruhigen könnte, vor allem den Pfarrer nicht.“ Nun, der Pfarrer kam ganz von selber nicht, als er hörte, daß Pan Doktor den Clemens behandelten. Und es war auch ein Glück für mich, daß Antonia diese ganzen Tage über bei Herrschaften zu waschen hatte; da war ich allein mit Clemens und konnte ihn still pflegen, denn zur Arbeit ging ich in dieser Zeit nicht. Ich hatte solche, solche Angst um den Jungen. Und abends quälte mich Antonia so sehr und sagte immer wieder: „Du mordest den Clemens, nur der Pfarrer könnte ihm helfen, der ungläubige Pan Doktor wird ihn in die Hölle bringen.“ Du mordest ihn — das habe ich immer von Antonia hören müssen, gerade wie ich es jetzt von Pan Doktor höre. Und ich hatte solche Angst, weil ich doch so sehr auf Clemens hoffte, und ich betete so viel. Aber Pan Doktor wissen auch, wie ich das Eis und die Umschläge immer erneuerte — Tag und Nacht. Auf dem Stuhl bin ich manchmal eingeschlafen, aber hingelegt habe ich mich nicht in diesen letzten Tagen. Und Clemens war immer gleich — so heiß und so betäubt. Und Pan Doktor sagten immer, es würde noch gut werden, ich sollte nur so fortfahren, und Antonia schalt und jammerte, so oft sie zu Hause war, und ich durfte sie garnicht zu Clemens lassen, sonst hätte sie ihm den Eisbeutel und das Umschlagetuch fortgerissen. Und ich hatte solche Angst, immerfort solche Angst . . . .“

Wieder machte Kowalski eine Pause. Er war ganz zusammengesunken, die Tränen rollten ihm über die grobstoppligen faltigen Backen, ein Zittern schüttelte seine schmalen Schultern. „Du solltest nach Haus gehen und dich ausschlafen, Kowalski“, brummte der Arzt, „ich kann mir den Rest schon denken. Ist ja immer das gleiche — die Weiber und die . . . na, ich will nichts gesagt haben.“

Aber Kowalski faßte sich wieder.

„Hören Sie nur zu Ende, Pan Doktor. Antonia hat das Wenigste dazu getan. Gestern mittag — sie wusch beim Steuerrat uns gegenüber — kommt sie von der Arbeit weg zu mir gelaufen. „Du,“ sagt sie, „was ich eben gehört habe — die Frau Steuerrat sagt, Scharlach sei eine so tückische Krankheit. Da würden manche Kinder nur scheinbar gesund. In Wahrheit behielten sie ihr ganzes Leben über etwas zurück. Und wären dann zu nichts mehr zu gebrauchen. Paß nur auf, daß dich der Himmel nicht straft. Vielleicht macht dein Doktor den Clemens auch nur so halb gesund. Daß der dann schwach bleibt für sein ganzes Leben. Dann können wir ihn füttern, statt daß er uns hilft. Das wollt' ich Dir nur gesagt haben.“ Und damit lief sie wieder fort. Da blieb ich in noch größerer Angst zurück. Wenn er nun nie ganz gesund wird, wenn er nun schwach bleibt! mußte ich immer wieder denken. Ich wollte beten, aber wenn ich den Mund aufmachte, fand ich immer nur dieselben Worte: Wenn er nun schwach bleibt, wenn er nun schwach bleibt . . . Ach Gott, ich hatte meinen Clemens so lieb, ich hätte mich gern mein Leben lang für ihn geschunden — aber gehabt hätte niemand etwas davon, wir hätten oft zu dreien gehungert. Ich hatte ja immer auf Clemens gehofft. Wenn er nun schwach blieb!

Da wird mein Junge lebendig. Seit drei Tagen zum ersten mal schlägt er die Augen auf. Und ein Glanz ist darin, und groß sind sie! Gott verzeih mir die Sünde, ich mußte an das Christkind selber denken. „Clemens, mein lieber Junge“, sag' ich und streichle seine blasse Backe, aber er sieht mich gar nicht, blickt ganz starr zur Decke: „Du“, fängt er plötzlich an, als stünde dort oben wer, „Du, ich verachte dich, ich will nichts mehr von dir wissen. Ja, winke du nur mit deiner schönen weichen Hand, lächle nur freundlich, ich glaube dir nicht mehr, ich liebe dich nicht mehr. War ich nicht gut genug zu dir, war ich nicht fromm genug? Wie oft hab' ich dich auf den Knieen angefleht, wie hab' ich dich um Verzeihung gebeten, wenn ich gesündigt hatte. Und was waren es denn für schlimme Sünden? Meinen Eltern, meinen Brüdern hab' ich helfen wollen. Und dann, wie ich zu schlimm auf dich gescholten habe, tat ich da nicht Buße wie einer von den alten Heiligen? Die Eltern und Pan Doktor glauben, ich sei gefallen; ich habe aber, du weißt es genau, den spitzen Stein mit in die Kirche genommen und vor deinem Bilde auf den Boden gelegt und mich darauf geworfen, und hab' ihn in der Wunde gelassen und trotz aller Schmerzen immer weiter gebetet. Und nichts hat es geholfen, gar nichts!“

Ich wußte längst, mit wem der Junge sprach. Und denken Sie, ich entsetzte mich nicht. Ich dachte nur: wie mutig ist er, und gewiß wird er gesund und stark werden und uns helfen.

Nach einer kleinen Weile fängt Clemens wieder an. „Ganz voll ist der Saal, und meine Stimme ist so laut, und sie hören mir alle begeistert zu. Und ich sage ihnen: die Heiligen haben euch im Stich gelassen, von ihnen habt ihr nichts zu erwarten. Bekämpfen müßt ihr sie, ich will euch führen, ich . . .“ da bricht er ab und sein Gesicht verzerrt sich mit einemmal vor Angst. „Wer kommt da?“ schreit er. „Es blitzt, es flammt — das ist der Erzengel mit dem feurigen Schwert. Er will mir das Haupt abschlagen, weil ich gelästert habe. Jesus, Maria und Joseph — ich war wahnsinnig, als ich es tat. Ich will büßen — nur hab' Gnade! Ehrwürden! Mutter! Vater! helft mir doch, beschützt mich, sagt ihm, ich wolle jede Strafe leiden und ganz fromm sein. Wenn er mich nur am Leben läßt!“ Und seine Hände greifen in der Luft herum, und es sieht aus, als wolle er aus dem Bette stürzen.

Jetzt hat mich seine Angst angesteckt, jetzt weiß ich auch, wie sündhaft das alles war, was er dachte, und jetzt fallen mir wieder Antonias Worte ein: wenn er nun schwach bleibt. Ich möchte fortrennen und den Pfarrer holen; aber ich kann doch Clemens nicht allein lassen, auch hat er seine Hand in meinen Ärmel gekrampft. Ich lege ein paar neue Eisstückchen auf seine Stirn, und als er meine Hand freigibt, erneue

Digitized by Google

ich auch den nassen Umschlag. Da wird er wieder ruhig, nur die glänzenden Augen bleiben starr offen. Und ich bin wie tot vor Angst. Ich weiß nicht, wie lange ich so sitze."

Dann redet er wieder. „Ich weiß, Herr Lehrer, Amerika ist entdeckt worden von Christoph" — den Namen habe ich vergessen. Pan Doktor werden schon wissen. „Es ist ein schönes und fruchtbares Land, und die Arbeiter werden dort gut bezahlt und haben es besser als hier. Im Segelschiff reiste man vier Monate, aber jetzt, im Dampfer, kommt man in vierzehn Tagen hinüber. Und Zwischendeck ist gar nicht so teuer, hat mir Dziembowskis Anna gesagt. Und ich will auch hinfahren. Mögen die andern hier Not leiden . . ."

Da dachte ich wieder: wenn er nun schwach bleibt. Und ich vergaß ganz, daß ein krankes Kind sprach, und war so wütend, daß Clemens auswandern und uns hier in der Not lassen wollte. Aber ich konnte nicht lange darüber nachdenken, denn Clemens wurde wieder von seiner Angst erfaßt.

„Was kommt dort hinter unserm Dampfer her über das Wasser geschritten? Das ist nicht der milde Herr Jesus, das ist ein großer, starker Mann, der ein Kind auf der Schulter trägt. Ich kenne ihn, das ist der heilige Christopher. Der Pfarrer hat uns erzählt, wie das Kind immer schwerer wird und den Mann in den Grund drückt. Und nun hat er den Dampfer erreicht und reckt sich hoch empor und schwingt sich auf das Verdeck. Aber das Kind wird immer schwerer, und das Schiff neigt sich zur Seite und sinkt . . . Zu Hilfe! Gott, mein Gott, ich ertrinke! Heilige Jungfrau, ich bereue alle meine Sünden, ich will ganz demütig, ganz fromm sein, will hier in der Heimat bleiben . . ., nur laß mich nicht so schrecklich ertrinken! Zu Hilfe! Mutter, Vater, holt Ehrwürden herbei, daß er meine Seele rette, holt doch den Pfarrer!"

Er begann zu röcheln, der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn. Da stürzte ich voller Entsetzen fort, um den Pfarrer zu holen. In der Tür stieß ich mit Antonia zusammen. „Lauf zum Pfarrer!" schrie ich, „Clemens selber verlangt nach ihm." Mit einem „Gott sei Dank!" rannte sie davon. Ich kehrte zum Bett meines Jungen zurück, der sich wieder beruhigt hatte. Da kniete ich hin und betete zur Jungfrau für seine und meine Seele. Indem kam auch schon Antonia. „Das ist ein Wunder", berichtete sie atemlos, „ich traf den Pfarrer auf der Straße. Aber er wollte nicht gleich mit mir kommen. Erst solltest Du versprechen, den heidnischen Arzt nicht mehr zu Clemens kommen zu lassen. Ich versprach alles in Deinem Namen. Ich raffte diese Handvoll Staub auf, über die Ehrwürden eben hingeschritten war. Diese heilige Erde wollte ich auf das Gesicht meines Sohnes streuen, sagte ich. Aber dann möge Ehrwürden auch selber kommen und Clemens segnen. Da war er zufrieden, und will nun in einer Stunde hier sein. Und nun laß mich machen . . . So, mein armer Clemens, nun wird Dir geholfen werden." Und sie nahm ihm den Eisbeutel und die nasse Decke fort und streute ihm den Sand auf die Stirn.

Da wurde Clemens gleich wieder unruhig. Aber diesmal hatte er keine Angst. Er sah etwas sehr Schönes, er lächelte. An der Decke zeigte sich ihm wieder die Jungfrau. Aber nun zürnte sie nicht mehr. „Nun bist Du mit mir zufrieden", sagte er. „Das ist schön, wie Du mich an der Hand nimmst und in den hellerleuchteten Saal führst." Sein Gesicht leuchtete vor Freude. Da strahlte auch Antonia. „Siehst Du, wie die heilige Erde besser hilft als Dein heidnischer Doktor", flüsterte sie. Auch meine Angst ließ nach. Zwölf Kerzen gelobte ich der Jungfrau, wenn sie den Jungen errettete. Ihr gehörte er ja doch, ihr ganz allein, und ein Pfarrer steckte doch wohl in ihm. „An diesem herrlichen Mahl soll ich teilnehmen?", fuhr Clemens fort. „Wie schön der Braten riecht, und die Apfelsinen und der Wein . . . . . Warum ich hinke? Du weißt doch, wie ich zu der Wunde am Knie gekommen bin. Sie schmerzt noch immer. Auswaschen lassen willst Du sie? . . Durch wen? . . Durch den Herrn Jesus selber? Nein . . . das ist ja Gotteslästerung, was wird der Herr Pfarrer dazu sagen? Nein — nein! Nicht vor mir hinknien, nicht mich bedienen, ich erlaub's nicht." Mit einem Ruck fuhr er empor und streckte die Arme abwehrend aus. Dabei kam ihm ein wenig von dem heiligen Staub in den Mund, er verschluckte sich und begann heftig zu husten. Wir sprangen gleich hinzu, Antonia stützte ihn im Rücken, und ich suchte ihm ein paar Tropfen Wasser zu geben. Aber es half nichts. Der Husten wurde immer krampfhafter. Dabei fühlte sich der Körper wie glühheißes, mürbes Holz an. Und dann, ganz plötzlich, hörte er auf zu husten, griff mit der Hand in die Luft und verdrehte die Augen . . . . .

Antonia, die ihn hielt, fühlte zuerst, daß er tot war. Da kreischte sie mich an, ich sei daran schuld, daß er ohne die heiligen Sakramente starb. Und das Gleiche warf mir auch der Pfarrer vor, der bald danach zu Clemens kam. Und er meinte, die heilige Erde hätte sicher geholfen, wenn sie zur Zeit aufgelegt worden wäre. Ihre Wirkung sehe man ja an den hochheiligen Erscheinungen, die Clemens zuletzt gehabt habe. Da meinte Antonia gar, ich sei der Mörder unseres Jungen. Und als Sie später nach Clemens sehen kamen, Pan Doktor, da hat sie Sie eben auch Mörder gescholten und Ihnen den Rockärmel zerrissen. Dafür mögen Sie uns die Polizei ins Haus schicken, das kann mein Gewissen nicht noch schwerer machen, als es schon ist, Pan Doktor."

Kowalski atmete tief auf, es war ihm eine sichtliche Erleichterung, all das einem andern erzählt zu haben.

„Also Du bereust es, Kowalski, mich zu Deinem Jungen geholt zu haben?" fragte der Arzt mit erzwungener Ruhe, da Kowalski sich erhob.

„Ja, Pan Doktor, ich bereue es, und das mußte ich Ihnen sagen; nicht wahr, Sie sehen es ein?"

„Gewiß, du Held — aber warum hast du das alles nicht dem Pfarrer erzählt? Ich kann dich doch nicht von deinen Sünden lossprechen."

Wieder füllten sich die Augen des Bergarbeiters mit Tränen.

Digitized by Google

„Nein, so gut wird mir's noch lange nicht. Denn dem hiesigen Pfarrer zu beichten wage ich nicht. Ich will nach St. Annaberg wallfahrten und dort beichten. Aber die Beerdigung kostet so viel; vor einem halben Jahre komme ich sicher nicht dazu."

„Und all die Zeit mußt Du die Sünde bei Dir tragen und all die Zeit jeden Pfennig sparen, also mit Deiner Frau hungern?"

„Das wird wohl so sein, Pan Doktor."

Das Gesicht des Arztes war wieder dunkelrot vor Zorn. Er stampfte mit dem Fuß auf. Dann griff er in die Tasche. „Da hast Du etwas Geld, ich will nicht wissen, was Du damit anfängst."

„Pan Doktor, Pan Doktor", rief Kowalski so beglückt, daß man ihm keine Spur mehr von der großen Trauer ansah. „Nun kann ich die Wallfahrt gleich machen. Wie gut Sie sind!" Und er bückte sich, um den Ärmel des Arztes zu küssen. Da bekam er einen Stoß, daß er gegen das Sopha flog. „Ich habe dir doch gesagt, daß ich nichts wissen will. Hinaus mit dir!" Und ehe Kowalski wieder zur Besinnung kam, war der Arzt aus dem Zimmer geeilt. Die Tür flog krachend hinter ihm zu.

Der Bergarbeiter ging kopfschüttelnd. Die Wut des Doktors begriff er nicht und den Stoß nahm er ihm keineswegs übel. Über diese Dinge dachte er auch gar nicht nach. Er betrachtete nur immer das Goldstück. Wie kam der „Heide" dazu, ihm ein Goldstück für die Wallfahrt zu schenken?

„Die wunderkätige Erde," flüsterte Kowalski schließlich, „sie ist gewiß daran schuld. O wie schlecht und sündhaft war ich in all der Zeit!" Und er begann ein Vaterunser zu murmeln.

Aus der Finanzwelt.

Sofern nicht ganz besondere Ereignisse eintreten, wird man sich wohl damit abzufinden haben, daß im laufenden Jahre eine Veränderung in der gegenwärtigen trostlosen Verfassung unserer Börse nicht mehr eintritt. Die Anregungen sind einerseits zu unbedeutend, auf der andern Seite dauern die Wirkungen der besonderen Umstände, die die bisherige Zurückhaltung hervorgerufen haben, an und nötigen die Börse zur Untätigkeit. Das schlimmste ist die Aussichtslosigkeit des gegenwärtigen Zustandes und das lähmende Bewußtsein, fürs erste in dieser unerquicklichen Situation verharren zu müssen. Niemals war die allgemeine Geldflüssigkeit ein so unsicheres Zeichen für eine Aufwärtsbewegung, wie gegenwärtig. Das Phänomen der Geldflüssikeit erklärt sich aus den denkbar ungünstigsten Ursachen, aus der ängstlichen Zurückhaltung der Geschäftswelt gegenüber den politischen Imponderabilien, die seit langem den Gang der Dinge bestimmen. In Österreich namentlich scheint eine ziemlich pessimistische Stimmung Platz gegriffen zu haben, wenn man nach den Dispositionen der dortigen Finanzwelt, die ja doch in bezug auf Orientfragen immer gut unterrichtet ist, urteilen darf. Noch bis vor kurzem war die Wiener Börse am Berliner Markte unablässig Abgeberin namentlich in österreichischen Werten und industriellen Aktien. So wenig nun auch unser Platz sich diesen Einflüssen entziehen kann, so gering ist doch seine Neigung, sich in Baisse-Spekulationen, die für ihn seit beinahe vier Jahrzehnten noch immer bedenklich verlaufen sind, einzugehen, und man hört vielfach die Meinung, daß diejenigen, die unter dem Eindrucke der alarmierenden Berichte über die orientalische Frage sich zu Verkäufen verleiten ließen, diese teuer würden bezahlen müssen. Besonders verstimmend wirken in Wien die antiösterreichischen Boykottbewegungen in der Türkei namentlich deshalb, weil dieser Art von Gegnerschaft außerordentlich schwer beizukommen ist, da es sich hierbei doch um Vorgänge handelt, auf die der Staat schwer einen Einfluß ausüben kann. Dazu kommen nun noch die Unruhen in Oesterreich selbst, vor allem in Böhmen, die als sehr symptomatisch für die allgemeine Nervosität bezeichnet werden müssen. Dazu kommt ferner, daß die Kleinstaaten auf dem Balkan keine Ruhe geben, da sie anscheinend sich in Petersburg unterstützt glauben. Man kann in dieser Beziehung nicht nachdrücklich genug das finanzielle Moment betonen. Was insbesondere Serbien betrifft, so kann man nur daran erinnern, daß dieses Land keine Veranlassung hat, sich in irgend welche Experimente zu stürzen, die den durch frühere Ereignisse beeinträchtigten Staatskredit dieses Landes von neuem erschüttern können. Man weiß aus der Vergangenheit, daß Serbien sich in der brutalsten Weise über seine Verpflichtungen hinweggesetzt hat und seinerzeit nicht nur die Zinsen seiner Anleihen vertragswidrig herabgesetzt, sondern auch die zu Gunsten der Gläubiger festgesetzten Garantien eigenmächtig verändert hat. Allerdings ist ihm hierbei die ausgiebigste Unterstützung der Berliner Finanzhäuser zu teil geworden. Die serbische Schuld beträgt etwa eine halbe Milliarde; das Land wird alles aufbieten müssen, um das Budget in Ordnung zu halten. Dasselbe gilt von Bulgarien, dessen Umwälzung übrigens im Lande selbst eine stärkere Opposition gefunden hat. Am korrektesten hat sich in der ganzen Krisis die Türkei verhalten, fast zu korrekt, aber die Gläubiger des Landes werden ihr das jedenfalls nicht vergessen. Was endlich die innere Krisis bei uns betrifft, so hat man sich in dieser Beziehung wieder beruhigt. Man ist zwar der Meinung, daß noch nicht alles völlig beigelegt sei, aber man glaubt doch den Vorgängen, die die Welt seinerzeit so aufgeregt haben, zunächst weiter keine Bedeutung beimessen zu sollen.

Obwohl die Geldflüssigkeit bei uns andauert und obwohl der Privatdiskont demgemäß auf einem beispiellos niedrigen Tiefstand angelangt ist, hat sich dennoch die Leitung der Deutschen Reichsbank nicht veranlaßt gesehen, die Bankrate herunterzusetzen. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die jetzige Bankpolitik nur noch eine Verschärfung der schon bisher so sehr befehdeten Diskontpolitik des früheren Reichsbankpräsidenten bildet, dessen Politik damit eigentlich eine glänzende Rechtfertigung erhält. Unter dem früheren Bankpräsidenten könnte es auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Bankrate unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf $3^1/_2$, wenn nicht auf 3 % ermäßigt worden wäre. Allein es macht den Eindruck, als wenn die jetzige Bankpolitik nicht ausschließlich durch normale Einflüsse bestimmt wird, sondern auch durch das besondere Moment der herannahenden Beratungen der Erneuerung des Bankprivilegiums. Offenbar hat man in den Kreisen der Reichsbankleitung die Absicht, sich für die bevorstehenden Debatten im Reichstag stark zu machen und den Gegnern der jetzigen Verfassung das Argument aus der Hand zu schlagen, daß man nur im Zustande der vollständigen Verstaatlichung größere Metallschätze ansammeln könne. Man wird mit Stolz darauf hinweisen, daß unter der einjährigen Leitung des neuen Bankpräsidenten die Reichsbank zu einem Goldvorrat gekommen sei, wie er in der Geschichte der Reichsbank kaum je verzeichnet worden ist. Man wird vielleicht auch darauf hinweisen, daß die Entwickelung unserer Bankstatus überhaupt mehr und mehr den französischen Verhältnissen entspreche; das Wechselportefeuille ist bei dieser Entwickelung auf einem Tiefstand angelangt, während umgekehrt das Reich die Bank in ganz außerordentlichem Umfange in Anspruch nimmt, sodaß die Anlagen der Reichsbank summa summarum im Vergleich zum Vorjahre nicht allzu erheblich zurückgegangen sind. Wie man unter diesen Verhältnissen nun eigentlich eine weitere Erhöhung des Grundkapitals und eine erneute Ausdehnung des steuerfreien Notenkontingents begründen will, erscheint unklar. Diese Anregungen entstammen einer Zeit, die der gegenwärtigen gerade entgegengesetzt ist, und die Reichsbank wäre einigermaßen in Verlegenheit, wenn sie die Frage beantworten sollte, in welcher Weise sie das erhöhte Kapital nutzbringend verzinsen sollte. Auch die Erweiterung

Digitized by Google

des steuerfreien Notenkontingents erscheint unter den gegenwärtigen Verhältnissen äußerst problematisch. Man erkennt hieraus überhaupt, wie unzweckmäßig es ist, gesetzgeberische Maßnahmen auf bestimmte Zeitverhältnisse zuzuschneiden, ohne zu berücksichtigen, daß diese Verhältnisse sich auch wiederum erheblich ändern können. Gleichwohl wird man mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß in dieser Beziehung etwas geändert wird, denn irgend etwas, so meint man, müsse auf alle Fälle geschehen, und da man Radikal-Maßnahmen vermeiden will, so wird sich der Reichstag wohl oder übel zu „Kleinigkeiten" entschließen müssen, um die ewig unzufriedenen Weltverbesserer auch auf diesem Gebiete wieder ein wenig zufrieden zu stellen.

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Wir haben diesmal aus Platzmangel von der Revue über die „Bücher des Jahres" absehen müssen. Deshalb soll hier auf ein paar literarische Ratgeber hingewiesen werden, die bei der Wahl von Büchern gute Dienste leisten werden. Da ist aus mehr als einem Grunde an erster Stelle der umfangreiche vom „Dürerbunde" durch Ferd. Avenarius herausgegebene „Literarische Ratgeber 1909" (Verlag von Georg D. W. Callwey) zu nennen. „Diese Arbeit", heißt es dort, „bedeutet ein Geschenk an Deutschlands Gebildete, zu dem sich etwa fünfzig deutsche Hochschullehrer und andre Männer der Wissenschaft und Kunst vereinigt haben." Des Weiteren sind eine Anzahl von Almanachen und Jahrbüchern zu erwähnen, die freilich nur von Büchern je eines bestimmten Verlags handeln, aber eben der Bedeutung des betreffenden Verlags wegen volle Beachtung verdienen. Hier nimmt die erste Stelle der außerordentlich geschmackvoll illustrierte Insel-Almanach ein, der den Untertitel „Aus Büchern und über Bücher" führt und in erlesenen Proben von den neueren (und älteren) Publikationen des Insel-Verlags (Leipzig) berichtend, selbst ein Geschenk darstellt. Über Diederichs und Georg Müller wird weiter unten gesprochen. Hier folge Jansens Jahrbuch (Alfred Jansen, Hamburg), das von Wilhelm Dittmer illustriert, interessante Proben zu Otto Speckters Schaffen und zahreiche literarische Beiträge der Autoren des sympathischen Verlags (Timm Kröger, Gustav Falk und Heinrich Scharrelmann seien vor allen genannt) enthält. Auch auf S. Fischers (Berlin) längst geschätzten Katalog sei hingewiesen. Als Verleger von Jugendschriften hat sich Joseph Scholz (Mainz) — wenn ich nicht irre, ein noch ganz junger Verlag — mit einem Schlage durch sein den Bildwerten wie der farbigen Reproduktion nach nicht mehr zu übertreffendes „Deutsches Bilderbuch" (Thoma, R. Scholz, Schmidhammer, Jul. Diez, A. Münzer, Ernst Liebermann, Franz Lüftner u. a. haben sie geschaffen) und seine von Wilhelm Kotzde herausgegebenen „Mainzer Volks- und Jugendbücher" die Führung erobert. Seinem Katalog hat Otto Ernst eine Einführung gegeben.

Namentlich die Bilderbücher (Grimmsche Märchen u. s. f.) sind auch für uns Erwachsene ein wahres Labsal. Und dabei kostet solch Buch nur eine bare Mark! A. Hn.

Ignaz Ježower: Venedig. Der poetische Cicerone, Städte und Länder in der Dichtung. I. Band. Verlegt bei B. Behr (Berlin).

Der feinsinnige Ästhet hat uns in diesem Cicerone ein Buch geschenkt, das in einer Reihe erlesener Dichtungen — von Goethe bis auf die Jungen, auf Schaukal und Hermann Hesse — Venedigs sonnenstrahlendurchwirkten Glanz und vielfarbene Schönheit vor unsrer Seele erstehen läßt. Ein Buch, das heiße Sehnsucht zu beflügeln vermag, das dem Erinnern wie ein köstlicher Trunk süßgoldenen Weins mundet, ein Buch für die Liebenden und für den Genießer. Die „Gegenwart" hat in Nr. 40 und 41 die literarhistorische Einleitung Ježowers, das Präludium zu diesem vielstimmigen Hymnus gleichsam, bringen können. Wie in dieser steckt in dem ganzen Büchlein, das für empfindsame Reisende der Bädeker sein wird, unübersehbare Arbeit und reiche, lebendige Kenntnis. Aber wie bei jedem wahren Kunstwerk spürt man nirgends etwas davon. Ich will dem Autor und dem Verlage wünschen, daß das schön gedruckte Werk den wohlverdienten Erfolg und manchen Nachfolger habe. A. Hn.

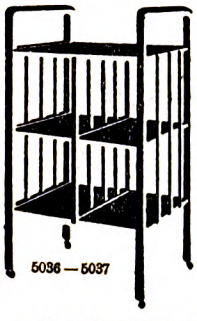
Dr. L. Frei: Katechismus der modernen Weltanschauung. Frei nach E. Haeckels Lehre. Verlag Neue Weltanschauung (Stuttgart). Preis geh. Mk. 0.60.

E. v. Halbe: Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch. III. Jahrgang 1908. I. Teil Internationale Übersichten. Verlag von B. G. Teubner (Leipzig). Preis geh. Mk. 6.

Zur gefälligen Beachtung.

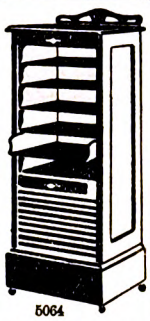
Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.



Moderne Büro-Möbel

5037. Aktenständer aus Eiche auf Rollen, ca. 95×60×30 M. 14.–
5036. do. do. auf Rollen, ca. 95×60×45 M. 15.–
5064. Jalousieschrank a. Eiche auf Rollen mit 7 Auszügen M. 38.–
do. mit 9 Auszügen M. 42.–



EDMUND BOEHM & Co.
21. Jerusalemer Strasse 21.
Illustrierte Preisliste G.W. gratis und franko.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Einkauf von Altertümern.

M. Ksinsky, Berlin SW.

Prinz Albrecht-Strasse 9, im Hause Hôtel Prinz Albrecht

kauft Münzen, **Porzellan**-Service, **Figuren,** Gruppen, **Vasen, Dosen,** Fächer, Flacons, Spitzen, Seidenstickereien, Gobelin-Tapeten, deutsche, Delfter und französische Fayencen, Gläser, Krüge, Goldemaille-Dosen, **Schmucksachen, Miniaturen,** Taschenuhren, englische **Kupferstiche,** blaue chinesische Porzellanvasen, Kandelaber und Stutzuhren, Marmor, Bronzen etc., **kirchliche** und **Innungssachen,** Möbel, weiße Meißner Figuren (auch defekte), Silbergegenstände.

Auch werden ganze Sammlungen gekauft.

Für englische bunte Kupferstiche zahle ich sehr hohe Preise.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

enthaltend 17 der bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder mit 9 Notenseiten, illustriert durch 6 farbige Vollbilder und 7 Vignetten. Preis elegant gebunden 2 M.

Kindersang — Heimatklang.

Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22:29 cm mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten neu st unterlegtem Text zu 60 deutschen Kinderliedern, 4 Teile in 2 elegant gebundenen Bänden zu je 2 M., Prachtausgabe in einem Band 5 M. Es ist ein schöner Gedanke, der hier ausgeführt worden ist, man kann zur Pflege gemütvollen deutschen Familienlebens sich nichts Ansprechenderes denken.
(Padagogische Blatter für Lehrerbildung.)

Thoma: ABC-Bilderbuch.

von Prof. Hans Thoma, mit ausgewählten Gedichten von Wilhelm Hey, nebst Original-Beitragen von Mathilde Coester-Cassel. Format 31:23 cm, 48 Seiten mit etwa 60 farbigen Bildern, elegant und dauerhaft geb. M 4.—, unzerreissbar ohne Textseiten M. 5.—.
„Sicher die schönste Fibel, die je erstand! Da ist das Lesenlernen Vergnügen. Das Kind, das dieses Buch hat, kommt fix und freudig als Leser in die Schule und lacht der Qual der andern. Es sind viele, viele Bilder darin, manche von grossem Reiz. (Die Kunst im Leben des Kindes.)
Diese Bilderbücher sind in allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorratig. Wo nicht, wende man sich an die Graphische

Kunstanstalt Jos. Scholz, Mainz.

Bettnässen!

Befreiung **garantiert** sofort! Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre umsonst und frei.

Institut „Aesculap“
Lübben W 14, Lausitz.

Simplicissimus

1. — 8. Jahrgang

komplett, sehr gut erhalten, Originaldecken preiswert abzugeben, auch einzeln.

Näh. unt. **Nr. 4482** an die **Expedition der „Gegenwart“, = Berlin W 15. =**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 6.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Nr. 52. Berlin, den 26. Dezember 1908. 37. Jahrgang Band 74.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Vierteljährlich 4,50 M. Eine Nummer 50 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 4 gespaltene Petitzeile 50 Pfennige.

Inhalt:

Studenten-Austausch mit Amerika. Von Reverend Dr. Wm. Weber (Pittsburg). — Die deutsche Invasion. Von Regierungsrat Rudolf Martin (Berlin). — Wilhelm Jensens neuer Roman. Von Geh. Rat Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). — Der Ausgang der Moderne. Von Dr. Otto Stoessl (Berlin). — Jugendsonnen. Von Paul Friedrich (Berlin). — Das Gastmahl des Assurnasirabal. Von Paul Scheerbart (Zehlendorf). — Teufel Theodor Trukenmiller. Von Wilhelm Schussen (Schwäb. Gmünd). — Neue Bücher. — Anzeigen.

Studenten-Austausch mit Amerika.

Von Reverend Dr. **Wm. Weber** (Pittsburg).

Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die amerikanischen Zeitungen, daß die Harvard-Universität fünf Freistellen für deutsche Studenten geschaffen habe, die einen amerikanischen Universitätskursus durchmachen möchten. Wenn das wahr ist, werden wohl Einladungen an deutsche Universitäten ergehen, um auf diese Gelegenheit, eine amerikanische Universitätsbildung an ihrer ältesten und reichsten Quelle zu erwerben, hinzuweisen.

Die Frage, ob deutsche Studenten solche Einladung annehmen können, ist zu allernächst eine Geldfrage. Die Harvard-Universität erläßt den deutschen Studenten nur das Studiengeld, das etwa 800 Mark im Jahr betragen mag. Ein Harvard-Student braucht aber nach deutschem Gelde für die acht Monate seines Studienjahres wenigstens 5000 Mark. Da er kaum nach Deutschland zurückkehren wollte, ohne etwas mehr als die nächste Umgebung von Boston gesehen zu haben, und da Reisen in Amerika wegen der großen Entfernungen kostspielig ist, muß der Student über einen Wechsel von wenigstens 10,000 Mark verfügen, wenn er zwölf Monate hier verweilen soll. Gibt es irgend einen deutschen Studenten, der in seinem Fache durch den Besuch einer amerikanischen Universität im Vergleich zu dem, was in Deutschland geboten wird, im Werte von 10,000 Mark gefördert werden könnte?

Man mache sich vor allen Dingen den Charakter der amerikanischen Universitäten klar. Die deutschen Universitäten sind Fachschulen, wo junge Leute mit genügender und gleichmäßiger, allgemeiner wissenschaftlicher Vorbildung sich auf ihren künftigen Lebensberuf vorbereiten. Nur der erfolgreiche Besuch einer Universität berechtigt in Deutschland zur Ausübung gewisser gelehrter Berufe und zum Eintritt in gewisse Beamtenlaufbahnen. Nur der erfolgreiche Besuch eines Gymnasiums oder Realgymnasiums berechtigt zum Besuche einer Universität. Das bringt es ganz naturgemäß mit sich, daß die Anforderungen an die Leistungen des Gymnasiums wie der Universität auf das höchste gesteigert sind.

Davon ist in Amerika gar keine Rede. Gerade die hervorragendsten amerikanischen Universitäten sind Privatanstalten. Sie haben keine praktischen, vom Staate irgendwie anerkannten und kontrollierten Aufgaben zu erfüllen. Ihr Ziel besteht darin, ihren Schülern eine allgemeine Bildung zu vermitteln, sie zu dem, was der Amerikaner „Gentlemen“ nennt, zu erziehen. Diese Bildung ist durchaus und ausschließlich ein Luxusgegenstand.

Der amerikanische Staat hat keine Beamten, von denen er eine Universitätsbildung irgend welcher Art verlangt. Es gibt freilich eine Menge von untergeordneten Stellungen im Staatswesen, in die man nur durch das Bestehen gewisser Examina gelangen kann. Aber diese Examina sind fast ausschließlich auf das Pensum der gewöhnlichen Elementarschulen beschränkt. Das entspricht durchaus dem republikanischen Grundsatze, daß jede Stellung im Staate im Prinzipe wenigstens jedem Bürger offenstehen soll. Es finden sich einige wenige Stellen, die eine höhere Ausbildung erfordern, wie Übersetzer und Dolmetscher; aber die Gehälter sind so niedrig, daß nur Narren von Harvard graduieren würden, um sie zu erlangen.

Die größeren amerikanischen Universitäten sind gegenwärtig die Sammelpunkte aller möglichen Fachschulen geworden, die mit der ursprünglichen und noch jetzt im Vordergrunde stehenden humanistischen Lehranstalt nicht das geringste gemein haben, abgesehen vom Namen. Wir finden neben dem „College“ eine technische Schule, theologische, juristische, medizinische Lehranstalten, Kunst-, Musik- und Forstschulen und dergl. Jede dieser Fachschulen hat ihre eigne Verwaltung und ihre eignen Aufnahmebedingungen. Es ist z. B. hundertmal leichter, in eine solche medizinische Fachschule einzutreten, in der man zum Arzte ausgebildet wird, als in das College zu kommen, das nur eine allgemeine Bildung vermittelt.

Digitized by Google

Diese Tatsache allein schließt alle Fachschulen in Amerika vom Besuche deutscher Studenten, ausgenommen solcher, die sich dauernd in Amerika niederlassen wollen, aus. Das Bildungsniveau der amerikanischen Studenten steht so tief unter dem der Studenten in Deutschland, daß der diesem Bildungsniveau angemessene Unterricht für ihn im höchsten Grade unerquicklich wäre.

Es handelt sich daher bei der Harvard-Einladung nur um den Besuch des dortigen College. Das beste amerikanische College aber repräsentiert nichts anderes und größeres als ausschließlich die Prima eines deutschen Gymnasiums oder Realgymnasiums.

Wer in das College der beiden leitenden amerikanischen Universitäten aufgenommen werden will, muß sich einer Prüfung unterwerfen und zeigen, daß er gewisse Sachen gelernt hat. Er muß im Lateinischen die ersten vier Bücher von Caesars gallischem Kriege, sechs oder sieben Reden von Cicero, darunter die vier gegen Catilina und die eine gegen Archias, die ersten sechs Bücher von Vergils Aeneis, einige Verse aus Ovids Metamorphosen und vielleicht Vergils Eklogen gelesen haben und im Stande sein, einige zur Illustration grammatischer Regeln aus Caesar und Cicero entlehnte Sätze aus dem Englischen ins Lateinische zu übertragen. Im Griechischen wird die Lektüre der drei ersten Bücher von Xenophons Anabasis und Homers Ilias, sowie das Übersetzen leichter Sätze aus dem Englischen ins Griechische verlangt. Im Französischen soll er die Konjugation einschließlich der gebräuchlichsten unregelmäßigen Zeitwörter kennen und leichte Prosa ins Englische zu übertragen imstande sein. Das Pensum setzt einen zweijährigen Unterricht von wöchentlich zwei Stunden voraus. Die Anforderungen im Deutschen entsprechen den im Französischen. In der Mathematik wird Algebra und Planimetrie verlangt. Wer Griechisch nimmt, braucht sich nur mit einer modernen Sprache beschäftigt zu haben. Wer kein Griechisch wählt, muß Deutsch und Französisch verstehen, und zwar in einer dieser Sprachen ein wenig mehr als eben angegeben wurde. Er hat außerdem in der Mathematik auch eine Prüfung in Trigonometrie und Stereometrie zu bestehen. Man darf vielleicht sagen, daß die College-Anforderungen dem entsprechen, was in Deutschland von einem Obersekundaner bei seiner Versetzung in die Prima verlangt wird. Im Englischen kommen diese Anforderungen dem nicht gleich, was in Deutschland im Deutschen geleistet wird. Es gibt aber nur zwei amerikanische Universitäten: Harvard und Yale, wenn wir von den weiblichen Colleges absehen wollen, die wirklich auf diesen Aufnahme-Bedingungen bestehen. Die Absolvierung des Vorbereitungskursus erfordert vier Jahre gegenüber dem siebenjährigen Kursus, der dem Eintritt in die deutsche Prima vorangeht.

Die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden des amerikanischen College-Studenten ist auf sechzehn festgesetzt, genau die Hälfte der Unterrichtsstunden des deutschen Primaners zu meiner Zeit, wenn er entweder Hebräisch oder Chemie mitnahm. Daraus folgt, daß der amerikanische Student in den vier Jahren seines College-Kurses bedeutend weniger Schulstunden hat als der deutsche Primaner in zwei Jahren. Denn es ist zu beachten, daß der amerikanische Student mehr als vier Monate Ferien hat. Der Unterricht beginnt kaum vor dem 1. Oktober und endet in der ersten Woche des Juni; dazu kommen die Weihnachts- und Osterferien.

Zweitens arbeitet der amerikanische Student nicht so angestrengt wie der deutsche Primaner. Er hat kein Abiturientenexamen zu bestehen. Wenn er am Ende jedes Semesters zeigt, daß er halbwegs in den Unterrichtsstunden aufgemerkt hat, geht er ohne Anstoß durch das College. Seine Professoren machen es ihm so leicht wie möglich, damit er ja im College bleibt. Denn für die spätere geschäftliche oder professionelle Laufbahn des amerikanischen Studenten macht es nicht den geringsten Unterschied, ob er ein College absolviert hat oder nicht. Er besucht das College hauptsächlich aus geselligen und gesellschaftlichen Rücksichten.

Natürlich, der Lehrplan von Harvard und Yale sieht ganz großartig aus. Aber das ist nur Sand in die Augen. Die vielen Fächer, die da gelehrt werden, sollen es nur dem gleichgültigen, trägen und unbegabten Studenten leichter machen, durchs College zu gehen. Wenn ihm das eine zu schwer ist, sucht er sich halt etwas andres aus. Die amerikanischen Professoren sind sehr mittelmäßige Lehrer. Die Form des Unterrichts ist absolut geisttötend, und alles läuft auf mechanisches Auswendiglernen hinaus. Von einem intimeren Konnex zwischen Lehrer und Schüler, der den größten Reiz und Segen des deutschen Universitätslebens bildet, ist gar nicht die Rede. Der amerikanische Student steht seinem Professor geradeso gegenüber wie der deutsche Gymnasiast seinem Lehrer. Dazu kommt noch, daß eine große Zahl der Studenten in Harvard und Yale gesellschaftlich höher steht als ihre Professoren, soweit wenigstens der Begriff „gesellschaftlich“ mit Reichtum, dem einzigen gesellschaftlichen Maßstab in Amerika, identisch ist.

Unter diesen Umständen mögen vielleicht die Söhne reicher Kaufherren in Deutschland es geraten finden, ein oder zwei Jahre in Harvard zuzubringen, nachdem sie das Abiturienten-Examen bestanden haben, vorausgesetzt, daß sie später mit den Amerikanern Geschäfte machen und mit den künftigen Führern der amerikanischen Industrien und des amerikanischen Handels persönlich bekannt zu werden wünschen. Alle andern Studenten bleiben besser in Deutschland. Dagegen wäre es allerdings wünschenswert, wenn jüngere Neuphilologen mit amerikanischen Hochschullehrern, das sind Lehrer von städtischen Schulen mit vierjährigem Kursus, die gegenwärtig noch ihre Lehrziele nach den Anforderungen der Colleges definieren, aber als städtische Anstalten ihren Lehrplan immer mehr erweitern und über kurz oder lang die Colleges verdrängen werden, recht fleißig ihre Stellungen austauschen. Die deutschen Lehrer könnten in Amerika Deutsch unterrichten und Englisch lernen, die amerikanischen Lehrer in Deutschland Englisch unterrichten und Deutsch lernen. Die Wirkung

Digitized by Google

eines solchen Lehrer-Austausches würde viel weiter reichen und nachhaltiger sein als der jetzt so beliebte Humbug — man verzeihe mir das harte Wort — des Professoren-Austausches.

Der Schreiber dieser Zeilen hat seiner Zeit ein preußisches Gymnasium absolviert, drei Jahre auf deutschen Universitäten Theologie studiert und sein theologisches Staatsexamen in Preußen bestanden. Nachdem er vierzehn Jahre in Amerika ansässig gewesen war, ist er auf drei Jahre als Student auf eine der allerersten amerikanischen Universitäten gegangen und hat dort als baccalaureus theologiae wie als doctor philosophiae promoviert. Er hat Jahre lang eine Anzahl von jungen Leuten für Harvard, Yale und andere Colleges vorbereitet. Er hat ferner wiederholt zur Aushülfe an städtischen Hochschulen unterrichtet. Zwei seiner Söhne sind gegenwärtig Studenten einer amerikanischen Universität und zwei sind Schüler einer High School. Diese Daten beweisen auf jeden Fall, daß er ein Recht hat, in der Frage eines Studenten-Austausches zwischen Deutschland und Amerika das Wort zu ergreifen.

Die deutsche Invasion.

Von Regierungsrat Rudolf Martin (Berlin).

Der „Standard“ hat am Donnerstag, den 10. Dezember, den englischen Kanonenkönig Sir Hiram Maxim über meinen Vortrag vom Tage vorher interviewen lassen. Sir Hiram Maxim erklärte in Übereinstimmung mit meinen Ausführungen, daß es in der Tat möglich sei, hunderttausend Mann auf Drachenfliegern von der gegenwärtigen Konstruktion an den Küsten Englands landen zu lassen. Er ist ferner der Ansicht, daß sich der Aeroplan der Brüder Wright schon jetzt wesentlich verbessern lasse. Da Sir Hiram Maxim nicht nur das Maschinengewehr erfunden hat, sondern sich auch seit langer Zeit mit der Aviatik eingehend befaßt, so ist er zur Beurteilung dieser Fragen eine der kompetentesten Persönlichkeiten. Nach seiner Ansicht kann ein Aeroplan gebaut werden, der etwas größer ist als der der Brüder Wright, 500 kg trägt und 5 Stunden in der Luft bleibt. Eine solche Maschine würde außer dem Führer fünf oder sechs Personen nach seiner Ansicht über den Kanal tragen. Zugleich würde sie genügend Benzin bei sich führen können, um zwölfmal ohne Unterbrechung zum Zweck der Ergänzung des Benzinvorrats den Kanal zu überfliegen. Sie würde fähig sein, in der Dunkelheit einer Nacht viermal den Kanal zu überschreiten, ohne gesehen zu werden. Im Fall von Nebel noch viele Male mehr. Eine solche Maschine würde 30 000 Mark kosten und würde in einer Nacht 20 Mann an der englischen Küste landen können. Um 100 000 Soldaten in der Dunkelheit einer Nacht über den Kanal zu bringen, würden 5000 Drachenflieger nötig sein, die insgesamt 150 Millionen Mark kosten würden. Sir Hiram Maxim fügt hinzu, daß diese Berechnung nur für die technische Entwickelung des gegenwärtigen Tages gelte, und daß in einem Jahre die Leistungsfähigkeit der Aeroplane schon viel größer sein könne.

Der „Standard“ hat weiter den aus dem Burenkriege bekannten Major Baden-Powell, der in England und anderwärts mit Recht als eine Autorität auf dem Gebiete der Luftschiffahrt gilt, über den durch das Reutersche Bureau vermittelten Inhalt meines Berliner Vortrages befragt. Major Baden-Powell bestreitet nicht, daß Deutschland 100 000 Mann auf 50 000 Aeroplanen nach England werfen könnte, wenn es 50 000 Aeroplane besäße. Aber er erklärt, daß England zu dieser Zeit 100 000 Aeroplane besitzen würde. Er stimmt mir darin bei, daß für die Frage einer Landung vornehmlich Aeroplane in Betracht kommen.

Man kann nun fragen, ob es richtig ist, dergleichen Fragen diesseits und jenseits des Kanals zu erörtern. Die Geheimniskrämerei hat nirgendwo viel Zweck, am wenigsten auf dem Gebiete der Motorluftschiffahrt. Man kann kaum das Vorhandensein von fünf Aeroplanen geheimhalten, da eben doch die Führer im Fliegen Übung erlangen müssen. Sicher ist, daß Deutschland niemals 1000, geschweige 50 000 Aeroplane besitzen wird, wenn nicht die ganze Nation entschlossen ist, für die Förderung der Aviatik einzutreten. Die Herstellung einer großen Luftflotte im Verkehr wie im Kriegswesen kann man ebensowenig im Geheimen betreiben, wie die Heranbildung einer Armee im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht oder die Herstellung einer Kriegsflotte in einem konstitutionellen Staate.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß England jemals mehr Aeroplane haben wird als Deutschland. Denn England hat 42 Millionen Einwohner und Deutschland 63 Millionen. Die englische kleine Insel mit ihren rauhen Stürmen eignet sich für die Motorluftschiffahrt überhaupt viel schlechter als das große deutsche Reich mit seinen kontinentalen Nachbarländern. Die Größe der englischen Kriegsmarine und Handelsflotte hängt mit dem insularen Charakter und der geschichtlichen Entwickelung dieses kolonialen Weltreiches zusammen. Die Engländer können ebenso gut wie wir Soldaten auf Aeroplanen über den Kanal setzen. Aber sie haben nicht die Armeen, die bei ihrem Transport über den Kanal durch ihre große Zahl und durch die Ausbildung ihrer Mannschaften Schrecken auf dem Kontinent verbreiten würden.

In meinem Vortrag im „Deutschen Verein für Motorluftschiffahrt“ habe ich ausgeführt, daß 50 000 Aeroplane zum Transport von 100 000 Mann 1 Milliarde Mark kosten würden. Sir Hiram Maxim bewerkstelligt den Transport von 100 000 Mann in einer Nacht für nur 150 Millionen Mark. Man wird mir darnach zugeben, daß ich nicht der einzige Phantast der Motorluftschiffahrt bin, und daß es noch stärkere Optimisten gibt.

Selten denkt man aber daran, daß schon der Staatssekretär des Reichspostamts Dr. v. Stephan die Landung einer deutschen Armee durch die Luft in England in absehbarer Zeit für möglich hielt. In seinem Vortrag „Weltpost und Luftschiffahrt“ (im Jahre 1874) erinnerte Stephan daran, daß Napoleon

Digitized by Google

den Erfinder des ersten Dampfschiffes Fulton als einen Narren von sich gewiesen habe. Fürst Metternich wartete im Jahre 1803 in dem Vorzimmer Napoleons, als plötzlich ein Mann in tiefster Niedergeschlagenheit aus dem Kabinet herausgestürzt kam. Napoleon, der den Fürsten nun empfing, fragte ihn: „Haben Sie den Menschen gesehen, der soeben von mir herauskam?“ — „Gewiß!“ antwortete Metternich. — „Nun, das war ein Irrsinniger,“ sagte Napoleon. „Er hat mir vorgeschlagen, die Flotte mit kochendem Wasser nach England hinüber zu treiben!“

Dieser Mann war Fulton, der als Amerikaner durch den amerikanischen Gesandten bei Napoleon Zutritt erlangt hatte. So oft Fürst Metternich in späteren Jahrzehnten jenen Vorfall erzählte, pflegte er hinzuzusetzen: „Oft habe ich mich gefragt, was aus der Weltgeschichte geworden wäre, wenn Napoleon die Vorschläge Fultons genehmigt hätte und in England gelandet wäre!“ In der Tat würden damals wenige französische Dampfschiffe genügt haben, um die aus Segelschiffen bestehende Kriegsflotte der Engländer im Kanal zu vernichten. Ich würde diese Geschichte nicht in meine kürzlich erschienene Broschüre „Deutschland und England“ aufgenommen haben, wenn diese Geschichte nicht den Vorzug hätte, wahr zu sein. Der Staatssekretär v. Stephan hat sie von „einem unserer hervorragendsten Staatsmänner“, der mit dem Fürsten Metternich genau bekannt war, im Jahre 1874 gehört. Wahrscheinlich ist sie durch den Fürsten Bismarck an Stephan gelangt. Als eifriger Vorkämpfer der Motorluftschiffahrt hat sie Stephan in jenem Vortrag mitgeteilt, um anzudeuten, daß die Motorluftschiffahrt in noch höherem Maße als das Dampfschiff zu großen Eingriffen in die Weltpolitik und insbesondere zur Überquerung des Kanals berufen sei.

Wilhelm Jensens neuer Roman.*)

Von Geh. Rat Prof. Dr. **Ludwig Geiger** (Berlin).

Hätte ich gleich zuerst die Stelle S. 678 vor Augen gehabt, die folgendermaßen lautet: „Es ist sonderbar, wie die Dinge sich merkwürdig auf der Welt ändern“, so hätte ich vermutlich das Buch alsbald weggeworfen; eine derartige Trivialität dürfte einem Schriftsteller, der etwas auf sich hält, nicht aus der Feder fließen. Da ich aber zu der Art von Lesern gehöre, die nicht zuerst in einem Buche blättern, sondern die von vorn bis hinten (nicht umgekehrt, wie es neugierige Leute tun) alles genau lesen, so kam ich an jene Stelle erst, als ich mit dem Buche beinahe fertig war.

Einem beliebten und erprobten Veteranen gegenüber wie Jensen ist der Kritiker in einer peinlichen Lage. Zunächst deshalb, weil man einem alten, berühmten Schriftsteller Respekt schuldig ist, sodann deshalb, weil ein bekannter Erzähler ein treues Stammpublikum besitzt, das seinen Darbietungen aufmerksam lauscht und sich herzlich wenig darum kümmert, was ein Kritiker über diese Schöpfungen sagt. Auch für den Erzähler selbst, der den größten Teil seiner Laufbahn durchmessen, der Leistungsfähigkeit kennt, das Maß und die Grenzen seines Könnens ist die Kritik völlig bedeutungslos. Man nimmt — denn das ist Menschenart — das Lob gern an, wenn man es vielleicht auch bei gewissenhafter Selbstprüfung nicht immer für verdient erachtet. Aber man ändert sich nicht, auf die Worte eines Beurteilers hin. Trotz alledem möchte ich mit einer Besprechung des neuen Werkes nicht zurückhalten, gerade weil ich kein berufsmäßiger Romankritiker bin.

Allerdings bin ich Herrn Jensen gegenüber in einer ganz merkwürdigen Lage. Im Jahre 1877 habe ich seinen ersten Roman gelesen, jetzt im Jahre 1908 den zweiten. Damals erschien ein sehr schön ausgestatteter historischer Roman „aus dem 16. Jahrhundert“. Ich steckte zu jener Zeit ausschließlich in Studien über das Reformationszeitalter, war jung genug, um keinen sonderlichen Respekt zu besitzen und ziemlich temperamentvoll in dem Ausdruck meiner Meinung. Und da ich glaubte, viele Irrtümer in jener Darstellung zu finden, die sich als eine historische ausgab, so gab ich meiner Ansicht recht unverhohlenen Ausdruck. Seitdem habe ich das vielseitige Schaffen des fruchtbaren Autors nicht weiter verfolgt und komme nun durch Zufall dazu, einen neuen großen historischen Roman desselben Verfassers zu lesen und zu beurteilen. Diesem gegenüber aber kann ich meine fast vor einem Menschenalter ausgesprochenen Ansicht kaum ändern. Herr Jensen weiß zu viel von der Geschichte, um den Stoff poetisch zu gestalten, und ist zu sehr Dichter, um die Historie zu meistern. Er hat die Quellen studiert, sich an dem Anekdotischen vollgesogen und ruht nun nicht eher, als bis er seinen Lesern alles aufgetischt hat. Darum wird uns kein Brief des großen Königs (denn daß es sich um Friedrich den Großen handelt, wird den meisten wohl aus dem Titel klar sein) an Frau v. Camas, an den Marquis d'Argens erspart, manches Gedichtchen an Voltaire oder gegen ihn wird abgedruckt, Kabinetsordres werden mitgeteilt, (ob wahr oder fingiert) ganz getreu in dem unerhört schlechten Deutsch abgefaßt, das der Monarch schrieb; Andeutungen über die Schrift De la Litérature allemande fehlen ebensowenig, wie Hinweise auf die großen historischen Werke des königlichen Autors, und wir dürfen schon dankbar sein, daß wir nicht auch kritische Untersuchungen über uns ergehen lassen müssen, die diesen Produktionen gelten. Und wie die literarischen Arbeiten, des seine Zeit ausnutzenden Königs, so werden uns alle Ereignisse des 7jährigen Krieges von dem Depeschendiebstahl aus dem Dresdener Archive und dem darauf erfolgten Einmarsch der preußischen Truppen in Sachsen an, bis zu dem Hubertsburger Frieden mitgeteilt. — Nur freilich, daß der Autor auch nicht den leisesten Versuch macht, etwa eine dieser Schlachten durch kleine Genrebildchen zu beleben oder durch großzügige Darstellungen vor die Augen der Leser hinzustellen; es bleibt vielmehr immer

*) König Friedrich, ein geschichtlicher Roman von Wilhelm Jensen. 3 Bände, Berlin 1908, Paetel. 749 S.

Digitized by Google

bei Wiederholungen der schon den Schulknaben bekannten Geschichten und allgemeinen Redereien. Und wie diese großen Vorgänge, werden, was wiederum einem jeden, der nur einmal in ein Geschichtsbuch geblickt hat, bekannt ist, die Mordanschläge auf diesen bestgehaßten Fürsten, seine Trauer- und Schwermutanfälle ebenso genau erzählt, wie das Spielen mit seinen Lieblingshunden; auch der Baron Trenck darf, damit diese Anekdotengalerie ganz vollständig sei, nicht fehlen. Mit nicht minderer Ausführlichkeit als die Berliner Vorgänge oder die von dem Berliner Kabinett d. h. dem Könige ausgehenden historischen Ereignisse wird der markgräflich bayreuthische Hof geschildert, das tolle Treiben des Markgrafen, die entsagende Einsamkeit seiner Gattin, der Lieblingsschwester Friedrichs; die Schilderung der Sterbeszene jener merkwürdigen Frau ist ein Prachtstück, das ich gern lobe, da ich so manches in dem Buche zu tadeln habe.

Das ist alles Geschichte, aber ist das wirklich ein Roman? Man würde dem Verfasser hundert kleine, selbst einige große Fehler gegen die Überlieferung verzeihen; wenn er uns den König und seinen Hof dichterisch vor Augen geführt hätte, wenn er uns gelehrt hätte, an diese Gestalten wirklich zu glauben, und uns nicht einfach wiederholt hätte, was wir bei den Historikern — nicht etwa solchen, von der Stellung eines Ranke oder Koser, sondern bei Ferdinand Schmidt oder wenn es noch etwa kleinere gibt — lesen können.

Man nehme ein Beispiel: Jeder weiß, daß Friedrich seine Gattin vollkommen vernachlässigte, und daß diese, eine edle, fromme Frau, dieses unverdiente Schicksal mit großer Würde trug. Diese Tatsache hat mit den Vorgängen unsers Romans so gut wie garnichts zu tun; sie wird — mit einigen Reflexionen verbrämt — nach den Geschichtswerken, vielleicht sogar mit Benutzung meines Buchs über Berlins geistiges Leben vorgebracht. Ahnte denn der Verfasser garnicht, daß hier ein Fall vorlag, den er mit dichterischer Phantasie hätte ausschmücken können? Gestalten und Tatsachen waren gegeben. Warum fiel es ihm nicht ein, diese Persönlichkeiten zu wahrhaft künstlerischen Gebilden zu gestalten? So muß man bei allem Respekt vor dem Sammelfleiß des Verfassers sagen: sein Werk ist durchaus kein historischer Roman, sondern höchstens eine nicht ungeschickt ausgewählte Sammlung von Anekdoten und eine ganz interessante Zusammenstellung von Briefen und Aktenstücken.

Der Romanleser verlangt nun aber auch einen wirklichen Roman und weiß, daß von einem solchen bei Friedrich nicht zu reden ist, und so unternimmt der Verfasser den eigentümlichen, aber, wie gleich bemerkt werden soll, völlig mißglückten Versuch, die großen historischen Vorgänge mit der abenteuerlichsten Lebensgeschichte zweier Geschwister und Vorgängen aus dem Herzensleben jener beiden zu verknüpfen.

Zwei junge Menschen, Geschwister Betmar und Ulricke Van Campen, der erstere 17, die letztere 18 Jahre, verlassen ihr väterliches Haus in Soest, der erstere, weil er nicht auf die Jesuitenschule in Köln gehen, die letztere, weil sie nicht einen von dem tyrannischen Vater ihr aufgezwungenen Bräutigam heiraten will. Sie machen den Weg nach Berlin zu Fuß, hungern sich durch, nachdem sie ihren früheren Begleiter, einen Dieb und Mörder, der aber für sie väterlich gesorgt hatte, verlassen, und gelangen nach der Residenz. Schon diese Reise wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten. Zunächst hätte der Strauchdieb wohl diese beiden anständig gekleideten Gefährten abgemurkst, weil er bei ihnen Schätze vermutete, sodann würden sie bei ihrer gänzlichen Unerfahrenheit auf Schritt und Tritt von den Behörden aufgegriffen worden sein. Aber was wollen diese Unwahrscheinlichkeiten sagen gegen die, die nun kommen? Ulricke wird von der schon genannten Frau v. Camas, an deren Garten die Wandernden vorbeikommen, aufgenommen, zunächst als Dienstmädchen (man denke, ohne jedes Legitimationspapier!), und nach kurzer Zeit Faktotum, Freundin jener Frau sowie der Königin Elisabeth; Betmar fällt Werbern in die Hände, wird zuerst in ein Grenadierregiment, später in ein Reiterregiment gesteckt. Er schwankt zwischen Haß gegen den König und Begeisterung. Einmal hat er Gelegenheit, dem König selbst, den er nicht erkennt (wie unendlich wahrscheinlich!), seine Gesinnung zu enthüllen und erlangt dafür Belohnung statt Strafe. Immer wieder kommt er dem König nahe, eine dieser Begegnungen ist immer seltsamer und unglaubhafter als die andere. Der 18jährige wird bereits Leutnant; am Ende des Krieges ist er bereits Major, also mit 25 Jahren, obgleich er ein Jahr oder länger auf der Festung zugebracht hat. Diese Strafe wird ihm zuteil, weil er eine schwärmerische Liebe zu einer württembergischen Prinzessin unterhält, die er (auch hier so seltsame Unwahrscheinlichkeiten, daß man sich häufig des Lächelns über diese tolle Phantasie nicht enthalten kann) zunächst in einer Verkleidung in Bayreuth, dann in Gotha, endlich als Gefährtin seiner Schwester bei der Königin wiedersieht. Neben dieser schwärmerischen Liebe, die er durch den vom König geübten Zwang aufheben muß (der bekanntlich mit dem siebenjährigen Krieg so wenig zu tun hatte, daß er sich um die Liebeshändel seiner Offiziere kümmern konnte), unterhält er noch eine andere, minder schwärmerische. Auf einer seiner knabenhaften Streifereien hatte er ein vollkommen verwildertes Mädchen kennen gelernt und sie geschont. Aus Dankbarkeit läuft sie ihm nach, weiß ihn nach Jahren immer wieder zu finden und pflegt ihn endlich, da er verwundet worden, sodaß er seine Gesundheit wiedererlangt. Ihm unbewußt, zieht Liebe ihn sein Herz ein, und auch das Mädchen, das sich aus einer Halbwilden zu einer zivilisierten Jungfrau entwickelt, liebt nun echt mädchenhaft ihren Ritter. Da es aber nicht wohl anständig wäre, wenn ein königlich preußischer Major eine Wilde heirate, wird diese durch die abenteuerlichsten Erfindungen zu einem Fräulein von der Mark erhoben und so berechtigt, die standesgemäße Gattin des jugendlichen Majors zu werden. Auch Fräulein Ulricke muß, ehe sie ihren einarmigen Major (denn den andern hat er seinem Könige geopfert) heiraten kann, manche Fährlichkeiten bestehen. Denn da ihr Bruder eine Prinzessin liebt, so ist es nur billig, daß sie zu einem Prinzen,

Digitized by Google

und zwar dem Bruder der Königin Elisabeth, ihre Augen erhebt. Und wiederum hat König Friedrich Zeit genug, auch diesen Handel zu unterdrücken, nachdem er sich mehrere Male kräftige Reden der mutigen jungen Dame hatte gefallen lassen. Daß die Hochzeit beider Paare in der Vaterstadt Soest stattfindet, daß Ulrickens Bräutigam, da er verwundet ist, sogar in diesem Hause verpflegt wird, daß der alte Herr Van Kampen, ein grimmiger Preußenhasser, als Deserteur totgeschossen werden soll, aber durch Vermittlung des Sohnes freigelassen wird, daß er seinen grimmigen Haß gegen den Preußenkönig in ein Gefühl verwandelt, das wenigstens zum Enthusiasmus sich gestalten kann, soll nur nebenher erwähnt werden.

Man scheidet von der Lektüre des Buches, das einzelne recht hübsche Szenen aufweist, und das in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes unterhaltend genannt werden kann, mit einem Gefühle tiefster Unbefriedigtheit. Denn man sieht hier einen Schriftsteller, der sein ganzes Leben ernster Arbeit gewidmet und gar manche Erfolge aufzuweisen hat, auf einem so völlig verkehrten Wege, daß man eine derartige Verwirrung kaum begreift. Glaubt denn wirklich Jensen, oder wem will er es glaubhaft machen, daß die Wesen, die er schildert, wirklich je existiert haben? Hält er es für möglich, daß derartiges in der Weise passiert ist, wie er es schildert? Oder wenn wirklich eine Chronik oder ein Geschichtsbuch diese Vorgänge als historisch erweisen sollte (das Leben ist manchmal viel wunderbarer als der Roman), so muß man doch sagen, es ist dem Verfasser nicht gelungen, alle diese von der Wirklichkeit abweichenden Seltsamkeiten dichterisch glaubhaft zu machen; seine Personen leben nicht; die Vorgänge ergreifen das Gemüt des Lesenden in keiner Weise und beschäftigen kaum seinen Geist. Es ist ein buntes Durcheinander von Anekdotenkram, geschichtlichen Mitteilungen, seltsamen Liebeswirren und Märchenspuk, aber es ist kein Roman, der geschichtliches Leben dichterisch darstellt.

Der Ausgang der Moderne.

Von Dr. Otto Stoessl (Wien).

Der übermäßige Andrang der Produktion stumpft die Kritik ab und gewöhnt sie an einen gefährlichen Kultus des Momentanen, an einen haltlosen Impressionismus, der zu Gunsten des augenblicklich Genehmen das Ganze vergißt. Solche tiefe Mängel der Kritik hängen im Innersten mit denen der Produktion selbst zusammen, die gleicherweise im einzelnen sich erschöpft und gar nicht genug tut, ohne die eigensten Gebiete der dichterischen Hervorbringung zu erreichen: große Konzeptionen aus der Fülle der umgebenden, gleichsam nach dem erlösenden Worte der Dichtung lechzenden Probleme ihrer Kultur. Die Tagesmode und der herrschende Geschmack, ebenso gut wie die ökonomische Lage des Schriftstellers, der mehr als billig auf die Gangbarkeit seines Erzeugnisses bei der neuerungssüchtigen Tagespresse bedacht sein muß, aber auch die allgemeine, mehr formale, als vertiefte, mehr gefallsame und sich angleichende, als mutig-besonnene und umfassende Art der heutigen Rezensenten haben es mit sich gebracht, daß die Kritik, statt zu führen, geführt wird, statt aus einer reichen inneren Erfahrung und seelischen Durchbildung, sowie aus der stetigen Bereitschaft der Erwägungen eines mächtigen Verstandes und Kunstgefühls, aus der Zucht eines wahrhaften Kulturgewissens die Richtwege der Produktion zu erkennen und zu bestimmen, von den jeweils auffallenden und anlockenden Einzelheiten in Taumel versetzt, sich durchaus an das Singuläre verliert. In dem zweifellosen Reiz des Feuilletons, das der Kritik durch eine fein ausgebildete Form den Charakter der selbständigen Produktion nur zu oft anlügt, ist ihr eigentlicher und ernster, großer Beruf einer geistigen Zusammenfassung und Schlußfolgerung nahezu untergegangen.

Gleichwohl stellt sich, wenn ein wahrhaft kritischer Geist seine Aufgabe begreift und zwingt, der höhere, der eigentlich künstlerische Charakter der Kritik, ihr schöpferischer Inhalt und ihre hohe Bedeutung für die Produktion, der sie — nach einem Worte Ludwig Speidels — als eine „strenge Magd“ zu dienen hat, aufs ungezwungenste dar. Sie ist synthetisch, zusammenfassend, sie sieht, wie Hebbel einmal vom Künstler in einem Bilde sagt, Kugeln, nicht Dreiecke, ein menschliches Ganzes in allen einzelnen Hervorbringungen und ordnet sie einem geistigen Prinzip unter, wie nur die dichterische Schöpfung selber, doch vollzieht sich dieser Prozeß nicht in Anschauungs-, sondern in Begriffsformen, wobei dem suchenden Verstande das helle Auge eines unfehlbaren Kunstgefühls, der Blitz der Intuition, alles, was als eingeborne Begnadung den Dichter auszeichnet, keineswegs mangelt. Nur die Anwendung, gleichsam der Stoff ist verschieden, die Tätigkeit als solche bleibt im höchsten Sinne durchaus produktiv. Es ist eine Synthese von rein geistiger, unsinnlicher, aber durchaus wirklicher und wirkender Bedeutung.

Das Buch vom „Ausgang der Moderne“*), welches diese Betrachtungen veranlaßt, ist als ein solches Kunstwerk der Kritik, als eine solche synthetische Produktion des kritischen Geistes anzusprechen. In Zerstörung und Auslese, in Verneinung und Bejahung, in seinen polemischen wie enthusiastischen Teilen durchaus positiv, besitzt es, was der Tageskritik abgeht: den mutigen, objektiven Blick, die innere Sammlung und Bereitschaft des Geistes, den sicheren Abstand von den vielfältigen Objekten aus der Höhe einer freien und unbeirrbaren Persönlichkeit, dabei die Sehschärfe, das Kleinste, Bemerkenswerte nicht zu verlieren, die Unparteilichkeit, das Mannigfachste in allen Wertabstufungen sowohl zu sondern, als zu würdigen, aus den unendlichen Einzelheiten der modernen Gesamtproduktion mit den kritischen Kunstmitteln der abstrakten Untersuchung und begrifflichen Darstellung eine völlig dichterische Komposition: ein Bild mit allen Wirkungen der Raum- und Licht- und Wertverteilung zu schaffen.

*) Der Ausgang der Moderne; ein Buch der Opposition von S. Lublinski. Leipzig. Karl Reißner, 1908.

Digitized by Google

Mit einem Wort: es hat die Gabe der Organisation, die den Lebenswert der Kritik ausmacht.

Bei gewissen, in ihrer Art trefflichen, ja vollkommenen Hervorbringungen bleibt, indem man sie empfehlen will, über ihren eigentlichen Inhalt nur wenig zu sagen übrig, weil man ihn ausschreiben müßte, da man ihn durchaus nur unterschreiben kann. Was besagt der Widerspruch gegen manche Einzelheiten, die man etwa anders ansieht, oder gegen Folgerungen, denen der schöpferische Geist aus seiner inneren Notwendigkeit die Kraft von Realitäten beilegt, während man sie selbst etwa gelegentlich anzweifelt? Das Ganze empfindet man als solches doch eben unwidersprechlich. Seinen Inhalt in eine kurze Anzeige zusammendrängen, hieße den Genuß der Lektüre unzulänglich vorwegnehmen, durch einen dürftigen Auszug die hohe Spannung des eigentlichen Werkes zwecklos schwächen. So bleibt nichts zu tun, als den Blick der Leser, die so viel Wesenlosem tagtäglich ihre Geduld, ihren Wissensdrang, ihr Interesse mit verschwenderischem Eifer zuwenden, eindringlich auf ein wesentliches, inhaltreiches und bedeutendes Ganzes zu lenken und höchstens durch ein paar Worte der Charakterisierung die eindringliche Aufforderung zu begründen. Das Buch vom „Ausgang der Moderne“ versucht nicht mehr und nicht weniger, als die Summe der Bewegung zu ziehen, die seit zwei Jahrzehnten unsere Literatur aufgewühlt, durch und durchgepflügt und auf altem gutem Boden eine starke Saat erzeugt hat. Es stellt die gesellschaftlichen und persönlichen Grundtriebe, die wirkenden Komponenten dieser Bewegung fest und es bestimmt, was bisher noch nicht ausreichend geschehen, mit sicherer Hand die notwendigen Ziele, oder vielmehr, es nimmt die Resultierende mit der kühnen Einsicht des vorschauenden Geistes vorweg.

Neuromantik und Naturalismus, beide aus einem revolutionären Instinkt, der der großen, wirklichen politischen Revolution nachschwang, traten das Erbe des in ziellosen Epigonentum verirrten Klassizismus an, beide ausgeschärft und zeitlich bestimmt durch die anderen geistigen Strömungen der Zeit, durch die exakten Naturwissenschaften, wie durch die Philosophie. Der Methode des beobachtenden Forschers, der den Entstehungsprozeß bis ins Kleinste verfolgen lernte und damit das Weltgeheimnis selber in der Hand zu haben glaubte, entsprach der Triumph des Naturalismus, der im Gegebenen, im grob Wirklichen, in der derben Gebundenheit des Tatsächlichen, im „Milieu“ das Um- und Auf sah, aber wie die Naturwissenschaft selbst seine Denkweise vervollkommnete bis zur Beherrschung des Kleinsten, Augenblicklichen, Singulären, um in einem tadellosen Impressionismus seine Höhe und Grenze zu erreichen, wo zwar das Momentane schier restlos reproduziert, aber das Ganze des Menschentums, seine innern und äußern Bewegungen, die geheimnisvolle Macht seiner seelischen Impulse, seines Willens, seiner Herrschaftsrechte, alles dauernd Unbedingte und Willkürliche durchaus unverstanden und unverkörpert blieben.

Auf dem entgegengesetzten Wege kam die „Neuromantik“ zu der gleichen, letzten, schöpferischen Ohnmacht, indem sie des derb Physischen, dreist Natürlichen und Gewöhnlichen im Innersten überdrüssig, das Seelische, die höchste Vereinzelung des Subjekts mit einem mystischen Allgefühl empfindend, dieses Urerlebnis durch die Kraft des Wortes zu bezwingen vermeinte, dessen Entzückungen gleichsam den Sachbesitz selbst darstellen sollten und das Einzelne ins Übermaß verallgemeinerten. Dem Impressionismus des äußern setzt sich der Impressionismus des innern Erkennens gleichwertig, aber gleich unwirklich und unwirksam, dem grobsinnlich, darum geistig Unzulänglichen, das übersein seelische, darum irdisch Ungenügende gegenüber. Beide kommen zu keiner großen Zusammenfassung, die dem echten Kunstwerke gemäß ist, welches die zwei Elemente des Erlebens: das physisch und das psychisch Anschauliche bereits im Augenblicke der Konzeption und weiter in jedem des Schaffens untrennbar vereinigt und enthält.

Naturalismus und Neuromantik sind der Gesamtheit der heutigen Welt, welche in ihrem mannigfachen Inhalt eine physische und seelische Vieldeutigkeit in unendlicher Bewegung darbietet, nicht gewachsen. Die besten Hervorbringungen des naturalistischen wie des neuromantischen Schöpfergeistes sind immer nur sozusagen ein Triumph der Ohnmacht.

Die eigentliche Aufgabe der Kunst bleibt es: eine Synthese der Kultur zu geben, in der sie wirkt, von der sie bedingt wird. Die Kultur einer Zeit ist an sich niemals einheitlich, widerspruchslos, allumfassend und alles durchdringend, sie wird es erst durch die Anschauung des Künstlers, durch die organisierende Macht des Kunstwerks, worin sie sich spiegelt und ihrer selbst eigentlich inne wird. Dieses Bewußtsein der Kultur als eines wirkenden Ganzen, dessen widersprechende, einander bestreitende, scheinbar aufhebende Kräfte gleichwohl eine große Gesamtheit ausmachen, drückt sich in den bleibenden, typischen drei Kunstformen aus, worin sich das schöpferische Wollen des Dichters äußert und seine Welt völlig umfaßt. Eine Synthese des zeitlichen gegebenen seelischen und materiellen Kulturinhalts im Gedicht, im Epos, im Drama zu erwirken, ist die Aufgabe jeder wahrhaft produktiven Gemeinschaft. Dem fruchtbaren, gedanken- und willensmächtigen Geiste ist eine zuversichtliche Bejahung gemäß, wir dürfen uns nicht wundern, daß der Kritiker, der ein so starkes Gefühl für die Lebenskraft und Bedeutung des heutigen Menschentums hegt, auch dessen Beruf zu einer Synthese im Kunstwerk, zu einer großartigen und bleibenden Selbstdarstellung und Kulturbewußtheit durchaus bejaht und eine Erfüllung voraussagt, deren Anzeichen er mit dem fröhlichsten Scharfsinn und den treffendsten Einzelheiten aufweist. Namentlich auf dem Gebiete des Dramas, dem er die eigene dichterische Begabung mit klarem konstruktiven Verstande und innerster Nötigung zugewandt, erblickt er in den eigenen*) wie in den Werken von W. v. Scholz und Paul Ernst, deren

*) Die seltsame Lage eines Kritikers, im Zusammenhange von Erörterungen, die aus der Erkenntnis der eigenen dichterischen Produktion stammen, ja durch diese Hervorbringungen veranlaßt wurden, von den eigenen Werken sprechen zu müssen, nötigte Lublinski zu Erörterungen, die mit berechtigtem Selbstgefühl, aber sicherem Takt seinen Dramen gewidmet sind, die in der Tat, obgleich erst Anfangsglieder,

Digitized by Google

kritische Untersuchungen über das Drama*) er in seine zusammenfassenden Erörterungen kunstvoll einwebt, eine nahe Verwirklichung solcher Hoffnungen.

Im ganzen steht ihm das Bild eines hochgemuten produktiven, bei allen Einzelkonflikten doch durch einen bejahenden Kulturwillen zusammengefaßten Menschentums vor Augen, somit eine größere und freiere Erneuerung des Humanitätsideals, wie es von jenen Männern zum erstenmale als Lebens- und Nationaltraum erschaut worden ist, die wir unsere „Klassiker" nennen. Was sie in einem engeren Lebenskreise, bei einer begrenzten geistigen Gemeinschaft erreicht, auf die heutige, größte Menschengesamtheit auszudehnen, ist die Aufgabe einer kommenden, aber nicht mehr fernen „Moderne", einer schöpferischen Klassizität von eigentlich ökumenischem Charakter, das Ziel einer Kultur, die sich in Werken zu vergegenwärtigen hat, bei denen die Naturkraft des Gefühls der stolzen Energie des Verstandes, der belebenden Gemüts- und Instinktsicherheit die bauende und organisierende Beschaffenheit des bewußten Geistes gleichwertig und durchaus gleichgewogen gepaart ist. Diese Verbindung, in dem Ganzen unserer heutigen Kultur ausgedrückt, muß auch deren höchsten Ruf: ihr Kunstwerk, emportragen. Wie der Verfasser langsam und die ganze Last des einzelnen mit freudiger Leichtigkeit lüpfend, auf der Höhe dieser Betrachtung, nachdem er in seinen Begründungen den vielen Schutt der beirrenden und nur relativ zu wertenden Werke weggeräumt, ohne irgend etwas Wertvolles zu vernachlässigen, zusehends ein Ganzes, auf alle Gebiete des heutigen Schaffens — die bildenden Künste, Politik und Philosophie inbegriffen — erstrecktes, lichtes und in konstruktiver Wahrheit strenges, formgerechtes Gebäude einer künstlerischen Nationalkultur mit sicherer Hand und tadellosem Umriß entwirft, bietet an sich den höchsten Genuß einer geistigen Konzeption von reizvoller Umfänglichkeit und ernster Energie.

Daß eine solche Phantasie des Verstandes die immerhin fragwürdige Erfüllung vorwegnimmt, ist nicht weiter anzufechten. Aber manche Erfüllungen hängen davon ab, daß man sie vorhersagt und vorher will und ihr Erscheinen gebietet. Hier ist dies geschehen und mit Worten, denen eine wirkende Kraft innewohnt. Der Verfasser sagt an einer Stelle beiläufig, die Geschichte sei immer auch eine Historie unserer Enttäuschungen. Mag auch sein bedeutender Bau von der Zukunft anders gestaltet werden oder gar unverwirklicht bleiben, seine künstlerische Bedeutung, sein geistiger und persönlicher Stil ist unanfechtbar und damit das verwirklicht, was an ihm liegt: die Vollendung einer kritischen Synthese von hoher Art und großem, umfassenden Willen, durchaus von jenem Menschentum, das er ahnt und aufruft.

*) Paul Ernst „Der Weg zur Form", Berlin, J. Bard, 1907. W. v. Scholz „Kunst und Notwendigkeit", Berlin, Oesterheld & Co.

doch bedeutende Zeichen einer dichterischen Entwicklung darstellen, an denen vorüberzugehen auch einem Fremden nicht wohl anstünde. Das Drama „Gunther und Brunhild" (Berlin, J. Bard) bezeichnet einen nicht geringen Versuch, die alte Nibelungensage aus ihrem epischen und balladenhaften, volkstümlich typischen Gehalt mit tragischer Bestimmtheit und scharfer Umrißlinie herauszustellen. Hierbei tritt zwar eine notwendig rationale und historische Begründung des Geschehens an die Stelle der mythischen Großartigkeit, was anfangs befremdet, da die Fabel sich von den Sagenelementen doch nicht völlig befreien konnte, aber es lebt auch eine neue und mächtig erfaßte Gestalt von königlicher Bedeutung in ihr und damit ein neues, vertieftes und ursprüngliches Problem: Gunthers Charakter. Die Verinnerlichung des Helden inmitten einer Tatenwelt, die geistige Herrscherkraft gegenüber der elementaren, brutal sinnlichen Energie des jugendlich zufahrenden Zeitalters als Feigheit angesehen und in bitterer Seelennot, unverstanden in ihrer neuen Größe, darum sich selbst verdächtig, doch unbeirrbar, kommt als Vertiefung und Durchleuchtung eines alten Stoffes zu monumentaler und reiner Wirkung. Die echt dramatische Kunst einer Exegese und dialektischen Erneuerung gegebener, bleibender Motive hat sich hier so wohl bewährt, daß der Kritiker ein Recht hat, auf den Dichter zu exemplifizieren.

Jugendsonnen.

Von **Paul Friedrich** (Berlin).

Wohin entschwunden seid Ihr Jugendsonnen,
Ersehnte Tage, jäh in nichts zerronnen,
Wie Sommerwolken, die dem Blick entschweben,
Und meiner Träume sah ich keinen leben.

Nicht klagen will ich. Grausam ist das Leben,
Das nie dem heißen Wunsch Gestalt gegeben;
Nur leise Trauer ruft, was früh zerronnen
Und träumt von Euch, versunkne Jugendsonnen.

Das Gastmahl des Assurnasirabal.

Ein regierungsfreundliches Schauspiel.

Von **Paul Scheerbart** (Zehlendorf).

Personen:

Zoroaster.
Pythagoras.
Mani.
Mazdak.
Assurnasirabal.
Hofbeamte des Königs Assurnasirabal.

Hinten schwarze Wand. Davor langer Tafeltisch mit der langen Seite nach vorn. Tischdecke auch schwarz. Buntes Geschirr auf dem Tisch — aber Gläser und Teller sind leer. Alle Personen in weißen, langen Gewändern, die nach Art der Beduinenburnusse am Kopf befestigt sind. Links sitzt Pythagoras an der schmalen Tischseite, ihm gegenüber rechts Zoroaster an der andern schmalen Tischseite. An der hintern Tischseite Stühle, in der Mitte der Sessel für den König. Während die beiden Erwähnten ruhig dasitzen, kommen die Andern langsam von hinten rechts und links herein, ohne sich zu setzen — der König kommt ganz zuletzt; er hat eine goldene Zackenkrone auf dem Kopfe.

Zoroaster: Kommt der König schon?

Ein Hofbeamter: Ja, er wird gleich da sein.

Pythagoras: Wer ist der größte Wohltäter der Menschheit?

Zoroaster: Diese Frage will der König beantwortet haben.

Ein Hofbeamter: Der König kommt schon. Aber er geht ganz langsam.

Pythagoras: Wer ist der größte Wohltäter der Menschheit?

Der König: (Die beiden Sitzenden bleiben sitzen.) Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid. (Die Beiden grüßen mit Verbeugung des Kopfes; alle setzen sich und trinken aus den leeren Gläsern und essen unsichtbare Speisen.)

Digitized by Google

Pythagoras: Wer ist der größte Wohltäter der Menschheit?

Zoroaster: Zweifellos nur derjenige, der die Menschheit am kräftigsten fördert, ihr die größte Kraft giebt und die Fähigkeit, das Größte und Herrlichste zu erfassen.

Mani (zur Rechten des Königs): Kann ein Mensch so die Menschheit fördern?

Der König: Die Frage kommt zuletzt.

Mazdak: Ich glaube nur, daß derjenige die Menschheit am kräftigsten fördert, der sie in Ruhe läßt.

Der König: Dann wäre Nichtfördern das Größte; diese Teilnahmslosigkeit kann nicht das Höchste sein.

Mazdak: Aber die Leute sagen doch: gebt uns die Freiheit, dann habt ihr uns das Höchste gegeben.

Der König: Das wäre ja so bequem. Dann säße das Nichtstun auf dem Thron. Nein! Daran glaub ich nicht. Das würde dem schrankenlosen Egoismus die Tore öffnen. Das kann nicht sein. Solche Lehre richtet sich selbst.

Mazdak: Danach wäre alles Regieren immerzu sehr notwendig.

Der König: Ja — Regieren heißt eben: Fördern.

Mani: Aber es kann auch zu viel regiert werden.

Der König: Freilich! Egoisten dürfen nicht regieren.

Zoroaster: Das fragt sich.

Pythagoras: Wenn ein Mensch regiert, so bildet er sich doch nur ein, daß er regiert; er ist doch nur das Werkzeug eines höheren Geistes.

Mani: Ich ziehe meine Frage von vorhin zurück: ich halte es für ausgeschlossen, daß ein Mensch der größte Wohltäter der Menschheit sein könnte.

Der König: Das ist auch meine Meinung.

Zoroaster: Pythagoras hat jedenfalls Recht; nur ein höherer Geist, einer, der über den Menschen lebt, kann die Menschheit regieren und zugleich fördern.

Der König: Dann wüßten wir ja, wer der größte Wohltäter der Menschheit ist: der große Unbekannte ist es.

Pythagoras: Das meint Zoroaster, der mir gegenüber sitzt. Und ich meine das auch.

Mani: Glauben wir aber auch daran, daß der große Unbekannte unser Wohltäter ist, indem er uns quält?

Der König: Das ist es eben! Wir müssen einsehen, daß er uns quält, um uns zu fördern.

Mazdak: Das wird den Menschen sehr oft schwer fallen, einzusehen, daß alle Quälerei nur eine Förderung ist.

Der König: Aber es ist doch so.

Pythagoras: Wer in jedem Qualtrank die heilende Arznei herausschmecken kann, der wird nicht viel Mühe haben, einzusehen, daß alle Quälerei nur eine Förderung ist.

Zoroaster: Es ist nur peinlich, einzusehen, daß wir immer wieder noch erzogen werden müssen.

Der König: Wie Kinder! Wir bleiben eben Kinder des großen Geistes — solange wir leben.

Zoroaster: Und wenn wir gestorben sind und ein anderes Leben führen — so müssen wir auch immer noch erzogen werden — zu Höherem — immer wieder zu Höherem.

Pythagoras: Und wenn wir so weit sind, daß wir Keinen mehr zur Förderung brauchen?

Zoroaster: Dann haben wir das Bedürfnis, Andere zu fördern. Es ist nicht anders denkbar.

Der König: Und so können wir alle mal später der größte Wohltäter der Menschheit werden.

Pythagoras: Ja — wenn wir mehr sind als alle Menschen . . .

Mani: Das kann man aber nicht sein — solange man noch als einfacher Mensch lebt.

Der König: Auch das wissen wir nicht. Wir wissen aber, daß wir uns glücklich fühlen, wenn wir etwas überwunden haben — ob's eine Begierde, eine Schwäche oder ein Schmerz ist. Und dieses Gefühl müssen wir festhalten. Wir müssen immer wieder einsehen, daß es köstlich ist, wenn wir durch Schmerzliches oder Widriges gestärkt werden.

Pythagoras: Nur dadurch kommen wir weiter!

Zoroaster: Nur dadurch werden unsre Genüsse größer.

Der König: Und so können auch die Harten große Wohltäter der Menschheit sein.

Mani: Und daher kann eigentlich gar nicht zu viel regiert werden.

Mazdak: Wer sich darüber ärgert, schmeckt die Arznei nicht.

(Der Vorhang fällt.)

Teufel Theodor Trukenmiller.

Eine merkwürdige Geschichte.

Von **Wilhelm Schussen** (Schwäb. Gmünd).

An dieser Stelle

verunglückten der hochverdiente Amtsvorstand Sebald Zumbühl und der Hilfskanzliste Theodor Trukenmiller, ersterer infolge eines verhängnisvollen Fehltritts, und letzteren kostete der edle Wagemut, seinen Herrn und Vorgesetzten aus der tiefen Flut zu erretten, das junge Leben.

Sie ruhen in Frieden!

So die Inschrift an der in Seibranz neu erstellten eisernen Gedächtnistafel, die das nagelneue wuchtige Eisengeländer um einige Schuh überragt.

Geländer und Tafel stehen noch nicht zwei Tage, und das tiefgrüne, stille Wasser des Mangenweihers erschauert jetzt noch ob der neulichen Begebnisse. Vor

Digitized by Google

zwölf Tagen diese beiden schrecklichen, schreienden Menschenleiber und nun dies schwarze, starre, lauernde Eisenwerk!

Die Stadt aber bangt immer noch unter dem Eindruck des Unglücksfalles.

Zwölf lange Tage lang — und teilweise auch die Nächte hindurch — hat man die Verunglückten bedauert und betrauert. Mit allen Glocken hat man ihr Lob geläutet und ist nicht müde geworden. Man hat auch die jeweiligen kleinen Fehler und menschlichen Bresten nicht verschwiegen, wie das die Wahrheitsliebe nun einmal will. Aber darin waren die Herzen nun doch alle mit sich im reinen, daß der pflichtmäßige, fleißige Amtsvorstand ganz ohne weiteres mit Hosianna und Halleluja im schönen Himmel empfangen und gekrönt worden sei, und daß der Hilfskanzlist Trukenmiller — wenn er auch in seiner ersten Jugend für eine leichte Haut gegolten hatte — nun nach dieser letzten herrlichen Tat ebenfalls mit goldenen Flügeln unter die Engel gegangen sei.

Wohl keine sechse in der Stadt waren gegenteiligen Glaubens. Und diejenigen Seibranzer — der Ort heißt ja Seibranz —, denen ein ewiger Himmelslohn gewiß ist, werden dereinst Augen machen, wenn sie den Amtsvorstand Sebald Zumbühl und seinen wagemutigen, lautgepriesenen Retter Theodor Trukenmiller vergeblich unter denen suchen, die da unaussprechliche Freuden genießen, sondern erfahren: der gepriesene Trukenmiller sei bei den Verworfenen in der Hölle unten, und der hochverdiente Amtsvorstand Sebald Zumbühl im Fegefeuer, wo er die Stellung eines Bureaudieners einnehme und reichlich Gelegenheit habe, am eigenen Leibe zu erfahren, wie hart und herbe es ist, als Untergebener den nie zufriedenen Obern zu Willen zu sein, und wo er jetzt auf einmal und mit Bitternis einsehe, wie schwer sich sein Unverstand an dem Kanzlisten Trukenmiller vergangen habe. So aber lautete der Urteilsspruch: „Nach dreizehn Tagen hast du, Sebald Zumbühl, als Richter verstaltet in die Hölle hinunter zu fahren und den Teufel Trukenmiller, deinen einstigen Kanzlisten, ins Verhör zu nehmen. Aber es ist dir nicht erlaubt und nicht gestattet, mehr zu sprechen als das eine Wort: »Beginne!« und am Schluß des Verhörs entweder die Worte: »Nun bist du erlöst!« oder: »In dreizehnhundert Tagen komme ich wieder! Besinne dich nochmals bis dahin und gestehe mir alles und jedes ohne Hehl und Schminke, so wie es dir auf der Seele liegt!« Das Geständnis jedoch wird eher nicht vollkommen sein, bis der Mörder zerbricht und verzweifelt und dir den Fluch und die Schmach zuschleudert, die du um ihn verdient hast. Wenn das geschehen, ist auch deine Seele erlöst, und man wird euch beiden gnädig und barmherzig sein.“ —

Teufel Theodor Trukenmiller weilt seit nun zwölf Tagen allein an einem ganz grausig entlegenen Ort der Hölle, so allein, wie noch nie eine Seele allein war. Und in einer so unbarmherzigen Stille, wie kein Mensch es sich vorzustellen vermag. Er ist mit einem Bast an einem Tannenstamm festgebunden. Zu seinen Füßen kümmert ein Busch Nesseln mit versengten Blättern und hängenden Köpfen, lautlos und bewegungslos. Und der Tannenkegel über ihm haucht kein Sterbensgeräuschchen. Ein ewiger Nebeldunst steht als graue Rauchwand vor dem Wald. Und sterbensstumm und still ist alles. Und so hieß der Urteilsspruch: „Hier sollst Du, Theodor Trukenmiller, weilen und in dich gehen, bis man dir deinen Richter schicken wird. Und Herz und Nieren prüfen sollst Du und Blatt für Blatt vor diesem Richter aufschlagen. Und kein Stäubchen soll vor ihm verborgen bleiben“.

Trukenmiller sann, daß der Schweiß ihm ausbrach und die Schläfen ihn schmerzten. Er wußte nicht, wie lange er schon in dieser schauerlichen Schrecknis aushielt, aber es kam ihm vor, als wären mindestens dreizehn Ewigkeiten niedergegangen. Und doch waren ja erst dreizehn Tage abgestorben, als endlich der Richter vor ihm erschien.

Dem war die Gestalt eines hageren, schwarzumhüllten Mannes mit eisigen Zügen gegeben worden.

Schweigend setzte er sich auf den moosigen Steinblock, der nicht weit von Trukenmillers Tanne am Boden lag, und sprach sein einziges Wort: „Beginne!“

Dann aber ward er bocksteif und stiller und regungsloser als der Stein. Sein blasses Gesicht leuchtete scharf aus dem dunkeln Hüllluch, und die borstigen, buschigen Brauen hatten selbst für einen Teufel ein schreckliches Ansehen.

Trukenmiller hub an und erzählte, bis ihn die Kehle brannte und sagte alles aus seinem Leben, was er nur wußte und was er in seiner Hölleneinsamkeit an Schuld zusammengetragen hatte. Und er wiederholte manches zweimal und dreimal, in beständiger, fürchterlicher Angst, das Geständnis möchte nicht vollkommen sein und möchte diesen stummen, steinernen Richter nicht zufriedenstellen. Und er malte sich noch schwärzer, als er in Wirklichkeit gewesen.

Sein Bekenntnis aber lautete:

„Ich bin, seitdem ich um mich selber weiß, ein Faulpelz und ein Tropf gewesen. Ich habe gute Eltern und namentlich eine gute Mutter gehabt; aber ich habe ihr nicht gehorcht, wie ich es hätte tun sollen.

Immerzu hat sie mich ermahnt und gewarnt, die gute Mutter, und oft genug hat sie es gesagt: „Bei mir ist ein Wort wie hundert.“ Aber hundert Worte haben so wenig gefruchtet wie eines. Wie oft hat sie nicht gesagt: „Du bist die Unform selber! Kannst Du denn nicht deinen Hut gerade aufsetzen wie andere Jungens? Warum muß gerade deiner allweil auf der Seite sitzen? Ist das etwa schöner oder nobler oder was weiß ich?

War es schöner oder nobler? Ich kann es heute noch nicht sagen. Aber wenn mein Hut schief auf dem Kopfe saß, dünkte ich mich freier und wohler, und die Welt dünkte mich schöner und lustiger.

Und wie oft hat Mutter gepredigt: „Wenn's nachtet, gehören Kinder ins Haus und kein anständiger Bursch treibt sich da noch auf der Gasse herum.“

Ich habe nicht darauf gehorcht. Ich bin abends je länger je lieber vom Haus geblieben und habe mich fast gefreut auf die Herbst- und Winterzeiten, wo es gleich nach der Schule dämmerig wurde, und wo man

Digitized by Google

von viere bis achte im schützenden Dunkel sich umhertreiben und daheim dann lügen konnte, der Lehrer habe einen in der Klasse zurückbehalten, bloß weil man habe einmal niesen müssen, wogegen man doch nichts machen könne. Da habe ich die Hände in die Hosentaschen gestopft und habe die Trottoirs abspaziert und vor mich hin gepfiffen; denn das darf ich wohl von mir sagen: das Pfeifen habe ich ein wenig losgehabt. Darin hat mir nicht so leicht einer das Wasser reichen können. So bin ich hinter dem Gasanzünder hergelaufen und nicht müd' geworden, bis der alte Mann mir die Stange mit dem blauen, glühenden Funken obendrauf auf die Achsel geladen hat. Das hat mich dummen Jungen damals unbändig gefreut.

Und ich bin, wenn Mutter mich in die Apotheke schickte, Vatern Mixtur zu bringen, am Waschhaus stehen geblieben und habe durchs offene Fenster in die beleuchtete Waschküche hinuntergeguckt, zur Wäscherin, der dicken Sabine, und habe den platschenden Weibern zugehört und mich mit Seifenwasser anspritzen lassen. Das hat mir damals mächtig gefallen.

Vater hatte einiges Vermögen, und es war ihm möglich, mich aufs Gymnasium zu tun. Ich habe auch das Einjährige erstanden und bin auch in der nächsten Klasse ein bißchen fleißig gewesen. Ich sollte ja Geometer werden. Aber der Eifer hat nicht lange angehalten. Wohl bin ich mit Buch und Notizheft herumspaziert und habe angegeben, ich werde jetzt fest drauflosarbeiten. Aber das war gründlich gelogen, und ich bin zum Spreitbach hinausgestiefelt und habe übers Buch hinweggesehen etwa nach einem dürren Blatt, das im Wasser fortschwamm und bin mitgewandert. Und ich bin langsam durch den schattigen Wald spaziert und ins Moos gesessen und habe mich gefreut, daß der Tag von draußen so schön durch die Lücken hereinstrahlte. Hernach aber bin ich heimgekommen, um Muttern vorzulügen: „Heut hab ich aber mal dunderschlechtig geschanzt und hab gebüffelt, bis mir der Schädel rauchte. Gib mir nur gleich eine gehörige Portion Haber unter die Zähne; denn mir ist ganz hohl und weh vor lauter Schaffen."

Ich hab ja nicht gesehen, wie Vater ein stilles heimliches Auge machte und habe nicht bemerkt, wie seine kranke Stimme vor Grimm zitterte, als er sagte: „Ja, Mutter, tu ihm heut nur fest Fett aufs Brot, wenn er so dunderschlechtig geschanzt und gebüffelt hat." Ist sehr krank, der Vater, hab ich vor mich hin gedacht; aber ich habe nicht bemerkt, wie seine Stiefel gleich den meinigen staubig waren, und wie nach Regentagen Vaters nasses Regendach neben dem meinen im Gußstein tropfte, und wie sein Filzhut bei warmem Herbstwetter von Spinnenfäden umflort und seine Hosen mit Kletten und dergleichen Sachen verziert waren. Von alledem habe ich nichts gemerkt und nichts geahnt und hab nur immer insgeheim gefaulenzt und gelogen, bis eines schönen Tages die Strafe mich erreichte. Ich saß da in der Nähe des Schachenwaldes auf einem moosgepolsterten Baumstumpf schön im Kühlen und studierte gemütlich den gezackten Waldschatten und prüfte Ursache und Wirkung, indem ich bald nach den Bäumen, bald nach den Schatten hinsah. Und ich beobachtete drei grasende Rinder, oben am Rande des Hügels, wo die Sonne ein weiches rundes Dunkel unter jeden Obstbaum zeichnete. Ich versuchte es, die Hopfenstangen, die im nahen Acker aufgezeltet waren, mit bloßem Auge zu zählen. Auf dem Hohreinhof aber zählte ich die Hühner, die die Dungstätte absuchten. Und ich langte nach Buch und Notizheft und legte beides auf den Rasen und noch das Taschentuch darauf und schlief auf diesem selbstverfertigten Kopfkissen eine schöne Weile. Als ich dann aufwachte, stieg bereits der Abendrauch aus dem Kamin des Hohreinhofs. Der helle Gibel bekam einen rosigen Anhauch. Die Hohreinbäuerin hängte die Wäsche ab und lud Stück für Stück auf ihren Arm. Die drei Rinder aber am Hügelrand erschienen jetzt in fabelhafter Größe. Ich brannte eine Zigarette an und schätzte eben gemählich ab, wie viel mal größer wohl die Rinder noch sein müßten, bis sie die hinter ihnen stehende Wolkenwand erreichten. Da wurde der Haselbusch in meiner Nähe auf einmal lebendig. Er rauschte und knackte und krachte und — Vater stürzte, mit einem knorrigen Ast bewaffnet, zornig auf mich zu.

Leider hat der kranke Vater mich damals nicht so durchgebleut, wie ich es verdient hätte. Und er hat mich nicht einmal aus dem Hause gejagt, sondern hat mich bei sich behalten und hat sogar eingewilligt, daß ich beim alten Stadtgeometer als sogenannter Stangenschießer eintrete.

Da hab ich nun eine Weile gut getan, denn der Geometer war ein milder Mann, der auf zwei alten müden Füßen ging und häufig stehen bleiben oder am Feldrain niedersitzen und ausruhen mußte. Sicherlich wäre jeder andere bei dem braven Geometer mehr als zufrieden gewesen und hätte zeitlebens den bequemen Dienst beibehalten. Mir aber wurde der schöne Beruf schon nach drei Jahren zuviel, und wenn ich des Morgens, mit zugespitzten Pfählen unterm Arm oder mit meinen weiß-roten Meßstangen auf der Achsel, vor dem alten Stadtgeometer herschritt, sah ich immer zur Rechten oder Linken andere Leute Geschäften obliegen, die mir tausendmal schöner und unterhaltender vorkamen als eben meines.

So war es zum dritten Mal Herbst geworden, und es war gerade am Tage nach Allerseelen, an einem scharfen kühlen Tag, wo das Gras trotz des hellen Himmels den ganzen Tag feucht blieb: als wir in einer Obstwiese Vermessungen vornahmen. Die Wiese gehörte dem Spital. Und drei oder vier Gärtnergehilfen — genau kann ich es nicht mehr sagen — saßen in den Baumkronen und sägten mit Handsägen oder mit der Stangensäge das dürre Astwerk weg. Die Gärtnergesellen waren ohne alle Aufsicht und sprachen laut untereinander. Dann erzählte einer irgend etwas, sodaß lange Zeit kein Zweiglein mehr zu Boden fiel, aber auf einmal schafften sie wieder tüchtig, und dann konnte man sehen, wie die Reiser unterm Baum zunahmen. In jedem Fall aber waren die Gesellen ohne Aufsicht und ganz ihre eigenen Herren — so schien es mir wenigstens damals in meinem Mißmut —, während ich Tag für Tag aushalten mußte unter den ernsten

Digitized by Google

Augen des alten Stadtgeometers, der mich ständig anrief und dazu mit den Füßen stampfte: „Höher! viel höher! noch höher, Trukenmiller! und die Stange mehr gegen die Kathrinenkapell hin! so! Und noch weiter links! O Trukenmiller, Trukenmiller!“

Auch das ewigliche Abmessen und Bücken und von Markstein zu Markstein laufen und laut aufzählen: fünf, zehn, fünfzehn, und so weiter, war mir verleidet, obwohl das Geschäft — das feuchte, kalte Gras ausgenommen — eigentlich ganz nett gewesen. Und ich war verblendet und undankbar genug, an jenem scharfen Tag nach Allerseelen, die schönen weiß-roten Meßstangen einfach fallen zu lassen und den guten Stadtgeometer allein auf der Obstwiese stehen zu lassen. Ja, ich habe, wenn mir's recht ist, dem alten Mann sogar noch nachgerufen, nun könne er auch mal ein Weilchen den Gärtnergesellen zuschauen!

Mit Recht hat mir Vater jetzt im Zorn die Tür gewiesen.

Mich aber hat das gar nicht angefochten. Im Gegenteil! Ich freute mich noch darüber. Ich begab mich auf die Wanderschaft und bin mit dem Gelde, das die übergute Mutter mir heimlich zusteckte, durchs ganze deutsche Land gestiefelt, ohne etwas anderes zu tun als: essen und trinken und rauchen und übernachten und weiterziehen. Ein einziges Mal noch stand ich ein paar Monate lang in Arbeit. Es war dies in der Stadt Kiel. Ich hatte da eine ganz gute Stellung als Koch an einem Asphaltkessel, und der Meister versprach mir sogar noch den Winter über Beschäftigung. Aber nur zu bald bekam ich das schöne Leben wieder satt. Und wie beim Stadtgeometer, so fand ich es auch hier allmählich geradezu langweilig, in einem fort an meinem schwarzen Brei zu rühren — ich mußte nämlich in einem großen, rostigen Kessel Asphalt kochen und die schwarze, heiße Brühe den Gesellen ins Haus zutragen. Auch war ich es müde, die vielen Kinder, die den ganzen langen Tag den Kessel umstanden, an der Feuerküre sich zu schaffen machten oder Steine und Holzstücke in meine schwarze Suppe warfen, anzuschreien und fortzujagen. Auch der stechende Rauch wurde mir mehr und mehr lästig, und so ließ ich denn wieder meine langstielige Pfanne eines Nachmittags in der Pechsuppe stecken und ging abermals auf Wanderung.

Ich kam nach Berlin und habe hier mein Geld vollends aufgezecht, bis ich schließlich so arm wie Lazarus aus dieser teuren Stadt hinausgepilgert bin. Ich habe damals meine ganze Habschaft an einer Zuckerschnur um die Schulter hängen gehabt, in nichts anderes eingewickelt als in ein schlechtes Packpapier. Als vollends der Winter streng wurde, und die Not mich immer ärger anfiel, schrieb ich — Vater war unterdessen gestorben — Muttern einen langen, inständigen Brief voll der frömmsten Versicherungen. Die gute Frau schickte mir das Nötige zur Heimreise und tat hundert Bittgänge in der Stadt herum und gab nicht Ruhe, bis ich auf dem unseligen Amt Anstellung erhielt.

Daß die gute Frau damals — so sündig dieser Wunsch ist — ihre hundert oder tausend Gänge vergeblich gegangen wäre! Dann wär' ich vielleicht auf einem Hausstein oder am Straßenrain verdorben und gestorben. Aber ich wäre ohne Schuld geblieben und nicht an diesen schauerlichen Höllenort gekommen. Von jener unseligen Amtsstube an beginnt mein Leben schwarz und schlimm zu werden. Alle meine vorherigen Wege waren nicht gut, mitunter sogar sehr traurig; aber sie waren doch nicht so, daß sie direkt in die Hölle münden mußten. Wir waren unserer sechs auf dem Amt — den Herrn Amtsvorstand Zumbühl nicht mitgerechnet — und ich hätte hier die besten Beispiele in nächster Nähe gehabt. Gleich neben mir stand der Oberaktuar, ein alter, stiller, ehrwürdiger Herr, an seinem Schreibpult. Und vor mir sah ich, so oft ich den Kopf hob, drei fleißige untertänige Menschen, die ihre ganze Kraft dem löblichen Berufe aufopferten. Der Herr Amtsvorstand aber war die Güte und Pflicht selber.“ (Jetzt runzelte der unbewegliche steinerne Richter auf einmal die Stirn, und sein blasses Gesicht zuckte schmerzlich.)

Trukenmiller aber fuhr fort: „Vielleicht, daß der Herr Amtsvorstand mich manchmal nicht recht verstanden und mich manchmal nicht beim richtigen Trumm angefaßt hat oder auch hier und da ein wenig rasch und hitzig gegen mich gewesen ist; aber das hat er durch seine unverbrüchliche Gerechtigkeit tausendfach wieder hereingebracht. Und wenn ich kein mißratener Mensch gewesen wäre, hätte mir das einleuchten müssen. So aber glaubte ich mich im Recht, und ich fühlte mich bedrückt und bemeistert, und ich schalt in meinem Herzen die drei fleißigen, untertänigen Menschen vor mir und den alten, ehrwürdigen Oberaktuar zu meiner Seite: lächerliche Knechte, die kein besseres Los verdienen. Es ist wahr, ich tat ja lange Zeit gut und blieb still und verheimlichte meinen Grimm, Muttern zu lieb. Ich fluchte nur tief in mich hinein, wenn der Herr Amtsvorstand sagte, ich solle nicht immer zum Fenster hinaussehen, oder wenn er mich eine Arbeit zweimal und dreimal schreiben ließ oder mich über den Feierabend hinaus auf dem Amt behielt. Wahrscheinlich, daß der Amtsvorstand meinen geheimen Haß aber doch gemerkt und mich ebendeshalb nur noch schärfer und strenger behandelt hat.

Vielleicht hat er auch mein Bestes wollen und sich gedacht: wenn ich den losen Burschen recht straff halte, wird er am Ende ganz von selber das Kummet abwerfen, in das er nicht hineinpaßt.

Ich aber nahm mir vor, jetzt erst recht zu bleiben und weiterzuhassen. Es ist wahr, zum Teil Muttern zu lieb, in der Hauptsache aber dem Vorstand zum Ärger. Und noch mehr als blos zum Ärger; denn ich sah ja bereits damals so etwas Dunkles vor mir in der Ferne liegen. Lange wußte ich nicht recht, was das war. Aber es wurde mir wohl und kühl, wenn ich mich meinen schlimmen Gedanken hingab. Und dann konnte es sein, daß ich dem Amtsvorstand ein Auge zuschickte, daß er halb erschrak und nicht mehr wußte, woran er mit mir war und mich anfuhr: „Na, warten Sie mal, Trukenmiller, mit Ihnen will ich schon noch fertig werden!“

Digitized by Google

Der Oberaktuar und die andern konnten sich diese Ausbrüche nicht erklären und nahmen im stillen Partei für mich; doch keiner getraute sich, etwas zu sagen.

Das Dunkle aber vor mir wurde immer deutlicher und kam immer näher.

Ich blieb nun eine ziemliche Zeit lang brav Kind und arbeitete ordnungsmäßig. Und wurde ich auch nicht gelobt, so tat der Amtsvorstand doch nichts mehr gegen mich. Ich aber fuhr fort, ihn grimmig zu hassen und heute noch, wenn ich den breiten, rothaarigen Kopf und den sorgfältig gezwickten Vollbart im Geiste vor mir sehe, habe ich Mühe, dem guten Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Gegen die letzte Zeit vollends war mein Inneres so verfinstert, daß der wohlwollendste Verweis mich erbitterte. Und oft ertappte ich mich selber, wie ich in Gedanken dem Vorstand ein Stilettmesser in den Hals senkte oder hinterrücks einen Schuß auf ihn abgab, bloß weil er mir etwa befohlen hatte, ich solle die Flurtür unten zumachen, es ziehe sonst durchs Haus herauf. Bei Nacht aber waren meine Träume voll Blut und Zorn.

Da ereignete es sich, daß ich den Vorstand eines Sonntags beim Spaziergang antraf. Es war dies auf dem sogenannten Rundweg, der durch den Wald nach der Zeiselberger Höhe führt. Nach einer halben Stunde etwa erreicht man das Freie, von wo aus man einen schönen Ausblick über die Stadt her hat. Hernach passiert man einen stillen Weiher, den Olzreuter See, wie er heißt, und hier fällt der Wegrand wohl gute drei Meter steil ins Wasser hinab. Linkerhand aber hat man die steinige Wand neben sich, die von Brombeerbüscheln ganz überzogen ist.

An dieser Stelle sah ich den Amtsvorstand. Er trug seinen Hut in der rechten Hand und ging mit langsamen Schritten dahin. Vom See herauf strich eine kühle Luft und blies dem Vorstand das rote Haar in die Höhe. Ich kam still hinter ihm her und fragte mich, ob er wohl wieder umkehren und auf demselben Weg zurückkehren werde, oder ob er am Ende weiterginge und die Richtung über den Zeiselberg nach der Stadt einschlüge.

Das letztere schien mir wenig wahrscheinlich; denn von Zeiselberg her ist der Abstieg steil und steinig und ungut. Und der dicke Amtsvorstand war eben nicht der beste Fußgänger. Ohne es zu wollen, räusperte ich mich einmal.

Der Vorstand blickte rasch nach mir um. Ich aber tat, als studierte ich das braunrot angelaufene Brombeerlaub, und ich brach ein Blättchen ab und hielt es in Augenhöhe.

Der Amtsvorstand warf einen verwunderten, prüfenden Blick auf mich und rief mir zu: „Nun, Trukenmiller, was treiben Sie hier?“

„Ich geh bloß ein Stündchen spazieren, Herr Amtsvorstand“, sagte ich und zog den Hut vom Kopfe. „Übrigens bin ich eben im Begriffe umzukehren, Herr Amtsvorstand“, fügte ich bei und schwang meinen Hut und schickte mich an, kehrt zu machen.

„Na, Trukenmiller“, sagte jetzt der gütige Herr und kam einige Schritte auf mich zu, „wollen Sie mich nicht mal eine Strecke Wegs begleiten? Ich hätt ohnehin so manches mit Ihnen zu sprechen.“

„Es ist mir eine große Ehre, Herr Amtsvorstand; aber leider hab ich meiner Mutter versprochen, bis punkt halb sieben daheim zu sein.“

Der Vorstand schaute auf seine Uhr. „Na, dies schöne Versprechen werden Sie immer noch einlösen können, Trukenmiller. Wir haben noch nicht mal fünfe, und bis halb sieben sind wir längst in der Stadt unten. Ich denke, wir packen noch einen Kilometer, wenn's Ihnen recht ist. Der Tag ist so schön und vom Zeiselberg aus hat man eine einzig prächtige Aussicht auf die Jurawände hinüber und auf den Seespiegel hinunter.“

Dankend sagte ich zu.

Und nun gingen wir gemächlich am See dahin und stiegen durchs Buchenholz den Zeiselberg hinan.

In halber Höhe begegnete uns der Briefträger Mattes, in Zivilkleidern. Der Mann grüßte tief und freute sich augenscheinlich darüber, daß ein Amtsvorstand in so freundlicher, leutseliger Weise einem seiner Untergebenen Gesellschaft leiste.

Der Herr Vorstand war guter Laune. Er machte mich aufmerksam auf die hübschen Lärchenbäume, die mit ihren verwelkten Nadeln wie helle Flammen aus den grünen Weißtannen auflohten.

Wir genossen die nahen Jurawände, hinter denen eben der Vollmond aufstand, und der Amtsvorstand sagte noch: „Dies abendliche Dämmerblau, das die Berge halb verschleiert, ist einzig. Ganz einzig.“ Dann kehrten wir um, und mein gütiger Vorgesetzter fing jetzt an, vom Beruf und den Pflichten eines Beamten zu reden.

Er holte weit aus, der gute Herr und hatte offenbar die Absicht, mir in dieser stillen Stunde einmal gehörig ans Herz zu greifen.

Ich aber war ganz wo anders mit meinen Gedanken. Ich sah den schmalen Weg vor uns und den See. Und es ging mir heiß den Kopf herauf.

Der Vollmond stand jetzt groß über den Jurawänden.

Der Vorstand sprach immer weiter. Ich indes erinnerte mich, wie er einmal zum Oberaktuar gesagt hatte, es sei ihm so leid, daß er nicht schwimmen könne; er habe das in den Sommerferien, wo er am Bodensee verweile, schon oft herb empfunden.

Der ärgerliche Vollmond!

Er war groß und goldgelb und stand ganz furchtbar still in einem blaugrauen Himmel drin. Wie ein ungeheures Auge, das schaut und schaut, bis man wegsieht, und einem auch dann noch keine Ruh läßt. Und es kam mir vor, als ob jemand aus dem Auge herausspräche: Will sehen, ob du's wagst? Aber dann! Trukenmiller, dann!

Wir gingen immer weiter.

Nun hing die Mondkugel auf einmal auch noch im Wasser unten und verwandelte den See in wahren Höllenbrand.

Ich machte dem Amtsvorstand Platz und ließ ihn vor mir hergehen.

Und ich hob den Kopf und sah das schreckliche Auge oben, in einer gespenstigen Wolke, die langsam

Digitized by Google

fortglitt. Und ich blickte weg und hatte den höllischen See vor mir. Es war eine Art Verzweiflung, die mich jetzt anfiel. „Wunderbar! wundervoll!“ rief der Vorstand mitten in seine lange Mahnpredigt hinein.

„Wunderbar! wundervoll! ganz höllisch wundervoll!“ schrie ich zurück, und ich nahm einen teuflischen Anlauf und stieß den guten Mann hinunter in den brennenden See.

Es war gräßlich, wie der Mensch aufschrie.

Aber ich schrie mit ihm und überschrie ihn, und sprang ihm nach und wollte den rothaarigen Kopf in die spritzenden Brände tauchen, bis er den letzten Schnaufer täte. Und dann wollte ich ans Land schwimmen und heulen und um Hilfe schreien und sagen, der seelengute Herr Amtsvorstand habe einen Fehltritt getan und sei abgestürzt, und ich der brave, hochherzige Trukenmiller habe ihn, unter Hintansetzung des eigenen Lebens, aus dem Wasser ziehen wollen.

Aber der Vorstand erwischte mich an den Beinen und packte zu und krallte sich an mich und zog mich mit hinunter.

Einen Augenblick lang brachte ich nochmal den Kopf hoch, und ich dachte an meine Mutter und schrie, so viel ich nur Stimme im Leib hatte: Hilfe! Hilfe!

Ich hörte auch noch den Briefträger Mattes den Wald herauf Antwort geben.

Er hat mich denn auch aufgefischt. Und ich bin auch wieder zu mir selber gekommen. Und ich habe auch ein Verhör glänzend überstanden und bin von den Richtern gelobt und gesegnet worden. Und ich habe sogar eine Medaille erhalten und bin als Held in den Zeitungen gestanden. Aber lange hat's ja nicht mehr gedauert. Ich bin dann doch gestorben und habe als Mörder vor Gott gezittert.“

So schloß Trukenmiller sein Bekenntnis. Und er holte tief Atem und senkte den Kopf zur Brust.

„Bist Du fertig?“

„Ja.“

„So wisse, Unglücklicher! In dreizehnhundert Tagen komme ich wieder. Besinn Dich bis dahin und gestehe dann alles und jedes, ohne Hehl und Schminke, so wie es Dir auf der Seele liegt.“ Und der Richter verschwindet durch die Nebelwand am Wald.

Und Stille. Stille.

Hohle, eisige Stille. Gemacht zur Verzweiflung, die Erlösung bringt.

Und oben bei Gott geht die Uhr der Welt.

„In dreizehnhundert Tagen komme ich wieder.“

Neue Bücher.

Alle dem **Herausgeber** zugehenden Bücher, Broschüren u. s. f. werden an dieser Stelle aufgeführt. Die **Besprechung** bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine **Rücksendung** eingegangener Werke kann nicht stattfinden.

Wege zu deutscher Kultur. Eine Einführung in die Bücher des Verlages Eugen Diederichs in Jena. Mit 17 Nachbildungen alter Kupferstiche von Israhel von Meckenem und Bücherverzeichnis bis Weihnachten 1908.

1903—1908. Katalog der in den ersten fünf Jahren des Bestehens erschienenen Bücher. Mit literarischen Selbstcharakteristiken von Otto Julius Bierbaum, Anna Croissant-Rust, Hans H. Ewers, Wilh. Fischer in Graz, Rudolf Huch, Richard Schaukal, Johannes Schlaf, Wilhelm von Scholz, August Strindberg, Wilh. Weigand und anderen Originalbeiträgen und den Bildnissen der Autoren und vielen anderen Illustrationen. München und Leipzig, Verlag von Georg Müller, Weihnachten 1908.

In sehr glücklicher Weise gibt die Verlagsbuchhandlung von Eugen Diederichs in Jena über die beim Aufbau ihrer Verlagswerke wirksamen Leitgedanken Aufschluß. Dieser Rechenschaftsbericht umfaßt ein eigenes kleines Buch für sich, das in sieben, in sich abgeschlossenen Abhandlungen eine zusammenhängende inhaltliche Darlegung der in zwölf arbeitsreichen Jahren veröffentlichten wertvollen Verlagserscheinungen bietet. Wege zu einer neuen deutschen Kultur sollen sie bahnen; aus einem schöpferischen Erlebnis entstanden, nach der Veräußerlichung der letzten Jahrzehnte dem Persönlichkeitsdrang des einzelnen dienen. Die Erstarrung auf dem Gebiet der Kirche, Wissenschaft und Schule zu beleben, sind nicht allein eine verständnisvoll ausgewählte Anzahl polemischer, sondern auch positiv schaffender Bücher tätig und hierbei ist der Grund des Aufbaus sehr weit abgesteckt: was Altertum, Mittelalter und Neuzeit an lebendigen Schätzen enthält, wird in sorgsamen Ausgaben ans Tageslicht gefördert. Die alten Klassiker in sorgfältigen Übertragungen, hervorragende Geister der Vergangenheit wie Leonardo da Vinci, Giordano Bruno, Pico della Mirandola, Comenius, Franziskus von Assisi, die Mystiker, die Humanisten und Klassiker werden nebst bedeutenden neuzeitlichen Autoren Deutschlands, Englands, Frankreichs, Rußlands, Amerikas usw. dargeboten. Die Tafel ist, wie man sieht, überreich gedeckt und kein um die Erlangung lebendiger deutscher Kultur Bedachter wird an ihr unbereichert vorüberzugehen vermögen.

Zu einem nicht minder reichen Geistesmahle lädt ein andrer namhafter deutscher Verlag, der des ebenso fruchtbar tätigen Münchener Georg Müller ein, obgleich dieser erst auf ein Lustrum emsiger Arbeit zurückblickt. Auch hier ist das Feld der Tätigkeit weitblickend über Vergangenheit und Gegenwart in die Zukunft gespannt. Aus der gesammten Weltliteratur wurden und werden hier kostbare Schätze in erlesenen, mustergültigen Ausgaben der Öffentlichkeit dargebracht: die Liebhaber-Drucke und Gesamtausgaben von Ariost, Brentano, Casanova, Diderot, Galiani, E. T. A. Hoffmann, Montaigne, Rabelais, Puschkin, Thackeray, Turgenjew usw. seien hier aus der Fülle des Gebotenen und in Vorbereitung Begriffenen hervorgehoben. Aber nicht nur der Neuherausgabe hervorragender alter Werke, auch der schönen Literatur der Gegenwart gilt das Bemühen dieses rührigen Verlagshauses. Dichternamen wie die von Bierbaum, Bleibtreu, Holger Drachmann, Wilhelm Fischer in Graz, Fogazzaro, Huch, Grasberger, Ferdinand Kürnberger, Adolf Pichler, Edgar Poe, Schaukal, Schlaf, Wilhelm von Scholz, Strindberg, Weigand u. v. a. bezeugen die künstlerische Höhe des Gebotenen. Der Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte wiederum sind Werke von Bartels, Bierbaum, Chamberlain, Wilhelm von Scholz, Dreyer, Floerke, Theodor von Frimmel, Georg Fuchs, Eugen Kilian, Rudolf Louis, Moritz Necker, Heinrich von Stein, Felix Weingartner u. a. m. angehörig. Der mit zahlreichen Abbildungen und Ausstattungsproben reich geschmückte Katalog gewinnt durch die beigesteuerten Selbstcharakteristiken und sonstigen Beiträge der namhaftesten Autoren des Verlages einen besonderen Wert.

Viktor Wall (Wien).

George Moore: Erinnerungen an die Impressionisten. Verlag von Bruno Cassirer (Berlin).

Dieses Buch ist für mich eine der wertvollsten Aufzeichnungen über die Impressionisten. Moore hatte das Glück, das er nicht hoch genug zu preisen weiß, die moderne Malerei mit eigenen Augen entstehen zu sehen. Er saß mit Manet, Degas und Monet zusammen an einem Tische im „Neuen Athen“, der Stammkneipe der revolutionären Künstlerschaft in der Zeit, da man noch den Drang verspürte, in allabendlichen Zusammenkünften die Probleme durchzusprechen, die am Tage zu meistern waren, und er weiß manchen intimen Zug von ihnen zu berichten. Er erzählt von ihnen in seinem leichten, glücklichen Plauderstil, launig und in einer Art schelmischer Bonhomie. Und von all diesen heute schon geschichtlich gewordenen Gestalten fällt der wallende Mantel zeitlosen Ruhmes, sie fügen sich wieder in den Rahmen jener frühen Tage, da sie den Parisern anrüchig waren und als Rache für das Darben und Schuften nur jene bissigen Aperçus hatten, die wir heute zur Grundlage unsrer Ästhetik gemacht haben. Der diese Aperçus prägte, war Degas, der schärfste und kritischeste Geist der Gruppe, der als erster das große Maleringenium Manets erkannt hatte. Moore setzt ihn in einen wirksamen Gegensatz zu Manet, der in dieser Schärfe von der zimftigen Kunstkritik noch nie betont worden ist: er charakterisiert die Kunst

Digitized by Google

Manets als eine Kunst des Temperaments, genialer Instinkte, unbewußter, fast unerwünschter Regungen (Degas selbst pflegte von Manet zu sagen, er sei außer sich, daß er nicht so schlecht malen könne wie Carolus Duran und gefeiert und dekoriert werde; er sei Künstler nicht aus Neigung, sondern aus Notwendigkeit, ein ans Ruder gekketteter Galeerensklave) und kennzeichnet Degas als den intellektuellen Künstler, dessen Originalität in dem Prinzip enthalten ist, niemals eine Sache zu machen, die ein andrer vorher gemacht hat. Er vergleicht Degas mit Lionardo — ein sehr aufschlußreicher Vergleich, wenn er auch zu dem schlechten Wortspiel führt, daß Lionardo Wege, Degas Witze machte. Im Vorübergehen wird die Mona Lisa ihres von Literaten umwobenen Zaubers entkleidet, ein paar Worte über Rembrandt ergänzen und rechtfertigen diese Negation, dann setzt der Hymnus auf Manet wieder ein und auf den prachtvoll gemalten weißen Arm der Madame Gonzalès, und das Ganze gipfelt in der niedlichen Antithese, daß gegen die sinnliche Frische dieses Armes, auf dessen Form kein Schatten fällt, selbst der größte Intellekt wirkungslos sei. — Es ist ein unbeschreibliches Vergnügen, dieses Buch zu lesen. Schalkhafter und charmanter als Moore kann man kaum plaudern, und selten hat jemand diese schwingende Verve in seinem Stil, die unmerklich von der Anekdote zum Gedanken kommt, vom Gedanken zum Pathos, vom Pathos zur Begeisterung und wieder zurück zur Anekdote, ohne den Leser jemals aus der Spannung zu entlassen oder gar ihm peinlich zu werden. Wer Begeisterung für die moderne Malerei empfindet, muß dieses Buch lesen; wer einen außerordentlichen Schriftsteller kennen lernen will, muß es gleichfalls lesen. Den größten Gewinn aber hat der Unbegeisterte, der von dem prachtvollen Menschentum Moores angesteckt (denn dieses ist sein Stil) den Drang verspürt, der gleichen Genüsse teilhaftig zu werden, die Moore enthusiasmierten, und hingeht und die Kunst der Impressionisten studiert. Er dürfte dieses Buch für immer in dankbarem Andenken behalten, und dieses Buch selbst hätte die Freude, seinen eigentlichsten und schönsten Zweck erfüllt zu sehen.

Konrad Müller-Kaboth (Düsseldorf).

Im Verlage der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (München) sind erschienen:

Dr. M. Kronenberg: Geschichte des deutschen Idealismus I. Die idealistische Ideen-Entwicklung von ihren Anfängen bis Kant. Preis geb. Mk. 7.

Cattina v. Seybold: Aus warmen bunten Ländern. Preis geb. Mk. 3.50.

Dr. Curt Thesing: Biologische Streifzüge. Eine gemeinverständliche Einführung in die allgemeine Biologie. Mit 18 Tafeln und zahlreichen Textillustrationen von Paul Flanderky. 2. Aufl. Verlag von J. F. Schreiber (Eßlingen). Preis geh. Mk. 6.

Dietrich Vorwerk: Im Heer der Heimatlosen. Werdegang eines deutschen Fremdenlegionärs, dem Leben nacherzählt. Verlag von W. Crüwell (Dortmund). Preis geh. Mk. 3.50.

Fritz Pistorius: Das Volk steht auf 1813! Kriegserlebnisse eines preußischen Jungen. Mit Buntbild und 10 Karten. Verlag von Trowitzsch & Sohn (Berlin). In Geschenkband Mk. 4.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg. Komödie in 5 Akten. Deusch von Siegfried Trebitsch. Verlag von S. Fischer (Berlin).

L. Gerhardt: Karl Ludwig Fernow. Mit Porträt und einem faksimilierten Briefe. Verlag von H. Haessel (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.

Franz Pocci: Heitere Lieder, Kasperliaden und Schattenspiele. Zweite Sammlung. Mit zahlreichen Illustrationen nach zum Teil noch unveröffentlichten farbigen und schwarzen Zeichnungen Poccis. Verlag von Etzold & Co. (München). Preis geb. Mk. 2.

Dr. A. Guthmann: Naturgemäßes Leben und Denken. Ein Buch der Hygiene. Ebenda. Preis kart. Mk. 3.60.

Zur Psychologie des Militarismus. Von einem deutschen Soldaten. Verlag von Otto Wigand (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.50.

Leonid Andrejew: Die Geschichte von den sieben Gehenkten. Mit dem Bildnis und der Selbstbiographie des Verfassers. Deutsch von Lully Wiebeck. Umschlag von Richard Winckel. Verlag von R. Piper & Co. (München).

Patria, Bücher für Kultur und Freiheit, 1909. Herausgegeben von Friedr. Naumann, Buchverlag der Hilfe (Schöneberg-Berlin).

Dr. med. Julian Marcuse: Körperpflege durch Wasser, Luft und Sport. Eine Anleitung zur Lebenskunst. Verlag von J. J. Weber (Leipzig). In illustriertem Rohleinenband Mk. 6.

Margarete Beutler: Neue Gedichte. Verlag von Bruno Cassirer (Berlin).

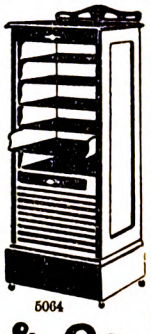
Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Moderne Büro-Möbel

5037. Aktenständer aus Eiche
auf Rollen, ca. 95×60×30 M. 14.–
5036. do. do.
auf Rollen, ca. 95×60×45 M. 15.–
5064. Jalousieschrank a. Eiche
auf Rollen mit 7 Auszügen M. 38.–
do. mit 9 Auszügen M. 42.–



EDMUND BOEHM & Co.
21. Jerusalemer Strasse 21.
Illustrierte Preisliste G.W. gratis und franko.

Im Gebrauch Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.
Höchste Anerkennungen.

Digitized by Google

Einkauf von Altertümern.

M. Ksinsky, Berlin SW.

Prinz Albrecht-Strasse 9, im Hause Hôtel Prinz Albrecht

kauft Münzen, **Porzellan**-Service, **Figuren,** Gruppen, **Vasen, Dosen,** Fächer, Flacons, Spitzen, Seidenstickereien, Gobelin-Tapeten, deutsche, Delfter und französische Fayencen, Gläser, Krüge, Goldemaille-Dosen, **Schmucksachen, Miniaturen,** Taschenuhren, englische **Kupferstiche,** blaue chinesische Porzellanvasen, Kandelaber und Stutzuhren, Marmor, Bronzen etc., **kirchliche** und **Innungssachen,** Möbel, weiße Meißner Figuren (auch defekte), Silbergegenstände.

Auch werden ganze Sammlungen gekauft.

Für englische bunte Kupferstiche zahle ich sehr hohe Preise.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

enthaltend 17 der bekanntesten und schönsten Weihnachtslieder mit 9 Notenseiten, illustriert durch 6 farbige Vollbilder und 7 Vignetten. Preis elegant gebunden 2 M.

Kindersang — Heimatklang.

Deutsche Kinderlieder. Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz in Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann in München, im Format 22 : 29 cm mit 24 farbigen Bildseiten, 32 Vignetten und 36 Notenseiten nebst unterlegtem Text zu 60 deutschen Kinderliedern, 4 Teile in 2 elegant gebundenen Bänden zu je 2 M., Prachtausgabe in einem Band 5 M. Es ist ein schöner Gedanke, der hier ausgeführt worden ist, man kann zur Pflege gemütvollen deutschen Familienlebens sich nichts Ansprechenderes denken.
(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung.)

Thoma: ABC-Bilderbuch.

von Prof. Hans Thoma, mit ausgewählten Gedichten von Wilhelm Hey, nebst Original-Beiträgen von Mathilde Coester-Cassel. Format 31 : 23 cm, 48 Seiten mit etwa 60 farbigen Bildern, elegant und dauerhaft geb. M. 4.—, unzerreissbar ohne Textseiten M. 5.—.
„Sicher die schönste Fibel, die je erstand! Da ist das Lesenlernen Vergnügen. Das Kind, das dieses Buch hat, kommt fix und freudig als Leser in die Schule und lacht der Qual der andern. Es sind viele, viele Bilder darin, manche von grossem Reiz. (Die Kunst im Leben des Kindes.)
Diese Bilderbücher sind in allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig. Wo nicht, wende man sich an die Graphische

Kunstanstalt Jos. Scholz, Mainz.

Bettnässen!

Befreiung **garantiert** sofort! Ärztlich empf., viele Dankschreiben. — Alter und Geschlecht angeben. Broschüre umsonst und frei.

Institut „Aesculap“
Lübben W 14, Lausitz.

Simplicissimus

1. — 8. Jahrgang

komplett, sehr gut erhalten, Originaldecken preiswert abzugeben, auch einzeln.

Näh. unt. **Nr. 4482** an die **Expedition der „Gegenwart“,** **= Berlin W 15. =**

Verantwortl. Redakteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstr. 10, I. Verlag: „Die Gegenwart“, Inh. Matteo Vecchio Verderame, Berlin W 15, Kurfürstendamm 47.
Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, ebenda. — Druck der Merzbach'schen Buchdruckerei in Posen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

NOV 28 1922

DUE MAR

Digitized by Google